
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

<https://books.google.com>





Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.





AP 30

W 7

v. 4

no. 27-39

July-Sept. 1902

Inhalt der Nummer 27.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1227
Umichau	1227
Die Kieler Woche	1228
Unsere Bilder	1229
Das Buch der Woche	1231
Frauenchronik	1231
Die Toten der Woche	1231
Auf dem Codesader von Martinique II	1232
Der Mammutfund in Sibirien	1234
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1235
Die Bewohnbarkeit der Himmelskörper. Astronomische Plauderei von Dr. M. Wilhelm Meyer II	1243
Die Madonna mit den roten Haaren. Novelle von Carl Bulcke	1246
Im Sommer. Gedicht von Karl Danzlow	1249
Elektrokultur. Plauderei von Fritz Bernhard	1250
American Girls (Mit 7 Abbildungen)	1251
Mikroskopische Photographien. Von M. Dantler. (Mit 6 Abbildungen)	1254
Jungfer Liebevoll. Novellen von G. von Beaulieu	1256
Sommerfischerei. Plauderei von Fritz Slowronnef. (Mit 7 Abbildungen)	1258
Blitzfahrt für Fußballons. (Mit 2 Abbildungen)	1262
Volksbelustigungen. (Mit 10 Abbildungen)	1264
Im Herrenhaus von Kuchmühlen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	1267
Was die Ärzte sagen	1271
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1272

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Oberstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ecke Karstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannistr. 6; **Dresden**, Seefr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Eberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbederplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Seil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mühlstr. 9; **Ede Schulstr.**; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holtenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohenstraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breitenweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzstraße 30; **Stettin**, Breitenstraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

26. Juni.

Aus Venezuela kommt die Nachricht, daß sich der Vizepräsident Ayala mit 1744 Offizieren und Soldaten den Aufständischen ergeben hat.

Der Kaiser macht durch Flaggen-signale der Flotte bekannt, daß er den König Eduard von England à la suite der deutschen Marine gestellt hat.

27. Juni.

Wie aus Krefeld gemeldet wird, beschloß die dortige Stadtverordnetenversammlung in geheimer Sitzung die Aufnahme einer Anleihe von vier Millionen Mark, um Terrains zu einem Exerzierplatz und Kasernements für das Husarenregiment zu erwerben, das nach der Ankündigung des Kaisers von Düsseldorf nach Krefeld verlegt werden soll.

28. Juni.

Der Vertrag über die Verlängerung des Bündnisses des Deutschen Reichs mit Oesterreich-Ungarn und Italien wird vom Reichskanzler Grafen Bülow und den Botschaftern von Szögyeny und Graf Kanza unterzeichnet. Der Dreibund ist danach in unveränderter Form erneuert worden.

Die Leibärzte des Königs von England erklären, daß sie den Patienten für außerhalb unmittelbarer Gefahr befindlich halten.

Prinz Heinrich von Preußen reist aus London nach Deutschland ab.

Der Khedive von Aegypten trifft in Konstantinopel ein und wird vom Sultan empfangen.

Der König von Schweden beruft, nachdem das Ministerium Otter seine Entlassung gegeben hat, den ehemaligen Premierminister Ekström an die Spitze der Regierung.

29. Juni.

Wie aus Buenos Aires gemeldet wird, hat der Senat die mit Chile abgeschlossenen Verträge genehmigt.

Die Schiffe der haitischen Regierung beschießen ohne vorherige Meldung an die fremden Konsuln Kap Haitien, ohne die Aufständischen zu vertreiben. Der amerikanische Konsul ersucht seine Regierung um sofortige Entsendung eines Kriegsschiffs zum Schutz der amerikanischen Interessen.

30. Juni.

Der neunte Internationale Schiffahrtkongreß wird in Düsseldorf durch den Kronprinzen eröffnet.

Präsident Roosevelt unterzeichnet die Bill, betreffend den Bau des Isthmuskanals.

Laut Meldung aus Petersburg hat der dortige italienische Botschafter den russischen Minister des Aeußern benachrichtigt, daß König Diktor Emanuel beabsichtige, den Zaren noch im Lauf des Sommers zu besuchen.

1. Juli.

Der russische Thronfolger trifft in Eckernförde ein.

Aus München wird gemeldet, daß Rektor und Senat der Universität Würzburg die Regierung um Enthebung von ihren Aemtern gebeten haben, weil ihnen der bayrische Kultusminister kürzlich im Landtag Mangel an Objektivität bei Erledigung einer Personalangelegenheit vorgeworfen hätte.

2. Juli.

Der bayrische Kultusminister Dr. von Landmann, gegen den die Würzburger Universität demonstriert hat, reicht dem Prinzregenten seine Entlassung ein, die jedoch nicht angenommen wird.



Umichau.

Das bedeutendste Ereignis der politischen Woche ist die Erneuerung des Dreibundes. Daß sie erfolgen würde, stand nach den früher gefallenen Aeußerungen des Reichskanzlers Grafen Bülow, der österreichischen, ungarischen und italienischen Minister außer Zweifel; trotzdem ruft es neue Genugthuung hervor, daß sie nun zur Thatfache geworden ist. Erstaunlich ist auch die Mitteilung, daß die Bündnisse in der alten Form weiterbestehen werden. Die Position des Deutschen Reiches ist günstig, konnte doch Graf Bülow im Reichstag erklären, daß der Dreibund für uns eine Notwendigkeit nicht bedeute. Ist er trotzdem wieder erneuert worden, so ist damit womöglich noch eklatanter als früher dargethan, daß sein Zweck der Schutz des Friedens ist, wie er es immer war. Es erscheint daher einigermaßen deplaziert, wenn französische Stimmen sich dahin äußern, daß der Dreibund seinen kriegerischen Charakter verloren habe. Er konnte ihn nicht verlieren, weil er ihn nie besessen hat. Diese Dinge liegen für jeden, der sehen will, klar zu Tage. Die politische Interessen-

gemeinschaft, oder genauer das gemeinsame Interesse an der Erhaltung des Friedens hat das Deutsche Reich, die österreichisch-ungarische Monarchie und das Königreich Italien zusammengeführt und hält sie zusammen. Deshalb hat auch in dem Verhältnis der drei Mächte zu einander, so wenig, wie der Abschluß des russisch-französischen Bündnisses, die Annäherung Italiens an Frankreich oder die Wiedererstarbung der freundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland eine Aenderung bewirkt. Eine gewisse Gefahr, daß Reibereien zwischen ihnen entstehen möchten, könnte eher noch in dem Widerstreit der wirtschaftlichen Interessen erblickt werden; indessen hat noch die Theorie des Fürsten Bismarck Geltung, daß diese mit den politischen Beziehungen der Mächte untereinander nicht verquickt werden dürfen. Nachdem auch der südafrikanische Krieg sein Ende gefunden hat, läßt sich damit die internationale Lage so friedlich an, wie man es nur wünschen kann.

In Schweden ist ziemlich plötzlich eine Ministerkrise ausgebrochen. Ministerpräsident Freiherr von Otter hat, während seine Kollegen bis zur Neubildung des Kabinetts die Geschäfte noch weiter führen, das Feld bereits geräumt, und König Oskar hat zu seinem Nachfolger den alten Ekström bestellt. Der Grund für den Rücktritt Otters ist wohl in dem Fall der Stimmrechtsvorlage während der letzten Reichstagsession zu suchen. Wie erinnerlich, hatte die Regierung einen

Wahlreformentwurf eingebracht, der von Sozialdemokraten und Demokraten mit einem radikalen Gegenantrag beantwortet wurde. Die Mehrheit lehnte beide ab, und beide Kammern nahmen eine Resolution an, daß innerhalb vier Jahren eine neue Vorlage auf breiterer Grundlage, als das Ministerium vorgesehen, dem Parlament unterbreitet werden möchte. Doch diese Niederlage in der Vergangenheit hätte den König vielleicht noch nicht veranlaßt, die Entlassung des Kabinetts anzunehmen, wenn ihm nicht mit Rücksicht auf die Zukunft ein Wechsel in den leitenden Stellen angebracht erschienen wäre. Es handelt sich dabei allerdings nicht sowohl um innerpolitische schwedische Angelegenheiten, als vielmehr um die Stellung Schwedens zu Norwegen. Die nächste Zeit bringt die Konsultatsfrage wieder auf die Tagesordnung. Ekström hat während seiner ersten Ministerpräsidentenschaft in der ersten Hälfte der neunziger Jahre den Norwegern gegenüber eine sehr versöhnliche Haltung beobachtet und dadurch sicherlich viel dazu beigetragen, sie nachgiebig zu stimmen. Die Norweger begnügten sich damals mit der Entfernung des Unionsabzeichens aus der norwegischen Flagge und verzichteten einstweilen auf die Errichtung eigener Konsulate, aber nur einstweilen. Vielleicht gelingt es Ekström jetzt, da die Frage wieder aktuell wird, noch einmal, ein Kompromiß zu Stande zu bringen; wo nicht, dürfte er aber die nötige Energie besitzen, um für die Trennung der Konsulate in Schweden eine hinlängliche Mehrheit zu gewinnen.

Die Kieler Woche.

„Amerikanisch“ ist, wie heute auf so vielen Gebieten, auch der Crampf der diesjährigen „Kieler Woche“. Von der das größte Interesse beanspruchenden großen Schonerklasse sind fünf von acht Jachten in Amerika gebaut, den vielumworbene Ehrenpreis des Kaisers in der internationalen Sonderklasse holte sich „Uncle Sam“, die amerikanische „Virginia II“ hat bei jedem Start ihren Preis gewonnen, endlich liegt im Kieler Hafen eine Reihe der größten und schönsten amerikanischen Dampfjachten, allen voran die prächtige „Nana“ der Mrs. Goelet.

Die englische Flagge ist gegen früher sehr in den Hintergrund getreten, was natürlich in erster Linie auf die Krönungsdispositionen der englischen Jachtbesitzer zurückzuführen ist.

Sehr gut vertreten ist diesmal Dänemark, zum erstenmal wieder seit längerer Zeit, da die leidige Politik die stets gern gesehene Sportkameraden mehrere Jahre von Kiel fernhielt: es mögen wohl zwanzig dänische Jachten in Kiel sein, denen sich ebensoviele Schweden und Norweger zugesellen. Die nordischen Jachten sind in seemännischer Beziehung die besten, ihre schönen, kräftigen Formen, die exakte Sauberkeit, mit der sie gehalten werden müssen jedes Seemannsauge entzücken. Sobald es einigermaßen weht, werden daher die Nordländer immer die ersten Preise mit Beschlag belegen.

Nicht so glücklich wie im Vorjahr schnitten die Franzosen ab, deren Jachten im übrigen einen guten Eindruck machten.

Das von Deutschland gestellte Jachtmaterial, das naturgemäß das Gros der ganzen Flotte ausmacht, mußte an Zahl wie an Qualität die weitestgehenden Ansprüche befriedigen. Von den zwölf Jachten der großen Klassen A und I sind zehn in deutschem Besitz. Die Rennen dieser herrlichen Schiffe zu beobachten, war für den Fachmann wie für den Laien ein wundervoller Genuß. Anwesende Amerikaner und Engländer sprachen es rückhaltlos aus, daß sie ein solches in jeder Beziehung erstklassiges Material noch nicht beisammengesehen hätten. In England sind derartige Rennen überhaupt nur zu ermöglichen, wenn die deutschen Schoner hinübergehen. Zu diesem Zweck hat der Kaiserliche Jachtclub in diesem Jahr eine Regatta Helgoland—Dover arrangiert, die am 15. Juli unsere großen Jachten hinüberführen soll.

Aber auch in den mittleren und kleinen Klassen ist Deutschland vorzüglich vertreten. Es liegt in der Natur der

Sache, daß jeder Klub überhaupt nur das beste, in den heimischen Regatten erprobte Material nach Kiel an den Start schickt, das nun hier miteinander um die Palme ringt.

Außer den an den Regatten teilnehmenden Fahrzeugen, deren Zahl sich auf etwa hundert belaufen mag, liegen wohl noch ebensoviele Vergnügungsfahrzeuge in Kiel, die sich an den Wettfahrten nicht beteiligen, sondern sich damit begnügen müssen, ihren Besitzern als Wohnung und Begleitschiff bei den Regatten zu dienen. Der Hafen bietet denn auch mit dieser Fülle von Schiffen einen ganz herrlichen Anblick. In der Mitte des Fahrwassers die Reihe der großen Linienfahrzeuge, dazwischen die schönen, alten Schulschiffe und moderne, schlanke Kreuzer, zwischen den Kriegsschiffen und dem Land dann, über die ganze Länge des Ufers verteilt, die Jachtflotte.

Es ist noch immer nicht genügend bekannt und kann daher nicht oft genug wiederholt werden, daß wir die rapide, kaum glaubliche Entwicklung des deutschen Segelsports in erster Linie der glühenden Passion des Kaisers für diesen Sport und seiner energischen Initiative zu verdanken haben. Einige Zahlen mögen diese Entwicklung illustrieren: vor zwölf Jahren besaßen wir in Deutschland etwa hundert „Jachten“, unter diesen waren aber vielleicht nur zwanzig bis dreißig, die diesen Namen wirklich verdienten, der Rest waren alte, zum größten Teil offene Segelboote. Heute sind beim Deutschen Seglerverband registriert: 670 Jachten, darunter das beste Material das es auf beiden Hemisphären giebt.

Unser Kaiser hat es verstanden, weite Kreise des Binnenlandes, die vor zehn Jahren wohl kaum wußten, was man unter einer „Jacht“ versteht, für seinen Sport zu interessieren. Er hat in England und Amerika auf den leistungsfähigsten Werften Fahrzeuge erbauen lassen, um den deutschen Seglern vorzuführen, wie eine erstklassige Jacht beschaffen sein muß. Nach einigen Jahren wurden diese Jachten durch neue ersetzt und der Marine überwiesen, wo sie der Ausbildung von Jachtmatrosen dienen, damit in absehbarer Zeit die Besitzer großer Jachten der Notwendigkeit enthoben werden, englische oder amerikanische Mannschaft auf ihren Fahrzeugen zu halten, was heute noch bei dem Mangel an heimischem Material unerlässlich ist.

In diesem Jahr sollte nun der im letzten Winter für den Kaiser in Amerika neuerbaute Schoner „Meteor“ (Abb.

S. 1236) seine ersten Regatten segeln*). Leider litten die ersten Regatten sehr unter Windmangel, so daß das schwere Schiff, das viel Wind haben muß, nicht recht in Schwung kommen wollte. Auch wollte es scheinen, daß die in England gefertigten Segel schlecht standen.

Am günstigsten war die Gelegenheit noch am Freitag, dem 27. Juni, wo eine mächtige Nordwestbrise wehte, die es den großen Jachten ermöglichte, den Kurs von dreißig Seemeilen in fünf bis sechs Stunden abzusegeln. Die wunderschönen Fahrzeuge, mit allen nur anbringbaren Segeln besetzt, boten einen ganz herrlichen Anblick, als sie dicht bei einander sich an der Startlinie zusammendrängten. An Bord des „Meteor“ befanden sich der Kaiser und die Kaiserin, auf der „Iduna“ Prinz Waldert. Die Jachten starteten in der Reihenfolge: Meteor, Cicely (Cecil Quentin, England), Esca (W. von Brüning, Wiesbaden), Clara (Kommerzienrat Guilleaume, Köln), Nordwest (J. Hezel, Kopenhagen), Iduna (J. M. die Kaiserin). Es folgten dann in der zweiten Abteilung: Navahoe (Konsul Wätjen, Bremen), Komet (Admiral von Köster), Kommodore (Krupp, Essen), Susanne (Huldschinsky, Berlin) und Mohawk, eine englische Jacht, von F. Simon, Berlin, für die Kieler Regatten gechartert. Nach Passieren der Heulboje mußte nach dem Stoller-Grund-
Markboot gekreuzt werden, wo sich die Reihenfolge, wie folgt, verändert hatte: Meteor war auf den dritten Platz hinter Navahoe und Cicely zurückgefallen, dann folgte dicht darauf Clara, weiter zurück Komet, Iduna, Esca und Kommodore. Raumschrots ging es dann dem Ziel zu. Meteor entwickelte jetzt große Schnelligkeit, so daß er bald Cicely überholte und eine halbe Schiffslänge hinter Navahoe das Ziel passierte. Das „Finish“ zwischen diesen beiden Jachten, der Kampf um die Luv-Seite, das im letzten Moment dicht vorm Ziel mit unglaublicher Schnelligkeit auf dem Meteor ausgeführte Sehen des großen Ballonsegels gehört zu dem packendsten, was man auf Segelregatten sehen kann. Durch Vergütung — Meteor ist erheblich größer als Cicely — fiel der erste Preis an letztere, der zweite an Meteor, während „Navahoe“ überlegen über Komet siegte. In den andern Klassen waren die Gewinner der ersten Preise: Kommodore des Herrn Krupp, die Norwegerin „Mignon“, der Schwede „Garm“, „Chea“ des Konsul Diederichsen, Kiel, „Pöly“, des Kommerzienrats Bärenstein, Berlin, der Norweger „Valkyrjen“, die amerikanische „Virginia II“, „Ziu“ des Direktors Ulrich, Berlin, „Attila“, J. Bielenberg, Kiel, „Susanne II“ des Herrn Huldschinsky, Berlin, und in den kleinen Klassen die Hamburger: „Bliz VI“ des Herrn Westendarp, „Harald“ des Herrn Duncker und „Donner“ der Herren Westendarp und Weigmann.

Am Sonntag segelten die großen Klassen zum zweitenmal. Man startete um 1/212 Uhr bei einer leichten Brise, die leider, als die Jachten die offene See erreichten, ganz einschloß. Die Fahrzeuge lagen oft stundenlang auf einem Fleck, ohne sich zu rühren. So dauerte es elf bis zwölf Stunden, bis die großen Schoner die dreißig Seemeilen absegelt hatten, so daß sie erst in der Nacht wieder in Kiel eintrafen. Die mittleren Jachten, die auch die große Bahn zu absolvieren hatten, sind sogar erst zum Teil zwischen 6 und 7 Uhr morgens wieder an ihre Liegeplätze gekommen. Daß unter diesen Umständen die erreichten Resultate ganz unmaßgeblich waren, vielmehr nur von Glück und Zufall geschaffen waren, dürfte einleuchten.

Auch die Wettfahrten der internationalen Sonderklassen hatten unter Windmangel zu leiden, sonst wäre das Resultat wohl ein anderes gewesen. Am Donnerstag war der Wind ganz flau; sieben Stunden brauchten die bedauernswerten Führer der Jachten, um die sechzehn Seemeilen abzusegeln. In den kleinen Booten bei der glühenden Sonnenhitze, ohne die Möglichkeit, sich mit Getränken zu verproviantieren, mag ihnen das sauer genug geworden sein. Der Amerikaner „Uncle Sam“ gewann mit 15 Minuten gegen den Berliner „Wannsee“, während die Hamburger „Tilly“, die Engländerin

„Cis“, die Lübecker „Hansa“ und die Kaiserjacht „Samoa“ die übrigen Preise erhielten.

Am Sonnabend fand das zweite Rennen der Klasse statt. Es wehte leicht aus Nordost, so daß die Bahn in 2 1/2 bis 3 Stunden abfolviert werden konnte. Wieder gewann „Uncle Sam“, der, wie auch am Donnerstag, von einem achtzehnjährigen jungen Amerikaner ganz vorzüglich gefegelt wurde. Zweiter wurde diesmal mit 13 Sekunden Abstand die Hamburgerin „Mimosa“, dahinter endeten „Hansa“, „Wannsee“, „Cis“ und „Tilly“, die den zweiten bis sechsten Preis erhielten. Aufregend war das „Finish“. Kurz vor dem Ziel gelangt es „Mimosa“, an „Uncle Sam“, der bis dahin geführt hatte, vorbeizulaufen. Schon hält man die Hamburgerin für die sichere Siegerin, als eine günstige Brise den „Uncle Sam“ wieder vorbringt, so daß er mit kleinem Vorsprung die Ziellinie passiert.

„Uncle Sam“ ist ein ausgesprochener Flautenläufer: wäre etwas mehr Wind gewesen, so wäre es ihm schwer gefallen, zweimal zu siegen. Durch den doppelten Sieg gewann er den Bestimmungen gemäß den Kaiserpreis endgiltig.

Das dritte Rennen der Sonderklasse fand am Montag statt, natürlich ohne „Uncle Sam“. Die Brise war leiblich, die Bahn konnte in zwei Stunden absegelt werden. Den ersten Preis gewann „Wannsee“ unter Otto Prohgens hervorragender Führung. Den zweiten die vom Kapitänleutnant Paschen vorzüglich bediente Kaiserjacht „Samoa“, die übrigen Preise „Hansa“, „Charly“, die Berlinerin „Lunula“ und „Tilly“.

Am Montag aber fand das Festessen des Kaiserlichen Klubs in den prächtigen Räumen des Klubhauses statt. Der Kaiser nahm, wie alljährlich, an dem Essen teil und saß zwischen dem Großherzog von Sachsen-Weimar und dem Fürsten von Monaco, der auf dem Einienischiff „Kaiser Wilhelm II.“ Wohnung genommen hat. Nachdem die Tafel aufgehoben war, begab sich die Tischgesellschaft in den Garten, wo der Kaiser in lebhafter Unterhaltung noch zwei Stunden verbrachte. Dabei wurden viele der anwesenden Segler, namentlich mehrere Amerikaner, ins Gespräch gezogen.

Am Dienstag und Mittwoch wird nun nach Eckernförde und zurück gefegelt, Donnerstag findet nochmals Regatta in Kiel statt, und am Freitag tritt die ganze Jachtflotte die Reise nach Travemünde an.

Kiel, 30. Juni 1902.

ε . . .



Londoner Momentbilder (Abb. S. 1239 und 1274). Aus hellem Jubel ist das englische Volk durch die Krankheit seines Königs plötzlich in die tiefste Trauer versetzt worden. Insbesondere in London machte sich der Umschlag deutlich bemerkbar. Hier gab es ja am meisten zu schauen, hier konnte man die Gäste des Königs begrüßen, die Vertreter der europäischen Mächte, wie den Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich, den Kronprinzen von Schweden und den Prinzen von Asturien, oder exotische Gäste, wie Ras Makonnen, den Abgesandten des Negus, oder den Maharajah von Jeypur. Am nächsten Tag aber hatte die Menge, die sich versammelte, andere, traurige Beschäftigung, sie stand da und las die Berichte über die Krankheit des Königs.

Bei der Automobilfahrt Paris-Wien (Abb. S. 1237) hat die glorious uncertainty, von der sonst immer auf dem Turf mit Vorliebe gesprochen wird, eine große Rolle gespielt. Die Teilnehmer an der Rennfahrt, die beim Parc in Champigny sozusagen als Favoriten vom Publikum mit Beifall begrüßt wurden, haben, weit entfernt, die Preise zu erringen, nicht einmal alle das Ziel erreicht. Da es diesmal mehr darauf ankam, die Widerstandsfähigkeit und Haltbarkeit der Wagen auf schwierigem Terrain zu erproben, als die Ausdauer und Gewandtheit der Fahrer, durften defekt gewor-

*) Vergl. den Artikel „Kieler Woche“ in Nummer 26, S. 1180

dene Maschinenteile auf der Fahrt nicht ausgewechselt, Reparaturen auf den Nachstationen nicht vorgenommen werden. Im Interesse der Sicherheit des Publikums waren die Wege durch die Städte zum größten Teil neutralisiert, ebenso wegen der allzugroßen Schwierigkeiten die Strecke über den Arlberg. Daraus ergab sich die Notwendigkeit, nicht nur für die vier großen Etappen, sondern innerhalb dieser wieder für mehrere Strecken die zur Fahrt gebrauchte Zeit zu berechnen, um nach der bei der Addition sich ergebenden Summe die Preisträger zu bestimmen. Da überdies noch gegen die Qualifikation mehrerer Teilnehmer Protest eingelegt wurde, mußte erst die Jury zusammentreten, so daß die Feststellung der Sieger schließlich erst mehrere Tage nach dem Ende der Wettfahrt erfolgen konnte. Als erster Sieger wurde schließlich Marcel Renault erklärt, der thatsächlich auch als erster am Ziel angelangt ist.

Sport und Kunst in Turin (Abb. S. 1238). Bei dem Internationalen Preisreiten in Turin haben die Deutschen nicht besonders glücklich abgeschnitten. Indessen darf man ihre Leistungsfähigkeit nicht nach der Zahl der Preise, die sie errangen, beurteilen, da sie nicht an allen Konkurrenzen teilgenommen haben. Hervorragende Qualitäten bekundeten sie im Schulreiten, worin ihnen allerdings die österreichisch-ungarischen Offiziere noch überlegen waren. Den Ehrenpreis des Königs von Italien erhielt der deutsche Rittmeister von Holzing, während sich den des Deutschen Kaisers der italienische Kapitän Caprili holte. Große Erfolge haben im allgemeinen die Oesterreicher erzielt, die nach ihrer Rückkehr vom Kaiser Franz Josef in Audienz empfangen wurden. Zwischen den Offizieren der verschiedenen Nationen herrschte herzliche Kameradschaft; die Italiener bewiesen eine Gastfreundschaft, die die Zeit der Fremden fast völlig in Anspruch nahm, so daß viele von ihnen nicht einmal die Ausstellung für dekorative Kunst besichtigen konnten, die zu besuchen in diesem Jahr viele eigens nach Turin reisen.

Düsseldorf (Abb. S. 1240 und 1273) ist als Stadt der Ausstellung in diesem Jahr auch so recht die Stadt der Kongresse. Einer der bedeutendsten, die in der letzten Zeit dort abgehalten wurden, war der für Arbeiterversicherung, ein Gebiet sozialer Thätigkeit, auf dem das Deutsche Reich allen andern Ländern voraus ist. Ungewöhnliches Interesse nahm auch der des Vereins deutscher Ingenieure in Anspruch, dessen gefällige Veranstaltungen in einem Mahl mit einem Festspiel gipfelten, das in Form eines Märchens zeigt, wie ein junger Mann nach Sturm und Drang zu einem tüchtigen Ingenieur heranreift. Er zieht hinaus ins Leben mit leichtem Sinn, die Brust geschwellt von Wünschen, deren Erfüllung ihm das Höchste erscheint, aber mühslich erkennt er, daß es Höheres giebt, erkennt vor allem die Würde und Hoheit der Arbeit. So kehrt er nicht erst als Greis still auf gerettetem Boot in den Hafen, sondern als thatkräftiger Mann, der sein Glück im Schaffen und in einer friedlichen Häuslichkeit findet. Das Festspiel, das von Eduard Dallen verfaßt ist, wurde vorzüglich dargestellt und fand mit seinen in großer Zahl eingeflochtenen anmutigen Tänzen den lebhaftesten Beifall der animierten Festversammlung.

Friedrich Kaulbach (Abb. S. 1241), der Senior der berühmten Malerfamilie, gleich seinem Oheim Wilhelm von Kaulbach in Urolsen geboren, feierte in Hannover seinen achtzigsten Geburtstag. Das Glück war ihm hold, er hat Ruhm und Ehren geerntet, und Frau und Kinder verschönten ihm die Ruhe des Alters. Mit Stolz kann er auf seinen Sohn Friedrich August von Kaulbach blicken, der sich gleich ihm im Reich der Kunst einen der ersten Plätze erkämpft hat.

Pyrmonter Tschaikowskyfeier (Abb. S. 1239). In dem Bad Pyrmont, wo im vorigen Jahr das Lortzingfest abgehalten wurde, fand in diesem Sommer ein Tschaikowskyfest statt, bei dem die bedeutendsten Kompositionen des russischen Meisters von ausgezeichneten Künstlern zur Aufführung

gebracht wurden. Leider war infolge schwachen Besuchs der Ertrag, der in den Lortzingdenkmalfonds fließen sollte, nur gering.

Allerlei aus der Schweiz (Abb. S. 1240). In Lausanne ist jüngst ein Denkmal des schweizerischen Nationalhelden Wilhelm Tell enthüllt worden. Das von dem Pariser Bildhauer Antoine Mercie angefertigte Monument wurde von dem französischen Bankier Daniel Ofris der Stadt geschenkt zum Dank für die Aufnahme, die 1871 Bourbaki daselbst gefunden hat. — Ein Erinnerungszeichen in kleinerem Maßstab haben die Schweizer dem deutschen Dichter Viktor von Scheffel in Waldkirchli errichtet, eine Gedenktafel. — In dem herrlich gelegenen Kurort Davos, wo sonst Leidende Erholung und Genesung suchen, war leztlich Stelldichein der sehnen- und muskelstarken Männer: auf dem ostschweizerischen Turnfest zeigten die Eidgenossen, daß sie ebenso gute Turner wie Schützen sind.

Das Berliner Leben (Abb. S. 1272 u. 1274) bietet auch im Sommer mannigfache Abwechslung. Vereine veranstalten Sonnwendfeste und ihrem Beispiel folgt das neueste Kabarett, das sich den verlockenden Namen „Im siebenten Himmel“ beigelegt hat. Die Kunst feiert in der Hauptstadt überhaupt nicht mehr; kaum ein Tag vergeht, ohne daß Neues zu berichten wäre. Da holt sich das königliche Schauspielhaus in Herrn Leopold Adler aus Leipzig einen neuen Regisseur, da feiert der bekannte Geiger Felix Meyer sein fünfundsiebenzigjähriges Jubiläum als Mitglied der königlichen Kapelle, da geht Fräulein Ciny Senders, ein neuer Bühnenstern, auf. In höchster Blüte steht der Radsportsport, die Weltmeisterschaften für Ruhm werden ausgefochten und von zwei Deutschen, dem Berufsfahrer Thaddäus Kobl-München und dem Amateur Alfred Görnemann-Berlin, gewonnen. Aber auch, wer mehr für das Exotische ist, findet Genüge, unter anderem hat Hagenbeck für ihn eine indische Karawane ausgestellt.

Aus aller Welt (Abb. S. 1242). Die Besucher des schlesischen Gebirges, denen mehr am Sehen als am Steigen gelegen ist, werden in Zukunft den Zackenfall in aller Bequemlichkeit besichtigen können, denn die neue Bahn von Petersdorf nach Schreiberhau ist fertiggestellt. — In Glatz wurde am 22. Juni ein Denkmal für den Grafen Friedrich Wilhelm von Goetzen enthüllt, den schlesischen Helden, der zu Beginn des vorigen Jahrhunderts mit nie ermüdender Energie und Tapferkeit gegen die Franzosen kämpfte. „In seiner zweiten Heimat, der Grafschaft Glatz — bemerkt H. von Wiese und Kaiserswaldbau sehr treffend in dem von ihm verfaßten Buch über den Grafen v. Goetzen — wirkte Goetzen in der Franzosenzeit von 1806 bis 1807 in blutigem Ringen gegen Napoleon; um ihre Berge focht er in vielen Kämpfen, sie verteidigte er mit übermenschlicher Anstrengung, sie rettete er vor dem Schicksal, dem Vaterland entrissen zu werden. In seinem Eifer für die heilige Sache des Vaterlands hat er seine Kräfte aufgezehrt, sein sicherer Körper erlag infolge der kolossalen Strapazen und Anstrengungen. Er starb am 29. Februar 1820 im Alter von 53 Jahren in Ludowa, seinem Lieblingsaufenthalt; seine letzte Ruhestätte fand er in dem Ländchen, für das er unermüdlich gekämpft hatte, dessen herrliche Natur er so liebte. Sein Lebensabend war noch vergoldet durch den Glanz der Freiheitskriege, aber er hatte ausgekämpft.“ — Die großen Bäder können sich jetzt wieder rühmen, viele Gäste aus fürstlichem Geblüt oder gar gekrönte Häupter in ihren Mauern zu beherbergen. So hat der Schah von Persien in Karlsbad Aufenthalt genommen, während Fürst Nikolaus von Montenegro in Kissingen Stärkung seiner Gesundheit sucht. — Der Ritterschlag in der Valley Brandenburg des Johanniterordens, der regelmäßig alle zwei Jahre stattfindet, hat in diesem Jahr ein besonders festliches Gepräge, da damit zugleich die Feier eines Jubiläums verbunden ist. Am 15. Oktober werden nämlich fünfzig Jahre verstrichen sein, seit König Friedrich Wilhelm IV. dem Orden seine jetzige Gestalt gab.



Das Buch der Woche

Das Jahrhundert des Kindes.

Der vierte und fünfte Stand, Arbeiter und Frau, sind in die Menschheitsgeschichte eingetreten; das gab dem Ausgang des verflohenen Jahrhunderts Bedeutung und Inhalt. Noch steht die Entwicklung in den Anfängen, und das Ziel ist ferne — da taucht schon wieder ein neuer Stand aus dem Dunkel empor und fordert sein Eigenrecht. Es ist das Kind, der wichtigste und wertvollste Stand vor allen andern, weil er in Wahrheit die Zukunft schafft und bedeutet. Die neuerwachte Anteilnahme am Kind und seiner Erziehung ist wohl das sicherste Zeichen, daß nach einer Epoche des Zweifels und der Zerstückung eine schöpferische, aufbauende Kultur uns nahe ist. Eine Menschheit, die sich erneuern will, muß immer beim Kind anfangen.

Das neue Jahrhundert wird ein Jahrhundert des Kindes und der Erziehung sein. Diese Prophezeiung wagt Ellen Key in ihrem letzten Essaybuch „Das Jahrhundert des Kindes“, das schon in deutscher Uebersetzung von Francis Maro erscheint (Verlag von S. Fischer, Berlin). Die tapfere schwedische Vorkämpferin für neue Menschheitswerte ist unsern Lesern keine Fremde mehr; eins der bedeutungsvollsten Kapitel ihres Buches — „Die Schule der Zukunft“ — ist an dieser Stelle zuerst veröffentlicht und hat Anregung und Aufklärung in weite Kreise getragen. „Jedes Individuum allein seinem Gewissen gegenüberzustellen, das ist das höchste Resultat der Erziehung.“ Sprach Ellen Key in jenem Aufsatz aus. Das ist auch der Grundgedanke ihres Buches, das leuchtende Ziel ihres neuen Bildungsideals, dem die Erziehung zu Haus und in der Schule das Kind entgegenführen soll. Der Schablonenpädagogik gegenüber fordert sie eine individuell-psychologische Leitung, die im Kind den Menschen sieht und achtet, seine werdende Persönlichkeit erkennt und in Freiheit wachsen läßt. Das größte Geheimnis der Erziehung erscheint ihr gerade darin verborgen — nicht zu erziehen, sondern die Natur still und ruhig gewähren zu lassen.

Eine Verkündigung der Menschenrechte des Kindes ist das Buch von Ellen Key. Sie zieht gegen die alte Anschauung zu Felde, daß die Kinder das recht- und schutzlose Eigentum ihrer Eltern sind. Aus jahrhundertelanger Abhängigkeit, Vergewaltigung, Knechtung sucht sie das Kind zu erlösen und ihm das vornehmste Lebensrecht, die Entwicklung der eigenen Persönlichkeit, zu wahren. Ihre warmherzige Begeisterung läßt sie schöne und tiefe Worte finden: „Bevor nicht Vater und Mutter ihre Stirn vor der Höhe des Kindes in den Staub beugen; bevor sie nicht einsehen, daß das Wort Kind nur ein anderer Ausdruck für den Begriff Majestät ist; bevor sie nicht fühlen, daß es die Zukunft ist, die in Gestalt des Kindes in ihren Armen schlummert, die Weltgeschichte, die zu ihren Füßen spielt — werden sie auch nicht begreifen, daß sie ebensowenig die Macht oder das Recht haben, diesem neuen Wesen Gesetze vorzuschreiben, wie sie die Macht oder das Recht besitzen, sie den Bahnen der Sterne aufzuerlegen.“

Ob das Kind auch auf allen Vieren kriecht, sein Sinn und seine Seele sind aufrecht. Es ist unbestechlich in all seinen Empfindungen. weil es rein ist und nur das eine sucht, was ihm noththut. Es hat den Willen zum Leben und zum Glück, d. h. zu seiner eigenen Persönlichkeit. Wir sollen deshalb Andacht haben vor ihm und seinem Wesen, auf daß es den einzig rechten Weg gehe, zu dem seine innerste Natur es hindrängt. Wir sollen ihm alle Steine aus dem Weg räumen und alles Dunkel zerteilen, damit es klar und sicher zu sich selbst finde. Und wenn es anders ist als wir, so sollen wir uns davor beugen, und wenn es mehr ist als wir, so soll es unsere Freude und unser Stolz sein.

Ellen Key widmet ihr Buch „allen Eltern, die hoffen, im neuen Jahrhundert den neuen Menschen zu bilden.“ Paul Bremer.



Frauenchronik

Eine thatkräftige Russin, Frau A. B. Lesniewska, hat auf eigene Kosten für ihre Mitschwester eine Studienanstalt praktischer Art gegründet, um ihnen so den Existenzkampf zu erleichtern. In Rußland ist es den Frauen verboten, Hörerinnen einer Universität zu sein. Frau Lesniewska schuf deshalb eine Privathochschule, vorerst speziell für Pharmazientinnen. Nach einer mehrwöchentlichen theoretischen Vorbereitung treten die Schülerinnen in den praktischen Dienst, das heißt in die große, von Frau Lesniewska gegründete und geleitete frauenapotheke am Newskiprosppekt in Petersburg. Auch ein medizinischer Kursus an einem der städtischen Krankenhäuser ist in der Lehrzeit mit inbegriffen.

Um den deutschen Frauen die Ausübung ihrer politischen Rechte zu verschaffen, hat sich in Hamburg ein Verein für Frauenstimmrecht gebildet. Es wird bezweckt, nach dem Vorbild des norwegischen Frauenstimmrechtsvereins auch für die deutschen Frauen die volle politische Gleichberechtigung anzustreben, und zwar über die schon erworbenen Rechte hinaus, so also, daß Frauen nicht nur zur Wahlurne zugelassen werden, sondern auch in kommunale Ämter gewählt werden können.

Den ersten weiblichen Architekten hat die finnländische Regierung in Fräulein B. Nyberg angestellt. Die Dame, die ihren Studien in Helsingfors obgelegen hat, erhielt einen Posten in der Zentralverwaltung der Staatsgebäude.

Die medizinische Akademie in Paris erkannte den Viktor Hugo-Preis einer Dame, Fräulein Melanie Lipinska aus Warschau, zu. Ihre Arbeit behandelte die „Geschichte der Arztinnen seit dem Altertum bis auf den heutigen Tag“ und hat der Verfasserin, namentlich in ihrer polnischen Heimat, schnell einen Namen geschaffen.

Fräulein Dr. Rina Monti ließ, als erster weiblicher Privatdozent an der Universität Pavia, über vergleichende Anatomie und Physiologie des Nervensystems. Ihrer Habilitation gingen so lebhaft erörterungen voraus, daß die älteren Professoren der Universität sich genötigt sahen, mit ihrem Rang und Ruf für die Dame einzutreten.



Die Toten der Woche.

Oberhofprediger Prälat A. v. Bilfinger, † am 25. Juni in Stuttgart im 56. Lebensjahr.

Dr. Joseph Durdik, Professor der Philosophie, † am 1. Juli in Prag im Alter von 64 Jahren.

Dr. Wilhelm Kienzl, Vater des bekannten Komponisten, † am 1. Juli in Graz.

Kleemann, Generalmajor a. D., † am 30. Juni in München im Alter von 80 Jahren.

Georgine von Lauer, Witwe des Geheimrats von Lauer, † in Oeynhausen im Alter von 77 Jahren.

Generalmajor von Nirnheim, † am 27. Juni in Wezlar.

Geheimer Kommerzienrat Hugo Pringsheim, † am 29. Juni in Berlin im Alter von 64 Jahren.

Hans Reimarus, Mitinhaber der Nicolaischen Buchhandlung in Berlin, † in Luzern im Alter von 59 Jahren.

Oswald Seehagen, Verlagsbuchhändler in Berlin, † in Cassel im Alter von 70 Jahren.

Professor Dr. Siedamgroßky, Geheimer Medizinalrat, † in Wiesbaden.

Auf dem Codesacker von Martinique.

Von unserm nach Martinique entsandten Spezialberichterstatler.

II.

Während ich in dieser Kirchhofsstille im obersten Stadtteil von St. Pierre saß, ertönte wie aus weiter ferne grollendes Donnerrollen. Eine tiefgraue, hohe Wolke, geringelt wie Kalbsbrägen, etwa von Gestalt eines mächtigen Maiskolbens, war aus dem Krater emporgeschossen und stand nun höher als der Berg selbst über ihm. Unbeweglich schwebte sie in der Luft, dann erweiterte sie sich oben, eine neue, dunklere Wolke schoß von unten in sie hinein, und schließlich fiel die schwärzliche Masse, als ob der Inhalt eines Waschbeckens überflute, von oben beginnend nach allen Seiten langsam zu Thal. Bald rieselte ein feiner Aschenregen auf uns nieder, so daß ferneres Verbleiben nicht ratsam schien. — — —

Der Pelée war vor der Eruption von drei Punkten aus zu besteigen. Von Basse Pointe im Norden, Le Prêchêur im Westen und Morne Rouge im Südosten.

Fort de France liegt von allen drei Ortschaften so weit entfernt, daß es galt, für den geplanten Aufstieg eine zweitägige Expedition vorzubereiten, die ich mit Professor Hill, der als namhafter Geologe und Beamter des U. S. Geological Survey von der amerikanischen Regierung nach Martinique entsandt worden war, sowie zwei andern Herren plante. Um festzustellen, inwiefern das auf dem Landweg zu erreichende Dorf Morne Rouge als Basis zu benutzen sei, ritt ich am 22. Mai in der frühe auf einem der kleinen, aber leistungsfähigen Pferde des Eilandes dorthin ab.

Es war ein eigenartiger Ritt durch lautlosen Tropenwald, bergauf, bergab, aber immer über gute Straßen. Diese allein erinnern auf Martinique an das Mutterland mit seinen sauberen, wohlgepflegten Chaussees.

Wald ist kaum die richtige Bezeichnung für dieses Chaos von Bäumen, die hoch, niedrig, krumm und gerade sich durcheinander drängen. Sie ringen und kämpfen miteinander um Luft und Sonnenlicht. Riesenhoch haben sie sich recken müssen, die wirklich einen Sonnenstrahl erhaschen, und gefallen, ent wurzelt, besiegt liegen andere ihnen zu Füßen. Daneben hat solch Riese sich krümmend und windend als Joch über einen andern gelegt, der seinerseits wieder mit der Krone aufstrebt und versucht, den Nachbar niederzuzwingen. Enger aber wird dieses an sich schon undurchdringliche Wirrwarr von Stämmen und Kronen durch die weit ausgreifenden Arme der großen Schlingpflanzen, die sich um Mango-, Gummii- und Mahagonibaum wie von einem zum andern ranken.

Gleich üppiger Reichtum strotzt und wuchert am Boden. Kein Zoll breit Erde ist seitlich der Straße sichtbar. Alles ist üppiger Pflanzenwuchs, oben saftig grün, darunter fußt tiefe Reste und Trümmer einer im Kampf um Licht und Sonne besiegten Vegetation, die mählich zu frischem, modrig riechendem Humus wird. Sechs Monate oder vielleicht zwölf, und wenn nach neuer Regenzeit die Keime schneller schießen, wird auch St. Pierre unter dieser sieghaften, alles verschlingenden Vegetation begraben sein. Es dringt schon jetzt hier und da eine grüne Spitze durch die Asche, und die Ausbeute der Archäologen ferner Jahrhunderte wird spärlich und mühsam sein. — —

Hut ab vor dem Pfarrer von Morne Rouge! Von einer Stadt kommend, in der jedes am Himmel aufsteigende dunkle Wölkchen Männer erleichen läßt, in der selbst der Richter und Beamte dem Fremden gegenüber ihren Unmut äußern, weil man ihn nicht heimruft, wie er erwartet, „car la vie humaine est sacrée“, von einer solchen Stadt kommend, thut es wohl, neben einem Mann zu stehen.

In Fort de France hatten sie mir erzählt, daß der Pfarrer von Morne Rouge sich zwecklos der Gefahr aussetze. Er schüttelte den Kopf mit nachsichtigem Lächeln und meinte, guthertzig die Achseln zuckend, daß jedes Ding seine zwei Seiten habe. Er bleibe als Soldat seiner Kirche auf dem Posten, den die Regierung verloren gegeben, um die Habe seiner Pfarrkinder vor dem Diebsgesindel zu schützen, das

überall auf der Insel plündert. Sobald dies durch Gendarmen geschehe wolle er ihnen gern das Feld räumen.

Er schilderte als einer der wenigen Augenzeugen die große Katastrophe —: Dem Krater dräben entstieg unter einem Geräusch, das er mehr wie ein alles übertönendes, zischendes Brausen als wie Donner beschrieben wissen möchte, eine riesige schwarze Wolke. Kein Blitz, keine Flamme, kein Feuerschein begleitete sie. Einen Augenblick nur schwebte sie über dem Gipfel und fauste dann pfeilschnell, wie von der Hand des Allmächtigen geschleudert — so waren seine Worte — rollend, sich überschlagend auf die Stadt hinab. Dann erst erfolgten Detonationen, dann erst züngelten unten aus Häusern die Feuersäulen auf, und nun folgte Aschwolke auf Aschwolke, wie aus einem Geschütz gefeuert, unter rollendem Donner aus dem Krater.

Eine Windhose, bald nassen Schlamm, bald Asche mit sich tragend, muß über das heimgesuchte Areal dahingebraust sein, und deshalb sprechen die anwesenden amerikanischen Männer der Wissenschaft von einem eruptiven vulkanischen Cornado. Gelegentlich läßt sich in der Landschaft die Spur des Sturmzentrums verfolgen, von dem spiralförmig breite Streifen Schlammes oder Aschenstaubs sich auf die Erde gelegt haben, dazwischen eine grüne Fläche oder gar eine Plantage fast unverfehrt lassend.

Jene schwarze Wolke, die schwer und mordend sich als unheilvolle Schicksalshand auf St. Pierre legte, verschonte kein Lebewesen. Das große amerikanische Nachrichtenbureau, das die Welt mit Cartarennachrichten über Martinique versorgte, wußte von einem Galgenvogel zu erzählen, den man lebend aus den Ruinen des Gefängnisses zog. Chatsächlich stockte jeder Herzschlag zur gleichen Minute, wie die große Uhr der Rue Victor Hugo. So ist die Zahl der Verletzten dieser größten modernen Katastrophe gering. Sie wurden nach und nach — man eilt nicht auf Martinique — in die beiden Krankenhäuser von Fort de France übergeführt.

Die Greuel des Codes in St. Pierre hatten sich lähmend auf die Nerven gelegt. Schneidenderes Weh riefen die Leiden der unglücklichen Ueberlebenden wach. Es war kein stilles Krankenzimmer, das wir im Zivilhospital betraten, wo 127 Verletzte beherbergt, aber nur ein Arzt und sechs Pflegerinnen beschäftigt wurden. Der erstere bekannte freimütig, daß es an Geld und Hilfsmitteln fehle. Der Strom der Hilfsmittel scheint also nicht in zweckentsprechende Bahnen gelenkt zu werden.

Der Raum war schlecht gelüftet und mit etwa fünfzig Frauen überfüllt. Verstämmelte wimmerten in Fieberqual, dazwischen lärmten spielende Kinder, die das Bett der Mutter teilen. Eine einzige Pflegerin für diese vielfach absolut hilflosen erneuerte gerade den Verband eines zwölfjährigen Mädchens, dem beide Hände abgesengt sind. Auch das Gesicht ist verbrannt und blickt aus Bandagen wie aus einem Maulkorb. Die Pflegerin ist freundlich und sorgsam, aber trotzdem muß die Kleine weinend folterqualen leiden, während sie für eine halbe Stunde dem schmerzhaften Verfahren unterzogen wird, das zwei geschickte Hände mehr abfürgen könnten.

Inzwischen sind die andern Leidenden sich selbst überlassen. Einige betteln uns um Früchte an. Man giebt sie ihnen nicht, obwohl sie doch spottbillig zu haben sind. Für Geld nur können die Kranken sie erhalten.

Im Militär Lazarett ist die Zahl der Verletzten nur halb so groß wie im andern, sie sind besser aufgehoben, aber die Insassen behaupten, daß die Wärter, das Hasenpanier ergreifend, aus den Zimmern stürzen, sobald der Pelée eine Rauchwolke ausstößt.

Die panische Furcht dieser Bevölkerung, der weißen wie der schwarzen, kann auch der nachsichtigste Beobachter in sehr milder Ausdrucksweise nur lächerlich nennen.

Fort de France ist lediglich Beamtenstadt und sollte daher den besten Typus einer kolonialen Bevölkerung zeigen. Aber seine Bewohner scheinen lässig und energielos. Vielleicht hat die tropische Hitze sie entnerot. Man hält sie, wenn sie mit abgesspannten Gesichtern durch die Straßen schlendern, für zu träge, um einem durchgehenden Gespann aus dem Weg zu gehen. Sie würden sich lieber überfahren lassen. — Die herrschende Rasse scheint hier auf das Niveau der farbigen hinabzusinken, statt diese zu sich heraufzuziehen; Weiße folgen den unbefchreiblichen Gesploogenheiten der Neger.

* * *

Es goß in Eimern vom Himmel, als mit Professor Hill die zwaitägige Fahrt nach dem nördlichen Martinique im kleinen Dampfer Rubis angetreten wurde. Hinter Cap Martin war es zu stürmisch für eine Landung bei Basse Pointe, wo die Brandung meterhoch gegen die Klippen schlug. Ruhigeres Wetter abwartend, fuhren wir die Nordküste hinab, ihre Linie mit der auf der Karte gezogenen vergleichend. Die Meldung, daß sie auf weite Strecken versunken sei, erwies sich auch wieder als Märchen. Alle Dörfer, in denen wir auf flachem Strand landen konnten, waren bewohnt; in den andern sah man Leben vom Schiff aus, und keinerlei Spuren von Verwüstung wurden wahrnehmbar.

Die einzige topographische Veränderung von Martinique zeigt sich bei St. Pierre, wo das Meer über den Quai oder die Place Bertin getreten ist, und unmittelbar nördlich der Stadt, wo der durch das Bett der einstigen Rivière blanche sich ergießende Schlammstrom der Küste ein Schlammareal von einigen hundert Quadratmeter angelagert hat.

Ebenso fanden wir das wirklich verwüstete Gebiet keineswegs so groß, wie man angenommen hatte. Es liegt etwa in der form eines oben abgestumpften Dreiecks zwischen vier Linien, die den Krater des Pelée mit den Ortshäfen Carbet, Le Prêcheur und Morne Rouge verbinden. Die Wut des Ausbruchs hat sich vom Pelée fast ausschließlich in form eines fächers mehr südwestlicher Richtung ergossen; der mittlere Hauptstrahl dieses fächers von Ausbruchsmassen ging über St. Pierre, die beiden äußersten rechts und links trafen Prêcheur und Carbet. Jenseits, also nordöstlich des Berges, ist der angerichtete Schaden gering, und deshalb ist eine Möglichkeit vorhanden, daß Professor Hill recht hat, wenn er annimmt, das Unheil sei mehr dem Soufrière oder Etang sec als dem Hauptkrater entsprungen. Dieser Nebenkrater, von wenigen Menschen besichtigt, wurde seiner Zeit an der Quelle der Rivière blanche entdeckt und liegt, von der Umgebung des Berges aus unsichtbar, in einer Bodensenkung am Südwesthang des Pelée um eine englische Meile näher St. Pierre als der Hauptkrater.

Das Zwecklose eines Landungsversuchs bei Basse Pointe einsehend, fuhren wir gegen Mittag nach Le Prêcheur, mit Morne Rouge der dritte Punkt, von dem früher der Krater erreichbar gewesen ist.

Das Dorf lag wie der Bergriesel über ihm in dichten Rauch gehüllt, der Regen hätte nachgelassen, aber schwere, feuchte Luft verhinderte das Abziehen der Dampfwolken aus dem Krater, die auf zwei Kilometer längs dieses Teils der Nordwestküste lagerten. Nahe dem Strand gewährte man im scheinbaren Nebel der leicht nach Asche roch, Menschengestalten. Sie schwenkten Hüte und Tücher. Kaum war das kleine, vom Dampfer herabgelassene Ruderboot gelandet, da saßen auch schon fünf Männer und zwei frauen schwarzer Hautfarbe darin und versicherten uns, es sei höchste Zeit, sie (uns weniger, denn sie füllten das Boot reichlich) in Sicherheit zu bringen, denn „la montagne“ habe eben ein Haus eingerissen. Einer ließ sich, dem Zwang gehorchend, als führer durch die Ortshäfen in unsern Dienst pressen, die andern durften den Dampfer beziehen, auf dem wir sie am folgenden Nachmittag nach Fort de France brachten.

Ein feiner Aschenregen legte sich auf Hüte und Kleider, als wir dem eben eingerissenen Haus zuschritten. Der hier mün-

dende Bach führte, wie alle vom Pelée kommenden stark geschwollen. Massen von Schlamm und Geröll mit. Ein Duzend Häuser im nördlichen Teil lagen in Trümmern, alle andern waren unverfehrt, aber zollhoch mit Asche bedeckt. Allerlei Vieh lief herrenlos zwischen ihnen umher.

Unmittelbar hinter dem Dorf steigen steil die Höhen auf, die im Pelée gipfeln. Die Straße erwies sich am schlüpfrigsten und unwegsamsten unter ihrer Schlammdecke, so klommt man hier und dort einen gefallenen Baumstamm überschreitend, dann durch eine teilweise zerstörte Zuckerplantage sich den Weg bahrend, immer mindestens bis an die Knöchel im Schlamm, die erste Anhöhe hinauf. Jenseits derselben ging's den halben Weg wieder hinunter und eine höhere hinauf. Zwischen beiden floß wieder des Geologen Entzücken — ein Schlammbach. Während andere Gesichter lang und müde wurden, wenn es galt, einen solchen zu durchwatzen oder zu umgehen, verklärte sich das des Professors. In trunkenen Seligkeit, die Arme nach vorn ausgestreckt, stürzte er sich auf den Morast, sank am Ufer in die Knie und griff bis an die Ellbogen hinein.

„Um Gottes willen, Herr Professor, was machen Sie bloß?“

Er glückte nur stillselig vor sich hin, freudig, erwartungsvoll, wie ein Kind am Weihnachtsabend. Dann zog er Duzende von Klumpen und Klümpchen aus der Tiefe, legte sie auf einen Stein, nahm schmunzelnd den Geologenhämmer aus der Tasche und zerstückte sie. Aber während Stück auf Stück zerbrach, wich die Freude tiefer Niedergeschlagenheit, und beim letzten Hammerschlag kam es dumpf von des Professors Lippen: „Keine Lava!“

Sonst nahm der Aufstieg nach Professor Hill, der ihn vor einigen Jahren gemacht, zwei Stunden in Anspruch. Wir hatten vier gebraucht, um auf halbe Höhe zu gelangen. Eine felsklante versperrte den Weg. Wir wollten sie umgehen und trafen auf der ersten Seite eine Aschwolke, heißer und dichter als jene, die uns und diese Höhe, selten den Blick nach dem Gipfel freigebend, beständig umgaben.

Wir gingen zurück und nach der andern Seite des felsvorsprungs, hundert Meter links. Die Aschwolke folgte. Auf den Kleidern lag nun eine dicke graue Schicht, die Augen blinzelten, das Atmen in dem heißen Aschgeruch war wirklich erschwert. Die Nacht wurde auf dem Dampfer verbracht. Der Vulkan warf fortgesetzt leichte Aschwolken aus, jedoch waren keinerlei Lichterscheinungen am Krater wahrnehmbar.

Ein am folgenden Sonntagmorgen unternommener Aufstiegsversuch längs jenes beschriebenen Schlammstroms nördlich von St. Pierre scheiterte an Terrainschwierigkeiten, auch regnete es wieder stark. Wir sahen auf einer Höhe von etwa 500 Meter zischend und rauchend eine frische Ausbruchswelle zu Thal kommen. Es schien, als ob auf der Höhe des Berges, dessen Gipfel beständig verhüllt blieb, ein Rieseneimer kochender Masse in den Strom gegossen würde. Als sie an uns vorbeiflutete, fühlte sie sich nur noch lauwarm an, und nur gelegentlich rauchte in der Mitte ein schwimmender Klumpen.

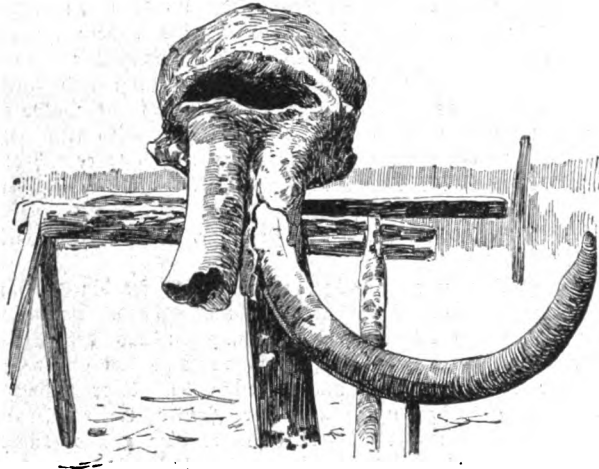
Lava ward auch hier nicht entdeckt, ein interessanter Fund aber nördlich der Mündung unseres Schlammstroms gemacht. Wir fuhren im Ruderboot einer leichten Rauchsäule zu, die aus dem Wasser nahe dem Ufer zu kommen schien. Sie verhüllte eine anscheinend neu entstandene Insel von 20 Meter Durchmesser, die einen kleinen Krater bildete. Kegelförmig ragte aus der Mitte eine geschlossene Spitze etwa fünf Fuß über den Wasserspiegel. Die gelbliche Oberfläche zeigte ausgebrannten Schwefel, darunter lag Sand, häufig gefärbt, als ob metallische Elemente oder andere durch große Hitze ausgeschieden seien. Ueberfät war sie mit umgestülpten, drei Zoll hohen Crichtern aus Sand. Diesem entströmte sehr heißer, aber völlig geruchloser Dampf. Beim Landen waren wir überrascht, das Erdreich heiß zu finden. Das Wasser, das sich beim Durchwatzen des Wassers in den Stiefeln gesammelt hatte, zischte beim Abschreiten der festen, aber sandigen und hohl scheinenden Insel auf.



Der Mammutfund in Sibirien.

Siehe Abbildung Seite 1235.

Vor zwei Jahren benachrichtigte der Gouverneur von Jakutsk die Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in St. Petersburg von einem außergewöhnlichen Fund. Ein Kosak hatte durch einen Kamuten erfahren, daß im Eis ein Kadaver eines Riesentiers stecke mit mächtigen Zähnen; einen davon hatte der Kamute abgehackt und beabsichtigte, ihn zu verkaufen.



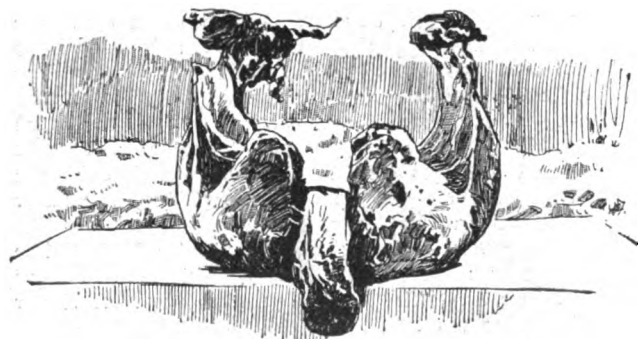
Schädel mit linkem Stosszahn.

Die Akademie der Wissenschaften entnahm dem Bericht des Gouverneurs, daß es sich unzweifelhaft um einen Mammutfund handele, und entsandte deshalb den Museumskustos Otto Herz und den Präparator Pfitzenmayer sofort an den Fundort mit der Weisung, den Fund so gut als möglich nach Petersburg zu schaffen. Der Kadaver des mutmaßlichen Mammut lag an der Beresowka, einem rechten Nebenfluß der Kolyma, 300 Werst von Svedni-Kolymsk in der Taiga.

Im Mai 1901 reisten Herz und Pfitzenmayer von Petersburg ab, zunächst bis Jakutsk, dann begannen die Strapazen. Von Jakutsk bis zum Fundort mußten 2000 Werst auf Pferden durch die unwegsamsten Pfade der Taiga zurückgelegt werden. Der Kosak, dem die Entdeckung des Mammutkadavers zu verdanken ist, begleitete die Expedition. Entsetzlich war die Mückenplage in den Tundren, schlimmer noch als in den Tropen; dabei galt es, die gefährlichsten Sümpfe zu durchqueren, wobei einige der begleitenden Kosaken mitsamt ihren Pferden vor den Augen der entsetzten Reisenden versanken und dort den Tod fanden.

Am 10. September traf die Expedition am Fundort ein, der Jubel beim Anblick des viele tausend Jahre hier ruhenden Geschöpfes war unbeschreiblich. Seine Lage war vertikal. Das Tier muß gestürzt sein, während es seine Nahrung suchte, und so in die Eispalte, die überwachsen war, geraten sein. Die Vorderbeine waren ganz gekrümmt, besonders das linke, ein Beweis dafür, daß das Tier bemüht war, sich zu retten, doch war der Körper zu schwer, die Hinterfüße glitten aus und blieben in horizontaler Lage unter dem Leib liegen, der alsbald eingefroren ist, nur so konnte sich der Kadaver die vielen Jahre (nach Annahme von Herz müssen es wohl 8000 sein) so frisch erhalten, wie ihn der Gelehrte auffand. Herz behauptet, daß das Tier unbedingt im Norden gelebt hat und nicht durch die Sintflut angeschwemmt ist. Der Fundort befindet sich auf einem mächtigen Absturzgebiet von 1½ Werst Länge. Unter dem oberen 60 Meter hohen Rand des Absturzgebiets traten unter einer schmalen Humusschicht und einer über 2 Meter dicken Erdschicht mächtige vertikale Eiswände von 5 bis 8 Meter zu Tage, die frei nach Osten lagen, vollkommen der Sonnenhitze ausgesetzt. Nach Ansicht von Otto Herz hat man es hier mit einem in Auflösung begriffenen fossilen Gletscher zu thun und keinen sogenannten

Schneelehnen, die sich bei der fortwährenden Sonnenwärme nicht so lange hätten erhalten können. Das Eis enthielt eine Menge von Luftbläschen. An diesem Ort also lag der vorsintflutliche Riese vollkommen eingefroren. Es galt nun, ihn noch im Lauf des Winters von hier fortzuschaffen, da der Sommer zum Transport unmöglich war, ja das von den Bergen herabstürzende Frühjahrswasser konnte ihn direkt herunterwaschen. Eine Konservierung an Ort und Stelle war trotz aller Ratschläge undenkbar vorzunehmen, denn solche Körper verweisen außerordentlich schnell, sobald sie nur an die Luft kommen, selbst wenn auch die ganze Feuchtigkeit mit Alaun und Salz herausgezogen würde. Herz beschloß deshalb, das Tier zu zerlegen und in gefrorenem Zustand nach Petersburg zu schaffen. Bei 50 Grad Reaumur durfte keine Zeit verloren werden. Volle zwei Monate nahm die Ausgrabung in Anspruch. Der Kadaver wurde fast vollständig erhalten gefunden, bis auf einen Teil der Kopfhaut und des Rückens, den wahrscheinlich wilde Bestien abgefressen haben. Der Kopf lag etwas abseits, doch fehlten die Stoßzähne, ebenso der Rüssel, dagegen war die Schwanzspitze noch vorhanden, eine wichtige Entdeckung. Ueber den ganzen Kadaver wurde zunächst eine Hütte erbaut mit einem Kamin, der tagüber geheizt wurde. Sobald ein Teil abtaute, wurde er sofort abgeschnitten und in nötiger Weise geborgen. Die Beine und Füße ähneln ganz denen des Elefanten, nur mit dem Unterschied, daß der Elefant drei, das Mammut dagegen fünf Zehen hat. Interessant ist die Behaarung. Das Unterhaar oder Wollhaar ist 30 bis 35 Millimeter lang, von gelbbrauner Farbe, das lange Haar, auch Steifhaar genannt, 35 bis 45 Zentimeter lang, von rötlicher Farbe, die nach der Spitze zu immer heller wird. Das Haar ist dabei so dicht, daß der vorsintflutliche Wadmit sicher keine Kälte verspürte. Das Fell ist 20 bis 23 Millimeter dick, darunter eine 9 Zentimeter dicke Fettschicht. Sogar das Blut war noch vorhanden, und die Zunge, verhältnis-



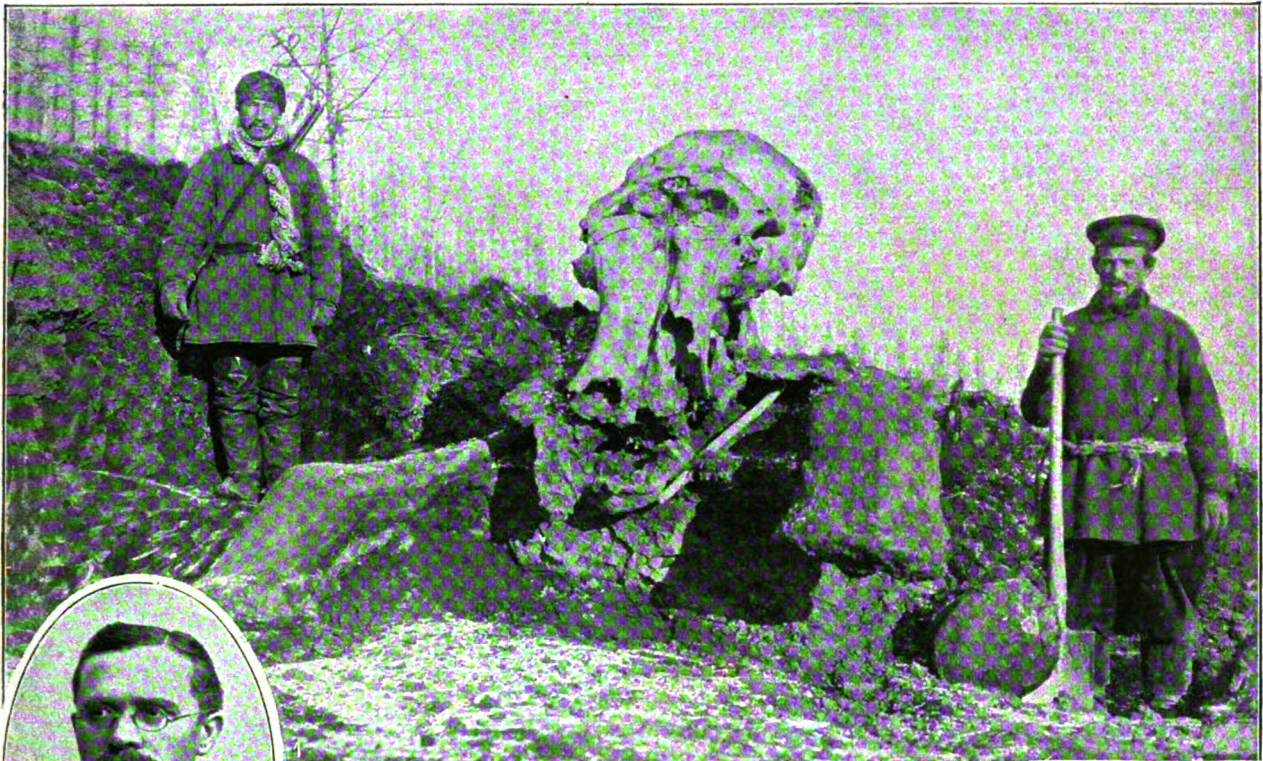
Unterkiefer mit Zunge.

mäßig nicht lang, ist außerordentlich gut erhalten. Zwischen den Zähnen wurden noch Futterreste gefunden, die deutlich die Lamellenabdrücke zeigten. Der kurze Schwanz, mit sehr langem, verfilztem Haar umgeben, ähnelt sehr dem Büffelschwanz. Ganz kolossal war der gefundene Mageninhalt, der sich noch vollkommen frisch präsentierte.

Mit seltener Hingabe und Lust machte sich Herz daran, alles so sorgfältig als möglich nach Petersburg zu schaffen, nichts ging dabei verloren, die geringste Kleinigkeit war wichtig für die Biographie und Beschaffenheit des seltenen, ja einzigen Fundes in der ganzen Welt, denn ein so vollständig erhaltenes Exemplar, als das in Petersburg eingetroffene, giebt es nicht mehr. Die Akademie der Wissenschaften ist nicht wenig stolz auf diesen einzigen Fund und arbeitet augenblicklich eifrig an der Präparation des Riesentiers, das ohne Zweifel eine der großartigsten Sehenswürdigkeiten bilden wird.

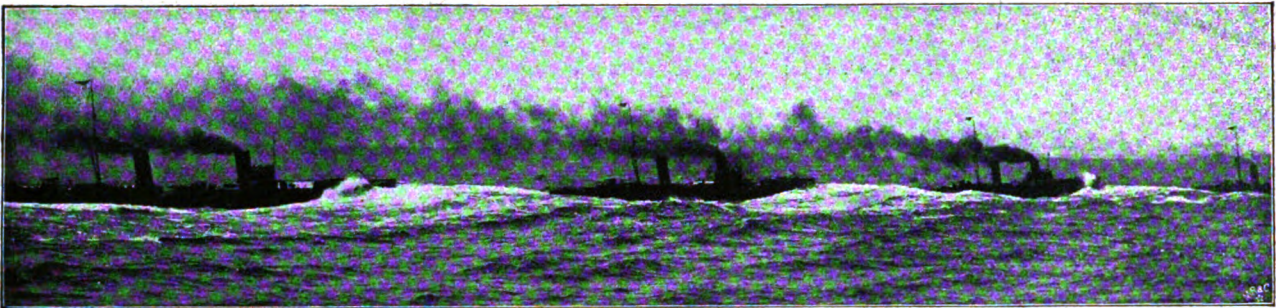
U. von Aurich.

Bilder vom Tage.



1. Ansicht des Mammuts nach Freilegung des Vorderteils. 2. Seitenansicht des Mammuts nach begonnener Ausgrabung. 3. Otto Herz, Zoologe der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Petersburg, Leiter der sibirischen Mammutexpedition.

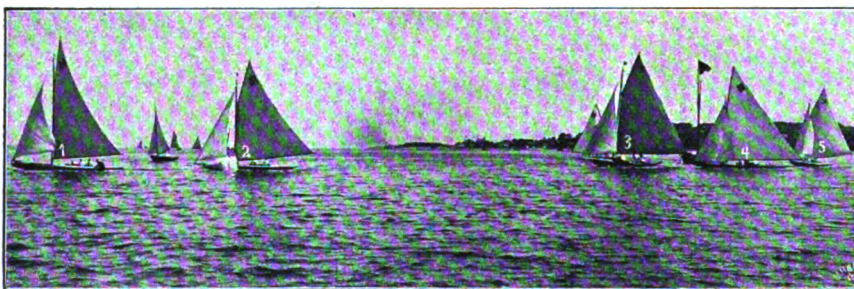
Eine wichtige Entdeckung: Der Mammutfund in Sibirien (siehe den Artikel S. 1234).



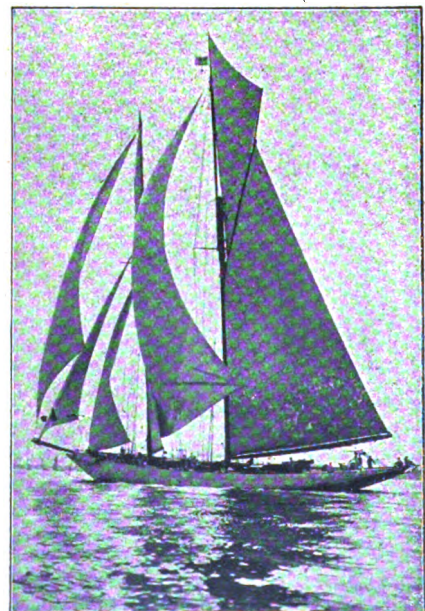
Übungen der Hochseetorpedoboote vor den Reichstagsabgeordneten.



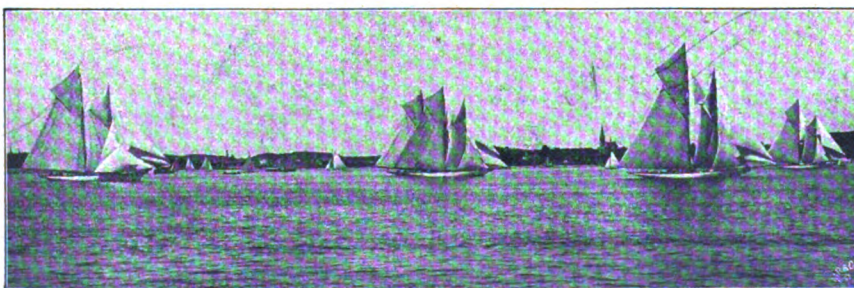
Staatssekretär von Tirpitz und die Reichstagsabgeordneten an Bord der Niobe.



1. Henry III. 2. Polly 3. Susanne II. 4. Centa. 5. Paula II.
Runden des Merkbotts am 27. Juni.



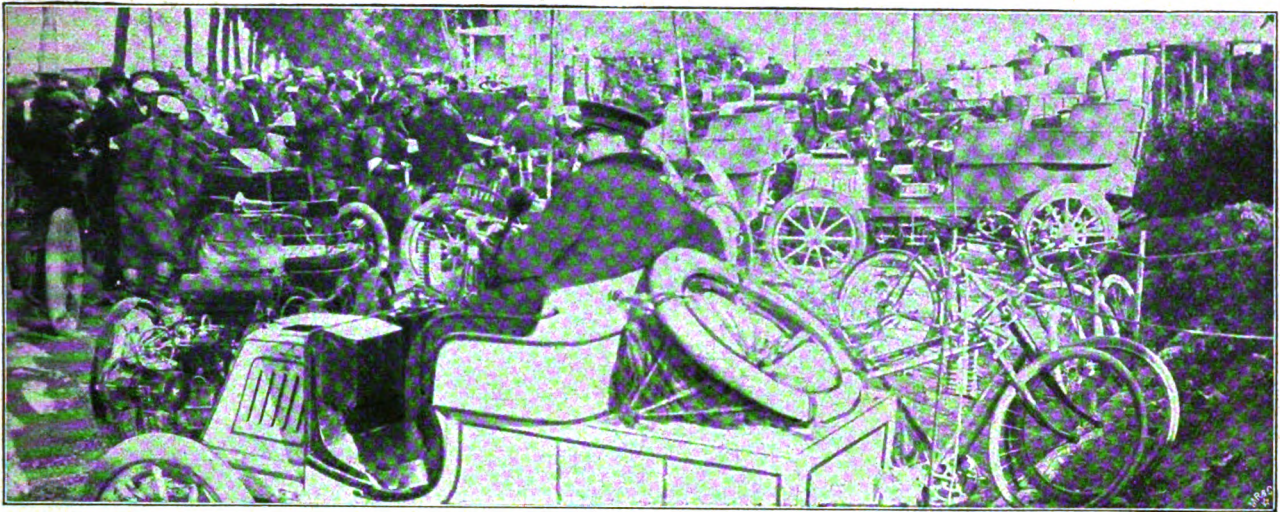
Die Kaiserjacht „Meteor“.



Start der Kreuzerjachten (II-Klasse) am 30. Juni.

Die Kieler Woche.

Photographische Aufnahmen von Arthur Renard und Karl Sped, Kiel.



Vor der Abfahrt in Champigny bei Paris am 26. Juni.



René de Knyff in Zürich.



Vor der Paßhöhe am Arlberg (Graf Zborowski).



Ankunft in Salzburg (Baron de Foresti).



Ankunft der ersten Rennfahrer in Wien am 29. Juni.

Die Automobilrennfahrt Paris-Wien.

Momentaufnahmen von Valla, Paris, Ph u. E. Kint, Zürich, Mich. Dietrich, München, Gratl, Innsbruck, und Herdenhaug & Robert, Wien



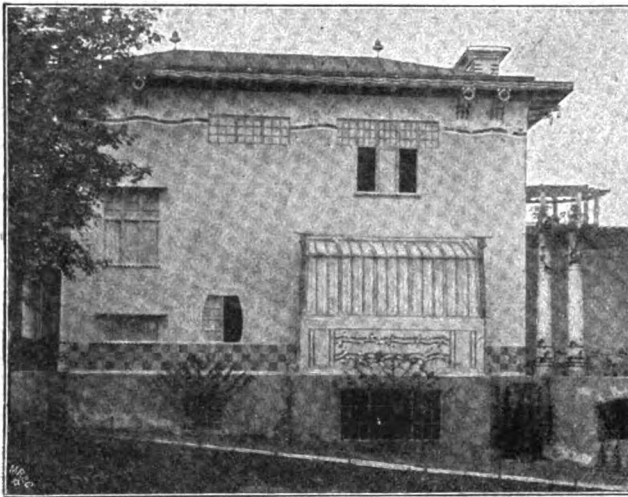
Dem Internationalen Offiziersreiten in Turin:
Ritter Freiherr von Holzing,
gewann den Ehrenpreis des Königs von Italien.



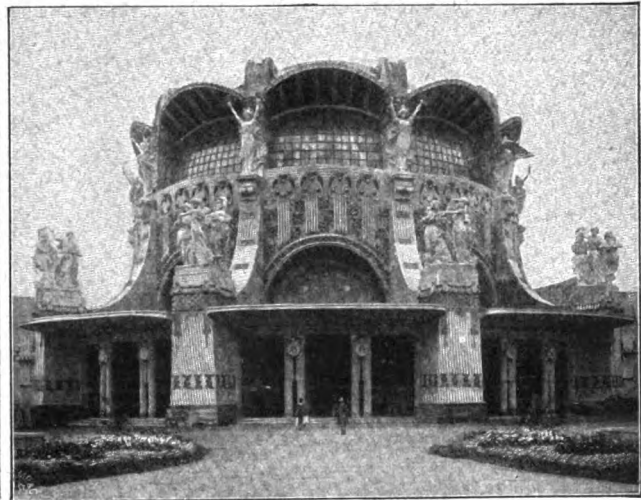
Die Kunstaussstellung in Turin:
Ausstellungspalast der Schönen Künste.



Dem Internationalen Offiziersreiten in Turin:
Kapitän Caprili,
gewann den Ehrenpreis des Deutschen Kaisers.

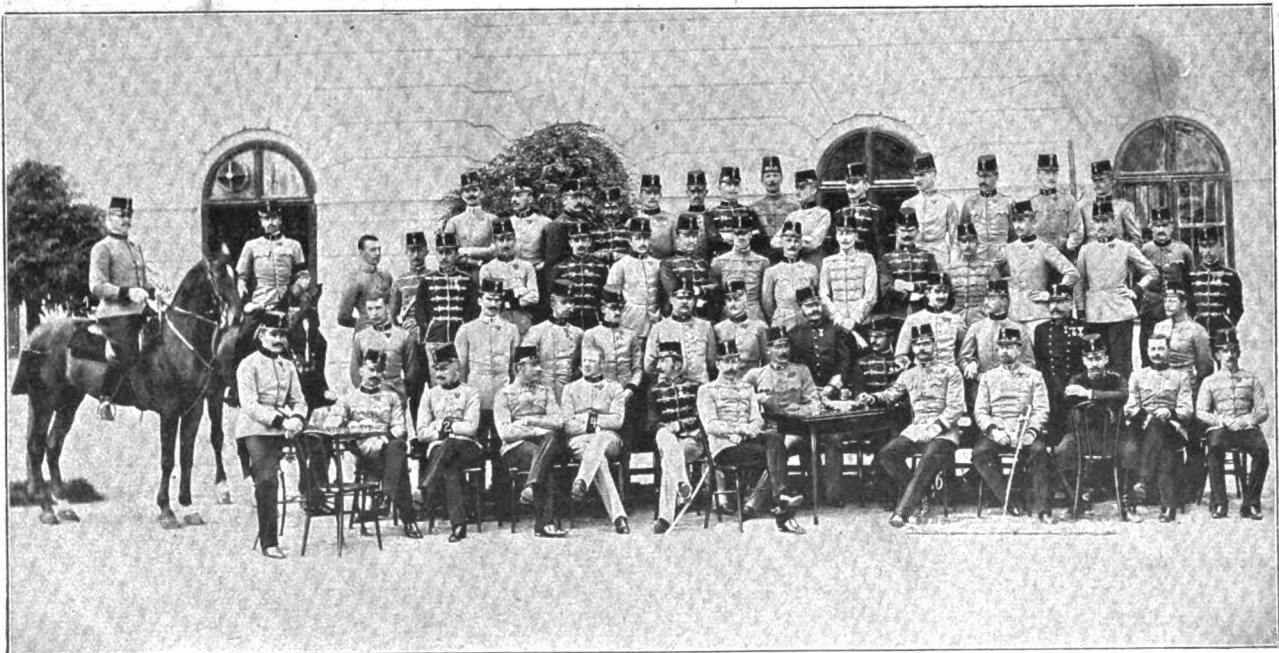


Der österreichische Ausstellungspalast.



Eingang zur Ausstellung.

Bilder von der Internationalen Ausstellung in Turin.



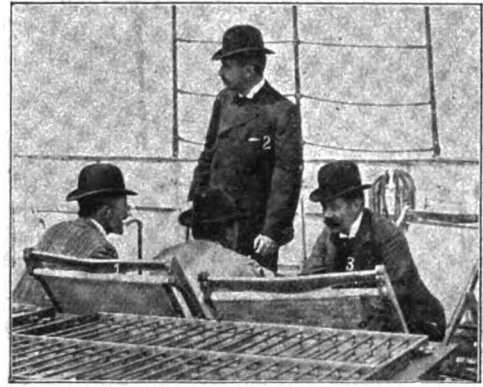
1. Oberst. Ritter von Friedrich (4. Preis in der Reitkonkurrenz). 2. Oberst. Picot de Peccaduc Frhr. von Herzogenberg (3. Preis in der Reitkonkurrenz).
3. Oberst. Adamovich de Cjepin (2. Preis in der Weitsprungkonkurrenz). 4. Rittmeister Mario Franz (1. Preis in der Reitkonkurrenz). 5. Oberst. Sarkas
von Sarkas-Salva (3. Preis in der Weitsprungkonkurrenz). 6. Oberst Sachse von Rothenberg (Mitglied des Internationalen Richterkollegiums).

Die österreichischen Sieger im Turiner Reiterfest.
Hofphot. Jos. Jabudka, Wien.

Aus dem italienischen Kunst- und Sportleben.



Strassenbilder aus London:
Ras Makonnen, Abgesandter des Negus Menelik von Abessinien,
 in einem englischen Hofwagen.



1. Kronprinz von Schweden. 2. Prinz von Asturien.
 3. Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich.
Auf der Fahrt von Calais nach Dover.



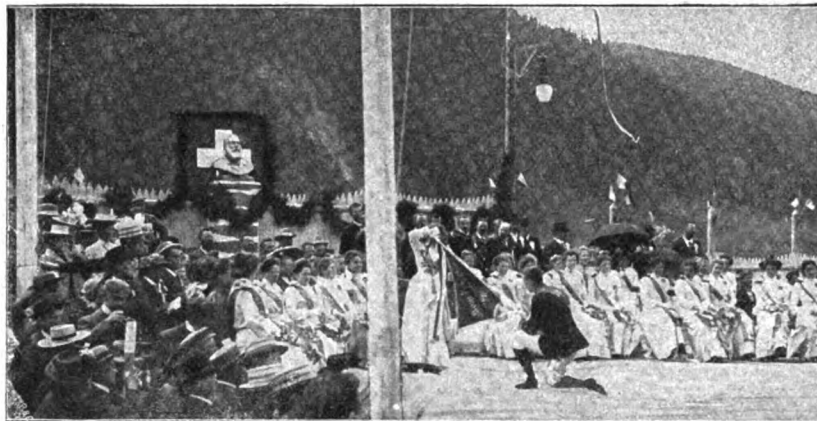
Strassenbilder aus London: Die Menge liest die Bulletins vor dem Buckinghampalast.
 Aufnahmen von Chuffeau-Flaviens.



1. Kapellmeister Ferdinand Meißner, Pyrmont (Leitend und Leiter). 2. Frau Kapellmeister Meißner. 3. Professor Dr. Hugo Niemann, Leipzig. 4. Professor Hugo Hermann (Violine), Frankfurt a. M. 5. Professor Franz Manhaedt, Hofkapellmeister (Klavier), Wiesbaden. 6. Kammeränger H. Buff-Gießen (Tenor), Dresden. 7. Brunnendirektor Freiherr von Hundelshausen, Ehrenpräsident des Festkomitees. 8. Frä. Eva Lehmann (Sopran), Berlin. 9. Frau Clementine Lahn-Poff (Alt), Elberfeld. 10. Frä. Else Koch (Alt), Wiesbaden. 11. Frä. Grace Forbes (Sopran), Wiesbaden. 12. Boris Hamburg (Violoncell), London. 13. Robert Bartram (Baß), Kassel. 14. Hans Wuzel (Bariton), Kassel. 15. Heinrich Bobbing (Baß), Berlin. 16. Richard Fischer (Tenor), Frankfurt a. M. 17. Emil Kiepe (Bariton), Berlin. 18. F. Bassermann (Violine), Frankfurt a. M. 19. Johannes Hegar (Violoncell), Frankfurt a. M. 20. Ferdinand Kägler, Frankfurt a. M.
Von der Tschakowskyfeier in Pyrmont am 28. und 29. Juni: Gruppenbild der Mitwirkenden.
 Phot. Stecher, Pyrmont.



Das neue Wilhelm Telldenkmal in Lausanne.



Vom Schwiizerischen Turnfest in Davos: fahnenbekranzung der preisgekrönten Turnerabteilung.



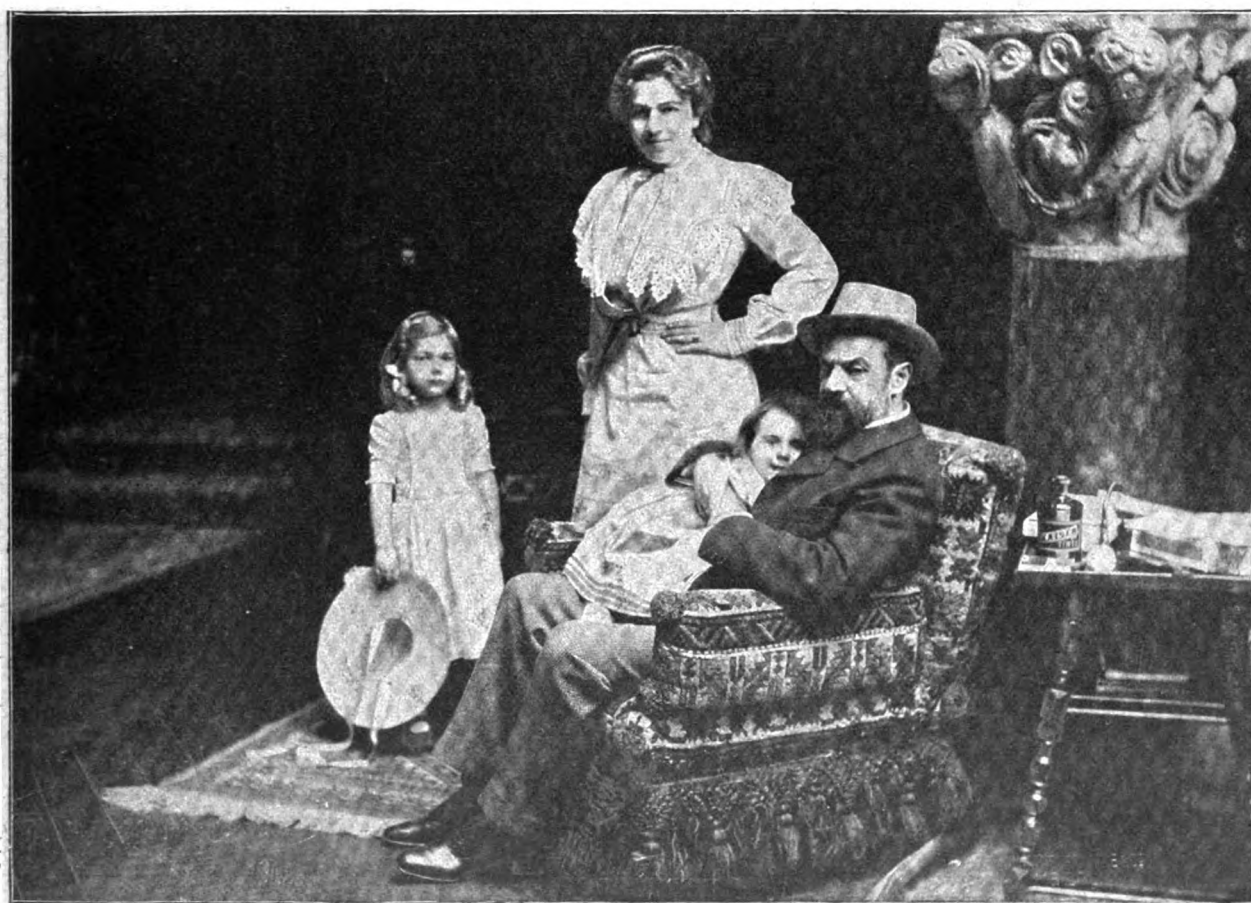
Die Enthüllung der Scheffelgedenktafel am Waldkirchli (Kanton St. Gallen).
Bilder aus der Schweiz.



1. Oberbürgermeister Marx. 2. Staatssekretär Graf Pofadowsky. 3. Präsident Dr. Bobler. 4. Handelsminister Möller.
Vom Internationalen Arbeiterversicherungskongress in Düsseldorf: Die Eröffnungssitzung.
Phot. J. Henne, Düsseldorf.

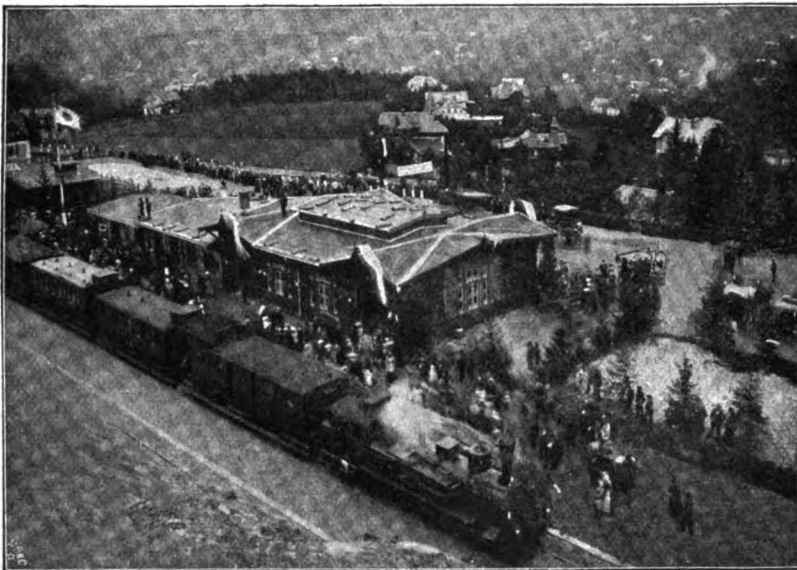


Professor Friedrich Kaulbach mit Frau und Tochter.
Photoillustration Hans Franke und Co., Berlin.



Friedrich Kaulbachs Sohn, Professor Fritz August von Kaulbach, München, mit seiner Familie.
Hofphot. B. Dittmar, München.

Zum 80jährigen Geburtstag des berühmten Malers Prof. Kaulbach-Bannover am 8. Juli.



Die neue Zadenbahn Petersdorf-Schreiberhau:
Der erste Zug trifft am 25. Juni in Schreiberhau ein.
Photographische Aufnahme.



Das Denkmal für den Grafen Goetzen,
das am 27. Juni in Glatz enthüllt wurde.
Phot. Franz Hübner, Glatz.



Der Schah von Persien in Karlsbad.
Phot. Adler, Karlsbad.



Fürst Nikolaus von Montenegro
mit Begleitung auf der Spazierfahrt
in Bad Kissingen.
Hofphot. Fritz Schumann, Kissingen.



1. Prinz Albrecht von Preußen. 2. Bürgermeister Kubow. 3. Stadtverordnetenvorsteher Reuter.
4. Rittmeister v. d. Berge. 5. Graf v. d. Schulenburg. 6. Kommandant Augustin. 7. Oberst Scottl.
Vom Ritterschlag in Sonnenburg am 23. und 24. Juni: Der Kirchgang.
Phot. Georg Schoppmeyer, Kärstin.



Die Bewohnbarkeit der Himmelskörper.

Astronomische Plauderei von Dr. M. Wilhelm Meyer.

Einleitung.

Unwiderstehlich drängt der Menscheng Geist aus seinen Schranken. Die Erde ist seinem Geistesflug zu klein geworden. Er sucht die Einrichtung der Weltssysteme zu ergründen, in denen der Planet, auf dem wir wohnen, ein ganz unbedeutendes Individuum unter Millionen andern ist. Dabei tritt dann immer unbezwinglicher die Frage an uns heran, ob auf jenen andern Welten auch denkende und fühlende Wesen wohnen, deren Gedankensflug sich mit dem unsern in den unendlichen Räumen des Universums begegnet, aus fernem her, wo längst die Erde und die Sonne in dem millionenfachen Gewirr der übrigen Welten verschwinden.

Wie aber sollen wir über diese Frage der Bewohnbarkeit anderer Welten etwas erfahren? Ein endloser Raum trennt uns von ihnen. Sehen wir von unserm Mond ab, den wir als einen Teil der Erde zu betrachten haben, auf dem das Leben bis auf geringe Spuren erstorben sein muß, so bleiben zwischen unserm nächsten Nachbar im Sonnenreich, Mars, im günstigsten Fall noch acht Millionen Meilen, von welcher Entfernung aus gesehen größere Gebiete, wie etwa Deutschland, in unsern besten Fernröhren als kleine dunkle Flecke erscheinen, deren Umrisse mit Mühe festzustellen sind. Wie sollen wir mit Wesen in Verbindung treten, die vielleicht auf diesen Kontinenten des Mars kämpfen und streben wie wir? Da ist ja allerdings die Funkentelegraphie erfunden, mit der man sich bereits über den Ozean hinweg zu verständigen beginnt. Weshalb sollte es nicht auch einmal gelingen, über den Aetherozean des Welt-raums hin Zeichen von Planet zu Planet zu tauschen? Dieser Weltraum ist ja in Wirklichkeit nicht leer. Wie über unser irdisches Meer die Wellen dahinziehn von Gestade zu Gestade, so durchdringen die Wellen des Lichts das Universum und branden, aus seinen letzten Tiefen zusammenströmend, gegen die durch ihn dahineilenden Weltkörper, und jede ihrer Wellen ist ein Buchstabe in den Depeschen der universellen Telegraphie ohne Draht, die die Weltkörper untereinander verbindet. Nur durch die Lichtwellen können wir überhaupt etwas über das Bestehen und das Wesen der Bewohner anderer Weltkörper erfahren.

Aber bisher haben uns die Mitteilungen des Lichts nur sehr allgemeine Auskünfte gegeben. Wir wissen, wie groß die uns nächsten Himmelskörper sind, nach welchen Gesetzen sie sich um das allgemeine Zentrum des Systems bewegen; von einigen wenigen haben wir dann noch etwas über die Beschaffenheit ihrer Oberfläche erfahren, und ob eine Lufthülle darüber lagert, und endlich weiß man von den selbstleuchtenden Körpern, welche chemischen Grundstoffe uns ihr Licht zusenden. Bei unserm Mond und beim Mars allein gehen unsere Kenntnisse von der Oberfläche weiter, und man kann

von ersterem sagen, daß intelligente Wesen auf ihm nicht vorhanden sind und auch seit geologischen Zeitaltern nicht vorhanden waren, während man auf dem Mars in jenen wunderbaren Kanalsystemen Spuren von Wesen entdeckt zu haben glaubt, die die Naturkraft auf ihrem Planeten zur Ausführung ungeheurer Bauten zwangen. Die Kraft unserer Werkzeuge wird in absehbarer Zeit kaum wesentlich zu steigern sein, so daß von dieser Seite her ein bedeutend tieferer Einblick in die Verhältnisse der andern Himmelskörper nicht zu erwarten ist.

Aber wie unendlich erfinderisch ist die Natur und der Menscheng Geist! Es werden andere Werkzeuge erfunden werden, die von ganz ungeahnter Seite her uns der Lösung dieser Frage näherbringen werden, wie sich Geist und Intelligenz auf andern Welten entwickelt haben. Es wäre ja geradezu absurd zu glauben, daß im ganzen weiten Universum sich nur allein in der irdischen Menschheit die Materie mit dem über alle Welten hinwegfliegenden Geist verbunden hätte. Dieser homozentrische Standpunkt steckt von jener vorkopernikanischen Zeit her allerdings noch tief in uns, wo die Erde als der Hauptkörper des Weltalls betrachtet wurde, um den die andern Himmelslichter nur zu Nutz und Frommen der Menschheit kreisten. Ebenso wie die Erde damals im Mittelpunkt der materiellen Welt stand, so der Mensch in der des Geistes als die Hauptperson der Schöpfung. Wir können uns heute noch immer nicht in die Rolle hineindenken, die wir in Wirklichkeit als Sandkorn am Meeresstrand der Unendlichkeit spielen.

Unermesslich weit vorgeschrittenere Wesen können und müssen sogar irgendwo im Weltgebäude existieren, da wir ja unzweifelhaft sehen, daß dort Welten in allen Entwicklungsstadien gleichzeitig vorhanden sind, und wir doch wahrlich gar keinen Grund zur Annahme haben, daß die Entwicklungsstufe unserer Erdenwelt zu den höchsten überhaupt vorhandenen gehört. Wollen wir uns einen Begriff von diesen höheren Intelligenzen machen, so können wir nicht anders, als von unsern eigenen Verhältnissen ausgehen, wenn wir uns nicht ganz und gar in bloßen Phantasien verlieren wollen. Wir brauchen aber unsere technischen Kenntnisse gar nicht so bedeutend erweitert denken, um die Funkentelegraphie so zu vervollkommen, daß ihre Wirkungen bis zu andern Himmelskörpern reichen. Ein ganz neues Zeitalter wird einst erstehen, wenn wir es endlich einmal gelernt haben werden, die ungeheuren Kraftmengen zu benutzen, die uns die Sonne dauernd zustrahlt, während wir bis heute noch von dem ganz kleinen Ueberbleibsel dieser Sonnenkraft zehren, die uns unmündigen Kindern die vorsorgende Mutter Erde vor verfloßenen Jahrmillionen in den Steinkohlen aufgespart hat. Alle unsere mächtigsten Maschinen werden nachkommenden Geschlech-

tern einst wie Kinderspielwerke erscheinen gegenüber den Kraftwirkungen, die in Zukunft von Sonnenmotoren ausgehen werden. Wie heute schon Tesla Blitze hervorbringt, die über einen ganzen Saal hinwegzucken, so wird man einst elektrische Ladungen von der Kraft der Gewitterblitze benutzen können. Das bedeutet ja alles weiter nichts, als daß wir die vorhandenen Kräfte der Natur durch die höhere Kraft unseres Geistes lenken lernen werden. Die Wellen aber von solchen elektrischen Wirkungen sind, namentlich mit noch weiter verfeinerten Empfangsinstrumenten, zweifellos über Weltkörperentfernung hinweg zu spüren. Ist also die Vermutung begründet, daß beispielsweise auf dem Mars Wesen leben, die auf einer um Hunderttausende von Jahren uns vorausgehenden Entwicklungsstufe stehen, so müssen sie ganz undorstellbar viel kräftigere und sichere Mittel zur freien Uebertragung der Gedanken über den leeren Raum hinaus besitzen, und sie horchen mit diesen beständig herüber zu uns, ob denn endlich einmal außer den Wirkungen der unbelebten Natur auch Zeichen zu ihnen hinüber gelangen, in denen sich ein Gedanke ausdrückt. Denn ebenso, wie wir in der Anordnung der Kanäle des Mars eine Einrichtung zu sehen glauben, die die Naturkräfte aus sich allein heraus und, ohne von einer Intelligenz geleitet zu sein, nicht ausführen konnten, so wird man in der Anordnung solcher Zeichen einer interplanetaren Funkentelegraphie ihren Ursprung aus verwandten Geistern erkennen, und ihre Entzifferung wird ebenso möglich werden, wie wir heute Hieroglyphenschrift lesen. Dann werden jene höheren Wesen auf dem Mars uns in unserer eigenen Sprache antworten, da sie längst erfahren mußten, daß wir ihre Sprache so wenig verstehen, wie etwa ein Buschmann die unsere, wenn er zum erstenmal mit Europäern zusammentrifft.

Man wird diesen Gedanken zum äußersten überschwenglich finden. Ganz ebenso überschwenglich aber würde man noch vor zwanzig Jahren die Ueberzeugung gehalten haben, es werde einstmals möglich sein, vom Land aus sich mit einem Schiff zu unterhalten, das hundert und mehr Kilometer frei auf offener See fährt. Was ist denn so sehr Hypothetisches an unserer Behauptung? Einmal behaupten wir, daß die moderne Technik auf dem Weg, den sie augenblicklich innehat, fortschreiten wird bis zur Beherrschung der uns überall umgebenden Naturgewalten in hundert- und tausendfach vergrößerter Wirkung, wobei aber in Wirklichkeit immer noch nicht der millionste Teil der uns umgebenden Kraftmengen verwendet zu werden braucht. Und die zweite Hypothese ist, daß es andere Weltkörper giebt unter den Millionen, die den Himmel bevölkern, auf denen eine ähnliche Entwicklung vor sich gegangen ist, wie auf unserer Erde, daß diese Entwicklung aber in den Ewigkeiten, die zu Gebote stehen, um ein paar Jahrtausende weiter gekommen ist, als die unsrige. Man wolle wohl bemerken, daß ich nicht etwa meine, alle gleichartigen Weltkörper, zum Beispiel alle Planeten, müßten auch in ihrem ganzen Entwicklungsgang einander ähnlich sein; ich behaupte nur, daß unter den Millionen von Welten sich wenigstens einige befinden, die — wie es unter vielen Menschen einige giebt, die einander frappant ähnlich sind — einen in der Hauptsache gleichen Entwicklungsgang genommen haben. Am wahrscheinlichsten giebt es dann eine solche Ähnlichkeit auch bei den Himmelskörpern unter Geschwiftern, also etwa unter den Planeten unserer Sonnenfamilie

Wenn uns nun zwar von dort her leider noch keine sicheren Lebenszeichen zugegangen sind, so wollen wir doch in folgenden Betrachtungen eine Gedankenreise durch diese Sonnenwelt wagen und, so weit es dem Stand unserer modernen Wissenschaft entspricht, den Möglichkeiten einer Lebensentfaltung dort nachspüren.

* * *

Ein Ausflug nach dem Mars.

Wollen wir verwandte Wesen in den Sternen suchen, so wenden wir uns am besten zuerst unserer Nachbarnwelt Mars zu, wo wir die Lebensbedingungen den uns bekannten am ähnlichsten annehmen müssen, ebenso wie wir die Natur der Nachbarstaaten unseres Vaterlandes besser verstehen wie die ganz anderer Zonen.

Unser Reiseziel umkreist die Sonne in größerer Entfernung als unser Planet. Während wir etwa zwanzig Millionen Meilen von der Sonne entfernt bleiben, hat die Bahnellipse, in der sich Mars um die Sonne bewegt, einen größten Durchmesser von etwa dreißig Millionen Meilen. Im günstigsten Fall, wenn er sich nämlich, von uns aus gesehen, gerade der Sonne gegenüber in der sogenannten Opposition befindet, trennen ihn, wie schon vorher gesagt, nur etwa acht Millionen Meilen von uns. Von den uns ebenbürtigen Himmelswelten kommt uns allein nur Venus noch näher, bis auf fünf Millionen Meilen; in der betreffenden Stellung aber wendet uns Venus ihre Nachtseite zu, die ganz und gar nicht interessant ist, weil man auf ihr fast nichts erkennt. Mars dagegen ist in seiner größten Nähe zur Erde voll von der Sonne beleuchtet, und es ist bekannt, wie viele wunderbare Dinge er uns bei dieser Gelegenheit zeigt.

Unsere Gedankenreise bis dort hinauf ist schnell vollendet. Es giebt ja kein anderes Vehikel dafür, als die Aetherwellen, die sich mit der Geschwindigkeit des Lichts fortpflanzen. Eine Depesche der Funkentelegraphie braucht im günstigsten Fall kaum drei Minuten bis dort hinüber, und in gleich kurzer Zeit sind auch unsere Gedanken dort.

Noch ehe wir auf die Oberfläche gelangen, erkennen wir deutlich, daß die Luft auf dem Mars beträchtlich dünner ist, als bei uns. Aber es ist schon ein gutes Zeichen, daß wir überhaupt Luft antreffen, denn ohne sie können wir uns kein Leben denken. Alle organische Thätigkeit ist auf den Austausch luftförmiger Stoffe begründet. Auch die Pflanzen atmen durch alle ihre Poren und müssen sterben so gut wie wir, wenn man ihnen die Luft entzieht. Während aber die Tiere den Sauerstoff einatmen und ihn in ihren verschiedenen Organen verbrennen, genau so, wie wir es mit den Steinkohlen in einer Maschine thun, um durch die Kraft der Wärme sie in Thätigkeit zu erhalten, und dann als verbrauchtes Gas oder gewissermaßen als Verbrennungsprodukt Kohlensäure ausatmen, so ist es bei den Pflanzen gerade umgekehrt; sie holen die uns schädliche Kohlensäure wieder aus der Luft und geben uns den Sauerstoff dafür frei zurück, so daß wir ihn neu verbrennen können. Wo irgendwo auf einem Himmelskörper Leben ist, muß es auch zwei ähnlich sich ergänzende Arten von Wesen geben, wie bei uns Pflanze und Tier, unter deren physiologischer Thätigkeit sich ein Kreisprozeß vollzieht, weil sonst derjenige chemische Stoff, der die für jede innere oder äußere Bewegung nötige Energie durch seine Verbindung mit andern zu liefern hat, bald verbraucht sein würde. Fachmännisch ausgedrückt sagt man die Tiere wirken oxydierend, die Pflanzen redu-

zierend, und diese beiden ineinander arbeitenden Gattungen von Lebewesen sind auch überall auf andern Welten notwendig. Außerdem müssen auch die reduzierenden Wesen die unbeweglichen, festgewachsenen sein, weil zu jeder Bewegung eine Oxydation, ein Freimachen von Wärme, nötig ist. Kurz und gut, überall im Weltgebäude, wo überhaupt Leben sein kann, muß es Pflanzen und Tiere zugleich geben, wie grundverschieden ihre äußeren Formen auch sein mögen. Es ist aber durchaus nicht notwendig, daß jener chemische Kreisprozeß zwischen Sauerstoff und Kohlensäure vor sich geht, wie bei uns. Es giebt noch eine ganze Reihe von Stoffpaaren, bei denen unter bestimmten andern physikalischen Bedingungen ein ähnlicher Kreisprozeß möglich ist.

Genug, wir finden auf dem Mars Luft. Sie ist zwar sehr dünn, aber doch nicht dünner, als wir sie auf unsern hohen Bergen antreffen, auf denen wir immerhin noch zu leben vermögen. Die genaue Zusammensetzung dieser Marsluft können wir zwar nicht ermitteln, aber es scheint doch, daß auch sie Sauerstoff enthält und auch noch ein Etwas, das unserm Wasserdampf jedenfalls in seinem physischen Verhalten ähnlich ist. Das ist wieder eine sehr wichtige Wahrnehmung. Auch eine allgemein verbreitete Flüssigkeit gebrauchen alle Organismen, in der sich die ihnen nötigen erdigen Stoffe auflösen können, um in den Organismus aufgenommen und weitergetragen zu werden, damit diese Stoffe in allen Teilen ihres Körpers als Bausteine zur weiteren Entwicklung dienen. Solche Flüssigkeit, die die Atmosphäre in Dampfform erfüllt und sich aus ihr als Schnee niederschlägt, wenn es kälter wird, giebt es also auch auf dem Mars, wie wir schon von der Erde aus ganz deutlich sehen können. Die Teile des Planeten, die sich in seiner Bewegung um die Sonne ein halbes seiner Jahre lang abwenden, wie bei uns abwechselnd die Pole, werden weiß. Dagegen taut meist aller dieser Marschnee von den Polen im Sommer wieder weg, also anders wie bei uns, wo gewaltige Eismauern uns zu allen Jahreszeiten von der Erstürmung jener „geographischen Punkte“ zurückhalten.

Dieser Umstand ist für uns sehr interessant. Es giebt dafür nur zwei Erklärungen. Entweder ist es auf dem Mars wärmer wie bei uns, so daß das Eis leichter wieder weggeschmelzen kann, oder es giebt dort weniger Feuchtigkeit, worunter wir ja immer noch nicht eigentliches Wasser zu verstehen brauchen. Bei weniger Feuchtigkeit in der Luft überhaupt wird es weniger Niederschläge geben, die also dann auch leichter wegtauen können. Welche von beiden Erklärungen ist die annehmbarere? Bei oberflächlichem Hinblick wird man die erste Annahme sogleich verwerfen, da wir ja wissen, daß der Mars weiter von der Sonne entfernt ist wie wir und folglich auch weniger Wärme von ihr empfangen muß. Die Wärmestrahlung nimmt mit dem Quadrat der Entfernung ab, und da jener Planet eineinhalbmal weiter vom großen Weltofen absteht, so läßt sich mit voller Sicherheit berechnen, daß er auf jeden Quadratcentimeter seiner Oberfläche nur etwa 0,4 der Wärme zugestrahlt erhält wie wir. Um ebenso viel weniger wird also die große Maschine der Atmosphäre dort geheizt, und in gleichem Maß muß sie träger arbeiten. Aber bei etwas tieferer Einsicht in die vorliegenden Verhältnisse stellen sie sich doch nicht so einfach. Es läßt sich zeigen, daß unsere Atmosphäre reichlich die Hälfte der ihr zugestrahnten Sonnenwärme verschluckt,

ehe sie zur Erdoberfläche gelangen kann. Je dichter die Luft ist, desto mehr Wärme nimmt sie auf, um sie zu den verschiedenen meteorologischen Arbeiten zu verwenden. Deshalb „sticht“ auch die Sonne so sehr auf hohen Bergen, und wir verbrennen uns an ihr die Haut, wenn auch das Thermometer im Schatten unter Null steht. Nun haben wir aber schon gesehen, daß auf dem Mars die Luft auch an der Oberfläche nur so dünn ist wie bei uns auf hohen Bergen. Es gelangt also sicher wesentlich mehr von der an der obersten Grenze seiner Atmosphäre eindringenden Sonnenstrahlung zur Oberfläche als bei uns, und es ist wohl möglich, daß schon dieser Umstand allein hinreicht, um den Verlust wegen der größeren Entfernung des Mars von der Sonne wieder auszugleichen. Die Oberflächenwärme braucht also dort nicht geringer zu sein wie bei uns. Die Wärmeaufnahme in der Atmosphäre geschieht namentlich durch den in ihr aufgelöst enthaltenen Wasserdampf, und das Gleiche würde jeder andere Stoff thun, der etwa auf dem Mars die Stelle des Wassers als Feuchtigkeit vertritt, denn immer wird durch den Uebergang der Aggregatzustände ineinander entweder Wärme freigegeben oder gebunden. Trifft also auch unsere zweite Annahme zu, die Feuchtigkeit sei dort geringer als bei uns, so entsteht auch dadurch ein Plus von Wärme für die Oberfläche. Nun ist aber gar kein Zweifel darüber, daß die das Wasser dort vertretende Flüssigkeit in weit geringeren Mengen drüben vorhanden ist, wie bei uns das Wasser. Nicht nur die vollständige Schneeschmelze, von der wir sprachen, sondern noch eine ganze Reihe anderer Beobachtungsthatsachen beweisen dies. Es giebt zum Beispiel nur sehr selten Wolken und nur ganz vorübergehende Verschleierungen der Atmosphäre auf dem Mars, und die dunklen Stellen auf seiner Oberfläche, die wir nach ihrer Lage und sonstigen Eigenschaften als Meeresbecken bezeichnen müssen, sind offenbar sehr feicht, so daß man zu gewissen Jahreszeiten an den Uferändern die Bodengestaltung durchschimmern sieht.

Wir befinden uns also auf einer Welt mit weniger Luft und weniger Feuchtigkeit darin als bei uns, und beide Umstände bewirken, daß die Sonnenwärme auf ihrer Oberfläche nicht wesentlich von der auf der Erdoberfläche verschieden ist. Wir haben uns etwa ein Alpenklima vorzustellen, doch ohne seine größere Feuchtigkeit, die eine Folge des den ganzen Sommer anhaltenden Schmelzprozesses in den Hochalpen ist, der für den Mars wegfällt. Sind also auch sonst die Lebensbedingungen dort den unsrigen verwandt, so können auf dem Mars im allgemeinen größere Pflanzen nur noch schwer fortkommen. Aber auch die Klimatur kann sich nicht entwickeln, die einer großen Feuchtigkeitsmenge bedarf. Es wird auf den Höhen nur ein ganz dürftiges Leben fortkommen können, namentlich da die aus dem immer heiteren Himmel auf das Gestein niederbrennende Sonne völlig austrocknend wirken muß. Der größte Teil der Marsoberfläche ist mit gelbroten Gebieten überdeckt, die etwa die Farbe unserer Wüsten haben und in den verschiedenen Jahreszeiten ihr Aussehen nur sehr wenig verändern. Hier giebt es also keine Vegetation, die ihren blütenreichen Frühling, ihren grünumrankten Sommer, ihren farbenreichen Herbst und ihren lebensfeindlichen Winter hat, obgleich wir genau die Grenzen dort auf unserer Nachbarwelt angeben können, wo die gemäßigten Zonen sich von den bei uns immergrünen Tropen scheiden, und wo ebenso wie bei uns ein Kreis-

lauf der Vegetation zwischen üppiger Entfaltung in dem Wärmeüberfluß des Sommers und der starren Ruhe des Winters stattfinden müßte, wenn hier überhaupt Vegetation vorhanden wäre, möge sie in ihrem Wesen auch noch so verschieden von der unsrigen sein. In vereinzelten Fällen aber hat man wahrgenommen, daß selbst bis gegen den Äquator des Mars hin, dessen Lage wir genau feststellen können, einzelne dieser gelben Gebiete vorübergehend weiß werden oder sich mit weißen Flecken besprenkeln. Hier schneit es also selbst unter den Tropen, namentlich auf den Bergen, die übrigens nicht besonders hoch sein können, weil sie auch bei untergehender Sonne keine merklichen Schatten werfen. Selbst unter dem Marsäquator wird es also zuweilen empfindlich kalt, was wohl zu begreifen ist, wenn man bedenkt, daß die Nächte bei der immer reinen Luft viel Wärme in den Weltraum ausstrahlen müssen. Einer üppigen Vegetation sind also diese Verhältnisse selbst unter dem Äquator nicht günstig. Da die Pflanzen aber die Grundlage auch für das tierische Leben bieten, müssen wir also die gelben Gebiete auf dem Mars, die eigentlichen Landgebiete für verödet halten.

Aber diese Wüsteneien sehen wir vielfach von dunklen Streifen durchzogen, den berühmten Kanälen, die

die großen dunklen Gebiete, die sogenannten Meere, miteinander verbinden. Jene gelben, unveränderlichen Stellen bilden einen Gürtel rings um den Marsäquator herum, die dunklen dagegen liegen zu beiden Seiten in den gemäßigten und Polarzonen. Die Verteilung von Land und Meer ist also von der auf der Erde wesentlich verschieden. Bei uns geht der Äquator meist über Meere hinweg, wie denn bekanntlich auf der Erde die Wasserbedeckung vorherrscht, während auf dem Mars, auch wenn man alle dunklen Flecke für Meere erklärt, viel mehr Land als Wasser vorhanden ist. Auch dieses Verhältnis zwischen Land und Meer bestätigt unsere früheren Wahrnehmungen, daß die Feuchtigkeitsmenge auf dem Mars geringer ist wie bei uns.

Jene dunklen Streifen sowohl wie die sogenannten Meere verändern nun im Gegensatz zu den gelben Gebieten gelegentlich ihr Aussehen im Zusammenhang mit dem Jahreswechsel. Einzelne dieser Kanäle entstehen und vergehen mit ihnen, andere färben sich dunkler oder heller, und einige der „Meere“ weisen zuweilen einen Anflug von grünlicher Färbung auf. Hier zeigen sich deutliche Spuren einer lebendigen Natur, die wir auf unserer Reise weiter verfolgen müssen.

Schlusartikel folgt.

Die Madonna mit den roten Haaren.

Novelle von Carl Bulcke.

„Ich habe immer ein faibles für rote Haare gehabt. Ich bin fest überzeugt, daß über die weißen, runden Schultern der Eva im Paradies rote Haarflechten rollten. Junge Mädchen mit roten Haaren haben oft in mein Leben hineingespielt. . . Ich weiß es wohl, daß sie für unberechenbarer, undurchsichtiger gelten, als die blonden und schwarzen und braunen. Ich schwöre auf die roten. Rotes Haar ist nicht Spielart, sondern Spezies. Ob ich eine rothaarige Venus malen würde, weiß ich nicht. Aber das stille, weiße Gesicht einer roten Madonna steht mir nahe. Sie müßte auch hellblaue Augen haben, ganz vergiftmeinnichtblau, mit einem dunklen Rand um die Iris, und dies gütige, holde Lächeln, das mädchenhaft und frauenhaft zugleich ist. Und auch solche leichte, leidlösende Hände. Es ist nicht so lange her, da hätte ich einmal beinahe diese Madonna gemalt.“

Wir waren junge Juristen und feierten an unserm Stammtisch gerade einen unserer 365 Festtage im Jahr bei einer solennen Frühjahrsbowle. Wir saßen zurückgelehnt in breite Lederesseln und rauchten unsere Zigaretten. Der Maler sah an die Decke.

„Ich wurde neulich, in der letzten Aprilmacht, als wir sangen ‚Der Mai ist gekommen‘, wirklich ganz sentimental und wußte lange nicht den Grund dafür. Wir werden alle so leicht vergeßlich. Aber neulich fiel mir doch der Grund ein. Es ist eine ganz alltägliche Geschichte.“

„Also, es war vor sechs, acht Jahren. Ich kam damals mit Clausen, Petersen und Bligmann die Allee hinunter. Die Leute sind jetzt schon alle in Amt und Würden. Nur Bligmann ist um die Ecke gegangen.

Schade. Profit. Da sehen wir von dem neuen Bahnhof aus, der damals noch knallrot strahlte, einen Zug von Menschen kommen, der irgendwie auffällig ist. Wir hatten nichts Besseres zu thun — Kleinstädter haben ja bekanntlich nie etwas Besseres zu thun — wir liefen wie die Schuljungen hinterher und ließen den Zug, an seiner Spitze stehend, an uns vorbeidestillieren. Es waren ein paar Eskaien in bunter Livree, die einem fürstlichen Haushalt anzugehören schienen, ein paar Kammerfrauen, die Kutschkutscheln und Gepäckstücke trugen, und ihnen voran ein junge Dame. Nichts weiter. Aber alles gaffte.

„Die junge Dame trug ein schwarzes Kleid und hatte rotes Haar. Sie ging mit tiefgesenktem Kopf und schnellen Schritten. ‚Sie geht wie eine wirkliche Königin,‘ sagte Bligmann.“

„Da geschah etwas sehr Merkwürdiges.“

„Ich stand vornan. Sie hob plötzlich den Kopf und sah mir ins Gesicht. Ich werde diesen langen Wagnerblick nicht vergessen. Es ist ja Eigentümlichkeit der Rothaarigen, daß sie im Augenblick die Farbe wechseln können. Ihr helles Gesicht war urplötzlich dunkelrot geworden. Sie ging auch langsamer. Das hatten alle bemerkt.“

„Im Augenblick war sie vorüber. Ich stand wie versteinert. Du kennst sie, du mußt sie kennen. Wir ranschlagten lange her, wer sie sein könnte. Eine Ausländerin war sie sicher, das stand fest. Wir gingen rasch hinterher, aber der Zug schien in eine der Nebenstraßen abgebogen und bereits in einem Privathaus verschwunden zu sein.“

„Im Mai ist das Sehenswerteste hier die Flottbeker Chaussee,“ sagte Gligmann. „Wenn wir sie wiedersehen wollen, dann opfern wir unsern Spaziergang und sehen uns in den Mond.“ Vom Fenster aus können wir die Vorübergehenden sehen. Du wirst dich freilich geirrt haben.“

„Wir saßen also im ‚Mond‘ und warteten zwei Stunden lang. Die drei andern bestellten Karten und spielten, ich sah durch das Fenster.“

„Da ist sie,“ sagte plötzlich Gligmann in aller Seelenruhe. Ich hätte sie kaum wiedererkannt. Sie trug ein helles Kleid und einen schwarzen, breitkrempigen Hut mit einer Straußenfeder. Sie ging in Begleitung eines jüngeren Herrn.

„Im Augenblick stand ich auf der Straße. Ich überholte sie auch diesmal wieder und stellte mich oben am Kriegerdenkmal in Postur. Sie kam, sie sah mich wieder an, sie wurde wieder rot, rot bis in die Haarwurzeln.“

„Und ich redete sie an . . .“

„Aber wir wollen trinken und uns des Lebens freuen, so lange das Lämpchen glüht. Es war in der kommenden Nacht Vollmond, gerade so wie heute. Mir fällt ein, daß es die trübste Geschichte ist, die ich je erlebte. Profit.“

Und wir tranken . . .

* * *

„Damals hatte ich gerade meine ‚heilige Cäcilie‘ für ein großes Stück Geld verkauft. Es ist sonderbar, wie sehr ein solcher rein äußerer Erfolg hochbringt. Ich war sehr hoch. Mein Atelier hing voll von Hunderten allerhöchster Skizzen, mein Schädel sauste voll hundert neuer Ideen. Als ich damals in kühler Konversation mit der rothaarigen jungen Dame über die Flottbeker Chaussee ging, stand urplötzlich das große, neue Bild zum Greifen nahe vor mir: ‚Die Madonna mit den roten Haaren.‘ — Ich sagte schon, daß ich das Bild nie gemalt hätte.“

„Die Begegnung war sehr sonderbar: im Augenblick, als sie sprach, wußte ich ihren Namen, besann mich auf unser Zusammentreffen. Ich hatte sie in Ouchy kennen gelernt, in dem paradiesisch schönen Ouchy, in beau-rivage. Es war in meiner jungen Zeit, als ich durch Welterfahrenheit die Inferiorität des Talents zu überbrücken versuchte. Sie stammte aus Brüssel, wie es schien, aus erster Familie, und befand sich mit Eltern und Geschwistern auf der Reise. Jetzt war sie Hofdame irgendeiner belgischen Prinzessin, die auf der Reise nach Karlsbad sie in Hamburg für zwei Tage beurlaubt hatte; sie wollte ihren jüngeren Bruder, der Volontär auf einer unserer Werften war, wiedersehen.“

„Der Bruder, ein langaufgeschossener zwanzigjähriger Bursche, ging brav und schweigend an ihrer andern Seite. Wir kramten unsere alten Erinnerungen aus, sie bewies ein rührend gutes Gedächtnis, sie hatte in den dazwischenliegenden Jahren meine Bilder in Reproduktionen gesehen, sie nannte mich einen berühmten Mann, und die hellblauen Augen mit dem dunklen Rand um die Iris sahen wohlgefällig zu mir auf. Sie

sprach jetzt auch fließend deutsch. Sie lachte darüber, wie linksich und unbeholfen ich ihr damals den Hof gemacht hätte, sie erzählte von ihrem ‚Dienst‘, von dem gestrengen Oberhofmeister und der süßen Prinzessin und deutete manchmal mit einem raschen Blick auf den Bruder an, daß sie mir leicht noch viel, viel mehr erzählen könnte.“

„Wir waren bis zur zweiten Elbausicht gegangen und fuhren dann in einer Droschke zur Stadt zurück. Sie wohnte im Hotel de l’Europe in Hamburg. Es war ganz selbstverständlich, daß ich mitfuhr. Sie entschuldigte sich leise, daß ich sie heute nicht mehr sehen könnte, sie wären eingeladen zu dem Chef des Bruders. Vor dem Hotel stehend, schickte sie den Bruder mit irgendeinem Auftrag hinauf. Ich bat sie schnell um ein Wiedersehen auf morgen. Sie ging mit einem lächelnden Augenaufschlag des Verständnisses ohne Ziererei darauf ein. Sie hätte den ganzen Vormittag bis gegen vier Uhr Zeit. Ich versprach, sie ganz früh vom Hotel abzuholen. Ich küßte ihr die Hand, und wir trennten uns.“ —

Der Maler stopfte nachdenklich seine kurze Shag-pfeife. Dann sah er wieder lächelnd zur Decke. „Den Namen — warum soll ich Ihnen nicht auch ihren Namen sagen? Es wird wohl schwerlich auf der Welt einer von uns sie zu Gesicht bekommen im Leben. Und der Name paßt zu ihrem Gesicht: Mirjam van der Wees hieß sie.“

„Am neun Uhr morgens war ich im Hotel. Ich schickte ihr einen Strauß Rosen auf das Zimmer. Sie kam nach einer halben Stunde. Ich sehe sie noch in dem weißen Faltenkleid, meine Rosen und den großen Hut in der Hand, mit dem morgenfrischen, zierlichen Gesicht und dem wundervollen, reichen roten Haar.“

„Wir frühstückten zusammen. Sie dankte mir für die Blumen. ‚Sie haben mir solche Freude gemacht,‘ sagte sie, ‚ich hatte mir eine kleine Ueberraschung für Sie ausgedacht, als ich heute aufstand; Sie sollten sie zwar erst haben, wenn wir uns trennten. Aber ich will sie Ihnen gleich geben.‘

„Und sie schenkte mir ihre Photographie.“

„Albert war ganz außer sich, als ich ihm sagte, daß er sich nicht meinerwegen im Geschäft Urlaub geben lassen dürfe. Ich redete auch gestern dem Chef zu, daß er nicht darauf eingehen sollte, wenn er ihn darum bäte. Es ist ein so guter Junge, er hat es gar nicht mehr gewagt, ihn zu bitten.“

„Dann ließ sie auch mir Kaffee servieren.“

„Wir sind ja nur dies einzige Mal im Leben zusammen, es ist ja wohl kaum anzunehmen, daß wir uns wiedersehen. In all solchen Fällen giebt es zum zweitenmal keinen Zufall mehr. Da darf ich es wagen, Sie ein wenig zu verwöhnen. Mir scheint fast, als ob Sie auch sonst nicht am Verwöhntwerden Mangel leiden, Sie Herr der Schöpfung.“

„Dann stützte sie die leichtverschlungnen Hände unter das Kinn und sah mich an: ‚Sie finden doch auch nichts dabei, daß wir hier zusammensitzen?!‘

„Ich streckte die Hand aus, und sie legte für einen Augenblick die ihre darein.“

„Dann saßen wir im Wagen und dann auf dem Dampfer. Die ‚Lühe‘ blühte. Von Finkenwärd ab lag das ganze Kirschenland wie ein weißes, rieselndes, sonnenbeschienenes Blütenmeer. Ein Dampfer mit vielen hundert Kindern in hellen Kleidern, die einen Schulausflug machten, fuhr uns voraus. ‚O sanfter, süßer Hauch,‘ sangen die Kinder, und über das blanke Wasser klang langgezogen die glaubensfelige Prophezeiung des seligen Herrn Ludwig Uhland: ‚Bald, bald — blühen die Veilchen auch.‘

„Sie hatte Sinn für Schönheit und Frühlingfreude.

„Das habe ich nie gesehen,‘ sagte sie leise, als wir wohl zehn Minuten lang regungslos vom Deich aus über das Blütenland gestarrt hatten. ‚Das ist zum Frommwerden und zum Niederknien und zum Beten schön.‘

„Und wir sprachen davon, daß man Feiertage einführen sollte, wie es in Japan ist, wenn die Pfirsiche und die Kirschen blühen, und wir sprachen von dem Sonntagsfrieden der Schönheit und der Heiligkeit der Kunst.

„Ich aber sah nur sie.

„Wir gingen stundenlang spazieren. Es war alles wie verzaubert, jedes kleinste Nestchen freute sich seiner Blüten, die Menschen, die uns begegneten, sahen froh und festlich aus. Uebrigens: es ist doch ein sehr feines, tiefes Empfinden unter uns Menschen, daß niemand es wagen wird, in solcher Zeit eine Blüte zu brechen. Eine reife Kirsche will gepflückt werden, einen Blütenzweig zu brechen, erscheint uns als eine empörende Schändung der Heiligkeit der Natur.

„Dann setzten wir uns zum Essen, aber wir rührten kaum einen Bissen an. Unsere Augen standen auf du und du, und die Augen hatten sich viel zu erzählen. Schließlich sah sie immer wieder auf die Uhr. ‚Ich muß wohl bald fort,‘ sagte sie traurig.

„Ich antwortete nichts. Ich sah sie nur bittend an.

„Da lächelte sie träumerisch: ‚Es ist eine Thorheit, aber ich will hierbleiben.‘ Und die Worte durchrieselten mich.

„Nachmittags gingen wir nach Steinkirchen zu. Am Weg fanden wir zwei meiner Kollegen, die jedes Frühjahr dort zu finden sind. Sie handwerkten mühselig ihre Blütenbilder, die in der Stadt den großen Absatz finden. Groß ist die Diana der Epheser. Wir gingen lachend an ihnen vorüber, mitten hinein in die weiße, blühende Wildnis. Auf fernen Wegen lärmten die Kinder. Aber hier war es lautlos still.

„Wir wollen uns setzen,‘ sagte sie. Und sie nahm den Hut ab, warf ihn zu Boden und setzte sich in das hellgrüne Gras unter eine junge Kirsche. Im leisen Wind rieselten die Blütenblätter auf ihre Schultern. Die äußersten Zweige des kleinen Baumes berührten fast ihr Haar.

„Ganz wortlos nahm ich mein Skizzenbuch und zeichnete die Madonna mit den roten Haaren. Sie saß reglos. Meine Hände fieberten. Aus den hellblauen Augen strahlte die ganze Innigkeit der Seele. Eine halbe Stunde verging.

„Es geht nicht. Ich kann es nicht.‘ Und ich wollte die Blätter zerreißen. ‚Ich sehe Sie vor mir

wie eine Offenbarung. Es sollte ein großes Werk werden. Solch ein Werk, um dessen Vollendung man sieben Jahre werben muß, wie Leonardo um die Mona Lisa. Ich bring’s nicht fertig.‘

„Sie aber lächelte eigen und sah mich mit einem bangenden, halb verschämten Blick an. Ich wußte, was sie thun wollte. Und sie that es. Sie griff mit beiden Händen in ihr rotes Haar und öffnete es.

„Ich bin jetzt mittlerweile achtunddreißig Jahre alt geworden, und jedes Jahr war reich an Erleben. Ich war auch damals kein Jüngling mehr. Ich habe das Leben damals in einer solchen heiligen Schönheit gesehn, daß noch heute mein ganzes Herz zittert, wenn ich daran denke.

„Und ich Narr wollte das zeichnen.

„Schließlich reichte ich ihr die Blätter.

„Kopf an Kopf sahn wir darauf hin. Sie schwieg lange. Endlich sah sie zu mir auf: ‚Es sind im Grund doch nur Striche und Linien. Das Leben ist doch viel schöner als die Kunst.‘

„Die linden Lüfte sind erwacht,‘ sangen die Kinder ganz von weitem,

„Mirjam.‘

„Mein Kopf lag auf ihrem Schoß, sie strich mit der Hand über mein Haar und neigte sich über mich. Die roten Haare fielen über ihre Schultern auf mein Gesicht. Durch die roten Haare sah ich in die Sonne. Sie küßte mich.

„Es blüht das fernste, tiefste Thal,‘ sangen die Kinder.

„Und wir küßten und küßten. ‚Sie sind der Erste, den ich geküßt habe,‘ sagte sie, ‚Sie dürfen nicht schlecht von mir denken.‘

In goldroten Maschen und Strähnen ringelte sich ihr seidenes Haar durch meine Finger. Ihre Lippen brannten. Ich hörte ihr Herz und sah ihre Seele.

„Nun muß sich alles, alles wenden,‘ sangen die Kinder.

„Mirjam.‘

„Und der Nachmittag verrann.

„Werden Sie meine Frau,‘ sagte ich plötzlich ganz laut.

„Sie strich mit der Hand über das Haar und lächelte verträumt.

„Sonderbar, ich dachte auch eben daran,‘ sagte sie leise.

„Werden Sie meine Frau,‘ sagte ich noch einmal.

„Die Kinderstimmen schwiegen.

„Wir standen engumschlungen an einen Baum gelehnt und sahen in das glühende Abendrot.

„Du sollst morgen Antwort haben.‘ — —

„Es war Vollmond in jener Nacht, gerade so wie heute. Als ich spät nach Hause ging, begegnete mir Gligmann. Wir kehrten hier ein und saßen in großer Gesellschaft an dieser Stelle. Er fragte nichts, er lächelte nicht. ‚O Augen, blaue Augen,‘ sang es in mir. Und wir tranken und philosophierten über den Gläsern. Schade um Gligmann. Profit . . .

„Es sind eigentlich nur die jungen Leute, die von einer Sphingnatur des Weibes sprechen. Wir wagen es nur nicht auszudenken, daß dies Abenteuerliche, wie sagt man doch, Unberechenbare im Charakter des

Weibes doch nichts weiter ist als alltägliche, ganz prosaische Berechnung. Elgmann erlebte die gleiche Geschichte unter andern Voraussetzungen. Da sagte die Angebetete ‚ja‘, und Elgmann ging um die Ecke, ging zu Grunde.

„Meine Geschichte ist schnell zu Ende erzählt: der andere Tag war dunstig und trübe. Wir schlenderten am Morgen ohne Zweck und Ziel einsilbig durch die Straßen. Ich führte sie in den Kunstverein, wo ein Bild von mir hing. ‚Die tanzende Salome‘ war es. Sie kennen das Bild nicht, meine Herren. Es ist nicht mein bestes.

„Was kriegen Sie denn für solch ein Gemälde?“ fragte Mirjam van der Wees lächelnd.

„Ich suchte die Ucheln. Laut Katalog kostet das Bild 3000 Mark, vielleicht finde ich einen Dummen, der die Hälfte bezahlt.“

„Sie lächelte nachdenklich. Wie viel oder wie wenig magst du Armer denn in einem Jahr verdienen, hieß dies Lächeln.

„Es regnete. ‚Wir wollen heute wieder in das Blütenland fahren,‘ bat sie. ‚Ach, das Wetter schadet ja nichts. Aber um drei muß ich diesmal wirklich zurück sein. Ich hab es Albert fest versprochen. Um acht fährt mein Zug.‘

„Die Dienerschaft war bereits vorangeschickt, die Koffer standen schon auf dem Bahnhof. Also, wir fuhren nach der Eilke. Als wir auf dem Dampfer saßen, sah ich, wie blaß sie war. Sie fröstelte, und ihre Hände bebten. Ich wollte meinen Arm um sie legen, aber sie rückte beiseite.

„Der Himmel hing voller schiefergrauer Wolken. Das ganze Blütenland lag in Dunst und Nebel. Wir waren fast die einzigen Passagiere, die an der Station ausstiegen. Und als ich die arme, weiße Schönheit dieses Landes wieder sah, ohne den blauen Himmel, ohne die Sonne, ohne die singenden Kinder, da wußte ich erst, wie sehr ich dieses Land liebe.

„Denn jedes Land schafft sich seine Menschen ähnlich. Und ich glaube, damals blühte auch in mir alles.

„Wir gingen Schritt auf Schritt die Wege, die wir gestern gegangen. Mir schien fast, als suchte sie diese Wege wieder; wir fanden auch die alte Stelle, wo wir gewesen. Aber eine Magd war dort, die eine Kuh melkte. Sie schien das zu verdrießen. Die kleine Kirsche, unter der Mirjam van der Wees gestern saß, als ich sie zeichnete, reckte ihre dünnen, blütenüberströmten Aeste dem Regen entgegen, wie in starrer Seligkeit.

„Heute können Sie wohl nicht zeichnen?“ fragte sie mit dem gleichen nachdenklichen Lächeln.

„Nein. Aber ich sehe ja Sie. Und einmal male ich die Madonna mit den roten Haaren doch. Man vergißt nicht leicht, was man mit dem Herzen sah.“

„Und dann standen wir lange an der alten Stelle, wo wir gestern in die Abendröte gesehen hatten. Wir sprachen kein Wort. Nur einmal griff sie in unwillkürlicher Bewegung nach meiner Hand und hielt sie eine Weile in der ihren. Und da verstand ich sie.

„Albert darf nicht warten. Wir müssen fort.“ Und sie brach einen Zweig und reichte ihn mir. Ich küßte die Blätter und reichte ihn ihr zurück. Da barg sie ihn in ihrem Kleid.

„Ade, Blütenland.“

„Am Abend standen wir drei am Bahnhof.

„Bitte, einsteigen,“ rief der Schaffner.

„Da reichte sie schnell dem Bruder die Hand und legte dann die Arme um meinen Hals und küßte mich.

„Leb wohl,“ sagte sie. Und der Wagen rollte davon.

„Ich hab seitdem weitergelebt, Jahre und Jahre. Die Eilke blüht noch jedes Jahr, und mein Herz schlägt noch jeden Tag. Aber die Madonna mit den roten Haaren hab ich nie gemalt. Ich hab es oft versucht, aber es wurde nichts daraus. So malte ich eben anderes . . .“

Er hob sein Glas.

„Wir aber wollen trinken und uns freuen, so lange das Lämpchen glüht. Und wir wollen weiter rechnen an dem großen Rechenegempel des Lebens, und wenn es in die Brüche geht. Groß ist die Diana der Epheser.“ Und wir tranken.

Im Sommer.

Von Karl Vanselew.

An allen Loggien Pelargonienblüten,
In allen Gärten sommerbunte Pracht,
In hellen Kleidern, Rosen auf den Hüften,
Die jungen Mädchen, sonnengoldumlacht.
Von Ueberfluß, von Lebensmut und Luft
Bin ich berauscht, von Jugend bin ich toll,
Heiß ist mein Herz und zum Verschenken voll,
Schönste von allen, komm an meine Brust!

Schönste von allen, komm, o komm, wer könnte
In aller Welt heut reicher sein als ich?
Noch ist die Zeit, die einmal nur gegönnte,
Schönste von allen, komm und küsse mich!
In Jugendröte giebst du mir dich hin,
Ich bin der König, der vom Glück vervöhnte!
Schönste von allen, Blühende, Gekrönte,
Rosenbekränzte, blonde Königin!

Elektrokultur.

Plauderei von Dr. Fritz Bernhard.

Schon lange vermuteten die Naturforscher einen Zusammenhang zwischen dem Auftreten der Sonnenflecke und der Häufigkeit des Polarlichts, bis im Jahr 1852 von Wolf und andern dieser Zusammenhang der Sonnenfleckenperioden mit den erdmagnetischen Erscheinungen nachgewiesen wurde. Herschel ging noch weiter. Er wollte sogar einen Zusammenhang zwischen der Häufigkeit der Sonnenflecke und der Fruchtbarkeit der entsprechenden Jahre erkennen. Nun hat sich seit Jahrzehnten Professor Lemström von der Universität Helsingfors mit diesem Problem beschäftigt und den Beweis erbracht, daß die Nadelbäume, je näher zum Pol, desto deutlicher, an der Dicke der Jahresringe eine Periodizität erkennen lassen, die in naher Uebereinstimmung mit der Periode der Sonnenflecke steht. Ferner weiß man durch Versuche, daß der elektrische Strom in Kapillarröhren ein Emporsteigen der Flüssigkeiten bewirkt.

Nun lag der Schluß nahe, daß der elektrische Strom in den Kapillarröhren der Pflanzen die gleiche Wirkung ausübt, mithin die Zirkulation der Pflanzensäfte beschleunigt. Damit war der Wissenschaft die Aufgabe gestellt, den Einfluß der Elektrizität auf das Wachstum der Pflanzen zu erforschen und festzustellen. In Frankreich, Rußland und Finnland sind nun thätig Versuche angestellt worden, die ganz überraschende Resultate gezeitigt haben. Professor Lemström hatte auf mehreren Reisen nach den Polargegenden die reichen Ernten beobachtet, die bei manchen Getreidearten, z. B. Gerste und Roggen, das 40. Korn erreichen. Da jede Pflanze zu ihrem Gedeihen Wärme, Licht und Feuchtigkeit bedarf, so muß eine andere Kraft im Spiel sein, wenn einer dieser Faktoren, die Wärme, fast völlig fehlt. Er suchte und fand sie in den elektrischen Strömen der Erde. Er selbst sagt darüber in einer Broschüre, die vor kurzem in deutscher Uebersetzung von Dr. O. Pringsheim erschienen ist:

„Die Pflanzenphysiologie giebt eine zufriedenstellende Erklärung für die Verrichtungen, die die meisten Pflanzenorgane zu leisten haben, und genügende Gründe für ihre Existenz und ihre verschiedenartigen Formen. Dies ist jedoch nicht der Fall bei den Nadeln der Koniferen und bei den Grammen an den Aehren der meisten Getreidearten. Da nichts in der unendlichen Werkstatt der Natur sich ohne Zweck vorfindet, so müssen die Nadeln und Grammen auch ihre bestimmte Funktion haben. Ihr Bau ist in der That wohlgeeignet, um das Mittel zu werden, wodurch die Elektrizität von der Luft zur Erde und umgekehrt strömt, d. h. sie können wie Metallspitzen in Verbindung mit der Erde wirken. Durch einen Versuch bei einer Expedition nach Finnisch-Lapland wurde durch Analogiebeweis festgestellt, daß sie wirklich diesem Zweck dienen, nämlich den Uebergang der Elektrizität von der Atmosphäre zur Erde zu vermitteln. . . . Damit ist jedoch noch nicht entschieden, daß der Strom irgendeinen heilsamen Einfluß auf das Wachstum ausübt. Dies mußte erst noch durch eingehende Versuche bewiesen werden.“

Daß die Versuche, die im Sommer 1885 begannen, mit aller erdenklichen Vorsicht angestellt wurden, um jede Fehlerquelle auszuschließen, ist aus dem eingehenden Bericht ersichtlich, der auch die Fehlschläge mit großer Ehrlichkeit aufzählt. Die ersten Versuche wurden in der Weise aufgeführt, daß mittelgroße Blumentöpfe voll gleichartiger Erde mit Getreidekörnern von gleichem Gewicht und Aussehen besetzt wurden. Oberhalb der durch Pappwände getrennten Töpfe wurde in jeder Abteilung ein isoliertes Metallnetz mit Spitzen gespannt. Die Erde in den Töpfen war durch Zinnblätter mit dem Boden verbunden, so daß der Strom vom positiven Pol einer Holzchen Influenzmaschine in Abteilung I vom Metallnetz zu den Pflanzen ging, in der II. Abteilung wurde er in umgekehrter Richtung durchgeleitet, während die III. Abteilung zur Kontrolle keinen Strom erhielt. Schon nach einer Woche war deutlich zu sehen, daß die unter dem Einfluß der Elektrizität stehenden Pflanzen sich schneller und kräftiger entwickelten als die andern, und beim Abschluß des Versuchs betrug das Mehr an Wachstum rund 40 Prozent!

Im nächsten Sommer bereits wurden zwei größere Versuche im freien Feld ausgeführt. Beide lieferten ganz erstaunliche Erfolge. Die unter der Einwirkung des elektrischen Stroms gezogenen Gemüse wiesen einen Ueberschuß über das Kontrollfeld von 36,9 Prozent bei Sellerie bis 107,2 Prozent bei weißen Rüben auf. Die Erdbeeren, die von positiver Elektrizität bestrahlt wurden, reiften in 26 Tagen, die unter negativer Elektrizität in 33 Tagen, während die freiwachsenden 54 Tage brauchten. Auf dem zweiten Versuchsfeld lieferten die elektrisch bestrahlten Pflanzen unter andern folgende Ueberschüsse: Weizen 45,1 Prozent, Hafer 54 Prozent, Gerste 85 und Himbeeren 95,1 Prozent.

Daß manche Gewächse unter der Einwirkung der Elektrizität einen erheblichen Rückgang erlitten, wird offen dargelegt. Die gleichen Pflanzen haben indessen später wesentlich bessere Resultate ergeben, nachdem man in Bezug auf die Menge der elektrischen Bestrahlung, der Feuchtigkeit u. s. w. einige Erfahrungen gesammelt hat. Professor Lemström betont deshalb sehr richtig, daß es sich nicht um eine abgeschlossene Methode handelt, vielmehr deren die Menschheit nun die Erträge ihrer Aecker verdoppeln kann, sondern um tastende Versuche, bei denen jeder Schritt neue Probleme aufrollt und neue Ausblicke erschließt.

Immerhin ist durch die bisherigen Versuche so viel erwiesen worden, daß Professor Lemström mit Recht zur Anwendung seiner Methode in größerem Maßstab auffordern kann. Die Kosten des Verfahrens sind verhältnismäßig so gering, daß schon ein Mehrertrag von 10 Prozent sich als rentabel erweisen würde. Was die Vermehrung der landwirtschaftlichen Produktion um diesen Betrag volkswirtschaftlich zu bedeuten hätte, das ist ein Zukunftsbild, das lebhaft an die märchenhafte Zeit erinnert, in der die Roggenhalme von oben bis unten mit Aehren bedeckt waren.



Eine Golfspielerin.

American Girls.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Der „Glorreiche Vierte“, der Julitag, an dem vor 119 Jahren England die Unabhängigkeit seiner dreizehn nordamerikanischen Kolonien anerkennen mußte, der höchste Nationalfesttag der Vereinigten Staaten, hat das „american girl“ in seiner ganzen Glorie gesehen, wie es mit seinen Brüdern wetteiferte, den Tag der Unabhängigkeit bei Spiel und Tanz, Sport und Feuerwerk festlich zu begehen, haben sowohl wie drüben. Und zu dieser Festfreude hat die Amerikanerin volle Berechtigung. Denn der Tag hat auch den Grund zu ihrer Unabhängigkeit von manchem konventionellen Zwang gelegt, hat ihr im Lauf der Zeit Aktionsfreiheit, Selbständigkeit und Selbstbewußtsein gebracht, die sie befähigen, mit ihren Brüdern auf allen Gebieten in freien Wettbewerb zu treten. So ist sie denn auch in das Reich des Sports mit all ihrer Schneid und Energie eingedrungen und ringt dort mit den „Herren der Schöpfung“ siegreich um die Palme.

Auch in andern Ländern giebt es Frauen und Mädchen, die auf dem Gebiet des Sports nicht unerfahren sind, die auf der Fuchshatz keine Hecke und kein Graben schreckt, denen kein Berggipfel zu hoch ist, die den Hirsch oder Bock in voller Flucht aufs Blatt zu treffen, das Ruder im Boot oder den Schläger beim Tennis meisterhaft zu führen verstehen. Aber so allgemein, wie in den Vereinigten Staaten,



Im Badeanzug.

bethätigen sich selbst im Vaterland des Sports, in England, die Frauen und Mädchen nicht auf allen Gebieten, die Muskel, physische Kraft und Ausdauer verlangen. Das ist auch drüben erst so allgemein geworden seit den Tagen des Fahrrads, seit die Amerikanerin geschmeckt hat, was es heißt, sich in Gottes freier Natur zu tummeln. Mit wahrer Begeisterung verlegte sie sich auf den Radsport, und von diesem war es zur Beteiligung an den übrigen Sportarten nur ein Schritt. Daß dabei manche Uebertreibungen unterlaufen, daß die Sportenthusiastin ab und zu aus dem Kreis heraustritt, den Konvention und Sitte der Weiblichkeit gezogen haben, ist zu verstehen und zu verzeihen. Fußball z. B. ist eigentlich kein Spiel für Frauen. Das wird jeder zugeben, der einmal einem regulären Match beigewohnt und gesehen hat, wie hier ein Spieler in vollem Lauf von einem Gegner gefaßt und kopfüber geworfen worden ist, wie sich die Schar der übrigen Spieler in wildem Durcheinander auf sie stürzt, daß man glauben sollte, Hals und Beine und — Rippen müßten brechen, was ja auch oft genug dabei vorkommt. Und doch, wer könnte der hübschen Fußballspielerin böse sein, deren Bild wir auf Seite 1253 bringen? Wie reizend sieht sie aus in ihren „Binden und Bandagen“, mit den Lederschienen an den Beinen, dem wattierten Lederpanzer, mit den Schutzledern für die

Ohren und mit dem — Nasenschoner, der ihr hübsches Mäschen vor zu unsanfter Berührung mit der Mutter Erde schützen soll, wenn eine Gegnerin sie „tackled“ oder ihr, während sie flüchtigen Fußes mit dem Ball dem Goal zustrebt, ein Bein stellt. Auch Lacrosse, das kanadische Nationalspiel, das, ursprünglich von den Indianern geübt, von diesen ihren weißen Nachbarn gelehrt wurde, ist eigentlich ein Spiel, das nicht für Frauen geschaffen ist, das aber jetzt von den Amerikanerinnen sehr bevorzugt wird, weil man so hübsch in dem Kostüm und mit dem Schlagnetz aussieht, wie untenstehende Abbildung zeigt. Lacrosse wird von zwei Parteien zu je zwölf Personen gespielt. Zweck jeder Partei ist, einen Ball mit den an langen Stielen befestigten Schlagnetzen, von denen es seinen Namen hat, zwischen zwei Malpfeosten hindurchzutragen oder zu treiben. Mit der Hand darf der Ball nicht berührt, auch darf mit den Stelzen nicht geschlagen werden, und die Spieler dürfen sich nicht gegenseitig festhalten. Es ist ein Spiel, bei dem alles auf die Ausdauer der Zungen und Füße ankommt.

Auf den Golflinks dagegen, da ist die Frau am Platz, da kann sie auf dem grünen Rasen ihre ganze Grazie entfalten und beim Treiben des Balls ihre natürliche Anmut entwickeln. Und so ein paar Stunden den Tag beim Golf machen gut, was der Ballsaal und die andern nächtlichen Vergnügungen im Winter verschuldet haben. Was fragt unsere schöne Amerikanerin mit der kecken Golfmütze danach, gebräunt werden? Würde es ihr nicht ebenso gehn, wenn sie einige Tage

oder Wochen an Bord einer Yacht an der pittoresken Küste von Maine oder Connecticut kreuzte, oder wenn sie sich am Strand von Coney Island oder Atlantic City im Sand sonnte?

Daß es unter den Amerikanerinnen viel fühne Reiterinnen giebt, ist selbstverständlich. Das ist eine der Errungenschaften der früheren Zeiten, als es noch keine Eisenbahnen gab und man zu Pferde steigen mußte, wenn man sich zur Stadt, ja

vermöge seiner guten Manieren schnell Eingang in alle Kreise findet und überall gern gesehen wird. Seinen Namen

hat es erhalten, weil es nur im Sommer blüht, weil es sich stets in die frischesten, zartesten Sommertoiletten hüllt, und da es ein solches Gebilde niemals öfters als einen Tag trägt, bis dieses von der Waschfrau — meistens ein bezopfter Sohn des himm-

lischen Reichs — „auf Neu“ gewaschen und gebügelt ist, sieht es auch stets aus wie ein sonniger, lachender Sommertag. Mit Ausdauer und Enthusiasmus wirft es sich dem Sport in die Arme, manchmal ja auch wohl einem fieschen Partner. Und warum auch nicht! Man findet sich so leicht auf dem grünen Rasen, bei fröhlichem Spiel. Und ist dann der Sommer vorüber, ist es meist auch mit Kameradschaft und Liebe aus. „Andere Städtchen, andere Mädchen“, heißt es hier und drüben: „Anderer Sommer, anderes Girl!“ J. E. O.]



An Bord der Yacht.

selbst nur zur Nachbarin begeben wollte — eine Sitte, die auf dem Land, namentlich im Westen, noch heute allgemein üblich ist. Meadow Falls und Roanoke, sowie die Prairien und Hügel Kentuckys wissen von mancher fähnen Reiterin zu erzählen, die beim Halali unter den Ersten zur Stelle war. Im Winter muß der Festsaal die Bewegung im freien ersehen und Körper und Muskeln in Übung halten. In der Gesellschaft gehört es zum guten Ton, auch mit dem Florett Bescheid zu wissen. In den letzten paar Jahren ist zu all diesen Sportfreuden noch das Automobil gekommen, und man kann manche Dame finden, die mit eigener schöner Hand ihr Auto durch die Lande lenkt, wie der allerbeste Chauffeur.

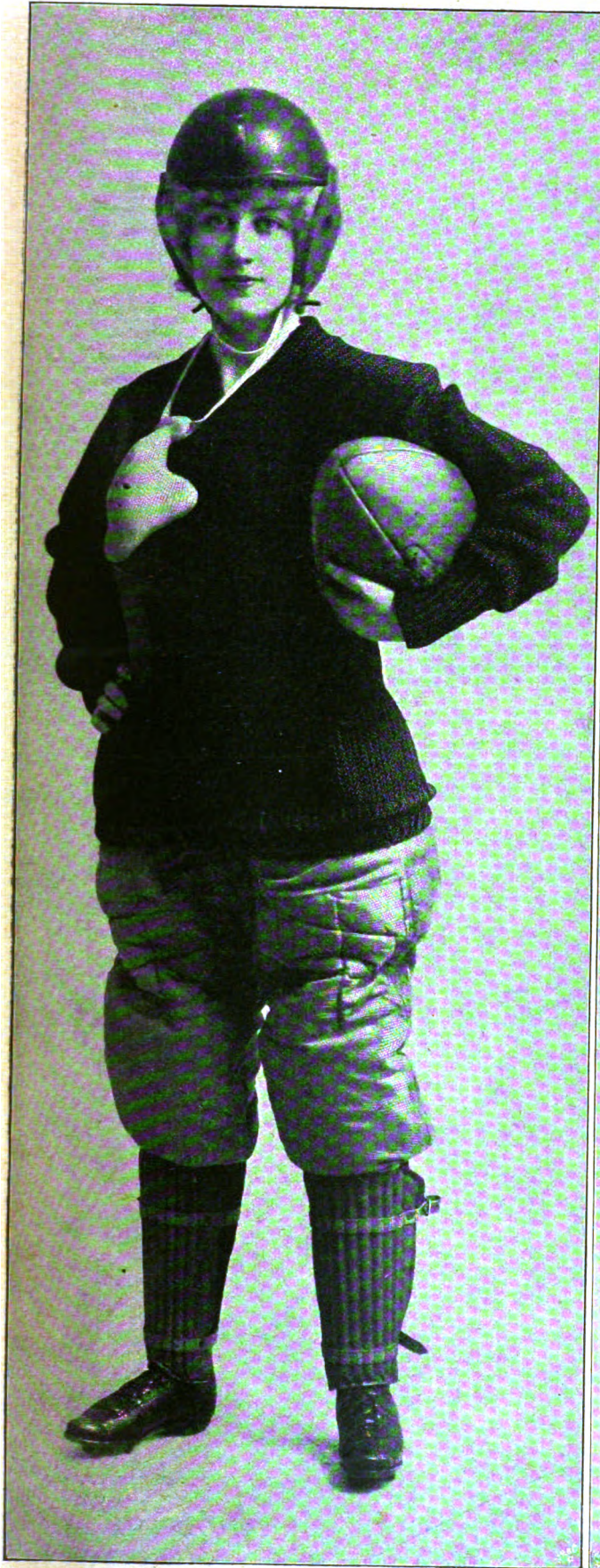
Das Hauptkontingent der ausübenden Sportliebhaberinnen stellt die Schar der jungen Mädchen, die eine der zahlreichen Universitäten und Institute besuchen oder besucht haben. Diese haben ihre Sportklubs, wie ihre männlichen Kommilitonen, und nehmen ihre Liebe zu körperlichen Übungen in ihr späteres Leben mit hinüber. An Begeisterung und Enthusiasmus für den Sport in allen seinen Formen ist ihnen aber das „Summer Girl“ über. Was ist ein „Summer Girl“? Ein reizendes, süßes, kokettes, selbstbewußtes und smartes weibliches Wesen, das sich befreit hat von der bedrückenden Bevormundung der Herren Eltern, meistens auf eigenen Füßen steht, das sich pudt, sich amüsiert



Beim Floressschützen.



Lacrossespielerin.



fussball.



Im Reitkotrüm.

Mikroskopische Photographien.

Hierzu 6 Originalaufnahmen
von C. Jüner, Aachen.

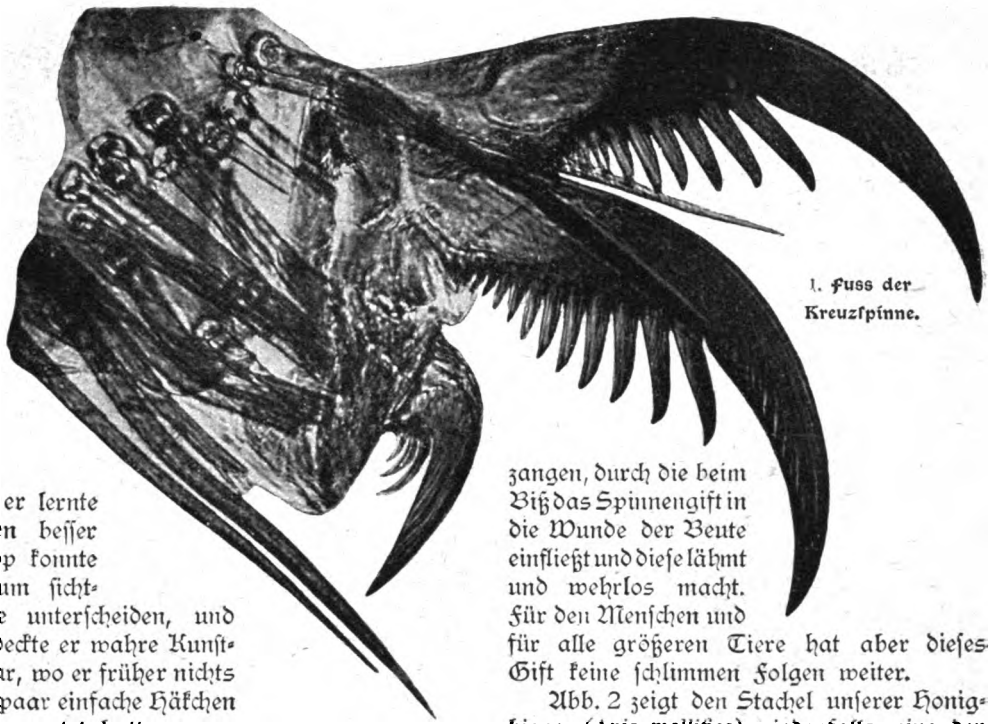
Durch das Mikroskop ist dem Auge des Menschen eine neue, weitere Welt eröffnet worden. Er fand Tausende und Abertausende von Lebewesen, von deren Dasein er bis dahin kaum eine Ahnung hatte, und noch heute werden fortwährend neue Entdeckungen gemacht. Aber nicht nur neue Tiere lernte der Mensch kennen, er lernte auch die bereits bekannten besser kennen. Mit dem Mikroskop konnte er selbst die dem Auge kaum sicht-

baren Organe unterscheiden, und auch hier entdeckte er wahre Kunstwerke der Natur, wo er früher nichts weiter als ein paar einfache Häkchen und Borsten vermutet hatte.

Allen nur wenigen ist es vergönnt, diese Wunder selbst zu sehen; die Handhabung des Mikroskops ist nicht jedermanns Sache, und wirklich gute Mikroskope sind auch äußerst kostspielig. Erst in letzter Zeit macht sich hier eine Aenderung zum Besseren bemerkbar, indem Photographie und Mikroskop sich gegenseitig unterstützen. Die Vergrößerungen werden auf der photographischen Platte festgehalten und so weiteren Kreisen zugänglich gemacht.

Einer solchen Verbindung danken ihre Entstehung auch die hier wiedergegebenen Photographien, die um so interessanter sind, weil sie allgemein bekannte Tiere und Gegenstände darstellen. Das erste Bild zeigt den Teil eines Tieres, der in der dargestellten Größe wie die Tazze eines Löwen erscheint, und doch ist es nur der Fuß einer Kreuzspinne. Diese Spinne gehört zu unsern besten Webespinnen, und wohl jeder hat schon staunend vor ihrem kunstvollen Gewebe gestanden und darüber nachgedacht, wie das Tier ein solches Kunstwerk wohl zu stande bringt. In der That ist die Kreuzspinne von der Natur wahrhaft bewunderungswürdig ausgerüstet; sie besitzt an jedem Fuß einen vollständigen Weberapparat, mit dem sie die den Spinnrühen entquellenden Fäden verarbeitet. Dieser Apparat besteht aus zwei kammartig gezähnten Einschlagsklauen, einer mittleren, nach unten gerichteten Trittklaue und zahlreichen Weberborsten. Es ist ein wirkliches Meisterwerk der Natur, das hier in wohl noch kaum erreichter Deutlichkeit vor Augen geführt wird. Die Spinne hatte kurz vorher gehäutet; daher sind alle Spitzen scharf und nicht im geringsten verlegt oder abgenutzt.

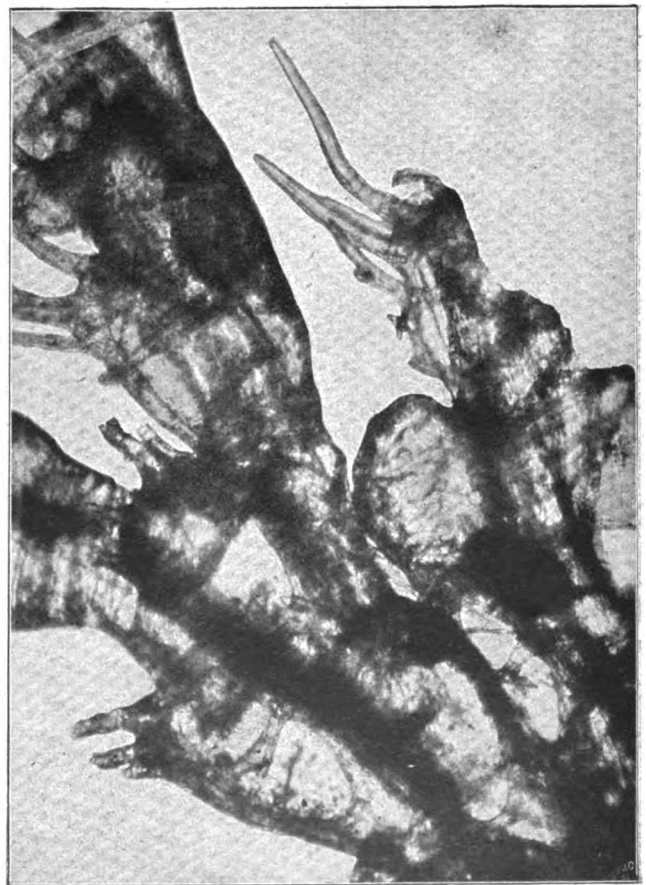
Abb. 6 zeigt ebenfalls einen Körperteil der Kreuzspinne, und zwar einen Teil der großen Fress- oder Gift-



1. Fuß der
Kreuzspinne.

zangen, durch die beim Biß das Spinnengift in die Wunde der Beute einfließt und diese lähmt und wehrlos macht. Für den Menschen und für alle größeren Tiere hat aber dieses Gift keine schlimmen Folgen weiter.

Abb. 2 zeigt den Stachel unserer Honigbiene (*Apis mellifica*), jedenfalls eine der interessantesten Aufnahmen. Es ist allgemein bekannt, daß der Bienenstachel beim Stechen in den allermeisten Fällen abbricht und in der Wunde stecken bleibt. Ebenso bekannt ist es, daß dies die Folge eines Widerhakens ist, der meist aber ganz falsch erklärt wird. Wie unsere Aufnahme zeigt, gleicht der Bienenstachel voll-

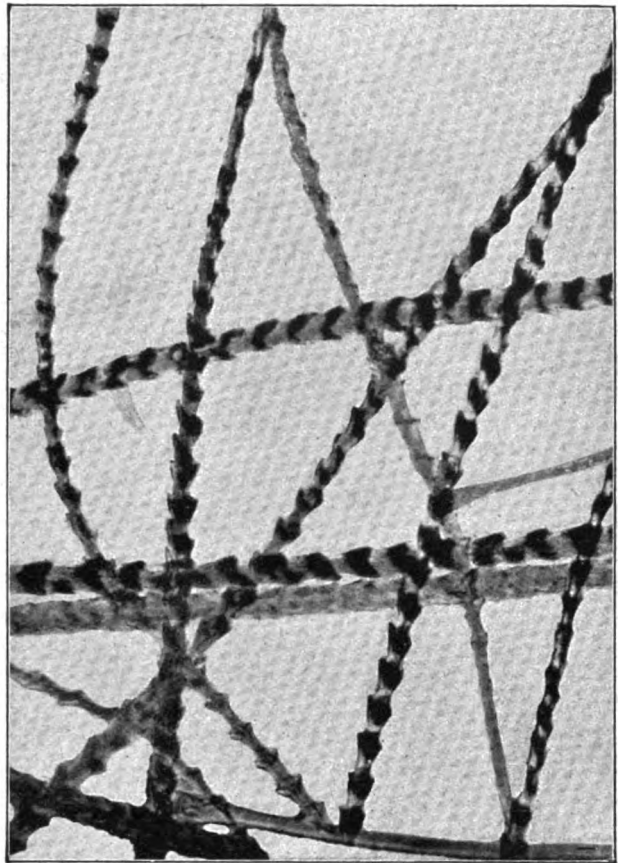


5. Hintertell des Blasenfußschädlings.

2. Stachel
der Honigbiene.



4. Schuppen eines Schmetterlings.



5. Haare einer Fledermaus.

ständig einer Säge, und zwar einer gewaltigen weitgestellten Holzsäge. Eine ganze Reihe von Widerhaken schließt sich aneinander, so daß ein Herausziehen nur in den seltensten Fällen möglich sein wird.

Abb. 3 giebt den sonderbar gestalteten Hinterteil eines bösen Schädling wieder, der dem Blasenfuß (*Thrips physapus*), einem kleinen Geradflügler gehört. Er hält sich in den Kornähren auf. Eine verwandte Art ist besonders schädlich und von den Gärtnern als „schwarze fliege“ sehr gefürchtet und gehaßt. Mit dem Hinterteil können die Tiere springende Bewegungen machen. Den Namen Blasenfuß haben sie von ihren Füßen, die eben in Blasen endigen, die sich nach Bedarf vergrößern und verkleinern. Hiermit vermögen sie auf den glatteften Blütenblättern, ja selbst auf dem Honig des Blütenbodens umherzulaufen.

Abb. 4 vereinigt eine Anzahl von Farbschuppen eines Schmetterlings, und zwar solche von einem unserer zierlichsten AbendSchmetterlinge, dem Wolfsmilchschwärmer (*Sphinx euphorbiae*). Diese Farbschuppen erscheinen dem unbewaffneten Auge als ganz

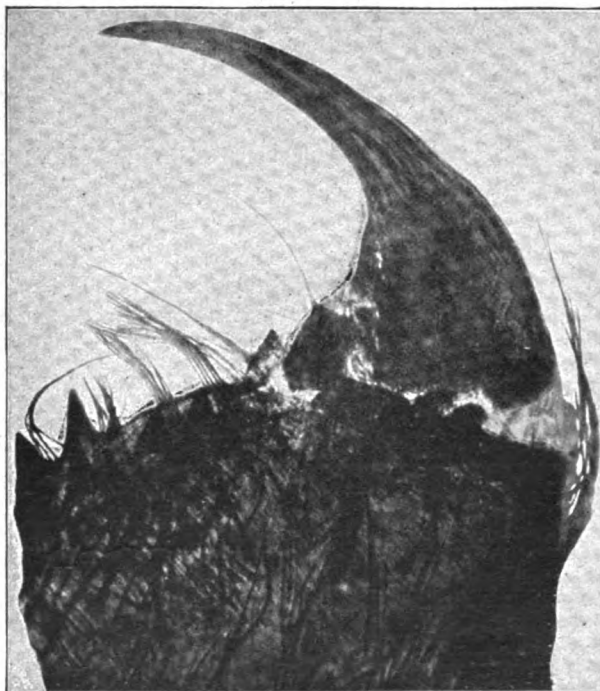
feiner Staub, der bei einer unvorsichtigen Berührung eines Schmetterlings an unsern fingern kleben bleibt. In Wirklichkeit sind es gefielte Schuppen, die in den verschiedensten Anordnungen dachziegelartig übereinander liegen und so die herrlichen Zeichnungen des Schmetterlingsflügels hervorzaubern. Diese Schuppen sind je nach der Stelle, wo sie entnommen werden, bei ein und demselben

Schmetterling sehr verschieden in form und Größe, wie auf dem Bild leicht zu erkennen.

Als merkwürdige Gebilde erscheinen die Haare der Fledermaus (Abb. 5). Sie zeigen unter dem Mikroskop teilweise das Gepräge der Dunenstrahlen, andere gleichen täuschend Bambusstöcken, alle aber erscheinen wie aus kleinen Trichterchen zusammengestellt, deren an einem Haar gegen 1000 gezählt wurden. Unser Bild zeigt Haare der Riesenfledermaus, der größten einheimischen Art, die eine Flugweite von 38 Zentimeter hat.

Die Herstellung derartiger Bilder ist mit außerordentlichen Schwierigkeiten verknüpft, und selbst ein sehr geschickter Photograph muß eine ganze Anzahl von Aufnahmen machen, ehe er eine brauchbare Platte erzielt.

M. Danflet.



6. Giftzange der Kreuzspinne.

Jungfer Liebevoll.

Novellette von G. von Beaulieu.

Er war unvermählt geblieben, obwohl er ein stattlicher, wohlhabender Mann in angesehener Stellung war.

Warum? Hatte er keine Frau bekommen?

„Lächerlich,“ sagten die erfahrenen Leute in Frankenhäusen, „ein Mann bekommt immer eine Frau und nun gar der Regierungsrat Felig von Hamann mit seinem eleganten Auftreten, seiner schönen Gestalt und seinem imponierenden Bart.“

Wollte er keine?

Wahrscheinlich. Felig von Hamann galt für einen Weiberfeind. Alte Leute besannen sich, daß der Weiberfeindschaft eine Affaire zu Grunde liege, die unglücklich verlief.

Ich war noch nicht lange nach Frankenhäusen übergesiedelt und interessierte mich, nach Art der Neulinge, für alle Stadtangelegenheiten und deren Zusammenhang. Man schalt den Regierungsrat schrullig, er gab — und das verdachten ihm die tüchterreichen Familien der Gesellschaft — keine Bälle, wie es doch seine Pflicht gewesen wäre, sondern nur Herrendiners.

Ich glaubte auch, wie alle Welt, daß der Regierungsrat ein Frauenhasser sei und immer gewesen sei, bis mich eine alte Freundin, die ich in Frankenhäusen hatte, eines Bessern belehrte. Die Dame war die Mutter des Besitzers der Apotheke „Zum Einhorn“ am Wilhelmsplatz; ein prächtiges, altes Weiblein. Keine von der neumodischen Art, sondern noch mit einem weißen Häubchen und rosigem Gesicht, gutmütig und hilfsbereit.

Es war ein Abend im Anfang November. Regen und Schnee prasselten in die nach Frankenhäusener Art nur dämmernd erhellten Straßen, ein schneidender Wind segte über die Häuser, ließ die Wetterfahnen ächzen und rüttelte an etwa offenstehenden Fensterflügeln. Kurz, man sehnte sich nach einem warmen Zimmer, einer gemüthlichen Lampe und einem lieben Gesicht. Dies alles konnte ich bei Frau Füller haben.

Ich kämpfte mich durch den Sturm zur Einhornapotheke am Wilhelmsplatz. Meine alte Freundin war ganz gerührt, als ich eintrat, und nahm mir gleich mit vielen O's und Ach's des Bedauerns den triefenden Regenmantel ab.

Frau Füller wohnt in einer Stube neben dem Laden, zu dem einige Stufen hinabführen. Ein Fenster in der Wand ermöglicht ihr, alles zu sehen, was in der Apotheke vorgeht. Sie hat so Unterhaltung und kann sich noch manchmal nützlich machen. Während der Provisor oder ihr Sohn im Laboratorium beschäftigt sind, irgendetwas Mittel zu brauen oder zu kochen, giebt sie auf den Laden acht; wenn einer kommt, ruft sie die Herren.

Sie ließ sich nicht nehmen, gleich Thee für mich zu bereiten, und holte aus dem Schrank die Kuchenbüchse, die stets mit guten Dingen gefüllt war.

Während die dampfende Tasse vor mir stand, erwähnte ich beiläufig: „Ich habe eben den Regierungsrat von Hamann gesehen; ein schöner, stattlicher Mann, schade, daß er solch ein Weiberfeind ist.“

Frau Füller lächelte, wie jemand, der etwas weiß, aber es nicht sagen möchte.

Ich wurde neugierig. „Sie wissen eine Geschichte von ihm, ach, bitte, erzählen Sie.“

„Soll ich? Nun, ich glaube, ich darf es, es ist längst Gras darüber gewachsen, und da Sie heute, trotz

des Hundewetters, gekommen sind, schulde ich Ihnen etwas Nettos. Haben Sie schon von Jungfer Liebevoll vernommen?“

„Niemals! Sonderbarer Name, er hat übrigens einen pikanten Beigeschmack.“

„Das soll er vielleicht haben, wenn auch nicht in dem landläufigen Sinn. Also, wirklich, Sie haben niemals etwas von ihr gehört? Wie schnell doch alles vergessen wird! Dazumal gab es in der ganzen Stadt eine große Aufregung, das war freilich vor dreißig Jahren, vor fast einem Menschenalter. Die es damals miterlebten, sind weggezogen oder grau geworden, nur der Regierungsrat ist merkwürdig jung geblieben, hat, glaube ich, noch ganz schwarzes Haar.“

„Die Weiberfeindschaft konserviert, wie es scheint,“ warf ich ein.

„Ein Weiberfeind war er nun gerade nicht, Jungfer Liebevoll ist der Beweis dafür.“

„Machen Sie mich nicht zu neugierig, nun müssen Sie erzählen.“

„Gern, Sie werden doch in der Stadt nicht davon reden, es ist zwar kein Geheimnis, aber ich möchte dem Regierungsrat keine Angelegenheiten bereiten, er ist so nett.“

„Also vor dreißig Jahren ungefähr kam der Herr Felig — seine Eltern haben auch schon lange in Frankenhäusen gelebt — als junger Student zu den Ferien hierher. Die alten Hamanns wohnten des Winters in ihrem Haus am Wilhelmsplatz und des Sommers in der Villa draußen vor dem Weierthor. Herrn Felig hatten alle Leute gern, er war immer höflich und freundlich zu jedermann; aber so im Herzen, glaube ich war er hochmütig und stolz, auch sehr für die Feinheit und Eleganz. Als einziges Kind reicher Eltern hatte man ihn sehr verwöhnt. Schon als Student besaß er einen Kammerdiener, einen naseweisen Menschen, Monsieur Georges, der übrigens ein guter Deutscher war, trotz des französischen Namens. Der Kerl besärgte Herrn Felig in allen seinen Schwächen; er wollte sich ihm wohl dadurch unentbehrlich machen. So jung Herr von Hamann auch war, so erzählte man sich doch eine Masse Geschichten von ihm. Er habe nur seidene Wäsche, trage ein Armband, ja, einige behaupteten, an dem Oberarm und an den Fußgelenken schmücke er sich mit goldenen Reifen, wie die alten Römer. Die Graphologie war sein Steckpferd, er besaß eine schöne Sammlung von Handschriften und beurteilte alle Menschen nach der Schrift. Am meisten aber redeten die Leute, als die Geschichte mit Jungfer Liebevoll anfang.“

„Nun endlich!“ Der Ruf entschlüpfte mir, ohne daß ich es wollte.

„Endlich?“ wiederholte sie verwundert. Sie sagte meine Bemerkung nach ihrer Weise auf. „Er war doch erst zweiundzwanzig Jahre alt, also noch reichlich jung. Sofort wußte alle Welt die ganze Geschichte, der verwünschte Georges steckte wohl dahinter. Sie war Verkäuferin in dem Handschuhladen vom alten Feldern am Wilhelmsplatz. Herr Felig hatte ja alle Augenblicke Krawatten und Schlipse und Handschuhe nötig. Die auszusuchen, überließ er Georges nicht. So kam er in den Laden. Sie hieß eigentlich Eva Scheel und war

ein bildhübsches Mädchen, groß und schlank, ein schönes Gesichtchen mit prachtvoll schwarzem Haar, dazu feine Brauen und strahlende blaue Augen. Die verstand sie zu gebrauchen. Der Laden hatte unter den Herren viel Zuspruch, aber niemand konnte sich ihrer Gunst rühmen. Die Eva war zu schlau, sich zu verschenken; sie wollte geheiratet sein, und das überlegten sich die vornehmen Leute doch. Gerade aber der Vornehmste fiel auf Fräulein Scheels erkünstelte Kälte herein, der junge Felix.

„Ich sehe ihn noch vor mir, wie er damals war — ein lieber Mensch, groß und schlank, mit kleinem, schwarzem Schnurrbärtchen. Seine Augen blickten einen so treuherzig an, aber, wenn man ihn anführte oder nicht das war, was er sich in seiner Phantasie vorgestellt hatte, dann war es einfach aus, und es gab kein Pflaster drüber. So schnell er in seiner Liebe sein konnte, so schnell war's auch aus, impulsiv nennt man's ja wohl.“

„Fast jeden Tag kam der junge Herr von Hamann zu uns in den Laden. Damals führten die Apotheken in den kleinen Städten noch die gangbarsten Konfitüren und all das Zeug, was die Droguerie jetzt hat, nämlich Pomaden, Parfüms und dergleichen. Fräulein Eva war ein Leckermaul, und er holte jeden Tag Pralines für sie. Die und Rosen waren das einzige, was sie von ihm annahm. Das hätte auch jede vornehme Dame gekonnt, dadurch vergab sie sich nichts. Immer trug sie eine wunderschöne Rose an der Brust, seine Rose, und wenn die Rosen auch noch so selten und teuer waren, sie mußten für Jungfer Liebevoll beschafft werden.“

„Warum heißt sie eigentlich so? Bis jetzt hat sie sich durchaus nicht liebevoll benommen.“

„Warten Sie nur, es kommt noch. Die Pralines holte er immer in einem zierlichen Schächtelchen, von der besten Sorte. Auch sie kam manchmal nach Nagelcreme, Seife, Parfüm und kosmetischen Mittelchen. Sie hatte sowas eigentlich nicht nötig, denn sie wurde ohnehin immer reizender. Das Bewußtsein, so verehrt zu werden, erhöhte ihre Schönheit. Auch trug sie sich stets elegant, ganz wie eine Dame. Kein Wunder, daß Felix Feuer und Flamme war. Man erzählte sich, daß er seinen Eltern das Leben sauer mache. Der Feuerkopf wollte sich durchaus mit Eva verloben, denn anders konnte er sie nicht kriegen. Daß die Eltern sich sträubten, versteht man; wenn es noch eine Fremde gewesen wäre, aber gerade eine aus der Stadt und ein Ladenmädchen, das jeder kannte.“

„Schließlich brauchte Herr Felix ein probates Mittel, das heißt, er brauchte es nicht, es kam von selbst — er wurde krank. Nie hatte man ihm etwas versagt, und das Hin und Her regte ihn auf. Na, wie der junge Mann krank wurde, kriegten es die Eltern mit der Angst. Der alte Herr von Hamann ging zum Rekonoszieren aus, wie ich gesehen habe. Man kann nämlich von der Einhornapotheke den Handschuhladen von Felderns beobachten. Ich bemerkte eines Tags, wie er sehr gerade und sehr hochmütig eintrat. Als er wieder herauskam, war er ganz rot.“

„Die Jungfer von Hamanns holte in der Zeit öfters Schweizerpillen aus der Apotheke; von der habe ich das übrige erfahren. Es war beschlossen worden, daß die Herrschaften es zugeben würden, falls er nach einem Jahr noch desselben Sinnes sein sollte. War er es dann noch, dann wollten sie in die Verlobung willigen. Vielleicht dachte auch der alte Herr, schlau genug war

er dazu: thue ich ihm den Willen, und findet er keinen Widerstand, so stößt ihn am Ende irgendetwas an ihr zurück. Denn unnatürlich war es doch.“

„Herr Felix wurde sofort gesund, und es entspann sich ein reger Verkehr zwischen ihnen. Er durfte ihr schreiben und zuweilen einen Spaziergang mit ihr machen. In das Haus der Eltern kam Eva nicht, beantwortete auch seine Briefe nicht, warum, wußte sie wohl. Sie nannten sich noch ‚Sie‘ und waren nicht zärtlich zu einander, aber er blieb verliebt wie zu Anfang.“

„Da vertrat sich Herr Felix den Fuß auf dem Glatt-eis und konnte nicht zu seiner Angebeteten gehn. Er schrieb ihr täglich die zärtlichsten Briefe und wünschte natürlich, weil ihm die Zeit lang wurde, auch ein Wort von ihrer Hand zu haben, das er küssen und hätscheln könne. Er gab ja auch, wie ich schon erzählt habe, so viel auf die Graphologie. Er flehte Eva um ein paar Worte an, er wäre zu traurig, daß sie ihm nie antworte. Da bekommt er eines Tags eine Postkarte. Georges überbringt die Karte auf einem silbernen Tablett und macht dabei eine höhnische Grimasse.“

„Was ist das für eine Karte? Wohl eine Bettelei, man sieht das gleich an den ungeübten Schriftzügen.“

„Aber wie erschrickt er, als er liest:

„Geehrter Herr!

Ihre liebevollen Briefe habe ich erhalten und ergreife die Fehder, um Ihnen zu sagen, daß ich in gukter Gesundheit bin und hoffe, Sie sind auch in gukter Gesundheit und werden bald spatziehren können.

Hochagtend Ihre Eva Scheel.“

„Ihre liebevollen Briefe — liebevoll mit einem f! — O Gott, ist das möglich, das hat seine Eva so geschrieben! War sie wirklich aus einer ganz andern Welt! Sie sprach doch richtig und schrieb nun so unorthographisch. Und gar auf eine Postkarte, wenn es noch ein Brief gewesen wäre! Wie kam sie auf den unglücklichen Einfall, aus Sparsamkeit oder aus Trägheit, um keinen Brief verfassen zu müssen? Das Schreiben wurde ihr sehr sauer, das sagte ihm sein graphologischer Blick. Und dies hatte sie mit ihrer schönen Hand, mit den gepflegten, rosigen Nägeln geschrieben, unglaublich! Sie ahnte wohl nicht, wie schlecht sie schrieb, sonst hätte sie es sicher nicht gethan. Wenn er es wenigstens nur allein wüßte, aber nun wußte es auch der unausstehliche Georges, und dem konnte man den Mund nicht verbinden, der erzählte es schleunigst der ganzen Stadt! Herr Felix war verzweifelt. Diesem kalten Wassersturz hielt seine Liebe nicht stand.“

„Der alte Herr von Hamann hatte richtig kalkuliert, wenn er auch auf die Graphologie und Orthographie, als Bundesgenossen, nicht gerechnet hatte.“

„Sie werden sich nicht wundern, daß aus der Verlobung nichts wurde, vielleicht mehr darüber, daß Herr Felix unvermählt geblieben ist, er hat wohl nicht die Rechte gefunden. Das Erlebnis war schlimmer als tragisch, es war lächerlich.“

„Natürlich schwieg Monsieur Georges nicht und ließ die ganze Stadt die reizende Geschichte erfahren. Der freche Mensch hat auch der Eva den Namen Jungfer Liebevoll gegeben.“

„Sie wurde später Frau Bäcker Müller in Saalfeld und ist dort ganz an ihrem Platz. Sie hat keinen Liebesbrief mehr geschrieben, glaube ich.“

Sommerfischerei.

Plauderei von Fritz Skowronnek.

Hierzu 7 Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Georg Basse.

Ganz Deutschland ist mit schönen, fischreichen Seen gesegnet. Am zahlreichsten finden sie sich in Norddeutschland, östlich der Elbe, im Verlauf des uralisch-baltischen Höhenzuges. Da erblickt man von einer Bergeskuppe manchmal ein Duzend Seenspiegel, und das geübte Auge erkennt an der Farbe des Wassers, ob sie tief oder flach sind. Die flachen schimmern grünlich, die tiefen leuchten in wunderbarem Blau. Nur wenige sind ganz reizlos. Die meisten sind von bewaldeten Uferhöhen umgeben, und an windstillen Tagen spiegelt sich das helle Laub der Birken, die düstere Pracht der Kiefern in der glatten Oberfläche.

Dem Volkswirt ist die Naturschönheit Nebensache. Er rechnet mit dem Ertrag unserer Binnengewässer und kommt dabei zu ganz ansehnlichen Ziffern. In manchen Gegenden hat freilich eine rücksichtslose Ausbeutung den Ertrag unserer Binnenseen stark vermindert, aber im großen Ganzen liefern unsere Gewässer doch noch respectable Fischmengen. Und dank der regen Thätigkeit, die seitens der Fischereivereine entwickelt wird, ist die Fischwirtschaft jetzt unausgesetzt darauf bedacht, den Bestand der Seen, Flüsse und Bäche nicht nur zu erhalten, sondern auch zu vermehren.

Die Hauptabnehmer sind naturgemäß die Großstädte, in denen das Pfund fische teurer bezahlt wird als Fleisch. Allen voran geht Berlin, dessen Bedarf trotz der stetigen Steigerung der Zufuhr noch lange nicht gedeckt wird. Der Preis, der für frische fische in der so viel angefeindeten Reichshauptstadt gezahlt wird, ermöglicht es den Fischwirten, ihre Waren von weither dorthin zu senden.

Der Hauptfisch des Sommers ist die Schleie. Ihr weiches, fettes Fleisch kann in der Zubereitung mit säuerlicher Dillsauce geradezu als Delikatesse bezeichnet werden. Ihr am nächsten kommt der Aal, der in der

Form „grün mit Gurkensalat“ ein bekanntes Lieblingsgericht der Berliner geworden ist. Daß er sauer eingekocht oder in Bier oder gebraten oder geräuchert auch nicht zu verachten ist, darf als ausgemacht gelten. Hinter



Der Verfasser.

diesen Edelfischen tritt der Blei mitsamt seinen näheren und entfernteren Verwandten, den Gieben, Plögen, Rotaugen u. s. w., im Sommer stark zurück.

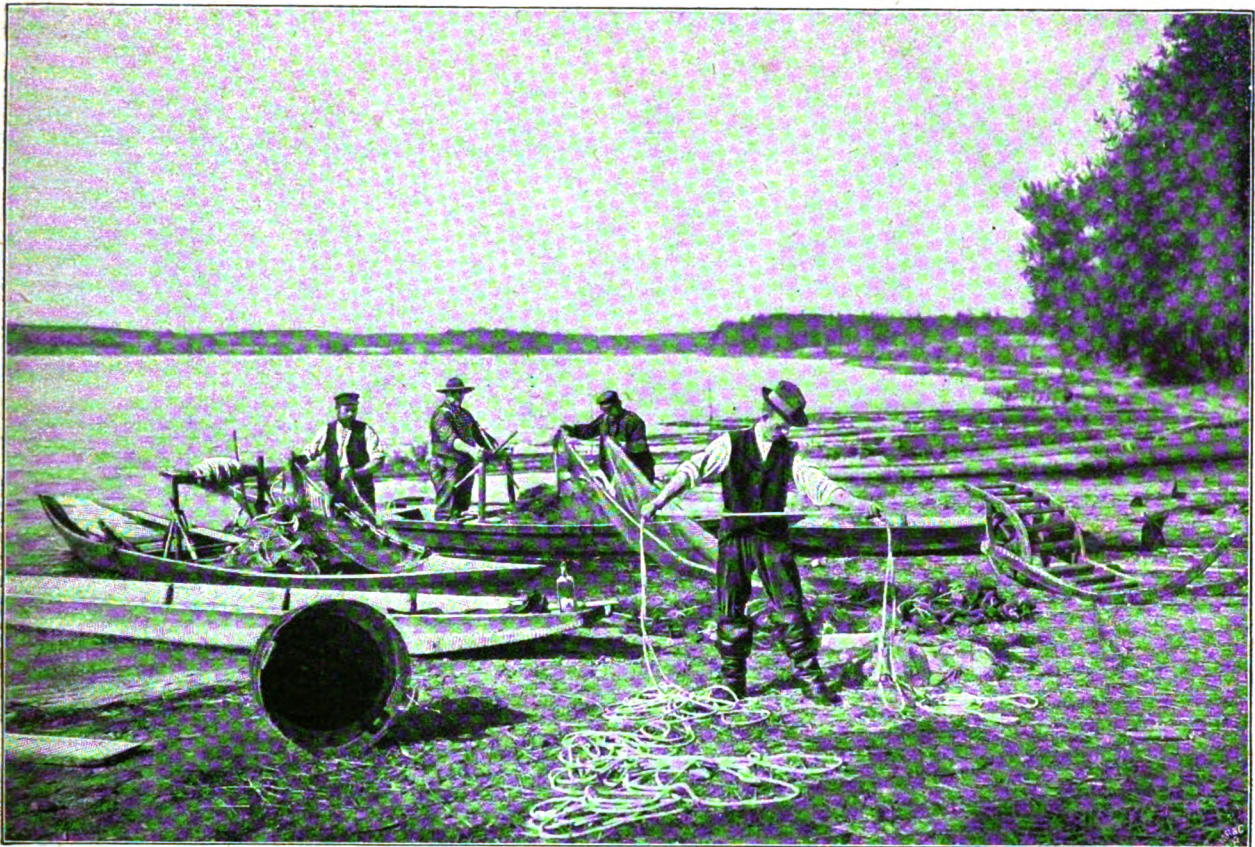
Man hört oft die Meinung äußern, das Gewerbe der Fischer sei mühselig und beschwerlich. Das stimmt. Besonders im Sommer kennt der Fischer keine Nachtruhe. Um zehn, manchmal auch noch später kommt

der Fischer vom Auslegen der Nachtschnüre nach Hause zurück, und ehe der erste Morgenstrahl die Wolken färbt, muß er schon wieder auf dem See sein. Aber wenn seine Mühe durch guten Fang belohnt wird, dann überwindet seine frohe Laune nicht nur die Anstrengungen der Arbeit, sondern auch die Unbill des Wetters. Und von nichts ist der Fischer so abhängig wie vom Wetter. Sein schlimmster Feind ist nicht der Regen, denn der dringt höchstens bis auf die wasserdichte Haut, sondern der kalte Nordwind. Wenn dieser rauhe Gefelle weht, dann ist jede Mühe umsonst. Der Fisch zieht sich in unnahbare Tiefen zurück, wo ihm kein Netz etwas anhaben kann.

Der Betrieb der Fischerei hat sich seit Jahrhunderten nicht im geringsten fortentwickelt.



Vorbereitung zur Fischerei: Nachsehen der Netze.



fertigmachen zum fang.



Die Netze werden herausgezogen.

Die gleichen Geräte, die unsere Altvordern angewandt, werden noch heute gebraucht. Ja, in den Hünengräbern hat man handtellergröße, aus Lehm gebrannte, runde Steine gefunden, die mit einem fingerdicken Loch in der Mitte versehen sind. Sie sind ohne Zweifel nichts anderes als die Steine, die noch jetzt in der gleichen Form und Größe zum Bescheren der Zugnetze gebraucht werden. Das Zugnetz ist überhaupt in jeder Gestalt das wichtigste Gerät der Fischer, mit dem sie die Schuppenträger im seichten Wasser ebensogut erhaschen wie in der Tiefe. Wenn der Zweck des Fanges es verlangt, werden winzige Netze verwandt, die kaum zehn Meter bespannen. Dann giebt es zahlreiche Zwischenstufen bis zu dem gewaltigen Wintergarn, in dem hunderte Tonnen Fische erbeutet werden. In der Form sind sie sich alle gleich. Sie bestehen aus

wird. Ein dritter Kahn, in dem der Fischwirt seine Gehilfen begleitet, hat in der Mitte einen abgeschlossenen Raum, der mit Wasser gefüllt wird, um darin die gefangenen Fische lebend zu bewahren.

Merkwürdig, wie schweigsam die Fischer bei ihrer schweren Arbeit sind. Nur ein außerordentlich reicher Fang löst ihnen die Zungen. Sonst werden nur die allernotwendigsten Worte gewechselt. Noch nie habe ich einen Fischer singen hören, und das Pfeifen wird als Todsünde betrachtet. Es lastet augenscheinlich auf ihnen der Druck einer waltigen Ueberlieferung, die ihnen größte Stille bei der Arbeit gebietet.

Noch in einer andern Beziehung gleichen sich alle Fischer: sie sind mit Röcken von ehrwürdigem Dienstalter bekleidet, deren Aussehen jeder Beschreibung spottet. Die Ärmel werden mit einem Bindfaden fest am Hand-



Grosser fang.

zwei Flügeln, zwischen denen der Sack befestigt ist, in den der aufgeschreckte Fisch flieht und von der Bewegung des Netzes so lange aufgehalten wird, bis er am Ufer ausgehoben wird.

Das Tagewerk des Fischers beginnt im Morgenrauen mit dem Ausbessern des Netzes. Trotz aller Vorsicht reißt im Betrieb hier und dort eine Masche. Ein Baumast, der voll Wasser gezogen, versunken ist, ein hastiges Zugreifen, ein Anhaken an den Kahnbord fügt dem dünnen Gewebe Schaden zu, der ausgebessert werden muß, damit das Uebel nicht größer wird. Prüfend geht der Fischer an dem auf Stangen zum Trocknen aufgehängten Netz entlang, mit künstlichen Knoten schirzt er die zerrissenen Maschen ein. Sein Gehilfe lädt inzwischen das Netz auf den Schubkarren, auf dem es zum See gefahren wird, wo inzwischen die andern die beiden Kähne gerüstet haben. Mitten im Boot wird das Gestell angebracht, auf dem die Winde ruht, mit deren Hilfe das schwere Netz zum Ufer gezogen

gelenk zugeschnürt, um das Eindringen des Wassers zu verhindern. Besondere Sorgfalt verwendet jeder Fischer auf seine Stiefeln. Das sind gewichtige Exemplare aus dickem Kernleder, deren Preis die Sorgfalt erklärlich macht, mit der sie behandelt werden. An jedem Morgen werden sie mit Marsöl und ähnlichen Produkten der modernen Industrie so reichlich gesalbt, daß der Einfluß des Wassers die Fettschicht nicht auflösen und auslaugen kann.

Zur Ausrüstung gehört stets ein reichlicher Vorrat von Getränken, denn das Wasser des Sees ist im Sommer, wenn es „blüht“, nicht zu genießen. An kalten Tagen wird wohl eine Flasche Brantwein mitgenommen, im allgemeinen jedoch überwiegt der Genuß des sogenannten Braumbiers, das in den kleinen Landstädtchen in vorzüglicher Qualität hergestellt wird.

Sind die Vorbereitungen beendet, dann „stechen die Boote in See“. Eng verbunden fahren sie auf die Tiefe, denn das Netz lagert auf beiden zu gleichen Teilen.

Ist der richtige Abstand vom Ufer gewonnen, dann wird zunächst der Sack, auch Keutel oder Kuttel genannt, ausgeworfen. In dem Augenblick, in dem die Flügel beginnen, trennen sich die Kähne, um die Flügel parallel dem Ufer ins Wasser zu senken. Jetzt steht das Netz. Nun fahren die Boote schnell zum Ufer und lassen von der Winde die ein- bis zweihundert Meter langen Zugleinen ablaufen. Am Rand wird jeder Kahn verankert. Langsam und bedächtig beginnt das Einholen. Es muß sehr gleichmäßig geschehen, weil sonst der Sack in eine seitliche Lage gerät, wodurch seine Öffnung von der Netzwand des voraufeilenden Flügels verdeckt wird. Nun sind die Leinen eingeholt, das Netz ist dicht am Ufer angelangt. Jetzt werden die Kähne, während die Leine wieder ausläuft, am Seerand gleichmäßig zu einander geschleppt und dicht verbunden. Zum zweitenmal werden die Leinen aufgewunden, bis die Fischer die Flügel mit der Hand ergreifen und langsam in die Kähne stauen. Dabei steht der Fischwirt, so weit es die Länge seiner Stiefel erlaubt, im Wasser und scheucht mit energischen Schlägen des Ruders oder des Sturges die nach dem Ufer zu fliehenden Fische zum Keutel zurück. Hier und dort fährt ein Hecht gegen die Netzwand des Flügels und wird frühzeitig in dem haushagen Garn dem nassen Element entrisen. Die Hauptmasse flieht zurück nach der Tiefe und gerät in den Sack. Eilig wird er emporgehoben und ausgeschrempelt, bis am Ende der Fang sichtbar wird.

Nun werden zuerst die größten Exemplare herausgesucht und im Fischkasten geborgen; der Rest der Fische, die das gesetzliche Mindestmaß nicht erreichen, wird wieder ins Wasser geworfen. Selten ist der erste Zug ergiebig, weil es auch den erfahrensten Fischern schwer wird, zu beurteilen, ob das Netz genügend beschwert gewesen ist, um trotz des hindernden Krautes den Boden



Der Angler vom Boot aus.

des Sees zu streifen. Ist es zu schwer gewesen, dann werden Strohbindel an der oberen Simme befestigt. Bei morastigem Untergrund unwindet man sogar die Netzsteine mit Stroh, um sie an dem zu tiefen Einschnitten zu verhindern. Geht es zu leicht, was sehr selten vorkommt, dann helfen einige angeknüpfte Steine dem Uebel ab.

Auf allen Seen, die durch ihren Abfluß mit einem Flußgebiet und dadurch mit dem Meer in Verbindung stehen, spielt der Ual eine große Rolle, denn in jedem Sommer steigen ungezählte Mengen winziger Uale von der Länge und Dicke eines Streichholzes aus der See, wo sie jung geworden sind, zu den Binnengewässern empor. Und in jedem Sommer verläßt die gleiche Anzahl von Ualen, die in vier, fünf Jahren laichreif werden, den See, um flugabwärts zu wandern. Kann der Fischer den Abfluß durch einen Stellsack sperren, dann erbeutet er ohne besondere Mühe große Mengen dieses beliebten Speisefisches. Wo das nicht der Fall ist, muß er mit Hilfe eines Köderfisches den Ual am Hafen fangen. Mit einem kleinen Zugnetz, der Wate, werden im seichten Wasser kleine Weißfische, Gründlinge und Steinbeißer gefangen, deren Lebenszweck mit dem Tod am Angelhaken reichlich erfüllt ist. An einer dünnen Schnur von mehreren hundert Meter Länge sind auf Klafterlänge kürzere Schnüre von 20 bis 30 Zentimeter befestigt, die den Haken und daran den Köder tragen. Anfang und Ende der Schnur sind durch einen schwimmenden Kork gekennzeichnet. Einige Steine ziehen das Gerät am Seeboden fest. Spät am Abend, wenn das Haupttagewerk vollbracht ist, werden noch die Köderfische gefangen und an die Haken gesteckt. Und ganz früh im Morgenrauen muß die Schnur gehoben werden, weil sonst die Barsche in Mengen den Köder annehmen, nach kurzer Zeit am Haken verenden und dadurch für jede Verwendung unbrauchbar werden.



Die Halbschnur wird aufgehoben.

Das Emporheben der Schnur erfordert viel Geschick. Ein Gehilfe muß im Kahn sitzen, der verständnisinnig das Fahrzeug vorwärtstreibt oder zurückhält, je nachdem die Situation es erfordert. Schon viele Klaster vorher fühlt der Fischer an einem Zucken und Tucken der Schnur, daß ein Ual am Haken sitzt. Sowie der Fisch im Wasser sichtbar wird, muß der Kahn vorwärtschießen, damit die Schnur mit größter Schnelligkeit herausgehoben werden kann, weil der Ual im letzten Moment nicht nur im Wasser, sondern auch noch in der Luft durch ganz energische Krümmungen sich losreißt. Es gehört ein großes Geschick dazu, ihn im entscheidenden Moment durch schnellen Schwung in den Kahn zu befördern, wo er den Köderfisch samt dem Haken, an dem er sich gefangen, von sich giebt.

Wenn der Fischer von seinem ersten Fang nach Hause fährt, begegnet er dem Konkurrenten, der sportmäßig den Fischfang mit der Angel betreibt. Die Angler werden gewöhnlich nicht recht für voll angesehen. Man hat sie im Verdacht, daß sie viel Zeit vergeuden, ohne etwas zu fangen, und Bekannten gegenüber ihre Erfolge durch eine Sprache vergrößern, die mit dem Jägerlatein

viel Ähnlichkeit besitzt. Die Gattin soll sogar manchmal durch schöne Fische getäuscht werden, die nicht mit der Angel, sondern mit einigen Markstücken aus dem Hütkasten des Fischers erbeutet sind. Dem richtigen Sportangler thut man damit unrecht. Wer seine Kunst versteht, wer es weiß, wie und wo er den Fisch mit dem richtigen Köder berücken kann, wird selten ohne einen guten Fang nach Hause zurückkehren. Und jetzt gerade sind die Angler mit Eifer und Erfolg bemüht, ihrer Kunst die äußere Anerkennung zu erwerben. Sie haben einen Bund gegründet, der sich auf ganz Deutschland erstreckt. An seiner Spitze steht Dr. Brehm, ein Sohn des berühmten Tier-Brehm. Der deutsche Anglerbund strebt mit Recht danach, das Angeln aus der Niederung der Spielerei oder der gewerbsmäßigen Konkurrenz mit der Berufsfischerei zu der Höhe eines gesunden, anregenden Sports zu erheben. Er ist auf dem besten Weg dazu, denn er hat bereits zahlreiche Vereine und Einzelangler um seine Fahne versammelt. So sei ihm und allen Fischwirten, die ihren Fischbestand sorgsam heben und pflegen, der vom Anglerbund zuerst erhobene Glücksruf ausgebracht: „Mit Petri Heil!“

Blitzgefahr für Luftballons.

Hierzu die beiden Momentaufnahmen Seite 1263.

Vor einiger Zeit hat sich der erste Fall ereignet, daß der Blitz in einen Ballon eingeschlagen hat. Bei einer Übung der bayerischen Luftschifferabteilung befand sich der Fesselballon System von Sigsfeld und von Parseval, ein sogenannter Drachenballon, in etwa 500 Meter über dem See bei dem Leutnant Hiller im Korb, um gelegentlich einer Truppenübung Beobachtungen auszuführen. Beim Herannahen einer ziemlich tiefziehenden dunklen Hausenwolke bemerkten die Leute, denen die Bedienung des Windewagens, auf dem das Stahlkabel der Fesselung auferollt ist, obliegt, daß sie stärkere Schläge beim Berühren des Drahtes erhielten. Der leitende Offizier ließ sofort auf diese Meldung hin den Versuch machen, den Ballon dadurch schnell niederzuholen, daß eine auf das Kabel gelegte Rolle durch Mannschaften in der Windrichtung nach vorwärts bewegt und dabei der Ballon allmählich zur Erde heruntergezogen wurde. Es gelang aber dies Manöver deshalb nicht, weil die Leute beim Auflegen der Rolle sehr starke Schläge erhielten. Ehe weitere Maßnahmen angeordnet werden konnten, schlug ein Blitz aus der inzwischen nähergekommenen Wolke in den Ballon, fuhr am Fesselkabel herunter und betäubte dort die Leute, die sich in unmittelbarer Nähe des Windewagens befanden; der zu Pferd sitzende Offizier stürzte ebenfalls mit seinem Pferd zu Boden. Während die Leute und dieser Offizier wieder zum Bewußtsein kamen, hatte der Blitz den Ballon entzündet, und dieser stürzte aus 500 Meter Höhe zur Erde. Sogar der Korb brannte und löste sich vorher von dem Ring, an dem er befestigt war. Der Offizier hatte jedoch die Geistesgegenwart und kletterte in diesen Ring. Unfehlbar würde er aber zerschmettert sein, wenn nicht der sogenannte Drachenschwanz, der sich etwa 30 bis 50 Meter hinten unterhalb des Ballons befindet, den Fall gebremst hätte. Dieser Schwanz besteht nämlich aus 6 bis 8 Windtuten, die an einer Leine in der Weise angeknüpft sind, daß beim Hineinblasen des Windes jede wie ein umgekehrter Regenschirm mit einem Loch an der Spitze ausfieht. Die Windtuten vermochten beim Herunterfallen, die Stellung von Fallschirmen einnehmend, den Ballon in seinem Fall so zu bremsen, daß der Leutnant Hiller mit einem Rippen- und doppelten Beinbruch davontam. Daß das im

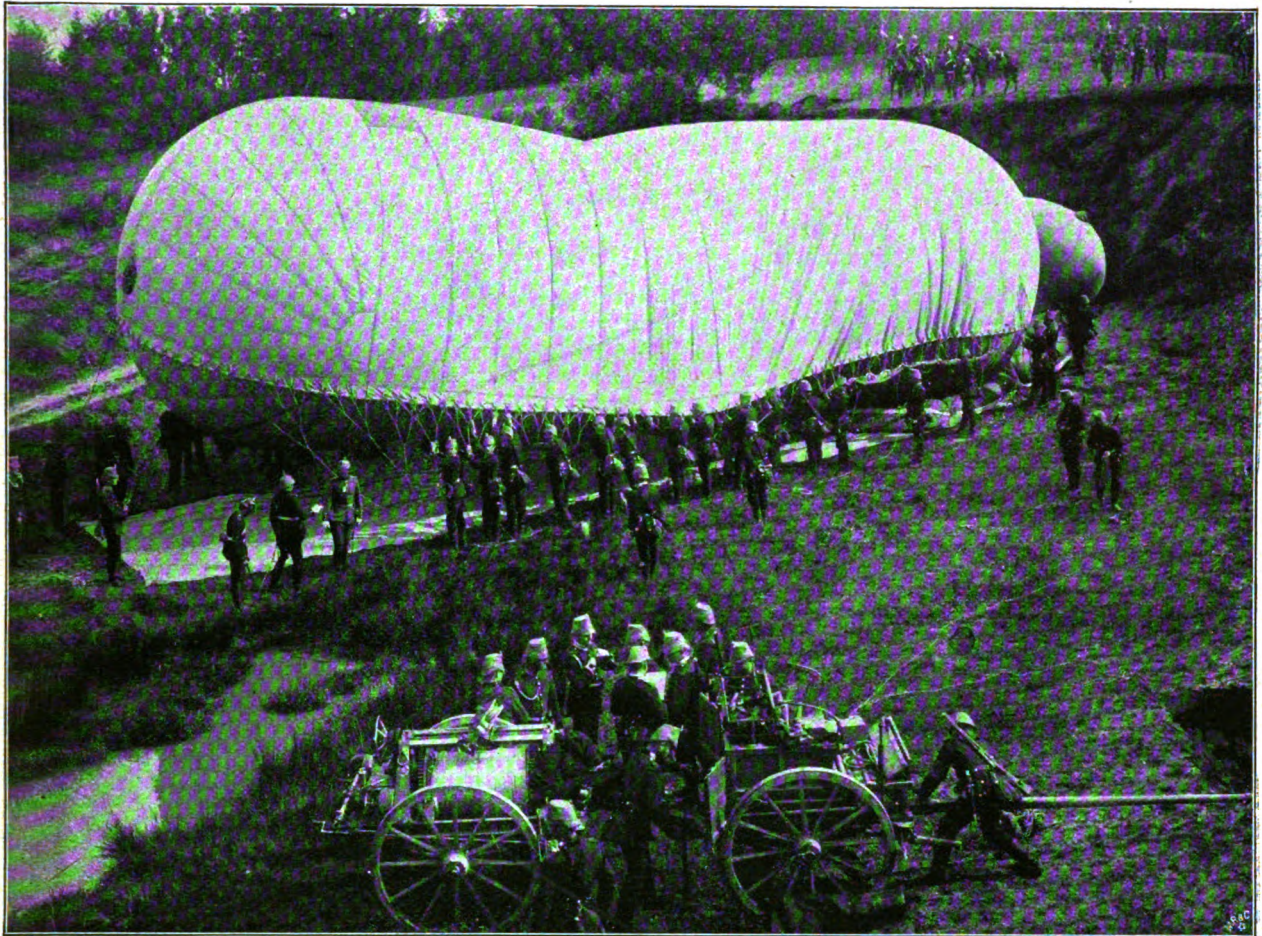
Ballon befindliche Wasserstoffgas nicht zur Explosion kam sondern langsam abbrannte, lag daran, daß sich das Gemisch von Gas und Luft, das man mit Knallgas bezeichnet, nicht gebildet hatte. Bemerkenswert ist es, daß nur ein Blitz aus dieser Wolke beobachtet wurde, und daß kein Regen erfolgte.

Zu Besorgnissen darf dieser Vorfall keine Veranlassung geben, da ein solcher Ausgleich zwischen der mit positiver Elektrizität geladenen Wolke und der negativen Elektrizität der Erde äußerst selten so plötzlich ohne länger vorhergehende elektrische Ladung des Kabels erfolgt. Die verschiedensten meteorologischen Observatorien der Erde benutzen schon lange zur Erforschung der höheren Schichten der Atmosphäre Drachen oder Drachenballons, die, an Stahlkabeln gefesselt, bis in Höhen von über 5000 Meter gestiegen sind und noch nicht die plötzliche Entladung erfahren haben. Bekannt sind ja die Versuche von Franklin, der seine Drachen beim Herannahen eines Gewitters steigen ließ und dabei allerlei elektrische Experimente anstellte.

Beim Aufsteigen mit einem Freiballon dürfte wohl jegliche Gefahr fehlen, da ja die Verbindung mit der Erde fehlt. Man muß allerdings vermeiden, mit einem Ballon direkt in ein Gewitter hineinzugeraten. Aber weniger die Blitzgefahr ist zu fürchten, als die Gewalt, mit der der Ballon in der Gewitterwolke herumgerissen wird; das Gas wird zum größten Teil herausgedrückt, und später geht der Ballon in rapidem Sturz zur Erde.

Nach der Landung hat man noch einmal besondere Vorsichtsmaßregeln zur Verhütung einer Katastrophe zu treffen. Es ist vorgekommen, daß in dem Augenblick, wo das Metallventil die Erde berührte, ein Funken übersprungen ist und das Gas zur Explosion oder zum Abbrennen gebracht hat. Man beseitigt diese Gefahr dadurch, daß man den Ballon innen mit Chlorcalcium bestreicht und ihn leitend macht; es wird also eine plötzliche Entladung damit ausgeschlossen.

Wie ein Fesselballon entleert wird, zeigen unsere Bilder; die Leute holen den Ballon erst so weit herunter, daß sie den Gurt fassen können, und drücken dann den Ballon, dessen Entleerungsöffnung aufgebunden ist, fest zur Erde nieder und pressen so das Gas heraus.



Der Fesselballon wird eingebracht.



Wie ein Fesselballon entleert wird.

Momentaufnahmen von Hans Alberti, Landsberg a. Lech.



Berliner Dampferpartien.

Volksbelustigungen.

Hierzu 10 Momentaufnahmen von Georg Basse, Berlin, Valla, Paris, Reinh. Thiele & Co., London.

Die Volksbelustigungen sind voneinander verschieden, wie die Volkssprachen und die Volksdialekte. Wollte man einem schlichten Mecklenburger oder Pommern zumuten, einem Hahnenkampf beizuwohnen und die Phasen eines solchen Gefechts mit Aufmerksamkeit oder Leidenschaft zu verfolgen, wie es in Südfrankreich oder Spanien Mode ist, so würde man wahrscheinlich auf einen sehr energischen und unverblühten Widerstand stoßen. In seiner Unterhaltung und in seinem Vergnügen muß, um ein Wort des großen Friedrich zu gebrauchen, „Jeder nach seiner Fassung selig werden“, und der große Humorist und Dichter Fritz Reuter drückte das noch drastischer aus, indem er sagte: „Wat den' eenen sin Uhl is, is den' annern sin Nachtigall“

Anderer Länder, andere Sitten! Neben der Kremsperpartie geht dem waschechten Berliner nichts über eine Dampferpartie. An der Jannowitzbrücke besteigt er mit Frau und Kindern den Dampfer, wählt sich sicher den besten Platz aus und bewegt sich nur in den Ausdrücken, die er von einem entfernten Verwandten übernommen hat der in der Marine diente. Er kritisiert den Maschinisten und den Steuermann, ja sein Urteil wagt sich sogar an den Kapitän — „aber alles in Gemütlichkeit“.

Der Berliner ist in seinen Volksbelustigungen alledem abhold, was er selbst in seiner drastischen und bilderreichen Sprache „Mumpitz“ nennt. Er würde achselzuckend über den Stelzenläufer auf unserm Bild zur Tagesordnung übergehen, in Paris dagegen nimmt ein solcher Künstler die gespannteste Aufmerksamkeit von jung und alt in Anspruch. Das Stelzen-

laufen ist allerdings in manchen Gegenden Frankreichs noch heute eine Art von Verkehrs- und Beförderungsmittel, und deswegen hat der Franzose für diese Uebung, die wir nur noch als Spielerei betrachten, ein gewisses Interesse.

Anderer Länder, andere Sitten! In englischen Seebadeorten finden sich häufig Negertrupps an, die ihre Tanzstücke produzieren. In England liebt man die Vertreter exotischer Nationen mehr als anderswo, die vielseitigen Handelsbeziehungen des Inselreichs haben das Verständnis für die Sitten anderer, namentlich „wilder“ Völkerschaften rege gehalten, und man vergißt bei den dunklen Herrschaften gern, daß man es hier gar nicht mit Kannibalen zu thun hat, sondern mit Leuten, deren Vorfahren seit langer Zeit mit europäischer Kultur vertraut sind, und man erfreut sich harmlos an den grotesken Sprüngen amerikanischer Neger, die Afrika meistens niemals gesehen haben.

Bootsfahrten und Wassersport können vielleicht nirgends einen solchen Zuspruch finden, wie in London. Der Londoner, wie der Engländer ist Wassersportsman par excellence — das ist er schon seinem meerbeherrschenden Vaterland zuliebe — und nirgends findet man denn auch wassersportliche Veranstaltungen, die mit ähnlichem Enthusiasmus in Scene gesetzt sind, wie in England, speziell in London. Wo durchgeschleust werden muß, sammeln sich naturgemäß förmliche Karawanen von Wasserfahrzeugen, die von einem sachkundigen Publikum mit kritischem Blick gemustert werden.

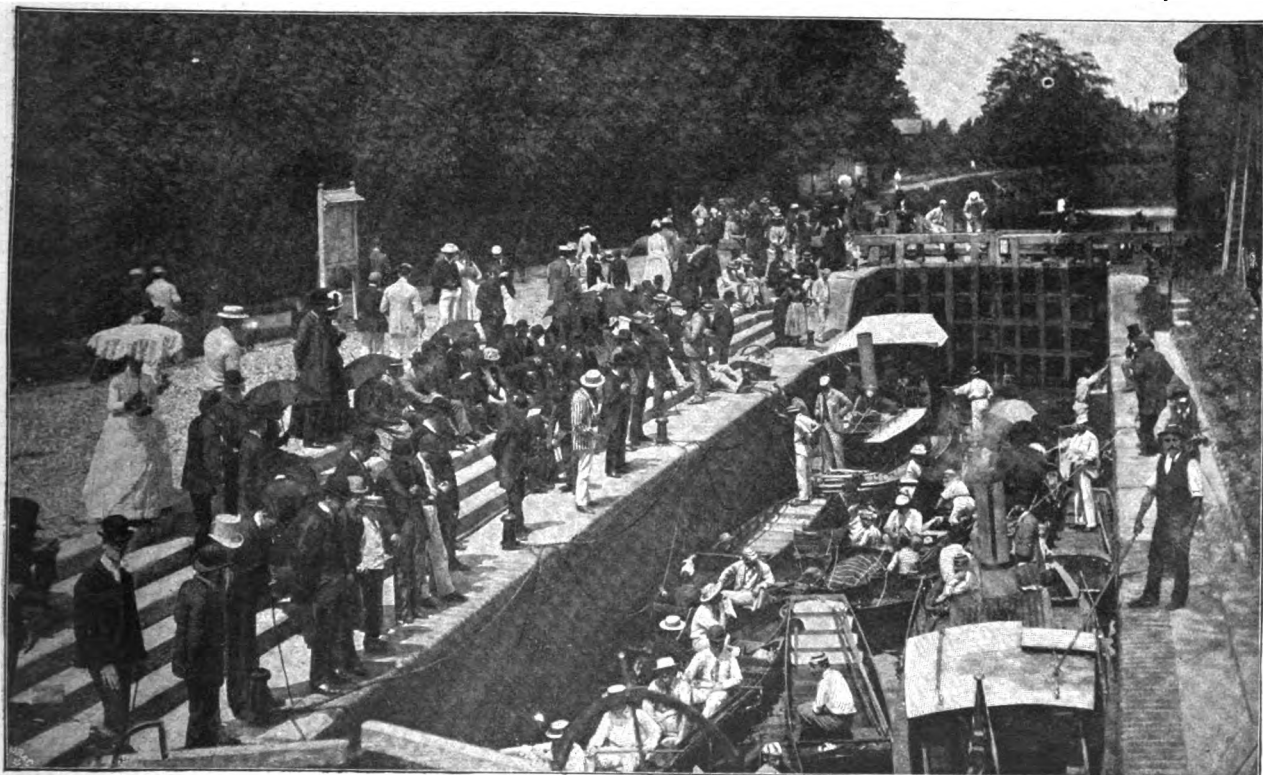
Die fahrenden Künstler mit ihren Wagen, die von müden Kleppern gezogen werden und die ganze



Der Stelzenläufer.



Negertänze am englischen Badstrand.



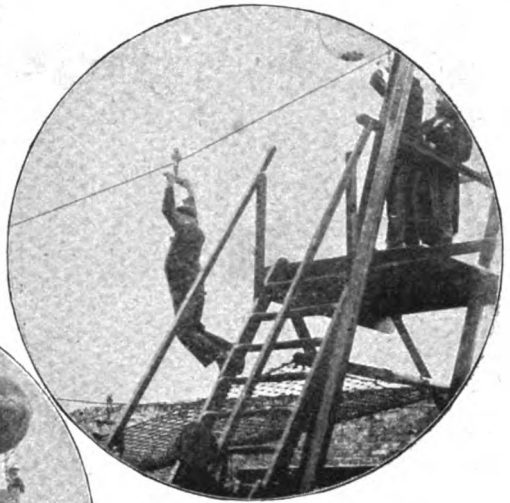
Vergnügungsboote in der Schleufe.



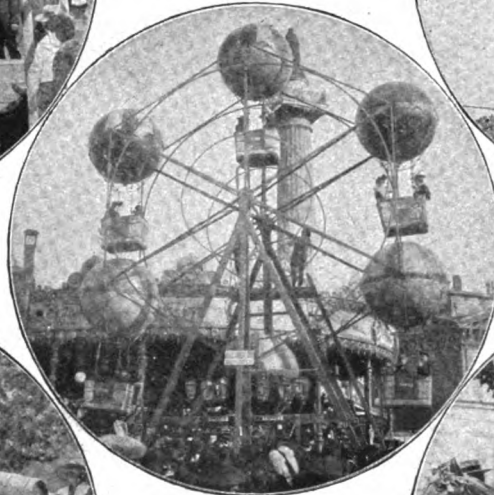
fahrende Künstler.

Künstlertruppe beherrgen, sind wieder international. Man findet sie in der ganzen Welt, wo zahlende Menschen

taler oder vertikaler Richtung vor sich geht, ist den Liebhabern, die sich gegen künstliche Seerkrankheit gefeit wissen,



Englische Drahtseilkünstler.



Das grosse Rad.



französische Athleten am Reck.

wohnen, sie führen den dreifürten Pudel, der Kartenkunststücke machen kann, den Pony, der das Alter einer jungen oder älteren

übrigens ganz gleichgiltig; sie setzen sich ebenso gern auf das hölzerne Pferd, das übrigens Troja nicht erobert hat, wie sie sich



Karussellfahren in Paris.

Dame durch Kopfnicken anzeigt, und den Athleten, der zum Schrecken der Dorfherkuleffe mit Zentnern spielt, mit sich. Ebenso international ist Karussellfahren. Ob es in horizon-

einer Gondel des großen schwingenden oder rotierenden Rades anvertrauen. So sind die Volksbelustigungen verschieden, wie „die Geschmäcker“, und über diese soll man niemals streiten. & c.



Gelwettfahren in England.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

II. Fortsetzung.

XVIII.

Im zweiten Sommer seiner Ehe ging Erich, wenn auch nur widerwillig, in das Manöver, das ihn weitab ins Posensche führte. Er ließ diesmal sein junges Weib ungern allein. Nach anderthalb Jahren des Harrens sollte eine schöne Hoffnung ihrer Erfüllung entgegengehen.

Der Dienst rief, aber mehr als je blieb sein Herz zu Haus zurück. Er war nachdenklicher und schweigsamer als sonst, in den Quartieren entsprach er wenig jener Sorte von lebenswürdigen Despoten, die die Quartierwirte in den Manöveroffizieren zu sehr erwarten. Als sein Regiment nach anstrengenden Marschen eine dreitägige Ruhepause erhielt, benutzte er die Zeit, um Urlaub zu erbitten und auf zweistündiger Bahnfahrt die Stadt zu erreichen, in der Hans Wilhelm Lehrer war.

M. lag in einer flachen, völlig reizlosen Gegend. Weidepläze, Kartoffel- und Roggenfelder bis an den Horizont, den höchstens eine schmale Kieferwaldung umsäumte. Nicht einmal die melancholisch stimmungsreiche Eintönigkeit der norddeutschen Ebene bot sich hier, der Anblick war einfach langweilig.

Schon auf dem Bahnhof ward Erich Bescheid gesagt. Der Gymnasiallehrer Dr. von Hacke schien eine bekannte Persönlichkeit zu sein. Als er vor dem Hause stand, einem gelblichgrauen, zweistöckigen Bau mit glatten Fensterreihen, ohne den geringsten Zierat von Balkon oder Erker, mit dem breiten, ausgetretenen Thoreingang und der etwas winkligen, dunklen Treppe, wollte sich dem schönheitsverwöhnten Mann das Herz zusammenziehen. Ihm war, als könnte er diese Treppe nicht wieder hinuntergehen, ohne den hierher Verschlagenen mit sich fortzunehmen.

Keiner paßt schlechter hierher als er! dachte er erbittert.

An der gelben Entreethür war eine Druckklingel. Hans Wilhelms Visitenkarte hing daneben. Auf Erichs Klingeln verstrichen einige Sekunden, dann näherte sich ein Männer Schritt, und Hans Wilhelm selbst öffnete.

„Erich!“ rief er, aufs höchste erstaunt.

Erich griff nach seiner Hand. „Wilhelm, alter Junge! So muß man dich suchen!“

„Hast du denn so schrecklich nach mir gesucht?“ gab Hans Wilhelm zurück. Es war sein altes Lächeln, aus Humor und Ironie gemischt, das seine Züge überblitzte. Er zog Erich in den Korridor.

„Du kommst gerade zurecht, meinen Dessertkaffee mit mir zu trinken,“ sagte er. „Ein Getränk eigener Bereitung, daher nicht zu verachten. Bis um vier habe ich Zeit für dich, also zwei volle Stunden. Nachher kommen Privatschüler zum Nachhilfeunterricht.“

Sein Arbeitszimmer lag gegen Osten. Durch die geöffneten Fenster kam von einer Nachbarwiese Heugeruch

herüber. Erich fühlte sich durch den Anblick, der sich ihm bot, erleichtert.

In diesem Zimmer, trotz der niedrigen Decke und der schmalen Fenster, wohnte etwas Persönliches in vollster Ausprägung. Zwar war der Gesamteindruck ein strenger, fast nüchterner. Aber die Anordnung guter Kupferstiche an den Wänden und der große Schreibtisch mit ein paar Bronzekunstwerken zeigten die Hand des Aesthetikers. Die Farbentönung der Vorhänge, eines gepolsterten Lehnstuhls und eines Lederdivans war in dunkelgrün gehalten. Dem entsprachen auch die Tapete und der Teppich.

„Hier lebst du!“ sagte Erich und sah sich aufatmend um.

„Ja! Hier lebe ich!“ entgegnete der andere mit starker Stimme. Er machte eine Pause und überflog sein Reich mit den Augen. Wie er so vor Erich stand, empfand dieser plötzlich: der hier wurzelte in fertigem Boden. Dem brachte man nichts mehr. Der sah aus wie einer, der mit Vergangenen abgerechnet hat.

„So, nun bewundere meinen Kaffee,“ sagte Hans Wilhelm und ging zu einem Serviertischchen in der Nähe des Ofens. Eine braune Sturzmaschine, Tassen, Aschbecher füllten die Platte. „Ich werde noch etwas nachfabrizieren, vorläufig nimmst du die erste Tasse. Aber — armer Kerl, hast du denn etwas zu Mittag bekommen?“

Erich bejahte. Er hatte auf einer Station ausreichend Zeit zum Cafeln gehabt.

Der Duft des Kaffees mischte sich mit dem guten Zigarren. Erich saß auf dem Lederdivan und sah dem ruhigen, geschickten Hantieren seines Freundes zu.

„Gefällt es dir hier, Wilhelm?“ fragte er.

„Ja,“ entgegnete der Lehrer, ohne sich umzusehen. „Man zwingt und dressiert sich sein Leben eben so lange, bis es einem gefällt. Vor dem habe ich nicht viel Respekt, der das nicht kann.“

„Ja, du hast deine Schüler!“

„Natürlich! Die Jungens! Ich bin Ordinarius der Sekundar. Siehst du, Mensch, da hat man die Schlingel vor sich, die gerade in der Entwicklung stehen. Und je verbogener, störrischer, rabiater solch ein Junge ist, desto stärker zieht er mich an, desto lebendiger kriegt er mich zu fühlen. Ich habe Freunde unter dem Pöbel, sage ich dir. Aber wirkliche Freunde, was ich darunter verstehe. Die einem nicht im Wege herumstehen, nicht aller Welt meine Tugenden in die Ohren blasen. Solche auf die ich mich verlassen kann in dick und dünn!“

Er sagte es mit hellen Augen.

Erich war stumm dazu. Er dachte nur immerfort: so fertig ist er. Hat all seine Thüren zugeschlossen vor uns früheren. Und doch ist er so treu wie stark. Woher — woher —? Wie kommt es nur?

Hans Wilhelm kam heran und warf sich in den Lehnstuhl, Erich gegenüber.

„So. Da war ich. Nun kommst du dran. Sage, wie es bei dir aussieht.“

Erich gab sich einen inneren Ruck, um zu sprechen. Aber über dem Mitteilen seiner Erlebnisse fiel vor seinem Geist eine Schranke nach der andern, die ihn von Hans Wilhelm trennte. Er vergaß, was er noch eben gedacht hatte: daß sich in den Jahren der Trennung eine Kluft gezogen hätte zwischen hüben und drüben.

Es war der Freund wie einst, den all sein Erleben anging wie das eigene.

Auch von Jürgens freiwilligem Tod sprach er und streifte flüchtig die Ursache. Da kam eine jähe Veränderung in Hans Wilhelms Gesicht. Alles Abgeschlossene, Harte verschwand.

„Jürgen —“ murmelte er. „Der Junge!“

Dann wurde er lange stumm und blickte vor sich nieder. In seinen Schläfen klopfte das Blut.

„Der Junge!“ wiederholte er. „Und an solcher Narrheit! Aber freilich — eine Narrheit mußte kommen, ihn zu wecken. Und an diesem Aufwachen ist er gestorben. Der kleine Jürgen von Pontow.“

Es blieb lange still. Erich empfand: in dieser gemeinsamen Trauer fand der Freund sich wieder zu ihm. Endlich fragte er: „Warum kamst du nicht zu meiner Hochzeit?“

Hans Wilhelm blickte auf und lächelte. Dann legte er die kaum angebrannte Zigarre fort.

„Schnürchen,“ sagte er und gebrauchte den alten Spitznamen aus der Kadettenzeit, der Erich berührte, wie ein wunderbarer Klang verschollener Tage. „Das wollte ich einfach nicht. Du bist ein rechter Dummkopf in dieser Sache gewesen, mit deinem ewigen Schreiben und Drängen. Ich hätte dir eigentlich so viel Verstand zugebraut, daß du das Rütteln an alten Geschichten unterliegest. Jetzt habe ich's ja längst hinter mir, aber — Donner nochmal! Man läuft doch solchen unliebsamen Erinnerungen nicht gerade absichtlich in die Arme!“

Erich starrte ihn an. So greifbar war die Sache gewesen, und er hatte nicht die geringste Kunde davon?

„Ich weiß ja gar nichts, Wilhelm —“ sagte er unsicher.

Der andere lachte kurz auf, nahm seine Zigarre wieder und ging ans Fenster.

„Danke,“ sagte er über die Schulter, „du bist diskret, mein Junge. Nun aber —“ er wandte sich plötzlich um und sah mit ernstem, ruhigem Ausdruck zu Erich hinüber. „Erzähle mir ein bißchen mehr. Wie geht's denn deiner Schwester in der Ehe?“

„Wem? Anna-Beate?“

Hans Wilhelm machte eine ungeduldige Bewegung. „Willst du mich eigentlich schrauben, Schnürchen, daß ich den Namen nennen soll? Meinetwegen, wenn dir das Spaß macht: also, wie geht es Ruth in ihrer Ehe?“

Erich riß die Augen auf. „Was meinst du eigentlich? Ruth ist nicht verheiratet, Wilhelm.“

„Nicht? Ist es wieder zurückgegangen?“

„Was?“

„Ruths Verlobung.“

„Ruth war nie verlobt.“

„Nun, dann sollte sie es werden. Das ist mir ja ganz gleich, ob es sich nachher zerstückelt oder nicht.“

„Aber Wilhelm, was redest du da nur alles!“ rief Erich und stand auf. „Mit wem sollte denn Ruth nur verlobt werden?“

„Ja, das frage ich dich,“ gab Hans Wilhelm zurück. Dann kam er heran und drückte Erich auf den Sitz zurück. „Ach, lieber Junge, laß doch die ollen Kamellen. Dir haben sie, wie es scheint, diesen geheimnisvollen Bräutigam auch unterschlagen. Herrgott, es geht mich ja auch gar nichts an, was aus dieser Sache geworden ist. Es war damals die große Ernüchterung nach dem großen Rauch, und als solche hat sie ihre Dienste gethan.“

Er setzte sich wieder in den Lehnstuhl.

„Uebrigens, Erich, wenn du wirklich so total unwissend bist, muß ich dir meine Vorwürfe abbiten. Dann konntest du ja natürlich nicht wissen, wie lästig mir deine Einladungen waren.“

„Jetzt, Wilhelm,“ rief Erich stark und energisch, „bitte ich um Klarheit. Wer hat dir von Ruths Verlobung erzählt?“

„Jemandem Fräulein bei euch. Eine Hausfreundin. Ruths und meines Vaters Intime, denke ich.“

„Fräulein Beer? Und wann?“

„Nach meinem zweiten Examen.“

„Da warst du in Luchmühlen?“

Hans Wilhelms Gesicht verfinsterte sich. „Erich, du bist, weiß Gott, zum Folterknecht geboren. Es ist nur gut, daß meine Haut dick und meine Nerven stumpf geworden sind. Zum zwanzigstenmal bitte ich dich jetzt: laß die Sache ruhn!“

Erich blickte vor sich nieder, er hörte kaum, was der Freund sprach. Dann murmelte er durch die Zähne, ohne ihn anzusehn: „Hans Wilhelm — es könnte alles ein Mißverständnis sein, ein —“

Das Wort: Betrug flog an ihm vorbei wie ein Schatten, aber er sprach es nicht aus.

„Ja, es könnte,“ gab Hans Wilhelm zurück.

Erich fuhr auf. „Das denkst du?“

„Ich denke es heute nach deinem Verhalten, und ich habe es schon in den letzten Jahren hin und wieder gedacht. Nicht in dem ersten Sturm. Da ist man ja nicht klug oder gar gerecht.“

„Hast du Ruth damals gesehen?“

„Niemand außer dem Fräulein. Ruth saß irgendwo und verlobte sich gerade, wurde mir erzählt. Ich käme sehr zur Unzeit. Da fuhr mich Jürgen wieder zur Station.“

„Wilhelm, die Sache muß ihre Aufklärung finden!“ Erich glühte vor Erregung. „Und wenn du es dachtest, warum thatest du nichts, dem Zweifel nachzugehen? Wahrlich, Wilhelm, ich verstehe dich nicht!“

Darauf kam nicht gleich eine Antwort. Hans Wilhelm stand wieder auf und ging nach dem Fenster.

„Wie stark das Heu duftet,“ sagte er.

„Willst du mir nicht antworten?“ rief ihn Erich ungeduldig an.

„Quäler, der du bist!“ Hans Wilhelm drehte sich lächelnd herum. „Wenn du etwas maßvoller und geduldiger wärst und mir nicht so brüsk an die Kehle führst, könntest du dir die Antwort vielleicht selbst geben. Als der Sturm vorbei war, war auch meine Liebe vorbei. Ich habe so viel damit zu thun gehabt, über dies grausame Herzeleid Herr zu werden, daß ich meine ganze — aber auch meine ganze Persönlichkeit dazu brauchte. Ich will an die Zeit nicht mehr denken, Erich. Die war sehr schwarz. Und als ich damit fertig war — da war ich eben mit allem fertig.“

Erich trat zu ihm, er war blaß, und das Sprechen fiel ihm schwer.

„Wenn es sich aber herausstellt, daß sie ohne Schuld gegen dich ist?“ — fragte er stockend.

„Dann mögen es die verantworten, die solche Teufelei anrichteten!“ rief Hans Wilhelm in jähem Erregung. „Sie hat mir einen Teil meines Lebens gekostet! Jetzt — verstehe es doch endlich, Erich: es kann mir nichts mehr nützen. Ich bin ein ganz anderer geworden. Das kommt so, man weiß es nicht wie. Man sieht es erst, wenn's so weit ist. Und dieser andere hat keine Fühlung und kaum noch ein Interesse für deine Schwester Ruth.“

Ueber Erichs Seele ging's wie ein Frostschauer. So kalt und leer sah ihn diese Lebenserkenntnis an. Ein altes Volkslied fuhr ihm durch den Sinn:

„Soll sich die Liebe scheiden,
Und ob ein Herz zerbricht:
Kein Wunder hält die beiden,
Auch Erd und Himmel nicht.“

Ohne Schuld vielleicht — durch ein Mißverständnis, durch Verschulden anderer auseinandergerissen — in einer einzigen, dunklen Stunde . . .

Und dann in Leid und heißem Herzenskampf einander schließlich — vergessen . . .

„Kein Wunder hält die beiden —“

Spielt so das Leben mit dem Tod?

„Denkst du daran, dich zu verheiraten?“ fragte er plötzlich, und ohne daß er es wollte, durchklang Bitterkeit seine Stimme.

„Ja,“ sagte Hans Wilhelm. „Da du doch einmal heute alle meine Kommodenfächer umschüttest, kannst du auch das wissen. Ich gehe seit einem Vierteljahr damit um, die Tochter meines Direktors um ihre Hand zu bitten.“

„So. Hast du sie lieb?“ fragte Erich finster.

„Sehr.“

„Und sie dich?“

„Ich weiß es nicht. Ich glaube.“

„Du hast ihr noch nichts gesagt?“

„Nein.“ Dann flog wieder ein Lächeln über sein Gesicht. „Ein Divisor kann seinem Kaninchen nicht härter zu Leibe gehen, als du mir. Was willst du nun noch hören? Wie groß? Ungefähr 7 Tage hundertfünfundsechzig Zentimeter. Wie schön? In landläufigem Sinn wenig, in meinem nicht viel unter klassisch. Wie gut? So gut oder so wenig gut wie ich selbst.“

Denn die Güte des Menschen erhält nur durch die Reibung an andern oder den Verhältnissen Form und Gestalt. Was nun noch?“

Erich wandte sich zürnend ab. „So warst du sonst nicht,“ sagte er. „Und ich kann mir nicht denken, daß Liebe, die so schnell vergift —“

„Das laß,“ unterbrach ihn Hans Wilhelm plötzlich mit drohendem Ernst. „Sie hat nicht vergessen, sie ist totgeschlagen. Und käme ein Engel vom Himmel, ich könnte ihn nicht lieben, wie ich einst Ruth von Pontow geliebt habe. So wild, so kräftetoll! Das kann ich nie vergessen. Und ich traure noch heute, daß diese Kraft verbluten mußte. Siehst du, Erich, ich hätte sie entföhren können und wollen. Euch allen zum Troß, was hätte mir das verschlagen! Ob ein Hausglück daraus geworden wäre für uns beide — wer weiß das? Aber daran dachte ich doch nicht. Nur sie erringen! Nur sie erringen! — Aber sie hatte ja Seele und Sinne bei einem andern Mann. Das war die Antwort auf meine wilden, herrlichen Pläne, eine grinssende Frage: sie hat ja nie an dich gedacht.“

Er wandte sich ab und setzte sich vor seinen Schreibtisch, die Hand in das Haar vergraben.

„Man kann mit Lachen Tod und Leben überwinden. Die ganze Welt bedeutet nichts. Aber an dieser einen Barriere zerbrennen Kraft und Troß und Seelenmut. Es ist eine so fürchterliche Erfahrung.“

Draußen ertönte die Klingel. Hans Wilhelm fuhr empor. „Ich muß öffnen, meine Aufwärterin ist ausgegangen.“ Und dann mit einem Blick auf die Uhr: „Das können doch noch nicht meine Jungens sein.“

Erich blieb zurück. Die Störung kam sehr zur Unzeit. Da rief Hans Wilhelm im Korridor seinen Namen, verwundert kam er dem Ruf nach. Draußen stand ein Postbote. „Hier ist eine Depesche für dich,“ sagte Hans Wilhelm, „von deinem Regiment nachgeschickt. Der Bote muß dich sehn. So, ist gut.“

Erich kam ins Zimmer zurück, das verhängnisvolle Blatt in Händen. Ein plötzlicher Schwindel wollte ihn ergreifen. Nachricht aus der Heimat!

Mit jähem Ruck riß er das Blatt auseinander. Im ersten Moment tanzten ihm die Buchstaben vor den Augen.

„Ein kräftiger Junge, echte Pontowsche Rasse. Schwer, aber glücklich überstanden. Alles in vortrefflicher Verfassung. Eberhard.“

Das war der Arzt.

Noch eine Sekunde stand Erich wie gelähmt. Dann brach die übermächtige Erschütterung sich Bahn. In den Schreibtischstuhl sank er mit einem jähem Aufschluchzen nieder und verberg sein Gesicht in beiden Händen.

„Ein Junge — mein Junge —“ murmelte er, als müsse er die Worte sprechen, um sie zu glauben.

Hans Wilhelm hatte die Depesche aufgenommen. Er sah hinein, bis es ihm heiß in die Augen stieg.

Da stand Erich auf, er schien ein anderer Mensch geworden. „Laß mich noch einmal lesen,“ sagte er.

Und dann mit einer Stimme, in der sein Herz lag: „Egal! Und sie lebt! Sie leben beide!“

„Beide!“ Er griff sich mit den Händen an den Kopf. „Ich werde ja verrückt, Wilhelm! Ich muß ja hin! Und sollte ich Erde und Himmel in Bewegung setzen. Ich muß ja doch meinen Jungen sehn. Herrgott, was sind dagegen alle Manöver. Das Wichtigste auf der Welt ist doch mein Weib und mein Junge!“

Er war im Glücksfieber, der glückliche Mensch.

Da faßte ihn Hans Wilhelm plötzlich an beide Hände.

„So lauf, du junger Vater, du Hitzkopf. Bist ja doch von dieser Minute an unzurechnungsfähig für mich. Nur eins möchte ich dir noch sagen. Du hast mich selbst neugierig auf deine beiden Gößen gemacht. Wenn du mich hübsch einladest, vielleicht zu den Herbstferien, dann komme ich gern!“

Erich riß seine Hände los und legte sie dem Freund auf die Schultern. Er rüttelte ihn vor Entzücken.

„Wilhelm! Wilhelm! Hör ich denn recht? Und zur Taufe kommst du, bist Pate! Pate bist du!“

„Meinetwegen auch das!“ brummte Hans Wilhelm.

„Ja und —“

Erich zog plötzlich die Hände herunter und sah zur Seite. „Wird es dich stören, Wilhelm, wenn — auch Ruth — auch Pate —“

„Nein,“ sagte Hans Wilhelm lächelnd. „Jetzt gar nicht mehr. Den ersten Schritt hast du ja doch durch dein vorwitziges Eindringen gemacht, nun kann ich so viel Ruths begegnen, als du wünschst!“

„Also abgemacht! Zu den Herbstferien. Was nur Eva sagen wird! Hurra, des Königs jüngster Leutnant!“

Er war wie von Sinnen und fuhr im Zimmer herum, seinen Degen zu suchen.

„Ruhe doch, Ruhe! Dein nächster Zug geht erst in einer halben Stunde. Und dann, lieber Junge, eins möchte ich dir doch noch sagen: baue etwa keine Erwartungen und Pläne auf meine Begegnung mit deiner Schwester.“

Eine rasche Wolke flog über Erichs Gesicht.

„Nein, Wilhelm, ich thue es nicht. Ich bin kein Phantast. In diesen Dingen giebt es keine Märchen und Wunder.“

„Was brauchst du auch die! Du hast ja dein Märchen zu Haus,“ sagte Hans Wilhelm.

XIX.

Es kam ein langer Brief in Luckmühlen an.

Der Junge war da! Der Junge war da! Großvaters erster Enkel. Und Wolfgang sollte er heißen. Und siebeneinhalb Pfund wog er. Und hatte ein Grübchen im Kinn und ganz helle, lockige Härchen auf dem Schädel. Und einen famosen Brustkasten und eine Stimme wie ein Kommandeur. Des Tags schlief er, des Nachts brüllte er. Und das ganze Haus stand auf dem Kopf.

Das war das Erste. Dann kam Eva, die viel gelitten hatte, aber nun in selbigem Mutterglück sich zu sehends erholt. Sie nährte ihn selbst, den herzigen Buben. Aber sie war sehr energisch, viel energischer als der Papa. Sie litt es nicht, daß Wolfgang außer der Zeit aus seinem Wägelchen genommen wurde, und wenn der arme Kerl sich halbtot brüllte.

Zum allerletzten Schluß kamen die Taufpläne und, kurz erwähnt, die Begegnung mit Hans Wilhelm.

Als Ruth, die den Brief las, zu dieser Stelle kam, wurde Herr von Pontow vor Schreck plötzlich brennendrot.

Was war denn das wieder? Tauchte der Mensch aus der Vergessenheit wieder auf?

Ihm wurde so siedendheiß, daß er empor sprang und den Kopf aufriß. Kann man denn nie etwas thun, das einem nicht in alle Ewigkeit nachläuft? Das, wenn man es glücklich begraben und vergessen hat, plötzlich wieder seine Fangarme aus der Tiefe streckt?

„Zu der Taufe fährst du nicht!“ fuhr er seine Tochter an.

Ruth war blaß geworden. Sie zürnte Erich heftig. Was that er ihr an? Was wollte er damit?

„Nein, ich fahre nicht,“ entgegnete sie.

Gögg von Pontow sah sie an.

Da stieg plötzlich die Scham über sich selbst ihm wie eine heiße Welle zu Kopf. Was für eine lumpige Rolle spielte er denn mit seinen ewigen Hinterhalten und Aengsten — und nun wieder mit diesem Verbot?

Wie hätte er das bei einem andern genannt?

Die plötzliche Seelenangst trieb ihm den Schweiß aus den Poren. Pfui! Was hatte er gethan! Und was wollte er nun wieder thun!

„Laß mich ein klein bißchen allein, Ruth,“ sagte er mit belegter, fast unverständlicher Stimme. Ja! Er mußte mal ein Weilchen allein bleiben und die ganze Sache klar vor sich hinstellen wie auf einem Schachbrett.

So! Nun war er allein, nun konnte das Denken losgehen. Aber die Gedanken ließen sich nicht so ohne weiteres kommandieren. Die liefen ihm wohl noch zehn Minuten lang durcheinander, geschüttelt und verwirrt durch die aufgeregten Empfindungen.

Endlich hatte er den Sachverhalt so einigermaßen klar.

Er hatte Ruth nicht hergeben wollen, durchaus nicht. Und darum hatte er einen freier nach dem andern fortgejagt. Aber Hans Wilhelm v. Hacke hatte er eigentlich nicht fortgejagt — den hatte Olga Beer fortgeschwindelt.

Olga Beer. . . . Er stöhnte. Wer ließ ihn dieses Wesen vergessen, das ihm sein Kind gekostet hatte!

Mit beiden Fäusten stützte er den Kopf, als würde er ihm zu schwer von all dem Denken.

Nun stand die Sache aus dem Grab wieder auf und sah ihn an. . . .

Einen vollen Tag und eine endlos lange Nacht ließ sich Gögg von Pontow von seinen Nöten martern. Dann war er fertig.

Alles konnte er thun, sein eigenes Dasein und sein Liebste darin konnte er aufs Spiel setzen — ja, er mußte es! — aber diese Last weitererschleppen, das ging nicht mehr, so wahr er Ehre im Leib hatte und ein Pontow war!

Da ließ er sich Ruth auf sein Zimmer rufen, blickte ihr tapfer in die Augen, wie er als junger Leutnant in die französischen Feuerschlünde hincingesehn hatte, und sagte ihr fest und stark: „Ruth, ich habe dich einmal betrogen!“

Dann aber ward sein Gesicht heiß, und er sah sie nicht mehr an, während er ihr Wort für Wort mit

selbstquälerischer Genauigkeit den Vorgang jenes regnerischen Abends erzählte.

Ruths Augen wurden immer weiter und starrer. Was sie da vernahm — das änderte ja ihr ganzes vergangenes Leben.

Er war hier gewesen — und man hatte sie und ihn umeinander betrogen — —

Er war kein leicht Vergessender, kein „Lebenskünstler“. Umsonst hatte sie sich erbittert — umsonst war er gegangen. Umsonst — alles umsonst.

Der Lebensinhalt vieler Jahre umsonst . . .

Da schlugen ihr die Flammen ins Gesicht.

„Papa! Wie du gehandelt hast, ist schlecht — ist schlecht!“ schrie sie ihn an. Dann wandte sie sich um und stürmte hinaus, die Thür flog hinter ihr ins Schloß.

Und Götz von Pontow stand und sah seinem Kind nach, das ihn verfluchte, das er sich selbst zum harten und gerechten Richter gezogen hatte.

* * *

Einen ganzen Tag blieben sie einander fern. Und dieser Tag kam dem gleich, an dem Jürgen sich erschossen hatte. Das zweite Kind verloren!

Und die beiden andern? Ach denen — denen galt er doch nicht viel. Hatte er denn je versucht, ihnen etwas zu gelten?

Was thut man nur mit einem Leben, das so ganz leer geworden ist?

Aber am andern Morgen kam Ruth zu ihm, ungerufen. Als sie ihn ansah, stockte ihr Fuß. Sein Gesicht schien länger geworden zu sein, die Haare grauer. Die Augen waren wie eingesunken und mit dunklen Rändern umgeben. Er sah elend aus, wie nach einer schweren Krankheit.

Bei diesem Anblick hielt Ruth ihr Herz nicht mehr, das schon die ganze Nacht dem Vater entgegenge-

schlagen hatte. Aufweinend warf sie die Arme um seinen Hals und schluchzte an seiner Schulter, als wolle sie vergehen.

Ein Ruck ging durch seine Glieder. Dann faßte er sie mit beiden Armen, drückte sie an sich und hielt sie fest und stumm an sein Herz gepreßt. Ueber sein verwittertes Gesicht liefen ihm die Thränen unaufhaltfam in den Bart.

Ruth ließ ihn gar nicht los. Ihr war, als habe sie ein tausendjähriges Unrecht gutzumachen. „Ich meinte es ja nicht so!“ schluchzte sie endlich an seinem Hals. „Und ich habe es die ganze Nacht über schon gewußt, daß du alles nur gethan hast, weil du mich so lieb hast. Und nun gräme dich auch nicht, du siehst ja furchtbar elend aus. Wer weiß, ob ich Hans Wilhelm auch genommen hätte. Vielleicht war alles am besten so!“

„Nein, nein,“ stotterte der alte Herr. Wie ein täppischer Bär tätschelte er ihr den Kopf, den Nacken und drückte sie dann wieder an sich. „Und die Haare habe ich dir auch abge schnitten — damit fing's an —“ brachte er mühsam heraus. Dieser schreckliche Druck in der Kehle ließ ihn ja kaum sprechen.

Ruth lachte unter Thränen. „Nein, Papa. Es fing viel früher an. Mit Viktor Hagenreuter, der die Treppe runterflog, weißt du noch?“

„Ja. Aber Ruth, das war doch nicht etwas so Schlimmes?“

„Nein, das war nichts Schlimmes, Papa. Und das andere auch alles nicht so sehr. Aber weißt du, was ich mir gedacht habe? Wir fahren jetzt beide zur Taufe.“

„Ja,“ sagte Herr von Pontow. „Das wird schon das Beste sein.“

(Fortsetzung folgt.)

Was die Aerzte sagen.

See- und Gebirgsklima.

Die Frage, ob man bei der Wahl einer Sommerfrische den Strand des Meeres oder das Gebirge bevorzugen sollte, wird gegenwärtig, wo die Reisesaison bereits in Blüte steht, mit besonderem Eifer erwogen. In Bezug auf die Wirkungen des See- und Gebirgsklimas wird gewöhnlich ein Gegensatz konstruiert, der nach den Ausführungen Dr. Siebels in der Balneologischen Zentralzeitung gar nicht einmal besteht. In vielen Stücken, Reinheit, Bewegung und Feuchtigkeitsgehalt der Luft, sind beide Klimate gleich. Was den Luftdruck anlangt, so ist zwar ein erheblicher Unterschied vorhanden; doch weiß man noch immer nicht viel darüber. Jedenfalls ist das Anpassungsvermögen des Körpers so groß, daß etwaige durch den Luftdruck hervorgerufene Schwankungen, zum Beispiel der Atmung, sehr bald wieder ausgeglichen sein dürften.

Um eine wissenschaftliche Grundlage für die Wertschätzung der verschiedenen klimatischen Faktoren zu erhalten, hat der Allgemeine Deutsche Bädertag eine Kommission eingesetzt, die auf die Beschaffung eines nach einheitlichen Gesichtspunkten gesammelten Materials hinwirken soll. Bis dahin wird man seine Wahl mehr oder weniger nach den Erfahrungen treffen müssen, die in Bezug auf den Einfluß des See- und Gebirgs-

klimas vorliegen. Wie in andern Dingen, sprechen allerdings auch hier Mode und persönlicher Geschmack ein gewichtiges Wort mit. Gerade bei nervösen Patienten spielen die individuellen Verhältnisse eine bedeutende Rolle, und hier ist es oftmals schwer zu entscheiden, ob sie ins Gebirge oder an die See gehören. Im allgemeinen bekommt den zahllosen nervös überanstrengten Kranken, die man gemeinhin als Neurastheniker bezeichnet, der Aufenthalt in hochgelegenen Gebirgslagen vorzüglich, während die See ihr Nervensystem noch mehr alteriert. Häufig kann man mit günstigstem Erfolg Gebirgs- und Seeklima kombinieren. Erst sollen schwer nervöse Personen dem milderen Gebirgsklima zugeführt werden, und nachdem sie hier — wenn nötig, unter Zuhilfenahme der Wasserbehandlung — genügend gekräftigt sind, mögen sie das Seeklima aufsuchen.

Für gewisse Krankheiten ist allerdings mehr das eine oder das andere Klima geeignet. Die reine Tuberkulose der Lungen wird gewöhnlich dem Gebirge zugeteilt, während die Skrofulose und die nicht tuberkulösen Erkrankungen der Lungen ihre Rechnung besser an der See finden dürften. Indessen sind auch hier, wie bei dem Heer der nervösen Leiden, oftmals rein individuelle Verhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung.



1. Felly Dörmann. 2. Ubele Schreiber. 3. Bogumil Zepfer. 4. Georg Laß. 5. Georg David Schulz 6. Knut Hansen. 7. Viktor Holländer. 8. Carla Kingen. 9. James Rothstein. 10. Hans Olden.
Gruppe vom Sonnenwendfest des Kabarets „Im Siebenten Himmel“.
Phot. Gordan & Delius, Berlin.



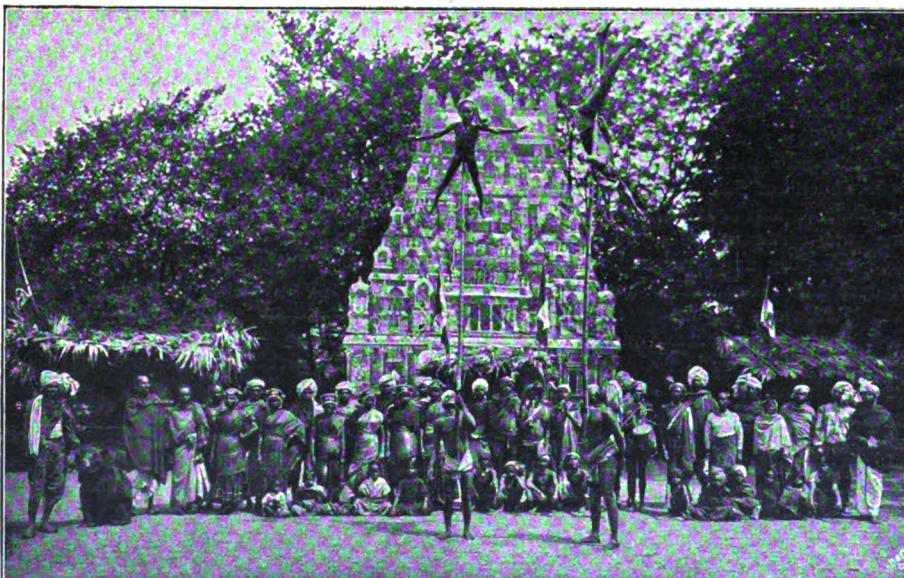
Tiny Sanders,
als Köchin Kesi in Dörmanns „Ledige Leut“.



Vom Germanischen Sonnenwendfest im Grunewald: Germanisches Kriegsvolk.
Phot. Gordan & Delius, Berlin.



Thaddäus Robl,
gewann die Weltmeisterschaft i. Berufsfahren.



Hagenbeds Indische Karawane. Photographische Aufnahme.
Aus dem Berliner Leben.



Alfred Görnemann,
gewann die Weltmeisterschaft i. Herrenfahren.



Die deutschen Ingenieure in Düsseldorf: Aufführung des Festspiels.
Phot. Jos. Henne, Düsseldorf.



Oberregisseur Leopold Adler, Leipzig,
in gleicher Eigenschaft an das Kgl. Schauspielhaus in Berlin berufen.



Ankunft des Maharajah von Jerrur.
Exotische Gäste in London.



Kammervirtuose Felix Meyer, Berlin,
am 1. Juli 25 Jahre an der königlichen Oper.



Transport des heiligen Wassers vom Ganges an Land.
Exotische Gäste in London.

Schluss des redaktionellen Teils.

Odol und Rose.

Was hat „Odol“ mit der Rose gemein? -
 Die Schönheit, - die es den Zähnen Dein, -
 Die Reinheit, - die es dem Munde verleiht, -
 Den Duft, - mit dem es den Atem weicht, -
 Die Milde, - mit der es den Gaumen labt, -
 Die Frische, - mit der es Dich herrlich begabt! -

Nach dem heutigen Stande
der Wissenschaft ist

Odol

nachweislich das
beste Mittel zur Pflege
der Zähne und des Mundes

Flasche 1,50 Mark

the... Co.

DIE WOCHE.

Nummer 28.

Berlin, den 12. Juli 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 28.

Die sieben Tage der Woche	Seite
Umichau	1275
Eine wichtige Erfindung: der elektrische Ferndrucker	1275
Ferienstimmung. Von Fritz Hallberg	1277
Das Buch der Woche	1277
Kampf	1278
Die Börsenwoche	1278
Die Toten der Woche	1279
Sport und Jagd	1279
Wie wird das Wetter werden?	1280
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1283
Dalila. Eine Reiseerinnerung von Viktor von Kohleneqg	1291
Ich seh's von ferne. Gedicht von Paula Dehmel	1293
Die Bewohnbarkeit der Himmelskörper. Astronomische Plauderei von Dr. M. Wilhelm Merr. (Schluß)	1295
Der Hofstaat des französischen Präsidenten. Von Karl Eugen Schmidt. (Mit 11 Abbildungen)	1299
Schwimmen und Tauchen. (Mit 6 Abbildungen)	1302
Nirwana. Skizze aus dem Pariser Leben von Karl Lahn	1305
Prinzessin Viktoria Luise von Preußen. (Photographische Aufnahme)	1307
Ordnungsgucht im Wiener Hofgarten. Nach den Mitteilungen d. kaiserl. Hofgärtendirektion Wien-Schönbrunn. Von Bettina Wirth. (Mit 3 Abb.)	1308
Kandensprache. (Mit 7 Abbildungen)	1311
Die Mode auf Reisen. (Mit 6 Abbildungen)	1312
Im Herrenhaus von Kuchmählen. Roman von Marie Diers. (Fortsetzung)	1314
Was die Ärzte sagen	1318
Was sollen unsere Kinder werden	1319
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1320

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Creisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberstr. 29; Breslau, Schweidnigerstr. Ede Karstr. 1; Cassel, Obere Königstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Seestr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 59; Eiberfeld, Herzogstraße 38; Essen a. Rh., Limbederplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63; Grlitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Mittelstr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holtenstraße 6; Köln a. Rh., Hohenstraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 65; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); Nürnberg, Lorenzstraße 30; Bietlin, Breitenstraße 45; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchstraße 26; Zürich, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

3. Juli.

Das Mandchurienabkommen zwischen Rußland und China ist, wie aus Petersburg gemeldet wird, daselbst ratifiziert worden.

Der Kaiser stellt den in Kiel weilenden Kronprinzen Friedrich August von Sachsen à la suite der Marineinfanterie. In Königsberg i. Pr. wird der 30. Deutsche Arztetag eröffnet.

Bei Gatschina schießt der zwischen Petersburg und Eydtkuhnen verkehrende Schnellzug mit einem Personenzug zusammen. Mehrere Personen werden getötet und über sechzig schwer verletzt.

4. Juli.

In Venezuela erobern die Aufständischen nach viertägigem Kampf die Stadt Barquisimeto.

In Bayreuth wird bei der Ersatzwahl für den bei dem Eschbacher Eisenbahnunfall getöteten nationalliberalen Ab-

geordneten Friedel eine Stichwahl zwischen Nationalliberalen und Sozialdemokraten notwendig.

Die bulgarische Regierung droht der Pforte wegen Beleidigung des bulgarischen Wappens in Serres (Macedonien) mit dem Abbruch der diplomatischen Beziehungen.

Die zweite badische Kammer nimmt einen Antrag auf Einführung des direkten Wahlverfahrens für den Landtag an.

5. Juli.

König Eduard von England wird von seinen Leibärzten als außer Gefahr befindlich bezeichnet.

In Schweden vollzieht sich die Bildung des neuen Ministeriums mit Boström als Präsidenten.

6. Juli.

In Petersburg wird eine von der russischen Regierung an die fremden Regierungen versandte Note veröffentlicht, in der Rußland gegen die Beschlüsse der Brüsseler Zuckerkonferenz Protest erhebt.

Es wird der Wortlaut eines Schreibens bekannt, das die polnischen Mitglieder des Posener Provinziallandtags an den Oberpräsidenten v. Bitter gerichtet haben, um ihr fernbleiben von der Begrüßung des Kaisers im Ständehaus anzukündigen und zu begründen.

7. Juli.

Der Kaiser tritt von Travemünde aus seine Nordlandreise an.

Minister Chamberlain erleidet bei einer Ausfahrt in einer Droschke einen schweren Unfall. Er wird mit einer tiefen Wunde an der Stirn in das Charing-Croß-Krankenhaus übergeführt.

8. Juli.

Die zweite sächsische Kammer nimmt die Vorlage betreffend die Erhöhung der Zivilliste und der Upanagen einstimmig an.

Das Hamburger Seeamt entscheidet, daß der Führer des englischen Kohlendampfers „firsby“, der das Corpedoboot S 42 in den Grund bohrte, schuldig an dem Unfall sei.

Die französische Deputiertenkammer nimmt mit 475 gegen 4 Stimmen das Gesetz betreffend die Umwandlung der 3 1/2 prozentigen in eine 3 prozentige Rente an.

9. Juli.

Der Prozeß wegen Gotteslästerung gegen den Herausgeber und den Uebersetzer der Verteidigungsschrift des Grafen Tolstoi, Diederichs-Leipzig und Dr. Löwenfeld-Berlin, vor der Strafkammer des Landgerichts Leipzig endet mit der Freisprechung der Angeklagten.

Chamberlain wird aus dem Krankenhaus Charing-Croß in seine Privatwohnung übergeführt.



Umichau.

In Bayern herrscht zur Zeit eine starke Spannung zwischen den Universitätsprofessoren und dem Kultusminister von Landmann (Abb. S. 1283). Scheinbar handelt es sich nur um einen Konflikt mit dem Senat der Universität Würzburg, aber es ist sicher, daß die akademischen Lehrer in München und Erlangen zum großen Teil ebenso denken wie ihre Würzburger Kollegen. Den Ausgangspunkt des Zwistes bildet die Besetzung einer außerordentlichen Geschichtsprofessur, für die auch der ordentliche Professor Chroust in Frage kam. Die Professoren widerrieten dessen Berufung in einer Eingabe an das Staatsministerium mit der Bemerkung, sie würde zu

unhaltbaren Zuständen führen. Es kam darüber zu einer heftigen Polemik, ja sogar zu einem Beleidigungsprozeß. Aber all das beschäftigte die Öffentlichkeit nicht, bis die Sache im bayerischen Abgeordnetenhaus zur Sprache gebracht wurde. Hier äußerte sich der Kultusminister in ziemlich schroffer



Professor Vetter, Bern.

form über die Haltung der Professoren, denen er Mangel an Objektivität und Befangenheit vorwarf. Vielleicht mehr noch die Form als der Inhalt der ministeriellen Auslassungen versetzte die Professoren in Erregung, und die Folge war, daß der Rektor und der Senat der Würzburger Universität in einer neuen Eingabe an das Ministerium um ihre Entlassung aus den Ehrenstellungen baten.

Beinahe gleichzeitig kam auch in der Schweiz ein Universitätskonflikt zum Ausbruch. Der Germanist Professor Vetter

aus Bern hatte bei dem Jubiläum des Germanischen Museums in Nürnberg eine Rede über den Zusammenhang deutschen und schweizerischen Geisteslebens gehalten und dabei sich der Wendung bedient, die Schweiz werde eine deutsche Provinz, allerdings mit ausgeprägten Reservatrechten, bleiben. In Bern wurden diese Worte mißverstanden; man übersah, daß sie nur auf das geistige Leben gemünzt waren, und bezog sie auf die Politik. Die Studenten brachten dem Professor eine Katzenmusik, und auch von offizieller Seite wurden seine Ausführungen gemißbilligt, wodurch sich Vetter veranlaßt sah, um die Enthebung von der Professur zu bitten. Inzwischen aber haben sich die Gemüter wieder einigermaßen beruhigt, und durch neue Erklärungen ist dem angesehenen Lehrer die Brücke gebaut worden, nun sein Entlassungsgesuch zurückzuziehen. Schwieriger als hier scheint ein veröhnlicher Abschluß des Konflikts in Bayern, weil es sich dort augenscheinlich nicht um Mißverständnisse, sondern um tiefer gehende Gegensätze und schwere Verstimmungen handelt.

In Schweden ist dem Ministerpräsidenten Boström die Bildung des neuen Ministeriums verhältnismäßig schnell gelungen. Die neue Regierung wird natürlich den Wünschen der Parlamentsmehrheit in betreff der Erweiterung des Wahlrechts weiter entgegenkommen als die früheren, im übrigen aber ist ein Systemwechsel in der inneren Politik Schwedens kaum zu erwarten; dagegen spricht schon die Thatsache, daß mehrere der alten Minister ihre Portefeuilles behalten.

Kaum hat sich die Sorge des englischen Volkes um das Befinden König Eduards einigermaßen gelegt, da wurde es durch einen Unfall des Kolonialministers Chamberlain in neue Aufregung versetzt. Das Pferd einer Droschke, die er zu einer Ausfahrt benutzte, stürzte, und infolge des plötzlichen Ruckes, mit dem der Wagen hielt, wurde der Minister gegen die vordere Wand geschleudert. Er erlitt eine bis auf den Schädelknochen gehende Stirnwunde, die mit drei Nadeln genäht werden mußte. Durch starken Blutverlust war er so geschwächt, daß die Ärzte des Charing-Cross-Krankenhauses, in das man ihn gebracht hatte, es für nötig hielten, ihn dort zu behalten. Indessen stellte sich bald heraus, daß sein Zustand zu ernststen Bedenken keinen Anlaß bot.



E. S. Boström,

der neue schwedische Ministerpräsident.

Eine Ueberraschung hat Rußland der Welt bereitet. Es hat an die auswärtigen Regierungen eine Note versandt, in der es zunächst die Gründe darlegt, warum es an der Brüsseler Zuckerkonferenz nicht teilgenommen hat, sodann aber gegen die dort abgeschlossene Konvention Protest erhebt, weil diese gegen die Handelsverträge verstoße. Für das Deutsche Reich hat die Frage, die übrigens schon im Reichstag erörtert wurde, deshalb keine besondere Bedeutung, weil der deutsch-russische Handelsvertrag bereits vier Monate nach dem Inkrafttreten der Brüsseler Konvention abläuft.

Eine wichtige Erfindung: Der elektrische Ferndrucker.

Die Zeit ist noch nicht lange vorüber, in der Berlin hinter manchen Provinzstädten in der Ausnutzung der Elektrizität zurückblieb. Diese Scharte ist nicht nur ausgewetzt, sondern in einen Vorsprung verwandelt, den die Reichshauptstadt bei Ausnutzung elektrischer Erfindungen siegreich behauptet. Den größten Schritt vorwärts wird Berlin schon in der allernächsten Zeit mit Einführung des elektrischen Ferndruckers thun, der unzweifelhaft dazu bestimmt ist, auf dem Gebiet der Nachrichtenübermittlung eine völlige Umwälzung herbeizuführen. Der Apparat der diese Wirkung hervorbringen wird, sieht sehr unscheinbar aus. Er besteht aus einem kleinen Kasten von etwa 20 Zentimeter Höhe, 20 Zentimeter Breite und 40 Zentimeter Länge. An der Vorderseite trägt er, wie die Schreibmaschine, eine Anzahl von Knöpfen, die mit Buchstaben, Zahlen und Interpunktionszeichen versehen sind.

In der That ist der Apparat auch nichts anderes als eine Schreib- oder besser gesagt Druckmaschine, die nur das Eigentümliche an sich hat, daß sie mit Hilfe der Elektrizität die gedruckten Buchstaben auf eine bedeutende Entfernung hin versendet, und nicht nur an einen Empfänger, sondern an alle, die durch Drahtleitung mit der Zentrale verbunden sind. Vorzüglich bewältigt der Ferndrucker etwa 700 Worte in der

Stunde; die Steigerung der Leistungsfähigkeit ist jedoch nur eine Frage der Zeit. In dem Hauptteil des Apparats befindet sich ein kleiner Motor, der durch Druck auf eine der Tasten in Bewegung gesetzt wird und nun das Vorrücken des Papierstreifens, auf dem der Druck in klarer, deutlicher Schrift erscheint, bewirkt.

Daß der Apparat noch nicht die Schnelligkeit einer Schreibmaschine erreicht, liegt daran, daß die Druckzeichen auf einem Rad von etwa 8 Zentimeter Durchmesser nebeneinander stehen. Und dieses Rad muß jedesmal sich erst ein Stück um seine Achse drehen, ehe es den gewünschten Buchstaben abdrucken kann. Ferner muß die vorhergehende Taste so lange festgehalten werden, bis die folgende herabgedrückt ist.

Diesen winzigen Mängeln stehen ganz außerordentliche Vorzüge gegenüber. Vor allem der, daß der Apparat ganz ohne Zuthun des Besitzers jede ankommende Depesche selbstthätig empfängt. Noch in einer andern Richtung übertrifft er das Telephon, denn er erspart im Verkehr mit dem Amt die Zusprechgebühren.

Es wird interessiren zu erfahren, daß in Berlin, Hannover und Dortmund bereits Stationen für den Betrieb des elektrischen Ferndruckers bestehen; in Berlin allein vierzehn.

Jetzt wird die Anlage einer großen Zentrale vorbereitet, die von höchster wirtschaftlicher Bedeutung sein muß. Denn jeder Teilnehmer wird nicht nur gleichzeitig von der Zentrale eine Nachricht erhalten, sondern auch seinerseits an alle Angehörigen eine Depesche ergehen lassen. Welchen Wert diese Einrichtung erlangen muß, liegt auf der Hand. Man braucht nur z. B. an eine Verbindung der großen Telegraphengesellschaften mit ihren ständigen Abnehmern, den Zeitungen, Hotels, großen Geschäftshäusern, Banken und Fabriken zu denken, die alle ein großes Interesse daran haben, die politischen und wirtschaftlichen Nachrichten so schnell und deutlich wie möglich zu erhalten.

Das Reichspostamt hat augenscheinlich die Bedeutung der neuen Erfindung und ihre pekuniären Vorteile für die Reichskasse erkannt, denn bereits am 14. Juni 1901 ist der elektrische Ferndrucker auf allen Nebentelegraphenlinien zum Depeschenaustausch mit den Telegraphenämtern zugelassen worden. Den Interessenten ist dadurch die Möglichkeit geboten worden, in direkte telegraphische Verbindung mit dem Telegraphenamte zu treten, was für Firmen mit starkem Depeschverkehr von großem Vorteil ist, da der Botendienst zum und vom Amt in Wegfall kommt. Außerdem kann man den Ferndrucker mit dem Telephon derartig in Verbindung bringen, daß man auf derselben Linie ohne jede Umschaltung gleichzeitig telephonieren und telegraphieren kann.

Die neue Einrichtung legt den Teilnehmern keine großen Kosten auf. Die Apparate werden von der Gesellschaft mietsweise überlassen; die Miete beträgt 320 Mark pro Jahr für solche Firmen, die eine elektrische Lichtanlage im Hause haben. Muß die Gesellschaft Akkumulatoren liefern und regelmäßig auswechseln, dann erhöht sich der Preis um 30 Mark pro Jahr. Für die Anlage in Berlin hat das Reichspostamt der Gesellschaft ihre Leitungen mietsweise zur Verfügung gestellt. Nun ist noch die Genehmigung der Stadt erforderlich, die gegen eine geringe Anerkennungsgebühr von Magistrat bereits erteilt ist. Die Zustimmung der Stadtverordnetenversammlung wird hoffentlich nicht ausbleiben.

Dr. Fritz Bernhardt.



Ferienstimmung.

Das Gefühl der Erwartung ist für den Menschen von heute unerträglich als je. Den steten Kampf zwischen Furcht und Hoffnung vertragen moderne Nerven nicht leicht, sie fühlen sich selbst gereizt und irritiert durch die Erwartung auf Glück und auf frohe Stunden. Denn ganz das, was die Sehnsucht und Phantasie ihnen vorgaukelt, bringt die Erfüllung des Wunsches doch nicht, und darum trägt schon die leuchtende Blüte der Hoffnung den bitteren Wurm des Zweifels in sich. So ist jede Wartezeit dem nicht mehr kindlich denkenden und nicht mehr kindlich fühlenden Menschen eine Zeit innerer Qual. Eine solche beinahe böartige Mischung von Wünschen und Hoffnungen jeder Art und dem Unbehagen banger Zweifel bieten besonders die jehaigen Ferienwochen. Es liegt unendlich viel Glück, Freiheitsdrang und Wandlungssehnsucht in dem schönen Wort „Ferien“. Für den Lateiner waren die „Feriae“ feiertage, und es ist ein glücklicher Sprachgebrauch, der mit diesem lateinischen Wort die für uns ledigen Tage von Amt, Beruf und — Schule bezeichnet hat. Das leidige Wort „Urlaub“ klingt daneben nüchtern und bureaukratisch. Vielleicht giebt auch gerade die Erinnerung an die eigentlichen, wirklichen Ferien, an die Freiheit von Schulsorgen und gräßlichen, drohenden Exerzitien und Zensuren den guten Klang und den fröhlichen Ton dem liebgewordenen feiertagswort. Darum sollte die Ferienstimmung, die in dieser Zeit ringsum in der Luft und uns allen in den Gliedern liegt, eine leichte, glückselige sein.

Besonders die Erwartung der kommenden Freiheit, des Loslösen von aller Alltäglichkeit und des ewigen Gleichmaßes der Dinge sollte uns Frohsinn und Behagen schaffen. Der in den Ferien steckt, soll sie genießen, der sie vor sich hat, soll sie vertrauend erwarten, der sie überwunden, soll ihrer dankbar gedenken. Das wäre die richtige Stimmung, sie gäbe am sichersten eine wahre Erholung für den stadtmüden Leib und die denkmüde Seele. Leider giebt es für den Neuraastheniker von heute — und wer könnte sich rühmen, nicht fühlbare Nerven zu haben? — zu viel Imponderabilien, die den Genuß, den gewesenen, den vorhandenen und kommenden bitter vergällen!

Um schönsten und freudereifsten ist noch die Erinnerung an das, was war. Hier ist meist das Unangenehme vergessen, das freundliche unterstrichen; die Ferienstimmung dessen, der heimkehrt, ist nach dieser Seite hin rosig. Aber um so schmerzlicher fühlt der Unglückliche wieder die Schwere des Alltags, um so neidischer blickt er dem fortziehenden nach und seufzt unter der Last verdoppelter Arbeit und trüber Vergleiche mit dem glücklicheren Kollegen. Wahrscheinlich freilich ist das Glück dieses Kollegen, der mitten im Feriengenuß steht, auch problematisch. Es ist ja eine alte Streitfrage, ob nicht die Erwartung auf den Genuß glücklicher macht als dieser selbst. Man hat es sich meist schöner gedacht, meist gesundheitsfördernder, meist billiger! Wer wäre im Augenblick zufrieden mit dem, was er augenblicklich genießt? Die Ferienstimmung in ihrer unmittelbaren Daseinsfreude ist auch nicht die höchste und reinste. Und die erwartende Stimmung auf kommende Freuden? Sie könnte doch ungetrübt und herrlich sein! Aber auch sie ist es nicht ganz. Hier sprechen eben jenes nervöse Hastgefühl und jene Sehnsuchtsunruhe mit, die uns zur täglichen regelmäßigen Arbeit fast untauglich macht. Man lebt schon nicht mehr im Jetzt, man eilt der Zeit schon voraus, man rechnet, man macht Pläne, man zählt die Tage, man ist im Rausch, man ist im Zweifel. Und doch muß man noch immer sein tägliches Brot in gewohnter Arbeit verdienen, man ist im Amt zerstreut und findet zu Haus im nicht mehr behaglichen Heim keine Sammlung mehr und keine Ruhe.

Das sind so die echten Ferienstimmungen, die gewöhnlichen, alltäglichen, immer wiederkehrenden. Sie sind nicht an Zeit und Ort gebunden, du findest sie überall, du siehst sie bei jedem Menschen, du fühlst sie in dir selbst!

Aber ein Mittel giebt es, sie zu bekämpfen und zu besiegen. Nimm deine Energie und hab in dir den Willen zum Glück, zur anspruchslosen Erholung, zum bescheidenen Genuß! Naturgemäß kommen in den Ferien mehr als im Alltagsleben jene seltenen feierstunden, da du über dem Objekt und jenseits des Kampfes mit ihm stehst. Nimm diese Stunden wahr, bau sie aus und laß sie in dir wirken, dann werden sie Wunder thun!

Fritz Hallberg.



Die Geschichte eines Schneiders.

Kein Wassertropfen ist so klein, daß er nicht die Sonne widerspiegelt. Keine Seele ist so eng und beschränkt, daß an ihrem Horizont nicht Erde und Himmel zusammenfließen. Sei nur geduldig und von echter Güte, und du findest auch in dem niedrigsten Menschen einen Winkel, da Gott wohnt und plötzlich die ganze Tiefe und Weite des Himmels sich vor dir aufthut.

Die Geschichte eines guten und geduldigen Menschen erzählt Wilhelm Holzamer in seinem Schneiderroman „Peter Nockler“ (Verlag von Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig). Nur ein schwaches, mageres Schneiderlein ist der Peter Nockler, aber er ist in seiner Güte stärker und tapferer als alle Goliaths der Welt. Er hat jene große Geduld mit den

Menschen, vor der sich auch die ungeflachte Körperkraft und die zügellose Leidenschaft in den Staub beugen müssen. Er ist mehr als ein Held und Ueberwinder, er ist ein Führer zum Besseren hin, nicht indem er das Gute predigt, sondern indem er aus der innersten Notwendigkeit seines Wesens gut handelt. Das Gutsein ist ihm das Alltagsgewand seiner Seele, während es andern ein Sonntagsstaat ist, mit dem sie bei besonderer Gelegenheit vor den Leuten prunken. Sein Herz ist voll der unendlichen Liebe, die alles Menschliche umfängt und zu sich emporhebt. „Mer sein halt alle Mensche.“ ist sein letztes gutes Wort, in das die stille einfache Geschichte seines Lebens ausmündet.

Und es ist dem Peter Nocker nicht leicht gemacht worden, immer gut zu sein. Das Schicksal hat ihn an seiner verwundbarsten Stelle zu treffen gewußt: in der Liebe zu seinem Mädchen. Kurz bevor er seine Elise als Ehefrau heimzuführen gewollt, hat sie sich in einem jäh aufflammenden Trotz gegen das stille brave Schneiderlein einem andern Burschen hingegen. Da ist der Peter Nocker ins Dunkel geschlichen, wie ein geprügelter Hund, und im ersten Schmerz hat auch er über blutige Rachegeanken gebrütet — „mer sein halt alle Mensche.“ Aber dann hat die unverwundliche Güte seines Wesens doch gesiegt, und als die Elise vor ihm gestanden ist, mit dem Kind des „andern“ unterm Herzen, und in ihrer Verzweiflung ihn angefleht hat, sie wieder ehrlich vor den Menschen zu machen — da hat er nicht nein gesagt. Seltsam groß ist ihm das Mädchen durch das ehrliche offene Geständnis geworden, und ihre Schönheit, die früher leicht und flatterig gewesen, hat ihm ernster und tiefer gedünkt, nachdem sie durch den Schmerz hindurchgegangen. „Verderben sollst du doch nit, Elise,“ hat er zu ihr gesprochen. „Und kein Fehler ist so groß, er muß doch wieder gut gemacht werden können. Und man muß auch büßen können, und man kann alles büßen.“

So hat der Peter Nocker doch die Elise als sein Ehefrau heimgeführt. Und er ist immer gut zu ihr gewesen und auch zu dem fremden Kind, das sie zur Welt gebracht hat. Die Leute haben wohl mancherlei gemunkelt über die voreilige Geburt, aber den Peter hat es wenig gekümmert. „Wenn man auf die Leute hören wollte — man muß vor sich bestehen können!“ Doch die Elise hat gelitten unter seiner Güte, und in manchen Stunden hat sie gewünscht, daß er sie lieber schlagen möchte. Sie ist nicht Herrin ihrer Schuld geworden, und als ein zweites Kind, das sie dem Peter geboren, früh gestorben ist, da hat sie's als eine Strafe des Himmels genommen und ist ihm langsam ins Grab nachgewelt. Aber alles Gute und Schöne in ihr hat die Ehe mit Peter Nocker geweckt, und ein reines entschultes Leben hat sie dem Tod hingeben können.

Schlicht und tief, wie das Wesen Peter Nockers, ist auch das Buch, das von ihm erzählt. Es hat nicht nur künstlerischen, sondern auch menschlichen Wert und gehört zu den wenigen Werken, die eine läuternde Kraft in sich tragen.

Paul Remer.



Die Kunstwoche

Unter dem Titel „Moderne Cicerone“ beginnt die Union, Deutsche Verlags-Gesellschaft, eine Sammlung von Monographien herauszugeben, die der Beachtung aller Kunstfreunde würdig ist. Dem Unternehmen liegt die Idee zu Grunde, keine akademischen, in Form und Inhalt wuchtigen Handbücher, wie sie der Kunsthistoriker braucht, zu schaffen, sondern angenehm geschriebene, topographisch angelegte Führer, die dem gebildeten Laien an Ort und Stelle zur Seite stehen und vor dem leibhaftigen Cicerone den großen Vorteil voraushaben, daß sie nur sprechen, wenn sie gefragt werden, daß man sie aber gern fragt, weil sie zu plaudern verstehen. Wenn also die trocknen Daten des Reisehandbuchs nicht genügen, die Ausführungen des klassischen Burckhardtischen

„Cicerone“ aber zuviel sind, dem sucht der „Moderne Cicerone“ einen bequemen Weg durch die verwirrende Reichhaltigkeit der großen Galerien zu weisen.

Der erste Band der neuen Serie stammt von P. Schubring und behandelt die florentiner Uffizien und den Pittipalast. Es ist ein ästhetischer Genuß, das reizend ausgestattete, mit zahlreichen scharfen und gut gewählten Bildern gezielte Werkchen zu durchblättern. Der Verfasser hat die ihm gestellte Aufgabe mit anerkanntem Geschick gelöst, besonders wohlthunend berührt das Fehlen jener berühmten apodiktischen Sicherheit im Urteil, auf die man in Kunsthandbüchern so häufig und nicht immer mit Lustgefühlen stößt. Schubrings Führer empfiehlt sich nicht nur zur Vorbereitung und zum Mitnehmen auf die Reise, sondern auch zur Lektüre für alle, denen es vergönnt war, am Lungarno zu wandeln, und die noch einmal die unvergleichlichen Kunstschätze vor ihrem geistigen Auge vorüberziehen lassen wollen.

v. o.



Die Börsenwoche

Wenn nur irgend Anlaß zu einer etwas rosigeren Auffassung der Börsenverhältnisse vorhanden wäre, so könnte man die herrschende, schier beispiellose Geschäftsverödung wenigstens teilweise mit dem Eintritt der großen Ferien in Zusammenhang bringen, der alljährlich die Räume der Börse zu entvölkern pflegt. Allein diesmal liegen bekanntlich zunächst tiefer wurzelnde Anlässe vor, die eine allgemeine Erschlaffung, ja eine nahezu vollständige Erstötung der Unternehmungslust herbeigeführt haben, so daß man nur im Vorbeigehen von dem Zug der Sommerfrischer in die Bäder und ins Gebirge an dieser Stelle zu reden berechtigt ist. Unser Markt hat in der letzten Woche den Rekord der Geschäftslosigkeit erreicht, und das will nach den vorangegangenen trostlosen Börsentagen schon etwas heißen. Der Londoner Markt und an seiner Seite Newyork fahren fort, für die diesseitige Tendenzgestaltung maßgebend zu sein. Da aber die leitende amerikanische Börse auch diesmal keinen besonders hohen Grad von Lebhaftigkeit erreichte und London nach wie vor unter den Schwierigkeiten zu leiden hatte, die die Ueberladung des Goldminenmarktes im Gefolge hat, so blieb Berlin mehr oder weniger auf sich selbst angewiesen, was gegenwärtig soviel heißt als: es war dazu verurteilt, weiter auf dem Nullpunkt zu verharrern.

Das Emissionsgeschäft einzelner Großbanken hat indessen auch in der gegenwärtigen geschäftsarmen Zeit, dank der anhaltenden großen Geldflüssigkeit, eine befriedigende Entwicklung genommen. Der Kette der vorangegangenen verschiedenen Renten- und sonstigen Emissionen festverzinslicher Werte fügte sich in diesen Tagen die von der Deutschen Bank geleitete Ausgabe der bosnischen Anleihe an. Es ist ja nicht zu bezweifeln, daß unsere leitenden Banken durch die Geschäftsstille und die niedrigen Zinssätze einen merklichen Ausfall bei ihren diesjährigen Erträgen zu verzeichnen haben werden. Allein diesen Instituten stehen an stillen Reserven und anderen sowohl im Kommissions- wie im Emissionsgeschäft wurzelnden Objekten so zahlreiche Hilfsquellen zur Verfügung, daß man fehlgehn würde, wenn man die jetzt mehr und mehr in die Öffentlichkeit dringenden Daten über die Semestralabschlüsse einzelner österreichischer Bankinstitute als auf die Ergebnisse der großen deutschen Banken übertragbar betrachten wollte. Die kommerzielle, wirtschaftliche und innerpolitische Lage in Oesterreich-Ungarn ist nach mehr als einer Seite hin weit ungünstiger als bei uns, wenn auch der Druck der Ungewißheit wegen der Gestaltung des Zolltarifs und der Handelsverträge, wie auch die üblen Wirkungen des scharfen Börsensturzes in Deutschland fortgesetzt beeinträchtigend und restringierend wirken.

In den Kreisen unserer Großfinanz erblickt man aber vorerst auch weiterhin in der Lage des Geldmarktes ein hoffnungsvolles Moment für die Gestaltung unserer Marktverhältnisse. Man verweist unter anderem auch, und zwar mit Recht, auf die jetzt in fluss kommende große Konversionsoperation in Frankreich, durch die dem dortigen Sparkapital der Zinsbrotkorb wiederum höher gehängt wird. Es wird dort ein Betrag von nicht weniger als 6789 Millionen Frank 3 1/2 prozentige Rente auf den 3 prozentigen Zinsfuß herabgesetzt, und man nimmt an, daß diese Zinsverfälschung viele französische Kapitalisten umso mehr veranlassen werde, unsere höher verzinslichen guten Staatspapiere zu kaufen, als ja bekanntlich in der letzten Zeit namentlich unsere 3 prozentige Reichsanleihe bereits in größeren Summen nach Frankreich gewandert ist. Es hat sich auch in den letzten Tagen das Geschäft in unsern erstklassigen Anlagewerten ziemlich lebhaft gestalten können, wemgleich die Kursbewegung vorerst noch eine schwerfällige geblieben ist. Eine allzu umfangreiche Platzierung unserer Staatsanleihen im Ausland hat allerdings ihre wirtschaftlichen Schattenseiten, die zu leicht erkennbar sind, als daß es nötig wäre, sie hier scharfer zu beleuchten. Verus.



Spiel und Sport

Die uralte deutsche Sitte des Preischießens feierte in der vergangenen Woche in Schönholz bei Berlin wahre Triumphe. Es wurde hier im Beisein des Protektors, des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, des dritten Sohnes des Prinzen Albrecht, Regenten von Braunschweig, das XX. Mitteldeutsche Bundeschießen abgehalten. Bei dieser bemerkenswerten Veranstaltung (Abb. S. 1279, 1280 u. 1290) waren ferner der Minister des Innern Freiherr von Hammerstein, Hausminister von Wedel, der Kommandant von Berlin Generalmajor von Höpfner, der Oberpräsident der Provinz Brandenburg von Bethmann-Hollweg, der Polizeipräsident von Windheim, Vertreter der Stadt Berlin und der Stadtverordnetenversammlung Dr. Langerhans anwesend. Prinz Friedrich Wilhelm wurde von dem kaiserlichen Bankrat Wolf begrüßt. Beim Schießen selbst gab der Prinz zwei Schüsse ab. Der Verlauf der Schießübungen zeigte, daß die Schießfertigkeit bei uns in stetem Wachsen begriffen und das Interesse an den Schützenvereinigungen in allen Ständen überaus rege ist.



Vom XX. mitteldeutschen Bundeschießen in Berlin: Paul Opiß (Berl. Schützenhilfe) Sieger auf der Standweite 175 m Entfernung.

Der Hochsommer gehört naturgemäß in erster Linie dem Wassersport, und bei uns in Deutschland werden die Wasserübungen traditionell gekrönt durch die Kieler Woche, wenn der Kaiser, der dem Wassersport selbst das höchste Interesse entgegenbringt Sportsmen aus allen Teilen der Welt um sich vereinigt. Selbstverständlich will bei dieser Gelegenheit auch unsere Marine zeigen, daß sie mit den Ceerjaken aller Länder erfolgreich in die Schranken treten kann. Unter den Augen des obersten Kriegsherrn wird dann eine interne Wettfahrt auf dem Kieler Hafen veranstaltet, an der sich fast alle Fahrzeuge, die augenblicklich in dem größten deutschen Kriegshafen liegen, beteiligen. Unsere blauen Jungen legen sich dann mit ganz besonderer Eifer in die Riemen, gilt es doch, dem Kaiser und seinen Gästen zu zeigen, daß sie Kraft in ihren Fäusten haben und mit Geschick die Ruder zu führen wissen. Die Ruderregatta auf dem Kieler Hafen (Abb. S. 1288) ist ein wahrhafter Feiertag für die Marine, es wird von Kadetten und Offizieren mit einer Leidenschaftlichkeit gekämpft, die erkennen läßt, daß es ihnen Ernst ist um ihren schweren Beruf, und die Sieger in diesem Wettstreit fühlen sich natürlich ganz besonders geehrt.

Auch in Neapel hat man wohlgelungene Segelregatten abgehalten. Wir sehen die schlanken Jachten (Abb. S. 1288) in schönsten Gewässern des Erdenrunds, dem Golf von Neapel. Auch in Italien ist der Wassersport in erfreulichem Aufschwung begriffen.

Außer dem Wassersport wird natürlich der Sport auf dem Lande auch nicht vergessen. Trotz der Hitze, die zeitweise in den vergangenen Tagen herrschte, übt man überall das edle Lawn-Tennis-Spiel, in allen größeren Städten Deutschlands sind heute schon überall prächtige Spielplätze angelegt, und unsere männliche und weibliche Jugend tummelt sich in dem graziösen



Die Toten der Woche.

Heinrich Bauer, bekannter Journalist, † am 8. Juli in Berlin im Alter von 64 Jahren.

Freiherr von Buol-Berenberg, ehemaliger Reichstagspräsident † am 4. Juli in Baden-Baden im Alter von 60 Jahren (s. Porträt).

Robert Byr, bekannter Romanschriftsteller, † am 30. Juni in Baden bei Wien im 68. Lebensjahr.

Professor Faye, Astronom, ehemaliger französischer Minister, † am 4. Juli in Paris, 88 Jahre alt (s. Porträt).

Sheimrat Professor Dr. Richard Foerster, berühmter Augenarzt, † am 8. Juli in Breslau, 76 Jahre alt.

Konsul Wilhelm Heussen, † am 4. Juli in Puerto Plata (Dominikanische Republik).

Professor Dr. Keuffer, Leiter der Stadtbibliothek in Trier, † am 7. Juli.

Prof. Dr. Kieffel, Ohrenarzt, † am 7. Juli in Erlangen im 63. Lebensjahr.

Geht. Oberjustizrat Karl Käppler, Landgerichtspräsident in Köln, † im 74. Lebensjahr.

Dr. Adalbert Safarik, Universitätsprofessor, † am 2. Juli in Prag 72 Jahre alt.

Rudolf Freiherr von Schmidburg, österreichischer Kammerer, † am 1. Juli in Graz, 91 Jahre alt.

Joachim Siguenza, Geschichtsmaler, † am 7. Juli in Madrid, 79 Jahre alt.

Mr. Fred Smart, Wiener Sportsman, † am 2. Juli in Marienbad im 73. Lebensjahr.

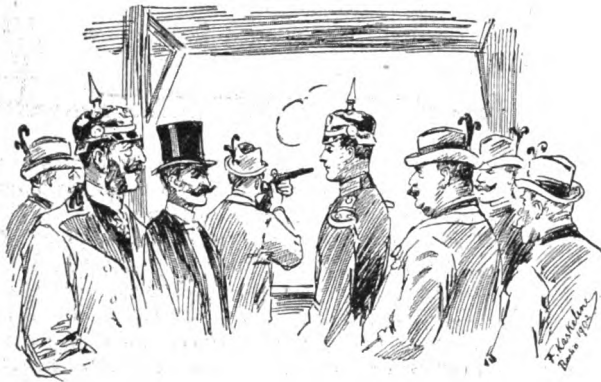
Georg Ritter von Winowarter, österreichischer Großindustrieller, † am 2. Juli in Graz im Alter von 80 Jahren.



Freiherr v. Buol-Berenberg †



Professor Faye †



Generalleutnant von Höpner, Polizeipräsident von Windheim, Prinz Friedrich Wilhelm, Dom XX. mitteldeutschen Bundesschießen in Berlin: Prinz Friedrich Wilhelm bei den Scheibenständen.

Spiel. In München war ein internationales Lawntennisturnier (Abb. S. 1288) arrangiert worden, auf dem die Münchener ihre vortrefflichen Leistungen zeigten.

Nachdem in Berlin die leidige Hundesperre aufgehoben war, regte sich auch wieder die Lust am Hundesport. Der

Verein „Hector“ hat im Sportpark Friedenau eine Hundeausstellung veranstaltet (Abb. S. 1290), deren Katalog 700 Nummern aufwies, ein unstrittig schöner Erfolg. In der großen Sporthalle war die Sonderausstellung des Teckelklubs untergebracht, während sich die Sonderausstellungen des deutschen und des nationalen Doggenklubs, sowie des Barsoifklubs in den breiten Wandelgängen zwischen den Lawntennisplätzen befanden. Man sah Prachtexemplare unter den Jagdhunden und den größeren Lugushunden, wie Bernhardinern, Leonbergern und Neufundländern. Ebenso waren glatt- und rauhaarige Terriers gut vertreten.

Vielleicht das eigentümlichste Pferderennen, das jemals vorgekommen ist, wurde vor einigen Tagen in der Höhe von Kughaven bei dem Küstendorf Duhnen (Abb. S. 1320) abgehalten. Die Rennbahn ist während der Flut von schäumendem Meerwasser bedeckt, erst bei eingetretener Ebbe wird die Bahn frei und trocken und kann für Rennzwecke benutzt werden. Thatsächlich kann man also sagen, daß das Rennen auf dem Meeressgrund vorgenommen wurde. Der Verlauf des Rennens, das von mehr als 10 000 Personen besucht war, hat gezeigt, eine wie vorzügliche Rennbahn die Watten abgeben, die leicht, elastisch und frei von allem Staub und ähnlichen Belästigungen für die Reiter sind. Die Idee ist jedenfalls als eine hochoriginelle zu bezeichnen. a. c.

Wie wird das Wetter werden?

Mehr als sonst bewegt zur Sommerzeit den Landmann nicht minder wie den erholungsbedürftigen Stadtfüchling eine Frage, die täglich in zahllosen Varianten von hunderttausend Lippen klingt: wie wird das Wetter werden? Da ist es wohl nicht unangebracht, einmal ein paar Worte über die Kunst unserer „Wettermacher“ zu sagen und über die Aussichten, die sich ihnen auf Lösung ihrer nicht eben dankbaren Aufgabe bieten. Gesteht man im voraus, da es ja doch ein öffentliches Geheimnis ist: wir Kulturmenschen, die wir's so herrlich weit gebracht haben, wissen trotz unserer tiefgründigen Kenntnis der verschiedenen Naturgesetze herzlich wenig von der künftigen Gestaltung des Wetters!

Wie kommt das? Die Bahn der Gestirne können wir vorausbestimmen für die Jahrtausende, auf Bruchteile von Sekunden genau, und Wolken und Winde, die uns so viel näher sind, bleiben uns unberechenbar? Und dennoch hat diese Thatsache bei näherem Zusehen nichts Ueberraschendes an sich: die Gesetze, die den Himmelskörpern ihre Bahnen weisen, sind einfach und unwandelbar, sie lassen sich mathematisch formulieren und gelten für Zeit und Ewigkeit. Die Witterungsvorgänge aber sind vielgestaltig und unberechenbar wie die Gedanken und Triebe der Menschen. Hundertfach greifen die Faktoren ineinander, die das Wetter bedingen, und jeder Faktor ist dabei Ursache und Wirkung zugleich: die Strahlung der Sonne beeinflusst z. B. den Wind, der Wind seinerseits die Bewölkung und die Bewölkung wieder die Sonnenstrahlung. Und die einzelnen Beeinflussungen in diesem Kreislauf sind dabei wieder unendlich mannigfaltig und modulationsfähig und werden außerdem noch durch zahllose andere Faktoren modifiziert, die sie z. T. auch ihrerseits wieder beeinflussen: Temperatur, Luftdruck, Niveaueverschiedenheiten, Bodenbeschaffenheit, Tages- und Jahreszeit, geographische Lage u. s. w.

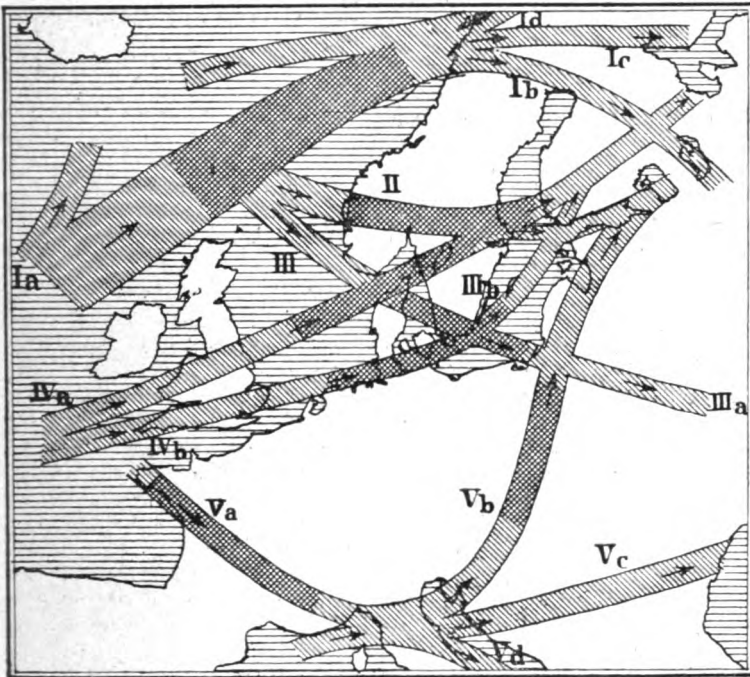
Auf rein theoretischem Wege, durch mathematische Formeln den Gang der Witterung vorherzubestimmen, dürfte für immer unmöglich bleiben. Alles, was die praktische Wettervorhersage zu erhoffen hat, kann sie lediglich von der empirischen Forschung erwarten. Nur auf der Erfahrung, auf der Statistik, auf festen Analogieschlüssen kann eine vernünftige Wetterprognose basieren — daher ist die Wissenschaft vom Wetter, die Meteorologie, ein so ungemein wichtiger Zweig

am Baum der Naturforschung, denn sie vermittelt uns die Kenntnis von den Vorgängen, die zur Schaffung eines bestimmten Witterungstypus zusammenwirken und unter ähnlichen Vorbedingungen auch stets ähnliche Resultate zeitigen.

In beschränktem Umfang hat die Möglichkeit einer Wetterprognose seit den ältesten Zeiten bestanden und ist auch stets und überall nach Kräften ausgenützt worden. Gewisse „Vorzeichen“ der Witterung wußten die Menschen schon in grauester Vorzeit zu deuten: wie sich ein Sturm, ein Gewitter, ein Regen, ein föhn anzukündigen pflegen, wie man an der abendlichen Färbung des Himmels, an der Klarheit der Luft die künftige Gestaltung der unmittelbar bevorstehenden Witterung mit großer Sicherheit erkennen kann — das gehört zu den ersten geistigen Errungenschaften, über die das Menschengeschlecht überhaupt verfügte. Erst als die mächtig aufstrebende naturwissenschaftliche Forschung zur Beobachtung die Theorie gesellte, konnten neue Wege für die Wetterprognose gefunden werden. Erst mußte Corricellis wichtige Entdeckung des Barometers (1643) uns das Wesen des Luftdrucks enthüllen, mußten die Gesetze erkannt werden, nach denen sich die Gebiete mit relativ höherem und relativ tieferem Luftdruck fortzubewegen pflegen, ehe man imstande war, die Prognose der Witterung auf eine breitere Basis zu stellen und mit größeren Mitteln zu ermöglichen. Hinzukommen mußte die staunenswerte Entwicklung aller Zweige der Technik im großen 19. Jahrhundert, um das, was man theoretisch neu gelernt, praktisch in die That umzusetzen. Erst mußte uns das Wunder der Telegraphie besichert werden, erst mußte das moderne Zeitungswesen zu seiner heutigen Blüte gelangen, damit die meteorologische Wissenschaft uns in greifbarer Gestalt Tag für Tag vor Augen führen konnte, welche früher unbekanntes Mittel sie geschickt anzuwenden weiß, um aus dem heutigen Wetter Schlüsse auf das morgige zu ziehen. In der Wetterkarte, wie sie die großen Zeitungen Tag für Tag zu bringen pflegen, kondensiert sich alles Können und Wissen der meteorologischen Wissenschaft, soweit sie rein praktischen Zwecken dient. Was steckt in solcher oft so wenig beachteten Wetterkarte alles drin! Was gehört dazu, um am Nachmittag jedes Tages durch Wort und Illustration für jedermann zu veranschaulichen, welches Wetter um acht Uhr morgens am gleichen Tag über dem ganzen Kontinent geherrscht hat!

Wie viel Köpfe und Hände mußten da pünktlich zur Stelle sein, um ein solches Resultat zu erzielen! Wetterbeobachter, Telegraphenbeamte, Gelehrte, Schreiber, Kartenzegner, Clichéfertiger, Redakteure, Setzer, Drucker — sie alle sind Teile der großen Kulturmaschine, deren einzelne Räder so korrekt und sicher ineinandergreifen und uns im Lauf weniger Stunden

oft auftreten: im Sommer Hitze, im Winter Frost, während die barometrischen Tiefdruckgebiete (Depressionen, Minima) in der Regel kühles Sommer- bezw. mildes Winterwetter, Niederschläge und stärkere Winde mit sich bringen. Diese Minima wandern im Gegensatz zu den Hochdruckgebieten, die meist tagelang, zuweilen wochenlang auf fast dem gleichen Fleck verharren, verhältnismäßig rasch vorwärts, im wesentlichen von West nach Ost oder doch mit einer stark östlichen Komponente, und haben außerdem die Neigung, die Hochdruckgebiete im Sinn des Uhrzeigers zu umkreisen. Sie verfolgen dabei, was für die Prognose besonders wichtig ist, mit Vorliebe gewisse Zugstraßen, wie von Beber gezeigt hat.



Die häufigsten Zugstraßen der Luftdruck-Minima.

Die am häufigsten benutzten Zugstraßen sind in der beifolgenden Zeichnung wiedergegeben. Für Deutschland am wichtigsten und gefährlichsten sind darunter die Depressionen, die auf den als IIIa und Vb bezeichneten, glücklicherweise nicht allzu häufig benutzten Zugstraßen einherziehen. Erstere bringen uns fast alle unsere größeren Weststürme, letztere zumeist die großen Niederschläge und Ueberschwemmungen, von denen Oesterreich und das südböhmische Deutschland nicht selten zu leiden haben.

Die Aussichten einer einigermaßen sicheren Prognose auf längere Zeit (mehr als 24 oder höchstens 48 Stunden) sind leider sehr ungünstig. Nur in ganz vereinzelter Fälle ist sie möglich, im übrigen aber ist ein detailliertes Prophezeien auf längere Zeit hinaus aus den anfangs dargelegten Gründen so gut wie völlig unmöglich und dürfte vielleicht auch immer unmöglich bleiben. Es muß dies ausgesprochen werden — mag dieser wenig tröstliche Ausblick auch recht unbefriedigend sein! Die meteorologische Wissenschaft giebt offen zu, daß sie nicht imstande ist und wohl nie sein wird, für längere Zeit im voraus das Wetter mit genügender Sicherheit zu bestimmen. Infolgedessen finden die zahllosen meteorologischen Quackjäger so viel Zuspruch, von denen angeblich jeder das einzig sichere Rezept besitzt, die Witterung auf Monate und Jahre vorher zu bestimmen. Es geht leider in der Meteorologie wie in der Medizin: keine Behauptung ist so dumm, daß sie nicht ihre Anhänger findet. Hier sei nur ausdrücklich konstatiert, daß kein einziger von den unendlich zahlreichen Wetterpropheten, die allerorten ungebeten ihre Weisheit verzapfen und manchmal zu unverdienter Popularität gelangen, wissenschaftliche Beachtung verdient.

tagtäglich ein Werk liefern, das wissenschaftlich und praktisch von gleich hohem Wert ist, und an dem doch die große Menge meist achtlos und verständnislos vorübergeht wie an allen Wundern des Alltags.

Die Wetterkarte ist das A und Z jeglicher Wetterprognose auf wissenschaftlich-erakter Grundlage; mag sie auch auf den ersten Blick den Laien etwas fremdartig und rätselhaft anmuten — das Verständnis für das Viele, das sie zu sagen hat, ist für einen halbwegs intelligenten Menschen leicht zu erwerben. Die Wetterkarte vermag uns erheblich mehr zu sagen, als die ihnen beigegebene textliche „Prognose“, über deren leider unvermeidliche Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit sich das Publikum mit Recht so oft beklagt und lustig macht. Unvermeidlich ist allerdings diese Ähnlichkeit der textlichen Wetterprognose mit den berühmten delphischen Zukunftsweissagungen, weil die Prophezeiungen stets für ein größeres Ländergebiet gleichzeitig ausgegeben werden müssen. Und da nur recht selten der tägliche Verlauf der Witterung über einer größeren Landfläche der gleiche ist, da es selten überall völlig trocken bleibt oder überall regnet, selten überall der gleiche Wind, die gleiche Bewölkung u. s. w. herrscht, so sind die einschränkenden Ausdrücke wie „veränderlich“, „keine oder unerhebliche Niederschläge“, „Neigung zu Niederschlägen oder Gewittern“, „umlaufende Winde“ u. s. w. tatsächlich unvermeidlich. Wer aber die Wetterkarte zu lesen versteht, der bedarf nicht erst solcher fürs Laienpublikum berechneten, in so überaus vorsichtiger Weise abgefaßten Prognosen, sondern liest aus den Linien und seltsamen Zeichen der Karte mit wenigen Blicken weit mehr heraus, als ihm der begleitende, kurze Text je sagen kann.

Es kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden auf alle die charakteristischen Kennzeichen typischer Wetterlagen. Nur einige wenige Andeutungen mögen noch gegeben werden. Daß im Gebiet hohen Luftdrucks stets ruhiges und meist heiteres Wetter herrscht, dürfte bekannt sein. Derartige Gebiete, barometrische Maxima genannt, weisen gern extreme Temperaturen auf, wie sie im Gefolge klaren Wetters

Beagnügen wir uns zunächst mit dem Möglichen und jagen wir nicht lockenden Trugbildern nach! Auch mit dem heutigen wissenschaftlichen Prognosenwesen auf kurze Zeit läßt sich Großes erreichen und unendlich viel Segen stiften, besonders für die Landwirtschaft und noch viel mehr für die Schifffahrt, die sich sehr wohl bewußt ist, wie viel Dank sie der Meteorologie zu zollen hat.



Die Krönungsparade in London (Abb. S. 1285) hat, obwohl die Krönung selbst wegen der Erkrankung des Königs ausfallen mußte, doch stattgefunden, entsprechend dem Wunsche des in der Genesung befindlichen Patienten, daß die einmal in Aussicht genommenen Festlichkeiten, soweit es angeht, auch abgehalten werden möchten. An der Truppenschau nahm auch die Königin Alexandra teil, die bis dahin das Buckinghampalais nicht verlassen hatte, da sie sich ganz der Pflege ihres Gemahls widmete.

Das Denkmal Kaiser Wilhelms I. auf der Hohen-
syburg (Abb. S. 1286) ist am 30. Juni unter außerordent-
lich reger Beteiligung feierlich enthüllt worden in Gegenwart
des Kronprinzen, den der Kaiser mit seiner Vertretung be-
auftragt hatte. Die Provinz Westfalen darf auf das Werk
stolz sein, die monumentale Anlage, aus der das Reiterstand-
bild des alten Kaisers ungemein wirksam heraustritt, macht
einen bedeutenden Eindruck, würdig des Begründers des
neuen Deutschen Reiches.

Kaiser Friedrichdenkmal in Lehnin (Abb. S. 1284).
Im Kloster Lehnin ist dem Kaiser Friedrich ein Denkmal
errichtet worden, dessen feierliche Enthüllung am 29. Juni
statt fand. Aus der ganzen Umgegend war die Bevölkerung
zusammengeströmt, um der Feier beizuwohnen, bei der sich
der Kaiser durch den Prinzen Friedrich Heinrich vertreten
ließ. Die Kriegervereine aus etwa dreißig Orten des Kreises
Sauch-Belzig erschienen mit ihren Fahnen und brachten so
reiche Abwechslung in das äußere Bild. Die Statue, die der
Berliner Bildhauer Hans Arnoldt geschaffen hat, hat ihren
Platz nahe der zur Erinnerung an die Freiheitskriege ge-
pflanzten Friedenshecke gefunden; sie stellt den Kaiser in der
Uniform seiner Posenwaller Kürassiere mit Helm und Kürass dar.

Jubiläumsausstellung in Baden-Baden (Abb. S.
1285). Eine originelle Idee ist in Baden-Baden zur Aus-
führung gekommen; in dem einst von der Großherzogin
Stephanie, der Adoptivtochter Napoleons, bewohnten Palais
Hamilton hat man eine Ausstellung von wertvollen Kunst-
werken und andern Sehenswürdigkeiten aller Art veranstaltet,
die sich im Privatbesitz befinden, im allgemeinen also der
Besichtigung nicht zugänglich sind. Der Großherzog und die
Großherzogin wohnten der Eröffnung der Ausstellung bei, die
mit Rücksicht auf das Regierungsjubiläum im April dieses
Jahres als Jubiläumsausstellung bezeichnet wird.

Sven Hedins Heimkehr (Abb. S. 1287). Nach drei-
jähriger Abwesenheit ist Dr. Sven Hedin von seiner Forschungs-
reise durch das tibetanische Hochland wohlbehalten wieder in
seiner schwedischen Heimat eingetroffen. Mehr von Glück
begünstigt als die Nordpolfahrer hat er, wie er mit Genüg-
thuung nach seiner Ankunft in Stockholm erzählte, sein Reise-
programm in allen wesentlichen Punkten erfolgreich durch-
führen können. Ueber die Ergebnisse seiner Forschungen ge-
denkt er noch im Lauf des Sommers ein populäres Werk zu
schreiben, dann will er darüber in den größeren Städten
Europas wissenschaftliche Vorträge halten und nachher wieder
nach Tibet gehen, um weiter zu forschen.

Eine Gedenktafel in der Kieler Garnisonkirche
(Abb. S. 1285) für die bei der Chinaexpedition gebliebenen
Offiziere und Mannschaften der Ostseestation unserer Marine
ist am 30. Juni gleichzeitig mit einer solchen für die Opfer
der „Gneisenau“-Katastrophe enthüllt worden. Der Kaiser
und die Kaiserin nahmen mit den übrigen in Kiel anwesenden
Fürstlichkeiten und der Admiralität an der Feier teil.

Die letzte Porträtaufnahme des Königs Albert
von Sachsen, die der Hofphotograph W. Höffert in Dresden
gemacht hat, haben wir in unserer Nr. 26 veröffentlicht. Von
Herrn Hofphotographen Otto Mayer in Dresden wird uns nun
mitgeteilt, daß dies nicht überhaupt die letzte Aufnahme des
verewigten Monarchen gewesen ist, sondern daß er noch später
eine solche anfertigen durfte.

Professor Karl Reinecke (Abb. S. 1289) hat sein Amt
als Studiendirektor am Königlichen Konservatorium der Musik
in Leipzig niedergelegt, nachdem er schon vor einer Reihe
von Jahren von der Direktion der berühmten Gewandhaus-
konzerte zurückgetreten war. Wenn Reinecke sich jetzt, nach

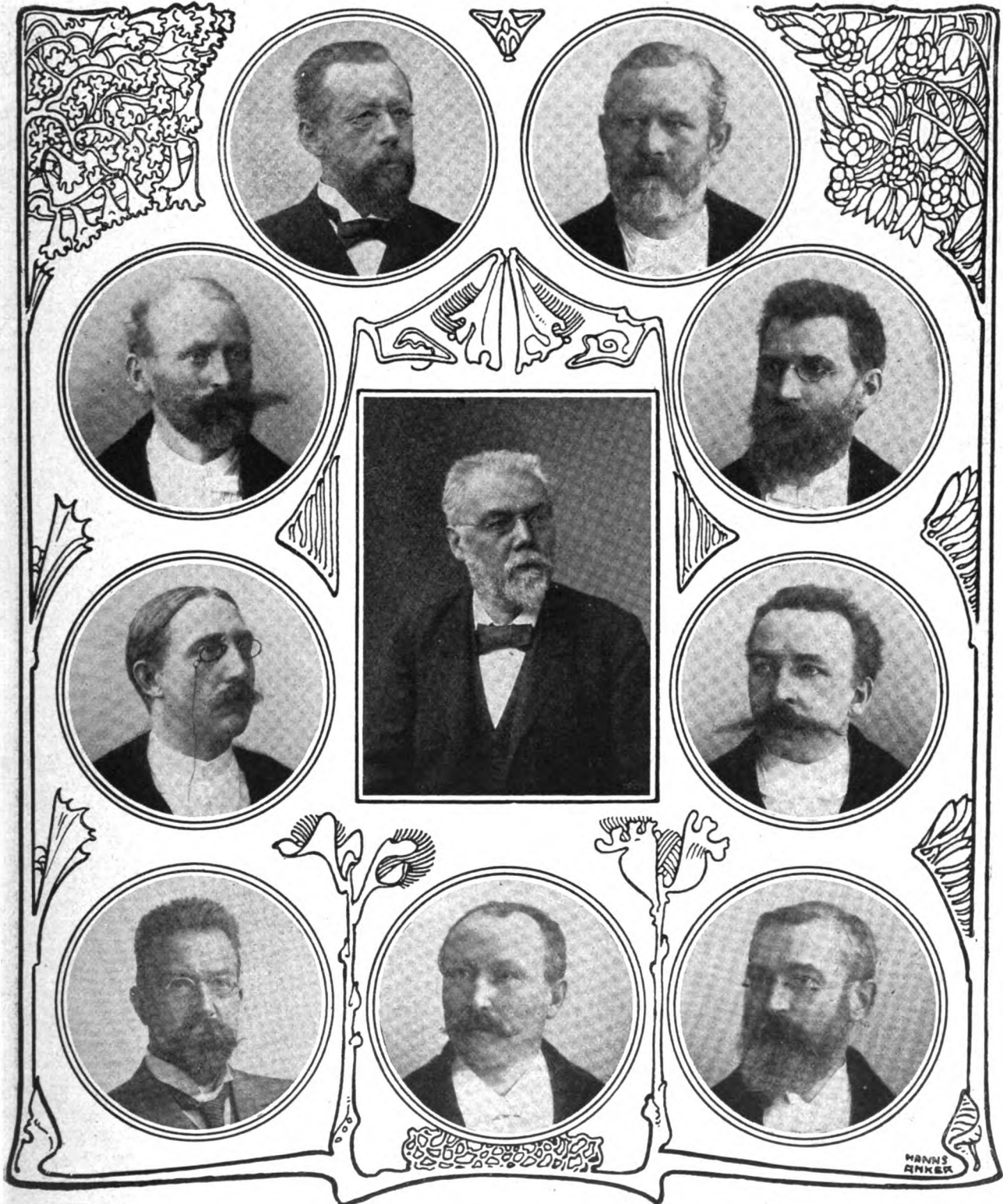
Vollendung des achtundsiebzigsten Lebensjahrs, entschlossen
hat, den Rest seiner Tage in Ruhe zu genießen, so darf er
es mit dem Bewußtsein thun, daß er seiner Kunst nicht nur
treu und ehrlich gedient, sondern sie auch mannigfach gefördert
hat. Ein vorzüglicher Klavierspieler, namentlich ein aus-
gezeichneter Interpret Mozarts, hat er Jahrzehnte hindurch
eine erfolgreiche pädagogische Thätigkeit ausgeübt, nebenher
aber auch große Erfolge als Schriftsteller und Komponist erzielt.

Versammlungen und Feste (Abb. S. 1289, 1321 und
1324). Große Vereinigungen und Verbände finden wie in
jedem Sommer, so auch jetzt in allen Teilen Deutschlands
statt. So wurde in Posen der Samaritertag abgehalten,
während in Dresden die freiwilligen Sanitätskolonnen vom
Roten Kreuz im Königreich Sachsen ihren dritten Verbandstag
veranstalteten und Eisenach den siebenten Vertreterstag des
Verbandes Deutscher Technischer Hochschulen in seinen
Mauern sah.

Aus aller Welt (Abb. S. 1321 bis 1324). Prinz
Rupprecht von Bayern stattete kürzlich der Stadt Brückenau
einen Besuch ab, um an der Einweihung eines seinen Namen
tragenden, vom bayerischen Verkehrsverein erbauten Erholungs-
und Genußheims beizuwohnen. — Das Jubiläum ihres
hundertjährigen Bestehens feierte kürzlich die amerikanische
Militärakademie in Westpoint in Gegenwart des Präsidenten
Roosevelt und zahlreicher anderer Ehrengäste. Als Vertreter
Deutschlands war außer dem Washingtoner Gesandten von
Holleben noch eine Sondergeandtschaft anwesend, nämlich der
Kommandeur des Lichtersfelder Kadettenkorps Major von
Wigleben, und Hauptmann Müllmann, ein Lehrer der Anstalt.
— In Deutschsüdwestafrika ist am 1. Juli die letzte Strecke
der Eisenbahn Swakopmund-Windhoek eröffnet worden.
— Der deutsche Gesandte in Rio de Janeiro, Herr von
Creutler, stattete kürzlich der Stadt Porte Alegre einen Be-
such ab und nahm an der Enthüllung des von den dortigen
Deutschen dem Fürsten Bismarck errichteten Denkmals teil.
— Die Insel Helgoland hat kürzlich, da der alte den Anfor-
derungen des Seeverkehrs nicht mehr genügte, einen neuen, bei
weitem höheren Leuchtturm erhalten, der sich nachts durch
helles Blinklicht auf große Entfernungen bemerkbar macht.

Personalien (Porträts S. 1286 u. 1324). Sein fünfzig-
jähriges Dienstjubiläum feierte am 1. Juli der General-
leutnant z. D. von Boguslawski, der als militärischer Schriftsteller
sich des größten Ansehens erfreut. — Als Nachfolger des
kürzlich verstorbenen Dr. Kügler ist der Ministerialdirektor
im Ministerium des Innern Peters zum Präsidenten des
preussischen Oberverwaltungsgerichts ernannt worden. Peters,
der im 61. Lebensjahr steht, hat dem Oberverwaltungsgericht
bereits von 1892 bis 1899 zuerst als Richter, dann als
Senatspräsident angehört. — An Stelle des Herrn Doumer,
der aus dem Amt geschieden ist, um in Paris seinen parla-
mentarischen Pflichten als Mitglied der Deputiertenkammer
genügen zu können, ist zum Generalgouverneur von Indo-
china Monsieur Beau ernannt worden, der seit dem vorigen
Jahr den Posten eines französischen Gesandten in Peking
versehen hat. — In München ist, 80 Jahre alt, der frühere
Direktor der bayrischen Kriegsakademie Generalmajor z. D.
Otto Kleemann gestorben. Kleemann, der auch vielfach
schriftstellerisch thätig gewesen ist, galt als Autorität in dem
Gebiet des Festungskrieges und der Befestigungslehre. — In
Frankfurt a. M. ist der frühere Oberregisseur der vereinigten
Stadttheater Friedrich Schwemer gestorben. — Frau Dina
Mahlendorff, eine bisher unbekannt Sopranistin, wurde nach
erfolgreichem Gastspiel als Margarethe und Micaëla an die
Königliche Oper in Berlin engagiert. — Neben den Per-
sönlichkeiten, die aus Anlaß der Krönungsfeierlichkeiten in
England Auszeichnungen erhielten, besüßte sich auch der be-
rühmte Schauspieler und Schauspielregisseur Charles Wyndham.
Ihm hat König Eduard den Adel verliehen.

Bilder vom Tage.



Prof. M. Hofmeier.
Prof. Georg Schanz,
Prof. von Frey.

Prof. Philipp Sidhr.
Bayrischer Kultusminister von Landmann.
Prof. Ch. Meurer.

Prof. Brenner.
Prof. Wilden.
Prof. Vog.

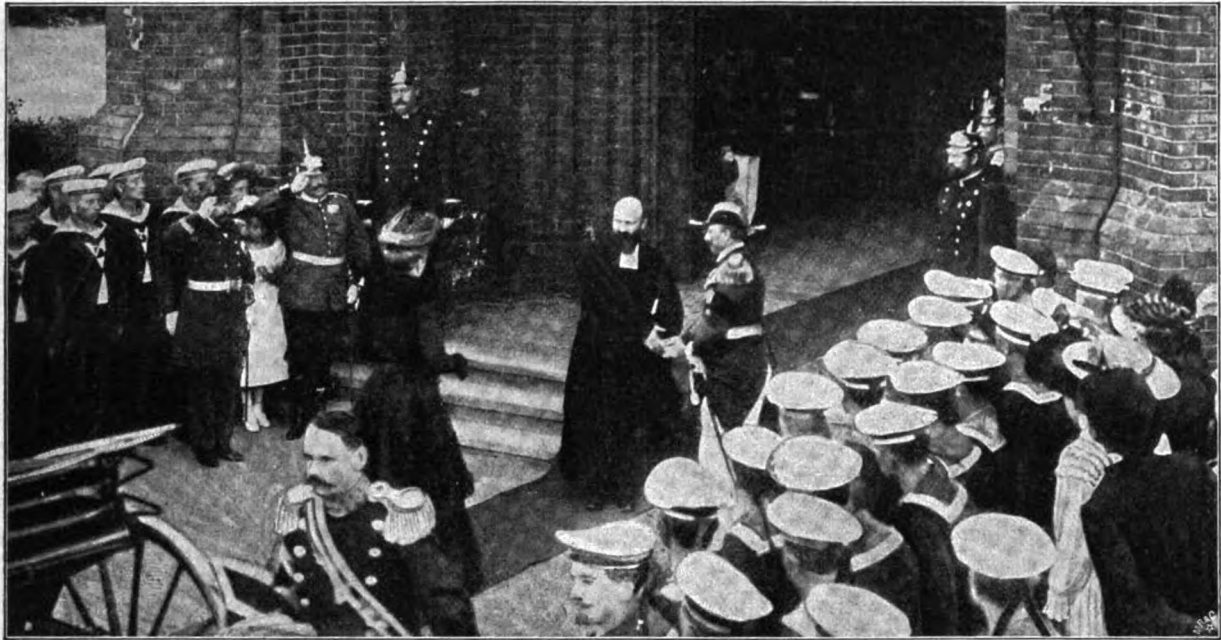
Zum Würzburger Universitätskonflikt.



1. von Kochow (Plessow). 2. Frä. von Kochow. 3. von Kochow (Redahn). 4. Graf Fürstenstein. 5. Landrat von Tschitsky. 6. Prinz Friedrich Heinrich.
 7. Frau von Kochow. 8. Major von Kochow. 9. Generalleutnant von Liebert.
 Besuch in Golzow bei Lehnin.
 Phot. Fr. Schröder, Brandenburg a. H.



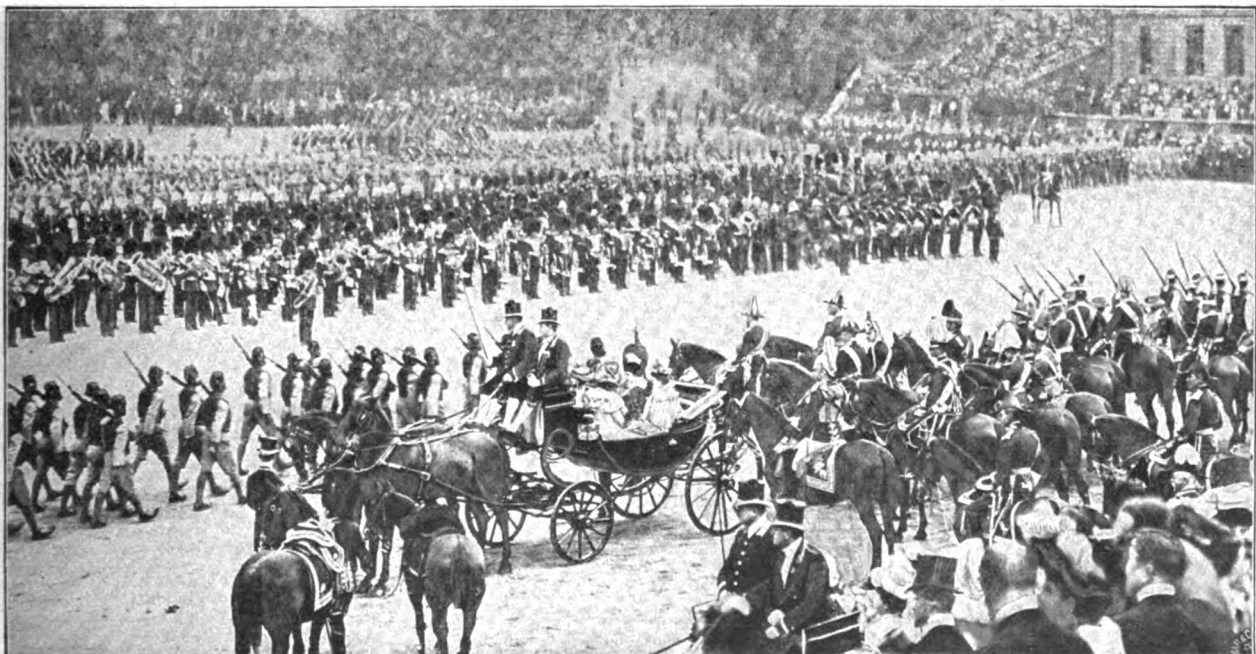
Prinz Friedrich Heinrich.
 Die Enthüllung des Kaiser Friedrichdenkmals in Lehnin durch Prinz Friedrich Heinrich von Preussen.
 Phot. H. Jernsdorf, Belgig u. Lehnin.



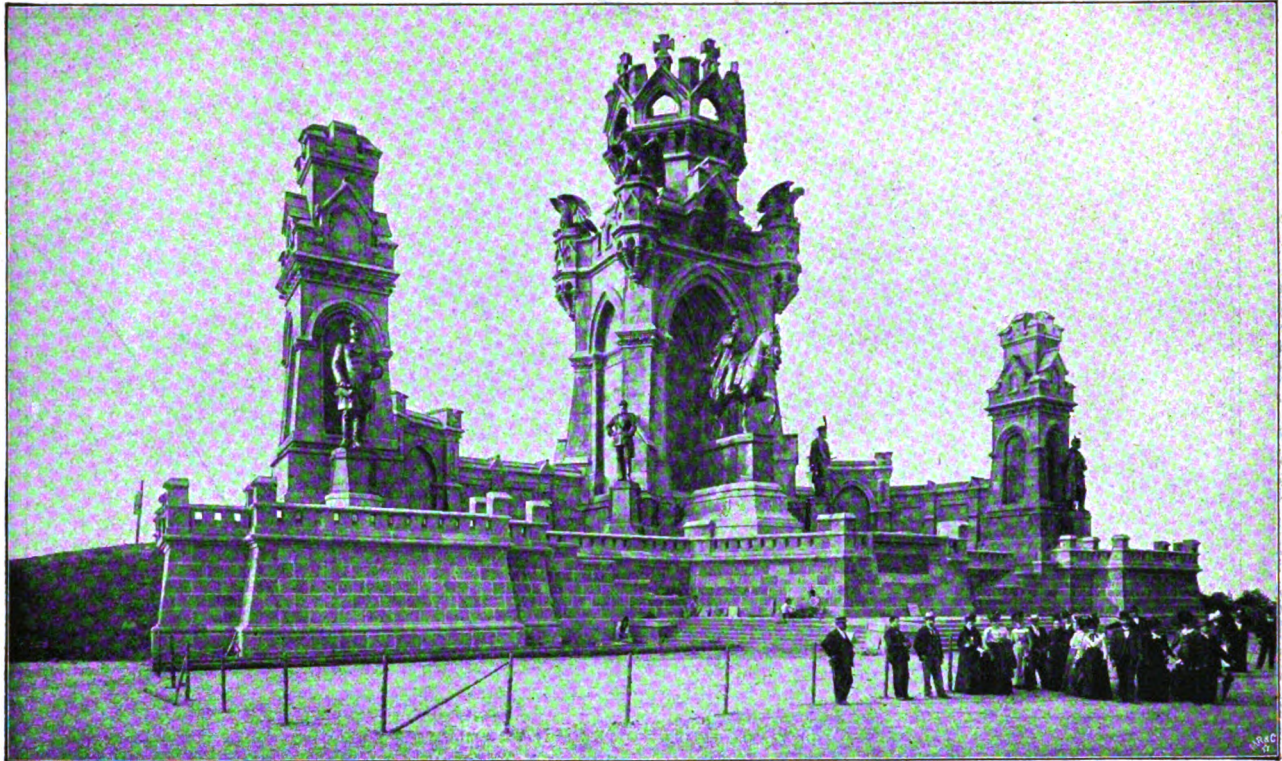
Von der Enthüllung der Gedenktafel für die in China gefallenen Mannschaften:
 Das Kaiserpaar mit dem Marineoberpfarrer Rogge nach der Feierlichkeit vor der Kieler Garnisonkirche.
 Phot. A. Renard, Kiel.



1. Großherzog von Baden. 2. Großherzogin von Baden. 3. Prinzessin Fürstenberg. 4. Bürgermeister Stief r. 5. Scheinrat Haape. 6. Direktor Schall. 7. Frä. von Hasberg.
 Die Jubiläumsausstellung von Kunstwerken im Hamiltonpalais zu Baden-Baden: Großherzog u. Großherzogin v. Baden verlassen die Kapelle.
 Hofphot. W. Kunzenmüller, Baden-Baden.



Die erste Ausfahrt der Königin von England während der Krankheit des Königs: Parade der Kolonialtruppen in Aldershot.



Das durch den Deutschen Kronprinzen enthüllte Kaiser Wilhelmndenkmal auf Hohenlyburg in Westfalen.
Phot. Munkel, Schwerte.



Generalleutnant J. D. von Boguslawski, hervorragender Militärschriftsteller, feierte sein 50 jähriges Dienstjubiläum.



Kronprinz Friedrich Wilhelm während der Enthüllung des Denkmals auf Hohenlyburg.
Phot. Munkel, Schwerte.



Mr. Beau, der neue Generalgouverneur von Indochina.



Generalmajor J. D. Kleemann, München † Direktor der Kriegsakademie, bedeutender Militärschriftsteller.

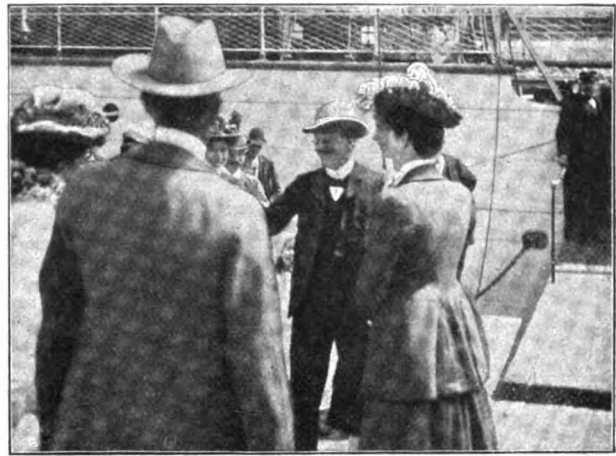


Ministerialdirektor Peters, wurde zum Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts ernannt.



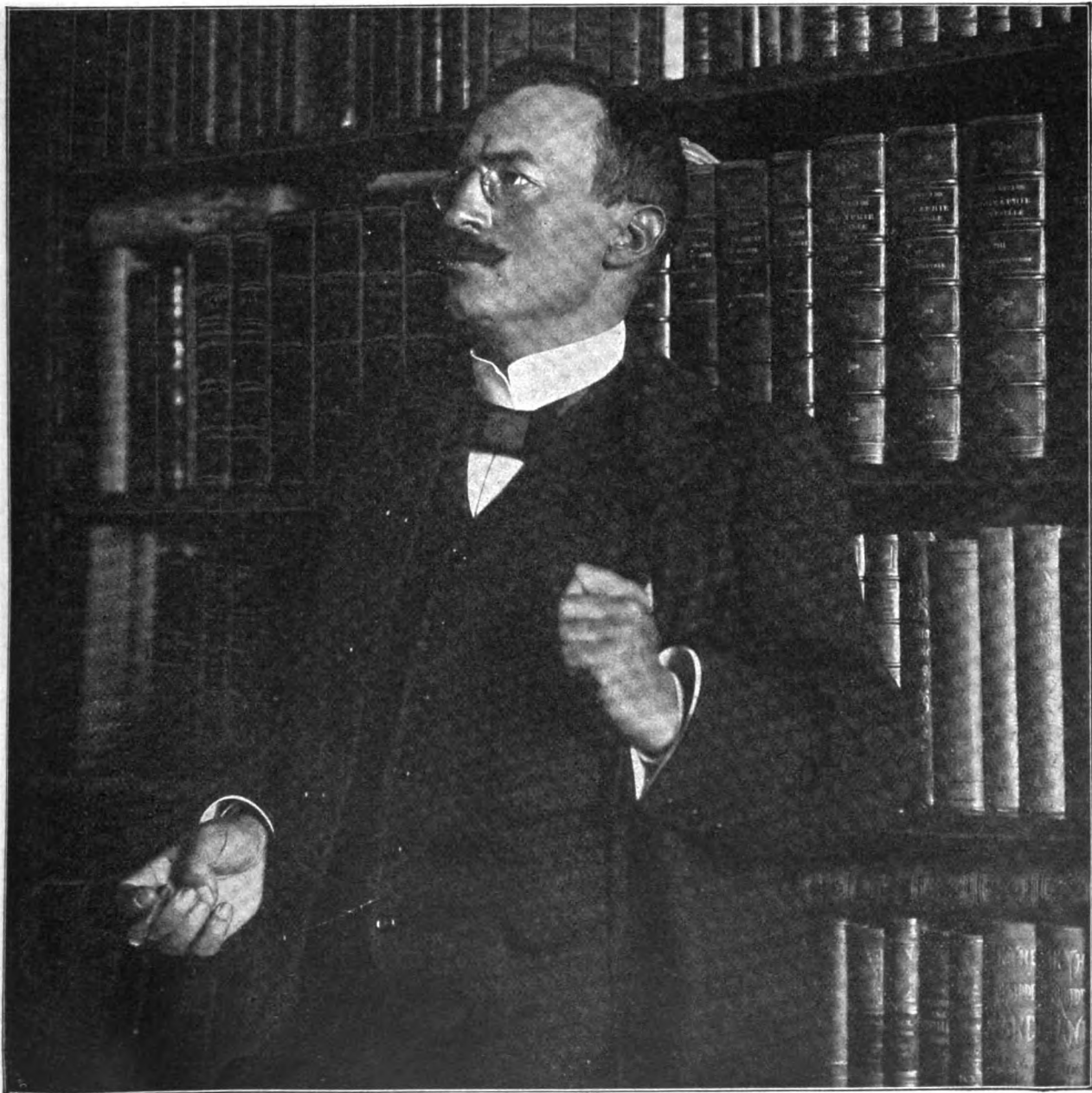
Sven Hedin.

Auf der Heimfahrt.



Sven Hedin.

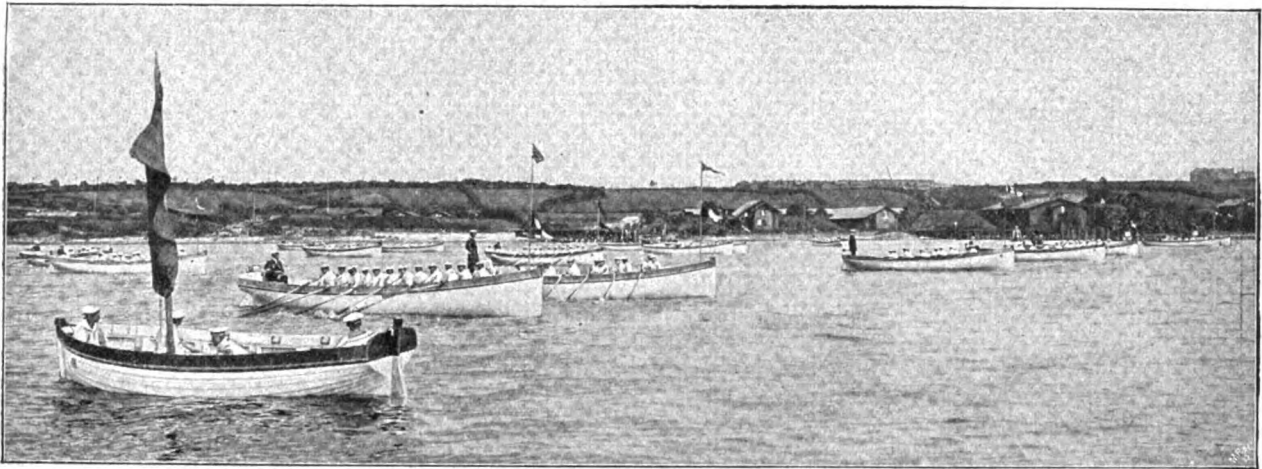
Ankunft in Stockholm.



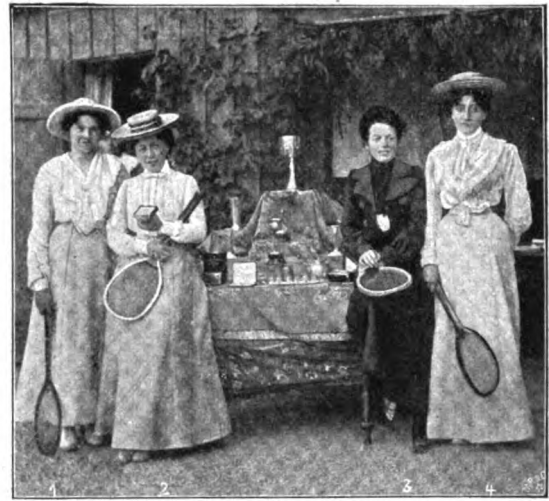
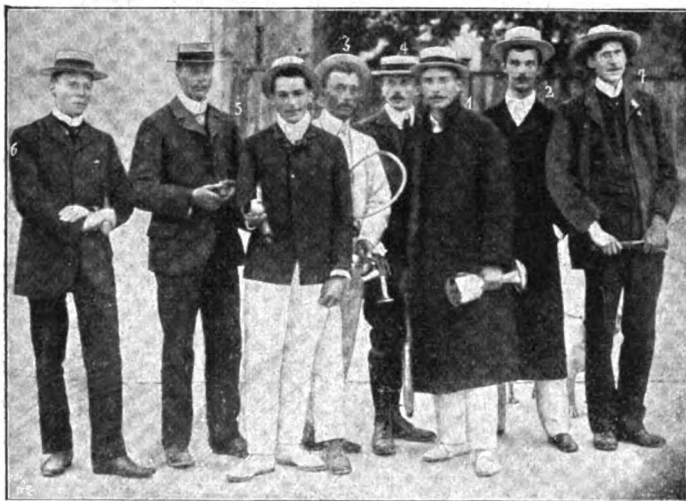
Dr. Sven Hedin zu Hause.

Die Heimkehr des berühmten Forschers Sven Hedin aus Mittelasien.

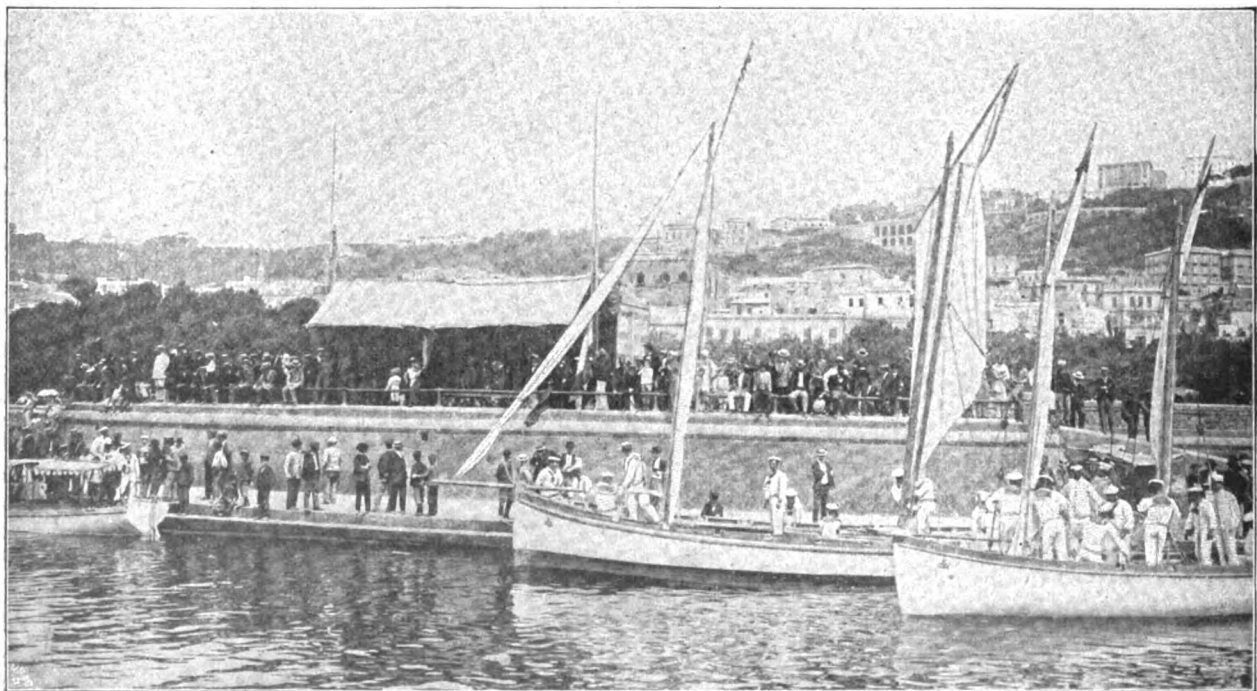
Aufnahmen von Hofphot. A. Blomberg, Stockholm.



Von der Kieler Woche: Die Regatta der Kriegsschiffboote.



1. Punmerer. 2. Knorr. 3. Diehl. 4. Reichel. 5. Hilpf. 6. Kottich. 7. Einpaintner. 1. frl Kaufmann. 2. frl. Mellinger 3. Baroneß Ungeltr. 4. frl. Sinnes. Das Internationale Lawn-Tennisturnier in München: Gruppenbild der Sieger und Siegerinnen.



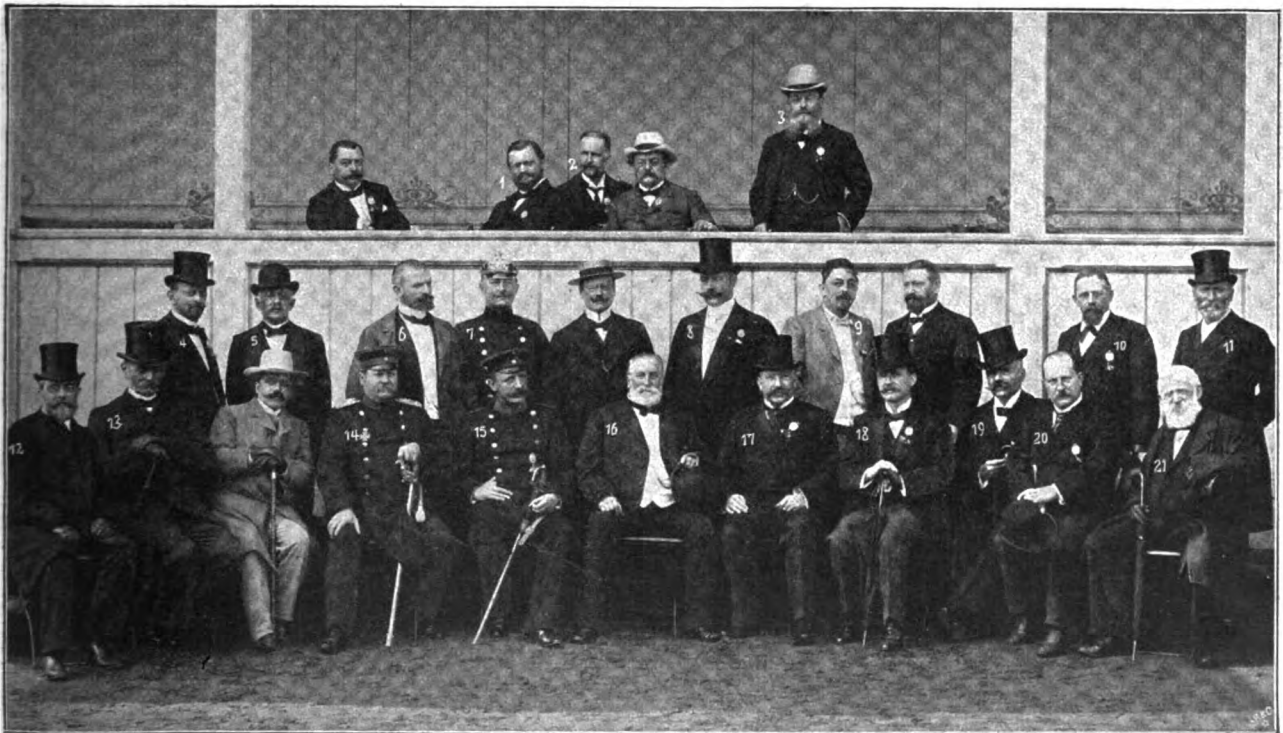
Von der Regatta in Neapel: Die Jachten der italienischen Marine.

Bilder aus dem Sportleben.

Aufnahmen von N. Renard, Kiel, Dr. Neustätter, München, und Ch. Abénicar, Rom.



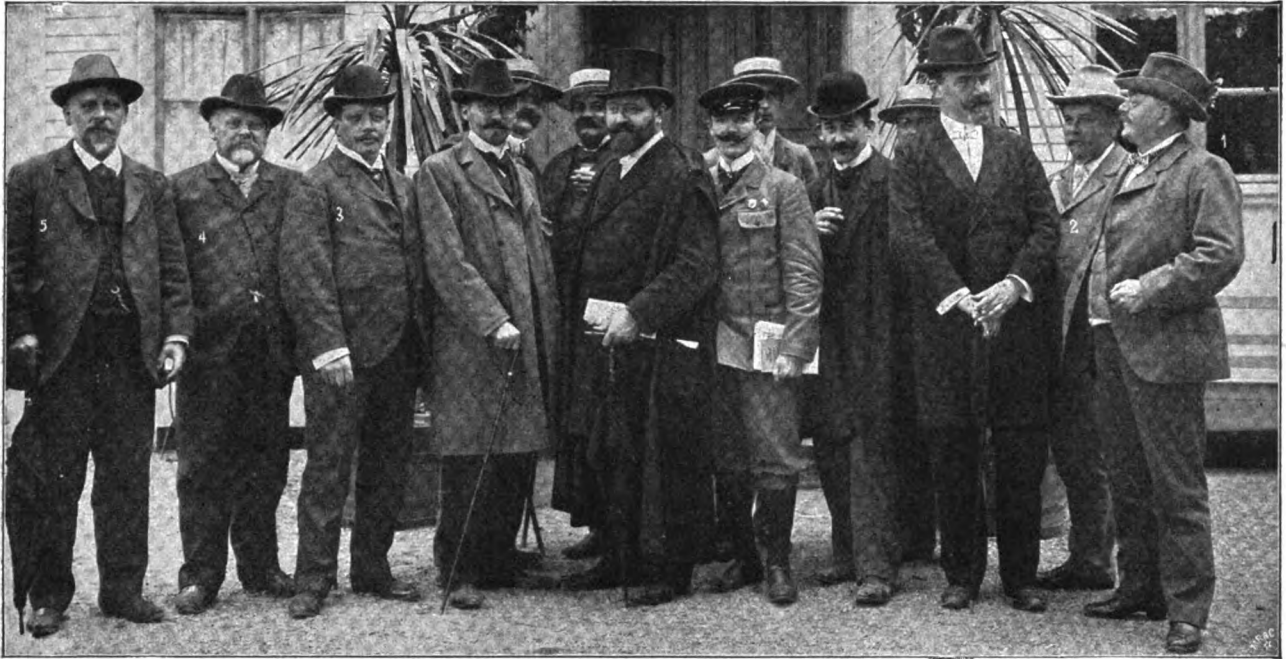
Prof. Karl Reinecke, der bisherige Studiendirektor des Leipziger Konservatoriums, inmitten seiner Schüler.
 Phot. G. Brosch, Leipzig.



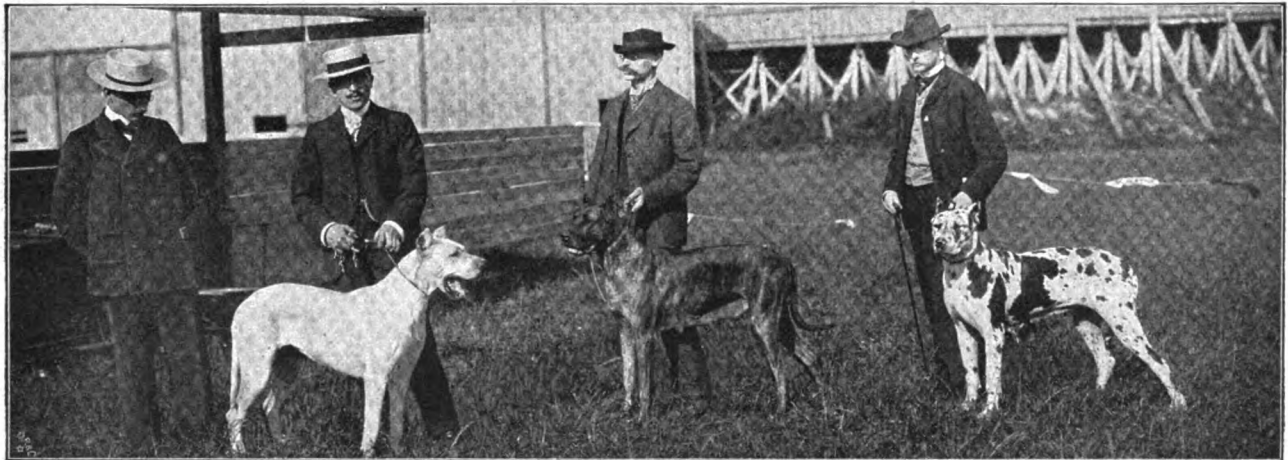
1. Prof. Zimmer, Jchendorf. 2. Dr. Ködiger, Frankfurt a. M. 3. Justizrat Dr. Lewinski, Stadtverordnetenvorsteher, Posen. 4. Stadtrat Unger, Posen. 5. Sanitätsrat Dr. Davidsohn, Schneidemühl. 6. Geh. Medizinalrat Dr. Dietrich vom Kultusministerium, Berlin. 7. Hauptmann Schubert, Posen. 8. Reg.-Affessor Schmöle. 9. Dr. Kormann, Leipzig. 10. Prof. Dr. Partsch, Breslau. 11. Oberturnlehrer Klog, Posen. 12. Pastor Loyde, Posen. 13. Landgerichtspräsident Gisevius, Posen. 14. Generalarzt Villaret, Posen. 15. Oberstabsarzt Dr. Däms, Leipzig. 16. Excellenz von Bergmann, Berlin. 17. Oberpräsidialrat Ehn, Posen. 18. Oberbürgermeister Witting, Posen. 19. Oberarzt Dr. Jaffe, Posen. 20. Prof. Dr. George Meyer, Berlin. 21. Geh. Sanitätsrat Dr. Pauly, Posen.

Gruppenbild vom Samaritertag in Posen.

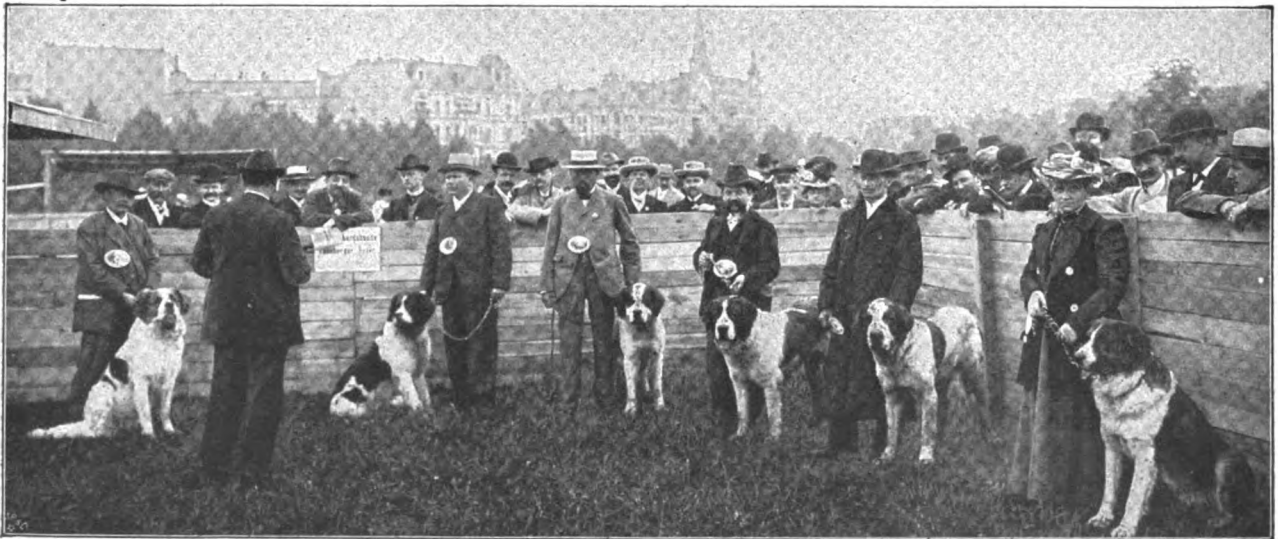
Hofphot. J. Engelmann, Posen.



1. Kaiserl. Bantrat Wolf, Vorsitzender des Ausschusses. 2. Lange. 3. Metichlag. 4. Moos. 5. R. Wünschel.
Das XX. Mitteldeutsche Bundeschiessen in Schönholz bei Berlin vom 6. bis 12. Juli: Der Festausschuss.
 Phot. Hans Franke & Co., Berlin.



Vergebung des Siegertitels für die beste Dogge der Ausstellung.



Prämierung der offenen Klasse der langhaarigen St. Bernhardrüden.
Die Hundeaussstellung des Vereins „Vektor“ in Berlin am 5. und 6. Juli.
 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Dalila.

Eine Reiseerinnerung von Viktor von Kohlenegg.

Ich sah die beiden zum erstenmal auf dem Dampfer nach Gjedser. Sie fielen mir gleich auf. Als ich in die Deckkajüte eintrat, einen kleinen, mit Leder gepolsterten Salon, saßen sie schon vor einigen strohgelben Koteletts; das heißt, die Frau führte kaum einen Bissen zum Mund, und nach einer Weile mischte der Gatte aus einem Krystallfläschchen ein paar Tropfen in ihr Selterwasser. Die Frau lächelte und nahm mit trockenen Lippen einen kleinen Schluck. Fürchtete sie seekrank zu werden? Ach, das Meer lag so ruhig da, türkisblau, mit einem gleißenden Silberglanz, den die Julisonne darüber gebreitet; ein rundes, kaum merkliches Wellen kräuselte die Fläche, als würde leuchtende Seide bewegt. Die schlanke Dame mit dem starken, dunklen Haar war wohl etwas anfällig und ängstlich, aber Tropfen — Tropfen —! Ich wandte mich, um ein Lächeln zu verbergen, zur Seite an den Steward, um mir auch so ein strohgelbes Kotelett in blasser, rumpfarbener Buttersauce zu bestellen.

In ein Gespräch kamen wir nicht, auch nicht, als wir dann auf kleinen Klappstühlen vorn am Bug des Dampfers saßen und mit unsern Gläsern die Horizontlinie absuchten, wo ein paar Schoner mit blinkenden kleinen Segeln quer über die See krochen. Der Mann war wieder voll Aufmerksamkeit, bemüht, sie zu zerstreuen, ihren Blick in die glimmernde Weite zu lenken.

Ich erhob mich und bot meinen Sitz an. „Hier haben Sie die Brise aus erster Hand, frisch und stark, gnädige Frau —.“ Sie nahm mit einem Neigen des Kopfes meinen Platz ein, völlig große Dame. Der Herr grüßte. Weiter nichts.

Hochzeitsreisende? — Aber nein! Ich tarierte die beiden auf mindestens zehn Ehejahre. Allein die zarte Sorglichkeit des Gatten, das freundliche Hinnehmen der Frau gaben einen Zusammenklang, der mich beschäftigte. Denn wir Junggefallen sind immer geneigt, der Ehe im Durchschnitt nur für die ersten vier, fünf Jahre Reiz und Zauberkraft zuzusprechen und auf das, was dann noch kommen muß, wie auf eine endlose, graue, staubige Chaussee zu blicken.

In dem stillen, von historischer Moderluft ein wenig verstaubten Kopenhagen sah ich das Paar hier und da wieder. Wir streiften im Rosenborgschloß vor den wundervollen riesigen Gobelins des Thronsaals aneinander vorüber, trafen uns draußen auf der Terrasse von Skodsborg, die glänzend weiß hoch über dem blauen Öresund liegt, auf dem in schräger Linie, alle auf eine Seite geneigt, die kleinen blinkenden Jachten der Kopenhagener manövrierten; es war entzückend, der Himmel war hoch, die See weit, daß man mit bloßem Auge die schwedische Küste in einem Silberduft aufdämmern sah. Aber wir begrüßten uns nicht, nur das flüchtige Stußen im ersten Moment — ah, das ist der vom Schiff! — ein Erkennen, das wie ein Lächeln aus den Augen sieht, eine unwillkürliche, halbe Bewegung,

als müßte man grüßen. Die Dame schien etwas verändert — ihre Haut war durchsichtig, rosig, die grauen Augen leuchteten, und sie war in Toilette, trug eine weiße, gestickte Seidenbluse mit silbergrauen Spitzen und einen breiten Blumenflorentiner, dessen schmales, schwarzes Sammetband ihr Kinn umschmiegte. Vornehm alles, von den zitternden La franceroßen des Hutes bis auf den schmalen, zarten Fuß im gelben Lackschuh. Der Gatte, ein junger Vierziger, hoch, stattlich, trug sich einfacher, weder Bügelfalte, noch Scarf, noch quer geknüpfte Manschetten, aber alles war gediegen. Sie saßen, wie ich, bei einem leichten Sommermosel, den sie mit Wilnerwasser verdünnten, und sahen minutenlang mit großen, trinkenden Augen auf das helle Meer. Dazwischen plauderten sie. Seine Stimme hatte einen starken, ruhigen Klang, die Frau sprach mit schönem Alt, der weich über die Nerven strich, daß eine seltsame Sehnsucht aufwachte.

Ich verstand fast jedes Wort in der strahlenden Wasserluft, die alles umwallte, so zusammenhielt, daß kein Ton, keine Farbe in Unruhe unterging; sie wollten morgen früh mit dem Schiff nach Malmö hinüber. Also nach Stockholm. Wie ich. Und der Herr stand auf und streckte den Arm aus: „Dort, Heddy — dort drüben liegt Malmö!“

Erst in dem Zuge von Malmö nach Stockholm lernten wir uns kennen.

Ich weiß nicht, ob der Zufall spielte, der Zug war nicht sehr besetzt: mein Ehepaar rollte plötzlich draußen in dem Gang die breite Glasthür meines Abteils, in dem ich allein saß, zurück und trat ein; sie grüßten beide. Ich stand auf, um den Vorderitz am Fenster zur Verfügung zu stellen.

Diese südschwedischen Eisenbahnen sind reizend, hell, lustig, lustig, wie der schwedische Himmel; hohe Spiegelscheiben, gelbes Leder, ambulante Kissen, die man aus dem Fond herauszieht, um sich den Rücken, die Hüften zu stützen, ein breiter Gang zum Promenieren und Rauchen, hinreißend höfliche Schaffner, die einem bei jeder Begegnung salutieren, und ein Wiegen, fast lautloses Gleiten, als führe man in einer Viktoria auf Asphalt.

Ich blätterte in einem englischen Reklameheft, das die Schönheiten Stockholms in Bildern zeigte, und da der Herr ein paarmal herüberblickte mit jenem leichten Glanz in den Augen, der halb Neugierde, halb einen Wunsch ausdrückt, legte ich den Herrschaften das längliche Heft auf den Klapptisch, der sich zwischen mir und der Dame Heddy am Fenster befand.

„Ich danke Ihnen —“ Der Herr lachte dann: „So meinte ich's nicht, ich lese kein Englisch — aber wenn du dir die Bilder ansehen willst, Heddy, es stärkt die Illusion —!“ Sie nickte und nahm das Heft. „Wir kommen zum erstenmal nach Stockholm. Ich bin über die Hotels nicht orientiert — ein heitler Punkt. Kopen-

hagen hat uns trotz des Sterns im Reisebuch bereits im Stich gelassen. Sie kennen Stockholm?"

"Ja. Wie Touristen es kennen."

"Es ist reizend —"

"Wundervoll. Man denkt an Paris, an Venedig. Dieses leichte, heitere, elegante Leben bei einer Sonne, die kaum untergeht, und dazu die einzige Lage, Felsen mitten in der Stadt, und überall Wasser, Wasser —"

"Und die Hotels? Der eine empfiehlt Rydberg, der andere nicht."

Wir kamen ins Plaudern. Sie gestanden, daß es halbe Absicht gewesen, als sie hier eingetreten waren. Sie wollten nicht lange in Stockholm bleiben, und in einer wildfremden großen Stadt ohne Direktion herumlaufen — nein, das ist nichts! — Vielleicht wüßte ich Bescheid — man könnte sich orientieren. . . „Die Ansicht meiner Frau," erläuterte der Herr.

Ich bedankte mich bei ihr.

Nun — mit jeder neuen Station, die wir anliefen, wurden wir vertrauter. Da sind Handreichungen nötig, man besorgt Kirschchen, Sodawasser, holt ein Gepäckstück aus dem Netz, jeder Satz, den man im Eisenbahnkupee spricht, bedeutet gleichsam einen ganzen Tag Beisammenseins; wenn man wieder ins Kupee tritt, begrüßt man sich heiter, man spricht durchs Fenster, jedes Sichwiedereinrichten, Sichbequemsetzen bringt eins dem andern näher, das macht der enge Raum, die gemeinsame, von Staub und feinem Ruß durchzogene Luft, die all die kleinen Derangements natürlich erscheinen läßt, der befreiende Hauch der Fremde und das Bewußtsein, sich zu nichts zu verpflichten.

Kurz vor Stockholm über der Årstabucht wechselten wir unsere Karten.

"Aber nein, Herr Professor —!" rief ich erstaunt.

"Das ist aber nett," klang es zurück.

Also wir kannten uns dem Namen nach! Das Ehepaar mich durch einen Kollegen des Mannes. Und ich den stattlichen Herrn. Es war Krola. Selig Krola, der Maler! Wie so oft auf Reisen hatten auch wir unser Berufsinkognito ängstlich gewahrt. Das war eine Ueberraschung.

Wir soupierten noch am selben Abend gemeinsam in Hasselbacken, draußen im Stockholmer Tiergarten, auf offener Veranda bei schwedischer Militärmusik und fühlten uns sofort heimisch zwischen diesen schön gewachsenen, leichtlebigen Offizieren und eleganten Frauen, die hinter leuchtenden Tafelrosen und roten Kerzenschleiern, lebhaft in Wort und Bewegung, den Sekt ihrer gallischen Wesensvettern schlürften. Weit nach elf schlenderten wir am Quai entlang, an einem Wald von Masten vorüber, durch den hübschen Berzeliuspark heim, immer in dem zarten Licht der nordischen Dämmerung, in der die Wasserluft wie seidiges Espinist hängt. Wir waren schon Freunde.

Das waren herrliche Tage. Schon morgens im Frühstücksalon des Hotels — wie man sich begrüßte, die Hände schüttelte, immer lachend, sich neckend: „Gut geschlafen?" „Brillant!“, allerlei Vertrauliches flüsternd, das die andern Tische nicht zu hören brauchten. „Und was machen wir heute, Sir Manager?"

Ich war verliebt in die Frau. Respektvoll natürlich, sehr artig. Ich verstand nun den Professor, ich würde diese Heddy ebenso verwöhnen. Immer Herrin, in eine bewegliche Ruhe gehüllt und in dieser reizvoll verborgen, wie die Frucht in der Blüte, ein gesundes, sensibles Temperament. Ich spähte förmlich nach einem Fehl, einem Tadel, man hat Idolen gegenüber immer solche häßlichen Regungen. Umsonst. . .

Salzsee, Mälaren, Saltsjöbaden, Drottningholm — leuchtende Punkte in dem Zwielicht meiner Erinnerung; ich spüre dann noch den Duft ihres Haares um mich her, höre ihr Lachen.

Eines Abends saßen wir allein oben in Mosebacke, Professor Krola und ich. Frau Heddy war müde. Morgen wollten sie nach Upsala weiter, nach Åre und Trondhjem. Ich war traurig. Ich sprach das auch aus. . . wie man sich schätzen lerne, wie einen die Fremde nahebringe, und daß dann eine wirkliche Leere in einem sei, wenn man sich die Hand zum Abschied geschüttelt. Krola tröstete: „Man vergißt ebenso rasch, lieber Freund. Triffst andere." Der Egoist hatte gut trösten, er hatte seine Frau. . .

Wir saßen hoch über Stockholm auf einem gewaltigen Felsenplateau mitten in der Altstadt, ein Dampflicht hatte uns heraufgebracht, eine Art Straßenbahn. Unten lag die Stadt in leichter Dämmerung. Kein Licht, keine Laterne. Türme, Dächer, das riesige, rötliche Schloß, hochragend, vom Salzsee und Mälarsee silbern umschimmert, die runden Baumkuppen des Djurgardens und überall Wasserarme, Brücken und weit draußen auf allen Seiten bis in die duftige ferne dunkles Wasser, Wasser und Felsen, und Wälder wie Sammetstreifen. Das Licht wurde immer blasser, und doch hätte man lesen können. Wir wickelten uns wie die andern in rote Wolldecken ein, die die Kellner brachten, wie Araber in ihre Burnusse, wir tranken den köstlichen, tückischen schwedischen Punsch, dazwischen immer einen Schluck Selterwasser nehmend, und rauchten.

Von was sollten wir reden. . . von der Frau! Ich war beinahe sentimental gestimmt in dem rieselnden, tränklichen Licht, in dem greisen Silberhauch, der auf unsern roten Hüllen lag. Ich sagte's ganz offen: „So eine Frau. . . Die findet man eben nicht."

Er nickte.

"Wo nahmen Sie sie her?"

"Zufall. Der Himmel, wissen Sie. . ."

"Ja, ja."

Er schien heute nicht sehr gesprächig. Aber dann sagte er mir, daß er seine Frau einmal gehaßt hätte. Gehaßt. . . Seine Zigarre glomm feurig auf, als wollte sie's bestätigen.

"Wenn Sie mich früher gekannt hätten. . . Ich verabscheute jedes ausgeglichene Temperament wie eine Schwäche. Sie kennen die Künstler. Der Musiker berührt sich mehr mit der Welt, der Schriftsteller wenigstens theoretisch, durch Bücher, durch seine Weltanschauung. . . der Künstler aber sieht am Anfang immer nur sich, fühlt nur sein eigenes Temperament, er ist darin etwas borniert."

"Aber haßen, diese Frau haßen. . ."

„Kennen Sie meine früheren Bilder, meine Anfänge? Nun sehen Sie. Honoré Daumier rechts, Hans von Marée links. Man sieht sich ja selbst nicht vor Temperament. Und diese Angst, sein Temperament zu verlieren, seine Samsfonstärke . . . alle Glätte war mir Pest, ein gut angezogener Mensch, ein Mann, der mehr als fünf Minuten auf seine Toilette verwandte, zuwider, als wäre er auch innen glatt, hohl, leer, Phrase. Ich ließ mich gehen, das Haar fiel mir in die Stirn, der Bart wuchs mir auf den Leib herab, die Stiefel waren derb, gestickt, der Anzug getragen . . . Keine Zeit, um zum Schneider, zum Schuster zu gehen! Schon der Gedanke schien mir Raub an mir selbst, lächerlich! Als sollte ich glatt gehobelt, um all die geliebten wilden Ecken und Kanten gebracht werden. Und ich hatte auch wirklich keine Zeit . . . das war immer ein Suchen, ein Wollen, ein wildes, krampfhaftes Arbeiten; Gelassenheit, das ruhige, köstliche Schauen, bei dem die Augen vor innerer Bewegung und Leidenschaft glühen, war mir undenkbar, schien mir Grimasse der Schwäche, Pose. Auch die immer wiederkehrenden Stunden der Dumpfheit, in denen ich ausgedörrt war von der Fieberhitze des ungebändigten Wollens, warnten mich nicht. Ich bin überarbeitet, sagte ich mir; die Phantasie ist flügelahm. Ein ewiges Auf und Nieder.“

„Ich weiß. Und Ihre Frau . . .?“

„Da lernte ich sie kennen. Heddy. Beim alten Lenze, dessen Meisterschüler ich war. Sie sah einmal im Atelier. Ich sah sie kaum an. Eine Dame. Ich haßte natürlich auch die ‚Damen‘, obwohl’s mir oft wie ein Leid über die Sinne strich, wenn mir in der Sommerluft so eine blühende, unnahbare Schönheit vorüberglitt. Ich begrüßte sie kaum. Diese Damen — sie verlangen ja auch, daß man blank gerieben wie ein Dandy umher schleicht, flach, flach wollen sie einen haben! Ach, ich kannte sie ja gar nicht, die schillernden Vogelgeschöpfchen, wie ich sie nannte, ich verkehrte nirgends, nur in

der Kneipe. Und da regte sich nun auch, während ich mit Lenze sprach und hinter mir das hübsche Seidengefieder raschelte und knisterte, in mir das Unbehagen, das der Bauer auf dem Parkett empfindet . . . in dem Moment wird sogar so ‚eine Dame‘ zum fatalen Kritiker!“

„Und Heddy — Pardon, die gnädige Frau . . .“

„Ich sollte sie malen. Lenze wollte’s. Ihre Großeltern wünschten ein Bild von ihr. Und Lenze hatte anderes vor. Wir hatten wohl beide wenig Lust zu einander: sich von diesem Bär da malen lassen? Konnte der

überhaupt so was feines, Duftiges, Delikates auf die Leinwand bringen? Und ich . . .? Nun, ich fürchtete mich direkt, mit dieser großartig überlegenen Lady, deren Röcke so herrisch rauschten, allein zu sein. Aber ich konnte nicht nein sagen. Vielleicht wollte ich auch nicht, wer weiß das?

„Nun, die Sitzungen fanden im Atelier des Alten statt, wir hatten da einen Winkel mit Gobelin und einem hübschen, sammetnen Ohrenstuhl für uns. Ich kam so, wie ich immer war, mit schlechtem Zeug, einer schlechten Krawatte, ungeschoren, ungestuht, was war denn los? Das waren Tage, wie andere auch. . .! Möglich, daß ich ihr dabei ein wenig meine Gleichgültigkeit und Geringschätzung zeigen wollte . . . Du glänzendes, glimmerndes

Gänschen, darauf kommt’s nicht an . . . auf die Kraft, auf die Löwenklaue! Ich fühlte mich wohl auch ein bißchen von ihr übersehen, ablehnend kritisiert.

„Ich hatte souverän ihre Stellung angeordnet: den Kopf etwas zur Seite, mehr rechts, Fräulein! Danke. Sie wollte widersprechen, aber ich lehnte das kühl ab, ihr überlegen ein paar ästhetische Brocken hinwerfend.

„Wir schwiegen. Ich gab mir nicht die geringste Mühe, sie zu unterhalten, mein Blick ging nur scharf, beleidigend sachlich von der Leinwand zum Modell hin: du interessierst nur den Maler! Aber das war am Ende nichts. Ich wollte doch keine Puppe malen. Schließlich hat doch auch so eine Dame ihre Eigenart,



Ich seh's von ferne . . .

Es liebt mein junger königlicher Vetter
Herbstbunte Sträuße in geschliffnen Vasen,
Chrysanthemum und rot und gelbe Blätter,
Verträumtes Lächeln und geschornen Rasen.

Ich schelt ihn nicht; doch seh ich mit Verlangen
Die roten Rosen seiner Gärten glühn,
Seh neidisch drin die vollen Kirschen hangen
Und dunkelblau den Himmel um ihn blühn.

Entzücken pocht im heimlichen Getriebe
Und lockt und lacht . . .
mich häßt das toll gemacht!
Er schreitet achtlos durch die Sommerliebe.
Er sucht den Herbst mit seiner Sternenspracht.

Paula Dehmel.

die ich herauslocken mußte. Die Leinwand zitterte unter meinen Pinselstichen, es wurde mir nicht leicht.

„Und am dritten Tag sprachen wir. Das war doch auch natürlich. Wir kannten uns, sehen Sie . . . man braucht ja gar nicht zu reden. da spinnen sich schon unwillkürlich Fäden, man gewöhnt sich aneinander und man hat ein gemeinsames Ziel. Man ist etwas neugierig, beschäftigt sich schon auf dem Weg mit der Sitzung, kommt erfrischt vom Sonnenschein, von der Luft, von der Eile: ob sie schon da ist? ‚Wirklich? Ich dachte . . . haben Sie gewartet?‘ Ohne, daß man's weiß, macht man einen Scherz, man lächelt, und dann: ‚Wie weit sind wir denn? Darf ich's nicht sehen? Warum nicht?‘ ‚Nein, Sie könnten meine Auffassung übertreiben, könnten posieren . . .‘ Es war schließlich eine Brücke da zwischen uns, und ich wunderte mich eigentlich gar nicht darüber. Nun brachte ich Heddy — nur des Bildes wegen natürlich! — zum Reden.

„Heddy erzählte mit ihrer ruhigen Stimme. Ich weiß nicht mehr was. Natürlich sprach sie auch von Kunst, aber das war eigentlich gar nicht dümm, durchaus nicht, nur ein wenig im Alltag gewachsen . . . ein Fingerzeig von mir, ein andeutendes Wort, und die grauen Augen, in denen so viel Leben stand, wissen Sie . . . jenes innere Leben, das auf die Eindrücke wartet, ihnen nicht entgegenstürmt, so daß die Dinge sich mitteilen können, ihre Augen leuchteten . . . ah ja . . . das ist es . . . und ihre Altstimme, die alles zusammenhielt, Worte und Lebhaftigkeit . . .“ Krola schwieg und sah in den Silberdunst der Stadt hinunter.

„Ich könnte immer auf so eine Stimme hören,“ sagte ich. „Und sie hat Macht. Sie meistert den andern.“

Krola lächelte und zog den roten Burnus fester um die Schultern. „Item: ich wollte hören. Wir sprachen viel. Und die Stimme rückte alles sacht, unmerklich in ein anderes Licht. Heddy wußte vom Leben ja viel mehr als ich, beurteilte es viel reifer, viel natürlicher. Aber ich wehrte mich, namentlich wenn sie nach Frauenart für die äußere Nettigkeit Partei nahm, ich wurde dann sehr bitter, sarkastisch, aber sie lächelte nur —: ‚Denken Sie an Goethe, an Mozart . . . an Rembrandt, Wagner . . .‘ Und die Stimme sprach und umspann einen, wie einen Musik umspinnt, daß man milder sieht, weiter, mit der Absicht, mit dem guten Willen, zu erkennen . . . Einmal sagte sie mir auch, daß sie sich vor mir gefürchtet habe, etwas entsetzt gewesen sei, so ein Sonderling, so ein . . . ‚Nun?‘ Aber sie sagte's mir nicht.

„Hören Sie: ich wurde nach knapp zwei Wochen stiller. Ich mochte daheim nicht recht arbeiten . . . Meine Bilder schienen mir ein wenig laut, da war etwas Gewalttames in Stimmung und Farbe und Technik; sie schienen nicht eigentlich gewachsen, ruhig, in Fülle; zwischen das Organische, Echte drängte sich ein Fremdes, die gewaltthätige, nüchterne Hand des Willens . . . Ich sah das ruhig, als gingen mich die Bilder eigentlich gar nichts an; ich stand davor, rauchte eine Zigarre und lehnte eins nach dem andern gegen die Wand, nee . . . nicht sehen heute. Nur hier und da, von den ruhigeren Tönen ging ein Goldglanz aus,

der mich erwärmte, erquickte . . . Merkwürdig. Ich machte mir auch nicht recht klar, woran das liegen konnte, woher die ganze Stimmung kam, wohin sie wollte. Sie kennen dieses Zuwarten. Sie war da. Und ich ließ mich von ihr tragen, wiegen. Es war ein leises, heimliches Aufatmen seit Jahr und Tag, ein wohliges Sichdehnen in milder, heller Luft, als hätte sich die Seele, bis ins Innerste ermüdet, erschöpft, als hätte sie sich seit Jahren gesehnt, immer gewartet, im tiefsten gehofft . . . auf das goldene Licht, das Mittagslicht.

„Hören Sie, Freund: an einem Tag kam ich mit gestutztem Haar und geschnittenem Bart ins Atelier. Ich glaube, Heddy lächelte . . . und am Tag darauf mit einem neuen Sommeranzug, die neuen Stiefel hatte ich wieder ausgezogen, weil ich mich schämte. Und dabei hatte ich den Kopf in die Hände gestützt und auf den Boden gestarrt: was ist mit dir? . . . Und dann habe ich gelacht und gepffiffen, jene Stimmung wiegte mich, diese köstliche, heimlich fruchtbare Faulheit. Die Bilder standen noch mit dem Gesicht gegen die Wand, wie verschüchtert.“

„Und Heddy?“

„Heddy? Ich sagte oben: sie lächelte wohl. Und dabei sah ich ihre Augen leuchten — aber lassen wir das; das gehört hier nicht her.

„Allein sehen Sie —: ich konnte daheim nicht arbeiten. Heddys Bild malte ich wie im Traum, ohne Wollen, ohne suchendes, sichtigendes Bewußtsein, ganz naiv, ganz sicher und leicht. Und zu Hause in meinem Studio war mir, als stände ein fremder Nebel zwischen dem Bild und mir und meiner Vergangenheit. Nur jene stilleren Töne leuchteten geheimnisvoll hindurch. Ich schien mir ein bißchen blutleer im Hirn. Ich lag stundenlang auf meinem Diwan, ohne Bewegung. Ging's nicht mehr mit der Kunst? Es war beinahe so, mir wurde siedendheiß, und ich lächelte schwach. Aber Heddys Bild . . .? Dann stand ich seufzend auf, ging zu Freunden, überallhin. Und diese Langweile, dieses Schweben im Nichts zermartete mich zuletzt. Ich wurde gereizt, die Selbstquälerei spielte mit mir wie die Kage mit der Maus. War ich überhaupt ein Original? Oder nur ein Nachbeter, der immer nur auf frische Reize lauert? Nun, Sie wissen wohl um die toten Stunden, wenn die Gedanken über die unbeschügte Seele herfallen wie Raubtiere über ihre Beute . . . meine Finger zuckten nach Arbeit, und irgendein vager Vorwurf, ein linienloses Bild, wie es die Müdigkeit erfinnt, schien blaß wie ein Gespenst vor mir herzufliehen, immer weiter, weiter, unerreichbar. Es war ein Zwiespalt, wie eine Lähmung.

„Da haßte ich Heddy. Dalila . . . Ich fühlte, daß sie's war. Und doch malte ich ihr Bild mit einer Ruhe, als hielte mich hier die Luft in Bann. Was war das? . . . Ich ließ mich äußerlich wieder gehen. Ich schwieg. Und sie saß mit verschränkten Händen. Und da, als wir einmal eine Pause machten, zeigte ich ihr in meiner Stimmung das fast fertige Bild, was ich sonst nie thue. Sie war sehr ruhig, daß mir das Herz schwächer ging. Sie sollte urteilen. Und nun stimmerte es mich golden an, sie hatte mich mit dem Blick gestreift, wie blaß sie

war — es war wieder jenes Leuchten. „Das ist schön. Nur der Blick . . .“ „Doch! Noch viel innerlicher!“ Ich wollte ‚schöner‘ sagen, aber ich bekam das Wort nicht über die Lippen; aber mit der warmen Welle, die aus meinem Herzen schlug, kam eine Helligkeit in mich und ein Leben in meine Seele, eine Klarheit und wunderbare Ruhe, Kraft . . . Mein Bild leuchtete, lockte. Es war wie ein Lachen in der Luft. Und Heddy wandte sich befangen zum Fenster. Und als sie so über den Teppich hinglitt, sich entfernte, faßte es mich wie Bängen . . . als braucht ich sie, als wäre die fruchtbare Wärme und Ruhe eben von ihr herübergeschlagen. Es rauschte in mir, aber ich sagte nichts. Ich stand blaß und sah die feine, schöne Gestalt vom Licht umflossen, dort am Fenster. Dalila.

„Und ich sann die ganze Nacht. Und weiter. Und lag am Morgen in tiefer Ruhe, müde und doch wach, von webender Helligkeit durchflutet. Aber ich hatte keinen Willen. Tausend köstliche Bilder zogen mir durch den Sinn, es war eine unerhörte Fruchtbarkeit. Bilder, die von innen leuchteten, deren Striche vibrierten vor Temperament, und die doch eine Stille, eine nie gesammte Ruhe beherrschte, sie waren ganz vom inneren Auge geschaut, empfangen. Das wehte mich mit Heimatwärme an, die mich wie Wonne überrieselte, meinen Atem leise machte, die zum Schaffen lockte; es war eine Lust, und das erst ist Kunst, das aus der Luft kommt, bei aller Mühe. Ich wußte nun: so mußt du malen; das erst bist du. Du brauchst die Ruhe, die Milde, die Stille in aller Kraft. Dalila, Dalila . . .!“

„Und ich war dankbar. Wem? Sie fragen wem . . .? Dieser hellen Ausgeglichenheit, diesem lebendigen, blut-

warmen und doch so harmonischen Frauenwesens Heddy, dessen weicher Lebenshauch sich mit dem meinen gemischt, daß der stürmische, hastige, vielleicht rohe sich beruhigte. Ich bin reif geworden an Heddy, innen und außen, als hätte ich auf sie gewartet. Sie hat mich gemeistert . . .“

Er schwieg. Mitternacht war da. Das Licht verblaßte zu tiefer Dämmerung, fast sichtbar, wie man einen Zeiger vorrücken sieht. Die roten Burnüsse schimmerten dunkel; es waren nur wenige noch um uns. Es war still. Stockholm lag in feinem Nebeldunst, aus dem die Kuppen und Türme ragten. Wir tranken aus. Als es viertel schlug, färbte sich schon wieder der Horizont, das Wasser des Mälarsees glühte in einem fernen Streifen goldig auf. Ein frohes Erschauern webte durch die Luft, ein Erwachen. Wir gingen hinab durch schmale Gassen, immer auf Stufen, die in den Felsstein gehauen, durch einen alten, winkligen, schlafenden Stadtteil. Und das Licht nahm zu, war wie heimlicher Jubel in der Luft.

Wir verabschiedeten uns. Ich trug noch einmal Grüße auf. Das Paar wollte in aller Frühe fort, und ich liebe es nicht, einem Zug nachzusehen, eine winkende Hand mit dem Auge zu verfolgen und dann einsam, wie innerlich ausgeleert, dazustehen in einer großen Stille.

„In Berlin also!“

„Auf Wiedersehen.“

Aber ich freute mich, daß ich noch gegen Abend für Frau Heddy die schönsten Rosen Stockholms bestellt hatte, für ihren Kaffeetisch. Maréchal Niel und La France und drum herum einen Kranz glühender Nelken.

Die Bewohnbarkeit der Himmelskörper.

Astronomische Plauderei von Dr. M. Wilhelm Meyer.

II.

Ein Ausflug auf den Mars. (Schluß.)

Unsere Forschungsreise zur Welt des Mars empor enthüllt uns immer wunderbarere Tatsachen. Der amerikanische Privatastronom Lowell, der sich auf einem 2300 Meter hohen Berg in Arizona eine große Sternwarte hauptsächlich nur zu dem Zweck erbaut hat, jenen Planeten auf das schärfste in allen Regungen seiner Natur zu verfolgen, erzählt uns Dinge von ihm, die gar nicht anders als durch das Vorhandensein einer Vegetation gedeutet werden können, die der unsrigen in allen wesentlichen Punkten gleich ist. Wenn die Schneeflecke in der Polarregion und der gemäßigten Zone kleiner zu werden beginnen, umgeben sie sich zunächst mit einem dunklen Rand, ganz so wie bei uns nach der Schneeschmelze das dunkle Erdreich hervortritt. Bald darauf nimmt dann diese dunkle Umrandung einen deutlichen grünen Farbenton an. Während im Sommer des Mars ein Teil der dunklen Gebiete sich immer heller färbt und so den gelben Wüsten ähnlich wird, das heißt austrocknet, werden diese Stellen nun im Frühjahr nach der Schneeschmelze wieder dunkel, die Reservoirs füllen

sich aufs neue mit Feuchtigkeit; auch sie überziehen sich mit einer grünlichen Färbung. Nun werden auch die Kanäle dunkler und breiter, ja an vielen Stellen überhaupt erst sichtbar, während sie im Winterhalbjahr verschwanden. Diese Kanäle sind zweifellos eben so wenig Wasserläufe, wie die dunklen Stellen eigentliche Meere sind. Große spiegelnde Wasseroberflächen sind überhaupt auf dem Mars selten; wir müßten von der Erde aus das von ihnen rückstrahlende Sonnenbild als helleuchtenden Punkt sehen, was niemals wahrgenommen ist. Die dunklen Flecke haben wir uns also als Niederungen vorzustellen, die vielleicht früher einmal Meere waren, bei dem zunehmenden Wassermangel aber sich in feuchte, Moorgründen ähnliche Gebiete verwandelten. Die schnurgeraden, zwischen den dunklen Gebieten durch die gelben Wüstendistrikte hinziehenden sogenannten Kanäle müssen wir für ungeheure Bauten erklären, die die Marsbewohner zur Wasserversorgung ihres Planeten errichtet haben. Sie besitzen oft eine Breite von hundert und mehr Kilometer; viel schmalere Objekte würde man von uns aus überhaupt dort nicht mehr sehen können. Es wäre widersinnig, bei dem sonst herrschenden

Wassermangel annehmen zu wollen, daß diese Kanäle mit Wasser gefüllt wären. Es mag vielleicht in ihrer Mitte ein schmaler Wasserlauf vorhanden sein, die ganze Breite der Kanäle aber wird von einem Vegetationsgebiet ausgefüllt, das ebenso wie die dunklen Gebiete, die die Kanäle verbinden, zur Zeit der Frühjahrs-schneeschmelze genügend mit Wasser gefüllt wird, um die Pflanzenwelt neu zu beleben. Wenn dann die Bäume in der Umgebung der eigentlichen Wasserläufe sich neu belauben, erzeugen sie dadurch die dunklen Schattierungen, durch die jene sogenannten Kanäle uns erst sichtbar werden.

Wir haben nun aber bei einer früheren Betrachtung gesehen, daß überall, wo Pflanzen sind, auch Tiere sein müssen, weil zwischen beiden Arten von Wesen ein beständiger Austausch der Stoffwechselprodukte stattfinden muß, ohne den bald die für den Lebensprozeß nötigen Grundstoffe chemisch gebunden wären. Die Pflanzen allein verbrauchen allen Kohlenstoff, die Tiere den Sauerstoff, beide aber tauschen die ihnen nötigen Lebens-elemente untereinander aus. Haben uns also die vorher angeführten Beobachtungen von dem Vorhandensein eines Pflanzenwuchses überzeugt, so bleibt zugleich kein Zweifel, daß es auch Tiere auf dem Mars giebt. Die Entwicklungsgeschichte einer Pflanzen- und Tierwelt muß aber, auf welchem Weltkörper es auch sei, miteinander nahezu parallel laufen. Ich meine, daß in einer Welt, die bereits hochentwickelte Pflanzen besitzt, die Entwicklung der Tierwelt nicht weit dahinter zurückstehen kann. Nun haben wir aber gesehen, daß auf dem Mars eine laubabwerfende Vegetation vorhanden sein muß, die auch dort nur eine hohe Entwicklungsstufe einnehmen kann. Daraus folgt wieder, daß auch die Tierwelt auf dem Mars eine vorgeschrittene Stufe einnehmen muß. Nicht lange nachdem in der Urzeit die Laubgewächse auf der Erde auftraten, zeigte sich auch der Mensch. So kommen wir Schluß auf Schluß von den verschiedensten Seiten her immer wieder zu der Ueberzeugung, daß unser Nachbarplanet intelligente Wesen beherbergen muß.

Diese Wesen haben die öden Landgebiete mit einem auf das zweckmäßigste ausgedachten System von Wasserläufen durchfurcht, dem die Naturentfaltung folgte, um den nötigen Nährstoff hervorzubringen.

Bis hierher hat uns unsere wissenschaftliche Führerin geleitet. Wir wollen uns nun etwas näher wagen, wobei allerdings hier und da auch die Phantasie mitwandern muß. Eins bemerken wir übrigens, auf der Oberfläche des Mars nun endlich ankommend, ganz deutlich: wir fühlen uns wesentlich leichter als auf unserm Planeten. Es läßt sich mit mathematischer Sicherheit berechnen, daß ein Kilogramm, auf die Oberfläche des Mars übertragen, nur 0,38 Kilogramm wiegen würde. Das Gewicht aller Körper ist also fast auf den dritten Teil herabgesetzt. Wir können hieraus die Vermutung schließen, daß die Lebewesen dort um ebenso viel größer entwickelt sind, weil die Größe der Organismen offenbar von dem Verhältnis zwischen den molekularen Anziehungen, die die Organe aufbauen und ihnen die nötige innere Festigkeit geben, und der allgemeinen Schwere abhängen muß, die bei einem zu üppigen Emporwachsen dieser Festigkeit eine Grenze setzt, zum Beispiel die Zweige zum Brechen bringt.

Unsere Phantasie zeigt uns also in den Gefilden des Mars ungeheure Laubbäume, die ihre Kronen mehr als noch einmal so hoch wie unsere mächtigsten Eichen und Buchen in einen ewig klaren Himmel erheben, die

Niederungen und sogenannten Kanalfurchen mit einem dichten Flechtwerk ihrer großen Blätter überschattend, um ihnen das immer larger werdende Lebensblut des Planeten, das Wasser, möglichst lange zu erhalten. Unter diesen dunkelgrünenden Blätterdomen tummeln sich lebendige Wesen von riesenhafter Größe, stellen wir uns Menschen vor noch einmal so groß wie wir. Dagegen wird die Individuenzahl auf dem Mars auch relativ viel geringer sein als bei uns, einmal weil die Gebiete, wo das Leben sich noch entfalten kann, dort oben schon sehr eingeschränkt sind, und andererseits die geringere Wassermenge und Sonnenwärme diese Lebensentfaltung gleichfalls beeinträchtigen. Außerdem haben wir zu bedenken, daß die ganze Oberfläche des Mars etwa viermal kleiner ist als die der Erde. Unsere wissenschaftlich geleitete Phantasie zeigt uns also auf unserer Nachbarwelt eine kleine Gemeinschaft von körperlich großen und geistig hochentwickelten Wesen, die nicht mehr wie wir ihren Weltkörper mit Nationalitätsgrenzen zerstückeln. Das beweist das über ihren ganzen Planeten hin einheitlich durchgeführte System der „Kanäle“. Diese Wesen dürfen, angesichts der immer larger werdenden Gaben der Natur, ihre Zeit und ihre Kraft nicht mehr durch Eiferlüchteleien verlieren; sie sind endlich einig geworden und haben nur dadurch die ungeheure Kraft auch über die Natur gewonnen, die vielleicht in ganz ungeahnt großartiger Weise zu ihrer mächtigen Gehilfin wurde. In einem höchst interessanten Roman des geistreichen Naturphilosophen Laßwitz: „Auf zwei Planeten“, in dem jene vorgeschrittenen Wesen des Mars in Raumschiffen zur Erde gelangen, sie erobern und zu einer Provinz des Marsreichs erklären, wird ausgeführt, wie diese Marsbewohner die hochliegenden Gebiete ihres Weltkörpers zur Errichtung von Sonnenkraftstationen verwerten. Was hier romanhaft geschildert wurde, ist eine notwendige Folge der Kulturentwicklung auf einem Planeten wie unsere Erde oder Mars. Wenn die aus früheren Zeitaltern aufgestapelte Sonnenenergie in den Steinkohlen verbraucht sein wird, werden wir dazu gezwungen sein, die uns direkt zufließende Fülle von Sonnenkraft in ihren verschiedenen Formen uns nutzbar zu machen. Schon kennen wir Wind- und Wassermotoren, und in den sonnenreichen Gebieten der Tropen, besonders am Rand der Sahara, fängt man die Sonnenwärme in großen Hohlspiegeln auf, um damit die Kessel von Dampfmaschinen zu heizen. Auch auf unserer Erde wird das Wasser immer mehr verbraucht, so daß in kommenden geologischen Zeitaltern in Bezug auf die Wasserverteilung auch in unserer Atmosphäre ähnliche Verhältnisse eintreten müssen, wie wir sie heute auf dem Mars vor uns sehen.

Aber wir dürfen unserer Phantasie die Zügel nicht weiter schießen lassen und wollen uns lieber, ehe wir diese interessante Nachbarwelt wieder verlassen, noch ein wenig über ihre astronomischen Verhältnisse orientieren, die sich mit vollkommener Sicherheit feststellen lassen. Tagsüber sehen wir dort einen fast beständig klaren Himmel über uns, der wahrscheinlich so tief blau sein wird, wie wir ihn bei uns im Hochgebirge sehen. Die Sonne, ein wenig kleiner wie bei uns, geht dort auch im Osten auf und zieht ihre Tagesreise ganz ebenso wie bei uns. Auch die Länge des Tages ist nahezu die gleiche. Wenn dann das Tagesgestirn sich zur Neige wendet, sehen wir wohl einen besonders hell strahlenden Stern zuerst die Dämmerung durchbrechen; es ist unsere liebe Erde, der Abend- und Morgenstern am

Himmel des Mars. Alle die uns wohlbekannten Sternbilder ziehen über den Himmel in gewohnter Weise hin, nur ruhiger mögen im allgemeinen die Sterne erscheinen, weil die Atmosphäre dort trockener und weniger bewegt ist. Auch einen Mond sehen wir am Himmel des Mars erglänzen, kleiner wie der unsrige, aber so wie er Phasen zeigend. Er wechselt unter den festen Sternen seinen Ort, jedoch so, daß er, vom Horizont aus gemessen, fast still zu stehen scheint. Die Sterne ziehen hinter ihm von Aufgang zu Untergang; er macht dagegen diese tägliche Bewegung nur in geringem Maß mit, aber er wechselt nach dem veränderten Stand der Sonne beständig seine Phase. Befand er sich zum Beispiel bei Sonnenuntergang nahezu im Zenit, also gerade über unserm Haupt, so zeigt er sich als zunehmender Halbmond. Bis Mitternacht ist er dreiviertel voll geworden und ist inzwischen halbwegs gegen den Westhorizont niedergestiegen. Wenn dann am andern Morgen die Sonne im Osten wieder aufgeht, ist er im Westen im Untergang als Vollmond. Er bleibt nun einen Tag unsichtbar, um beim nächsten Aufgang der Sonne mit ihr zugleich als Neumond emporzusteigen.

Wir haben längst inzwischen noch einen andern Mond bemerkt, der im Gegensatz zu allen andern Gestirnen es beliebt, im Westen auf und im Osten unterzugehen. Er ist ein gar wunderbarlich schnellflügender Geistle; dreimal während eines ganzen Tags erscheint er an derselben Himmelsstelle und wechselt etwa ebenso schnell seine Phasen. Bei dieser schnellen Beweglichkeit und dem beständigen Phasenwechsel ist dieser Mond der denkbar beste Zeitzeiger für die Marsbewohner; sie gebrauchen vielleicht keine andere Uhr als diese himmlische. Beide Monde führen ein wunderbar wechselndes Spiel mit einander, das die Blicke jener glücklicheren Wesen immer wieder zum Himmel emporziehen mag.

* * *

Ein Ausflug nach der Venus und dem Merkur.

Bei unserm Ausflug auf den Mars haben wir gesehen, eine wie wichtige Rolle die Temperaturverhältnisse für die Entwicklung des Lebens auf andern Weltkörpern spielen. Das wissen wir ja auch schon von der Erde her. Das Leben ist bei uns nur innerhalb gewisser Temperaturgrenzen möglich, die sich immer enger ziehen, mit je höher organisierten Wesen wir es zu thun haben. Bei den warmblütigen Tieren bedeutet bekanntlich die Erhöhung der Blutwärme um nur wenige Grade über den normalen Stand den sicheren Tod. Eine wesentliche Abkühlung des Bluts ist zwar nicht unmittelbar lebensgefährlich, hindert aber die Regungen des Lebens; die Kälte macht uns erstarren. Beide Erscheinungen, die tödliche Wirkung der Fieberhitze wie das Erstarren durch die Kälte, erklären sich aus den Eigenschaften des Eiweiß, das in der Hauptsache unsern Körper zusammensetzt. Jedermann weiß, daß das Eiweiß in der Hitze gerinnt und daß es dann auf keine Weise mehr in seinen früheren Zustand zurückgebracht werden kann. Niemand kann aus einem gekochten Ei wieder ein rohes machen. Dagegen kann man Eiweiß bis gegen null Grad abkühlen, ohne daß es seine Eigenschaften verliert. Es erstarrt nur allmählich, wie Wasser gefriert, und taut wie dieses wieder auf bei erhöhter Temperatur. Aus diesem Grunde erstarren unsere Finger in der Kälte, werden aber beim Erwärmen wieder geschmeidig. Nur darf die in den Zellgeweben enthaltene Feuchtigkeit nicht wirklich gefrieren, weil Eis mehr Raum einnimmt als

Wasser und deshalb in den Zellen beim Festwerden nicht mehr Platz genug hat. Es zersprengt sie und zerkümmert dadurch den Organismus.

Wesen, die wie wir in der Hauptsache aus Eiweiß aufgebaut sind, bedürfen deshalb auch auf andern Welten ähnlicher Temperaturverhältnisse wie bei uns. Allerdings hat ja die Natur auch bei uns eine Menge von Schutzvorrichtungen erfunden, durch die die äußere Temperatur in weit ausgedehnteren Grenzen schwanken kann, ohne einen verderblichen Einfluß auf die innere Körperwärme auszuüben. Wir können lange Zeit hindurch in den tiefen Kältegraden der Polarregion leben, wo die Temperatur der uns umgebenden Luft gelegentlich bis zu hundert Grad gegen die unseres Körpers verschieden ist, ohne daß die Blutwärme sich dabei auch nur um einen Grad erniedrigt. Andererseits haben Menschen kurze Zeit hindurch Lufttemperaturen vertragen, die über der des kochenden Wassers lagen. Die Luft mußte dabei nur sehr trocken sein, damit eine kräftige Verdunstung der Körperfeuchtigkeit eintreten konnte, die eine genügende Kälte entwickelte, um die Blutwärme normal zu erhalten. Nach diesen Erfahrungen können wir also wohl voraussetzen, daß uns ganz ähnlich organisierte Wesen noch auf Weltkörpern begegnen würden, deren Durchschnittstemperatur selbst bis zu hundert Grad auf oder ab von der unsrigen verschieden ist.

Innerhalb dieser Grenzen aber liegen höchstwahrscheinlich die Temperaturverhältnisse im ganzen Sonnensystem vom Merkur bis gegen den Saturn hin.

Damit ist jedoch keineswegs gesagt, daß die übrigen astronomischen Bedingungen der Lebensentfaltung günstig sind. Wie wir gefunden hatten, daß die geringere Sonnenstrahlung, die dem Mars als Planet im ganzen wegen seiner größeren Entfernung von der Sonne zukommt, durch seine dünnere Atmosphäre, die weniger Wärme verschluckt als die unsere, für die Oberfläche jenes Planeten wieder ausgeglichen wird, so können auf andern Planeten ja wieder andere Bedingungen eintreten, die im umgekehrten Sinn wirken.

Bei Venus zum Beispiel, deren Entfernung von der Sonne nur etwa drei Viertel von der unsern beträgt und die deshalb im ganzen noch einmal so viel Sonnenwärme empfängt wie unsere Erde, wird dieser Ueberschuß wahrscheinlich dazu benutzt, durch Verdunstung großer Wassermengen eine dichte, fast immer wolkenbehagene Atmosphäre zu bilden, die einen großen Teil dieser Wärme verschluckt. Es ist deshalb sehr wahrscheinlich, daß an der Oberfläche der Venus keine größere Wärme herrscht wie bei uns. In dieser Hinsicht würde also der Entfaltung des Lebens, so wie wir es kennen, dort kein Hindernis entgegentreten. Die direkte Beobachtung bestätigt unsere Schlüsse in Bezug auf die Atmosphäre der Venus. In besonderen Fällen ist diese Luftkülle direkt oder durch ihre Strahlenbrechung wahrgenommen und ihre Höhe mindestens der der unsrigen gleich befunden worden. Zwar sehen wir, da Venus der Sonne nähersteht, meist nur die derselben abgewendete Seite, wo also Nacht herrscht, aber auch auf ihrer hellbelegtenen Sichelgestalt erkennen wir nur in seltenen Fällen in ganz unsicheren Umrissen Gebiete, die auf feste Kontinente schließen lassen. Die Atmosphäre der Venus gewährt uns offenbar nur sehr selten einen Blick auf ihre Oberfläche. Wir haben uns also mit ziemlicher Sicherheit eine dicke, dunstige, feuchtwarme Luft vorzustellen, die die Sonnenstrahlen noch nicht auf

die Oberfläche gelangen läßt. Deshalb muß auch der Boden beständig feucht, morastig bleiben. Wir haben Treibhausverhältnisse vor uns, in denen Pflanzen üppig aufwuchern können, die sumpfigen Boden lieben und die direkte Sonnenstrahlung entbehren können.

Daraus folgt also mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit, daß auf dem Planeten Venus gegenwärtig die Verhältnisse der für die Erde um Millionen von Jahren zurückliegenden Steinkohlenzeit herrschen.

Merkur ist eigentlich gar nicht als ein Planet anzusehen. In vielen astronomischen Beziehungen gehört er in die Klasse der Satelliten. Dies gilt in besondern von der Eigenschaft der Monde, ihren Planeten stets die gleiche Seite zuzukehren. Merkur thut dies in Bezug auf die Sonne. Deshalb giebt es für Merkur keinen Wechsel von Tag und Nacht. Eine Hälfte seiner Oberfläche ist den Sonnenstrahlen beständig ausgesetzt, die andere Hälfte liegt in ewiger Nacht. Nimmt man hinzu, daß die Sonnenwärme wegen seiner großen Nähe zum Zentralherd etwa sechseinhalmal intensiver ist als bei uns, so begreifen wir, daß dort ganz grundverschiedene meteorologische Verhältnisse vorliegen müssen. Dazu kommt noch, daß Merkur keine ausgedehnte Atmosphäre haben kann, was aus der geringen Größe des Planeten folgt. Sein Durchmesser beträgt nur etwa ein Drittel von dem der Erde, etwa 4800 Kilometer. Merkur ist also nicht wesentlich größer als unser Mond. Diese notwendig wenig dichte Lufthülle, die der kleine Planet nur festhalten kann, vermag sicher auch nur wesentlich weniger Wärme zu absorbieren, und es gelangt deshalb sicher noch viel über sechseinhalmal mehr Sonnenwärme auf die Oberfläche der der Sonne zugekehrten Hälfte dieses Planeten. Es können hier unmöglich Lebensbedingungen herrschen, die den unserigen ähnlich sind. Luft und Erdboden müssen von den Sonnenstrahlen völlig ausgetrocknet sein, und die Oberfläche mag wegen der fortwährenden Einstrahlung den Kacheln eines glühenden Ofens gleichen, von dem die heiße Luft aufsteigt, um irgendwo einen Ausgleich zu suchen.

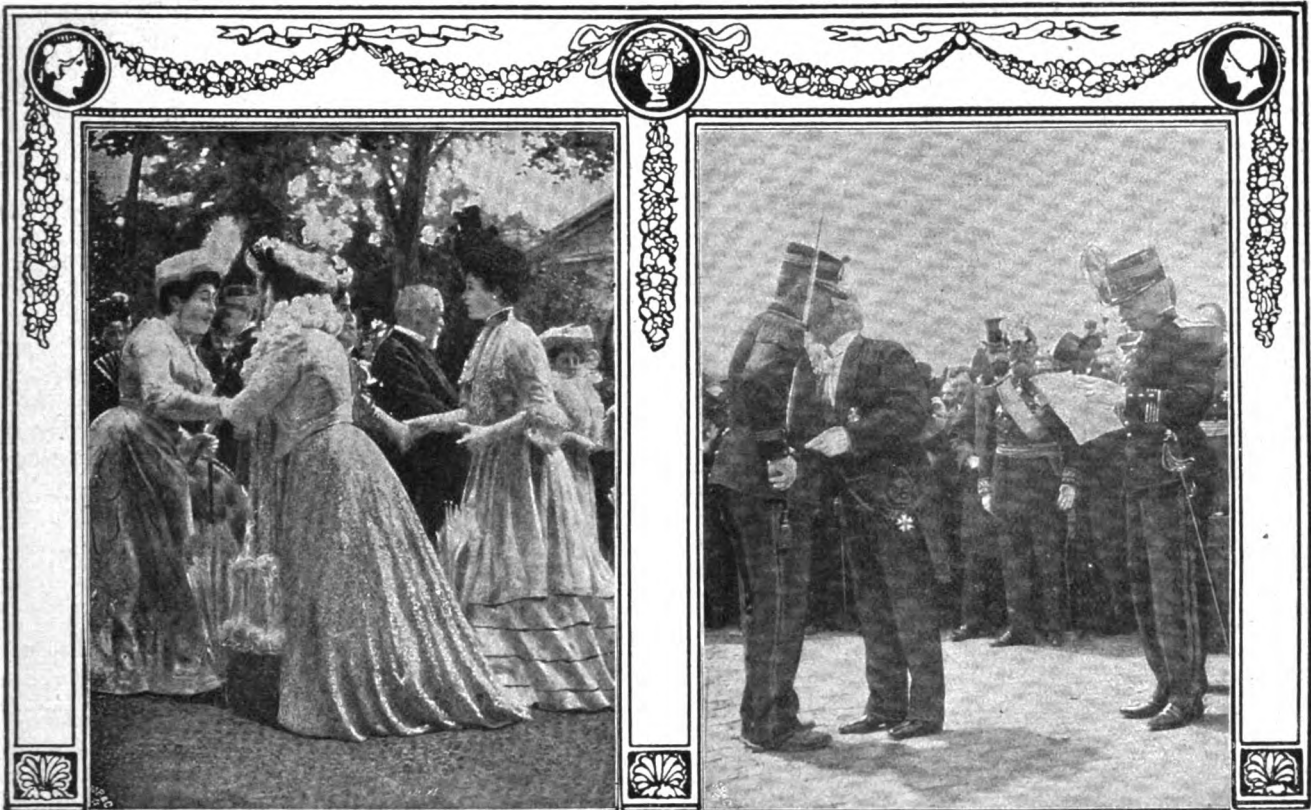
Ganz anders sind dagegen die Verhältnisse auf der Seite der ewigen Nacht. Dem eiskalten Weltraum beständig zugewendet und von einer nur wenig schützenden Lufthülle umgeben, können die Temperaturverhältnisse dort trotz der größeren Sonnennähe ähnlich sein wie bei uns. Von der „Sonnenseite“ muß beständig ein heißer Luftstrom die Nachtseite temperieren, von der umgekehrt ein kalter Luftstrom zurückfließt. Diese eigentümliche Welt besitzt also einen Wärmepol und einen Kältepol. Ueber beiden müssen beständig gewaltige Luftwirbel herrschen. Ueber dem Wärmepol, wo die Sonne ohne Tages- und ohne Jahreswechsel fortwährend im Zenit steht, wirbelt die heiße Luft unaufhörlich empor und strömt in den oberen Luftschichten bis zum Kältepol hin, wo sie aus allen Teilen der Windrose zusammenströmt, um hier, der unten abfließenden kalten Luft nachströmend, zur Oberfläche hinabgerissen zu werden.

Zwischen der Sonnen- und der Nachtseite dehnt sich rings um den Planeten ein Gürtel, den man die gemäßigte Zone nennen könnte. Ihn treffen die Sonnenstrahlen nur schräg, und es ist sehr wahrscheinlich, daß hier noch die Sonne, ohne weder tief unter noch höher über den Horizont zu treten, doch noch auf- und untergeht. Unser Mond führt auch noch eine entsprechende Bewegung aus, indem er um eine Mittellage hin- und

herschwanft. In dieser gemäßigten oder Dämmerungszone des Merkur kann sich vielleicht genügende Feuchtigkeit aufhalten, die sich den hier am schwächsten wehenden Winden mitteilt. Diese Feuchtigkeit, die auf diese Weise zur Nachtseite hinübergetragen wird, muß beim Kälterwerden der Luft hier wieder ausgeschieden werden. Wir können uns also die Nachtseite mit beständigen Wolkenzügen überdeckt denken, die einen schützenden Mantel gegen die aus dem Weltraum einstrahlende Kälte bilden. Diese Wolken werden von der sechseinhalmal größeren Lichtfülle, die dem sonnennahen Planeten zufließt, viel auffangen können und deshalb auch die Nachtseite mit einem Dämmerchein überziehen, der vielleicht bei einer größeren Lichtempfindlichkeit dort lebender Geschöpfe von Wolkenschleiern gedämpftes Sonnenlicht durchaus ersetzen kann. Kurz, es hindert uns nichts, anzunehmen, daß von jener gemäßigten Zone an bis in eine gewisse Entfernung vom Kältepol hin eine Lebensentfaltung wohl vorhanden ist.

Aber wie seltsam verschieden muß diese Welt von der unserigen sein! Keine Abwechslung von Tag und Nacht, von Sommer und Winter giebt es hier. Eine große Beständigkeit aller astronomischen und meteorologischen Verhältnisse ist eingetreten. Ein weites Gebiet des Planeten, etwas weniger als die Hälfte seiner ganzen Oberfläche, ist heiße Wüstenei, alles Lebens bar; auf der entgegengesetzten Seite aber herrscht lebendige Dämmerung, von hellen Wolken ausgehend, die immer nur in ein und derselben Richtung, nach dem Kältepol hinziehen und in ihren Lücken immer die gleiche, nur im Lauf von 88 Tagen einmal auf- und untergehenden Sterne zeigen, an einem Himmel, der niemals eine Sonne oder einen Mond sah. Zwischen diesen extremen Gebieten befindet sich jene „gemäßigte“ Zone, die noch einen Sonnenauf- und Untergang kennt. Aber das Tagesgestirn, fast dreimal größer als bei uns, steigt immer nahezu an der gleichen Stelle des Horizonts langsam und nur wenig empor, um an der gleichen Stelle auch wieder herabzuspendeln. Alle Naturverhältnisse bieten wesentlich weniger Abwechslung, als wir es bei uns gewohnt sind; das ganze Naturbild ist deshalb wohl auch in den Einzelheiten eintöniger, ausgeglichener. Ob es die Lebewesen dort verstanden haben, aus ihrer eigenen Intelligenz heraus sich das Leben vielseitiger zu gestalten? Wir wissen es nicht. Wir haben überhaupt keinerlei Andeutung davon, daß auf Merkur Leben herrscht, wir sind jedoch davon überzeugt, daß überall da im weiten Universum auch Leben ist, wo ihm die Bedingungen zu seiner Existenz geboten sind.

Aber wir müssen nun von unserm Gedankenflug zurückkehren, obgleich wir kaum die allernächsten Nachbarstaaten unseres Sonnenreichs besucht haben. Wie viele andere ganz verschiedenartige Welten bevölkern den Himmel! Unererschöpflich ist die Vielseitigkeit der Natur, die sie aus den einfachen Prinzipien ihrer Gesetze entwickelt, und die wir deshalb auch, geleitet von dieser uns bekannten Gesetzmäßigkeit, vor den Augen unseres Geistes entfalten können, ohne allzufalsch zu gehen. Denn was wir Menschen in unserm schwachen Geist zu kombinieren vermögen, das hat die unendlich schöpferische Natur, die keine Möglichkeit unbenutzt läßt, sicher irgendwo auch verwirklicht, und noch unendlich vieles mehr, das keine Phantasie sich träumen läßt.



Grau Loubet. Loubet.
Empfang im Garten des Glycéepalastes.

Loubet.
Loubet dekoriert einen Offizier.

Der Hofstaat des französischen Präsidenten.

Hierzu 11 Aufnahmen von Léon Bouët und Chusseau-Flaviens, Paris.

Am 14. Juli wird Frankreich wieder unter rauschendem Jubel sein Nationalfest begehen. Bei diesem Anlaß wird man sich in erster Linie der Männer erinnern müssen, die berufen waren, während des nun zweiunddreißigjährigen Bestehens der dritten Republik die Geschicke des Landes als Staatsoberhaupt zu leiten.

Herr Thiers, der erste Präsident der dritten französischen Republik, den man heute noch nicht anders als Monsieur Thiers nennt, blieb auch als Präsident noch der Premierminister. Ein ungemein fleißiger und thätiger Mann, that er alles selbst — alles und den Rest, wie die Franzosen sagen. Zum Repräsentieren hatte er keine Zeit. Er arbeitete in seinem Kabinett und leitete alle Staats-

geschäfte, aber das Publikum bekam ihn nicht zu Gesicht, und von öffentlichem Auftreten war nur in ganz seltenen Ausnahmefällen die Rede.

Unter seinem Nachfolger MacMahon änderte sich das etwas, aber nicht sehr. Zwar fiel es dem Marschall



General Dubois, Generalsekretär der Präsidentschaft.



Oberst Lamy, vom militärischen Stabe des Präsidenten.

nicht ein, gleich seinem Vorgänger sich an den Schreibtisch zu setzen und hier acht oder gar zehn Stunden zu arbeiten. Er begnügte sich vielmehr mit dem Unterzeichnen nötiger Urkunden und ließ seine Minister die ihnen zukommende Arbeit thun. Im übrigen aber war und blieb er Soldat, dem alle Zivilisten Dinge fremd und unangenehm waren. Alle Feierlichkeiten und Feste, die sein öffentliches



Lakaten und Diener im Elysee.

Erscheinen bedingten, flößten ihm den größten Widerwillen ein. Die Hauptschuld an diesem Benehmen, das ihm unter den Deputierten und Senatoren viele Feinde machte, war im Grund der unüberwindlichen Schüchternheit des Marschalls zuzumessen, die ihn nur dann verließ, wenn er

unter seinen Soldaten war, Truppen inspizierte oder sich sonst mit militärischen Dingen beschäftigte.

Der dritte Präsident, Herr Grévy, haßte jedes öffentliche Auftreten, weniger aus Schüchternheit, sondern weil er sich eben nur in seinen vier Wänden wohl fühlte. Zu ihm konnte das Publikum also ebensowenig Fühlung gewinnen wie zu seinen beiden Vorgängern. Carnot zeigte sich zwar dem Publikum häufiger, hüllte sich aber stets in eine kalte Würde und Korrektheit, für die sich die Franzosen nicht erwärmen konnten. Casimir-Périer eilte so schnell vorüber, daß er keine Zeit hatte, sich ordentlich zu zeigen. Für Felix Faure bestand sein Amt hauptsächlich in der äußerlichen Repräsentation, und er schwelgte förmlich in offiziellen Empfängen, Festen, Banketten, Reisen u. s. w. Bei dem großen Haufen war er deshalb der populärste Präsident.

Emil Loubet ist wohl der erste Präsident der dritten Republik, der seinen Repräsentationspflichten mit ruhiger Gewissenhaftigkeit nachgeht, der ihnen weder ausweicht noch nachläßt, der sie mit Takt und Geschick ausfüllt, ohne ihnen eine überwiegende Stelle einzuräumen. Er hat nach und nach die Sympathien aller Kreise gewonnen und ist jetzt nicht mehr weit davon entfernt, dem Herzen des französischen Volkes näherzustehen als jemals ein Präsident vor ihm. Seine ruhige und doch freundliche Würde, die er bei feierlichen Gelegenheiten zeigt, hat den Leuten imponiert, die einst für Herrn Felix Faure schwärmten.

Ich erinnere mich einer Vorstellung im Odéon wenige Monate vor dem Tod Faures, zu der der Präsident seine Gegenwart angekündigt hatte. Die Vorstellung wurde wegen dieser Ankündigung eine halbe

Stunde aufgehalten und nahm erst ihren Anfang, als der von den Klängen der Marseillaise und von einer Schar Spalier bildender städtischer Gardisten empfangene Präsident gekommen war. Ein halbes Jahr später sah ich Loubet mit seiner Gattin und seinem Sohn ruhig und einfach im



Monsieur Croude, erster Spitzenretter.

französischen Theater erscheinen, ohne Marseillaise, ohne Gardisten, ohne vorherige Ankündigung und ohne dadurch verursachte Verzögerung des Schauspiels. Loubet kann man alle Tage in den Anlagen der Champs Elysées oder im Tuileriengarten begegnen, wo er mit seinem Sohn oder mit einem seiner Sekretäre oder sonstigen Palastbeamten spazieren geht und die Grüße der Vorübergehenden freundlich erwidert. Und so ist unter seiner Regide auch das Elysée weit zugänglicher und gemütlicher geworden als zu Faures Zeiten.

Der Palast der französischen Präsidenten ist kaum größer und glänzender als die Wohnungen von hundert oder gar tausend reichen Leuten in Paris. Mit seinem Garten nimmt der Elyséepalast ein großes Gebiet ein, das von den Straßen St. Honoré, Elysée, Marigny und Gabriel eingeschlossen ist und durch die letztgenannte Straße in direkter Verbindung mit der Avenue des Champs Elysées, der prächtigsten Straße der Welt, steht. Die Fassade des Palastes liegt an der engen und durchaus nicht majestätischen Rue St. Honoré, während der Garten an die Avenue Gabriel grenzt. Seit wenigen Jahren erst ist ein hübsches Chor durch die Gartenmauer gebrochen, das dem Präsidenten gestattet, von dieser Seite seinen Palast zu betreten oder zu verlassen. Indessen wird diese Ein-



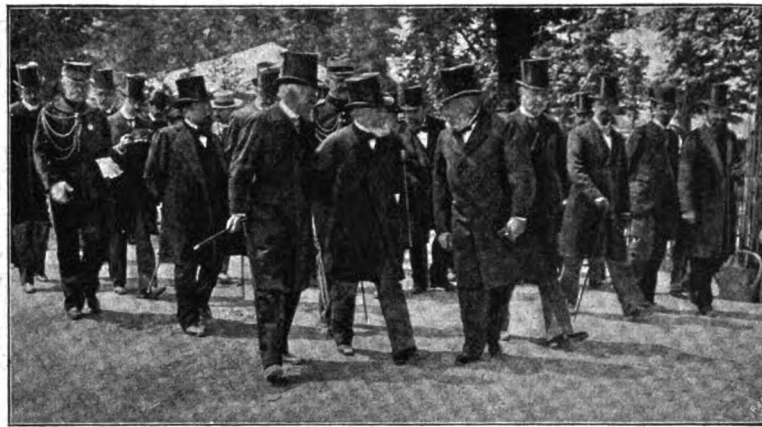
Der Herr Hausmeister im Elysee.

fahrt bei den offiziellen Empfängen nicht benutzt, sondern die Wagen der Geladenen fahren durch einen Chorweg in der Avenue Marigny in den Ehrenhof, von wo eine breite und stattliche Treppe in die Empfangsräume des ersten Stocks führt. Ein besonders anziehendes Bild bietet dieser Innenhof an den Tagen großer Empfänge oder auch, wenn die Minister zum Konseil



Die Wagen der Minister im Hof des Elyseepalastes.

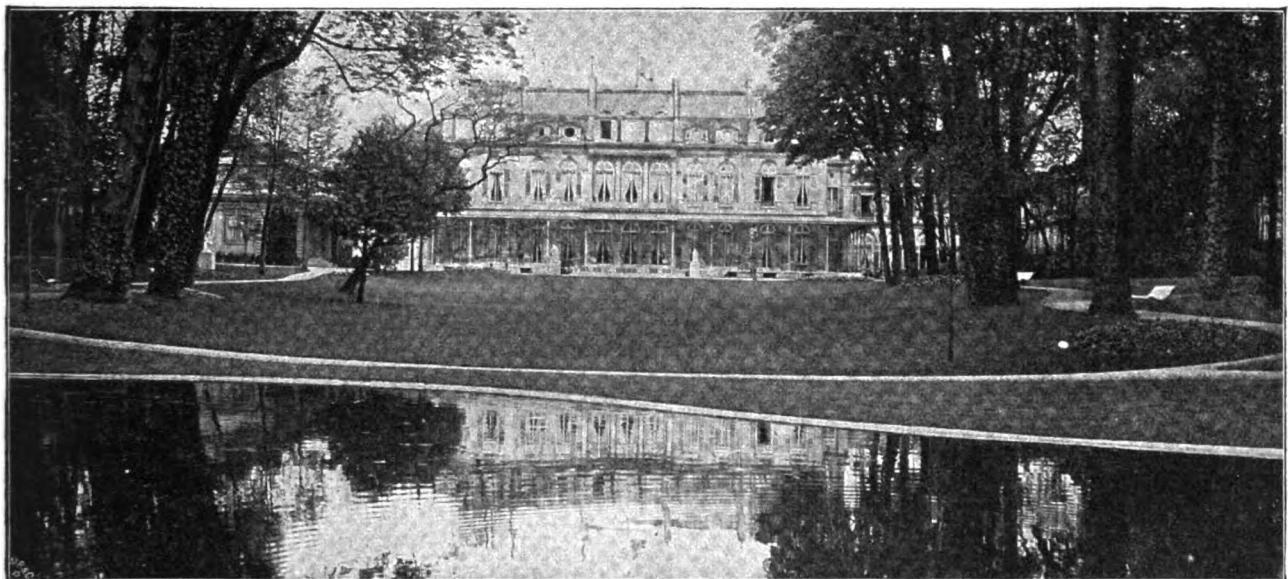
im Elysée weilen und nun ihre eleganten Equipagen im Hof auf sie warten. Die Säle im Palast sind reich und vornehm, aber nicht besonders prächtig eingerichtet, und auch an Umfang stehen sie vielen andern Pariser Palästen nach. Eine Hauptannehmlichkeit des Elysée ist der herrliche, mit hundertjährigen Riesenbäumen bepflanzte Garten, in dem sowohl der Präsident als auch seine Gattin ihre intimeren Sommerempfänge und ihre beliebten Gartenfeste zu geben pflegen (vergl. Abb. Seite 1299). Wer nicht zu diesen Festlichkeiten zugelassen wird,



Präsident Loubet mit Gefolge im Tuileriegarten.

zendste Uniform an, schmückt sich mit seinen zehntausend Orden, die Postillone der Equipage, die Lakaien und Diener, einführenden Huissiers und nicht zuletzt die eskortierenden republikanischen Gardisten glänzen und gleißen, daß den Zuschauern die Augen wehthun, und Herr Loubet selbst sieht in all der prunkenden Pracht so einfach und ruhig aus,

daß man den Herzenswunsch seines Vorgängers, der absolut eine schöne Uniform haben und den schwarzen Frack aufgeben wollte, begreifen lernt. Indessen geht es derweilen auch im schwarzen Frack, und die natür-



Der Elyséepalast, vom Park aus gesehen.

kann sich damit begnügen, die Gäste ankommen oder den Präsidenten und seinen Hofstaat ausfahren zu sehn. Das letztere geschieht bei den offiziellen Gelegenheiten, wo Herr Crozier, der seit dem Tode Herrn Faures melancholisch zu werden drohte, wieder einmal ein frohes Gesicht machen kann, und wo Herr Croude, der dem einst so berühmten Montjarret als erster Spitzenreiter des Präsidenten im Amt gefolgt ist, sich in seinem vollen Glanze zeigen kann. Dann legt der Generalsekretär der Präsidentschaft, General Dubois, und der Oberst Eamy vom militärischen Stab seine glän-

liche Bonhomie, womit Herr Loubet seine Festreden hält, Offiziere dekoriert und fremde Diplomaten und Potentaten empfängt, kleidet den Präsidenten einer Republik vielleicht besser, als es der von Herrn Felix Faure ersonnene, über und über mit Goldstickereien bedeckte Frack gethan hätte. Herrn Faure, der ein großer und stattlicher Mann war, hätte die schillernde Uniform ja wohl ganz gut gestanden, aber Thiers, Grévy und Loubet hätten höchstwahrscheinlich in einem solchen Aufzug mehr komisch als erhaben ausgefallen.

Karl Eugen Schmidt.



Der Präsident fährt aus.





Seitenschwimmen.

Schwimmen und Tauchen.

Hierzu 6 photographische Momentaufnahmen.

Fast alle Lebewesen außer dem Menschen kommen mit der Fähigkeit auf die Welt, schwimmen zu können. Ein kleiner Hund, eine junge Katze, selbst das furchtsame Häslein können in dem Augenblick, wo sie sich auf dem Land bewegen können, sich auch im Wasser über der Oberfläche halten; selbst Vögel, die nicht zu dem Wassergeflügel gehören, verstehen durch Schwimmbewegungen im Notfall ihr Leben zu retten; sich wenigstens verhältnismäßig lange Zeit durch Schwimmbewegungen aller Art vor dem Tod des Ertrinkens zu schützen. Fliegen und Insekten aller Art schwimmen stundenlang; nur der Mensch sinkt, wenn er die Kunst, sich im Wasser zu bewegen, nicht erlernt hat, rettungslos in die Tiefe. Dagegen giebt es aber unter den Lebewesen, denen die Natur das Dasein auf dem Land vorgeschrieben hat, auch keine Künstler des Schwimmens im eigentlichen Sinn des Wortes; Landtiere nehmen das Wasser nur freiwillig an, wenn sie sich erfrischen oder das Wasser als Hindernis überwinden wollen. Dem Menschen bietet das

Schwimmbad in glühenden Sommertagen die schönste Erholung, das Schwimmen gehört mit zu den erfolgreichsten körperlichen Übungen, weil es alle Organe in Bewegung setzt und beschäftigt. Atmungsthätigkeit, Herz und Muskulatur sind gleichmäßig in Anspruch genommen, im gewöhnlichen Leben sagt man, daß man sich nach einem Schwimmbad „wie neugeboren“ fühlt. Das ist keine bloße Redensart; jeder, dem sein Gesundheitszustand oder eine unüberwindliche Scheu ein kühles, wohliges Bad nicht versagen, hat die Wahrheit dieses Ausspruchs sicher schon am eigenen Körper gefühlt.

Der Badevorschriften giebt es natürlich viele, hier wie überall gilt der fridericianische Grundsatz, daß jeder nach seiner Fassung selig werden muß. Einer liebt es, langsam in das Wasser zu gehen, ein anderer wieder stürzt sich kopfüber in die Fluten. Es ist ganz natürlich, daß sich unter der letzteren Kategorie wahrhaft akrobatische Künstler herausgebildet haben, die, was persönlichen Mut, Ueberwindung des natürlichen Gefährgefühls, Kraft:



Senkrecht auf den Grund.



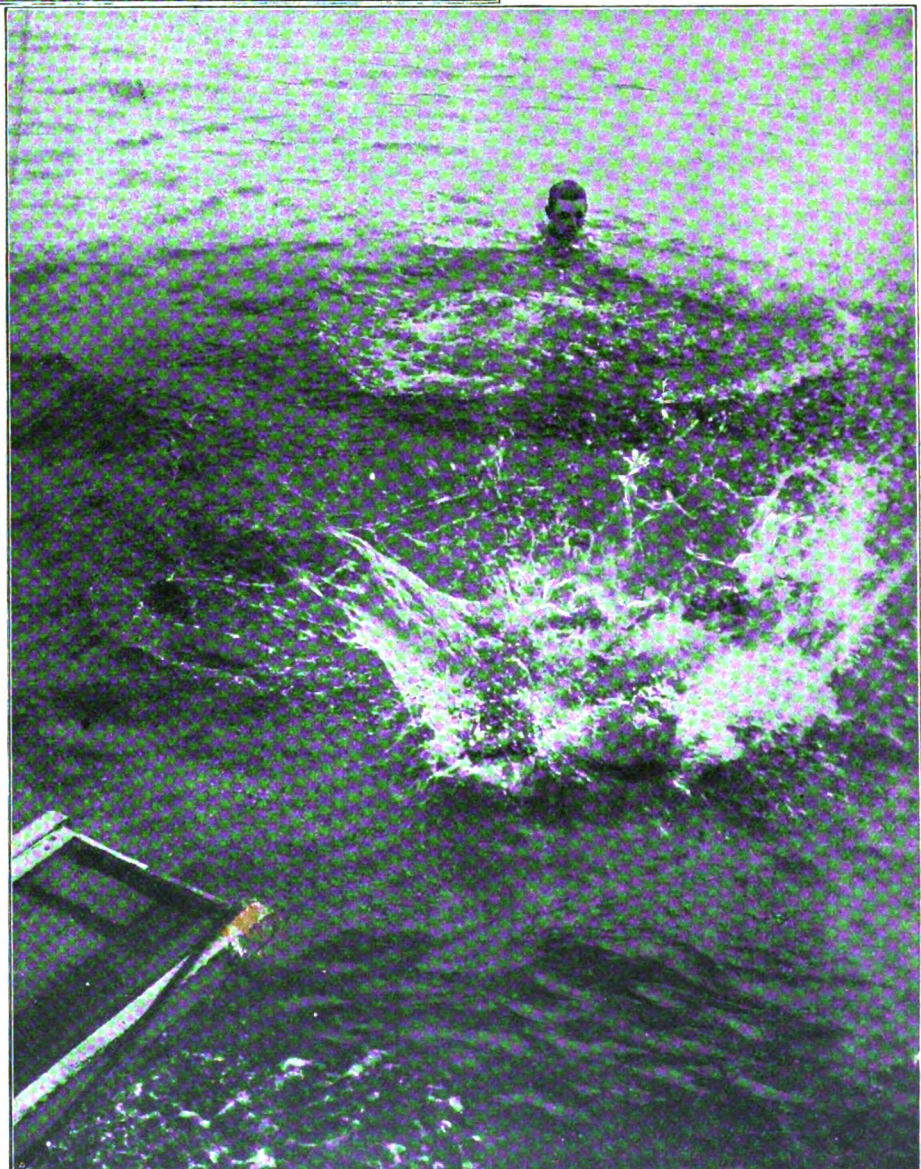
Sprung auf Kommando.

und Gewandtheit anbetrifft, mit jedem, der auf andern Gebieten, sei es aus Wagemut, sei es aus Erwerbsrücksichten sein Leben aufs Spiel setzt, siegreich in die Schranken treten können. Es setzt schon eine gewisse Übung voraus, sich selbst aus mäßiger Höhe in das dunkle, gährende Wasser hinabzustürzen. Die meisten, die es in der Schwimm- und Tauchkunst weit gebracht haben, werden sich gewiß nur ungern ihrer ersten Lehrstunden erinnern, wenn sie als Knaben auf einer nur meterhohen Barriere gestanden haben und die ersten verunglückten Versuche eines mißlungenen Kopfsprungs machen mußten; sie müssen zugeben, daß vielleicht das Höhnern der Kameraden mehr als eigenes Mutgefühl sie zu wiederholten Versuchen des Wagnisses veranlaßt haben. Aber wie hier, so überall: „Übung macht den Meister“.

Auf unsern Bildern sehen wir, wie weit ein kühner Schwimmer es beim Springen durch Mut und Geschicklichkeit bringen kann. Allerdings gehört hierzu auch eine bestimmte Wissenschaft, wenn man nicht ganz gehörig zu Schaden kommen oder gar noch das Leben einbüßen will.

Wie bei den meisten körperlichen Übungen, so hat auch England auf dem Gebiet des

Schwimm-, Taucher- und Springsports eine führende Rolle gespielt. Nicht nur zum Vorteil der englischen Bevölkerung, denn der Sport artete in Selbstzweck aus, und die jungen Leute in England wußten mit ihren athletischen Muskeln nichts weiter anzufangen, als sportmäßige Übungen auszuführen. Trotzdem ist es sehr interessant, zu erfahren, wie sich die Engländer für ihren Sport trainieren. In einer englischen Badeanstalt waren vier Sprungbretter in verschiedener Höhe angebracht. Das erste befand sich 20 Fuß über dem Wasserspiegel, das zweite 30, das dritte 42 und das vierte 50 Fuß. Auf den unteren „Etagen“ ging es ganz gut, aber bei einer Höhe von 42 Fuß brauchte ein geübter Springer schon eine halbe Stunde Zeit, bevor er den Mut fand, sich von



flacher Kopfsprung aus der Höhe.

oben herabzustürzen. Tatsächlich versteht denn auch ein Laie kaum, wie die Leute von den schwindelnden Höhen, die unsere Bilder zeigen, kopfüber herabspringen können, ohne irgendwelchen Schaden zu nehmen. Es gehört eben eine ganz außerordentliche Technik dazu. Die meisten phänomenalen Taucher springen aus entsprechender Höhe zumeist vorwärts nach oben, sie biegen sich in der Luft so zusammen, daß die Hände die Füße berühren, und recken sich erst wieder kurz vor der Berührung der Wasserfläche auseinander. Andere vorzügliche Schwimmer und Taucher strecken nie die Hände voran, sie springen zunächst mit dem Kopf voraus und halten die Hände erst im letzten Augenblick vor Gesicht und Kopf. Sie behaupten, daß das die beste Art sei, das Gesicht und den Kopf zu schützen. Bei einem Sprung aus bedeutender Höhe liegt die Gefahr vor, daß der Luftdruck das Trommelfell zerstört. Um sich davor zu bewahren, thut man gut, sich in Öl getränkte Baumwolle in die Ohren zu stecken, weil dann Wasser nicht plötzlich in den Gehörgang eindringen kann.

Vor allen Dingen darf man beim Sprung die Beine nicht nach hinten krümmen, weil man sonst einen sehr



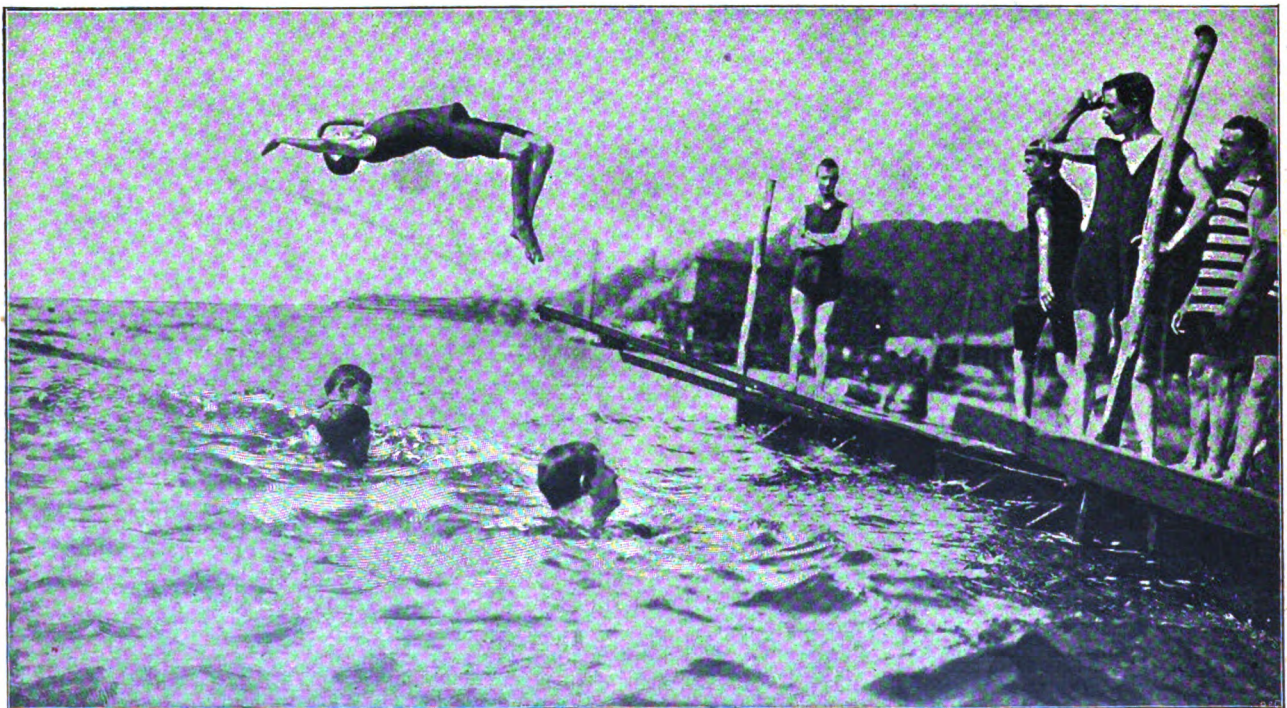
Sprung mit schlecht geschütztem Kopf.

empfindlichen Schlag auf die Waden erhält. Es liegt hierin noch die große Gefahr, daß man sich überschlägt, mit dem Rücken auf das Wasser prallt, wodurch man aus entsprechender Höhe, wie jeder Schwimmer weiß, sich den allergrößten Leibeschaaden zuziehn kann. Wenn man aus beträchtlicher Höhe in das Wasser springen will oder muß, handelt man am besten, wenn man zunächst hoch in die Luft springt, den Körper in horizontale Lage bringt, die Arme nach unten. Unmittelbar vor dem Wasser schnell man die Beine, die festgeschlossen bleiben, Fußspitzen nach hinten und außen, in die Höhe, legt die Hände über den Kopf, die Zeigefinger fest zusammen und die Handflächen nach unten. So hat man die besten Chancen, daß man im richtigen Winkel in das Wasser gelangt.

Es liegt wohl ein eigener Reiz darin, gewagte Schwimm- und Springkunststücke auszuführen, aber wer

nicht die rechte Übung hat, sollte sich nicht zu halbrecherischen Sprüngen verleiten lassen, und wer nur ein Abkühlungs- und Erfrischungsbad nehmen will, der thut am besten, wenn er es in der Weise ausführt, die ihm die gefahrloseste und genüßreichste zu sein scheint.

215c.



Ein salto mortale.

Nirvana.

Skizze aus dem Pariser Leben von Karl Lahn.

Nanu, ein billet-doux! . . . In der ernsten Arbeitskorrespondenz nimmt sich solch ein rotgerändertes Elfenbeinkovwertchen von unbekannter Hand gar zu neckisch aus, und man muß schon ein hartgesottener Sünder sein, um nicht zu erröten, flüchtig natürlich, wie zwischen zwei Zeilen. Aber die Enttäuschung! Ein parfümiertes billet-doux mit Frauencharakteren bemalt und — Gaston unterzeichnet. Gaston, dahinter steckt keine Frau . . . Gaston Lerrignac ist's, der Nachbar, der drüben im Garten eine Villegiatur hat und der hinter den Azaleenbäumchen seiner Veranda zugleich die reizendste aller Gattinnen verbirgt. Eine Einladung zum Souper! Sieht ihm ähnlich. Kaum, daß wir uns zwei, dreimal formell und aalglatt die Hand gereicht, und nun eine Einladung so zwanglos, so unmotiviert und blasiert zugleich, die sich in ihrer unzeremoniellen Eleganz mit der Person des Absenders allerdings zusammenreimen läßt.

Mitunter taucht seine Erscheinung auf der Veranda auf, stets tadellos angezogen, Haar und Bart ideal gepflegt, der echte kleine Pariser, der ohne die scharfen Bügelfalten im Pantalon seine Seele aushauchen müßte . . . und mit unendlicher Sorgfalt behandelt er viertelstundenlang seine Fingernägel, glättet und feilt sie, bis nichts mehr die Miniaturgeometrie des zehnfachen Ovals stört. Der Krystallkneifer wird zärtlich mit dem blütenweißen Fingerring eines eben dem Schrein entnommenen Taschentuchs gerieben, immer wieder und immer wieder. Dabei blickt der so Beschäftigte mit leiser Melancholie zum Himmel auf, oder auf die kleinen Beete im Vorgärtchen, ohne jedoch die Blüten zu zählen. Hinter ihm steht eine schlanke, hohe Gestalt im hellen Boudoirkleid, bald blau, bald weiß, bald rosa, bald creme, das reiche, dunkle Haar um den Südländerkopf nur leise geordnet, und ihre Rechte stützt sich leicht auf seine linke Schulter. Sie plaudert nicht, sie sehen nichts . . . Hinter ihnen ein heller Salon mit einem weißen Steinwayflügel; die schmalen, hochlehnigen Stühle, die Etagere, die Tischchen modernen Stils, an den Wänden allerhand Impressionistisches. Das entdeckt der erste indiscrete Blick.

Hin und wieder nimmt das Drehen einer Zigarette die Zeit in Anspruch, die andere nötig haben, um zehn zu rauchen . . . Dann schallen vom Flügel leichte Akkorde herüber, die eine warme und nicht zu umfangreiche Frauenstimme begleiten, spanische Weisen . . . Und manchmal steht mit einem Gartenschippchen in der Rechten, stets in staubchenfreiem Gehrock, der selbstvergeffene Kavalier am Gitter seines Gartens, um einige herübergeworfene Bodenkruken vom Kiesweg zurück auf die Beete zu legen; und inzwischen fest sachte mit einem funkelneuen Stubenbesen die schlanke Schöne in rhythmischen Strichen die von der Jose eine Stunde zuvor gereinigte Veranda von etwaigem Staub. Mit Einbruch der Dunkelheit erhellen zehn in alle Ecken verteilte Lampen den Salon und das anstoßende Esszimmer. Herr und Madame sind beim Dinieren leicht zu sehen, die Jose serviert schweigend, langsam, methodisch. Um Mitternacht sind die Vorläden hermetisch ver-

schlossen. Der Herr wandelt eine halbe Stunde lang vor seiner Veranda auf und ab, raucht eine Zigarette und schmalzt mit den Fingern den beiden Schäferhunden zu, die wie Zwillinge rechts und links von ihm einen Schritt weit stolzieren . . . Halbein Uhr nachts. Vollkommene Ruhe, vollkommene Dunkelheit im Häuschen vis-à-vis . . .

Gütiger Himmel — solches Familienleben ist so selten in der gallischen Hauptstadt!

Und da mittenhinein in diesen verschlossenen Garten eine Einladung! Neugierde ist nicht allein die Untugend der Frauen. Zwei Wesen so aus nächster Nähe täglich in ihrem dolce far niente zu studieren, das verursacht die peinliche Frage: wie vertragen Menschen von Fleisch und Blut solche freiwillige Gefangenschaft? Sterben sie nicht vor Langweile? —

* * *

Die Begrüßung ganz einfach in unzeremonieller Eleganz. Lerrignac stellt in flüsternder Weise mit einer Handbewegung vor. Keine andern Gäste. Sie hat sich in ihrem weißen Kleid am Flügel niedergelassen, er lehnt sich am Fenster nieder. Carmen Lerrignac! Sie blickt mit ihren dunklen, ach so dunklen Augen nach mir hin, ohne mich zu sehen, träumerisch, in der Richtung, nach der sie durch kaum merkliches Nicken für meinen Gruß gedankt. Ein ätherisches Wesen, das nicht auf dieser Erde zu wandeln scheint.

„Sie wohnen schön hier,“ beginne ich, um etwas zu sagen.

„Es ist still. Man wird nicht gesehen,“ erwidert Lerrignac leise, als fürchte er ein lautes Echo von den Wänden.

„Sie lieben Ihren Blumen im Garten?“

„Wir lieben unsere Blumen im Garten. Wir leben uns selbst.“

Carmen Lerrignac nickt wie im Traum

„Wir leben uns selbst,“ wiederholt Gaston flüsternd, eine stilisierte Sphinx.

„Einer für den andern,“ dehne ich inquisitorisch das Thema aus.

„Nein. Jeder für sich selbst,“ präzisiert mit dem blütenweißen Taschentuch am Pincenez der Pariser. Und mit langsamem Augenaufschlag setzt er hinzu: „Die Menschen, die für andere leben, existieren nicht. Egoismus regiert die Welt. Bewußt oder unbewußt wird er gefälcht. Ein Nebeneinanderleben, das ist das einzige zu erreichende Ideal, mein Herr.“

Carmen Lerrignac nickt wie aus der ferne Bestätigung.

Ein winziges elektrisches Glöckchen schlägt irgendwo ~~unbemerkt~~ im Zimmer an. Langsam löst sich die weibliche Lichtgestalt von ihrem Sitz am Flügel los. Man schreitet auf dem weichen hellen Teppich dem Speisezimmer zu, wo die Jose das hors d'oeuvre serviert.

„Sie wohnen schon lange in diesem Garten?“ versuchte ich von neuem ein Gespräch einzuleiten.

„Fünf Jahre, drei Monate.“

„Besuchen Sie oft das Theater?“

Der Hausherr lächelt mild. „Theater? — Wie weit liegt das zurück. Genossen haben wir es, bis hierher.“ Seine weiche Frauenhand deutet leicht in die Höhe seines schwarzen Henry IV.

„Allzuviel Theater? Wohl in den ersten Jahren Ihrer Ehe?“

Beide lächeln. „Nein, nein! Diese unsere Ehe ward unsere Rettung vor dem Theater und allem, was drum und dran hängt, vor Gesellschaften, Bällen, Pferderennen, Badereisen und dem ganzen tödenden Lärm.“ Gaston setzt so langsam und methodisch seine Worte, wie das goldene Messerchen die Forelle zerteilt.

„Sie besuchen keine Gesellschaften?“

„Nichts, rein nichts, mein Herr. Das war unser Gelübde vor unserer Verbindung.“

„Und Sie sind glücklich?“

Ein mildes Lächeln, überlegen und gleichgiltig, erscheint auf beider Zügen.

„Um uns zu verstehen, müssen Sie unsere Geschichte kennen. Sie ist banal, sie ist nicht einmal originell. Wir sind geborene Pariser von den beneideten upper ten. Ich, bis zur Schule in den Händen der Dienerschaft, von 12 bis 15 Jahren bei den üblichen bösen Streichen, von 15 bis 20 Jahren Lebemannsch, Kenner des schöneren Geschlechts, Verschwender mit allen Details, ab 20 Jahren beginnender Widerwillen vor der entnervenden Existenz, vor Frau, Geld und Pferd, mit 25 Jahren einlaufend in den Hafen selbstgewählter Ruhe. Carmens Geschichte der weibliche Parallelgang der meinen. Pensions-simpelei, dann die Salonheuchelei, die Jagd über das Parkett, durch die Theater und die Modeorte. Mit 23 Jahren so weit wie ich, *dégout complet* vor der Welt.“

„Sie fahren nicht aus, Madame? *Ins Bois*?“ werfe ich nach einigem Schweigen ein, um auch sie zum Sprechen zu bringen.

„Wozu?“ erwidert sie im Tonfall des Gatten, „die Luft hier in den Gärten ist gut.“

„Um die Menschen zu sehen?“

„O, ich habe einen Schrecken vor den Menschen! Der Lärm, der Staub! Und das fade Geplapper! Ich gehe nicht aus.“

„Sie lieben die Musik?“

„Noch einen Ueberrest davon. Spanische Melodien voll süßer Melancholie. Die erinnern mich an die Abstammung meiner Familie.“

„Sie lesen beide wohl viel und gern?“

„Behüte!“ wehrt Ferrignac mit phlegmatischer Geste ab. „Die Bücher! Schweigen Sie mir von der Weisheit dieser auch so überlebten, bis zum Ueberdruß genossenen Unterhaltung.“

„Doch die Zeitungen . . .?“

„Zeitungen! Mein Herr, vermögen Sie noch so etwas zu lesen? Etwa die Politik? Wenn sich die Menschen um derentwillen die Köpfe einrennen! Auch mich haben sie mit meinem Geld einst in irgendeiner guten Provinz zum Deputierten machen wollen . . . Dann die Neuigkeiten vom Tag! Alle schon dagewesen, lohnt nicht der Mühe, sie anzusehn . . .“ Immer langsamer kommen die Worte; Ferrignac scheint das ungewohnte Sprechen zu ermüden.

„Sie lieben keinerlei Aufregung?“

„Aufregungen?! Gibt es solche für uns, die uns interessieren könnten, die wir nicht alle früher durch-

gemacht im Taumel des sogenannten Lebens? Nein, nein, es giebt keine Aufregungen.“

„Und Sie arbeiten nicht, Sie studieren nicht?“

„Arbeiten? Studieren? Wozu das! Es giebt keine Arbeit, die von Bedeutung für die Welt wäre, geschweige denn für die Person, die sie verrichtet. Es sei, daß soziales Mißgeschick zum Arbeiten nötigt. Ich bin nicht in der Lage.“

Verlegen suche ich nach einer Drehung des Gesprächs, während er sorgfältig das Dessert zerlegt.

„Sehen Sie nicht oft Freunde bei sich?“

„Niemals! Keine Verwandte, keine sogenannten Freunde. Wir leben für uns und werden bis an das Ende unserer Tage so leben. Nur keine fremde Seele in unsern Mauern!“

Wie man das Erröten mitunter fühlt! Ich lehne mich mit einem Ruck zurück und verhehle mein Erstaunen nicht . . .

„Ja, was verschafft mir dann die Ehre einer Einladung?“

Langsam erhebt sich der Hausherr; Carmen und ich thun desgleichen. Er hängt sich sachte in meinen Arm und geleitet mich in den Salon zurück.

„Das will ich Ihnen draußen bei einer Zigarette vor der Veranda sagen.“

Carmen hat sich mit einem leichten Nicken des Kopfes verabschiedet und zurückgezogen.

Draußen in der Abendkühle, immer auf meinen Arm gestützt, beginnt Ferrignac:

„Sie fragen, weshalb wir Sie wider unsere Prinzipien zu uns baten. Das ist nicht so leicht zu beantworten. Und doch muß ich freimütig sein, da ich nicht annehme, daß Sie beleidigt sein werden. Denken Sie sich, Carmen und ich leiden seit vierzehn Tagen an einer fixen Idee. Es ist ein wirkliches psychisches Leiden für uns geworden. Wir fürchten so sehr die Beobachtung in unserer Zurückgezogenheit. Und Sie dürfen wissen, daß wir beide wie Mönch und Nonne für die Außenwelt tot sein wollen —“

„Sie haben über Indiskretion meinerseits zu klagen?“

„Nein, nein, tausendmal nein! Aber als unser Gegenüber müssen Sie gezwungenermaßen auf uns aufmerksam geworden sein, für uns Interesse gefaßt haben. Vom Portier hörte ich dann, daß Sie gar Journalist sind. Sie verstehen —!“

„Nein, ich verstehe wirklich nicht —!“

„Dann muß ich mich deutlicher erklären. Ich — wir kamen auf den Gedanken, daß Sie ein großes Interesse für unser — es ist wahr! — etwas ungewöhnliches Leben fassen müssen, wenn Sie es jahrelang so aus nächster Nähe verfolgen. Unsere fixe Idee ist nun, daß dies Interesse Sie zu einer Studie in einer Ihrer Zeitungen über unser Leben veranlassen könnte, so ein Thema wie ‚das Ende zweier Hypermodernen‘ und dergleichen —“

„Ihr Dasein das Ende zweier Hypermodernen! Eieher Gott, ich schwur bis heute auf das Dasein zweier Curteltaubchen! Kein Gedanke an ein Essay, das Sie befürchten.“

„Dann ist es gut! Der Gedanke an ein solches Sezieren unserer Existenz war mir unausstehlich, und so faßten wir den schweren Entschluß, Sie einzuladen, um Sie zu bitten, sich nie zu einer Zeile über uns ver suchen zu lassen. Sie halten uns für Curteltauben-



Prinzessin Viktoria Luise von Preussen.

Neueste Porträtaufnahme von Hofphot. C. H. Voigt, Homburg v. d. H.

idioten. Schadet nichts. Ich bin beruhigt und danke Ihnen. Sie werden uns nicht zürnen."

Ich bin nie wieder bei dem interessanten Ehepaar gewesen. Ich sehe nur bisweilen Ferrignac auf seiner

Dämmerungspromenade vor der Veranda, sehe seine Zigarette glimmen und höre hin und wieder ein paar leichte, warme, sanfte, einullende Akkorde durch die laue Abendluft wehen . . .
Verlöbten — Nirwana . . .

Orchideenzucht im Wiener Hofgarten.

Nach den Mitteilungen der Kaiserlichen Hofgardendirektion Wien-Schönbrunn. Von Bettina Wirth.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von H. Karl Schuster, Wien.

In der österreichischen Reichsgartenbauausstellung, die im Oktober vorigen Jahres in Wien abgehalten wurde, war trotz herrlichster und seltenster Blumensammlungen der „Clou“, eine Orchideenämplingszucht größeren Umfangs, die alle Ausbildungsstufen von den ersten Keimlingen bis zur entwickelten Pflanze umfaßte, die zum Teil nur durch die darüber gelegten Lupen für das Auge erkennbar waren. Aussteller dieser hochinteressanten und ganz neuen Gruppe war die Kaiserliche Hofgardendirektion in Schönbrunn. Sachmänner und Liebhaber protestierten einstimmig dagegen, daß eine so wertvolle Sammlung der Gefahr des Verderbens ausgesetzt werde, aber der Kaiserliche Hofgardendirektor Anton Umlauf versicherte, das habe nichts zu bedeuten, denn die Zahl der in den Orchideenanzuchthäusern in Schönbrunn vorhandenen Sämlinge sei ohnedies so groß, daß bei weitem nicht alle fertig kultiviert werden können. Ebenso bereitwillig, wie sie die Ausstellung besichtigte, hat sich die Kaiserliche Hofgardendirektion damit einverstanden erklärt, daß das Schönbrunner Anzuchtverfahren in einer Reihe von Bildern für die „Woche“ aufgenommen werde, und sie hat überdies noch die Mitteilungen zur Verfügung gestellt, durch die das sonst so sorgsam gehütete Geheimnis der Orchideenanzucht aus Samen offen dargelegt wird. Um den Wert dieser Bilder und Mitteilungen richtig schätzen zu können, muß man sich folgende bekannte Thatsachen ins Gedächtnis zurückerufen. Bekanntlich müssen bis jetzt alle Orchideen immer wieder neu aus den Tropen, hauptsächlich aus Südamerika, geholt werden. Die großen englischen Firmen schicken ihre Reisenden alljährlich aus und richten deren Ankunft an Ort und Stelle so ein, daß sie die Orchideen in der Ruhezeit einsammeln können. Sie verpacken die gesammelten Pflanzen sorgfältig mit Holzspänen in Fässern und schicken sie nach Europa, wo sie in verdunkelten Glashäusern aufgelegt und vorsichtig wieder an Feuchtigkeit und Licht gewöhnt werden, bis sie nach Wochen die ersten Triebe zeigen, denen bald die Wurzeln folgen. Nun erst werden sie in Töpfe oder Mooskörbe verpflanzt, in denen sie gewöhnlich schon im ersten Jahr reichlich blühen. Solche Importationen, die aus vielen Tausenden von Pflanzen bestehen, werden sorgsam überwacht, ob sich nicht Spielarten darunter befinden, die im Handel unbekannt sind. Finden sich solche Spezialitäten darunter, z. B. die ganz weißen Abarten aller bekannten Sorten, so werden sie abgebildet und in Fachschriften beschrieben, worauf alsbald die Angebote eintreffen. 23 000 Mark ist ein von Sammlern nicht selten gebotener Preis für eine ganz seltene Pflanze. Gewöhnlich gelingt es nicht, eine Pflanze zu teilen, sie

bleibt ein Unikum, auf das der glückliche Besitzer ungeheuer stolz ist. Die ganz weiße *Cattleya* ist z. B. bei ihrem jedesmaligen Auftauchen von amerikanischen Milliardären sofort aufgekauft worden.

Es ist wohl begreiflich, daß dieses ganze umständliche Verfahren die Orchideen zu einem beinahe unerschwinglichen Luxusprodukt macht, und dennoch sind sie so allgemein beliebt, daß es wohl ein Verdienst ist, wenn sie auch minder bemittelten Kauflustigen zugänglich gemacht werden. Aber nicht nur die Verbilligung und allgemeine Verbreitung der Orchidee wird durch deren Anzucht aus Samen erreicht, auch ihre Entwicklung und Vervollkommnung gewinnt dadurch.

Die Befruchtung der Orchideen in der Natur geschieht durch Tiere und ist ganz dem Zufall überlassen. Es kommen deshalb natürliche Kreuzungen nur sehr selten vor. Bei der Anzucht aus Samen werden durch künstliche Kreuzungen eine Menge ganz neuer Abarten erzielt werden; es werden auch durch künstliche Zuchtwahl wichtige Verbesserungen zu erreichen sein. So giebt es Orchideen, die prachtvolle Blüten, aber ganz kurze Stengel haben, so daß sie zur Blumenbinderei nicht zu verwenden sind. Hier wird der Gärtner eine Kreuzung mit einer langgestielten Pflanze vornehmen und dem Uebelstand dadurch abhelfen. Auch die Kreuzung zwischen blaggefärbten, aber schöngeformten und schöngefärbten Blüten läßt sich ausführen.

Große Vorteile verspricht man sich von Kreuzungen zwischen schönen Orchideen, die ein sehr heißes Klima verlangen, und solchen, die mäßigere Temperatur vertragen, weil dann die Kultur der ersteren weniger kostspielig sein wird. In Schönbrunn hat man schon erreicht, daß die Erzeugnisse solcher Kreuzungen in niedrigerer Temperatur sich fröhlich entwickeln.

Man hat sich lange nicht mit der Anzucht von Orchideen aus Samen abgegeben, weil sie allerdings in den Anfängen sehr schwierig ist, und weil allgemein am Glauben festgehalten wird, die Orchidee komme erst im zehnten Jahr zur Blüte. Dieser Glaube wurde in Schönbrunn im großen Maßstab widerlegt, denn man hat dort schon im vierten Jahr Pflanzen mit Blumenscheiden erzielt. Wenn die Orchidee nicht von Anfang an den richtigen Nährboden erhält, dürfte sie allerdings zehn Jahre zur vollen Entwicklung brauchen.

In der Heimat wachsen die meisten Orchideen — mit Ausnahme der Erdorchideen — auf der borstigen Rinde von Stämmen und Ästen, an Stellen, wo in den Rissen Staub und Laub, Flechten und Moose angesammelt und vermodert sind. Diese Nahrungsvorräte sind sehr gering, weshalb die Pflanzen so lange Zeit zur Entwicklung brauchen; beschleunigt wird das Wachstum



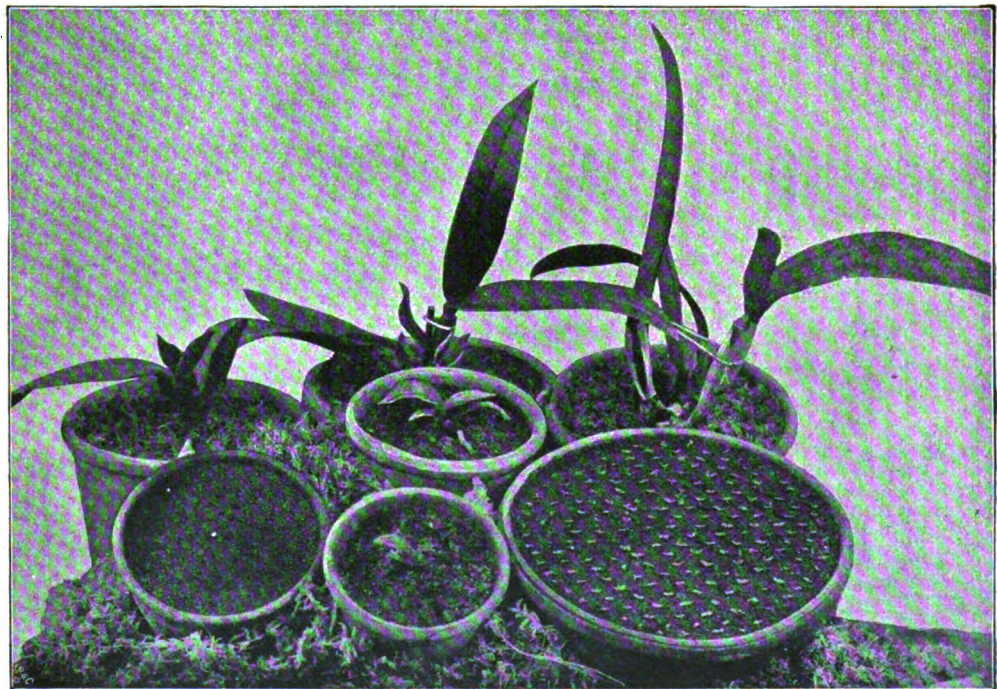
Die Mutterorchideen mit Samenkapseln.

durch Verabreichung derlei geeigneter Stoffe in reichlichem Maß. Es hat sich in Schönbrunn gezeigt, daß man mit reinem, pilzfreiem Eichenmoder, kleinen Stückchen Holzkohle und quarzigem Sand ganz überraschende Resultate erzielen kann. In neuester Zeit hat man auch versucht, Orchideen in Lauberde zu kultivieren, und an manchen Orten schöne Resultate erzielt, aber es hat sich in Schönbrunn erwiesen, daß diese Art Kultur viel größere Aufmerksamkeit erfordert und daß man, wenn die Lauberde nicht im richtigen Verwesungsstadium ist, leicht entmutigende Mißerfolge herbeiführen kann. Die obengenannte Mischung dagegen mit Beimengung von Farnwurzelerde giebt einen lockeren Boden, der dem natürlichen Standort dieser Pflanzen sehr ähnlich ist und ein rasches Wachstum bewirkt.

Bei der Anzucht aus Samen muß man vor allem darauf bedacht sein, daß die Mutterpflanze nur eine Samenkapsel trägt; hat sie mehrere, so wird sie geschwächt, und die Ausbildung der Samen leidet darunter. Eine Samenkapsel enthält in den meisten Fällen Hunderttausende von Samen, die wie Staub aussehen und deren einzelne Körnchen mit

freiem Auge nicht wahrzunehmen sind. Nur die in der Mitte der Kapsel liegenden Samen sind keimfähig. Der Gärtner untersucht mit Hilfe des Mikroskops, welche Samen keimfähig sind, denn die Kapsel kann auch ganz mit taubem Samen gefüllt sein. Ergiebt die Untersuchung ein befriedigendes Resultat, so kann sogleich zum Anbau geschritten werden. Eichenmoder, gehacktes, feines Moos oder ausgegorene Sägespäne werden in Samenschüsseln aufgestellt und mit Samen angestäubt, dann in eine Wasserschüssel gestellt, damit die Feuchtigkeit von unten angezogen wird. Man hat vielfach die Samenschüsseln vor der Sonne bewahrt, sie in den tiefsten Schatten gestellt, und das Re-

sultat war, daß Moose, Flechten und Pilze unbehindert wuchsen und die Pflänzchen im Keim erstikten. Man muß die Samenschüsseln an lichte Orte, an die Sonnenseite des Hauses stellen, dicht unters Glas, und sie so wie die Mutterpflanzen behandeln. Man hat eine Grundbedingung beim Anbau der Orchideen bisher übersehen: die Beachtung der Trockenperioden, die man sie so durchmachen lassen muß wie die Mutterpflanzen. Man hat sich gefürchtet, sie trocken werden



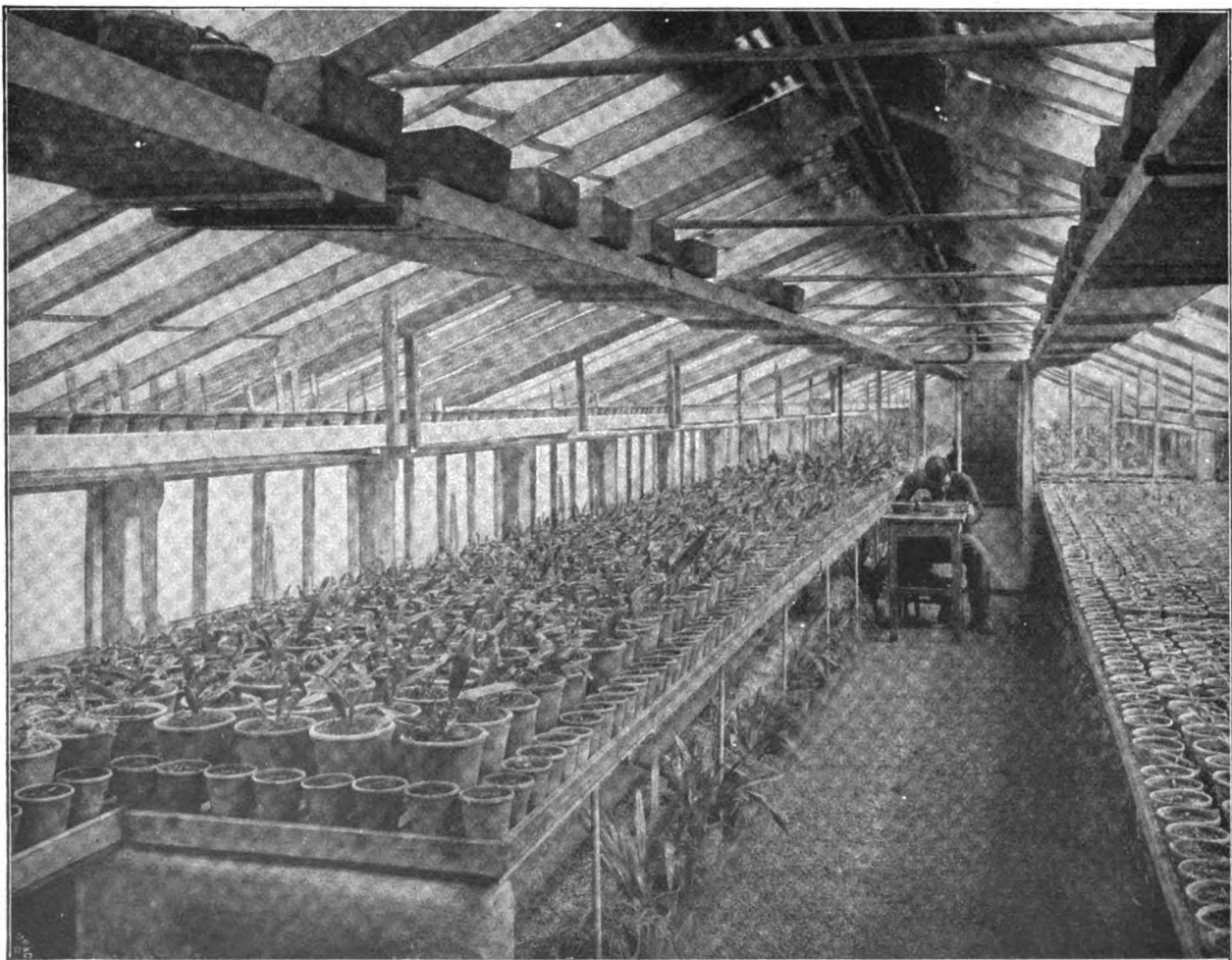
Sieben Stadien im Wachstum der Sämlinge.

zu lassen; es schadet ihnen aber nicht einmal eine wochenlange Trockenperiode. Sowie die Vegetationszeit in der Heimat anbricht, wachsen auch die kleinen Pflanzen wieder. Die Orchideen keimen ganz eigenförmlich und abweichend von andern Pflanzen.

Der Samen wird zuerst grün und treibt auf einer Seite einen sackförmigen Auswuchs, aus dem die ersten Blättchen hervorkommen. Das erste Würzelchen ist mit feinen Saughaaren bedeckt. Das ganze Individuum liegt nur lose auf der Erde auf und wird in der Natur vom Wind vertragen. Wenn dieses Stadium eintritt, muß der Gärtner darauf bedacht sein, dem Pflänzchen neuen Nährboden zu geben, denn der alte hat nicht mehr Kraft genug, um sie im raschen Wachstum zu ernähren. Nun kommt eine furchtbare Geduldprobe. Die Pflanzen sind so klein, daß der Gärtner sie mit dem bloßen Auge kaum wahrnehmen kann, deshalb nimmt er mit der im Auge eingeklemmten Lupe das Umsehen vor. Er hat ein haarfein zugespitztes Stäbchen, mit dem er die Pflänzchen aus dem Nährboden wegholt und sie auf den neuen Nährboden legt. Diese Operation muß bis zum Erscheinen der eigentlichen Wurzeln mehreremal wiederholt werden, besonders wenn sich auf dem Nährboden Schimmelpilze zeigen. Nach dem ersten halben Jahr, wenn sich die jungen Keimlinge bewurzeln, müssen sie einzeln in kleine Töpfe gesetzt werden. In diesen Töpfen bleiben sie längere Zeit, bis sich ihre Wurzeln stark entwickeln. Die Töpfe müssen möglichst

nahe ans Licht gerückt und nur gegen die heißeste Mittagssonne geschützt werden; auch müssen sie mit guter Drainage versehen sein. Erst wenn die Wurzeln den Topf ausfüllen, wird wieder verpflanzt. Im neuen Topf darf dann kräftigere Kost sein, faferiges Erdreich mit englischem „Pit“ (Farnwurzelerde) vermischt. So wachsen die Pflanzen weiter, bis sie im vierten Jahr Blütenansätze zeigen. Wenn sie schon größer sind, können sie je nach der Gattung in Körbchen oder Töpfen weiterkultiviert werden. Cattleyen, Deutroben, Wanden, Oncidien entwickeln sich besser in hängenden Körben; Masdevallien, Cypripedien und alle Erdochideen kommen in Töpfe. Die Erfahrung hat gezeigt, daß die aus Samen gezogenen Pflanzen viel schönere Blumen erzeugen als die alten Kulturpflanzen.

In Schönbrunn stehen jetzt 10 000 Einzelpflanzen in Töpfen, die in den Samenschüsseln gezogenen Pflanzen aller Gattungen und Arten sind unzählig. Gegenwärtig wird ein neues Haus nur für Sämlinge gebaut, das 30 Meter lang und 8 Meter breit sein wird. Für die Kreuzungen wird eine reiche Auswahl von Mutterorchideen bereitgehalten, die direkt aus den Tropen importiert wurden. An alten blühenden Pflanzen hat Schönbrunn 15 000 schöne Exemplare, die in acht Glashäusern untergebracht sind. Im Vorjahr hat die kaiserliche Hofgardendirektion zwei Sammlungen angekauft, die weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus bekannt waren, die Sammlung des Barons Hruby und die des Würnberger Privatiers Forster.



Im Haus der Sämlinge: Der Gärtner verpflanzt mit der Lupe die kleinen Pflanzen aus den Samenschüsseln.

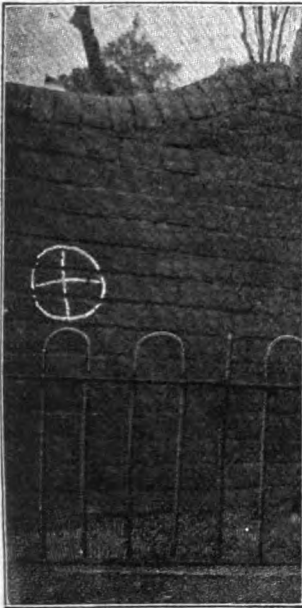
Kundensprache.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die Poesie des Wanderlebens ist dahin. Der Handwerksbursche, der, wie es im Lied heißt, nach Handwerksgebrauch wandern mußte, um sich endlich als zünftiger Handwerksmeister niederlassen zu können, ist von der Landstraße verschwunden, sein fröhlicher Sang ist verstummt, nur noch selten und vereinzelt sieht man den braven Gesellen mit Ränzel und Wanderstab seinen Weg ziehen. Er ist im Besitz eines regelrechten Wanderbuches, ein väterlicher oder mütterlicher Spargroschen beschwert seine Tasche, und wenn das Geld

abflöhen, machen namentlich bei Stockungen des Betriebes und bei Handelskrisen viele Arbeiter überflüssig, die auf die Landstraßen getrieben werden und schließlich in das Vagabundentum versinken.

Es ist ganz natürlich, daß, da das Vagabundentum sich bei uns und auch anderswo gewissermaßen zu einer konstanten Erscheinung entwickelt hat, sich bei diesen Unglücklichen ganz bestimmte Sitten und Gebräuche gebildet haben. Sie besitzen ihre eigene Sprache, die sich nicht nur in Worten ausdrückt, sondern sie übermitteln auch durch geheimnis-



„Hier giebt es Essen“.

zu Ende geht, bevor er ihm zusagende Arbeit gefunden hat, so darf er getrost bei einem Meister das Handwerk grüßen und um einen Gehrpennig für die Weiterreise bitten. Das nannte der Handwerksgefell „fechten“, und noch in späten Jahren erzählte der zünftige Handwerksmeister, der längst in gutem Brot und in Würden saß, von seinen fechtkunststückchen; in der Inanspruchnahme seiner Berufsgenossen lag durchaus nichts Entwürdigendes.

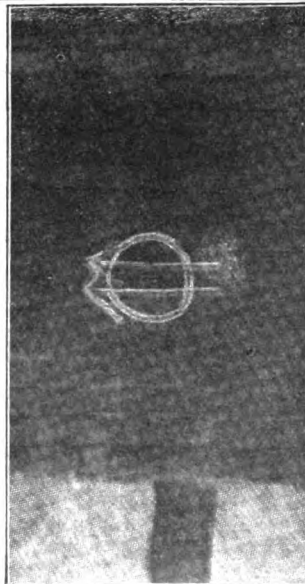
Das ist ganz anders geworden. Die unerbittliche Statistik lehrt uns, daß die Heerstraßen aller zivilisierten Länder heute von einem Heer von Vagabunden bevölkert sind, die, nach Hunderttausenden zählend, ruhelos von einem Ort zum andern wandern, denen das Vagieren Selbstzweck geworden ist und mit der Vagabondage zugleich der systematische und organisierte Bettel. Der staatlichen Aufsicht ist dieser Krebschaden so wenig verborgen geblieben wie der privaten Abwehr; es haben sich Vereinigungen aller Art gebildet, um einerseits der Ueberhandnahme der Vagabondage zu steuern, und andererseits jenen Elementen, denen noch zu helfen ist, Rettung, Unterstützung und vor allem Arbeit zu verschaffen. Hierher gehören die christlichen Herbergen zur Heimat, die Verpflegungsstationen und die Arbeitsnachweise, die in sozialpolitischer Erkenntnis dieses Notstandes gegründet wurden. Denn an dem Vagabundenwesen trägt der Einzelne keine Schuld, es ist eine Folge der Veränderung unserer Produktion; der Großbetrieb und die allgemeine Einführung der Maschine, die die handwerksmäßige Arbeit



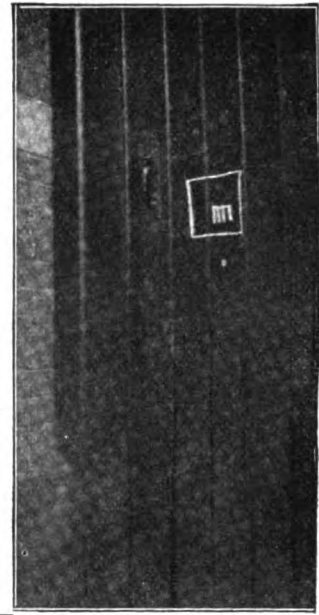
„Hier muss man arbeiten“.



„Drei Frauen im Hause!“



„Mach, dass du fortkommst!“

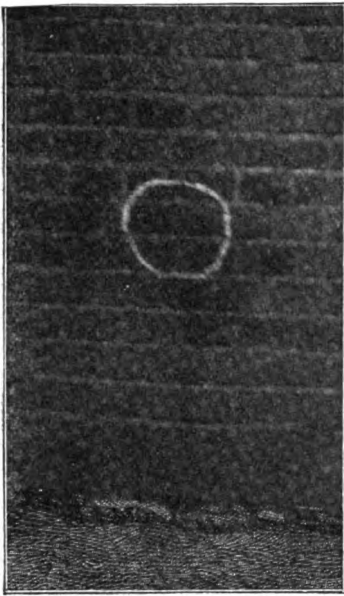


„Im Garten ist ein Hund“.

volle Zeichen, die sie dort, wo sie einmal gewesen sind, hinterlassen, ihren „Berufsgenossen“ Nachrichten, die für diese wertvoll und unerlässlich sind. Natürlich sind solche Zeichen nur dem Eingeweihten verständlich; jeder andere Mensch geht achtlos an ihnen vorüber und acht nicht, daß irgend ein Kreis, ein Quadrat oder einige Striche, die an einer Mauer, einem Zaun oder einem Haus angebracht sind, eine ganze Geschichte erzählen können.

Das ganze Leben des „Kunden“ dreht sich um den Bettel; sein Fühlen, Denken und Trachten geht nur dahin, wie er sich möglichst mühelos die wenigen Pfennige verschafft, mit deren Hilfe er seine

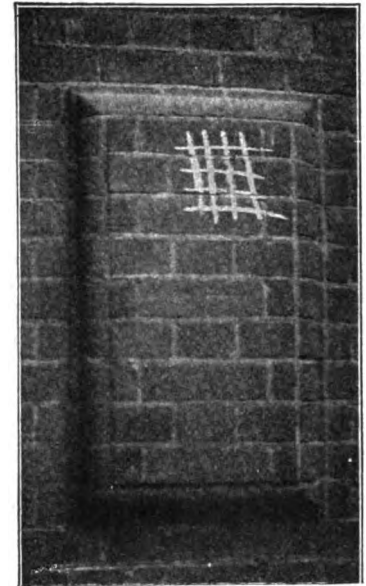
Flasche füllen und in irgendeinem Winkel einer Herberge nächtigen kann, wie er sich die Nahrungsmittel erringt, die er zu seiner notdürftigen Sättigung bedarf. Hat er sich in den Besitz dieser dringlichsten Dinge gesetzt, so blickt er wohlgenut dem kommenden Tag entgegen, um den Kampf ums Dasein von neuem zu beginnen. Es sind der Bedürfnisse nicht viele, die er hat, aber sie nehmen doch seine ganzen Kräfte in Anspruch, und dieses Sinnen und Trachten kommt auch in den geheimnisvollen Zeichen und Inschriften, die wir auf unsern Bildern wiedergeben, ausschließlich zum Ausdruck. Der „Kunde“ ist dabei von einem gewissen Solidaritätsgefühl befeelt; er will dem Schicksalsgenossen, der nach ihm dieselbe Straße zieht, seine Erlebnisse und Erfahrungen mitteilen, um diesen vor unnötiger „Arbeit“ oder Schaden zu bewahren. So deutet der Menschenfreund, der den Firkel mit dem Kreuz auf unserm ersten Bild auf



„Hier hat's keinen Zweck“.

die Mauer gemalt hat, an, daß die Leute, die hinter dieser Mauer wohnen, den müden Wanderer mit einem Imbiß unterstützen. Das Viereck auf den Zaunplanken des zweiten Bildes warnt davor, den Zaun zu übersteigen, denn — es ist ein Hund im Garten. Ob das Zeichen auf dem dritten Bild ebenfalls eine Warnung oder eine Ermütigung bedeuten soll, kann nur ein waschechter „Kunde“ wissen, es bedeutet: „Hier giebt es Arbeit.“ Die „Winkelzüge“ auf unserm vierten Bild geben dem Kundigen eine sehr wertvolle Weisung. In unsere Sprache übersetzt, lautet sie: „Erzähle eine rührselige Geschichte, es sind drei Frauen im Haus!“ Da heißt es also lügen — „Kohl machen“, wie der Kunde sagt — erzählen von der großen Arbeitslosigkeit, von gräßlichen Unglücksfällen in der Familie u. s. w. Die Pfeilstriche auf dem fünften Bild geben eine beherzigenswerte Mahnung: „Mach schnell, daß du fortkommst,“ und die Zeichen auf den beiden andern Bildern haben ebenfalls trostlosen Inhalt: „Es hat keinen Zweck“, und „der Besitzer läßt die Polizei holen“.

So sieht man, daß Hieroglyphen und Keilschrift in unserer Zeit noch nicht ausgestorben sind, mit ihrer Entzifferung beschäftigen sich aber weniger Gelehrte als Polizei und Gendarmen. R. C.



„Der Besitzer läßt die Polizei holen“.

Die Mode auf Reisen.

Hierzu 6 Aufnahmen von Becker & Maas, Berlin, und Valla, Paris.

Das Wetter! Wer lugt jetzt nicht ängstlich jeden Morgen aus, wie sich's anläßt; wer studiert nicht planmäßig die Witterungsberichte und prüft Wien, Zürich,

München, Sylt auf Réaumur, auf „wolkig, bedeckt, Regen“ u. s. w.! Hoffentlich bleibt das Wetter günstig und hebt den Mut aller Ferienwanderer, die ins Ge-



1. Mantel aus leichtem Tuch.



2. Reisemantel aus dunklem Covertcoat.



3. Sakkomantel aus hellem Tuch.

birge, ans Meer und nach waldumstandenen Seen pilgern wollen. Wer einen Badeort aufsucht, thut gut, mit der Toilette auch für schlechtes Wetter vorzusorgen, ebenso wer sich auf die Wanderschaft begiebt. In erster Linie muß die Touristin praktisch gekleidet sein, einem ergiebigen Guß also mit Seelenruhe entgegensehen können, erst dann soll sie an die äußere Eleganz denken. Das Eodentkostüm wird deshalb stets das Ideal aller Reisekleider sein. Mit ein paar Blusen, einer seidenen für die Table d'hôte und zwei andern aus mittelfarbenem Washstoff, die innerhalb weniger Stunden gereinigt sind, kommt eine Ferienkolonistin, die nur mit einem Handkofferchen reist, vollkommen aus. Anders natürlich, wer sich ein oder mehrere Tage in einem Ort aufhält, in Hotels ersten Ranges wohnt und einen Patentkoffer mit sich führt, der mehrere Kleider, mindestens zwei Hüte und einen Reservemantel enthält. Außer dem Reisekleid müssen dann mindestens noch zwei Kostüme mitgenommen werden, ein dunkles, möglichst seidenes und ein helles, luftiges, z. B. für Abendkonzerte im freien. Daneben natürlich der elegante Mantel, der als dritte Toilette rechnet, da seine Länge und schöne Ausstattung das eigentliche Kleid ganz verdunkeln. Dagegen genügt — außer dem Filzhütchen — ein Hut, der am besten ganz schwarz und mit viel Straußenfedern garniert wird. Das paßt überall und zu jeder Zeit. Unsere Abbildungen geben manchen guten Wink zur Beschaffung einer modernen, aber nicht extravagant umfangreichen Reiseausstattung.

Der lange Sackomantel Abb. 3 aus gelbweißem Tuch, höchst elegant mit Goldfiletzwischenfäden, weißgold-rosa Passementerien, deren Medaillons von rosa Chiffonrosetten umrahmt sind, und breiten Doppelbiaisen ausgestattet, bedeutet eine Toilettenhilfe nicht zu unterschätzender Art. Mangelt z. B. die Zeit zum Umkleiden, so läßt sich eben manches auf diese Weise wirklich „bemänteln“. Auch mit einem andern als dem hier gewählten großen Florentiner mit weißer Feder und Schleifenarrangement am Stirnbügel wirkt der Sacko, der sich auch für den Aufenthalt an der See eignet, vornehm und ruhig. Modern in der Form, aber einfach in der Ausführung — das beste Mittel, allgemein zu gefallen — sind die Mäntel Abb. 1 u. 2.



4. Sacktoilette aus schwarzem Caffet.

Photographische Aufnahme.



5. Helle Toilette aus Batiststeinen.

Während der zweite aus dunkelgrauemliertem Covertcoat mit hellgrauen, offenfartigen Tuchauflagen, diese wiederum mit Spachtelgalon verziert, so recht ein praktischer Begleiter ist, dürfte der Mantel in Abb. 1, weil zarter in Farbe und Material, jedem Wettersturz nicht ohne nachteilige Folgen trogen.

Abb. 4 bringt ein schleppiges Kostüm von schwarzem Tafetas. Die zwölf Bahnen des Rocks, am Gürtel naturgemäß nur schmal, laden nach unten sehr teilig aus. Ein etwa handbreiter, mehrreihig durchsteppter Schrägstreifen giebt der beinahe fünf Meter weiten Rockrundung erst die rechte Form. Originell ist die feste Fracktaille, und als wahres Unikum kann der Ärmel gelten, der oberhalb des Ellbogens mit einer aufstehenden Stulpe eng abschließt, an die dann drei tellerrunde Formvolants in abgestuften Breiten ansetzen. Innen füllen schwarze Chiffonplissees die Weite aus. Mit der Stulpe harmoniert der Kragen aus weißer Seide. Der große schwarze Strohhut à la Fontainebleau trägt am inneren emporgeschlagenen Rand eine langwallende schwarze Straußenfeder, oben eine gleiche, aber flache Garnitur.

Eine helle Toilette aus ecrufarbenem Batiststeinen zeigt Abb. 5. Alles lose, faltig, auf- und niederflatternd. Der

Rock in tiefen, oben abgenähten Falten, die Um- oder Verhüllung der bequemen Bluse und der Pluderärmel. Was von der Bluse oben sichtbar wird, ist mit irischer Guipüre bedeckt. Der von den Schultern abfallende Kragen, mit seidnen Maframesflechten gebunden, ist mit kaffeebraunen, d. h. café au lait-Seidenstreifen bogenförmig besetzt, ein Auspuß, der sich auf den oberen Ärmeln, den Manschetten und der „Gardine“ wiederholt. Der runde Hut ist mit Spigeninfrustationen, Sammetstreifen und einigen Rosen hübsch aufgesteckt.

Dem allerneuesten Prinzip der Zwanglosigkeit huldigt Abb. 6. Die beinahe formlose Jacke aus opalweißem Tuch mit den glockenförmig sich erweiternden Ärmeln trägt äußerlich einzelne Taschen, die, wie beispielsweise an den Ärmeln, fest ineinander greifen. Die eigentliche Eleganz beruht auf dem lichtgrünen Seidenfutter, das, mit schwarzen Sammetbändern abgenäht, vorzüglich zu der orientalischen Stickereiborte steht, die den Schulterkragen umgiebt. Den Schäferhut umranken rosa Spalierröschen.

Allen denen, die jetzt den Städtewauern entfliehen, wünschen wir „leichtes Gepäck!“ Ohne Toiletenschmerzen ist die Natur doppelt schön!

Allen denen, die jetzt den Städtewauern entfliehen, wünschen wir „leichtes Gepäck!“ Ohne Toiletenschmerzen ist die Natur doppelt schön!



6. Lose Jacke mit Taschengarnitur.

Allen denen, die jetzt den Städtewauern entfliehen, wünschen wir „leichtes Gepäck!“ Ohne Toiletenschmerzen ist die Natur doppelt schön!

G. D.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

12. Fortsetzung.

Bei den jungen Pontows hatte man den sogenannten kleinen Salon zur Taufkapelle umgestaltet. Aus einer Wandnische war die Statue einer dort postierten Amazone entfernt und mit Blattpflanzen und Blumen ein stimmungsvoller Hintergrund geschaffen. Davor stand ein kleiner Altar, weißbedeckt, mit Tauffschale und zwei Bronzeleuchtern.

An diesem Ehrentag des jüngsten Pontow war die Familie wieder versammelt. Philipp Marius im Talar vollzog selbst die Taufhandlung. Anna-Beate hatte sich in den Gesichtszügen kaum verändert, seit sie ihr Vater-

haus verlassen hatte. Nur ihre Augen schienen ausdrucksvoller, strahlender. Aus ihnen sprach der verborgene Glanz eines beglückten und ausgefüllten Daseins.

Um den Jungen, den Wolfgang, war sie von erster Stunde an herum, als sei er in der That die ausschließliche Hauptperson. „So mütterliche Hände, wie Anna-Beate, hat keine sonst,“ sagte Eva in erster Stunde zu ihrem Mann. „Was wird sie ihren eigenen Kindern einst für eine Mutter sein.“

„Ja, ja!“ lachte Erich, über Wolfgang's Wagen gebeugt, in dessen dicke Säusichen hinein. „Strenge dich an, Junge, du kriegst bald ein Cousinchen. Denn ein

Mädel ist es, damit die Sache paßt. Daß du dich von der nicht unterkriegen läßt, verstanden?"

Hans Wilhelm kam erst im letzten Augenblick. Kaum daß er Zeit hatte, in seinem Logierzimmer Toilette zu machen. Als er eintrat, war die Taufgesellschaft schon versammelt und stand schweigend auf dem teppichbelegten Boden, der jeden Schall der Schritte auffing. Blumen und Wachskerzen gaben der Atmosphäre eine seltsam feierliche Stimmung.

Im Halbkreis sollten sich die Paten stellen: Ruth, eine Schwester von Eva und er. In der Mitte saß Eva in einem Sessel und hielt ihr Bübchen in dem langen Spitzenkleid auf dem Schoß. Erich trat rasch auf Hans Wilhelm zu und zog ihn heran. Da sah er Ruth wieder.

War das wirklich Ruth?

Er begrüßte sie stumm. Nein, das war doch Ruth von Pontow nicht, das junge Geschöpf, dem einst Troß und Wildheit durch die feine Haut glühten?

Diese hier schien größer geworden, schlanker, ernster — oder was war es sonst? Gewißlich eins: fremder.

Er hörte nicht viel von Philipps edel gehaltener, warmer Rede. Er sah in die Lichter hinein und trauerte leise. Er trauerte noch einmal um die selige, herrliche Zeit, um die Tage sinnbethörender Leidenschaft, um die Jugend, um die man sie und ihn betrogen hatte. —

Als er das Bündelchen auf den Arm bekam, fing es laut an zu schreien und mit den Händchen um sich zu fuchteln. Er machte keine große Anstrengung, es zu beruhigen, aber es weckte ihn aus seinen Träumen, und er sah sich zum erstenmal seines Freundes Buben an.

Brav so! In dem Kerlchen steckte ja Temperament! Wie er sich beim Schreien mit dem kleinen Körper ordentliche kleine Schubsse gab vor lauter Wut, wie sich sein Gesicht verzerrte und blaurot färbte und er so aus ganzem Herzen heraus brüllte!

Von irgendwoher langte ein weiblicher Arm und nahm der ungeschickten Kindermuhme das Bündel fort. Gleich darauf hörte Hans Wilhelm ein beruhigendes Summen hinter sich, das Geschrei nahm allmählich ab, nur ein paar ärgerliche Tönchen verrieten, daß der junge Mensch sich mit seiner Lebensanschauung noch nicht ganz in Harmonie gesetzt habe, sich aber doch schon darauf einlasse, den Billigkeitsrücksichten Rechnung zu tragen.

Hans Wilhelm fühlte sich wenig dadurch blamiert. Er sah das Bündelchen, als es wieder in seinen Gesichtskreis rückte, ein bißchen spöttisch an. Mein Sohn, du wirst deinem achtbaren Vater viel Freude machen! dachte er. wirst die Pflichten eines Staatsbürgers bald begreifen.

Er stand stocksteif da, als ihm das Bündelchen wieder zugeschoben wurde, so daß die weiblichen Arme es der nächsten Patin, Ruth, zureichen mußten.

Auf Ruths Arm eine kleine Friedenspause, dann ging das temperamentvolle Geschrei von neuem los. Ruth hatte noch nie ein kleines Kind im Arm gehalten, in ihren Bauernhäusern lief sie vor Wickelkindern davon. Jetzt wollte sie den wilden, kleinen Kerl, ehrenhalber, gern beruhigen, aber ihr Auf- und Niederschaukeln und kleines Tänzeln schien ihn noch immer wütender zu machen.

Und über alles hin tönte ungestört des jungen Hofpredigers weicher, klarer Bariton. Er hatte schon mehr Kinder getauft und nahm ihr Wutgeschrei nicht so wichtig, wie dies andern Leuten passierte.

Hans Wilhelm sah Ruths Bemühungen zu und lächelte. „Geben Sie ihn mir,“ sagte er leise.

Ruth warf ihm als Antwort einen kurzen, beleidigten Blick zu. Dann schaufelte sie um so heftiger, und um so heftiger schrie der erbooste Knirps.

Da stand Eva leise auf, und mit einem begütigenden Druck auf Ruths Arm nahm sie das ungebärdige Bürschchen selbst an sich. Auf ihrem Schoß beruhigte er sich zu Ruths Aerger beinahe in derselben Minute und blickte nun still, nur noch mit zornmassen Neuglein in die Lichter hinein.

Nach der Tauffeierlichkeit mußte Hans Wilhelm noch die ihm Bekannten unter den Anwesenden aufsuchen. Götz von Pontow, die starke Gestalt in Frack und weiße Weste gezwängt, reichte ihm beklommen die Rechte.

Der alte Herr hatte Greuliches durchgemacht während dieser Taufhandlung. Philipps Rede war auch an ihm total verloren, und das Gebrüll seines ersten Enkels hörte er nur wie durch einen dicken Nebel.

Es war ein infames Gefühl, so dem Opfer seines bösen Streichs gegenüberzustehn!

Und vergebens fragte er sich: was nun? Wie wird sich die Sache jetzt gestalten? Ein Stachel saß ihm im Fleisch, der trieb und spornte ihn vorwärts: an dir ist es! Du hast den armen Jungen da hineingestoßen, nun hole ihn auch wieder heraus!

Ja — aber wie macht sich das? Hier, im Bann der Konvention, in Frack und weißer Weste, in gesellschaftliche Formen geschnürt, da gehört solche wunderliche Beichte nicht zu den Dingen, die man handhabt, wie Coaste und Komplimente.

Und dann — er wußte ja nicht einmal, was Hans Wilhelm damals gesagt worden war. — Und das Ding war alt, verjährt, vielleicht vergessen von ihm. Jedenfalls: längst überwunden.

Keine bequeme Erkenntnis, wahrlich! Während rings alles in Andacht und Rührung verschnolzen, plagte sich Götz von Pontow, der doch alle Ursache hatte, nebst Erich und Eva der Beglückteste zu sein, mit diesem unerträglichen Zustand.

Als ihn der junge Dr. Hacke jetzt begrüßte, lag ihm ein bitterer Geschmack auf der Zunge, und er machte ein grimmbeißiges Gesicht.

Hans Wilhelm dachte: der Alte sieht mich noch gerade so an, wie vor sechs Jahren. Glaubt er wirklich, daß solche Blumen unter der Schneedecke weiterblühen? Er könnte sich beruhigen!

Bei Tisch erhielt Hans Wilhelm seinen Platz zwischen zwei jungen Damen, Freundinnen von Eva. Die eine war Offiziersbraut, die andere die Gattin des Stabsarztes Eberhard. Die Braut still und verträumt, die junge Doktorsfrau sehr munter und plauderhaft. Ruth von Pontow saß an derselben Tischseite, doch so entfernt von Hans, daß er sie weder sehen, noch ein einziges Wort von ihr hören konnte.

Darüber mußte er innerlich lächeln. Er durchschaute so einigermaßen Erichs Gedanken, die ihn bei der Tischordnung geleitet hatten: ein prinzipielles Festhalten am Kontrakt — also Ruth in unerreichbare Ferne geschoben.

Mehr als er wollte, mußte Hans Wilhelm über diese Taktik Erichs grübeln, und allmählich ging das Gefühl der Belustigung in Verstimmung über.

War er denn verdammt, an dieser alten Kette, die er von seinem Empfinden längst abgestreift hatte, vor anderen Leuten weiterzuschleppen bis in alle Ewigkeit?

In einer Welt, wo man sonst nicht mehr viel an Treue und romantisches Ausharren glaubt, hing ihm allein der Schein des Toggenburgerturns an? Man glaubte allenfalls an seinen Zorn, an die Kraft seiner Entfagung, aber nie an seine innere Gleichgiltigkeit.

Was mochte Erich da mit seiner Frau getuschelt und philosophiert haben, als sie die Tischkarten legten!

Hätte er ihnen nur sagen können, wie er fühlte! So gänzlich ernüchtert, so im tiefsten fertig. Wäre es noch die Ruth von früher gewesen, vielleicht hätte sich da doch noch etwas von alter Wildheit in ihm aufgebaut.

Diese — Dame war ihm nichts als fremd. Fremd, fremd — fremd!

Er war kein Tischherr nach dem Herzen Knigges. Anfangs wohl, aber seine launenhafte Verdüsterung lag nicht innerhalb der Grenzen des guten Tons. Sogar die lebhafteste, gutmütigste Frau Dr. Eberhard verzweifelte allmählich an ihm und wandte sich geärgert ihrem andern Nachbar zu.

Gögg von Pontows spezielles Malheur war es, Hans Wilhelm ziemlich direkt gegenüberzustehen. Nun hatte er es beständig vor Augen, was dieser Mensch that und trieb.

Er selbst gab sich ehrliche Mühe, mit Eva, die seine Tischdame war, liebenswürdig zu sein. Er konnte das, wenn er es wollte. Mochte er auch grauköpfig sein, innerlich und äußerlich verwitert — der flotte Leutnant und Damenkavalier alter verschollener Zeiten war doch noch nicht ganz aus seinem Blut.

Aber heute ging's nur mangelhaft — streifenweise, wie er selbst empfand. Immer wieder und wieder saßen seine Blicke an seinem Gegenüber fest. Wenn du wüßtest! dachte er. Und dann wieder: wie würde alles sein, ohne diese eine That? —

Er sah zu Ruth hinüber. Ihr Tischherr plauderte auf sie ein, ein hübscher Artillerist, einer von Erichs Regimentskameraden. Sie schien nur einsilbig zu antworten, und überdies sah sie blaß aus. Oder täuschte ihn das ungewisse grauweiße Mittagslicht? Oder auch seine eigene Voreingenommenheit? Es war alles möglich.

Gögg von Pontow ward es immer heißer in seiner engen Weste. In seiner Aufregung stürzte er ein Glas Wein nach dem andern hinunter. Er konnte viel vertragen, aber sein Kopf begann schon zu glühen, und sein Empfinden wurde auch nicht beruhigter.

Da sprach ihn seine linke Nachbarin an. Es war ein älteres Fräulein, über die Fünfzig hinaus, eine

Offizierstochter, jetzt aber ganz alleinstehend in recht dürftigen Verhältnissen. Eva hatte ihm vor Tisch eilig etwas von ihr mitgeteilt. Sie war einst eine glänzende, gefeierte Erscheinung gewesen. Der Tod des Vaters, schlechte Vermögensverhältnisse hatten in beinahe standläufiger Weise ihrer damaligen Verlobung, die dicht vor der Hochzeit stand, ein Ende gemacht. Seitdem war ihr Leben eine Kette von Demütigungen. Vielleicht darum, weil die Freunde, die sie sich in ihren guten Tagen erwählte, nicht solche waren, die in bösen standhalten. Jetzt war sie verbittert und einsam. Aus Mitleid nahm man sich ihrer an, suchte ihr trauriges Alter, ihr Altjungferndasein im schrecklichsten Sinn, zu erhellen und zu bereichern.

Während sie eine oberflächliche Salonplauderei mit Gögg von Pontow eröffnete, sah er ihr ins Gesicht. Von einstiger Schönheit fand er nicht mehr viel darin. Sie war hager mit scharfen Linien. Um Mund und Nase spielte bei der geringsten Gelegenheit ein höhnisch bitterer Zug.

Er antwortete ihr mechanisch, was es eben auf solches Phrasengeklapper zu antworten gab. Dabei braunte sich allmählich eine fixe Idee mit fürchterlicher Gewalt in sein Gehirn.

In dreißig Jahren — da war Ruth so alt wie sie. Da konnte sie auch eine alte Jungfer sein. — Und aus Mitleid eingeladen werden. — Und solche Linien im Gesicht haben —

In dreißig Jahren! Und solche Zeit ist herum, ehe man es denkt. Was sind denn dreißig Jahre? Und dann war er tot und konnte sie nicht mehr schützen. Und sie spielte eine Figur, wie diese Alte hier. War grau mit lauter Schrumpeln und solchem harten, angestregten Lächeln . . .

Ihm wurde plötzlich so seelenangst, daß er hätte aufschreien mögen. Dem bedienenden Burschen befahl er, ihm Wasser zu bringen. Er goß es hinunter. Von der Stirn wischte er sich den dicken Schweiß.

Eva sah es. „Papa, ist dir nicht wohl?“ fragte sie ängstlich.

„Doch. Mach keinen Lärm, Kind. Die Hitze, der Wein — und dann regt mich alten Knochen so etwas auch schon mehr auf. Laß mich ganz ruhig, dann wird's schon besser.“

Diese alte Person hat Schicksalschläge gehabt! dachte er weiter. Das hat sie so heruntergebracht, daß sie nie wieder geehrt und würdig werden kann, wie andere, die auch alt werden. Vielleicht auch eigene Schuld, daß sie leichtsinnig und unpraktisch war. Aber was hat Ruth?

Weder Schicksalschläge, noch Schuld. Bloß einen alten, verrückten, gewissenlosen Papa! Und wenn sie nach dreißig Jahren so sieht wie jetzt diese hier, so kann sie sich bei mir dafür bedanken!

Alles Blut wollte ihm wieder zu Kopf wallen, aber er legte sich mit Gewalt Ruhe auf.

Einmal an den Fingern nachrechnen, was ich ihr zethan habe: erst den Troubadour die Treppe hinunter! Das war keine Sünde, der hatte es doch nur auf Dummheiten abgesehen. Dann: der Rechtsanwalt mit der

Platte — wie hieß er gleich? Ich weiß nicht mehr. Das war auch nur, weil ich sie behalten wollte. Es steht doch nirgends geschrieben, daß ein Mann mit einer Platte als freier eine Unmöglichkeit ist. Ich hätte mich wenigstens säuberlich erkundigen können. Aber nichts da! Dann die Haare! — Herrgott, war ich ein Ungeheuer. Und dann — ach dann sperrte ich sie ja wohl noch ab, ließ sie nicht sehn — ja, ja, ich weiß schon! Brauche mir gar nicht alles einzeln anzusagen. Ich weiß schon — ich weiß schon! Ich habe Ruth zur alten Jungfer gemacht.

Er schaute mit bohrenden Blicken zu ihr hinüber. Sah sie nicht wirklich schon alt und verbittert aus? Ja, gewiß! Der Schmelz der ersten Blüte war vorüber. Sie war auf dem Weg zur alten Jungfer!

So macht man es, wenn man sein Kind liebhat! Genau so macht man es! höhnte er sich in verzweifelter Bitterkeit selbst aus.

Dann sah er Hans Wilhelm wieder an, der jetzt tief in seiner Verdüsterung steckte. Kinder, ich bin euer Unglück gewesen! dachte er. Ich hätte lieber sterben sollen statt Leonore. Dann wäre alles, alles anders gekommen!

Der Täufing erschien in der Thür, auf dem Arm seiner Wärterin. Er sollte sich den Gästen noch einmal präsentieren, ehe er in seinen langen Nachmittagschlaf schlüpfte. Das goldbraune Köpfchen lag auf dem Kissen, er sah jetzt dick, gesättigt und in tiefster Seele befriedigt aus.

Ein lautes Hurra begrüßte ihn.

Eva winkte der Wärterin, heranzukommen, und nahm noch einmal ihren Jungen auf den Schoß, und er drehte seine leuchtenden Augen dem Großpapa zu.

Da ward der plötzlich von Bewegung erfaßt. Er legte seine große Hand auf die beiden winzigen Fäustchen und sagte mit einer fast feierlichen Stimme, unbekümmert um die Tischgesellschaft: „Der liebe Gott schenke dir einen recht gescheiten Vater, mein Jung! Einen Vater, der dich nicht nur liebhat, sondern auch dein Leben ein bißchen verständig einzurichten weiß —“

Tiefe Stille trat plötzlich ein. Kein Lachen oder Scherzwort wagte sich hervor. Denn alle empfanden in diesem Augenblick, daß diese Worte ein Vater sprach, dessen Sohn den dunkelsten Weg gegangen war — und daß aus seinen Worten vielleicht eine traurige Selbstanklage klang.

Eva aber, übermannt von ihrer Empfindung, beugte sich nieder, wo noch des Alten Hand auf den Fäustchen lag, und küßte beide, die große und kleine, mit Thränen in den Augen.

Hans Wilhelm sah starr herüber. Auch ihn mahnte Herrn von Pontows Verhalten an den toten Sohn, der so ganz andere Wege hätte gehen können, wenn ihm von früh an Verständnis zur Seite gestanden hätte. Aber er von allen Fremden war der einzige, der auch einen andern Sinn heraushörte — das Schuldbekenntnis einer alten, unberührten, einer längst verjährten Schuld.

Langsam begann sein Herz zu klopfen. Schon lange war der Täufing hinaus, die Schwere des Augenblicks von der Tischgesellschaft überwunden, schon tönte wieder

Lachen und Stimmgeschwirr um ihn her, und er saß immer noch und heftete seine Blicke auf das Angesicht des Alten, das sich jetzt in brütendem Sinnen gesenkt hatte.

Was in ihm emporstieg und sein Empfinden zu beherrschen begann, war ein seltsam neues Gefühl. Ein Mitleid — aber nicht jenes Nervenmitleid des Schwachen mit dem Schwachen.

Etwas viel Stärkeres. Ein Mitleiden um fremde, begriffene Schuld. Eine Gabe des Starken an den Starken.

* * *

Nach Tisch zogen sich die unter den Herren, die Verlangen nach einer Zigarre trugen, in Erichs Zimmer und das danebengelegene Lesezimmerchen zurück. Dort fand Hans Wilhelm den alten Pontow.

Dieser hatte sich eine Zigarre angebrannt und sich in die breite Fensterbank des Lesekabinetts gesetzt. Ein japanischer Schirm verdeckte ihn halb, auch hatte man ihn ungestört gelassen. Man sah ihm Ermüdung und nervöse Abspannung an.

Aber Hans Wilhelm ließ sich jetzt von solcher Rücksicht nicht leiten, und auch jede Spur von Empfindlichkeit und Furcht vor falscher Auslegung war in seiner Seele ausgelöscht.

„Herr von Pontow,“ sagte er ernst, mit ruhiger Stimme, „ich mußte Ihnen noch sagen, daß mir Jürgens Tod schweres Herzeleid bereitet hat.“

„Ja,“ sagte Götz von Pontow aufblickend. Und dann plötzlich, während sich die Färbung seines Gesichts verdunkelte. „Sehen Sie sich zu mir. Wir — wir haben vielleicht noch einiges zu sagen.“

Hans Wilhelm gehorchte. Im Hintergrund des schmalen, länglichen Kabinetts saßen zwei ältere Herren über dem Schachbrett. Von nebenan tönten laute Stimmen und Gelächter. Der Duft feiner Zigarren mischte sich mit dem des Kaffees, den der Burtsche und ein Lohndiener in Mokkatäßchen herumreichten.

„Jürgen ist tot,“ sagte Herr von Pontow. „Und er könnte so gut noch leben — so gut noch.“

„Ja,“ sagte Hans Wilhelm. „Aber aus solchen dunklen Befehnissen wächst uns die Erkenntnis des Lebens.“

Es war kein Trost, den er dem Vater gab. Hans Wilhelm wollte auch nicht trösten. Er hatte die harte Wahrheit längst erkannt: es gäbe vielleicht mehr Kraft auf Erden, wenn es weniger Trost gäbe!

Herr von Pontow sah ihn plötzlich groß an. Das schwere, selbstquälerische Wort, das sich ihm eben von den Lippen lösen wollte, blieb ungesprochen. Vielleicht begriff er die Worte des andern nicht einmal ganz, aber er fühlte, daß von dem Mann vor ihm eine Klarheit ausging, die die dunklen Nöte seiner Tage, statt sie beiseite zu schieben, mit intensivem Licht durchleuchtete.

Hans Wilhelm hatte sich auf einen lehnelosen, hochbeinigen Schemel ihm gegenübergesetzt. Er sah dem Alten ins Gesicht, nicht überlegen, nicht feindlich. Doch wie ein Freund, der etwas zu fordern hat.

In seiner eigenen Seele aber hatte sich in dieser Stunde etwas verändert. Er hatte jene Lehre begriffen,

die große, königliche Menschheitslehre: nicht verzeihe die Schuld, die an dir geschah, aber verstehe sie! Schau mit ungetrübtem Blick ihre Entwicklung an. Dann wirst du gar keine Zeit und keine Stimmung mehr haben für das Verzeihen. Dann ist ja jede Kluft geschlossen!

Darum kam in seine harten Züge ein warmer, leuchtender Schein. Den sah Herr von Pontow. Da beugte er sich vor, und ohne Einleitung sprach er wie zu einem langjährigen Freund.

„Mein Junge, ich habe Ihnen vor Jahren einen bösen Streich gespielt. Ich habe Sie aus dem Haus gejagt — jagen lassen. — Ich weiß nicht, ob Ruth etwas für Sie empfand, aber ich habe Ihnen keine Zeit gelassen, das zu ergründen. Weil ich Ruth nicht hergeben wollte.“

„Und sie war nie verlobt, nicht wahr?“ fragte Hans Wilhelm.

„Verlobt?“

„So sagte mir das Fräulein.“

Herr von Pontow sah ihn betroffen an. Nur langsam schien der Gedanke in seinem Kopf Platz zu finden. Hans Wilhelm sah ihn erblaffen.

„Das that sie?“ — fragte er in scheuem Flüsterton.

„Das war ihr Zaubermittel?“

Er lachte bitter auf.

Hans Wilhelm erwiderte nichts. Er blickte auf die bunten Glasscheiben, die die Aussicht nach der Straße verdeckten. In diesem Augenblick hatte er nicht viel Sinn für den alten Mann. Er dachte nur: so dicht

vorbei ist mir das Glück gegangen! Ein Schritt weiter — und alles wäre anders gekommen.

Herrn von Pontows Zigarre war längst ausgegangen. Jetzt legte er sie von sich und faßte nach der Hand des jungen Mannes.

„Es ist nicht wieder gut zu machen —“ sagte er. Kaum als Frage, nur als eine schwere Feststellung.

„Gut zu machen? Das? Nein,“ entgegnete Hans Wilhelm mit harter Klarheit. „Aber das ist ja nun vorüber. Ich bin ein anderer Mensch, der ganz andere Wünsche ans Leben hat, als die damaligen. Erfüllbare, in der eigenen Kraft beruhende. Das giebt einen sicheren Schritt. Es ist mir aber lieb, daß ich über das Vergangene jetzt völlig Aufklärung habe. Es kostete mich doch manchmal noch Nachdenken. Nun kann ich es endgiltig begraben.“

Sie blieben noch ein Stündchen zusammen, der Alte und der Junge. Hans Wilhelm sprach von seinem Leben, und der Alte hörte zu. Ein paarmal dachte dieser: Wenn du jetzt gingest und dir meine Ruth holtest, froher könnte ich ja garnicht werden!

Es war wohl ein Stückchen alter Pontowscher Lebensnaivität, die immer noch glaubt, was sie wünscht — daß er den ganzen Nachmittag und Abend diesen Gedanken hegte. Er sah auch ein paarmal, daß Hans Wilhelm und Ruth zusammen sprachen. Was, das hätte er fürs Leben gern gewußt.

(Schluß folgt.)

Was die Aerzte sagen.

Die Hitze.

Tagtäglich kiest man von Hitzschlägen, Sonnenstich und andern unangenehmen Nebenwirkungen der Sonne, durch deren Strahlen wir bis Ende Juni gerade nicht sehr verwöhnt worden sind. Die Städte, das schattenlose Feld, die sonnigen Chaussees sind die Stätten, wo Apolls Pfeil die arbeitenden Menschen und Tiere erreicht und sie blitzartig dahinstreckt. Worin besteht der Krankheitszustand, den wir als Hitzschlag oder Sonnenstich zu bezeichnen pflegen? Zunächst sei hervorgehoben, daß beide Bezeichnungen sich nicht völlig decken, mit Hitzschlag bezeichnet man die Schädigung, die durch innere Ueberhitzung des Körpers erfolgt, mit Sonnenstich dagegen die Krankheitsercheinungen, die durch direkte Bestrahlung von außen eintreten. Wir werden sehen, daß beides fast auf das Gleiche hinauskommt, und doch mußte diese Unterscheidung erwähnt werden. Der menschliche Körper produziert stündlich Wärme, und zwar durch chemische Verbrennungsvorgänge, die in seinem Innern vorgehen und deren manifestes Resultat wir beispielsweise in der Muskelthätigkeit erblicken müssen. Diese produzierte Wärme ist teilweise als eine erwünschte Heizung des Organismus aufzufassen, teilweise stellt sie aber auch überschüssige Wärme dar und muß auf irgendeine Weise nach außen abgegeben werden. Diese Abgabe von Wärme geschieht normalerweise entweder durch einfache Ausstrahlung von der Haut aus oder durch Schweißproduktion. Die letztere entzieht dem Körper Wasser und damit Wärme und verbraucht andererseits zur Verdunstung dieses Wassers außerdem noch Wärme. Die Schweißabsonderung ist daher, ganz abgesehen von anderer Bedeutung, ein mächtiges Entwärmungsmittel für den Organismus. Diese normalen Wärmeregulierungsmittel des Körpers reichen für

gewöhnlich aus, sie sind dagegen unzureichend, wenn die Lufttemperatur steigt, und vor allem, wenn der feuchtigkeitsgehalt der umgebenden Luft eine Verdunstung des secretierten Schweißes erschwert oder unmöglich macht, in solchen Fällen tritt Ueberhitzung ein, und es entwickelt sich ein ausgeprägtes, mehr oder weniger schweres Krankheitsbild. Der Patient fühlt einleitende Beklemmungen, Atemnot, heftigen, plötzlichen Kopfschmerz und bricht schließlich ohnmächtig und fast pulslös zusammen.

Jedoch, es braucht nicht gleich zu diesen heftigsten Erscheinungen zu kommen, oft bleibt es auch bei Kopfschmerzen, Uebelkeit, Zittern und einem eigentümlichen, mit der Umgebung stark kontrastierenden Kältegefühl. Es ist eine oft beobachtete und sicher erwiesene Thatsache, daß nicht alle Menschen gleich unter der Hitze leiden, es giebt „harte“ Naturen, die sich in den höchsten Temperaturen wohl fühlen, während andererseits nervös veranlagte Individuen ganz besonders zu leiden pflegen. Bei diesen gesellt sich zu einem allgemeinen körperlichen Unbehagen ein nervöses Zittern der Hände und Beine, das völlige Arbeitsunfähigkeit bedingen kann. Am schwersten machen sich die Erscheinungen der Hitzewirkung bei den Menschen geltend, die durch unvernünftige Lebensweise, Alkoholgenuß, sonstige Exzesse, unnötiges Sichbewegen, Laufen, Spielen u. s. w. den Gesamtorganismus schwächen.

Unter Umständen kann durch die Sonnenstrahlung auch eine direkte Ueberhitzung des Gehirns erfolgen, die folgererscheinungen sind dann ganz ähnliche, wie oben beschrieben.

Es ist natürlich erwünscht, gegen die immerhin nicht gleichgiltigen, oft wirklich ernsten folgen sommerlicher Hitze Maßnahmen zu fassen und zu treffen. Als erste Regel muß eine möglichst gleichmäßige, von Exzessen freie Ernährung be-

zeichnet werden. Ueberladener Magen gerade so wie das Ueberhungern sind sehr ungünstige Momente. Der Alkoholenuss muß als ganz besonders schädlich bezeichnet werden und giebt sehr häufig die Ursache für tödliche Fälle von Sonnenstich ab. Ein großes Gewicht ist auf die Kleidung zu legen, sie soll leicht, luftig und vor allen Dingen weit sein. Alle den Körper einengenden Kleidungsstücke sind zu vermeiden. Hierher gehören Korsetts, enganliegende Taillen, hohe, enge Kragen, geschlossene Uniformstücke und so fort. Falsch ist es dagegen, die Bekleidung zu reduzieren, man erinnere sich in dieser Hinsicht stets an die Bewohner der heißen Wüsten, die Beduinen, sie hüllen sich in ihren weiten, faltenreichen Burnus vollkommen ein und schützen sich so am besten vor den sengenden Strahlen der tropischen Sonne. Jede nackte Stelle am Körper erleidet unter den direkten Sonnenstrahlen eine Verbrennung, die unter Umständen sehr heftig sein kann. Der Kopf muß durch einen leichten, vor allem luftigen Hut geschützt sein. Am besten eignen sich Strohhüte, wenn sie weiß sind, allerdings ist darauf zu achten, daß sie im Kopfteil einige nicht zu kleine Löcher haben, um eine wirkliche Ventilation der Luft im Hut zu ermöglichen. Ist das nicht der Fall, so entwickelt sich unter dem von der Sonne bestrahlten Strohdach eine sehr hohe Temperatur, die gelegentlich schwer schädigend wirken kann. Wohlthuend und nützlich ist der Gebrauch von Sonnenschirmen, merkwürdigerweise verbietet das, wenigstens in Deutschland, die launische Göttin Mode den Männern; man scheint es wohl für unmännlich zu halten, sich vor Hitzschlag zu schützen.

Bezüglich der Getränkezufuhr zum Körper bestehen eigentümliche Auffassungen. Eine Reihe von Menschen hält alles Wassertrinken bei Hitze für falsch, das ist natürlich eine grundverkehrte Ansicht, wie uns eine kurze, logische Ueberlegung leicht sagen muß. Wenn der Körper dauernd Wasser in Form von reichlichem Schweiß abgiebt und verliert, dann muß dieses Wasser auch ersetzt werden, da sonst eine allzugroße, unzutragliche Eindickung, Konzentration des Bluts eintritt. Man sagt oft: „nur nicht trinken, das muß man alles wieder ausschwitzen“ — ganz gewiß, das ist aber auch das Mittel, Wärme los zu werden. Man soll also reichlich Wasser dem Körper zuführen, jedoch nur ganz kleine Schlucke und nicht zu kaltes Wasser. Früher hatte man allgemein eine große Scheu, bei starker Hitze das Trinken zu gestatten, heute ist man glücklicherweise anderer Ansicht geworden, man giebt zum Beispiel Truppen auf dem Marsch, so oft es nur irgend angängig, zu trinken. Oft ist das Durstgefühl aber ein so mächtiges, daß es trotzdem die Menschen ungeheuer quält, da empfiehlt es sich, des öftern Ausspülungen des Mundes mit angeäuertem Wasser (Zitronensäure) vorzunehmen. Es liegt natürlich sehr nahe, bei recht heißer Witterung den Körper durch kalte Bäder abzukühlen, der Effekt ist jedoch nicht immer der gewünschte. Sehr oft fühlt man sich nach einem kalten Vollbad viel heißer als vorher. Es erklärt sich das daraus, daß bei dem schroffen Temperaturwechsel die Hautgefäße sich schnell verengen, um nach dem Bad desto weiter und blutgefällter zu werden. Viel empfehlenswerter scheint es dagegen, lauwarme, ja heiße Bäder zu nehmen, wie es bekanntlich in Ostasien Sitte ist. Jedenfalls hat man nach einem heißen Bad das angenehme Gefühl der Abkühlung. Man muß jedoch mit solchen Bädern vorsichtig sein, weil dadurch das Herz in bedenklicher Weise angegriffen werden kann. Am besten bewährt sich der Gebrauch einer kalten Abreibung, einer Dusche oder eines Vollbades in der früheren heißen Morgenstunde, am Tag oder abends dagegen ein Luftbad an einem schattigen, gut ventilierten Ort. Gerade die schrankenlose Ausdünstung von der Hautoberfläche ist ein für das Allgemeinbefinden ungemein wichtiges Moment.

Was nun die Behandlung, die erste Hilfe, bei vom Hitzschlag getroffenen Menschen anlangt, so besteht sie vor allem in Unterbringung an schattigem, möglichst kühlem Ort, Zufuhr von Wasser durch den Mund oder, sollte dies infolge eines nicht allzu seltenen Kinnbackenkrampfs nicht möglich sein, durch

Klystiere oder durch subkutane Einspritzungen. Ferner durch Beseitigung aller beengenden Kleidungsstücke, Uebergießen des Körpers und vor allem des Kopfes mit kaltem Wasser, wenn nötig künstliche Atmung, Hebung der Herzthätigkeit durch Aether, Hoffmannstropfen und dergleichen. Jedenfalls empfiehlt es sich, einen Arzt zuzuziehen, da die Folgen einer solchen Erkrankung ernst sein können.



Was sollen unsere Kinder werden?

Der Marineingenieur. Ein sehr empfehlenswerter Beruf verspricht nach der „Neuorganisation des Maschinenpersonals der Marine“ die Marineingenieurlaufbahn zu werden. Das Marineingenieurkorps steht an der Spitze des aktiven technischen Marinepersonals, dem die Versorgung und Bedienung der mächtigen Maschinen- und Kesselanlagen unserer in Dienst gestellten Kriegsschiffe obliegt. Es gliedert sich in fünf Rangklassen:

Marinechefingenieure mit dem Rang der Oberstleutnants,

„ Oberstabsingenieure mit dem Rang der Majore,

„ Stabsingenieure „ „ „ „ Hauptleute,

„ Oberingenieure „ „ „ „ Oberleutnants,

„ Ingenieure „ „ „ „ Leutnants.

Während bisher die Marineingenieurkarriere dem gesamten Maschinenunterpersonal offenstand, unterscheidet jetzt die eingangs erwähnte „Neuorganisation“ eine obere, die Marineingenieur-, und eine untere, die Maschinenistenkarriere und verlangt für erstere die Erfüllung nachstehender, besonderer Annahmbedingungen: 1) Berechtigung zum einjährig-freiwilligen Dienst, 2) 30 monatige, praktische Thätigkeit in Dampfmaschinenfabriken (solche in Schiffsmaschinenfabriken wird bevorzugt), 3) Bestehen einer theoretischen und praktischen Eintrittsprüfung (die näheren Angaben hierüber sind beim Kommando I. bzw. II. Werftdivision in Kiel bzw. Wilhelmshaven zu erfragen); 4) Ein Eintrittsalter nicht über 21 Jahre; 5) Verpflichtung des Vaters oder Vormundes zur Gewährung einer Zulage von 40 Mark monatlich bis zur Beförderung zum etatsmäßigen Marineingenieurapplicants (etwa 12–18 Monate lang), sowie zur Bestreitung der Kosten der ersten Einleidung als Anwärter und als Aspirant.

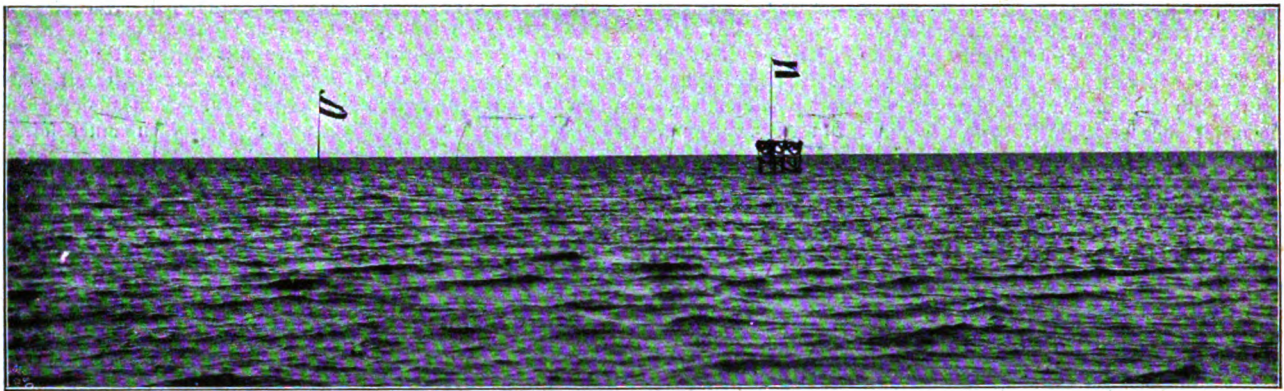
Die Einstellungsbesuche sind bis Juni j. Js. an das Kommando der I. bzw. II. Werftdivision einzureichen. Beizufügen ist: 1) Schulzeugnis, 2) Führungszeugnis, 3) Lehrzeugnisse, 4) etwaige Seefahrtsbücher, 5) die Verpflichtung des Vaters, 6) Schwimmzeugnis, 7) Lebenslauf, 8) militärärztliches Attest. Die Einstellung als Maschineningenieur-anwärter erfolgt am 1. Oktober. Hierauf dreimonatige militärische Ausbildung, neunmonatige technische Ausbildung an Bord, Ablegung einer praktischen Prüfung und Beförderung zum Ingenieurapplicants (mit Unteroffiziersrang); dann weitere, 24 Monate währende Ausbildung an Bord in Maschinenmaatenstellen. Im Anschluß hieran zwölfmonatiger Schulbesuch, darauf Ablegung der Aspirantenprüfung und Beförderung zum Marineingenieuraspiranten (mit Deckoffiziersrang); als solcher 4 Jahre Dienstzeit und Maschinenstellen. Hierauf einjähriger Besuch der Ingenieurklasse und nach Ablegung der Ingenieurprüfung Beförderung zum Marineingenieur.

Die Einkommensverhältnisse der neuen Laufbahn lassen sich annähernd folgendermaßen berechnen:

6 Mon. Ingenieur-anwärter (Gemeiner)	monatl. etwa 19,50 Mk.
6 „ „ „ (Gefreiter)	„ „ 24,00 „
16 „ „ „ „ „ „ „	„ „ 103,00 „
18 „ „ „ „ „ „ „	„ „ 121,00 „
30 „ „ „ „ „ „ „	„ „ 182,00 „
30 „ „ „ „ „ „ „	„ „ 219,50 „

Neben diesen Gehältern an Bord freie Verpflegung.

Das pensionsfähige jährliche Dienstseinkommen der Ingenieure beginnt mit 4538 Mark und steigt bis etwa 9000 Mark; nebenbei erhalten sie freie Verpflegung während der Kommandos an Bord der Schiffe.



Die Rennbahn eine Stunde vor Beginn des Rennens.



Während des Rennens.



Rückkehr vom Rennen.



Die Preisverteilung.

Ein Pferderennen auf dem Meeresgrund (auf den Dünenwatten bei Kuxhaven).

Spezialaufnahmen für die „Woche“ von Hofphot. Alb. Angelbeck, Kuxhaven.



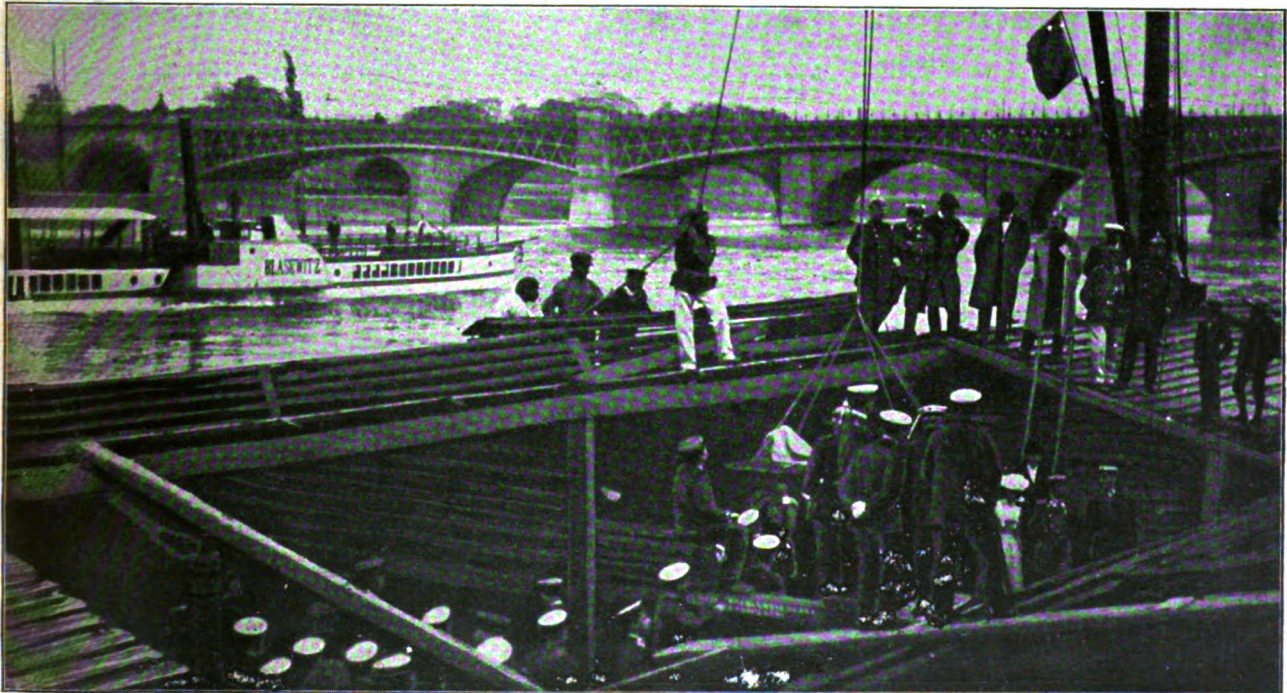
Prinz Rupprecht von Bayern in Brückenau.
Phot. Reinwald.



Krankentransport:
Verladung von Verwundeten
in einen Eisenbahnwagen.



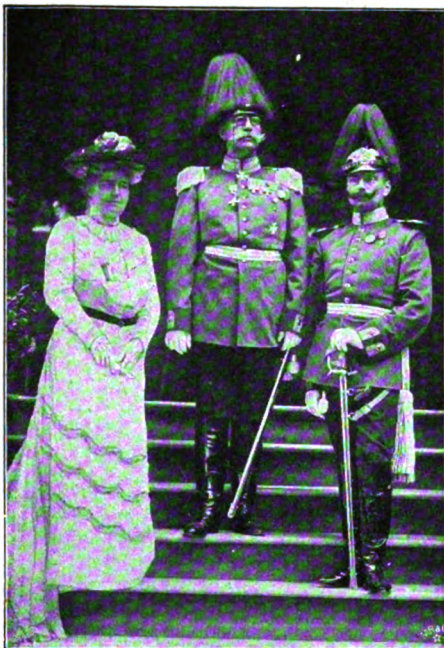
1. Graf Dönhum von Edlöhdt, Vorsitzender des sächsischen Landesvereins, 2. Ko'onnenführer Credler, 3. Stabsarzt Dr. Fischer, 4. Generalleutnant von Seichau, Landesdelegierter vom Roten Kreuz, Kritik nach der Uebung.



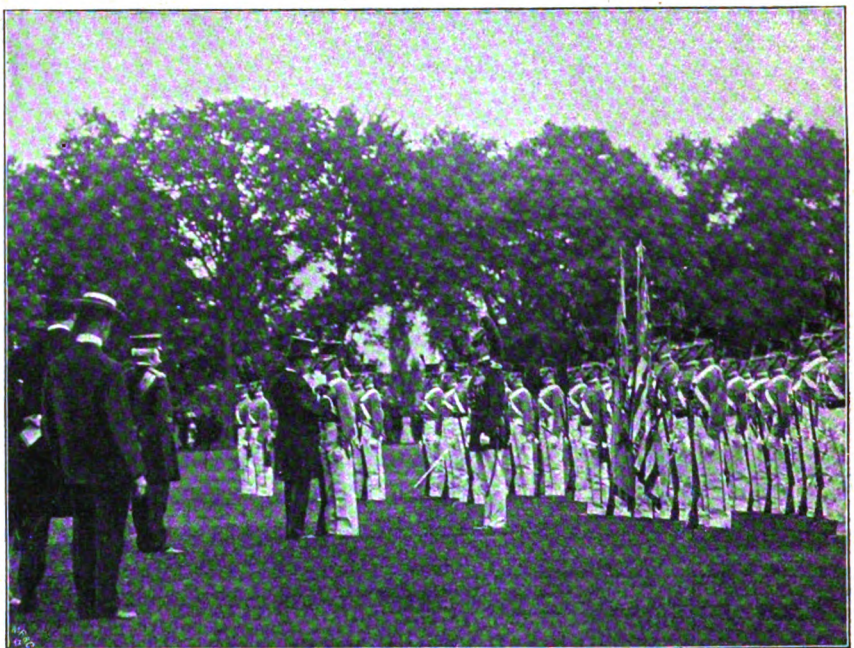
Verladen von Verwundeten auf einen Eibahn.
Vom III. Verbandstag der freiwilligen Sanitätskolonnen vom Roten Kreuz im Königreich Sachsen zu Dresden.



1. General Joung. 2. Hauptmann von Malmann. 3. Der französische Militärattaché. 4. Oberst von Wigleben. 5. Kriegssekretär Esihu Root. 6. General Corbin. 7. Wu Ting fang, chinesischer Botschafter in Washington. 8. Der englische Militärattaché.
Die Festgäste in den Gartenanlagen der Militärakademie.



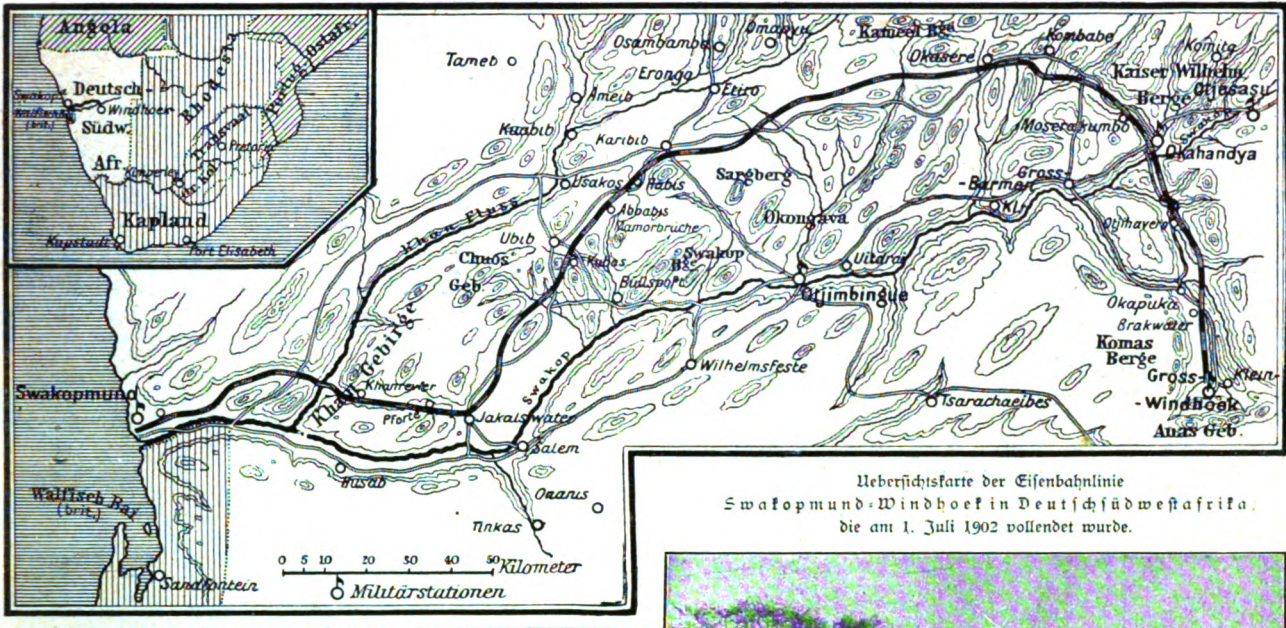
Die deutsche außerordentliche Gesandtschaft:
Oberst von Wigleben u. Hauptmann v. Malmann.



Präsident Roosevelt dekoriert einen Kadetten,
der sich in China ausgezeichnet hat.
Von der Jubiläumssfeier der Militärakademie in Westpoint.



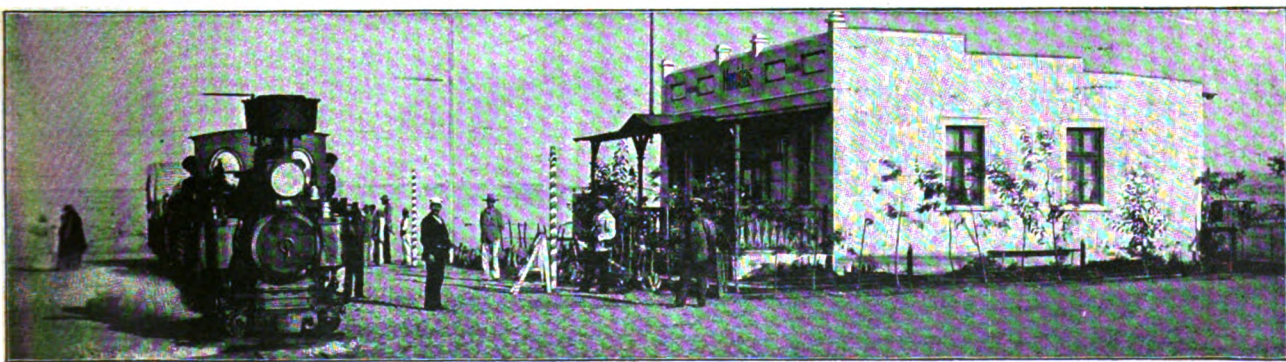
1. Baron von Creutler, deutscher Gesandter 2 H. P. Schmitt. 3. Dr. Horst-Hoffmann, Verweser des deutschen Konsulats.
Befuch des deutschen Gesandten Baron von Creutler in Porto Allegre (Argentinien).
Spezialaufnahme für die „Wocher“.



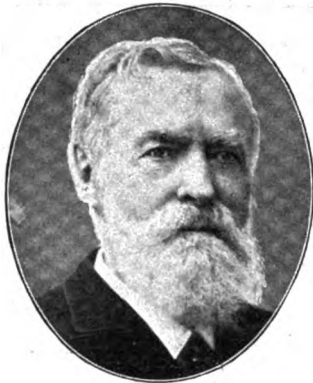
Beförderung ein: Gespann von Zugochsen.



Beförderung jetzt: Die neue Eisenbahn (auf der Brücke über den Kubasfluß).



Die Eisenbahnstation Nonidas. Zur Vollendung der südwestafrikanischen Eisenbahnlinie Swakopmund-Windhoek am 1. Juli.



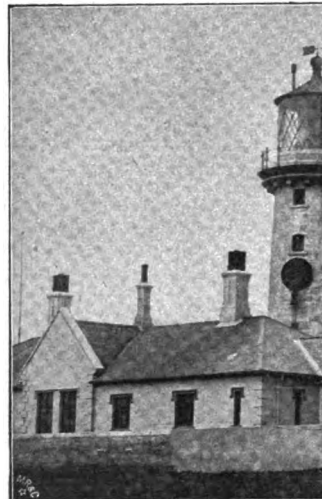
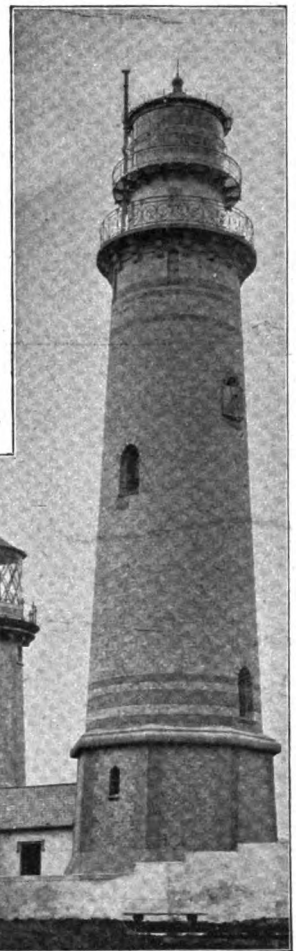
Friedrich Schwemer †
früher Oberregisseur der vereinigten
Stadttheater Frankfurt a. M.



Dina Mahlendorff,
wurde an die Königl. Oper
in Berlin verpflichtet.



Ch. Wyndham,
berühmter englischer Schauspieler,
wurde von König Eduard VII. geädelt.



Der alte und der neue Leuchtturm auf Helgoland.
Hofphot. G. Friederichs, Helgoland.



1. Ch. Overhoff (Braunschweig). 2. W. Herbrich (Karlsruhe). 3. C. Fleper (München).
4. F. Brinmann (Dresden-Dorort). 5. H. Herichel (Darmstadt). 6. E. Fohj (Berlin).
7. H. Brehme (Hannover). 8. O. Sander (Stuttgart). 9. U. Damenberg (Hannover).
Vom VII. Vertretertag des Verbandes deutscher Technischer
Hochschulen in Eisenach.
Hofphot. Jagemann, Eisenach.

Schluss des redaktionellen Teils.

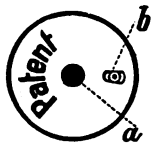
In eigener Sache.

Es giebt praktische und unpraktische Leute. Schon verschiedene Male ist uns aus Leserkreisen geschrieben worden: „Ihr Odol ist ausgezeichnet, und ich möchte kaum noch ohne Odol leben, aber Ihr Flaschen-Verschluß taugt nichts“. Der Flaschen-Verschluß ist schon gut, fachleute halten den Odol-Verschluß überhaupt für den vollkommensten Flaschen-Verschluß, aber das Malheur ist: Kein Mensch liebt heutzutage eine Gebrauchsanweisung.

Um endlich einmal Klarheit zu schaffen, geben wir hiermit folgende Erklärung:

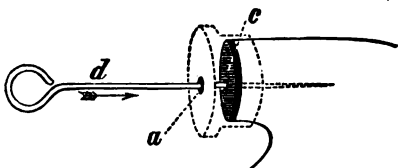
Man hat nur zweierlei zu beachten:

1. Nimmt man eine neue Odolflasche in Gebrauch, so muß die Verschlussscheibe zunächst nach links gedreht werden (vergl. Fig. 1). Dabei öffnet sich das Mittelloch (a). Nun nimmt man dasjenige Stäbchen (d) in die Hand und führt es durch die entstandene Öffnung (a) ein (vergl. Fig. 2), wobei es durch die Pergamenthäutchen* hindurchgeht.



Geöffnet.

Fig. 1.



Durchstoßen des Pergamenthäutchens.

Fig. 2.

*) Das Pergamenthäutchen hat den Zweck, das Odol, solange es auf dem Lager in den Geschäften u. s. w. liegt, gegen äußere Einflüsse zu schützen. Außerdem wird dem kaufenden Publikum dadurch eine doppelte Sicherheit für Echtheit des Odols geboten.

durchstoßen wird. Dieses Pergamenthäutchen ist dadurch ein für allemal geöffnet.

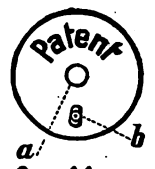
2. Das Öffnen und Verschließen während des weiteren Gebrauches ist nun sehr einfach. Nach rechts wird gedreht, um die Ausgüßöffnung (a) der Flasche zu verschließen (Fig. 3), nach links, um die Flasche zu öffnen (Fig. 1).

Will man eine Reise machen, so ist natürlich nöthig, daß die Odolflasche vor dem Einpacken in den Koffer ganz verschlossen werde und nicht halb, wie das Manche in der Eile thun. Läßt man die Flasche halb offen (Fig. 4), so sichert das Odol ganz selbstverständlich durch den offenen gelassenen Verschluß durch.

Es ist genau dasselbe wie bei einer Stubenthür. Schiebt man den Riegel bloß halb vor, dann bleibt die Thür doch offen.

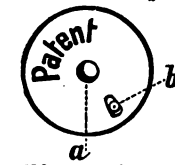
Der Riegel muß eben so weit geschoben werden, bis er nicht weiter geht, dann erst ist die Thür wirklich zu. Ebenso bei der Odolflasche: man muß soweit drehen, bis es nicht weiter geht, dann ist auch die Odolflasche zu. Es ist ja nur eine kurze Drehung nöthig. Man braucht nur darauf zu achten, daß die kleine Narbe (b) senkrecht unter der Ausgüßöffnung (a) steht. (Vergl. Fig. 3.)

Nun richte man sich aber auch danach!



Geschlossen.

Fig. 3.



Halb offen.

Fig. 4.

DIE WOCHE.

Nummer 29.

Berlin, den 19. Juli 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 29.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1325
Umschau	1325
Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Von Ludwig Max Goldberger.	
Berlin. I.	1326
Berliner Sommerbühnen.	1329
Die Toten der Woche	1330
Ein Ständchen bei Paul Meyerheim	1330
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1333
Es war ein alter König. Von Rudolph Strag.	1341
Aus den Hefenflächen moderner Alchymisten. Technische Plauderei von Siegmund Saubermann	1346
Fremde in Berlin. Von Hans Ostwald. (Mit 10 Abbildungen)	1348
Dachgärten der Großstadt. (Mit 4 Abbildungen)	1352
Amerikanische Fischzucht. (Mit 5 Abbildungen)	1354
Ein gastronomisches Dokument. Plauderei von Johannes Trojan. (Mit 1 Abbildung)	1357
Im Land der weißen Nächte. Von H. Raft. (Mit 4 Abbildungen)	1359
Nacht am Meer. Gedicht von John Henry Macay	1362
Gymnastik mit dem Handtuch. Von H. Lohmüller. (Mit 20 Abbildungen)	1362
Neues Tischgerät. (Mit 3 Abbildungen)	1364
Im Herrenhaus von Ludmühlen. Roman von Marie Diers. (Schluß)	1365
Uta. Gedicht von Karl Vanselew	1367
Was die Richter sagen	1368
Knallsignale für Eisenbahnen. (Mit 2 Abbildungen)	1369
Der Uferichzug an der Nordseefäße. (Mit 3 Abbildungen)	1370
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1371

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptredaktion Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, in Deutschland bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Oberrstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr. Ede Karlstr. 1; **Cassel**, Obere Königstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannistr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbederplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9; **Ede Schulstr.**; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holtenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohenstraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Donisfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

10. Juli.

In Alexisbad stirbt im 91. Lebensjahr Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg.

König Viktor Emanuel tritt von Racconigi aus seine Reise nach Rußland an.

Der badische Landtag wird vom Großherzog mit einer Chronrede geschlossen, die mit der Bitte schließt, die Abgeordneten möchten den Dank des Großherzogs für die ihm anlässlich seines Regierungsjubiläums entgegengebrachten Beweise der Liebe und Treue den einzelnen Bezirken übermitteln.

Im englischen Unterhaus teilt Lord Cranborne auf eine Anfrage mit, die englische Regierung habe der deutschen ihr tiefes Bedauern über den Tod des Kapitänleutnants Rosenstock von Rhodeneck und ihre warme Anerkennung für das großmütige und tapfere Verhalten des verstorbenen Offiziers beim Untergang des Torpedoboots „S 42“ ausgesprochen.

11. Juli.

Bei der Stichwahl zum Reichstag in Bayreuth wurde der nationalliberale Kandidat Hagen gewählt.

Dem bayrischen Kultusminister v. Landmann wird aus Gesundheitsrücksichten bis auf weiteres Urlaub bewilligt.

Kaiser Wilhelm empfängt in Odde an Bord der „Hohenzollern“ den früheren französischen Ministerpräsidenten Waldeck-Rousseau; er ladet ihn zur Abendtafel und hat mit ihm eine vierstündige Unterredung.

Reichskanzler Graf Bülow begiebt sich zur Erholung nach Norderney.

12. Juli.

Lord Kitcheener trifft mit den Generalen French und Hamilton in London ein, wo er kurz nach seiner Ankunft von dem kranken König empfangen wird.

In Cetinje findet die Vermählung des Fürsten Mirko von Montenegro mit der Tochter des serbischen Obersten Constantinowitsch statt.

13. Juli.

König Viktor Emanuel von Italien trifft in Peterhof ein. Am Bahnhof finden sich zum Empfang der Zar, der Großfürst-Thronfolger und sämtliche Minister sowie zahlreiche Generale und Hofwürdenträger ein.

14. Juli.

In England wird amtlich bekannt gemacht, daß der Premierminister Lord Salisbury am Freitag seine Entlassung eingereicht und erhalten habe. Sein Nachfolger wird der erste Lord des Schatzes Sir Arthur James Balfour.

In Venedig stürzt der berühmte Glockenturm der Marcuskirche zusammen.

15. Juli.

König Eduard reist von London nach Portsmouth, wo er sich an Bord der Yacht „Victoria and Albert“ einschiffet.

In der badischen Abgeordnetenkammer erklärt der Ministerpräsident Graf Crailsheim, daß der Kultusminister v. Landmann tatsächlich aus Gesundheitsrücksichten von seinem Amt zurücktrete.

In Paris tritt eine internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels zusammen.

16. Juli.

Aus Petersburg wird gemeldet, daß der Zar den Prinzen Louis Napoleon zum Kommandeur der kaukasischen Kavalleriedivision ernannt hat.

Umschau.

König Viktor Emanuel von Italien weilt am Hof des Zaren; er traf an dem Tag, an dem der Vertrag über die Erneuerung des Dreibunds in Kraft trat, in Peterhof ein. Nimmt man hinzu, daß kurz vorher Kaiser Wilhelm in Odde mehrfach mit Waldeck-Rousseau zusammengekommen ist und mit ihm eine mehrstündige Unterredung hatte, so ergibt sich, daß augenblicklich die besten Beziehungen zwischen dem Dreibund und dem Zweibunde herrschen. falsch wäre es indessen, daraus auf eine Verschlechterung des Verhältnisses der verbündeten Mächte untereinander zu schließen. In Italien war man einen Augenblick etwas unangenehm berührt, als bekannt wurde, daß der österreichisch-ungarische Botschafter Baron Aehrenthal unmittelbar vor der Ankunft des italienischen Königs auf russischem Boden Petersburg verlassen habe. Die an diese Thatsache geknüpften Besorgnisse erwiesen sich jedoch sehr schnell als hinfällig, da sich herausstellte, daß die Reise des Botschafters mit der Politik gar nichts zu thun habe und längst beabsichtigt war, ehe noch jemand an die

Monarchenzusammenkunft dachte. Auch der Dreibund hat seine Gegner, die gar zu gern irgend etwas gefunden hätten, um sich auf einen beginnenden Zerfall oder wenigstens auf Verfrümmungen innerhalb des Dreibundes berufen zu können. In dessen ihr Versuch, einen Fall Vehrenthal zu konstruieren und daraus Kapital zu schlagen, ist vergeblich geblieben. Der Dreibund besteht unverändert fort und ebenso der Zweibund, und immer deutlicher stellt sich heraus, daß beide große Staaten-gruppen friedliche Tendenzen verfolgen. Es hieße die Augen gegen die Thatsachen verschließen, wollte man leugnen, daß der Friedensgedanke auch in Frankreich an Boden gewinnt, wenngleich es vorerst noch eine kleine Minorität ist, die sich offen zum Verzicht auf die Revanche bekennt. In dieser Richtung ist die Begegnung unseres Kaisers mit Waldeck-Rousseau sicherlich mindestens von symptomatischer Bedeutung. Denn dieser Staatsmann besitzt obwohl er zur Zeit nicht der Regierung angehört, zu Hause doch sehr großen Einfluß, ja er dürfte wohl noch einmal in eine höhere Stelle berufen werden, als in die des Ministerpräsidenten, die er während der letzten Jahre als Retter der Republik bekleidete.

In England ist der lang erwartete Ministerwechsel eingetreten. Nachdem Lord Salisbury (Abb. S. 1333) vor zwei



Sir Arthur James Balfour.

Jahren das Ministerium des Aeußern an Lord Lansdowne abgegeben hatte, war es nur noch eine Frage der Zeit wann er sich ganz ins Privatleben zurückziehen würde; vermutlich wäre es ohne den südafrikanischen Krieg, dessen Ende er abwarten wollte, schon bedeutend früher geschehen. Lord Salisbury, der nahezu ein halbes Jahrhundert im öffentlichen Leben gewirkt und bereits im Jahr 1866 zum erstenmal einen Ministerposten bekleidet hat, ist müde geworden; der Zweiundsechzigjährige hat das Bedürfnis nach Ruhe und macht deshalb einer jüngeren Kraft Platz. Eine andere Bedeutung hat der Ministerwechsel zunächst nicht, wenigstens nicht, soweit das Ausland in Betracht kommt. Sir Arthur James Balfour (vergl. die nebenstehende Abbildung), der zu seinem Nachfolger ernannt wurde, hat seine Laufbahn als Privatsekretär Lord Salisburys begonnen, und niemals ist eine politische Meinungsverschiedenheit zwischen den beiden Staatsmännern zu Tage getreten.

Daß Balfour, der erste Lord des Schatzes, Salisbury ersetzen würde, war vorauszusehen; er hatte als Führer des Unterhauses nach englischen Gepflogenheiten gewissermaßen Anspruch darauf. Er eignet sich auch persönlich sehr zum Premierminister, da er sich nicht nur in den Reihen seiner Partei, sondern ebenso bei den politischen Gegnern allgemeiner Achtung erfreut.

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Ludwig Max Goldberger, Berlin.*)

I.

Boden und Menschen.

Der Zaubergarten der Vereinigten Staaten hat auf einem wunderbar reichen Boden Wunderwerke des Menschengewerks entstehen sehen, und nicht das kleinste Wunder liegt darin, daß die höchste Anspannung, die darauf sann, durch Maschinenkräfte den Arbeiter abzulösen, in der Annäherung an das erstrebte Ziel immer mehr Händen nährende und fruchtbare Arbeit gab. Nicht ausschließlich segensvolle Kräfte wirken in jenem Zaubergarten; nicht alles ist eitel Licht und Sonne. Aber im großen und ganzen strahlt aus der Neuen Welt auf die Mutter ihrer Kultur, die Alte Welt, heller Glanz zurück, weit mehr dazu angethan, unserer Spannkraft neuen Antrieb zu geben, als uns mit verzagender Mißgunst zu erfüllen.

Wir dürfen mit Anerkennung auf die jüngere Welt jenseits des Ozeans blicken, der wir den Gebrauch und selbst einen, naturgemäß vorübergehenden, kleinen Mehrgebrauch der „Ellenbogenfreiheit“ gern nachsehen. Sogar für die oft seltsamen Uebertreibungen, die man zuweilen an Ort und Stelle wahrnimmt und die über das Weltmeer herüberklingen, geriem nachsichtsvolles Urteil. Denn in diesem „titanischen“ Uebernehmen liegt ein tüchtiger, guter Kern; es ist im Grund immer nur der Ausdruck eines unerschütterlich gefestigten

und an sich rühmlichen nationalen Selbstbewußtseins. Die Freude an der Größe des eigenen Landes befeelt den einzelnen, macht ihn mitteilhaftig und entgegenkommend dem fremden gegenüber, der Auskunft erbittet. Es ist, als ob ein jeder von dem Gedanken erfüllt wäre: der Fremde soll sehen, wie groß dein Land ist und wie stark! Während meiner achtmontatigen Studienreise durch die Union habe ich überall offene Thüren gefunden, zum Eintritt einladend, und nirgends bin ich einer Geheimnisthüerei oder ähnlichem begegnet. Auf Schritt und Tritt sah ich eine ganz ungewohnte, aber nicht unstete Reizbarkeit arbeitsfroher und zielbewußter Männer. „It is a big country“ — das ist die Bezeichnung ehrfürchtiger Bewunderung, die der Bürger der Vereinigten Staaten für sein Vaterland gefunden hat; das Große nach Maß, Gewicht und Zahl ist es, was ihm vor allem imponiert. Aber auch unser eigenes kühlestes Urteil muß den Vereinigten Staaten in ihren Leistungen in vielfachem Betracht erstaunliche Größe zuerkennen.

Und neben den Leistungen stolze Erfolge! Und diese Erfolge, so berauschend sie auf die Erfolgskronen wirken müssen, haben die Bewohner der Vereinigten Staaten nicht allein besonders günstigen Vorkommnissen zu danken — sie haben sich in erstaunlicher Arbeitsfreude und Arbeitskraft, in unermüdlichem Vorwärtstreben und in einer schier übermenschlichen Anspannung von Geist und Körper zu der jetzigen Höhe allmählich, sozusagen organisch durchgerungen. Es ist völlig verkehrt, bei der Beurteilung des außerordentlichen Aufschwungs, den die ökonomischen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten genommen haben, zu glauben, daß hier nur Zufälligkeiten ausschlaggebend gewesen seien. Wie töricht solche Auffassung wäre, ergibt ein zusammenschauender Rückblick auf die Vorkommnisse des Jahrs 1901 und die der

*) Geheimer Kommerzienrat Goldberger, Mitglied des „Wirtschaftlichen Ausschusses zur Vorbereitung und Begutachtung handelspolitischer Maßnahmen“, ist vor kurzer Zeit von einer Studienreise zurückgekehrt, die er im Herbst vergangenen Jahrs nach den Vereinigten Staaten von Amerika unternommen und über die er den amtlichen Stellen im Reich und in Preußen ausführlich Bericht erstattet hat. Auf unsere Einladung hat Herr Geheimrat Goldberger über das Ergebnis seiner Studienreise für die „Woche“ eine Reihe von Aufsätzen geschrieben, mit deren Veröffentlichung wir heute beginnen.

Die Redaktion.

ersten Hälfte dieses Jahrs. Im Vorjahr die Ermordung des Präsidenten MacKinley, eine schlechte Maiseernte, eine ernste Erschütterung am Kupfermarkt, der berüchtigte „Northern Pacific Corner“ mit seinen verlustbringenden Folgen in den Kreisen der Börse und des Privatpublikums, dann andauernd Arbeiterstreiks innerhalb weientlicher Produktions- und Verkehrsgebiete — wahrlich Momente, die geeignet gewesen wären, im Einzelnen und im Ganzen zerstörend zu wirken und nachzuwirken, wäre die Grundlage des Wirtschaftskörpers nicht an sich gesund und gefestigt. Auch ist es grundfalsch, wie es bei uns vielfach geschieht, von bevorstehenden schweren Krisen und dergleichen mehr mit besonderer Betonung zu sprechen. Ich stelle nicht in Abrede, daß in den Vereinigten Staaten wie in jedem andern zu hoher Blüte gelangten Staatswesen einmal Rückschläge kommen müssen. Solche Winterstürme sind drüben gerade so unausbleiblich, wie sie es anderwärts gewesen sind, und manche Anzeichen hierfür sind auch in dem Zautergarten der Union vorhanden. Aber das Land ist mit einem so staunenswerten Ueberfluß an Bodenschätzen gesegnet, es ist mit so unermeßlichen Hilfsquellen ausgestattet, seine Industrien sind mit einer so bewunderungswürdigen Vervollkommnung der maschinellen Technik ausgerüstet, daß hier jedem Wintersturm — man denke nur an die Wandlung nach der Reaktion Mitte der 1890er Jahre — rascher, als man es sich versieht, der verjüngende Frühling und mit ihm neues und befruchtendes Leben auch in Zukunft folgen dürfte.

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten! Die Einwohnerschaft der Vereinigten Staaten zählt nach der Besitznahme Portorikos, der Hawaiischen und der Philippineninseln etwa 88 Millionen Seelen, das ist kaum über 5 Prozent der Erdbevölkerung nach der höchsten Schätzung. Diese 5 Prozent der Erdbevölkerung aber haben zur Zeit 25 Prozent alles bebauten Areal der Erde in Kultur genommen, 160 von 640 Millionen Hektar Ackerlands. Eine überaus dankbare Fläche hat sich der Bearbeitung dargeboten und hat dem Ackermann die Frucht förmlich entgegengebracht. Die Jungfräulichkeit des Bodens hat das Werk erleichtert, und seine Ausdehnung hat die Anwendung künstlicher Hilfsmittel zur Zeit wenigstens entbehrlich gemacht, obwohl — was hier nebenbei bemerkt werden soll — die Ackerbaubehörden des Landes unausgesetzt bemüht sind, den Bewohnern durch Ratsschläge und sachverständige Anordnungen Mittel und Wege zur intensiveren Bewirtschaftung an die Hand zu geben.

Während in den sechs Jahren 1895—1900 die Maisernte der Welt von 2,6 bis 3 Milliarden Bushels geschwankt, zusammen 16,6 Milliarden, im Jahresdurchschnitt 2,77 Milliarden Bushels getragen hat, entfielen auf die Vereinigten Staaten allein 1,9 bis 2,3 Milliarden Bushels, zusammen 12,4 im Jahresdurchschnitt 2,07 Milliarden Bushels oder 75 Prozent.

Zu der Weizenernte der Welt in den fünf Jahren von 1896—1900 haben die Vereinigten Staaten mit 20,7 Prozent beigetragen, während im Jahr 1901 der Anteil der Vereinigten Staaten an dem Weltweizenertrag sich sogar auf 25 Prozent gestellt hat.

Von den 14,7 Milliarden Bushels Hafer, die in dem Zeitraum von 1896—1900 auf der Erde erzeugt wurden, wuchsen in den Vereinigten Staaten allein 3,74 Milliarden Bushels oder 25,5 Prozent.

In der Förderung von Eisenerzen waren die in den Vereinigten Staaten sich anbietenden „unbegrenzten Möglichkeiten“ geradezu erstaunlicher Art. Das Land ist an der Weltproduktion mit nahezu 36 Prozent beteiligt, und das mit dem vorzüglichsten Material. An der Welterzeugung von Roheisen waren im abgelaufenen Jahr die Vereinigten Staaten mit 39,3 Prozent beteiligt, an Stahl produzierten sie im Jahr 1900 rund 10,1 Millionen Tonnen oder 42 Prozent der Welterzeugung, im Jahr 1901 sogar 13,5 Millionen.

An der Kupferproduktion der Erde sind die Vereinigten Staaten mit nahezu 55 Prozent beteiligt. Die Entwicklung der amerikanischen Kupferindustrie war vielleicht noch viel rapider und typischer für die amerikanischen Verhältnisse;

unaufhaltsam und ungestüm hat sie sich in merkwürdig kurzer Zeit aus den bescheidensten Umfängen emporgehoben und sich zum weitaus bedeutendsten Faktor der Weltproduktion emporgeschwungen. 1870 betrug die Kupferproduktion der Vereinigten Staaten 12 000 Tonnen, im Jahr 1880 hatte sie sich schon auf 27 000 bei 153 000 Weltproduktion gesteigert. Im Jahr 1890 produzierten die Vereinigten Staaten 116 315 Tonnen Kupfer von 269 455 Weltproduktion. Im Jahr 1895 vermochten sie bereits mehr als die Hälfte der Weltproduktion zu kontrollieren, und an der Wende des Jahrhunderts produzierten die Vereinigten Staaten mit 270 000 Tonnen mehr, als zehn Jahre zuvor die gesamte Weltproduktion betragen hätte.

Die Bleiproduktion der Vereinigten Staaten konnte sich seit 1895 so heben, daß sie an Stelle der spanischen die Führung im Weltverkehr übernommen hat. Im Jahr 1900 hat die Produktion der Vereinigten Staaten 29,6 Prozent erreicht, während die spanische auf 18,7 Prozent zurückgegangen ist. Im Jahr 1901 hat die Bleierzzeugung der Vereinigten Staaten sogar noch eine weitere Steigerung auf 250 000 Tonnen erfahren.

Auch in der Quecksilberproduktion der Welt rivalisierte Spanien mit den Vereinigten Staaten, und auch hier mit nachlassenden Kräften. Denn schon 1900 ist Spanien um eine Kleinigkeit überholt, und 1901 ist es geschlagen, da es auf einen Anteil von 28 Prozent reduziert ist, während die Vereinigten Staaten 33 Prozent lieferten.

In der Gesamtproduktion der Erde an Zink ist der Anteil der Vereinigten Staaten erheblich gestiegen, und die Ueberlegenheit des Rheinlandes, Belgiens und Hollands betrug nicht mehr wie ehemals 100 Prozent, sondern kaum noch 60 Prozent.

Die wirtschaftliche Entdeckung von Amerika macht von Tag zu Tag neue und ungeahnte Fortschritte. Die Staatengebilde, die von den Rocky Mountains ihren Ausläufern und den Sierras durchzogen werden, gelangen durch Energie und Kühnheit der Bewohner zu immer weiterer Erschließung mit unvergleichlichem Reichtum an Silber und Gold.

Die Golderzeugung der Erde wird für das Jahr 1900 auf 255,6 Millionen Dollar, die Silbererzeugung auf einen Münzwert von 223,5 Millionen angegeben. Für das Jahr 1901 gehen die Schätzungen in beiden Metallen auf je 265 Millionen Dollar. In beiden Jahren haben die Vereinigten Staaten den größten Anteil an der Produktion beider Metalle gehabt, 31 Prozent für das Gold, 33 Prozent für das Silber. Von den 31 Prozent der amerikanischen Erzeugung entfallen allein auf den Staat Colorado beziehungsweise auf den Bezirk Cripple Creek mehr als ein Drittel. Es mutet geradezu wie ein Märchen an, wenn man den wunderbaren Entwicklungsgang dieses Bezirks überblickt, der in der Geschichte der Minenindustrie wohl einzig dasteht. In einem Dezennium hat die Ausbeute der Golderze zu nachstehenden Ergebnissen geführt: 1891 200 000 Dollar, 1895 7 200 000 Dollar, 1898 15 000 000 Dollar, 1900 22 538 200 Dollar, 1901 25 514 090 Dollar. Dort oben auf den Höhen von Cripple Creek, 9800 Fuß über dem Meerespiegel, ist in diesen letzten zehn Jahren eine neue Welt entstanden. Bis 1889 kein Haus, nur einzelne Hütten für das Vieh; 1890 kamen die ersten Experten, die Hoffnungen erweckten. Das genügte, und das Goldfieber begann. Einwohner von Colorado Springs zogen hinauf in die Ferge, und mit zäher Energie, nachdem man schon 1892 600 000 Dollar fördern konnte, arbeiteten sie weiter, durch keinen Mißerfolg abgedrückt, bis sie immer wieder an die richtigen, Golderz spendenden Stellen kamen.

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten!

Das Kohlenareal Europas hat eine Ausdehnung von etwa 11 000 englischen Quadratmeilen, das der Vereinigten Staaten hat 50 000 Quadratmeilen. An der Kohlenförderung der Erde waren in den letzten beiden Jahren die Vereinigten Staaten mit nahezu 33 Prozent beteiligt, Großbritannien mit 30 Prozent, Deutschland mit 19,6 Prozent.

In die Petroleumproduktion teilen sich die Vereinigten Staaten und Rußland, wobei Rußland voran steht. Von den 151 Millionen Barrels, die im Jahr 1900 produziert wurden,

kommen 77,2 Millionen (51,2 Prozent) auf Rußland, 63,3 Millionen (42 Prozent) auf die Vereinigten Staaten. Im Jahr 1901 hat Rußland mit 71,6 Millionen Barrels nur noch einen ganz kleinen Vorsprung vor den 69,4 Millionen Barrels der Vereinigten Staaten.

Im vergangenen Jahr ist ein neuer, gewaltige Oellager enthaltender Petroleumdistrikt nahe der Stadt Beaumont, Texas, entdeckt worden. Von Erschließung der ersten Quelle zu Anfang Januar 1901 bis Ende März 1902 sind von Beaumont mehr als 14 Millionen Barrels Öl zur Versendung gelangt.

Die Produktivität der Kalifornischen Petroleumquellen betrug im Jahr 1876 175 000 Barrels, sie hat im Vorjahr nahezu 9 Millionen Barrels betragen, die Schätzungen für das laufende Jahr gehen auf 11 000 000 Barrels. In Point Richmond, nahe San Francisco, hat seit kurzer Zeit die „Pacific Coast Oil Company“, eine Schöpfung der „Standard Oil Company“, große Bauten angelegt. Die dort nahezu vollendeten Petroleumraffinerien werden das Rohöl aufnehmen, das 270 Meilen weit durch Röhrenleitungen von dem Hauptzentralpunkt der Kalifornischen Petroleumgewinnung durch eigens erworbenen Grund und Boden nach dem eben erwähnten Point Richmond geführt wird.

In welchem Maß die Vereinigten Staaten die Baumwollproduktion beherrschen, erkennt man daraus, daß sie von 1895 bis 1900 zu der Welterzeugung von 68,7 Millionen Ballen 58,1 Millionen oder **84,5** Prozent beisteuerten, während Ägyptens Anteil in keinem Jahr über 13 Prozent hinausging, der Anteil von Ostindien und China auf 5 Prozent sank. In der Wollproduktion der Erde stehen die Vereinigten Staaten nach den letzten vergleichenden Ermittlungen mit 10,7 Prozent, ebenso in der Hanfproduktion (seit der Erwerbung der Philippinen) mit 12,8 Prozent in vierter, in der Flachspackproduktion mit 20,7 Millionen Bushels in zweiter Reihe.

Und immer neue Gebiete werden durch Anbau wirtschaftlich erschlossen!

Bisher haben die Vereinigten Staaten gar nicht oder nur wenig Reis produziert. Vor kurzer Zeit hat man in Osttexas ein Stück Land durch Bewässerung mit artesischen Brunnen für den Reisbau herangezogen; etwa 250 000 Acres Land wurden binnen Jahresfrist mit Reis bebaut, und die Ernte stellte sich auf 20 Dollar per Acre!

Noch einige Zahlen muß ich anführen. So trocken sie scheinen, so reden sie doch eine laute und eindringliche Sprache, und ihre positive wie ihre vergleichsweise Größe ist es, die ihnen den Charakter der Nüchternheit nimmt. Im Jahr 1870 produzierten die Vereinigten Staaten 236 Millionen Bushels Weizen, im Jahr 1901 produzierten sie 748 Millionen. Zunahme: **217** Prozent. Die Maiseernte von 1870 betrug 1 094 Millionen Bushels, die von 1900 belief sich auf 2 105 Millionen. Zunahme: **92,4** Prozent. Die Mißernte des vorigen Jahres, die einen Ertrag von nur 1500 Millionen brachte, ermäßigt die Zunahme auf **38** Prozent. Die Wollproduktion von 1870 war 162, die von 1901 302 Millionen Pfund. Zunahme: **86** Prozent. Die Baumwollenernte von 1870 war 3114 Millionen Ballen, die von 1901 betrug 10 486 Millionen. Zunahme: **236** Prozent. Im Jahr 1870 hatte der Viehbestand einen Wert von 1822 Millionen Dollar, 1900 betrug er 2981 Millionen. Zunahme: **64** Prozent. Der Wert der landwirtschaftlichen Erzeugnisse stellte sich 1870 auf 2447 Millionen Dollar, 1900 auf 4739 Millionen. Zunahme: **94** Prozent. Im Jahr 1870 wurden 32 Millionen Tonnen Kohle gefördert, 1901 290 Millionen. Zunahme: **806** Prozent. Die Produktion von Roheisen betrug 1870 1,6 Millionen Tonnen, 1901 betrug sie 15,8 Millionen. Zunahme: **887,5** Prozent. Im Jahr 1870 war die Stahlproduktion 68 000 Tonnen, im Jahr 1901 war sie 13,5 Millionen. Zunahme: **19753** Prozent. Im Jahr 1870 wurden an Baumwolle in amerikanischen Spinnereien verarbeitet: 857 000 Ballen, im Jahr 1901 waren es 3 547 000 Ballen. Zunahme: **302** Prozent. Die Ausfuhr von Fabrikaterzeugnissen bewertete sich 1870 auf 68 Millionen, 1901 auf 412 Millionen. Zunahme: **506** Pro-

zent. Das in den Fabriken angelegte Kapital betrug 1870 2118 Millionen, 1900 betrug es 9874 Millionen. Zunahme: **366** Prozent. Der Wert der Fabrikate betrug 1870 4232 Millionen, 1900 betrug er 13 040 Millionen. Zunahme: **208** Prozent. Im Jahr 1870 war der Wert der Gesamteinfuhr der Vereinigten Staaten 332 Millionen, im Jahr 1901 war er 880 Millionen. Zunahme: **165** Prozent. Im Jahr 1870 war der Wert der Gesamtausfuhr 254 Millionen, im Jahr 1901 betrug er 1487 Millionen. Zunahme: **485** Prozent.

Der aufmerksame Leser wird durch die oben mitgeteilten Ziffern, die ich ohne weiteren Kommentar gebe, leicht erfassen, wie großartig die Entwicklung der amerikanischen Erzeugung in verhältnismäßig kurzer Zeit gewesen ist. Das kann man sich allerdings schon daheim am grünen Tisch klar machen. Doch das Erreichbare ist noch nicht abgeschlossen, und das wird einem erst klar, unheimlich klar, wenn man das Land von der atlantischen bis zur pazifischen Küste durchreist, wenn man in die Werkstätten amerikanischen Gewerbestreißes eintritt, wenn man sich den kommerziellen Betrieben prägend nähert und mit den Männern fühlung nimmt, die die wirtschaftliche Größe der Vereinigten Staaten zu fördern rastlos — zuweilen wohl auch rücksichtslos — mitgeholfen haben. Und in nüchterner Abwägung des also Beobachteten halte ich mich allerdings zu dem Bekenntnis verpflichtet, daß, je mehr ich gesehen und kennen gelernt habe, und je weiter ich nach dem Westen der Vereinigten Staaten vorgerückt bin, das friedliche Wirtschaftsarsenal, das bis zu weitragenden Höhen sich streckt, die unbegrenzten Schätze und das Bestreben, sie zu entwickeln und dienstbar zu machen, die großen Dimensionen im Personen- und Gütertransport der Eisenbahnen mich überwältigt und mir gezeigt haben, daß man dem Staatssekretär der Vereinigten Staaten zustimmen darf, der erst jüngst von „the giant strength of the nation“ — von einer „Riesenstärke der amerikanischen Nation“ — gesprochen hat.

Von keinem einengenden Bürokratismus gehindert und immer von frischem einsetzend, sind die Männer in Ost und West bemüht, den Verkehr auszugestalten und ihm gesicherte Formen zu geben. Die Eisenbahnen hatten allezeit, freilich in härtestem Konkurrenzkampf, durch anhaltende Ermäßigung der Frachtkosten der Industrie weitestgehende Vorteile geboten. Angesichts der derzeitigen glänzenden Gesamtwirtschaftslage betrachteten es die Bahnverwaltungen als eine ihrer vornehmsten und auch finanziell erreichbaren Aufgaben, die Anlagen und das rollende Material zu verbessern und zu ergänzen. Wenn man die Herstellungs- und Ausrüstungskosten der amerikanischen Bahnen mit den entsprechenden Kosten der europäischen Bahnen im Verhältnis der Meilenzahl in Vergleich zieht, so hätten — freilich ohne Berücksichtigung des Unterschieds der Grunderwerbskosten — viele Milliarden Dollar in Amerika mehr aufgewendet werden müssen, wenn man daselbst mit der gleich peinlichen Behandlung und sorgfältigen, oft reichen Ausführung, wie in Europa, die Bahnen von vornherein angelegt und ausgestattet hätte. Dies war eben nicht geschehen. Verbindungsglieder sollten geschaffen werden. Das war in der Hauptsache alles. So kam es, daß das Schienennetz, das sich allmählich über die Vereinigten Staaten spannt, sich bis auf 194 000 englische Meilen, abgesehen von 60 000 Meilen Nebengleisen, dehnte, während in Europa nur 173 000 englische Meilen, in Deutschland ungefähr 33 000 englische Meilen zählen. Hielten die Verbindungsglieder nicht dicht, so konnten sie in zukünftigen guten Zeiten gefestigt werden. In dem Bau der Neben- und auch oft der Hauptstationsgebäude waltete die größte Einfachheit vor. Gewöhnlich nur Bretterschuppen, die nicht einmal Wetter und Wind zu trotzen imstande sind, ohne jeden Komfort. Alles so billig wie möglich — bei verhältnismäßig hohen Kapitalisationen, in denen Unternehmer und Promotoren späterhin ihren Nutzen finden wollten.

Mit Stolz blickt der Amerikaner auf das von ihm Erworbene und auf die eigene Kraft, auf die er sich gestellt hat. „Wir sind fleißig“, sagte mir ein amerikanischer Staatsmann,

„leben unserer Arbeit und denken an unsern großen Benjamin Franklin, den sein Vater in dem Kerzenladen in Boston mit den Worten der Bibel zu ermahnen pflegte: Siehst du einen Mann, der in seinem Geschäft fleißig ist — vor Königen kann er stehen!“

Eines möchte ich schon an dieser Stelle hervorheben, was mir bei der Beobachtung der ökonomischen Verhältnisse der Vereinigten Staaten von Amerika besonders bemerkenswert erschienen ist: Mehr als in irgend einem andern Land der Welt tritt auf dem Gebiet von Verkehr, Handel und Industrie hier gerade jetzt die Gewalt einzelner Personen in den Vordergrund. Gewiß ist der mächtige wirtschaftliche Aufschwung des Landes dem Unternehmungsgeist von Männern mit zu danken, deren Namen die Geschichte der Union für alle Zeiten verzeichnen wird. Die Goulds, Vanderbilts, Macays, Rockefellers, Carnegies, Harrimans, Hills, Morgans, Stillmans und andere haben der Verkehrs- und Industrieentwicklung der Union ungeahnte Wege gewiesen, sie waren, wie mit Thomas Carlyle der Präsident sie nannte, wirklich „the captains of industry“, die das Eisenbahnnetz über das Land gebreitet, den Handel aufgebaut und die Industrien entfaltet haben. Und weil sie damit fraglos dem Volk Gutes und Großes geschaffen haben, sind sie leitend und herrschend; die Nation bringt ihnen um so mehr Vertrauen entgegen, als sie in richtigem Erfassen der Wirkung auf die volkstümliche Eigenart große Summen aus ihren immensen Schätzen für die öffentliche Wohlfahrtspflege — oft nicht ohne einige Demonstration — hergeben. Das bedenkliche aber liegt darin, daß die weitverzweigten und besonders die neueren Unternehmungen augenblicklich so eng mit den einzelnen Männern, mit ihrer Kraft und mit ihren Dispositionen verwachsen sind, daß ein Versagen oder Auscheiden des großen und allgewaltigen Einzelnen, wenigstens für eine geraume Weile, zu vererblichen folgereicher Erscheinungen führen kann. Jeder Mensch findet einen Erbsatz, und selbst die größten Reiche der Alten Welt haben sich ohne Erschütterung weiter gedeihlich fortentwickeln können, auch wenn ihre Mitbegründer aus den Reihen der Mitthätigen oder Lebenden haben zurücktreten müssen. Wenn aber z. B. Herr Pierpont Morgan heute abberufen werden sollte, würden zunächst die Werte all der Milliardenerschöpfungen, deren intellektuelles Oberhaupt, deren finanzielle Stütze er gewesen war, in Verwirrung geraten. Denn vielfach noch zu jung, zu frisch, zu wenig erprobt, zu unkonsolidiert ist manches, was dieses und der andern Männer weit voraus-eilender Blick erfaßt und ihr rastlos schaffender Geist aufgetürmt hat. Dann erst wird sich zu erweisen haben, ob genügend kommerzieller Nachwuchs zur Weiterführung vorhanden ist, und vor allem, ob die finanzielle Grundlage der Industrien in ihrer gegenwärtig groß angelegten Ausdehnung existenzberechtigt ist.

Erschaunlich aber und unvergleichlich sind einerseits die allgemeinen Leistungen der amerikanischen Arbeit, andererseits die Produktionsmöglichkeiten des Landes. Die Schätze, die der Boden auf seiner Oberfläche dem Pflug entgegenführt, und mehr noch die Schätze, die der Boden in seinem Schoß an allem birgt, was Reichtum, Stärke und Macht verleiht, sind so riesenhaft, daß sie imstande sind, von einem Jahr zum andern, beinahe von einem Tag zum andern, die Verhältnisse in dem Wettbewerb der Nationen zu Gunsten der Vereinigten Staaten zu verschieben. Tritt an einer Stelle der Union eine Stockung ein, zeigt sich ein Mißerfolg, ein vorübergehendes oder selbst dauerndes Versiegen der Quellen, so haben Boden und Fleiß auch schon an einem andern Ort für ausgiebigsten Erbsatz gesorgt. Was die Natur dort gegeben, ist unendlich viel, und der unermüdete Fleiß gewinnt der Gabe der Natur den vollen Wert ab.

Hierin liegt ein beachtenswertes Gegengewicht gegenüber den Bedenken, denen ich hinsichtlich des Wirkens einzelner überragenden Persönlichkeiten Ausdruck gegeben habe. Die innere Tüchtigkeit der Gesamtbevölkerung ist markig. Man mag das unausgesetzte Streben nach „make money“ als Mammonsdiener betrachten — man hat zu einer Verurteilung um so weniger Recht, wenn man sieht, daß im großen

und ganzen, im guten Durchschnitt, das Streben nach Erwerb sich streng an die Bedingung bindet, daß der Erwerb auf anständige Weise gewonnen sei. Die Gesetze der Vereinigten Staaten sind etwas dehnbar, und der Bürger dort geht auf dem Weg, den das Gesetz erlaubt. Aber das gegebene Wort ist heilig. Jeder verlangt von dem andern und setzt voraus, er solle genau überschauen, wozu das gegebene Wort den einen wie den andern verpflichtet. Der Geschäftsmann der Vereinigten Staaten kennt keinen andern Ehrgeiz, als die anständige Wahrnehmung seines Geschäfts und die Erreichung geschäftlichen Erfolgs durch ausdauernde und kluge Arbeit. Er verzeiht nicht und vergißt nicht eine Verfehlung gegen den geschäftlichen Anstand, auch dem Erfolg nicht, und das verleiht ihm eine selbstbewußte Charakterstärke ohnegleichen. Der amerikanische Geschäftsmann überlegt sich reiflich und lange, ehe er auf ein Angebot eingeht; hat er es aber gethan, so ist er mit ganzem Herzen bei der Sache, und man hat an ihm einen thatkräftigen Mitarbeiter von unbedingter Zuverlässigkeit gewonnen. Selbstverständlich trifft diese Schilderung nicht auf jeden einzelnen zu; sie zeichnet aber das geschäftliche Leben im ganzen, wie es sich mir in den maßgebenden Kreisen der wirtschaftlichen Welt der Vereinigten Staaten dargestellt hat.

Man spricht mit Unrecht von einer Nervosität des erwerblichen Hastens auf der andern Seite des Ozeans. Das Gegenteil ist der Fall. Nur unendliche Regsamkeit nimmt man dort wahr, angestrengten Fleiß und immer wieder Fleiß; aber die Nerven der fleißigen sind wie von Stahl und unzerrüttbar.

(Ein zweiter Artikel folgt.)



Berliner Sommerbühnen.

Jetzt ist Berlin bekanntlich „leer“. Wer Zeit und Geld übrig hat, ist der Großstadt entflohen, ruht am sehr kühlen Meeresstrand oder traxelt im Gebirge herum, andere wieder suchen die Schäden, die der vorige Winter der Gesundheit geschlagen hat, in heilbringenden Bädern auszugleichen, um sich auf diese Weise wieder für die kommende Saison gebrauchsfähig zu machen. Die Eisenbahnen haben das wirklich bewundernswerte Meisterstück fertig gebracht, alle die ungezählten Taufende, die beim Beginn der Schulferien der Reichshauptstadt in wenigen Tagen und Stunden den Rücken kehren wollten, ohne irgend einen Unfall zu befördern; die Beamten, die die Schrecken einer förmlichen Mobilmachung des Publikums überstanden haben, seufzen erleichtert auf wie jemand, der ein ungeheures Wagnis glücklich erledigt hat.

Berlin wäre also leer? Lieber Himmel, in einer Millionenstadt merkt man es wirklich nicht, wenn einige Zehntausende fehlen, denn das Leben selbst spielt sich genau in den gleichen Formen ab, als wenn wir alle hier vollzählig versammelt wären. Sonntags ist, obgleich wir angeblich etwas mehr Ellbogenfreiheit haben wie gewöhnlich, kein Platz auf der Stadtbahn zu erhalten, die elektrischen Bahnen sind genau so überfüllt wie immer, und von den sonstigen, uns lieb gewordenen Kalamitäten vermissen wir auch nicht eine einzige. Skeptiker betrachten es allerdings als eine unverdiente Gabe des Schicksals, daß mit dem Verschwinden von „tout Berlin“ auch alle Kunsttempel, auch die, die es nur sein wollen, ihre Pforten geschlossen haben, und daß für das Publikum in dieser Beziehung nunmehr auch eine Schonzeit angebrochen ist.

Dennoch ruht die Kunst auch jetzt keineswegs in Berlin. Im Hochsommer, und wenn er so kühl und unfreundlich ist wie der diesjährige, haben wir immer eine gewaltige Invasion von allen möglichen Mimen und Miminnen aus der Provinz zu übersehen, die die Abwesenheit ihrer berühmten Kollegen und Kolleginnen von der Metropole dazu benutzen, um einem gewissen Teil des kunstliebenden Berliner Publikums zu zeigen, daß man auch in Köpfchenbroda oder in Perleberg eine anständige und vernünftige Komödie zu spielen versteht. Dem aufmerksamen Beobachter des Berliner Straßenlebens entgehen diese typischen Figuren nicht. Gleich bei Beginn

der Theaterferien erscheinen sie, und sie promenieren zunächst nur in der Leipziger- und Friedrichstraße und Unter den Einden, und sie heben sich angenehm durch ihre majestätische Haltung von den übrigen, gewöhnlichen Philisterpassanten ab. Niemand kann einen ähnlichen Faltenwurf des etwas verschoffenen Havelocks produzieren, niemand trägt den breitkrämpigen Künstlerhut mit ähnlicher Genialität, niemand hat eine wehendere Krawatte von absonderlicherer Farbenzusammenstellung, niemand die Locken so duftig pomadisiert wie diese Künstler, die in ihrem äußern Auftreten ihre soziale Machtstellung in würdiger Form zum Ausdruck bringen. Mit den Damen verhält es sich in ähnlicher Weise, ihre Toilette entspricht zwar nicht den letzten Anforderungen der Mode, dafür aber brilliert sie durch das seltsame und farbenfreundige Arrangement.

Allmählich verschwinden diese auffallenden Figuren zum Schaden des Straßenbildes. Der Wanderer, der in dem „leeren“ Berlin auf seinen süßen Studien macht, sieht sie dann in ganz andern Stadtgegenden wieder. Draußen in Moabit, in der Brunnenstraße, in der Perlebergerstraße, in der Kastaniallee, in den vielbesuchten Vororten findet er sie in den Sommertheatern wieder, wo der kleine Mann mit seiner Familie nach des Tages Last und Mühe Erholung sucht, die er durch einen Kunstgenuss verstärkt. Zwar üben hier auch Berliner Künstler ihren hohen Beruf aus, aber die Fremdlinge werden gern aufgenommen, weil ihre Ansprache gemeinhin bescheiden sind und der Unternehmer in seinen Mitteln meist beschränkt ist.

Denn das Entree, das für den Kunstgenuss auf den Sommerbühnen erhoben wird, ist der Natur der Sache nach ein minimales. Vielfach wird ein Eintrittsgeld überhaupt nicht erhoben, der Familienvater, der mit Frau und Kindern erscheint, läßt sich lieber „indirekt“ besteuern und zahlt einen kleinen Aufschlag für das Bier, das ja ohnehin konsumiert werden muß. Er genießt als Kunstleistungen am liebsten Poffen und kleine Lustspiele, es werden ihm aber auch — o Grauen! — bisweilen Ritterkomödien vorgesetzt, die durch Blutvergießen und Pathos belebend auf die Nerven wirken. Wenn es regnet, findet die Vorstellung im Saal statt, was der Naturalverpflegung der Zuschauer natürlich keinen Abbruch thut.

Mit Andacht lauscht man und kommentiert die Handlung und das Spiel. Zwischenrufe wie „fauler Zauber!“ „feste Willem!“ bei besonders aufregenden Vorgängen auf der Bühne stören weder die Darsteller noch die aufwartenden Kellner, und selbst der Umstand, daß ein kleiner, noch nicht subreiner Urberliner brüllend nach seiner Flasche verlangt, ruft höchstens das Mitleid und die Teilnahme der umstehenden

Mütter wach. Die Hauptsache ist, daß sich der Berliner amüsiert, und das geschieht fast immer. Sonntags wird natürlich in den Gärten der Sommerbühnen auch „Kaffee gekocht“, denn ohne dieses Getränk ist ein wirkliches Vergnügen thatsächlich undenkbar. Nach der Vorstellung läßt sich der Held und Liebhaber herab, mit angesehenen Gästen einen Schoppen zu trinken, und bei dieser Gelegenheit erzählt er dann Geschichten, die die Ehrfurcht und Bewunderung seiner Zuhörer hervorrufen. Außerdem giebt es natürlich auch Dandys, die der Soubrette eine Limonade spendieren.

So entwickelt sich reges Kunstleben in Berlin, auch wenn die offiziellen Kunsttempel geschlossen sind, wenn die berufenen Vertreter der dramatischen Kunst sich in Bädern oder auf Gastspielreisen bewundern lassen. Der kleine Mann will in Berlin genau so gut seine Erholung und Zerstreuung haben wie der Bewohner des feinen Westens, und er findet sie in den heißen Tagen des Jahres fast ausschließlich auf den — Sommerbühnen. n. c.



Mare Autokolsky, russischer Bildhauer, † am 14. Juli in Hamburg im Alter von 60 Jahren.

Anna von Bennigsen, geb. von Reden, † 14. Juli im Alter von 69 Jahren.

Benjamin Bilse, bekannter Orchesterdirigent, † am 13. Juli in Liegnitz im 86. Jahre.

Hofrat Julius Ficker, Rechtshistoriker, † 10. Juli in Jmsbruck, 76 Jahre alt.

Hofrat Emanuel Hermann, Erfinder der Postkarte, † 14. Juli in Wien.

Richard Krätzschar, Professor der Theologie, † 10. Juli in Marburg im 33. Lebensjahr.

Senator Antonio Mordini, alter Garibaldianer, † am 14. Juli in Montecatini.

Theodor Müller, Generalmajor 3. D., † am 10. Juli in Bunzlau, 84 Jahre alt.

Oberbaurat Karl Prenninger, † am 11. Juli in Reichenhall, 73 Jahre alt.

Geheimer Oberjustizrat Richard, Landgerichtspräsident, † am 12. Juli in Osnabrück.

Kardinal Schlauch, Bischof von Großwardein, † 10. Juli, 78 Jahre alt.

Ein Stündchen bei Paul Meyerheim.

Zu seinem sechzigsten Geburtstag.

Als ich mich dankend von dem großen Maler und lebenswürdigen Menschen verabschiedete, gab er mir lächelnd die Hand und sagte: „Bitte sehr, bitte sehr! — Und machen Sie's gnädig!“ Das ist ein bezeichnendes Wort für den knorrigen Mann mit dem gut geschnittenen Gesicht, für seines Wesens Freundlichkeit mit dem humorvollen Einschlag und die bescheidene Abwehr aller aufdringlichen feier. Er hatte mir erzählt von der fröhlichen Festlichkeit, die die Freunde seiner geschätzten Kunst und seines gastlichen Hauses zu seinem sechzigsten Geburtstag eben veranstaltet hatten. Die im Gesellschaftsleben Berlins bekanntesten Persönlichkeiten, wie der greise Menzel, Leyden, Hildebrandt, Knaus, Koberstein, Pietsch, hatten sich da in seinem schönen Heim in der Hildebrandtstraße zusammengefunden, um den Meister zu ehren. Und in freudigster Erinnerung sprach der Gezeierte von seinem Ehrentag, und sein Herz war noch voll von den sinnvollen

Gaben und Darbietungen, die man von allen Seiten trotz seiner stillen Zurückhaltung in sein Haus hineinzutragen gewußt hatte.

Der Meister erzählte von seinem Geburtstag in behaglichem Plaudern. Hier zu schenken und in seinen Geschenken und freundlichen Gaben so verstanden zu werden, muß das Geschenk für den Geber wie für den Begabten wertvoll und sie beide froh machen. Man merkte es den Zügen seines lebendigen Gesichts wirklich an, wie er sich in seinem ganzen künstlerischen Schaffen verstanden fühlte durch jene Art und Weise, mit der man ihn aus dem Kreise der Freunde des Zoologischen Gartens erfreut hatte. Von all den Einwohnern des Berliner Tierparks, dem er so viel Anregung zu seinen Bildern verdankt, und in dem er so hingebende Studien gemacht hat, hatte es der nach Darwin am meisten dazu Berechtigte übernommen, die Glück-



Begrüßungsdiplom zum 60. Geburtstag von Paul Meyerheim.

wünsche der Tierwelt zu überbringen. Ein freundlich dreinschauendes Affenexemplar bot ein Begrüßungsdiplom dem Meister dar, das die vorzüglichsten Vierfüßler in unzweideutiger Klauenschrift unterzeichnet hatten (s. nebenstehende Abbildung).

Und wieder nach anderer Richtung hin erinnerte der große Maler sich in gleicher Dankbarkeit der künstlerischen Veranstaltung, die wohlbekannte Freunde des allzeit

gastfreien Meyerheimischen Hauses, wie Max Friedländer, Dr. Lewandowski, Helene Jordan, Prof. Krüger-Menzel, durch ein von Robert Kahn komponiertes und dirigiertes Quartett ihm dargebracht hatten. Denn sein musikalisches Verständnis bleibt hinter dem für seine eigene Kunst nicht zurück, wie er auch zu den regelmäßigsten gedanken-

Besuchern der Joachimschen Quartettabende gehört. Und besonders freudig bewegt sprach er von dem und phantasiereichen Singpiel seines alten Freundes, Professors Posner, der Goethes „Jahrmarktsfest von Plundersweilern“ zum Vorwurf einer sinnvollen Würdigung der Meyerheimischen Spezialkunst nahm. Voll Humor schilderte der Sechzigjährige, wie das Verbot des allgemeinen Spielbuden- und Menagerietreibens auf dem Jahrmarkt einer Tierbändigerin Unlaß giebt, in einem festzug von Meyerheimischen Bildgestalten die poetische Schönheit und Lebenskraft all der Figuren und Kreaturen aufzuzeigen, ohne die ein echtes Jahrmarktsfest ebensowenig denkbar ist wie die Kunst eines Paul Meyerheim. Und wie der Meister in Gedanken an den wohlgelungenen Scherz noch jetzt fröhlich lachte, kam mir der ganze Ernst seines Lebenswerkes zu vollstem Bewußtsein. Die Fülle seiner Arbeiten zog an meinem Auge vorüber, wie sie vor einigen Jahren die denkwürdige Kollektivausstellung im Uhrensaal des alten Akademiegebäudes vereinigt hatte. Wem sollte auch der Eindruck, den man damals von Meyerheims Gesamtschaffen bekam, so schnell wieder entschwinden! Wie freuten sich damals die alten Verehrer und Freunde seiner Kunst über dies abgerundete Gesamtbild, und wieviel Respekt mußten auch die Gegner ihm zollen! Spricht doch aus jedem einzelnen Werk nicht nur die souveräne Beherrschung des Gegenstandes, sondern auch die glühende Farbenfreude des Malers. Denn er malt nicht das Tier, um das Tier zu konterfeien, sondern er stellt es in eine Komposition, der die farbige Harmonie Sinn und Zweck ist. Nach dieser Richtung hin hat er etwas von der Art der Modernen und Jüngeren wie Slevogt und die aus dem Kreise der Sezession.

Solche Kunstgedanken begleiteten mich auf dem Rundgang durch das Atelier an der Seite des Meisters. Viel hat man dem Herrn des Raumes hier nicht gelassen. Nur wenige eben entstehende Bilder haben sich gerade noch den Liebhaberbegierden

entzogen. Ein prächtiger Löwenkopf blickt mich von der Staffelei herunter lebendig an. Heideerinnerungen erweckt das Bild der grafsenden Ziegen auf der Alm, und der zeitgemäße Vorwurf einer reisenden jungen Dame im Eisenbahnkuppee wollte auch meine Keifelust anregen. Sonst sah ich an Kunstwerken die von dem Hausherrn selbst hochgeschätzten Baryeschen Tierkulpturen und wunderbare Gipsabgüsse von Pferden von dem berühmten russischen Bildhauer Baron von Clod. Was aber an den mit alten französischen Gobelins geschmückten Merliervänden meine Aufmerksamkeit besonders fesselte, war eine prachtvoll gezeichnete Rückenaktstudie von der Meisterhand Eduard Meyerheims, des berühmten Vaters des berühmten Sohnes.

Wohl hätte ich auch von dem Lebenden vor mir über sich selbst, über seine eigene Kunst und sein Verhältnis zu den Jüngeren gern einiges gehört, aber seine liebenswürdige Bescheidenheit ließ es nicht dazu kommen. Im Scherz erinnerte er mich an seine gelegentlichen Veröffentlichungen und seine ersten Illustrationen von Büchern wie „Ueber die Hegung der Höhlenbrüter“ und über „Ausstopferei von Vögeln und Säugetieren“. Das war alles, was er von sich und seiner Lebensarbeit sagte. Aber was braucht auch der Mund des Meisters zu reden, wo seine Werke so deutlich sprechen!

S. 5.



Paul Meyerheim.
Nach dem Leben gezeichnet von Arthur Ragfa.

Unsere Bilder.

Aus dem militärischen Leben. Unablässig arbeiten die europäischen Mächte an ihrer Kriegsrüstung, jede waffentechnische Erfindung wird studiert und probiert, wie bei unserer Fußartillerie gerade Versuche mit einem 21 cm-Mörser (Abb. S. 1373) angestellt werden. Aber die Möglichkeit, daß in ferner Zukunft einmal die Heere einander gegenüber treten könnten, stört nicht die guten Beziehungen in der Gegenwart. Feiern die Regimenter der einzelnen Armeen feste, wie kürzlich das russische Leibgardesüßwasserregiment sein zweihundertjähriges Jubiläum (Abb. S. 1337), so gedenkt man ihrer auch im Ausland mit sympathischer Aufmerksamkeit. Diesfach findet sogar, namentlich an den Grenzen, ein direkter Verkehr der Offiziere verschiedener Heere sowohl außerdienstlich wie auch dienstlich statt. So haben erst kürzlich wieder einige höhere Offiziere der österreichischen Landesgendarmerie der Besichtigung einer preussischen Gendarmerieabteilung in Lauban (Abb. S. 1336) beigewohnt.

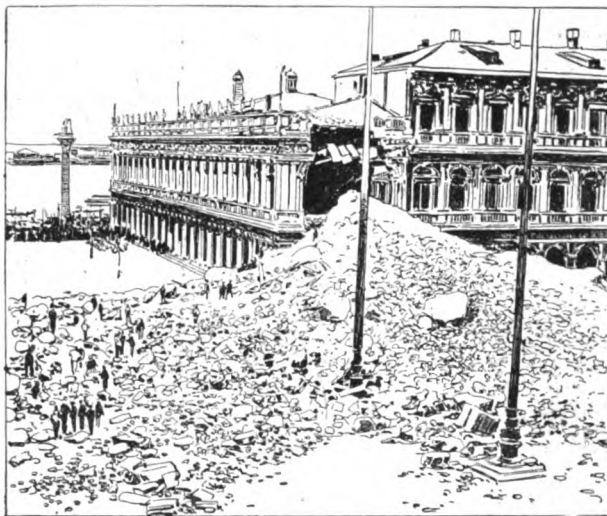
Vaterländische Festspiele. In der schweizerischen Eidgenossenschaft ist es zur löblichen Regel geworden, patriotische Gedenktage durch Volksschauspiele zu feiern. So sind an den letzten Sonntagen in Hochdorf im Kanton Luzern zur Erinnerung an die Schlacht bei Sempach Winkelriedspiele. (Abbildung S. 1340) veranstaltet worden, die in gewissen Perioden wiederholt werden sollen. — Anderer Art waren die vaterländischen Spiele, die im Anschluß an die Versammlung des Vereins für Volks- und Jugendspiele in Köln am Rhein (Abb. S. 1372) stattfanden. Dort handelte es sich nicht sowohl darum, Bilder aus Deutschlands Vergangenheit vorzuführen, als zu zeigen, wie in Deutschland durch turnerische und sportliche Übungen Kraft und Gelebigkeit des Körpers gepflegt werden.

Londoner Augenblicksbilder (Abb. S. 1334 und 1355). Die englische Hauptstadt ist in der letzten Zeit aus den Aufregungen gar nicht mehr herausgekommen, die glücklicherweise nicht alle eine so traurige Ursache hatten, wie die Verschiebung der Krönung. Ja, sie hat sogar schon wieder ein Freudenfest feiern können; zu einem solchen gestaltete sich nämlich die Heimkehr Lord Kitcheners, der den Krieg in Südafrika zum siegreichen Ende geführt hat.

Dem Sport (Abbildungen S. 1371 und 1374) und den Spielen aller Art wird allenthalben eifrig weiter gehuldigt. Wir bringen heute Bilder vom Wassersport, der jetzt im Vordergrund des Interesses steht, aus Hamburg und England.

ferner finden unsere Leser die Geschenke, die unser Kaiser für das XX. mitteldeutsche Bundesschießen und für das internationale Lawn-Tennis-Turnier in Zoppot gestiftet hat.

Der hundertste Geburtstag Alexander Dumas' des Ältern (Abb. S. 1336) ist von den Franzosen aufs festlichste begangen worden. In der Vaterstadt des großen Romanschriftstellers, in Villers-Cotterets, fand die Enthüllung des ihm errichteten Denkmals statt, und an der Feier, bei der auch der Unterrichtsminister Chaumié eine Ansprache hielt, nahmen wohl 25 000 Personen teil, darunter zahlreiche Größen der Kunst und Litteratur.



Die Trümmer des eingestürzten Glockenturms in Venedig. Im Hintergrund die Königliche Bibliothek mit der zerschmetterten Seitenwand. Nach einer Photographie.

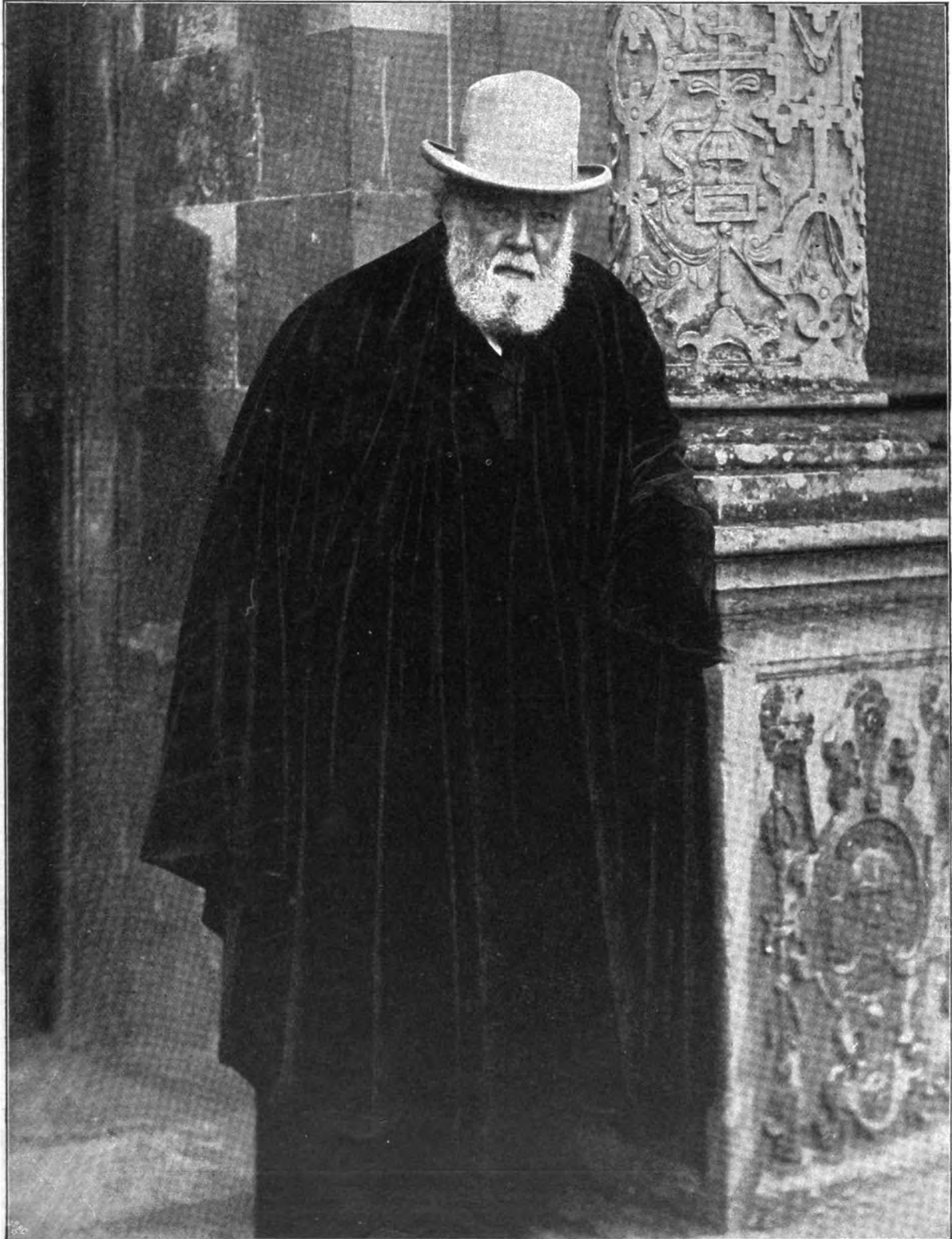
Unglücksfälle. In der ganzen Welt hat die Nachricht lebhaftes Bedauern hervorgerufen, daß der Glockenturm der Marcuskirche in Venedig (vergl. nebenstehende Abbildungen) eingestürzt ist. Ueber die Grenzen Italiens hinaus findet der Gedanke Anklang, das herrliche Bauwerk neu erstehen zu lassen. — Eine verheerende Feuerbrunst hat in Trier gewütet (Abb. S. 1339).

Die Petersmesse hatte gerade ihr Ende erreicht, als in einer der Jahrmarktsbuden ein Brand ausbrach, der in kurzer Zeit etwa ein Viertel aller Verkaufsstätten einäscherte.

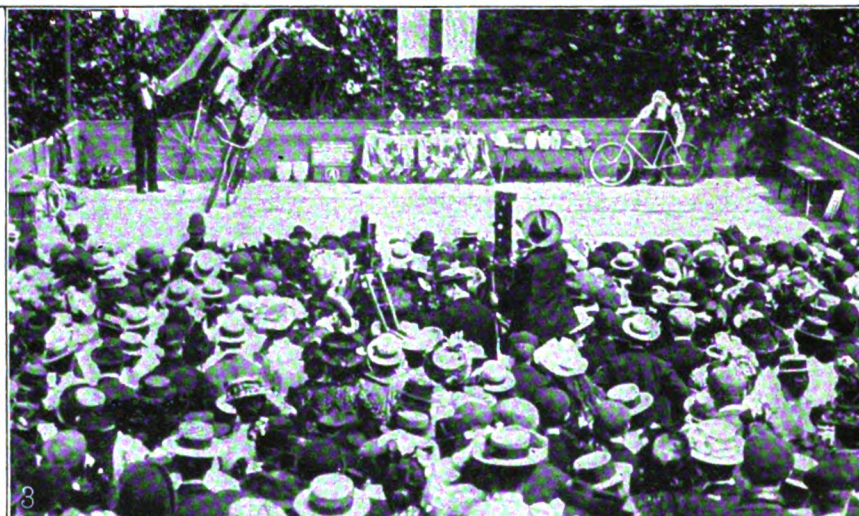
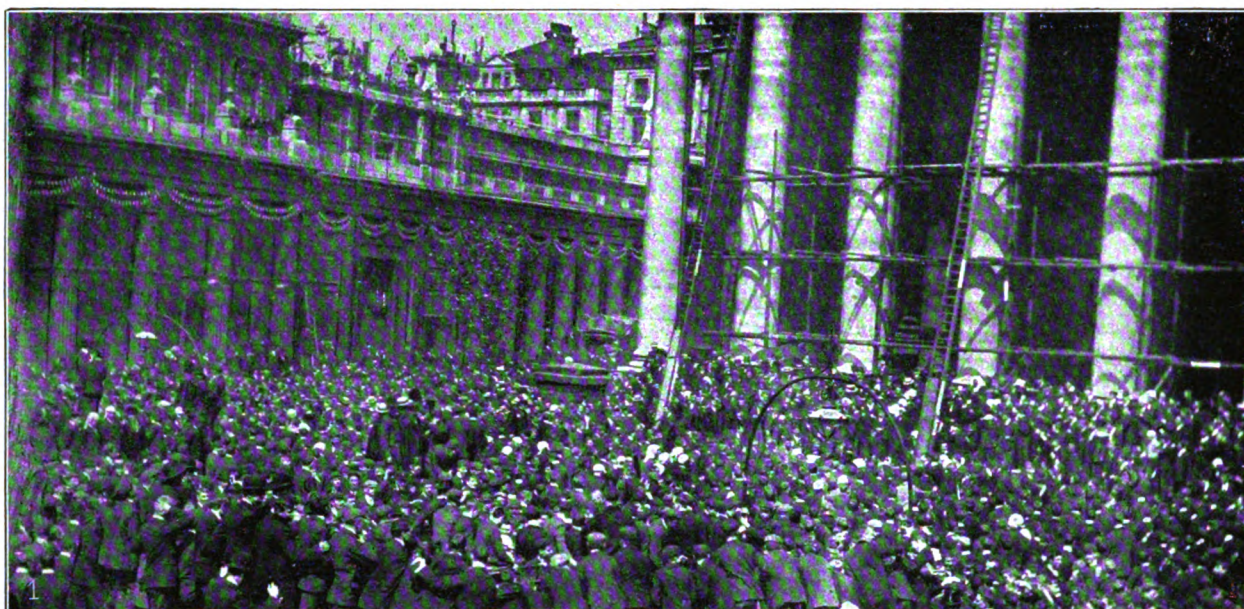
Aus aller Welt. Die Teilnehmer am Schiffsfahrtskongress in Düsseldorf haben nach Beendigung ihrer dortigen Verhandlungen noch einen Ausflug nach Hamburg (Abb. S. 1338) unternommen. — Der altberühmte Dom in Worms erhält einen neuen Westchor, zu dem der Grundstein (Abb. S. 1339) bereits gelegt ist. — Große Hoffnungen setzen auf den Bau der Queisthalperre in Markkissa die Bewohner der ganzen, von Ueberschwemmungen so oft heimgesuchten Gegend. — Unter großem Jubel sind auch in diesem Jahr wieder zahlreiche Kinder aus Berlin mit der Bahn in die Ferienkolonien (Abb. S. 1374) nach den Ostseebädern befördert worden.

Personalien (Porträts S. 1338). Die verstorbene Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg war mit ihren 91 Jahren die älteste europäische Fürstin. — Der in Liegnitz verstorbene Kapellmeister Benjamin Bille hat sich in früherer Zeit durch die Popularisierung guter Musik die größten Verdienste erworben. — Der in Breslau verstorbene berühmte Augenarzt Geheimrat Förster war, seit dem Jahr 1873, der erste ordentliche Professor der Augenheilkunde an der dortigen Universität. — Der Präsident von Oberbayern, Herr v. Auer, ist in den Ruhestand getreten. Sein Nachfolger wurde nicht, wie man angenommen hatte, Kultusminister v. Landmann, sondern der erste Beamte in dessen Ministerium, Staatsrat v. Schrant.

Bilder vom Tage.

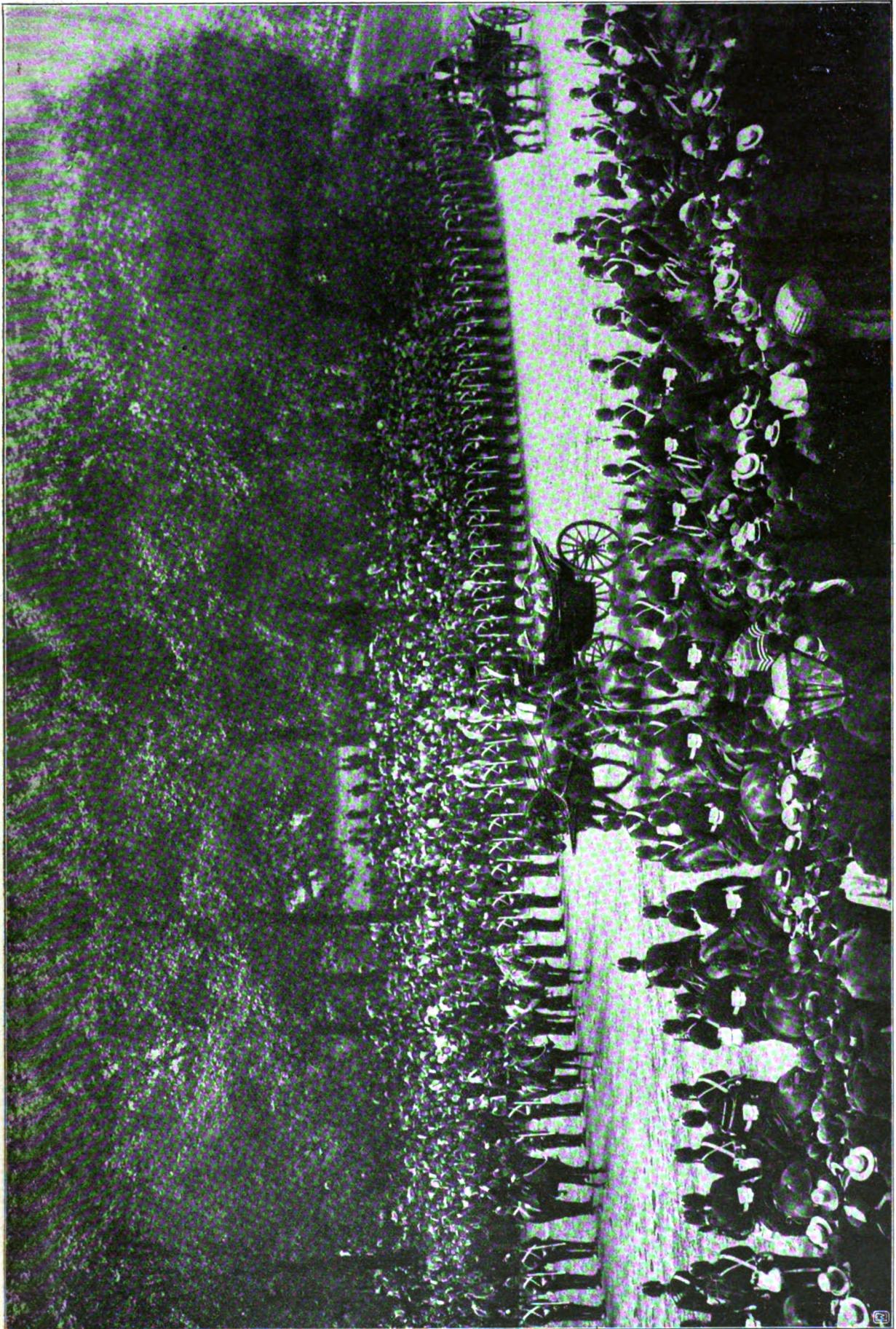


Zum Rücktritt des englischen Premierministers Marquis of Salisbury.



1. Die Menge wartet vor der Amtswohnung des Lord Mayors auf Nachrichten über das Befinden des Königs. Von der Speisung der Armen auf Kosten des Königs: 2. Prinz und Prinzessin von Wales auf dem Festplatz in Fulham. 3. Das Variété zur Unterhaltung der Armen. 4. Die Königsgäste in Westminster.

Bilder aus London.



Von der Heimkehr Lord Kitcheners aus Südafrika: Die Ankunft des „Friedenbringers“ in London.



Alexander Dumas.



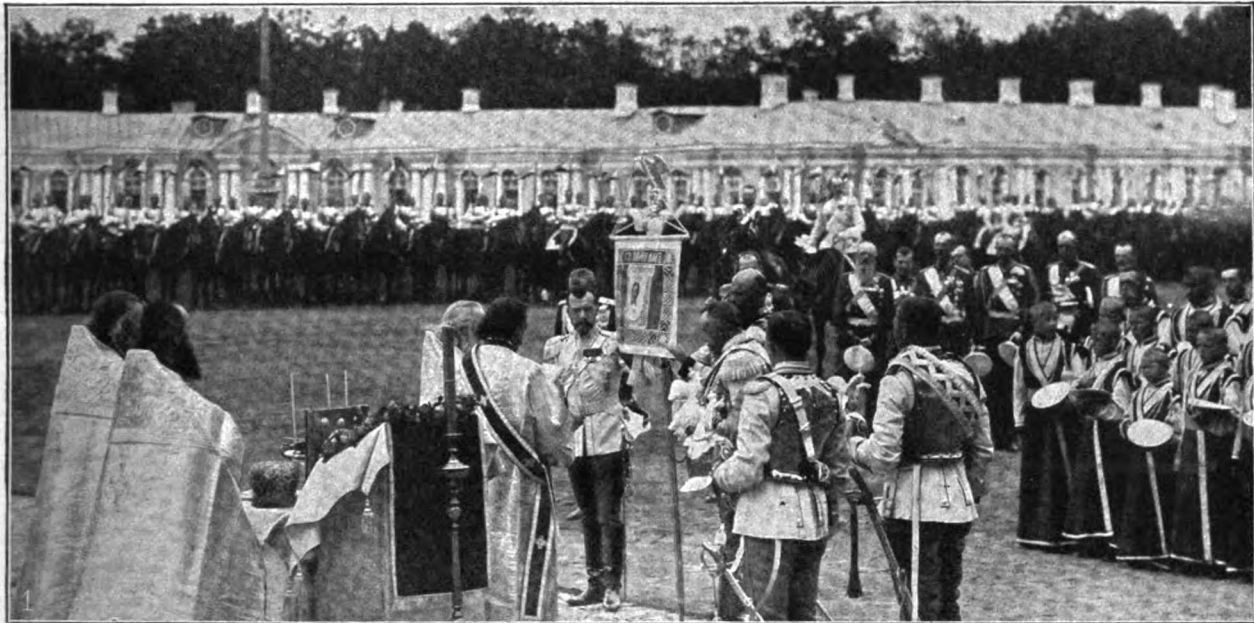
Ansprache des Unterrichtsministers Chaumié.



Die Enthüllungsfeier.
Die Enthüllung des Denkmals für Alexander Dumas d. Helt. in Villers-Cotterets.



In der unteren Reihe (von links nach rechts): 1. Hptm. Siemers. 2. Hptm. Nicolai. 3. Oberstlt. v. den Brinden. 4. Major v. Waldow. 5. Lt. Rotter. 6. Oberst v. Puttkamer. 7. General fbr. v. Hammerstein-Korten, Chef der preuß. Landgendarmarie. 8. Oberst v. Weitenweber, K. K. Landgendarmarie-Kommando Prag. 9. Oberst Gaad. 10. Oberst. Stebre, l. Adj. Prag. 11. Major v. Kieber. 12. Hptm. v. Werner. 13. Hptm. v. Teichmann. 14. Hptm. v. Erdmannsdorff.
Von der Teilnahme der österreichischen Gendarmerieoffiziere an der Besichtigung durch fbr. v. Hammerstein-Loxten in Lauban.
Phot. Maj Müller, Lauban.



1. Einweihung der neuen Fahne in Gegenwart des Zaren. 2. Generalmajor Preschenzoff, Kommandeur des Regiments. 3. Die Offiziere verabschieden sich von der alten Fahne. 4. Zar, Zarin und Zarinwitwe im Kreise der Offiziere.

Vom 200jährigen Regimentsjubiläum der russischen Leibgardekürassiere in Zarskoje Selo.

Aufnahmen von C. O. Bulla, St. Petersburg.



J. von Auer,
Regierungspräsident v. Oberbayern,
tritt in den Ruhestand.



Herzogin Friederike von Anhalt-Bernburg †,
die älteste europäische Fürstin.
Phot. Bernhard, Ballenstedt.



Staatsrat von Schrant
der neue Regierungspräsident
von Oberbayern.



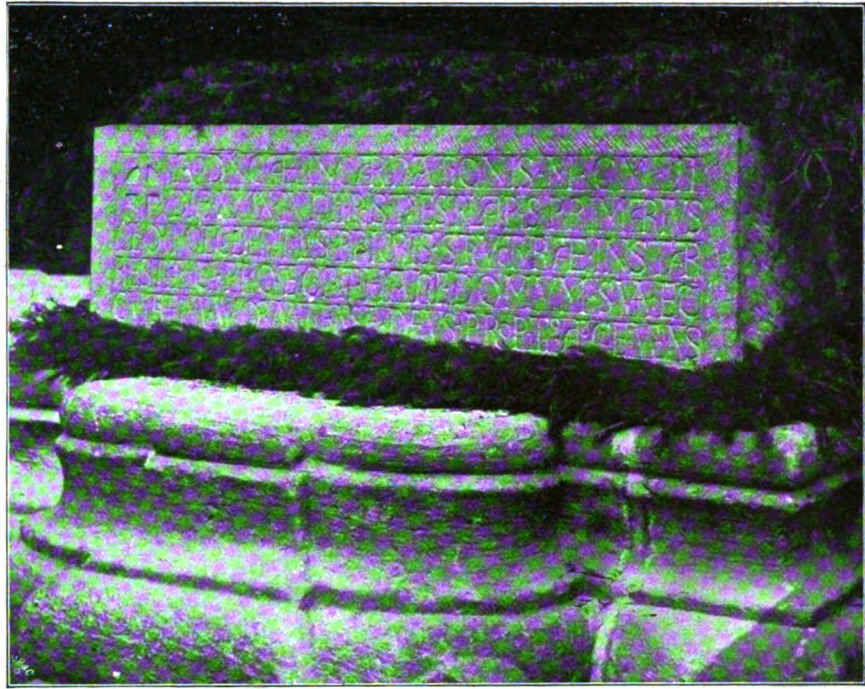
Prof. Dr. R. Förster, Breslau †,
hervorragender Augenarzt.



Benjamin Bilse, Kempten †,
allbekanntester Kongressdirekt.



1. Ministerialdirektor Schulz. 2. Wasserbauinspektor Wendenuth.
Die Teilnehmer des Schiffahrtskongresses in Hamburg am 8. Juli.
Phot. Schaul, Hamburg.



Dombaumeister Prof. Karl Hofmann.

Der Grundstein, der eingemauert wurde.

Die feierliche Grundsteinlegung des Westchors am Wormser Dom.
Hofphot. Ch. Herbst, Worms.



Vom grossen Brand auf dem Jahrmart der Petersmesse in Trier: Die Unglücksstätte.
Phot. E. Hövel, Trier.



1. Ansicht von Hochdorf. 2. Familie Winkelried. 3. Arnold Winkelried. 4. Aus dem Festspiel: Das Hoflager Herzog Leopolds auf Schloß Stein bei Baden. (I. Akt, 2 Scene)

Schweizer Volksschauspiele: Die Winkelried-Aufführungen in Hochdorf (Kanton Luzern).

Es war ein alter König . . .

Von

Rudolph Stratz.



en gespitzten Bleistift in der Hand, das Notizbuch auf dem Knie, hatte sich der Interviewer auf seinem Stuhl etwas vorgebeugt und wartete, was ihm Excellenz von Braunscheidt weiter für sein deutsch-amerikanisches Blatt offenbaren würde.

Aber an dem Arbeitstisch des Berliner Würdenträgers — einer richtigen politischen Werkstätte der Wilhelmstraße mit hochgetürmten Stößen von Akten und Papier- und Druckwerk aller Art — blieb es zunächst stumm. Die bläulichen Wolken der Havana stiegen empor, ein tiefes Räuspern grollte, dann wurde es dunkel vor dem Fenster. Die Gestalt Herrn von Braunscheidts hob sich, breitschultrig, alles mit ihrem Riesenschwachs überschattend, in die Höhe.

Er gähnte schwer, mit einem zerstreuten Blick auf den kleinen, schwächlichen Mann der Feder, der ihm kaum bis zur Brust reichte, und sagte dann, ein listig-joviales Lächeln in den stahlgrauen Augen: „Genug des grausamen Spiels, Verehrtester! Die Zitrone ist ausgequetscht! All meine Weisheit ist zu Ende! Ich schweige. Und glauben Sie mir, es ist eine große Kunst im politischen Leben, all das zu verschweigen, was man nicht weiß!“

Der Journalist lachte. Ihm war bekannt: dem hünenhaften alten Fuchs da drüben durfte man nicht über den Weg trauer. Der spielte, wenn die Laune über ihn kam, Fangball mit der ganzen Welt und verirret dabei kaum durch ein niederträchtiges, vergnügtes Zwinkern in den Augenwinkeln, wes Geistes Kind er war.

„Ich bin eigentlich ein stiller, alter Landwirt,“ fuhr der Hausherr unbefangen fort und schaute auf seinen Besucher nieder, der gleichfalls aufgestanden war. „Hier, in diesem Morast von Tinte und Druckerschwärze, kriegen Sie kein richtiges Bild von mir. Sie hätten mich im Osten auffuchen müssen — auf meinen Gütern — noch vor einem Jahr. Im Jagdwams, mit hohen Wasserstiefeln, die lange Entensflinte über den Schultern — da ist mir wohl. Aber hier in Berlin . . . die Großstadtluft legt sich mir auf die Brust! Mir wird ganz angst und bang vor all der Intelligenz um einen herum. Das beschämt mich. Früher kam ich ja auch nur selten her . . . nur zum Reichstag. Dahinein wählen mich die Bauern nun einmal beharrlich. Ich hab ihnen oft gesagt: „Kinder, laßt mich in Frieden! Glaubt mir, die Politik verdirbt nicht den Charakter, sondern den Verstand! Viel Reden macht dumm, viel Zuhören macht dümmel! Besser, in Ostelbien sein eigenes Strohdach flicken, als in Berlin fremdes Stroh dreschen, und lieber daheim eigenen Kohl bauen, als hier fremden anhören . . .“ ja . . . stenographieren Sie nur fleißig. Schreiben Sie das ruhig Ihren Amerikanern. Das sind goldene Weisheiten!“

„Danke, Excellenz! Und vor Jahresfrist haben sich Excellenz nun also doch entschlossen, nach zehnjähriger Pause wieder in den Staatsdienst und damit nach Berlin zurückzukehren?“

„Leider!“ sagte der Würdenträger kaltblütig. „Ich war schon zu allgemeiner Befriedigung von der Bildfläche verschwunden, weil es mir hier in der Wilhelmstraße zu langweilig wurde — und nun plötzlich bin ich wieder da unter bengalischer Beleuchtung — wie Samiel in der Wolfschlucht . . . allgemeiner Schrecken . . . hört! hört! links . . . aber was will man machen? J'y suis, j'y reste!“

„Und warum, wenn man fragen darf, Excellenz?“

„Aus eitel Tücke und Bosheit!“ Herr von Braunscheidt zündete sich stirnrundelnd eine neue Zigarre an. „Ich bin ein schauderhafter Reaktionär! Nicht zum Sagen. Gegen die Segnungen des Liberalismus blind wie eine neugeborene Maus. Ein heilloser Ur-, Stock- und Altpreuße! Wenn ich in Peking Mandarin wäre, statt an der Spree — ich schloße mich sofort dem äußersten rechten Flügel der altchinesischen Rückschrittpartei an. Lesen Sie nur nachher im Kaffeehaus die nächste Zeitung — je linker, desto besser! Da finden Sie schwarz auf weiß, was ich für ein Fluch unserer sonst so aufgeklärten Tage bin . . . Und nun: wünschen Sie noch etwas zu wissen?“

Dabei mandrierte er wie absichtslos mit seinem Riesentkörper derart, daß er, alle Flankenbewegungen und Ausweichversuche des Interviewers geschickt abfangend, diesen in scheinbarer Zerstretheit unerbittlich zur Thüre hindrängte: „Ich denke, Sie entlassen mich jetzt?“ plauderte er dabei ganz gemüthlich, mit einem treuherzigen Blick nach seinem Quälgeist hinab: „Ich sehe: Ihr Wissensdurst ist noch groß — aber mein Hunger ist noch größer! Sie haben noch viel auf dem Herzen, aber ich habe noch nichts im Magen, und es ist in solchen Fällen eine kleine Schwäche von mir, daß ich zuerst an mich denke, dann an nichts und dann noch einmal an mich! Gesunde Reihenfolge — nicht wahr?“

An der Thür machte der Besucher noch einmal entschlossen Halt. „Nur noch ein paar Nachrichten über Ihre Familie, Excellenz!“ bat er, den Bleistift in der Hand.

Es wetterleuchtete unangenehm in den Augen des alten Herrn, die gebieterisch sein gebräuntes, grimmig geschnittenes Gesicht mit dem eisgrauen Schnurrbart beherrschten. Dann zog er die buschigen Brauen hoch. „Meine Familie? Wozu das alles? Ich hatt' eine Frau! Die ist tot! Ich hab einen Sohn — der ist in Afrika oder vielmehr — er kommt in zwei Stunden aus Afrika nach Berlin zurück, und ich muß gleich auf die Bahn, ihn holen! Und wenn Sie jetzt Ihrem Blatt

darüber berichten, was Sie hier in der Höhle des Löwen erlebten, dann vergessen Sie, bitte, die einzige Lichtseite in dem düsteren Bild nicht — den einzigen erfreulichen Zug meines Charakters — daß ich nämlich der Vater des berühmten Forschungsreisenden Arvid von Braunschmidt bin, des Mannes, der jetzt eben auf unbetretenen Pfaden Afrika durchquert hat. Stolze Sache — nicht? Ich wollt', ich wäre dabeigewesen!"

"Und hier leben Excellenz inzwischen ganz allein?"

Der alte Recke horchte, ohne sich um die Worte des andern zu kümmern, auf. Er hatte leichte Schritte im Flur vernommen. "Jutta!" schrie er in seinem tiefen, dröhnenden Bass. "Juttaaaa!" — und gleich darauf antwortete eine helle Stimme: "Ja — ich komm schon!"

Der Interviewer verbeugte sich vor der hochgewachsenen, schlanken Blondine, die rasch in das Zimmer trat, noch Hut und Muff in der Hand und die Wangen vom Spaziergang gerötet. Bei seinem Anblick stutzte sie nur ganz wenig, als sei sie längst an das Kommen und Gehen unbekannter Gestalten in diesen Räumen gewöhnt, erwiderte mit einer flüchtigen Kopfbewegung seinen Gruß und trat zu dem alten Herrn, der zärtlich den Arm um sie legte.

Von der Seite her schien die winterliche Morgensonne hell auf die beiden ausdrucksvollen und voneinander so verschiedenen Menschenköpfe — das gefurchte, herrische, von sarkastischem Humor durchwetterte Antlitz des grauen Würdenträgers und daneben, ihm bis über die Schulter reichend, ein kluges, junges, schönes Gesicht mit glänzendem Blick und lebhaften Lippen — aber alles von lächelnder Selbstbeherrschung geglättet und nach außen verschlossen in liebenswürdigster Weltgewandtheit. Und ebenso waren ihre Bewegungen. Leicht und elastisch, aber von einer Zurückhaltung, die gar nicht zu ihren zwanzig und etlichen Jahren stimmte.

Man mußte sich in diese Züge hineinschauen, bis man sie schön fand. Dann hielten sie einen fest. Es war eines der Gesichter, die man nicht wieder vergaß.

Der Interviewer fühlte, daß er nun zu viel war. Sein Wissensdrang war gestillt. Er klappte sein Notizbuch zusammen, steckte es ein und verbeugte sich in der Thür zum Gehen. "Ich danke sehr, Excellenz! Guten Morgen, gnädiges Fräulein!"

Sie neigte ein wenig das blonde Haupt und lachte dann leise und belustigt. Der Alte neben ihr aber brummte: "Hörst du, Jutta? Er sagt Fräulein! Alle Welt sagt Fräulein! Kein Mensch will glauben, daß du meine Frau bist und nicht meine Tochter! — Meine zweite Frau!" wandte er sich zu dem Zeitungsmann. "Entschuldigen Sie sich nicht erst! Ich sage Ihnen ja: das kommt alle Augenblicke vor. Das Mißverständnis ist chronisch. Ich trage es mit der Ruhe des Weltweisen. Also notieren Sie sich noch als letzten Schluß: auch eine zweite Frau hat der Verbrecher. Seit beinahe einem Jahr. Mit Vornamen Jutta genannt und der Majoratslinie des alten Hauses der von Dalchow auf Messow entstammt. Sie ist geimpft, nicht vorbestraft, im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, hat blondes Haar und bläulich-grünliche Augen. Und wenn Sie sie schildern, geben Sie ihr keinen Gedichtband in Goldschnitt in die

Hand — lieber im Hintergrund Rangliste und Gothaer Almanach, Blau-, Grün- und Gelbbücher, Bazarprogramme, Tanzkarten, Lebende Bilder — das ist unser Fall. Nun — ich sehe: Sie wollen gehen! Ich wage nicht, Sie zu halten! Bitte — keinen Dank! Ganz meinerseits! Sie glauben nicht, wie mich das freut, wenn einmal jemand zu mir kommt! Also Gott befohlen! Grüßen Sie Ihre freien Landsleute von einem armen, alten, rückständigen Europäer! Adieu!"

Er lachte herzlich, wurde dann plötzlich ernst und schloß sorgfältig, als gelte es, einen gefährlichen Feind fernzuhalten, die Thür. "Es ist schrecklich, Jutta!" schrie er in das Nebenzimmer. "Das ist keine Wohnung mehr, sondern ein Asyl für Obdachlose. In einer Straßenlaterne sitzt man gemütlicher. Wer will, bleibt stehen und schaut, was bei uns zu Mittag gekocht wird, und bringt es ins Blättchen. Was ist denn los?" Er trat in den anstoßenden Speiseraum, wo seine junge Frau auf einem Schemel vor der Kaffeemaschine kauerte. "Was brodelst du denn da zusammen?"

"Ottfried, du hast noch nicht gefrühstückt! Um 11 Uhr morgens!"

Er nahm behaglich an dem Tisch Platz. "Dann werde ich eben jetzt. Ich hab bis um zehn geschlafen. Ja, mein Lieb — du tanzest die Nächte durch, und ich arbeite. Ich qualme und büffele bis zum Morgen grauen über den Alten, und du bist heute wieder ungefähr um die Zeit von deinem Wohltätigkeitsball heimkutschiert gekommen, recht wie ein Bruder Liederlich! Sei still! Ich hab dich wohl gehört. 's ist die verkehrte Welt. Der Mann sitzt zu Haus, und die Frau schleicht sich auf den Fußspitzen heim, um keine Gardinenpredigt zu bekommen. Kriegst auch keine! Tanze, mein Herz, tanze! Schlage dir deine Jugend um die Ohren. Genieße dein Leben, wie du's verstehst. Was macht denn unsere große Abfütterung morgen?"

Sie nickte. "Es ist alles in Ordnung. Selbst ein Feinschmecker wie Neumeister soll keinen Stoff zum Medisieren finden. Und das ist doch ein Kunststück in Berlin!"

Bei dem Wort "Berlin" verfinsterten sich seine Züge. "O Jutta," sagte er, "warum haben sie mich ausgegraben? Ich hatte mich schon so schön vom Staatsdienst auf meine Güter zurückgezogen! Ich war schon so schön im Winterschlaf, wie der Bär im Bau! Da kommen sie mit Spießen und Stangen über mich und schleppen mich im Triumph in die Wilhelmstraße zurück.

"Und in dem Reichstag sitze ich auch, damit mir nur ja auf jede Weise klar wird, mit wie wenig Weisheit die Welt regiert wird! Ist das ein Leben? Denke nur, wenn wir statt dessen jetzt im Schlitten über unsere eigenen Felder fahren und unsern eigenen Hasen das Lebenslicht ausblasen könnten!"

"Dann würde ich aus Respekt vor dir gewiß mein Gähnen unterdrücken."

Er war etwas betroffen und schaute sie lange an. "Wunderlich — wunderbar seid ihr Menschen," sprach er dann langsam. "Ich glaube, du nimmst das alles hier, Rang und Amt und Würden, ganz ernst?"

"Und ob! Und du wirfst dich auch schon noch hineingewöhnen, Ottfried."

„Du meinst, ich versimpe schließlich auch unter den andern? Sehr glaublich, meine Tochter, sehr glaublich! Aber dann bitte keine Vorwürfe! Du hast's gewollt! Und hast's erreicht, wie alles, was du willst. Da sitzen wir mit Gottes Hilfe als frischgebackene Excellenzen und machen beim Kaffeetrinken diplomatische Gesichter.

Aber sieh mal, mein Kind —.“ Er nahm eine Buttersemmel aus ihren Händen. „Ich bin eigentlich ein naiver Mensch. Das ist meine Sünde. Die Sünde wider den Geist der Wilhelmstraße. Ich bin so naiv, daß ich die meisten Leute in meiner Unschuld für Esel halte, und wenn sie das einmal merken, geht's mir schlimm.“

Er lachte, und dabei veränderte sich plötzlich sein Gesicht. Es verjüngte sich. Es wurde listig und verschlagen. Es paßte gar nicht mehr zu der schweren Masse dieses Körpers. Und seine schöne, junge Frau dachte für sich: es ist doch ein großes Glück, daß Ottfried sechs Fuß lang ist und über zwei Zentner wiegt: das beruhigt die andern. Ueber solche Kolosse grübeln sie nicht weiter nach und ahnen nicht, wie klug er ist! Und glauben ihm, wenn er sich auf den treuherzigen, schlichten Vetter vom Lande aufspielt. Er, der Feinste und Hinterlistigste von allen.

Und laut sagte sie: „Ach, Ottfried! Wenn du nur nicht so schrecklich faul wärst . . .“

Herr von Braunscheidt kante phlegmatisch mit beiden Baden. „Die Faulheit, meine Tochter, war bisher mein Glück im Leben. Mein Hemmschuh, wenn ich den Deubel in mir rumoren fühlte — und zwar oft gründlich — das kannst du mir glauben. Und schließlich hab ich meinen Deubel in Ostbrien ganz an die Kette gelegt und das Gut meiner Väter übernommen und hab gelebt, wie man leben soll . . . draußen in Gottes freier Welt — gesund und stark und zufrieden — unter sich den Gaul und seine eigene Scholle, über sich den weiten Himmel und dort, hinterm Wald, sein Haus und seine Lieben. Siehst du wohl, mein Kind — da war der Deubel um seinen Anteil geprellt.“ Er leerte in großen Zügen seine Theetasse und schaute über den Rand hinüber nach seiner Frau. „Du hast den Kerl wieder losgelassen auf seine alten Tage, mein blondes Herz. All mein schöner Gleichmut ist dahin — durch dich. Und nichts dagegen zu machen. Du thust, was du willst. Und ich gehorche. Nie war ein Mann so unter dem Pantoffel. Nie war ein Mann so verliebt.“

Sie lachte leise und bot ihm, sich vom Tisch erhebend, mit einer beinahe kindlichen Kopfneigung die weiße Stirne zum Kuß. Dann trat sie zurück und begann eine Anzahl frischer Blumen, die sie von ihrem Spaziergang mitgebracht, in den Vasen und Gläsern der Zimmer zu verteilen.

Er sah ihr tief sinnig zu. „O du Verschwenderin! Blumen im Januar. Was soll denn dies junge Gemüse?“

Sie ordnete mit leichter Hand und prüfendem Blick die Lilienstengel und Fliederbüsche weiter. „Ja — du denkst natürlich nicht an derlei. Aber meinst du, ich lasse es geschehen, daß Arvid heute heimkommt und sein Vaterhaus ganz ohne Schmutz vorfindet — gerade, als ob man ihn gar nicht erwartet hätte?“

„Ach, Kind. Du kennst Arvid noch nicht. Der und Rosen und Veilchen.“

„Wenn er es nicht sieht, ist es seine Sache. Dann hab ich meine Pflicht gethan.“

„Ja, Pflicht.“ Der Hüne stand schwerfällig auf und trat zu ihr hin. „An das Wort möcht ich gerade mal anknüpfen, Jutta, eh ich jetzt geh und Arvid vom Bahnhof abhole. Schau . . . 's ist für ihn auch nicht leicht. Er betritt da meine Schwelle und findet da alles . . . alles so anders — als er gewohnt war, kann ich nicht sagen, denn er war ja nie daheim. Er verstand es, sich selten zu machen bei denen, die ihm das Leben gegeben haben. Ueberhaupt . . . in Empfindsamkeit planschen — das ist seine Sache nicht. Das wirst du bald merken. Aber immerhin: er ist mein Sohn und hat als ersten Gruß nach seinem Wiederauftauchen aus dem dunkelsten Afrika an der Küste einen Brief von mir bekommen: mein lieber Arvid — andurch teile ich dir mit, daß ich mich inzwischen auf meine alten Tage zum zweitenmal verheiratet hab. Na und so weiter. Ich wußte ja: Arvid faßt so etwas vernünftig auf. Er kümmert sich nicht viel darum, was andere Menschen thun, auch nicht, wenn dieser Mensch sein Vater ist. Es ist ja nur die erste Begegnung. Er taut so schwer auf. Er geht so schwer aus sich heraus. Du mußt ihm zu Hilfe kommen. Sei lieb mit ihm. Es ist nicht leicht, das sag ich dir. Aber laß dir die Mühe nicht verdrießen. Betrachte es als deine Pflicht. Um meinetwillen.“

„Ich verspreche es dir. Ich will alles thun, was ich nur vermag.“ Dabei klang ihre Stimme wärmer als sonst, und ein aufrichtiger Ernst schimmerte durch die glatte Oberflächlichkeit ihres Wesens hindurch, über die sonst die Eindrücke von außen leicht hin wie Schaumspriher über dem Wasserpiegel wechselnd und vergehend hinliefen.

„Er trifft ja ohnedies ein schönes Willkommen,“ fuhr Excellenz von Braunscheidt grollend fort. „Da plackt er sich nun im Schweiß seines Angesichts in Afrika, macht dem deutschen Namen Ehre, thut, was er kann — und hier bewerfen ihn ein paar Kerle, ehe er aus dem Kupce steigt, schon mit Druckerchwärze. Infam ist das Zeug.“ Er blickte düster in einen Winkel seines Arbeitszimmers, wo einige von wuchtiger Faust zu Knäueln zusammengeballte Zeitungsbogen lagen. „Infam. Aber ich kriege den Skribisag. Ich faß ihn am Genick und beutele ihn wie eine Ratte.“

Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen. Jutta legte ihm die Hand auf den Arm. „Ottfried — du sollst dich nicht aufregen! Der Arzt hat es so streng verboten.“

Er schaute zärtlich zu ihr herab und tätschelte ihr die Wange. „Ich bin ja auch schon wieder friedlich. Ein Mensch wie ein Kind. O — du Schlingel — das machst du aus mir.“ Er blinzelte listig und tippte ihr mit dem Zeigefinger auf die schmale Stirn. „Ich möchte nur wissen, was eigentlich dahinter steckt. Mir ahnt immer: ich kenne dich noch lange nicht, mein blondes Lieb.“

„Was ist denn Großes an mir zu kennen?“ sagte sie unbefangen.

„Ein Rätsel ist nicht groß und nicht klein — es ist eben ein Rätsel. Und wenn es lange Haare hat, hat sich schon mancher die Zähne daran ausgebissen. Sag mal — hörst du nichts? Natürlich — das ist eine Stimme von offiziöser Heiserkeit im Flur. Stöffel-Stier, mein melancholischer Hausknecht. Der bringt mir Nachricht über die Artikel gegen Arvid. Ein gräßlicher Kerl — dies hinkende Gewissen aus der Wilhelmstraße.“

„Muß man solche Leute eigentlich haben?“ fragte die schöne Excellenz.

Der listige Recke nickte und rauchte. „Man muß. Jedes Haus hat seine Hintertreppen und Hintermenschen. Herein! . . . Morgen, lieber Freund. Eben sprachen wir von Ihnen . . . Zigarre? . . . Sehen Sie sich. Meine Frau hört zu — wie gewöhnlich. Also — quid novi ex Africa?“

Der Offiziosus räusperte sich und blinzelte nach den Papierknäueln in der Ecke. „Excellenz, die Sachen dort hat also ein Dr. Belling geschrieben.“

„Belling? Belling? Wer ist das?“

„Ein wohlhabender Mensch, der früher mal drüben in Afrika an der Küste herumgebummelt ist und von Ihrem Herrn Sohn nicht ernst genommen und ziemlich schlecht behandelt wurde. Nun rächt er sich und schimpft.“

„Und wer fände da bei uns kein Publikum.“ Der alte Riese schlug ein Bein über das andere und lachte. „Wir sind nun einmal eine Nation von mißvergnügten Edlen. Was meinst du, Jutta? Arvid soll ihn verklagen? Mein Kind — du bist jung und hitzig — ich bin alt und weise und sage darum: abwarten! Inzwischen halten Sie unsere Dunkelmänner noch an der Leine, lieber Stöffel-Stier. Nicht zuviel entrüstete Druckerchwärze und sittlich empörtes Holzpapier als Antwort. Es ist noch zu früh.“

„Sehr wohl, Excellenz.“ Stöffel-Stier verschwand still, wie er gekommen.

Auch sein Brotherr rüstete sich zum Aufbruch. „Na — adieu, Schatz. Nun hol ich mir meinen Sohn. Und du bist tapfer und lieb. Und klug wie immer, du Kluges Buch mit sieben Siegeln — und empfängst ihn recht herzlich, damit der arme, wilde Mann recht bald auftaut. Auf Wiedersehen!“

Er küßte sie und eilte die Treppe hinab. Das Stiegenhaus krachte unter der Wucht seiner Tritte. Dann fiel unten die Thüre dröhnend ins Schloß.

Sie sah ihm nach. Seine mächtige Erscheinung, noch gehoben durch den schweren Pelz und den hohen Zylinder, beherrschte weithin die Straße. Er ging rasch, in straffer Haltung wie ein junger Mann.

Und doch war ihr Gesicht ernst und besorgt. Gerade diese Eile, diese nervöse Lebhaftigkeit, diese sprudelnde, in ihrem Ueberschwall einander überschießender Gedanken und Einfälle, leise, von ferne an das Greisenalter mahnende Sprache — das alles schien ihr die Unrast eines Menschen, der selbst fühlt, daß er nicht mehr viel Zeit im Leben zu verlieren hat.

Aber sie wußte: er blieb aufrecht. Dank ihr. Durch sie. Es war neue Jugend in ihm wie starker Wein — die große Liebe seines Lebens. Die hatte ihn wachgerüttelt aus dem grimmen Phlegma, mit dem er sich,

im Besitz seines trogigen, überstarken „Ich“, die langen Jahre auf der ererbten Scholle vor der Welt abgeschlossen hatte und allgemach einzuschlafen drohte.

Und lässig, die gewohnte kühle Ruhe auf den schönen Zügen, trat sie in das Zimmer zurück, um die letzten Vorkehrungen zum Empfang ihres Stieffohns zu treffen.

Auf der Straße sah Excellenz von Braunscheidt einen kleinen alten Herrn auf sich zukommen, gleich ihm im Pelz und Zylinder, und darunter ein verrunzeltes Fuchsgesicht, das schläfrig zur Begrüßung nickte.

Er und sein Amtsgenosse Herr von Neumeister waren Freunde. Sie kannten sich von ihrer Jugendzeit an und trauten einer dem andern nicht über den Weg. Der erste dachte: wenn ich einmal in die unterirdischen Minen meiner Gegner hineinleuchten könnte, würde ich sicher im dunkelsten Winkel auch den guten Neumeister sitzen finden — und der zweite wieder sagte bei sich: hoffentlich ist der alte Braunscheidt heute nicht zu niederträchtig herzlich zu mir. Das ist immer ein böses Vorzeichen. Und so schritten sie beide, der Große und der Kleine, friedlich im Gespräch dahin und waren ein Herz und eine Seele.

„Heute laufe ich endlich mal nicht zwischen Wilhelmstraße und Reichstag hin und her!“ sagte die alte Excellenz behaglich. „Ich hab mich für heute freigemacht. Morgen freilich heißt es wieder: mit den Geheimräten muß man heulen. Aber jetzt geh ich und hol mir meinen Sohn.“

„O,“ sagte der Kleine erfreut. „Meinen Glückwunsch!“

„Danke. Mein Sohn — siehst du — das ist ein ganzer Kerl. Der thut, was ich hätte thun sollen, er macht unsern ehrlichen alten Namen berühmt in aller Welt.“

„Ei — und ob.“

„Und trotzdem — schau — ich war ja fest überzeugt, ich seh ihn nicht wieder. Na — das wäre der Lauf der Welt! Ein Mann muß auf seine Fassung selig werden. Und schließlich ist das ganze Leben ungesund! Am Ende stirbt jeder daran. Nun ist Arvid doch heil wieder da, und ich freue mich, wie man sich als rechtschaffener Vater freuen soll. Aber: ich bringe ihm nicht mehr mein ganzes Herz mit auf den Bahnhof wie damals beim Abschied — ich hab noch einen Teil zu Haus gelassen — die größere Hälfte. Und das drückt mich ein bißchen nieder. Es giebt mir ein schlechtes Gewissen. Es stimmt nicht zu meinem Alter. Mir ist, als hätte ich kein Recht mehr darauf.“

„Ach was!“ sagte Herr von Neumeister. „Denke dir einmal, dein Sohn wäre jetzt eben verheiratet und verliebt, statt dir . . .“

„Arvid? Das passiert dem nicht.“

„Aber wenn — glaubst du, daß er dann Augen und Ohren für dich haben würde?“

Diese Erwägung beruhigte die graue Excellenz. „'s ist wahr,“ meinte er leichtthin, in einem veränderten Ton. „Schönen Dank und adieu! Ich muß jetzt hier links hinein. Und hör mal —“ Er blieb stehen, faßte seinen Freund am Rockknopf und dämpfte vertraulich seine Stimme. „Lieber alter Neumeister . . . intriguiere

doch nicht immer in der Wilhelmstraße so gräßlich gegen mich."

"Ich?" sagte der kleine Herr verwundert.

"Na — laß mal gut sein. Wir haben ja beide in die gleiche Kerbe. C'est le métier! Aber eine Weile könnten wir uns schonen — was? Wenn wir uns wieder wie zwei schwarze Maulwürfe in unsern unterirdischen Gängen begegnen, dann blinzeln wir uns verständnisinnig an und buddeln uns rücksichtsvoll seitwärts aneinander vorbei. Hand drauf? Schön! Na — Morgen."

Er eilte in langen Schritten die Straße zum Bahnhof hinab und kam gerade noch zurecht. Auf der Treppe begegneten ihm schon die ersten Reisenden. Er drängte sich hindurch. Oben, im Getümmel vor dem eben eingefahrenen Zug, blieb er, mit seiner Riesengestalt die Menge ringsum überragend, stehen, fürchte die Brauen und blickte suchend umher.

Da trat jemand vor ihn hin und musterte ihn, die Lider unter dem Zwicker zusammenkneifend, mit der Unsicherheit des Kurzsichtigen. Dann sagte er ganz gelassen, als hätten sie sich gestern abend zum letztenmal gesehen: „Guten Tag, Papa.“

„Arvid, mein Junge . . .“ der alte Redde schloß seinen Sohn in die Arme. So blieb er stumm eine Weile, unbekümmert um die Vorübergehenden. Dann räusperte er sich mit einem tiefen Aufatmen: „Na also . . .“ und trat einen Schritt zurück, um dem andern ins Gesicht zu schauen.

Arvid war etwas kleiner als er, viel schmaler in den Schultern und hagerer von Gestalt. Seine Haltung ließ den früheren Offizier nicht erkennen. Er ging etwas vornüber gebeugt, und sein herrisches, bleiches Gesicht erinnerte mehr an den Schreibtisch als an Afrika. Es lag darin das Rechtshaberische, das Herausfordernde eines geistigen Kämpfers und Besserwissers. Man mußte schon genau hinblicken, um unter dem kurzen Schnurrbart im Spiel der Mundwinkel die unzählbare Willenskraft, hinter den Augengläsern die leidenschaftslose, stählerne Härte eines Mannes der That zu erkennen.

„Na — nu komm,“ sagte der Alte und schob seinen Arm in den seines Sohnes. Er that jetzt auch, als sei gar nichts Besonderes vorgefallen. „Wie geht's dir denn?“

„Danke. Hör mal: wer sind denn eigentlich diese Kerle hier, die gegen mich ein Art Kesseltreiben vorbereiten — wegen angeblicher Greuel in Afrika?“

„Na — laß mal gut sein. Darüber reden wir noch. Das hat doch noch Zeit.“

„Zeit?“ Arvid stieg, sich leicht auf einen Stock stützend, neben seinem Vater die Treppe hinab und schlug unten den Mantelkragen hoch, um sich gegen die ungewohnte Winterluft zu schützen. „Habt ihr hier immer noch fortwährend Zeit? Ich nicht.“

Er sprach stoßweise, abgebrochen. Die Sätze kamen wie fortgesetzte Entladungen einer aufgespeicherten Energie heraus, die in seinem Innern ruhte. Dabei glitt sein Blick zerstreut über das Getümmel am Bahnhof hin in die ferne und blieb da an irgendeinem gleichgiltigen Punkt haften. Man sah ihm an, daß er, wo er ging und stand, sein eigenes Reich an Gedanken und Plänen

mit sich herumtrug, ohne auf die Menschen und Dinge außen viel zu achten. Und auch in dieser traumwandelnden Art, zu schauen und zu reden, offenbarte sich etwas von dem Stubenforscher, der sich in ferne, den andern verschlossene Wissenswelten verloren hat, wie jener in wirkliche Welten über dem Meer.

Und doch war er dem Vater ähnlich. Es war Hochmut in seiner Art, den Kopf zurückzulegen, die Hand zu reichen, selbst in seinem nachlässigen Gang. Nur war dieser Hochmut bei ihm ernst und kalt, während er sich bei Excellenz von Braunscheidt in sarkastische Laune kleidete.

„Wenn es dir recht ist, Arvid,“ meinte dieser, als die Koffer kamen, „dann fährt der Diener mit dem Gepäck voraus, und wir gehen das Ende zu Fuß. Ich finde es greulich, wenn die Kerle auf dem Bock jedes Wort hören, das man spricht.“

Sein Sohn nickte, und sie traten auf den Platz vor dem Bahnhof. Der Lärm der Straße, das Rädergerassel, das Kommandieren der Schutzleute und das heisere Schimpfen der Droschkenfutscher untereinander klang ihnen entgegen.

„Also mal wieder in der Kultur,“ sagte Arvid, während er einem Ecksteher auswich, der, im Schnapsdusel etwas Unverständliches vor sich himurmeln, mit den Händen in den Hosentaschen durch die Menge trollte. „Na — man muß sich wieder an die allgemeine Gleichheit gewöhnen. Und an das Geschreibsel gegen einen auch . . . Weißt du denn wirklich nicht, wer diese Angriffe gegen mich losläßt?“

„Ein Dr. Belling.“

„Ach . . . der Kerl.“

Der Alte lächelte. „Jawohl. Ein Kerl, mit dem du so ziemlich das Unklugste gethan hast, was man überhaupt mit einem Menschen anfangen kann . . . du hast ihn tödlich in seiner Eitelkeit gekränkt.“

„Das heißt, ich hab ihn als einen hohlen Schwäger entlarvt — als einen unnützen Küstenbummler, der sein Geld und seine Langweile bei uns von einem Hafen zum andern spazieren führte. Solche Renommisten kann ich nicht ausstehen. Die zertret ich, wo ich sie finde.“

In seinem Blick, der sonst, wenn er sich gehen ließ, die Mattheit des Kurzsichtigen verriet, glänzte es dabei unerbittlich — grausam. Das war er selbst, hart gegen sich und andere. Und nach außen scheinbar immer gleichgiltig.

„Thörichte Ammenmärchen,“ hub er wieder an.

„Tief im Innern wurden einmal die Kriegsgefangenen, die wir bei einem Angriff auf uns gemacht hatten, nachts von unsern kannibalischen Bundesgenossen mit Weibern und Kindern ermordet. Wir konnten es nicht hindern, obwohl wir uns mit den Revolvern in der Hand davorstellten — vier Europäer gegen tausend von Hirschiebier betrunkene Wilde. Da ließ ich vor Morgen grauen aufpacken und zog mit der Expedition in Eilmärschen weiter, um nicht selbst umzukommen. Das ist die ganze Geschichte.“

„Und dafür hast du Zeugen?“

„Meine Reisegefährten. Sie sind vorhin mit mir ausgestiegen. Sie wollten bloß jetzt unser Wiedersehen nicht stören.“

„Und von Nichtbeteiligten ist kein Zeugnis da?“
 „Die eidesstattliche Versicherung der nächsten Franzisfanermission. Und die Berichte von zwei englischen Offizieren und einem belgischen Kautschukhändler und auch sonst noch eine Menge.“
 „Na — das genügt,“ sagte die alte Excellenz. „Da

wollen wir dem Jüngling mal kräftig auf den Kopf kommen. Er hat Leute gefunden, die die Sache im Reichstag zur Sprache bringen wollen. Na — da werd ich, denk ich, selbst antworten. Und zwar gründlich.“

(Fortsetzung folgt.)

Aus den Hexenküchen moderner Alchymisten.

Technische Plauderei von Siegm. Saubermann.

Die Zeiten, da gelehrte magistri und doctores in dunklen Gewölben, umgeben von allerlei kurios geformtem Gerät und seltsam schillernden und schimmernden Mixturen und Kristallen, der geheimen schwarzen Kunst huldigten, durch Mischen, Glühen und Schmelzen verschiedenartigster Materialien neue, noch nie auf Erden gefundene liquores und substantias herzustellen, sind nur scheinbar vorüber. Freilich, nicht mehr wie ehemals schleicht das Volk scheu in weitem Bogen um das verrufene Gebäude herum, in dem ein solcher langbärtiger, selten das helle Licht der Sonne und noch seltener den Beichtstuhl auffuchender Zauberer hauste, und nicht mehr wie ehemals bekreuzigt es sich, in frommer Gottesfurcht des Bundes gedenkend, den der Verfehmte unzweifelhaft mit dem Bösen geschlossen habe; im Gegenteil, jede höhere Bildungsanstalt rechnet es sich zur besonderen Ehre an, ein schönes und reich ausgestattetes Laboratorium für die von den ägyptischen Gelehrten der römischen Weltkaiserzeit nach dem altägyptischen Wort *chemi* (das Dunkle, Geheimnisvolle) *ars chimiae* benannte Wissenschaft zu besitzen, und mit lebhaftem Interesse verfolgt die Intelligenz der ganzen Welt die Erfolge derartiger privater und öffentlicher Institute. Und nicht mehr geht des emsigen Forschers Genius auf die Suche nach dem Magisterium, dem Stein der Weisen, der mit der Eigenschaft begabt sein sollte, unedle Metalle in lauterer Gold und Silber, ordinäre Kiesel in strahlendes Edelgestein zu verwandeln, und sogar dem glücklichen Besitzer ewige Jugend zu verleihen. Trotzdem erklärt die exakte moderne Wissenschaft die Bemühungen der armen, von launischen Zufällen stets geführten Adepten nicht unbedingt für eitle Hirngespinnste verschrobener Phantasten, sondern ist schon lange zu der durch viele Thatsachen gefestigten Ueberzeugung gelangt, daß alle Körper ohne Unterschied aus einem einzigen Urstoff hervorgegangen sein müssen, demzufolge nur als Kompositionen dieses letzteren zu betrachten sind, deren Verschiedenartigkeit bloß in der jedweder besonderen Substanz zugehörigen Anzahl der Urstoffteilchen und ihrer verschiedenartigen Lagerung nebeneinander liegt, und daß daher die einstige Möglichkeit der Umwandlung eines Grundstoffes in einen andern durchaus nicht in das Reich der Fabel gehört. Aber es fällt jetzt keinem vernünftigen Menschen mehr ein,

sich, außer vielleicht im Interesse der Naturforschung, wie z. B. Professor Fittica in Marburg, die Herbeiführung einer derartigen Umwandlung zur Lebensaufgabe zu machen, denn heutzutage könnte kein furchtbarer und verheerenderes Unglück die menschliche Gesellschaft treffen, als wenn es gelänge, die Grundlage des Welthandels und der wirtschaftlichen Verhältnisse, das Gold, durch seine künstliche Darstellung mit einem Schlag zu entwerten. Ebenso dürfte die fabrikmäßige Produktion von echten Diamanten und andern Edelsteinen, deren Wert hauptsächlich in ihrer Seltenheit liegt, nur kurze Zeit Quelle großer Reichümer bilden, denn ihr Preis fiel mit dem Tag des Bekanntwerdens der Erfindung. Aus diesem Grunde besitzen die übrigens sehr kostspieligen Experimente von Frémy zur Gewinnung von Rubinen und Saphiren, ebenso wie die berühmten Arbeiten Moissans und Hoyermanns, deren Resultat mikroskopische Diamanten bilden, lediglich wissenschaftliches, aber keineswegs gewerbliches Interesse.

Die modernen Goldmacher schlagen ganz andere Wege ein, die Welt mit Schätzen zu bereichern, selbst einen ganz ansehnlichen Gewinn nach Hause zu tragen und ewig jung, d. h. unsterblichen Namens zu werden, denn wem heute das Glück lacht, der wird Millionär, berühmter Erfinder und mit Würden und Titeln reichbelohnter Gelehrter. Solcher Auserwählter sind nicht wenige, und die Geschichte der technologischen Chemie kennt so manchen, der einmal ein so armer Teufel war, daß er das Geld für seine Experimente von fremden, dem Adepten vertrauenden Leuten entlehnen mußte, und heute Geheimrat oder Direktor großer Aktiengesellschaften, Freiherr oder Professor an einer Hochschule und nebenbei mit weit mehr Nervus rerum versehen ist als all die thörichtesten Alchymisten, die Blei in Gold umzuwandeln hofften, oder als jene Herren Spitzbuben, die verschiedenen hohen Fürstlichkeiten weigmachten, es zu können, und eine Zeitlang, bis der Schwindel aufkam, ein feines, wenn auch nicht ganz sorgloses Leben führten. Denn es giebt nicht einen einzigen Stein der Weisen, der reich und glücklich und unsterblich macht, es sind deren viele, schier unzählige auf der Welt, nur ist ein jeder anders beschaffen und führt den Namen irgend einer chemischen Substanz, die an und für sich neu ist oder irgend ein mühselig gewonnenes und teures Naturprodukt voll-

kommen ersetzt, so daß er in der Technik oder Medizin Verwendung finden kann. Wollte man Beispiele anführen, so müßte man fast den ganzen Katalog großer Verkaufsstellen chemischer Produkte abschreiben, und dabei dürften sicherlich noch zahllos mehr für uns Menschen wertvoller und nützlicher Präparate, als seit dem ersten chemischen Kunststück bis auf den heutigen Tag bereitet wurden, auffindbar sein. Noch immer harret die Synthese (d. i. Zusammensetzung auf chemischem Wege) des Chinins, Kautschuks, Petroleums, Rübenzuckers, Eiweißes u. s. f. bis ins Unendliche seiner glücklichen Entdecker, und daß diese nicht unbedingt uralte, weißbärtige, mit Satanas in teuflischem Bund stehende und ihm ihr Seelenheil verschreibende Zauberer sein müssen, erhellt zur Genüge aus Geheimrat Prof. Witts — auch so eines Magistri der schwarzen Künste — fesselndem Vorwort zu dem Katalog der Pariser Ausstellung deutscher chemischer Fabriken, in dem er nachweist, daß mehr als neunzig Prozent der diese Industrie zur blühendsten der Welt machenden Erfindungen und Entdeckungen verhältnismäßig jungen Laboranten zuzuschreiben sind.

Doch nicht nur eine mächtig sprudelnde Quelle des Nationalwohlstandes in jeglicher Hinsicht bilden die Hegenküchen der modernen Alchymisten mit ihren für Technik und Heilwissenschaft segensreichen Erzeugnissen, sie helfen auch die Bausteine formen, aus denen die Naturwissenschaft einst den prächtigen Palast der vollkommenen Naturerkenntnis, einem künftigen makellos edlen und erhabenen Menschengeschlecht zum Wohnsitz bestimmt, erbauen wird. Denn genau so, wie die Arbeiten der noch in tiefdunkler Unwissenheit tappenden Adepten teils zufällig, teils methodisch zur Auffindung vieler bis dahin unbekannter Grundstoffe, Salze, Säuren und Basen führten und mit der Wahrnehmung der variierenden Eigenschaften der Materie die heutige, hochentwickelte Chemie vorbereiteten, so bildet diese gleichsam auch nur eine Vorstufe zu einer künftigen Wissenschaft, deren Wert, Bedeutung und Erhabenheit vorläufig noch gar nicht auszudenken, geschweige denn zu übersehen ist. Als stichhaltigster Grund für diese phantastische Behauptung möge, ganz abgesehen von tausend andern Erfolgen der analytischen, synthetischen, physikalischen, technischen Chemie und ihrer Abzweigungen, die schon zu zahllosen, in der Natur gar nicht vorkommenden Verbindungen geführt und die unendliche Variationsfähigkeit der Materie bewiesen haben, die erstaunliche Tatsache gelten, daß es immer aufs neue gelingt, in technisch sogar vielbenutzten Substanzen ganz unbekannte und seltsame Naturkräfte zu entdecken. Damit sind natürlich nicht solche Fähigkeiten gemeint, die sich auf die Eigenschaft der Grundstoffe, Verbindungen einzugehen, beziehen. Derlei imponiert niemandem mehr, nicht einmal dem Pennäler, der mit Seufzen chemische Formeln auswendig lernen muß. Es soll also durchaus keine Bewunderung für die doch auch ganz merkwürdigen Erscheinungen erweckt werden, daß beispielsweise zwei gekühlte Gase, Sauerstoff und Wasserstoff, sich unter enormer Hitzeentwicklung zu einer Flüssigkeit, Wasser, vereinigen, daß das weiche Metall Calcium mit dem Gase Fluor den steinharten, durchsichtigen, schönfarbigen Fluß-

spat bildet und das mit dem Messer zu schneidende Aluminium mit ganz gewöhnlichem Sauerstoff Korund, Saphire und Rubine ergiebt, die den festesten Stahl ritzen, daß zwei feste Körper, Kohle und Schwefel, miteinander verbunden als Flüssigkeit, Schwefelkohlenstoff, erscheinen, oder gar daß, wie Austens Fundamentaversuch lehrt, starres Blei ganz erhebliche Mengen ebensolchen Goldes aufzulösen und in sich aufzunehmen fähig ist. Nein! Alle diese Zaubereien verschwinden gegenüber der schon lange bekannten, aber nicht genügend gewürdigten Eigenschaft verschiedener Substanzen, ohne irgendwie an einer chemischen Reaktion teilzunehmen und demnach ohne selbst in die resultierenden Produkte der sich miteinander vereinigenden Stoffe einzutreten, die betreffenden Reaktionen zu ermöglichen oder einzuleiten oder zu beschleunigen. Man stelle sich gefälligst vor: Da liegt oder hängt eine Substanz, und um sie herum befinden sich zwei oder mehrere Körper, deren Affinität sehr gering ist, d. h. die unter normalen Verhältnissen nichts miteinander zu thun haben und nichts voneinander wissen wollen. Und nun müssen diese einander feindselige Stoffe entgegen ihren sonstigen Gewohnheiten sich innerhalb einer gemessenen Frist zu einer bestimmten Verbindung vereinigen, bloß weil die danebenstehende, gleichsam nur zuschauende und kommandierende Substanz es will und, mit geheimnisvoll schöpferischen Kräften auf sie einwirkend, es erzwingt, ohne aber sich auch nur im geringsten mit ihnen in nähere Beziehung zu bringen. Hierauf entferne man die neugebildete Verbindung und bringe abermals eine gewisse Menge des früheren Gemisches in die Nähe des despotischen Körpers: — siehe, er zwingt sie abermals und ganz mit der gleichen Energie zur Vereinigung. Man vermag das Spiel unzähligemal zu wiederholen, der Effekt bleibt der nämliche. Es ist demnach klar, daß der Mirakel thuernde Körper nie ermüdet und nie die ihm innewohnende Kraft verliert, ebensowenig wie er auch nur ein Quentchen von seinem Leib hergiebt, was mit unsern selbst ein Staubkörnchen wägenden Instrumenten nachgewiesen werden kann. Billigere und idealer arbeitende Helfershelfer dürfte wohl kaum sonst noch eine Kunst oder Technik aufweisen können. Indes die Wissenschaft, der schon eine erkleckliche Anzahl derartiger Stoffe seit Berzelius und Mitscherlich — die sie mit dem Namen Katalysatoren bezw. Kontaktsubstanzen bedacht und ihren Einfluß Katalyse bezw. Kontaktwirkung benannt haben — gute Bekannte sind, noch intensiv bemüht ist, eine Erklärung für die chemischen Phänomene, die in gewisser Hinsicht dem selbstthätig strahlensendenden Radium und seinen Brüdern gleichgestellt werden dürfen, zu finden und mit ihr abermals ein Riegel an dem noch verschlossenen Thor der Naturerkenntnis zu sprengen, hat sich die Technik ihrer teils unbewußt schon längst bedient, teils bewußt in neuester Zeit auf ihre Leistungsfähigkeit mehrere Fabrikationsverfahren aufgebaut, die schon jetzt reichen Gewinn ergeben und bald im übertragenen Sinn des Worts aus wertlosem Material Gold machen werden. Schon Mitscherlich, ein deutscher Forscher und Schüler des genialen Schweden Berzelius, untersuchte die befremdende Eigenschaft der sonst energisch an Reaktionen

teilnehmenden Schwefelsäure, Stärke in Zucker und Alkohol in Aether und Wasser umzuwandeln und dennoch so gänzlich unverändert zu bleiben, als ob sie die ganze Geschichte gar nichts anginge, und das Fermente jeglicher Art verwendende Gärungsgewerbe bediente sich seit undenklicher Zeit ihrer unzweifelhaft katalytischen Fähigkeit, Stärke in Dextrin und Zucker zu verwandeln. Ganz besonders tüchtige und wertvolle Kontaksubstanzen sind nebst dem Fermente Maltin das Eisenchlorür, gewisse Vanadinverbindungen, Quecksilber und fein verteiltes Platin, sogenanntes Platinmohr; daneben existiert noch eine Menge minder leistungsfähiger. Es ist jedoch nicht unbedingt ausgeschlossen, daß jeder Grundstoff und jede seiner Verbindungen unter bestimmten Verhältnissen, deren Erforschung eben Aufgabe der Wissenschaft sein soll, den gleichen Einfluß wie jene auszuüben vermögen, und daß vielleicht schon jetzt, ohne daß wir es wissen, bei vielen chemischen Reaktionen solche uneigennütige Helfershelfer ihre Hand mit im Spiel haben.

Vorläufig werden von der technischen Chemie, abgesehen von den bereits genannten Methoden, drei sogenannte Katalysatoren absichtlich und mit außerordentlichem Erfolg verwendet, und zwar: das Eisenchlorür bei der Reduktion des Nitrobenzols in Anilinöl, das bekanntlich das Ausgangsmaterial der jährlich für 130 Millionen Mark Ware erzeugenden Industrie künstlicher organischer Farben bildet; das Quecksilber als Beschleunigungsmittel der Umwandlung des Naphthalins vermittelt der Schwefelsäure in Phthalsäure, die nach der weniger mühevollen Ueberführung in die Anthranilsäure das Rohprodukt für den von Baeyer entdeckten künstlichen Indigo liefert; das Platinmohr bei der von Clemens Winkler ausgebildeten Erzeugung reiner und hochprozentiger Schwefelsäure durch Ueberführung der schwefeligen Säure (SO_2) in Schwefelsäureanhydrid (SO_3), das mit Wasser oder verdünnter Schwefelsäure sofort eine beliebig zu konzentrierende

Lösung ergibt. Bei allen drei, mehr oder minder komplizierten Verfahren, deren Theorie feststeht, aber deren Details zumeist von der betreffenden Fabrik als Geheimnis gehütet werden, ist — theoretisch — ein für allemal nur die zur ersten Reaktion erforderliche Menge der Kontaksubstanz für eine endlose Reihe von Reaktionen notwendig. So würde unter idealen Verhältnissen im ersten Fall die vom Anbeginn vorhandene Quantität Eisenchlorür bei ausreichender Zufuhr von Nitrobenzol und Eisenfeilspänen ewig Anilinöl, im zweiten das angeblich durch einen Zufall — Zerspringen eines Thermometers im Kessel während des chemischen Prozesses — als Kontaksubstanz entlarvte Quecksilber ununterbrochen Naphthalin durch Schwefelsäure in Phthalsäure umwandeln helfen, im letzten Fall das fein verteilte Platin die Röstgase von Schwefelkieseln unlöslich in Schwefelsäure überführen; doch da die Technik mit den vorhandenen Schwierigkeiten, Verunreinigungen und nicht idealen Apparaten rechnen muß, werden die Kontaksubstanzen teils doch ein wenig abgenutzt, teils einer jeweiligen Reinigung bedürftig. Nichtsdestoweniger sind ihre Erfolge unerreicht und bewundernswert. Hat die erste Kontaksubstanz eine mächtige Industrie erst ermöglicht, so hat die zweite, das Quecksilber, zur schnellen, also billigen Phthalsäurefabrikation und mit ihr zur lukrativen Darstellung des künstlichen Indigos geführt, der den natürlichen allmählich vom Weltmarkt verdrängt und bald jährlich den dreißig bis sechzig Millionen Mark betragenden Weltbedarf von der deutschen Industrie decken lassen wird, zumal die direkte, sogenannte Kontaktschwefelsäureproduktion außer unzähligen andern Betrieben der Gewinnung des Indigos ungemein zugute kommt.

So hilft der Erfolg der einen Industrie der andern auf eine höhere Stufe, und so wird in den Hegenflüchen moderner Alchymisten aus minderwertigem Material mit Hilfe wunderwirkender Magisteria Gold gemacht.

Fremde in Berlin.

Von Hans Ostwald.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Alle möglichen Völkertypen, alle möglichen Erdbewohner treten jetzt das Pflaster vom Tiergarten bis zum Schloß und vom Bahnhof Friedrichstraße bis zum Potsdamerplatz. Die halbe Welt ist „Unter den Linden“ und in ihrer Umgebung zu finden — nur die Berliner nicht. In den Straßenbahnen und in den Omnibussen sind zu gleicher Zeit die östlichen und die westlichen Idiome zu hören; kaum, daß drei Fahrgäste die gleiche Sprache sprechen. Vor den Theaterkassen drängen sie sich, die Museen und die Warenhäuser überschwemmen sie — viele Geschäfte, viele Unternehmungen existieren im Sommer nur von ihnen. Welcher Berliner ginge jetzt, in der Hundstagshitze, in die Theater? Im Kunstausstellungspark, im Zoologischen Garten und im Grunewald ist doch eine andere Luft als im Parkett und im Foyer. Jetzt gehört Berlin den Fremden.

Einige Bilder aus ihren Berliner Tagen: Droschkenhalteplatz an einem großen Bahnhof. Von vorn bis hinten, von rechts bis links sind die Droschken in dichten Reihen aneinandergerückt. Die Pferde lassen die Köpfe hängen und duseln in der sommerlichen Hitze. Die Kutscher stehen in Gruppen beisammen — wenn's geht, im Schatten. Andere sitzen auf dem Tritt ihrer Droschke — und die wilden Tauben können ungestört zwischen den Rädern und den Pferdehufen Futter aufspicken und verliebt herumstolzieren. Plötzlich kommt aus der Bahnhofshalle ein dumpfer Schall: „Aufsteigen!“

Wie die Kutscher alle laufen können! Den Pferden die Futtereimer abgenommen, die Decken zusammengelegt. Alle starren nach dem Thor des Bahnhofsgebäudes, durch das „sie kommen“. Hier und da sieht sich auch ein Pferd um.



Droschkenhalteplatz am Stettiner Bahnhof: „Die fremden kommen!“

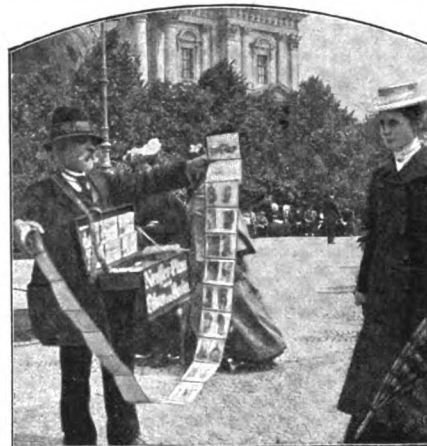
Zuerst kommen ein paar Gepäckträger mit gewaltigen Koffern und Packen. Dann einzelne bestaubte Reisende. Hinter ihnen strömt erst ein ganzer Schwarm heraus: in Staubmänteln, Reisemützen, mit Täschchen und Schachteln behangen und bepackt. Sie rufen die Nummer ihrer Droschke. Schleunigst verstaut der Kutscher die Riesenkoffer und Körbe — die Menschen dazu — und nur raffelt er hinein in die Stadt, in die Weltstadt Berlin.

Was, Berlin ist keine Weltstadt?

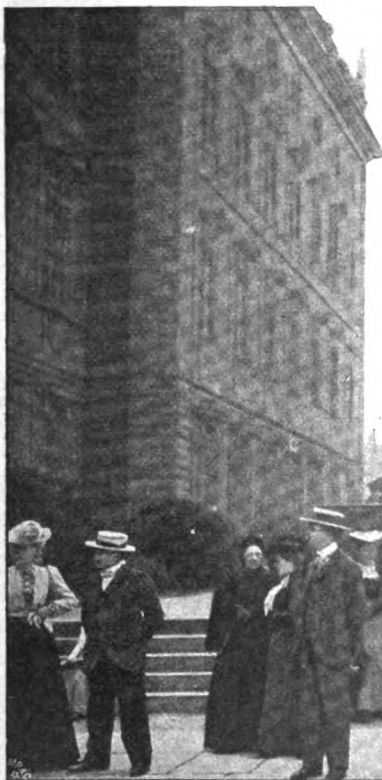
Wer das nicht glaubt, der muß jetzt in den Straßen zwischen dem Rathaus und dem Reichstagsgebäude hin und her pendeln. Da findet er die halbe Welt — ja, sogar die ganze Welt.

In den Straßen, wo sonst nur die Dienstmädchen einherwandeln, in diesen Straßen, wo spazierende Gärten nichts Seltenes sind, begegnen ihm Frauen in Kleidern aus den teuersten Stoffen. Große Brillanten in den Ohren, am Halse, an den Fingern, am Handgelenk — aber ohne Hut! Nur ein schwarzes Seidenspitzentuch um das runde, volle Gesicht. Das sieht eigentlich nicht schlecht aus. Manchem jungen Mädchen würde das besser stehen als irgend so ein aufgetakeltes Strohflecht mit Blumen, Blättern, Bändern, Federn, Spitzen, Seide und wer weiß was noch.

Aber natürlich: die Dame mit dem schwarzen Spitzentuch kommt ja



„Berliner Album gefälltig?“
„Sämtliche Ansichten von Berlin!“



Vor dem Königl. Schloss.



von jenseits der Weichsel, vielleicht sogar von jenseits der Wolga. Und was von da kommt, ist ja nicht nachahmensreif.

Ja, wenn's von jenseits des Kanals oder von jenseits des großen Teiches käme! Oder auch von jenseits des Rheins . . .

Uebrigens, gerade aus England und aus Amerika scheint Berlin die meisten sommerlichen Besucher zu bekommen. Wahrscheinlich kommen viele, die der Ausfall der Krönungsfeierlichkeiten aus London getrieben hat. Aber eigentlich ist das



Auf der Hochzeitsreise.

jeden Sommer zu beobachten, daß die englische Sprache vor allen andern fremden Sprachen in Berlin zu hören ist. Die Angelsachsen finden es ja hier auch am bequemsten. Eine Reihe von Hotels ist direkt auf ihren Geschmack zugeschnitten. Da fahren sie in

einem fort vor. In Equipagen und Droschken. Die Männer mit den charakteristischen glatten Gesichtern, nur einen kleinen Schnurrbart über dem energischen Mund. Die Frauen in einem eleganten vornehmen Reifeschiff, wie er eben nur den Amerikanern eigen ist, die ja die Hälfte ihres Lebens in Hotels, Wagons und Schiffen verbringen. Ein Hotel hat es ihnen besonders bequem gemacht. Damit sie sich nicht allzusehr nach den heimatischen Töpfen sehnen, hat es ihnen eine Bar im Hause eingerichtet. Wer die Trinksitten der Engländer und Amerikaner kennen lernen will, braucht nur in einem solchen Hotel einzufahren. Auf hohen Sesseln hocken sie da, ihren „Drink“ in der Hand. Allerlei interessante Gestalten.

Etwas ganz Typisches im Berliner Fremdenleben sind die Trupps der jungen Amerikanerinnen, die ohne männliche



Im Pergamonmuseum.

Begleitung, ohne älteren weiblichen Schutz den europäischen Kontinent durchqueren. Fünf, sechs, sieben, manchmal auch mehr, wandern sie von einem Museum ins andere, von einer Galerie zur andern. Alle gehen fußfrei, ein Reisetäschchen am Gürtel, einen rotgebundenen Führer in der Hand. Sie finden sich ganz gut zurecht, ohne ältere Beaufsichtigung.

Auch aus Mexiko, Südamerika und den umliegenden Inseln kommen so manche nach den Sehenswürdigkeiten Berlins. Wer sie alle sehen will, der muß sich mittags vor dem Schloß aufstellen, wenn sie auf die einziehende Ablösung der Schloßwache oder auf die Ausfahrt des deutschen Kaisers warten. Das stille Mütterchen aus der Kleinstadt steht da neben der lebhaft sprechenden kreolischen Familie, der Turnverein aus Zossen neben dem Milliardär aus Brooklyn, der blonde Schwede neben dem dunklen Hochschüler aus Odessa. Um diese

Zeit der aufziehenden Wache tritt die Massenhaftigkeit der Fremden in Berlin so recht zu Tage. Die ganzen Bürgersteige in der Nähe der Palais und Museen, der Universität und ihrer Nachbarschaft sind dicht besetzt von Menschen, die doch auch mal in Berlin gewesen sein wollen.

Eine ständige Erscheinung ist auch der russische Hochschüler. Mit seiner Uniform, seinem gestickten Kragen und der mit einem Emblem verzierten Mütze ist er stets in Begleitung seines Vaters am Vormittag unter den Linden in einigen Exemplaren zu finden.

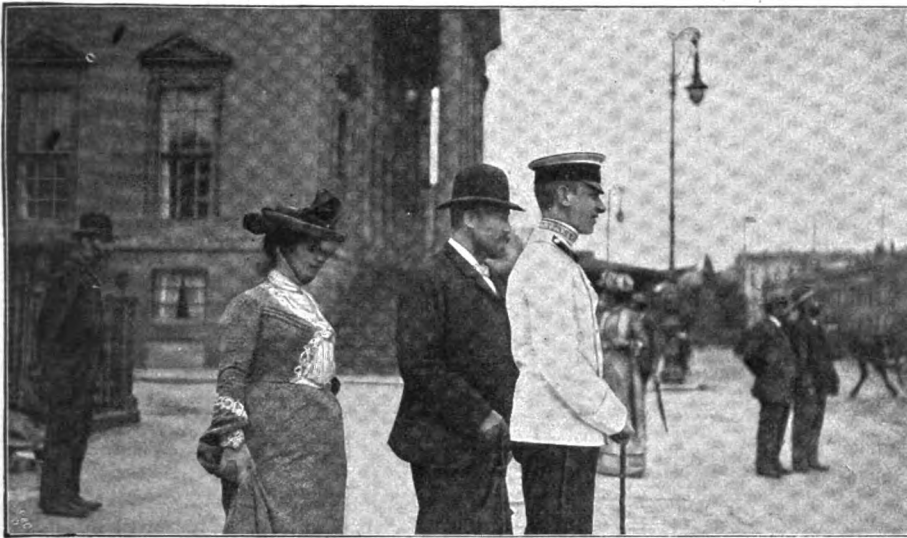
Auch das Paar auf der Hochzeitsreise ist keine Seltenheit. Es ist natürlich nur der Sehenswürdigkeiten wegen in Berlin. Aber — es geht wohl an allen Denkmälern und Bauten vorbei — jedoch nur vorbei. Wer wird es ihm übelnehmen, daß es so vertieft daherformt und einander für die wichtigste Sehenswürdigkeit hält?



Ein Kunstenthusiast.



In der Siegesallee.



Russischer Hochschüler mit seinen Eltern gegenüber der Hauptwache.

Eines der besuchtesten Museen ist jetzt das Pergamonmuseum. So ein Stück Altertum, halb Orient, halb Griechenland mitten in Berlin. Das Mosaikstück findet oft mehr Bewunderer als alle Skulptur. Aber wenn das eine mit Massenbewunderung prahlen könnte — die Plastik kann wohl zufrieden sein mit der Eindringlichkeit ihrer Betrachter. Einmal sah ich einen ausländischen Kunstjünger, wie er vor jedem Teil wohl an zehn Minuten sich in Verzückung versenkte.

Jeder findet etwas in Berlin, was er bewundern kann. Die deutsche Provinz durchwandert mit großer Vorliebe die Siegesallee, von der ja so viel gesprochen und geschrieben worden ist. Da stehen die alten Damen aus der Kleinstadt vor den Marmorgruppen, ein Tuch über dem Arm, den verarbeiteten, gekrümmten Körper in altmodische Kleider gezwängt, und wandern mit ihrer Begleitung von einem Denkmal zum andern.

Hier, wo die kleinen Mädchen schon wie Damen en miniature in Spitzenkleidchen und Gamaschen und seidenen Handschuhen spazieren geführt werden, bereits ein Schirmchen zwischen den Fingern, damit der zarte Teint nicht von der Sonne

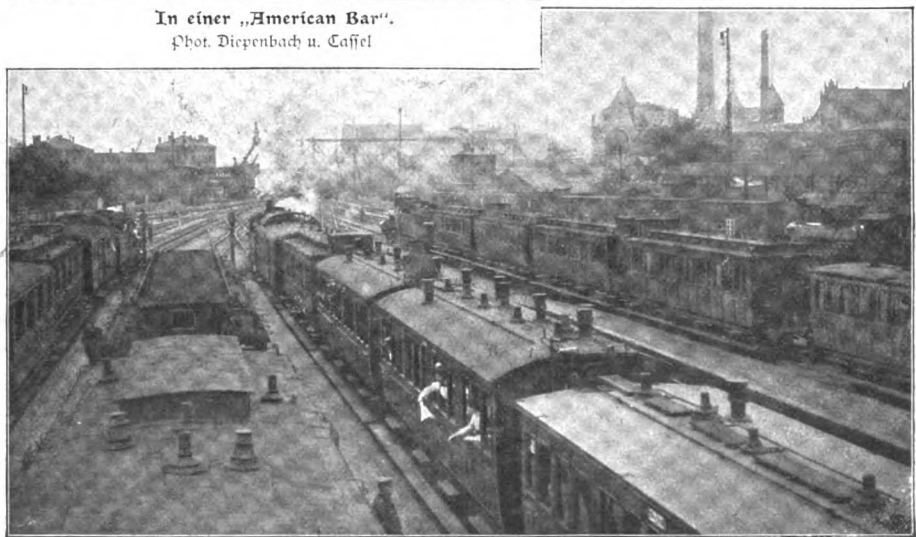


In einer „American Bar“.
Phot. Diepenbach u. Cassel

gebräunt wird, von der guten Sonne, die hier durch die Laubbäume und auf die Büsche ebenso goldig scheint wie auf die Wolgasteppe und auf die Anden Nordamerikas — hier fallen die Fremden am meisten auf als das, was sie sind. Aber im allgemeinen wird der Tiergarten von den Fremden, wenigstens von denen, die für Berlin nur wenige Tage vorgesehen haben und sozusagen auf der Durchreise sind, nicht allzuviel besucht. Man geht vom Brandenburger Thor oder vom Potsdamer Platz wohl einige Schritte ins Grüne, die wohlgepflegten Wege entlang, aber deshalb ist man doch schließlich nicht nach Berlin gekommen; da lockt das großstädtische Leben in der Stadt doch mehr: das Treiben auf den Straßen und Plätzen, in den großen Restaurants und Cafés, die glänzenden Schauläden und prächtigen Auslagen in den Hauptstraßen u. s. w.

Wenn die Fremden dann noch das innere, arbeitende Berlin, einiges vom Westen, einiges von der Umgegend und einiges vom Nachtleben gekostet haben, dann sagen sie vielleicht mit einem achtungsvolleren Ton „Ade, Berlin!“, als sie es sich gedacht haben.

Das müssen sie doch zugeben: Berlin ist jetzt gar nicht mehr so übel. Es sieht wirklich aus, als wolle es Weltstadt werden. Oder vielleicht ist es das schon?



Adeu, Berlin!

Dachgärten der Grossstadt.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Wenn der Ruf von der Rückkehr zur Natur auch nicht immer berechtigt erscheint, auf dem Gebiet des Gefühlslebens, das in der Grossstadt so oft vernachlässigt wird, kann nur die Natur helfen. Denn ihr gegenüber schweigt jedes Denken und alles rein intellektuelle Leben; es herrscht nur das Gefühl, dessen Wichtigkeit besonders im Leben und in der Entwicklung des Kindes noch immer zu viel übersehen wird. Das Grossstadtkind vor allem leidet an zu viel Kultur und zu wenig Natur. Man zeige einer kleinen Grossstadtspflanze einen leuchtenden Sonnenuntergang, eine prächtige Blüte, man lasse das Kind einer Nachtigall lauschen und frage es dann, was es fühlt. Das Resultat solcher Fragen und Beobachtungen wird gewiß oft negativ und beschämend sein. Es ist darum die vornehmste Aufgabe aller derer, die es angeht, das Gefühlsleben der Grossstadtkinder durch freien Verkehr mit der Natur planmässig zu bilden und zu heben. Die Schule kann dafür nicht alles thun, die Erholungszeit nach der Schule, die freien Stunden nach der Arbeit müssen unmittelbare Naturfreuden geben. Das Nützlichste, Schönste und Angenehmste zu solchem direkten Naturumgang ist selbstverständlich ein Garten. Wo aber findet das Kind unserer modernen Riesenstädte, das eingemauert ist in die trostlose, nackte Steinöde der turmhohen Miethäuser, dies allernotwendigste Stückchen freier Naturentfaltung? In den engen Höfen sicherlich nicht und auch nicht in den meist prunkvollen Vorgärtchen, die kein Mensch betreten darf, die nur da sind zum kümmerlichen Schmuck meist unschöner Stuckfassaden. Es schien für das arme Kind keine Hilfe zu geben. Und doch fand man in einzelnen Städten, zunächst besonders in Amerika, ein einfaches und praktisches Mittel, den Kindern der Weltstadt Rückkehr zur Natur und Anschluß an die Allmutter zu ermöglichen. Man schuf auf den flachen Dächern

der hohen Häuser Gärten. Es wurden nicht nur kleine, bescheidene Gärtchen mit traurigen Topfpflanzen und einem staubigen Oleanderbaum im Kübel angelegt. Nein, das ganze Dachviereck eines großen Häuserblocks wurde



Sommerabend auf dem Dach.

vereinigt, Erde wurde hinaufgeschafft, kleine Bäume wurden gepflanzt, Rasen gesät, schöne Kieswege und, wo es möglich war, große Kiesplätze hergestellt — kurz, es wurde in möglichst vollkommener Art hoch oben in luftiger Höhe ein natürliches Kinderparadies geschaffen, das von allen kleinen Bewohnern des Hauses mit Jubel erstiegen und benutzt wird. Zunächst will ein Spielen und Toben so hoch auf diesen vielstöckigen Häusern gefährlich und wenig vertrauenerweckend erscheinen. Die Höhe erschreckt manchen. Aber ein handfestes, engspaltiges, sehr hohes Holzgitter schließt die Gärten ringsum ab, die Furcht vor der Gefahr selbst tötet den Wagemut auch des wildesten Knaben, ein Sturz in die Tiefe ist nach menschlichen Sicherheitsvorkehrungen ausgeschlossen. Und demgegenüber ist der Wert solcher Spielplätze in freier Luft gerade für die Armen und Uermsten der Stadt auch in gesundheitlicher Beziehung unermesslich. Die Reichen eilen nach Schluß der Geschäfte hinaus in ihre freien Villen und Wohnungen, der Mittelstand macht wenigstens seine Spaziergänge und Sonntags seine Ausflüge ins freie. Aber



Auf dem Dach: die Kinder im Sande.



Säen und Pflanzen im Dachgarten.

die wirtschaftlich Schwachen und Kleinen sind in die dumpfen Kellerlöcher, in die kleinen Räume der engsten Gassen zusammengedrückt, sie sehen den Himmel kaum, atmen die schwere Asphaltluft und werden gleichgiltig und stumpf gegen Natur und gegen Hygiene. Da ist es

denn eine Lust, alle armen Kinder hinaufzuschicken in luftige Höhen, eine Erholungs- und Bildungsstätte zu schaffen und denen, die die Zukunft unseres Volkes tragen, Seele und Leib zu stärken für den schweren Lebenskampf. Auf unsern Bildern, die solche Dach-



Die Kinder beim Spiel.

gärten in verschiedener Art und Verwendung zeigen, läßt sich deren Bedeutung für die Großstadtkinderwelt leicht erkennen. Hier ist ein Spielplatz, groß, weit, für alle Lauf- und Bewegungsspiele trefflich geeignet; dort ist ein kleines Gärtchen, das sich die Kinder selbst mit Matraße zum Schlafen und einigen Bäumen und Pflanzen „wohnlich“ gemacht haben; und in dem dritten Garten sind die Kleinen mit ihrer liebsten Arbeit be-

schäftigt, mit Säen und Pflanzen, das so viel stille Hoffnungen und lebhafteste Phantasie entwickelt. Hier oben sieht wirklich das Auge den Himmel offen.

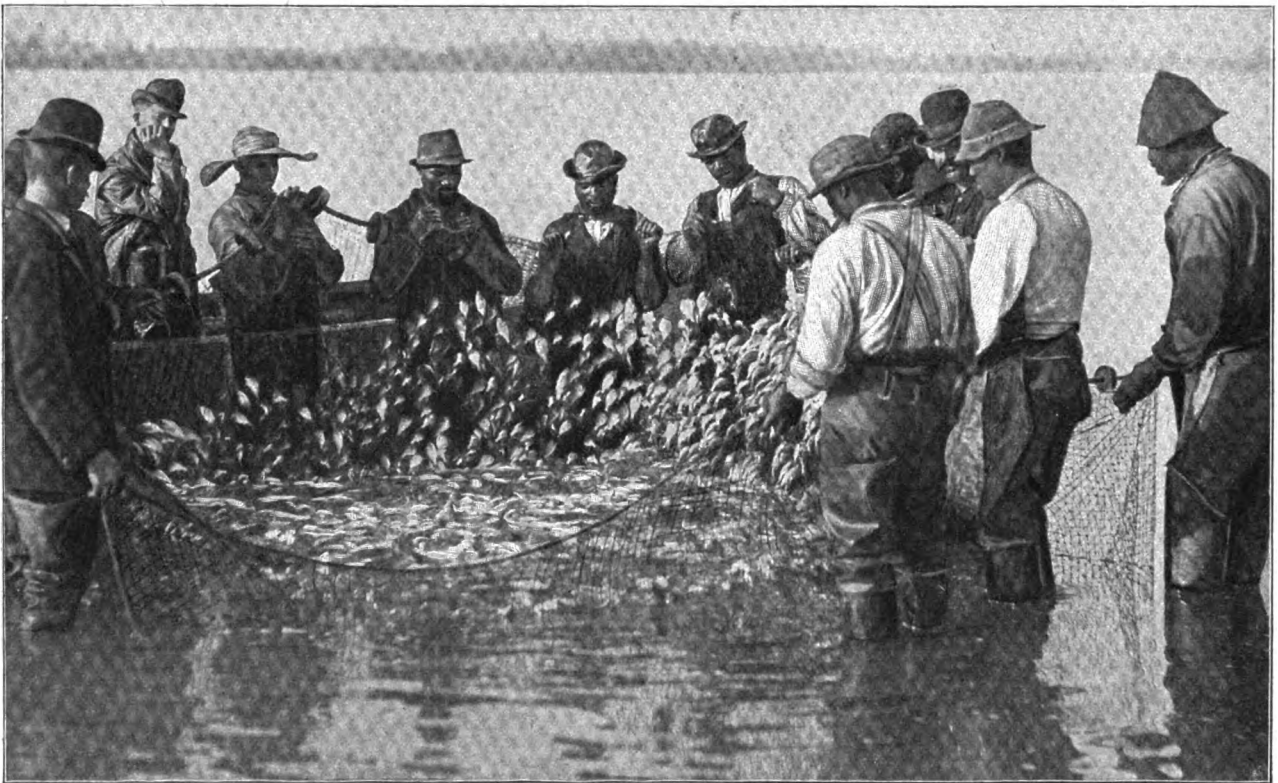
Und die Luft ist gut und frisch, und der Blick weit. Das muß und wird für vieles entschädigen, das naturgemäß dem Dachgarten gegenüber den glücklicheren Brüdern drunten in der Tiefe fehlt. Auf jeden Fall ist die Idee glücklich und, wie wir sehen, wohl ausführbar

Amerikanische Fischzucht.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Die Vereinigten Staaten sind das Paradies des Fischers. Ihre Seen und Teiche, ihre Ströme und Bäche, die Meere, die ihre Küsten bespülen, bergen einen ungeheuren Fischreichtum. Forellen beleben die klaren Gebirgsbäche der Rocky Mountains, der Adirondacks

Kolumbiafluß, im Frazer River und bis hinauf nach Alaska so massenhaft gefangen wird, daß man in den dortigen Städten, wie einst in der guten alten Zeit in Hameln, in die Mietsverträge der Diensthofen setzen sollte: mehr als zweimal darf in der Woche Lachs nicht



Fang von Maifischen.

und der Weißen Berge Vermonts, die Flüßchen und Bäche, die sich auf der kanadischen Seite in die großen Seen ergießen. Diese beherbergen köstliche Lachsforellen, Hechte, Schleie, Weißfische und Maifische. Im Mississippi und in seinen Nebenflüssen trifft man den Stör, der einen ganz guten Kaviar liefert, den Büffelstich, der achtzig, ja hundert Pfund schwer wird, den Katzenstich und die übrige Schar der Süßwasserfische. An den Küsten der Neuenglandstaaten wird in großen Massen der Hering, der Schellfisch, der Kabeljau und die Makrele gefangen. Der Golf von Mexiko liefert neben andern Fischen den Pompano, einen der schmackhaftesten Fische, einen Leckerbissen für jeden Gourmet, und dort tummelt sich auch der Trapon, der Silberkönig, dessen aufregende Jagd mit Schleppangel und Harpune königlicher Sport ist. Die Pacificküste hat ihren Lachs, der im Sacramento, im

auf den Tisch kommen. Jedenfalls giebt es in San Franzisko eine Menge Hausfrauen, die sich genieren, Lachs, dies Armeleutegericht, auf den Tisch zu bringen.

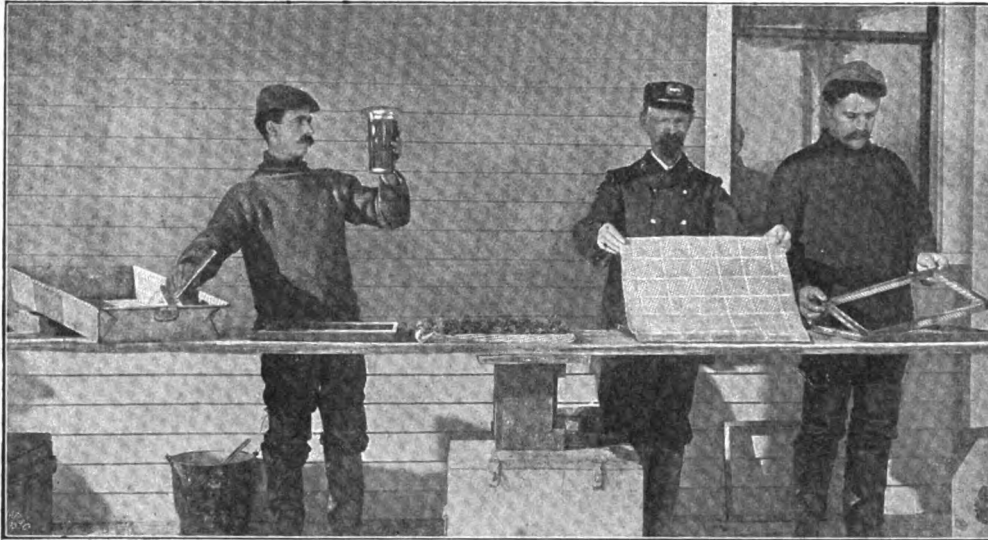
Bei diesem Reichtum hat die Fischerei in den Vereinigten Staaten neben der sportlichen auch eine wichtige volkswirtschaftliche Seite. Es sind sehr ansehnliche Beträge, die die Fischerei alljährlich abwirft, z. B. im Jahr 1890 laut Bericht des Zensusbureaus — der Bericht für 1900 liegt noch nicht vor — mehr als einhundertneunzig Millionen Mark. Natürlich entfällt auf die Hochseefischerei der größte Teil dieser Summe. Aber auch der Ertrag der Binnengewässer ergibt eine ganz bedeutende Ziffer. Aus diesem Grunde ist es zu verstehen, daß der Bund und die Einzelstaaten sich der Fischerei nach Kräften annehmen und sie auf jede Weise zu fördern suchen, indem sie für die Bestockung der



Die fische werden aus den Brutteichen genommen.



Sortieren von forellen.



Verpacken von Fischetern.

Gewässer mit Fischbrut sorgen und der Raubfischerei durch Gesetze entgegenzutreten. Dies ist bei der Misachtung, die der Durchschnittsamerikaner gegen alles hegt, was ihn in seiner persönlichen Freiheit beschränkt, eine schwere Aufgabe. Daher ist es erfolgreicher, die Lücken, die Netz und Angel in den Scharen der Fische geschaffen, durch neuen Nachwuchs zu ersetzen, und die hierauf abzielenden Bemühungen der dem Ministerium des Innern unterstellten Bundesfischereikommission sind von außerordentlichem Erfolg begleitet.

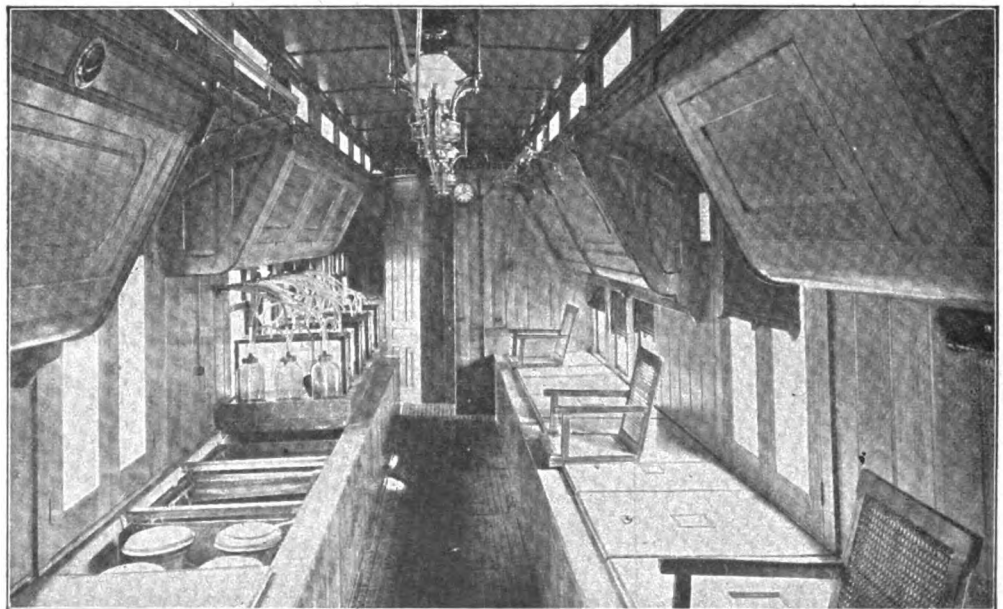
Den Besuchern der Chicagoer Weltausstellung wird der geräumige Pavillon noch in Erinnerung sein, in dem diese Kommission eine ganz hervorragende Sonderausstellung untergebracht hatte, ein Riesenaquarium, das so ziemlich alles enthielt, was in amerikanischen Gewässern schwimmt und kriecht. Die Kommission wird vom Bund mit reichen Mitteln ausgestattet und von hervorragenden Fachleuten gebildet. An ihrer Spitze steht ein Gelehrter, der das Getier, so da in der Tiefe haust, zu seinem besondern Studium gemacht hat. Der Kommission steht ein eigener Dampfer zur Verfügung, mit dem Studienreisen im Interesse der Hochseefischerei unternommen werden. An geeigneten Plätzen, an der Meeresküste sowohl wie an den Binnenwässern, liegen die großartigen Anstalten, in denen die junge Fischbrut gezüchtet wird.

Unsere Bilder veranschaulichen den Betrieb. Abb. S. 1354 führt uns an das Ufer des Potomak, des prächtigen Stroms, an dem die Bundeshauptstadt Washington liegt, und zeigt uns das Einholen eines Netzes voller Maifische, deren man zur Befegung der

Brutanstalt bedarf. Dann werden die laichreifen Fische zum Zweck der Befruchtung der von den Weibchen abgelegten Eier aus dem Behälter genommen. Das Bild S. 1355 zeigt die forellenbrutanstalt zu Northville, in den Tannenwäldungen Michigans gelegen. Sorgfältig verpackt wird der so vorbereitete Laich nach den geeigneten Flüssen und Bächen gesandt und dort ausgesetzt. Der Versand geschieht in Spezial-eisenbahnwagen, deren Inneres untenstehende

Abbildung veranschaulicht. An den Längsseiten ziehen sich niedere Behälter hin, in denen sich der Laich und junge Fischchen, die auch zum Bestocken der Gewässer verwendet werden, befinden. Die Wagen sind mit allem ausgerüstet, dessen man bedarf, um die Fische am Leben und die Temperatur des Wassers auf der geeigneten Höhe zu erhalten. Jeder Wagen enthält ein kleines Laboratorium und einen Raum zum Aufenthalt für die Begleiter der Sendung, deren Betten sich oberhalb der Fischkästen befinden. Millionen von Fischen und Milliarden von Eiern werden auf diese Weise alljährlich versendet und ausgesetzt. Mag auch ein großer Teil davon zu Grunde gehen oder die Beute der Raubfische werden: es bleibt noch genug übrig, um die Gewässer zum Nutzen der Fischerei und zur Freude des Sportliebhabers neu zu beleben.

Einige Staaten sind dem Beispiel der Bundesregierung gefolgt und sorgen durch eigene Behörden und Anstalten für die in ihrem Machtbereich liegenden Gewässer, wenn auch in kleinerem Maßstab. Ihre



Inneres eines Eisenbahnwagens zum Versand von Fischbrut.

hauptsächlichste Aufgabe ist es, der Raubfischerei zu steuern, sowie für strikte Ausführung der Verordnungen über die Schonzeit zu sorgen.

Dank dieser Fürsorge werden die Flüsse und Seen der Vereinigten Staaten in Zukunft wohl ihren Fisch-

reichtum bewahren. Und wie jetzt, wird man auch in späteren Zeiten an ihren Ufern ganze Scharen von Anglern erblicken, die in stiller Beschaulichkeit ihrer Liebhaberei fröhnen. Ihnen allen den Gruß des deutschen Anglerbundes „St. Petri Heill“

S. E. O.

Ein gastronomisches Dokument.

Plauderei von Johannes Trojan.

Vor mir liegt die Photographie einer Speise- und Weinkarte des Hoftraiteurs J. Jagor, Unter den Linden Nr. 23 in Berlin, vom Jahr 1825. Das Original befindet sich im Besitz der Weinhandlung Peter Joseph Valckenberg in Worms, Eigentümerin des Liebfrauenmilchweinguts, und ist von dem Urgroßvater des jetzigen Besitzers dieses Weinguts, der alljährlich zum Verkauf seiner Liebfrauenmilch nach Berlin reiste, von dort mitgenommen worden.

Jagor war im vormärzlichen Berlin, wie man das Berlin der Zeit vor 1848 nennt, etwa das, was nachher Borchardt, Hiller und Dressel wurden. Berlin hatte 1825 etwa 250 000 Einwohner, war also immerhin schon eine große Stadt und dazu Residenzstadt, der es nicht an Gourmets gefehlt haben wird, die zu Jagor gingen, um fein zu essen. Diese Speise- und Weinkarte aber ist interessant in mehr als einer Hinsicht. Zunächst ist ihr das Datum des Tages bereits aufgedruckt, und zwar das des 19. April 1825. Die Preise aber sind berechnet in Alt Courant, das heißt in Thalern und guten Groschen. „Dier

Gute“ waren gleich fünf Silbergroschen, also war ein Guter Groschen so viel wie 12^{1/2} Pfennig nach heutigem Geld. Die Jagorsche Speisekarte weist keine sehr lange

Reihe von Delikatessen auf. Zuerst zu nennen sind Austern, ohne Zweifel holsteinsche, das Duzend zu 18 Gr. = 2 Mt. 25 Pf. Das erscheint, wenn man bedenkt, daß damals der Wert des Geldes mindestens noch einmal so groß wie jetzt war, als ein recht hoher Preis, freilich aber kamen um jene Zeit die Austern noch nicht auf der Bahn von Hamburg nach Berlin, sondern mußten mit der Post versandt werden, und das verursachte natürlich, wenn die Beförderung, wie es bei Austern wünschenswert ist, recht rasch vor sich gehen sollte, bedeutend mehr Kosten. Von Austergerichten sind dann noch auf der Karte vermerkt: »Blanquet de volaille mit 2 Austern en Coquille« zu 6 Gr. » 6 Austern en Coquille« zu 9 Gr. und »1 junges Huhn mit 3 Austern“ zu 9 Gr. »2 Kiviweier“ kosten 6 Gr., was auch als ein ziemlich hoher Preis anzusehen ist. Auch Wild ist nicht billig. Von solchem sind auf der Karte außer Reh verzeichnet: »1 Krammetsvogel“ à 4 Gr. und »1/2 Reb-

SPEISEKARTE
vom Königlichen Hof-Traiteur J. Jagor,
unter den Linden No. 23.
den 19ten April 1825.

Suppen. Suppe à la Jardinière m. Nocken Bouillon m. Reis	Apfelsinencompott Birncompott Apfelsinencompott Sekt	Rhein-Stein- und Mosel-Weine. Johannesberger 19. Hochheim-Dornsch. 19. Badesheimer 1819. Glas Johannesberger 22. Schloß Johannesberger Ansbach v. Mamma 5. Markbrunner 22. Stein-Wein 11. Geheimer Steinwein eine halbe dito 11. Moselwein Absteich 22. Hol-Lastenwein 1783. dito 11. halbe dito 11. Württemberg. Randeracker 18. Dito eine halbe Assmannshäuser 11. Rothenerberger 15. Gressen-Wein 11. Liebfrauen-Milch 11. dito eine halbe Markbrunner br. 11. Dito eine halbe Nierensteiner 22. Dito eine halbe
Hors d'oeuvres. Kleine Pasteten Sardellen-Sallad Caviar 12 Austern Geräucherten Rheinlachs Lachs sauté à l'Anglaise Räucherer mit Lachs Gebackene Sardellen 2 Kiviweier Omelet au Jus Blanquet de volaille mit 2 Austern en Coquille Austern en Coquille Rinderbrust au naturel Hammelfleisch m. Sauce Robert Beefsteaks	Rothe Rüben Radieschen mit Butter Limburger Käse Schweizer Käse Chester dito Entrée mets Reis à la Mailhe Macarony Schlagsahn Sallad de volaille Omelet mit Confitur Beignets v. Apfelseln Geld von Rheinwein Rosinen und Mandeln 1 Abricose in Brantw. Reine Clancie dito Früchte in Zucker. Melone in Zucker und Essig Orangen Ingwer Apricosen Reine Clancie Birschen	Feine Franz. Weine Bordeaux St. Julien Château Margaux Château Lafite Graves Haut-Sauternes Haut-Sauternes 1807 Dito 15. du Roi Dito eine halbe Chambertin Volnay Nuits Dito eine halbe Château de la Roche Champagne Dito eine halbe Hermilage Dito rouge St. Peray
Gemüse. Grüne Bohnen m. Omelet Morcheln mit Saucisse Junge Mohrrüben mit Lachs Spinath mit Eiern	Fische. Zander mit Butter Rhein-Lachs au naturel Austern en Coquille	Dessert-Weine. Linnel Rivesaltes Cap-Constantin Muscat rouge Madera Portwein, roth Mallaga Calabrier Ungar-Wein 1807 Extra alt Tokayeressenz Dito Feiner Tokayer Cardinal Strohwein eine halbe Ungar-Wein v. 1. d. h. b. Ein Glas Ungar-Wein Ein Dito Lunel Vermischte Halbsüßweine, Französische u. Italienische Dessert-Wein Dito eine halbe halbe Weiss
Braten. Krammetsvogel Reh Putz Ein halb Rebhuhn 1 kleine Bressine ein jung Huhn 1 Waldschnepp		

Berliner Speise- und Weinkarte aus dem Jahr 1825.

huhn" à 9 Gr. ferner findet sich „Ragout von Rebhühnern garné" (so geschrieben) à 8 Gr. für einen Krammetsvogel und für ein halbes Rebhuhn ist das sehr viel Geld. Uebrigens muß man wohl annehmen, daß es sich um konservierte Rebhühner und Krammetsvögel handelt, die im Herbst schon gebraten und dann in Fett eingelegt sind.

Von anderm Vogelwild finden sich noch auf der Speisefarte „1 kleine Becassine" und „1 Waldschnepe". Erstere kostet 7 Gr., letztere 1 Thlr. 4 Gr. Die Waldschnepe ist das teuerste Gericht auf der ganzen Karte.

Unter den Gemüsen sind als Neues vom Jahr außer „Spinath mit Eiern" (4 Gr.), „Morcheln mit Saucisses" (4 Gr.), „Mohrrüben mit Lachs" (7 Gr.) und „Grüne Bohnen mit Omelett" (8 Gr.) anzuführen. Es wurden also auch damals schon grüne Bohnen und Mohrrüben im Mistbeet für den Schlemmer gezogen. Spargel fehlen auf Jagors Karte, obwohl die Spargeltreiberei schon vor weit mehr als hundert Jahren bekannt war.

Unter den übrigen Speisen und Zuspeisen des Jagorschen Restaurants, die am 19. April 1825 zu haben waren, ist mir nichts Besonderes aufgefallen.

Sehr interessant ist die Jagorsche Weinkarte, auf der sich in auffallender Weise der Wechsel der Mode auf dem Gebiet des Weintrinkens kundgiebt. Sie umfaßt „feine franz. Weine", „Rhein-, Stein- und Mosel-Weine" und „Dessert-Weine". Unter den französischen Weinen befinden sich drei rote Bordeauxweine, vier Weißweine, vier Burgunderweine, eine Sorte Champagner, dann weißer und roter »Hermitage«, eine von alter Zeit her berühmte Weinmarke zu 2 Thlr. die Flasche, und »Perrey«, der ebensoviel kostet. Von den Rot- und Weißweinen sind „Bordeaux" und „Graves" Tischweine zu 1/2 Thlr. die Flasche. Der teuerste Bordeaux ist »Château Lafite« (so geschrieben) zu 2 Thlr.; unter den Weißweinen kosten Haut Sauternes von 1807 und dieselbe Marke von 1819 1 1/2 Thlr.; auch die Burgunder gehen nicht über 1 1/2 Thlr., und der Preis des Champagners beträgt 2 Thlr. für die Flasche. Deutsche Champagner oder Sekt gab es damals noch nicht. Von den französischen Weinen wurden die Weißweine vielfach den roten vorgezogen, und diese Vorliebe für weiße französische Weine erstreckte sich noch bis in meine Zeit hinein. Ich hörte noch in Mecklenburg sagen: „Der richtige Trinker (oder ‚Süper' vielmehr, wie man dort sagte) fängt erst mit Weißwein an." Längst sind die französischen Weißweine altmodisch geworden, und ebenso ist es den Burgunderweinen ergangen, die einst so sehr bei uns beliebt waren. Mit dem Aufhören ihrer Beliebtheit sind dann wohl auch die prächtigen Burgundernasen seltener geworden.

Ich komme zu den Rhein-, Mosel- und Steinweinen. Weit mehr hier noch als bei den französischen macht es sich geltend, daß ein andersdenkendes Geschlecht von Sächern aufgekommen. Jetzt kann man sich keine Weinkarte denken ohne eine lange Reihe von Mosel- und Saarweinen, auf dieser alten Jagorschen Karte aber kommt unter zwanzig deutschen Weinen nur ein einziger Moselwein vor, und zwar ohne besonderen Namen als „22er Mosel-Abstich" zu 1/2 Thlr. die Flasche. Der Moselwein war sozusagen noch nicht entdeckt worden. Wenn man übrigens auf dieser Weinkarte noch vier Elfern begegnet, zwei Rheinweinen darunter, einem Steinwein und einem Leistenwein, dann

wird einem ganz wehmütig zu Mut, und das Wasser läuft einem im Mund zusammen. O daß man nicht damals schon gelebt hat! Das steht jedoch fest, daß etwas so Gutes wie in dem großen Kometenjahr 1811 nachher nicht wieder gewachsen ist. Es giebt noch Elfer. Vor kurzer Zeit fand in Berlin eine Versteigerung Wilhelmischer Flaschenweine statt, zu denen auch 60 Flaschen Rudesheimer von 1811 aus den Kellereien Napoleons I. gehörten. Von diesem Wein habe ich vor ein paar Jahren noch getrunken, fand ihn aber doch schon zu sehr gealtert. Dagegen muß er 1825 noch von vortrefflichem Geschmack gewesen sein. Es ist auf der Jagorschen Weinkarte ein noch älterer Wein als der Elfer, nämlich ein Hof-Leistenwein von 1783, zu finden, der wohl damals mehr seiner Seltenheit als seines guten Geschmacks wegen geschätzt worden ist. Die Preise der deutschen Weine steigen bei Jagor bis zu 5 Thlr. für die Flasche und sind im allgemeinen mäßig. Für 93er Rheingauer Weine aus guten Lagen wird jetzt mehr als noch einmal so viel, als damals der teuerste Wein kostete, bezahlt.

Es finden sich bei den deutschen Weinen der Karte zwei unter eigentümlichen Benennungen vor: ein „Cressenwein" von 1811 zu 2 Thlr. und ein „gefrorener Steinwein" zu demselben Preis. Was „Cressenwein" ist, habe ich nicht erfahren können, obwohl ich bei den Weinkennern Berlins und des Rheinlandes auf und ab gefragt habe. Darin nur stimmten alle überein, daß an eine Beimischung von Kresse zu dem Wein nicht gedacht werden könne. Was dagegen unter gefrorenem Wein zu verstehen ist, wurde von mir ermittelt. Gefrorener Wein ist Wein, aus dem man einen Teil des Wassers hat ausfrieren lassen, eine früher beliebte Methode, den Alkoholgehalt und Extraktgehalt des Weines zu verstärken. Setzt man Wein in flachen Schalen dem Frost aus, so friert zuerst das Wasser, das man dann als dünne Eisschicht abhebt. Ein wesentlich verstärkter Wein bleibt übrig, ohne daß er an sonstigen Eigenschaften verloren hat. So kommt es auch vor, daß bei strengem Frost das Wasser in überreifen Weintrauben gefriert, wenn man sie wie es am Rhein früher hie und da in besonders günstigen Jahren geschah, bis in den Winter hinein hängen läßt. Wenn dann beim Keltern das Eis vorsichtig entfernt wird, so giebt das Uebrigbleibende einen „gefrorenen Wein" oder „Eiswein", wie ein solcher noch im Jahr 1890 in Hattenheim hergestellt worden ist.

Unter den Jagorschen Dessertweinen spielen die Muskatweine, die auch mit der Zeit altmodisch geworden sind, noch eine bedeutende Rolle. Von andern starken Weinen ist schon Kap Konstantia zu finden. Der teuerste Wein dieser Rubrik und überhaupt unter allen Weinen der Karte ist neben dem Schloß Johannesberger Ausbruch von Mumm ein alter Tokayer zu 5 Thlr.

Das ist die Jagorsche Speise- und Weinkarte von 1825, die verziert ist mit einem Bildchen, das Bacchus auf einem Faß thronend zwischen Ceres und Diana mit ihren Attributen darstellt. So bildet eine solche Karte, die einer zufällig einsteckt, und die durch günstigen Zufall aufbewahrt geblieben ist, einen kleinen Beitrag zur Kulturgeschichte vergangener Zeiten. Manche Bemerkung läßt sich darüber machen, manches sich dabei denken. Ueber was für Dinge sich die wohl unterhalten haben, die am 19. April 1825 bei Jagor in Berlin beisammen saßen, schmausten und zechten?



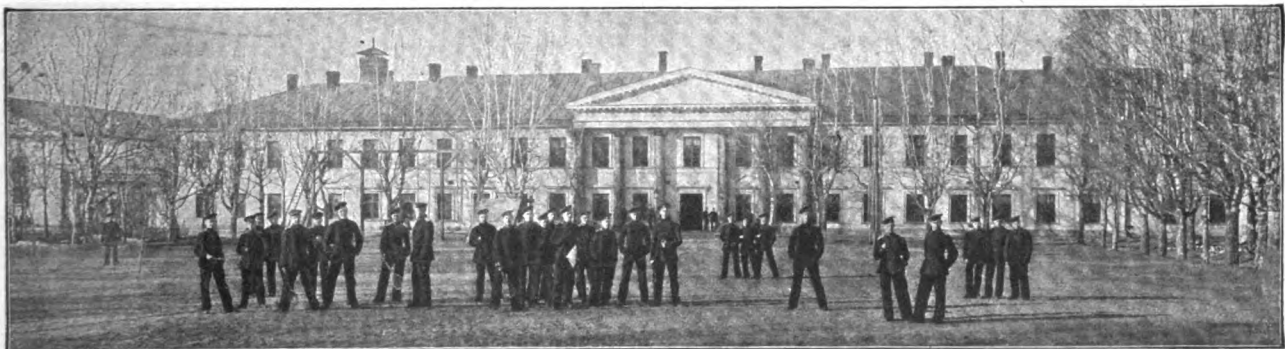
Der Marktplatz in Ålborg.

Im Land der weissen Nächte.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.

Wenn man jetzt, da von dem kleinen eisernen nordischen Völkchen der Finnen allgemein so viel die Rede ist, durch Finnlands ernst-schöne Gauen wandert und da und dort in den hübschen Dörfern oder auf einsamem, hoch über den Saimasee schauendem Gehöft die wettergebräunten Männer zu stillem Rat versammelt sieht im Schimmer der weissen Nacht, die niemandem den Schlaf vergönnt; wenn man ihre ernstesten Gesichter betrachtet, entschlossene Leidenschaft im Blick, wenn man im Fenster hin und wieder eine schwarzgekleidete Frauengestalt sieht, traurigen Angesichts, wenn man hört, es hätten sich, trotz einmaliger Aufschiebung der Aushebungen, doch wieder kaum 30 Prozent der Gestellungspflichtigen zum Dienst gestellt — dann wird einem schwül und schwer zu Sinn . . . Der Finnländer faßt die Zeiten, die er eben durchlebt, als sehr schwere auf und nimmt nicht leicht hin Stellung dazu, sondern mit tiefem Ernst. Was dabei besonders auffällt, ist die große Vaterlandsliebe und die Bewunderung für seine heimische Kultur. Wie sollte er auch anders sein? Wie ist alles in Finnland unter den denkbar schwierigsten historischen Umständen geworden, wie mühsam ist jeder Erfolg, jede Frucht den

ungünstigsten Verhältnissen abgerungen! Die Felder sind zum großen Teil auf dem Rücken im Sack zum Feldplateau, das Acker werden sollte, hinaufgetragen. Wieviel Jahrhunderte dauerte es, bis die suchenden Wurzeln der Föhre im Stein den lärglichen Nährboden fanden, bis die knorrigen, sturmgebeugten Bäume heranwuchsen und Wälder sich über das Felsen- und Seenland verbreiteten, bis dann Häuser und Boote gebaut wurden und der Fischer zum Ackerbauer wurde. Nun aber ist Finnland einer der ersten Kulturstaaten, Landwirtschaft und Industrie blühen, wie anderswo kaum, Architektur, Kunst und vor allem das Schulwesen stehen sehr hoch, Finnlands Gesetzgebung ist berühmt, besonders bei den Kriminalisten, seine politischen und anderweitigen Institutionen sind einheitlich und vorzüglich organisiert. Staunend steht man da. Ist es nicht wie ein Wunder in der Steinwüste gewachsen, dieses kleine Kulturland? Ja, man versteht die Liebe und Verehrung des Finnländers für sein Land. Es ist seinen schweren, großen Entwicklungsgang ruhig gegangen, auch unter der Herrschaft des russischen Reiches. Man spürt wahrlich eine echte und große Dankbarkeit loyaler



finnisches Kadettenkorps in Fredrikshamn.

Art noch rings im Land, zugleich aber hallt es wie ein schmerzlicher Seufzer über die lachenden Seen hin durch die finster rauschenden Wälder bis in die verschatteten Tiefen, wo die Sagen und Wunder wohnen, und der Schall moosdumpf verhallt . . .

Aber ist Finnland nicht wirklich das Land der nordischen Wunder? Da liegt hoch oben im Norden, am Torneåfluß, im Gouvernement Uleåborg, ein fels — „Uvasaga“ von den Alten benannt. Er ist nicht einmal so hoch, bloß 200 und einige Meter über dem Meerespiegel, aber wenn Mittsommernacht ist, dann versammelt sich viel Volks oben auf seiner Kuppe, um das große Wunder zu schauen, und spielt sonderbare Spiele, die von Urväterzeiten her dort oben gespielt worden, und Gesänge erklingen, worin manch alter Gott noch

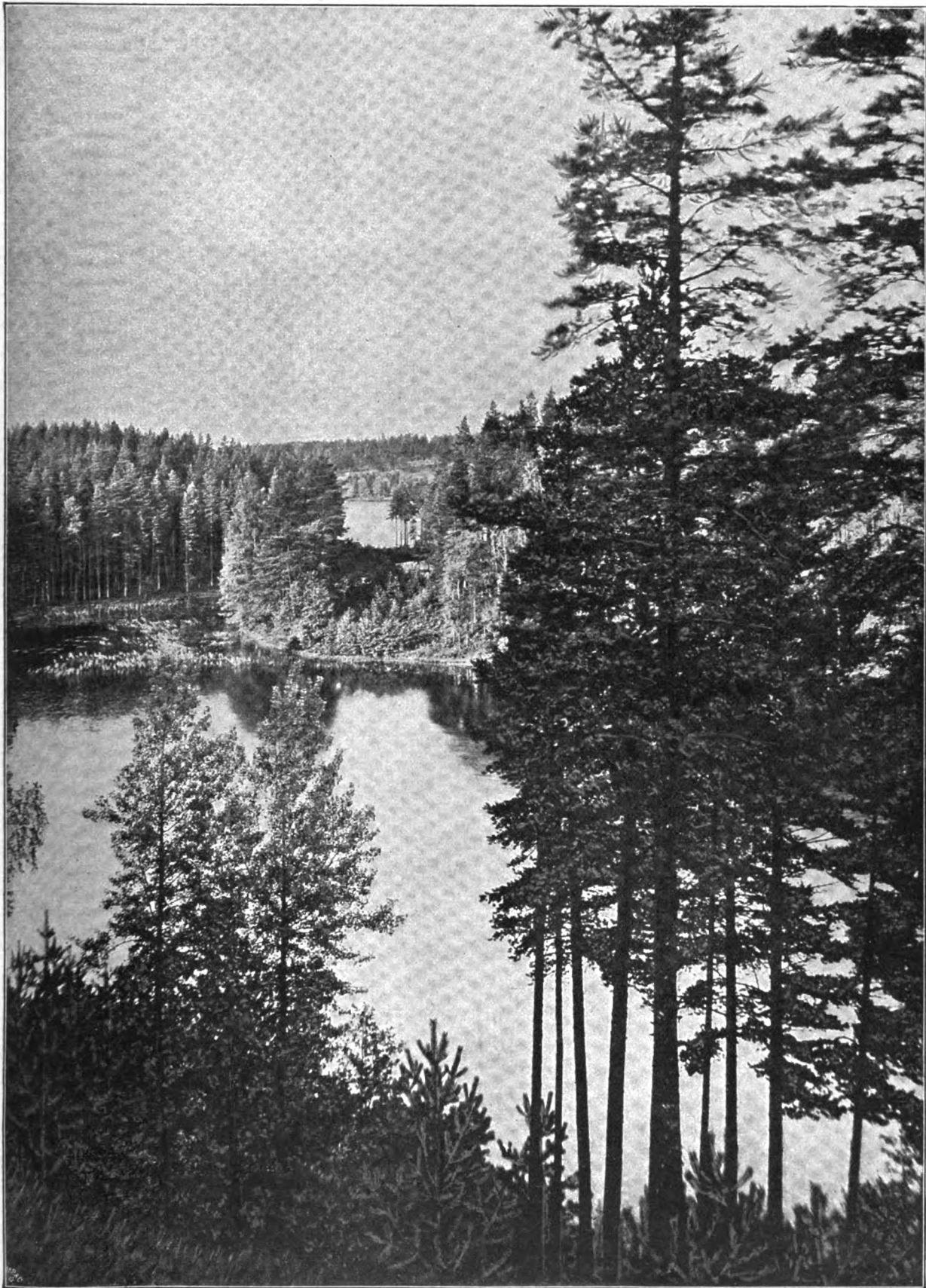
wichtig wie der Granit, vor allem ausdauernd wie seines Ackers magere Krume, aber auch reich in Frucht wie alles Schwergewordene ist der Finnländer. Und das finnische Volk ist eine Nation, gevrüst, gereift, eine starke, leistungs- und widerstandsfähige KulturNation. Und wie liebt der Finne sein Land, sein „suomi!“ Die Liebe ist einzig in ihrer Art — Germanentreue mit der leidenschaftlichen Zäugigkeit der Ugrotataren gemischt, wie wir sie an ihren Stammesbrüdern, den Ungarn, bewundern. Und wandern jetzt auch zahlreiche Finnen aus, besonders junge Männer, die nicht russische Soldaten werden wollen, da sie nicht mehr finnische sein können — aus dem Ausland fließen Gelder über Gelder in die finnischen Sparkassen für die zurückgebliebenen Eltern und Geschwister, der Zusammenhang zerreißt nie,



Der Imatra: Die größten Stromschnellen von Europa.

lebendig ist. Die Sonne aber scheint wahrhaftig still zu stehen. Sie geht nicht unter. Wenn sie herabgesunken ist in die blutroten, dunstigen Thäler des Horizonts, dann scheint sie zaudernd zu ruhen, als wäre sie des Wanderns müde, am Rand der kleinen Erde, während Spiel und Gesang laut werden — ein schauernd Erbeben geht leis durch die weiße Nacht — und mit verjüngtem Leuchten hebt die warme Sonne sich empor zu neuer Allmacht. Und wahrlich ein Gott der kleinen Erde! Und die Wunder der weißen Nacht werden alle Jahre lebendig! Der Finnländer glaubte eher, die Sonne sei einmal in dieser Nacht doch untergegangen, und unser All wäre gestorben, und die Welt wäre Finsternis geworden, als daß er an seiner Welt, an Finnlands Zukunft zweifeln könnte. Trotzig und unbeugsam wie die wetterfeste Fichte und zäh wie deren felsensprengende Wurzeln, hart und ge-

und sei er auch noch so lange fern gewesen, es kommt ein Tag, wo der Finnländer das in die Fremde mitgenommene Stück Heimat unverkauft und treu geborgen in seinem Herzen nach Hause zurückträgt. Und kehrt er zurück in sein heißgeliebtes »suomi«, so findet er die einst verlassene Heimat als wirkliche Heimat wieder vor. Wie sollte sich viel ändern, wo Felsen stehen? Und — das finnische Volk ist eine Nation und seines Landes Kind, in ihm gewachsen, seiner Art entsprechend geworden und stark geworden, mit ihm Eins. Der Imatra, jene urgewaltige Stromschnelle, deren Wasser in ewiger Unerlöschbarkeit durch das enge felsige Bett dahinstürmen, braust unverändert in die Tiefe, mit einer wilden Kraft, als gäbe es keine Macht der Erde, die er nicht in Splitter trümmern könnte, so daß man vor ihm in die Knie sinken muß. Das nationale Moment, wo es ungeboren und stark ist, ist auch Natur, auch eine solche,



Der Saimasee bei Punkaharju.

Photographische Aufnahme.

fest in sich beruhende, unerschütterliche Urkraft. Die alten grauen, wohlgepflegten Festungs- und Olasburgen aus dem Mittelalter stehen fest am blauen, lachenden Saimasee, zwischen seinen harten, graniternen Ufern, und hinauf in den Norden. Finnland hat nicht nur seine Geschichte, es hat auch Pietät und Tradition. Ist das Mauerwerk auch uralte, es ist nicht verwittert, es liegt nicht in Ruinen. Sage und Geschichte vererbten manch unzerstörbares Bollwerk von Generation zu Generation. Und die finnische Jugend weiß, was stark ist, und was finnisch und dem Finnländer heilig.

Liegt über dem schroffen Gestein der Skären und der Seeufer, über den weiten Fichtenwäldern, den Mooren und auch über den lieblichen, pappelbestandenen und birkenumgrüntem Inseln, wie Punkaharju eine ist, den stillen, friedlichen Waldwiesen, durch die das Elch seinen schmalen Pfad getreten, ein Schimmer von poeti-

scher Schwermut, von Resignation; ist es, als hörte man in dem dumpfen Waldesrauschen einen düsteren Männerfang von Enttäuschung und Entbehrung — an Kraft fehlt es nie und nirgends! Und sieht man die festgefügt sauberen Bauernhäuser neben den reichwogenden Kornfeldern, sieht man die schwerbeladenen finnländischen Kauffahrteischiffe ins Ausland dampfen und das bewusste Leben der Städte — dann weiß man, daß die Enttäuschungen zu Siegen geworden und daß Entbehrung und Kampf — reiche Frucht getragen haben. Man lernt es auf einer Wanderung durch den mitternächtigen Kulturstaat begreifen, daß dieses Volkes schweigsame, selbständige und vielgeprüfte Kraft nicht ohne weiteres zu Grunde gehen kann, weil etwas Urfestes, für alle Zeiten Bodenständiges in ihr liegt.

Man befehle doch dem Wildstrom Imatra, sein tausendjähriges Bett zu verlassen und sanft wie ein Wiesenbächlein dahinzuplättern!

S. 28ft.

Nacht am Meer.

Wie Purpur das Meer und wie Silber der Strand —
Auf wogender Brust eine schimmernde Hand.
Doch du irrtest, du kummergebietende Nacht,
Wie sonst nicht dein Kind, das zu Füßen dir wacht.

Denn wer wagte es, schwermutumschattetes Haupt,
Und hat deine Stirn seiner Krone beraubt?
Was verhüllst du, o Mutter, sage: vor wem? —
Dein Sternengeschmeide? — Dein Lichtdiadem?

Du schweigst. Und es schlafen die Lande ringsum.
Die Himmel sind leer und die Meere sind stumm.
Weiß gleisst nur der Strand wie ein silbernes Band:
Durch das Dunkel des Schweigens die grüßende Hand!

John Henry Mackay.

Gymnastik mit dem Handtuch.

Hierzu die photographischen Aufnahmen Seite 1363.

Die Abbildungen zeigen eine Verwendung des Handtuchs zur Vornahme körperlicher Übungen, die man dem Baden oder der Abwaschung folgen lassen kann. Die Wirkung wird dadurch besonders durchgreifend, daß die Übungen mit voller Willensäußerung ausgeführt werden müssen, indem die Hände das Tuch, das sie etwas über Armlänge voneinander entfernt gefaßt halten, durch festen Zug spannen, als wenn sie es zerreißten wollten. In der Ausgangsstellung und beim Zurückgehen wird das Tuch leicht gespannt. Bei der Einübung stellt man sich schräg zum Bild auf, die rechte Körperseite zu ihm hin.

Abb. 1. Stellung 1: Arme vorgehoben.

Abb. 2. Von der Stellung 1 aus Beugen der Arme und Heben der Fersen. Vorstrecken der Arme und Senken der Fersen. Diese beiden Bewegungen werden etwa zehnmal ausgeführt. Infolge der erzielten Dehnung des Brustkorbs eignet sich die Stellung 2 zum Tiefatmen (bei geschlossenem Mund).

Abb. 3. Von der Stellung 1 aus Vorspreizen des mäßig gebeugten linken Beins bis zum Berühren des Tuchs. Senken des linken und Vorspreizen des rechten Beins.

Abb. 4. Von der Stellung 1 aus Seitspreizen des linken Beins und Seitschwingen der Arme nach links. Senken des Beins und Vorschwingen der Arme (Stellung 1). Darauf entsprechend die Übung rechtshin und Wiederholung wie bei Abb. 3.

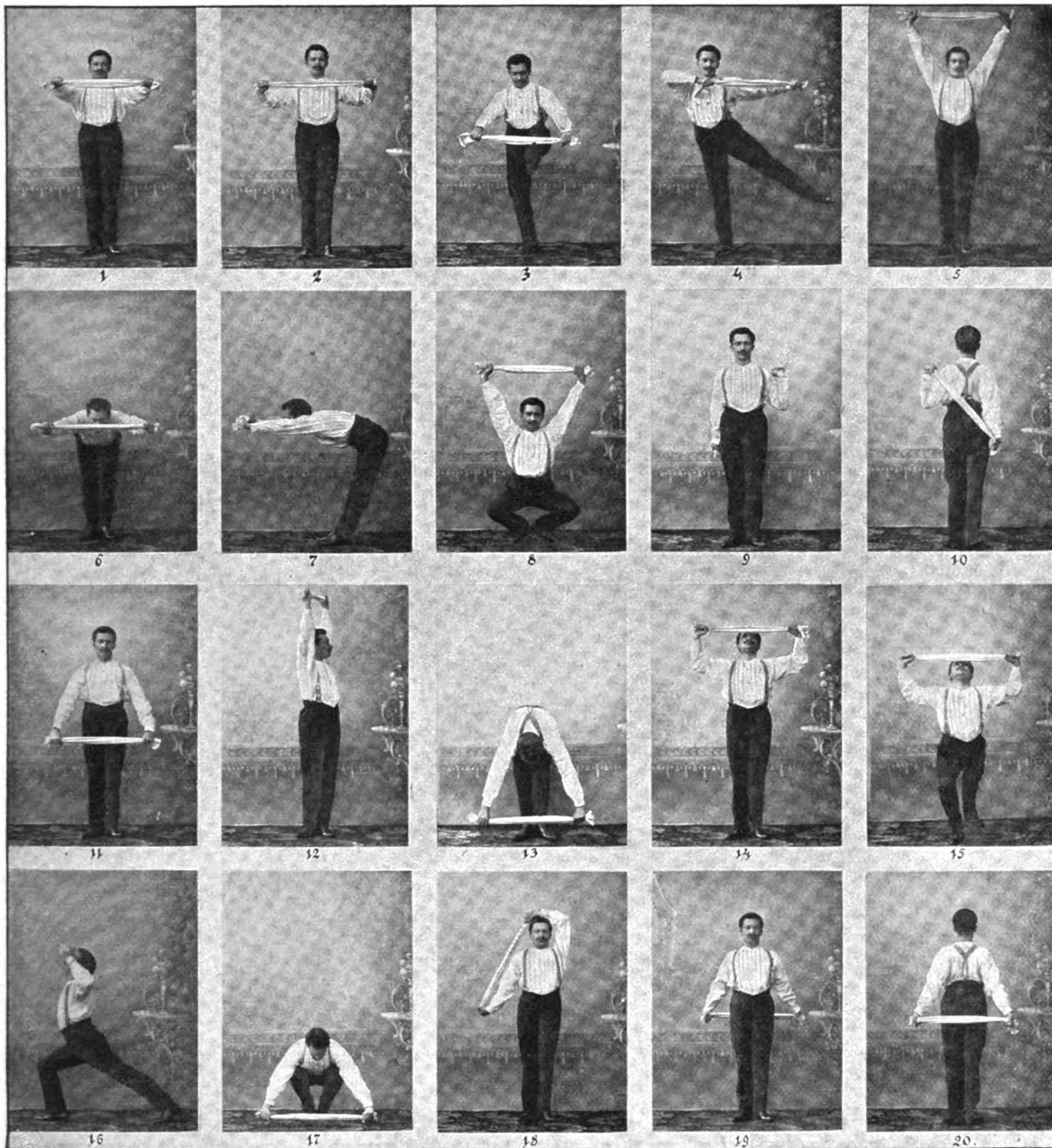
Abb. 5. Stellung 5: Arme hochgehoben.

Abb. 6 und 7: Von der Stellung 5 aus wird der Rumpf durch Beugung im Hüftgelenk möglichst gestreckt vorwärts geneigt. Arme und Rumpf wagerecht, der Kopf etwas zurückgedrückt, die Körperlast ruht auf den Fersen.

Abb. 8. Von der Stellung 5 aus Beugen und Strecken der Knie bei hochgehobenen Armen und aufrecht gehaltenem Oberkörper.

Abb. 9 und 10. Von der Stellung 5 aus Beugen des linken Arms und Seitwärtsfenken des gestreckten rechten. Das Tuch kommt schräg auf den Rücken. Die linke Hand zieht das obere Tuchende hinter den Oberarm. Dann werden die Arme hochgeschwungen, worauf der rechte Arm gebeugt und der linke gesenkt wird.

Abb. 11. Stellung 11: Arme gesenkt.



Gymnastische Übungen mit dem Handtuch.
Aufnahmen von Karl Schulz, Köln-Eindenthal.

Abb. 12. Von der Stellung 11 aus Linksdrehen des Rumpfes mit Vorwärtshochschwingen der Arme; die Füße bleiben fest. Auf dem gleichen Weg Schwingen der Arme mit Vorwärtsdrehen des Rumpfes.

Abb. 13. Von der Stellung 5 aus Rumpfbeugen vorwärts mit Tiefschwingen der Arme.

Abb. 14. Stellung 14: Tuch wagerecht vor der Stirn, Kopf und Ellenbogen zurück.

Abb. 15 und 16. Von der Stellung 14 aus weites Rückstellen des linken Fußes mit Zehenstand (Ferse gehoben) und Kniebeugen rechts.

Abb. 17. Von der Stellung 5 aus Schwingen der Arme mit Vorbeugen des Rumpfes und tiefem Beugen der Knie vorwärts tief. Die Füße bleiben mit voller Sohle auf dem

Boden, die Arme legen sich gegen die Kniee, und das Tuch ist möglichst weit vor den Füßen dem Boden nahe.

Abb. 18, 19 und 20. Von der Stellung 11 aus wird der linke Arm gebeugt über den Kopf gehoben (Abb. 18) zum Ueberheben des Tuches rückwärts in die tiefe Haltung wagerecht hinter dem Rücken (Bild 19 und 20). Der rechte Arm bleibt gestreckt. Das Ueberheben vorwärts geschieht mit Beugen des rechten Armes, der linke bleibt gestreckt. Nach etwa fünfmaliger Ausführung dieser Übung beginnt der rechte Arm mit dem Ueberheben rückwärts, und der linke hebt vorwärts über. Schließlich bleibt das Tuch hinter dem Rücken zum Ueberheben, das durch Auf- und Abgehen unterbrochen werden kann. Zuletzt läßt eine Hand das Tuch los.

H. Köhlmüller.

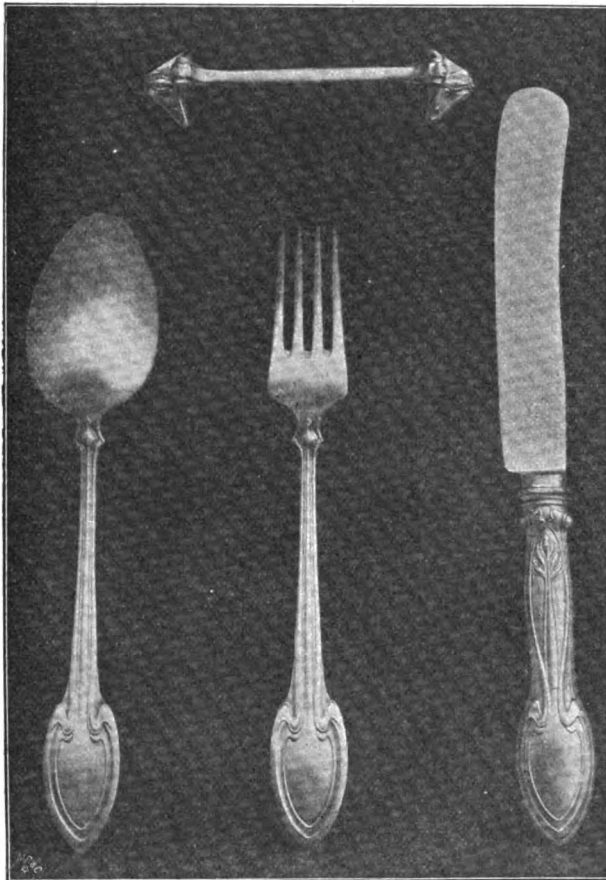


Pfeffer- und Salzgefäß.

Blumenschälchen.

Eierbecher und Flaschenteller.

Zigarrenbecher.



Silbernes Besteck.

Neues Tischgerät.

Hierzu 3 Aufnahmen von W. van Velden, Berlin.

Wie alljährlich, so hat auch in diesem Jahr die Große Berliner Kunstausstellung der angewandten Kunst, den verschönernden und verfeinernden Mitteln unseres Lebens und Arbeitens einen nicht unbedeutenden Platz eingeräumt. Unsere einheitliche Stimmung verlangt nicht nur Kunstwerke im Großen und künstlerische Leistungen, die der Augenblick genießt, wir wollen unsere gesamte Tätigkeit, unser Wirken und Suchen ringsum anfallen und umgeben mit gleichwertigen Schöpfungen, die in Linie, Form, Farbe und Ton sich harmonisch unserer individuellen Persönlichkeit anpassen. So werden Haus und Zimmer, Möbel und Gerät Kunstleistungen, die künstlerisches Zeugnis ablegen von dem Geschmack seines Besitzers. Diese erfreuliche Anwendung der Kunst geht immer mehr ins Kleine, ins Einzelne. Wir bringen hier neues Tischgerät, das sich in seiner Eigenart gewiß die Liebe des aufmerksamen Beschauers erwerben wird. Aber man muß sich hineinschauen in diese Kleinkunstarbeiten, die von Hermann Friling geschaffen worden sind, hineinschauen etwa wie in ein neues Bild, in ein Porträt, um die harmonische Verbindung von praktischer Verwertung und künstlerischer Verarbeitung erkennen und anerkennen zu können. Die Blumenschale, die Eierbecher und Flaschenteller, der Zigarrenbecher und das Pfeffer- und Salzgefäß, die sämtlich in Edelmetall gearbeitet sind, fallen durch ihre sichere Stabilität und die einfachen praktischen Linien wohlthuend auf. Aber auch das in Silber angefertigte Kaffee- und Theegefäß und das schwere silberne Eßbesteck lassen nirgends praktische Verwendung und künstlerische Beherrschung des Materials vermissen; die Hauptsache in der angewandten Kunst ist hier beachtet: es ist alles motiviert, es fehlt jedes Ueberflüssige. Wer an diesem Merkmal festhält und so moderne Kleinkunstwerke betrachtet, wird bald ein Freund dieser edlen Bereicherung unseres künstlerischen Außenlebens und der Vertiefung auch unseres inneren Seins.



Kaffee- und Theegefäß aus Silber.

Im Herrenhaus von Luckmühlen.

Roman von

Marie Diers.

Schluss.

Ruth war wirklich blaß und zeigte einen abgesehenen Ausdruck. Herr von Pontow hatte sich also bei Tisch doch nicht über sie getäuscht. Ein paarmal ergriff ihn die Angst. Wenn es Hans Wilhelm nun wirklich Ernst damit wäre, daß er alle Gefühle für Ruth über Bord geworfen hätte? Am liebsten wäre er zu ihm gelaufen: Nimm sie doch, Junge, ich gebe sie dir ja. Mußt nicht gleich so rabiat sein und das Kind mit dem Bad ausschütten. Sie ist doch noch ganz dieselbe, nur ein bißchen reifer und ruhiger. Du sollst schon merken, was du an ihr bekommst. Solche Mädels wie meine Ruth sind nicht im Duzend zu haben!

Ganz dieselbe? Ach nein, das wußte Hans Wilhelm besser. Sie war durchaus nicht mehr dieselbe.

Damals war sie ein unbändiges Geschöpf gewesen, mit Feuer im Blut, in jeder Bewegung wild und edel wie ein raffiges, junges Tier.

Heute —? Konnte sie denn überhaupt noch lachen? Damals lachte sie funkenprühend, so selbstvergessen, so voll ansteckender Kraft.

Es ward ihr viel der Hof gemacht, besonders ihr Tischherr, der Artillerist, schien förmlich eifersüchtig bemüht. Sie war ja ein hübsches Mädchen. Hans Wilhelm hörte sie auch einmal lachen, aber es war nichts dahinter — keine Seele, die mitlachte.

Ihre Augen sahen nach durchlitterten Nächten aus. Auf ihrem ganzen Wesen lag die Reife des Schmerzes.

Sie sprachen miteinander und sahen sich an. Sie wußten beide, daß sie nicht mehr die alten waren.

Ruth dachte: er hat es völlig überwunden. Eine müde, unsäglich bange Traurigkeit schlich sich in ihr Herz.

Es war in seiner Unterhaltung kein Vermeiden alter Erinnerungen. Kein Sußen auf neuen Erlebnissen. Er knüpfte ruhig an Geschehenes an, als enthielte das längst keine Stacheln mehr.

Ruth wußte, daß er jetzt über alles im Klaren war. Vor fünf Minuten hatte es ihr der Vater im Vorbeigehen gesagt. Da hatte sie mit Zittern seiner Annäherung entgegengesehen.

Jetzt verstand sie ihn plötzlich so klar: er hatte gelitten und überwunden. So war er — so mußte er sein!

Dem Artillerieleutnant gefiel ihre Unterhaltung mit Dr. Hacke nicht. Aber er empfand es doch als unpassend, sich da hineinzudrängen. Die beiden kannten sich von früher her, hatten gewiß alte Beziehungen — dagegen war nichts einzuwenden!

„Haben Sie schon meine Schwester gesprochen?“ fragte Ruth.

„Gewiß. Sie ist eine leuchtende Illustration zu dem alten Lied:

„Und wann ist Lieb am tiefsten?
Wann sie am stillsten ist.“

Doch es ist eine alte Erfahrung, daß der Glücksbegriff des einen nicht in des andern Tasche paßt. Ich freue mich aber, daß dem braven Philipp ein so schönes Los in den Schoß fiel. Er schätzt es auch genügend, wie ich sehe.“

„Ja, er schätzt es,“ sagte Ruth. Dabei wußte sie kaum, was sie sprach. Ihre Augen gingen mit einem dunklen, schwermütigen Ausdruck an Hans Wilhelm vorbei.

In dem Augenblick trat Anna-Beate herzu, und er zog sich zurück.

XX.

Nun war die Taufe vorüber, jeder an seinen Ort zurückgekehrt, und alles war äußerlich wieder, wie es gewesen war.

Ein unfreundlicher Herbst ging in einen frühen Winter über.

Herr von Pontow brachte seine Tage in innerlichem Zerwürfnis hin. Es war also doch geschehen: diese Pflanze war mit der Wurzel ausgerissen!

Das alte, vergrämte Fräulein von Wolfgangs Taufdiner spukte durch seine Träume. Mit zäher Selbsteinigung forschte er beständig in Ruths Gesicht.

Wurde es nicht schon alt und schrumpelig? Zeigten sich um Augen und Mund nicht schon die bösen Fältchen?

Er wurde nervös in dieser immerwährenden Quälerei. Jeder Tag, der ins Land ging, verursachte ihm Alptrüben, denn jeder Tag brachte Ruth ja dem entsehrlichen Stadium jenes alten Fräuleins näher.

Manchmal brachte er es fertig, innerlich so recht von Herzen heraus auf Hans Wilhelm zu schelten. Das erleichterte ihn wie ein frisches Bad. Aber es hielt nicht vor. In nächster Stunde schon fing das Gewissen wieder an zu zwicken und zu bohren. Und er hatte niemand, der ihn mit klaren, festen Blicken ansah, die Sünden seiner Vergangenheit mit reifer Erkenntnis durchleuchtete, daß sie sich schwarz abhoben von der Helle dahinter, aber doch angreifbar, wie ein ehrlicher Feind.

Nein, so einen hatte Götz von Pontow nicht zur Hand. Er steckte schier hoffnungslos in den fürchterlichen Schlingpflanzen, und wenn er einen Arm frei hatte, saß er mit dem Fuß wieder darin.

Zu Ruth sagte er nichts von allem. Um Gottes willen, die auch noch aufmerksam machen! Aber er zerbrach sich den alten Kopf, was sie wohl dachte und wie sie innerlich zu Hans Wilhelm stände.

Den Kopf konnte er sich freilich lange zerbrechen. Ehe ein junges Frauenherz das ausplaudert, was es in solchen Dingen denkt, und noch dazu dem alten Papa, da lügt es lieber das Blaue vom Himmel herunter.

Allerdings, sie ging blaß einher und war von einer verräterisch stillen, etwas schwermütigen Freundlichkeit.

Aber sie suchte nicht zusammen, wenn sein Name genannt wurde, sie errötete nicht und hielt sogar etwaigen Gesprächen über ihn stand, die Böß von Pontow vorsichtig anzuschlagen wagte.

Nein, auf solches Anpochen durch die üblichen Hämmerchen und Klopfchen antwortet die junge Frauenseele nicht. Da kann sie so herb und kühl sein und alle Riegel vorschieben, wenig gestört durch das Hämmern da draußen.

Das müßte schon ein anderer Sturmwind sein, der diese Riegel von der Pforte reißt!

Aber der Sturmwind draußen schließt, und drinnen herrschte das große, wunderbare Schweigen.

Nur ein leises Regen in dem Schweigen, wie ein Wellenkräuseln im Morgenwind: die erste, tiefe Sehnsucht!

* * *

Der erste Schnee fiel. Schon im November war man eingeschnitten auf dem stillen Herrenhof.

„Ruschel,“ sagte der Vater. „Wollen wir uns nicht ein bißchen Lustigkeit ins Haus schaffen? Alte Bekannte einladen? Ins Theater fahren?“

Da lächelte ihn Ruth an. „Das laß nur hübsch bleiben, Papa! Dazu haben wir ja gar kein Geld.“

Aber nicht im Ton der Entsagung sprach sie das.

Ueber ihren Ausdruck dabei mußte Herr von Pontow lange nachsinnen. Es war überhaupt verwunderlich, wie gut er sich jetzt auf das Sinnen verstand. Früher — ach du lieber Gott!

Aber wenn man alt wird und das Rheuma in den Knochen sitzt und man die Pferde nicht mehr hat, dann verfällt man eben auf solche Beschäftigungen. Sie sind wenigstens geräuschlos und können in der warmen Stube abgemacht werden. Und allmählich wundert man sich, daß man früher ganz ohne so etwas auskommen konnte!

Es wäre auch vielleicht besser gewesen, man hätte es nicht so gut gekonnt!

Herr von Pontow grübelte über Ruths Ausdruck, als sie lächelnd die Gesellschaften ablehnte. Nein — ein Märtyrertum blickte nicht daraus hervor, aber auch keine offenkundige Geringschätzung.

Wenn einmal Besuch kam, zeigte Ruth dasselbe Gesicht. Sie sprach und that, was sie thun und sprechen mußte, es war nichts Auffallendes in ihrem Wesen. Aber Herr von Pontow spionierte doch zu genau: im Hintergrund ihrer Augen war eine Verträumtheit, eine Abwesenheit der Seele, die ihn ergriff.

Dabei verstand er seine Tochter gar nicht, stand heute wie gestern und alle Tage vor zugeschlossener Thür — ja, vor Rätseln.

Wenn die Welt um sie her ihr innerstes Interesse nicht mehr weckte, dann mußte es irgendwo festliegen. Das war die erste klare Schlussfolgerung. Die zweite: wenn es irgendwo festlag, muß es bei Hans Wilhelm sein. Das war schon ein etwas gewagter Sprung, aber er glaubte, ihn sich gestatten zu dürfen.

Nun aber fingen die Hasen und Wirrnisse an. Wenn sie Hans Wilhelm liebhat, muß sie doch wünschen, mit ihm vereint zu werden. Dafür lag aber nicht die geringste Andeutung vor. Etwaige Briefe hätte er be-

merkt, da er stets selbst die Posttasche öffnete. Und da keine derartige Aussicht vorlag, wäre es doch die einzige Konsequenz gewesen, daß sie Betrübniß gezeigt hätte.

Sie zeigte aber keine Betrübniß.

Das wollte Herrn von Pontow gar nicht in den Kopf. Er fing noch einmal von vorn an, stellte alle seine Betrachtungen wieder an und kam immer wieder auf seinen alten Schluß zurück: sie müßte sich grämen.

Aber sie gräme sich nicht.

Nein — Ruth gräme sich nicht!

Und doch ward die Sehnsucht in ihr stärker als das Rauschen des jungen Morgenwinds über dem Wasser. Sie ward so stark, daß sie oft in ihrer Einsamkeit die Hände hob — stammelnd: komm — — —

Aber es war kein Verzehren und Grämen, kein Kranken an unbefriedigten Gefühlen.

Es war das Strömen der Kraft, das sie zum erstenmal empfand. Das verhaltene Jauchzen dunkler, un- eingestandener Gewalten: er kommt ja! Er kommt ja doch!

* * *

Glitzernder Schnee in der Januarsonne. Heller, klingender Frost. Ruth war im Park, an der Flußmauer, wo hinaus der alte Gärtner ihr einen schmalen Pfad geschaufelt hatte. Von hier aus sah man weit über die Felder, über den gefrorenen Fluß, bis drüben an den Kiefernwald, dessen Zweige sich von der Schneelast bogen.

Solchen Ausblick mußte Ruth haben. Weit herum und weit hinaus!

Sie hatte ein weiches Tuch um ihre Schultern geschlungen. Ihr blaßes Gesicht rötete sich in der klaren Winterluft.

Ein Traum aus dieser Nacht wollte ihr nicht aus dem Sinn. Noch war das Traumlächeln in ihren Augen, die in das Weite schauten. —

Als sie Schritte hörte, wandte sie sich um. Da stand ihr Traum lebendig vor ihr.

Ein paar Schritte entfernt, unten vor den Stein- stufen, die auf die kleine Aussichtsveranda hinaufführten. Hans Wilhelm war in Mantel und weichem Filzhut.

Sein plötzliches Erscheinen setzte sie nicht in Erstaunen. Ihre Sehnsucht hatte ihn ja gerufen. Sie hatte ja längst — längst gewußt, daß er kommen würde.

Mit einem nachtwandlerischen Lächeln trat sie auf ihn zu. Sie stand oben an den Stufen, und er unten.

Er aber war nicht ruhig, wie sie es war. Und jetzt, bei ihrem Anschauen, als sie wirklich — wirklich vor ihm stand, nicht nur im Geist, nicht nur in der Erinnerung — da zerflogen, zerflatterten alle die grauen Nebelwände, die sich zwischen ihn und sie geschoben hatten.

Jählings breitete er die Arme aus — er wußte gar nicht, was er that.

Und sie — die Stufen hinunter — alle auf einmal — mit einem Sprung — mit einem einzigen, wortlosen Jubelruf — —

Es war kein Traum, er besaß sie. Er beugte sich über sie — „Ruth — ?“

Eine Frage. Die Qual von Monaten lebte darin noch einmal auf. Zum letztenmal.



Asta.

Umrauscht von Gärten, wo der Wind verloren Die Blüten streut auf unbetretne Pfade, Hoch hinter Mauern und verschlossnen Choren Ragt ein Palaß von Marmor wie ein Traum. Tief unten brüllt am steinernen Gestade Das dunkle Meer mit bergehohem Schaum.	Noch raubt der Rausch von unvergessnen Tagen, Die Du mir gönntest, meiner Jugend Nächte, Und meiner Wünsche Wogenstürme schlagen Wild auf, wild auf mit meergewalt'ger Macht, Du Marmorweib von fürstlichem Geschlechte, Nach Deiner Schönheit königlicher Pracht.
---	---

Ich ging mit Dir jasminumblühte Steige, Ein Abenteuer, den das Glück verwöhnte. Du warst so schön, — durch sommergrüne Zweige Brach von der Sonne ein verstreuter Strahl, Der Deine Stirn mit rotem Golde krönte, — Und ich war Dein, — Dein König und Gemahl.	Hörst Du mein Rufen? Duftend steht der Flieder. Kommst Du noch einmal die umblühten Pfade? Wann winkt vom Söller des Palaßes wieder Dein weißes Tuch? — Ich seh Dich noch im Traum, — Und stöhnend brüllt am steinernen Gestade Das dunkle Meer mit bergehohem Schaum.
--	--

Karl Vanhelsen.

Die Qual und die Frage: bist du's? Kann ich mir vertrauen? Kann ich solchem Schicksalspiel vertrauen — ?

Er schob seine Hand unter ihr Kinn und hob ihr Gesicht empor. Nicht mehr Traumwandleraugen waren es, die ihn grüßten.

O Gott im Himmel, nein! Wache, lebendige, strahlende Menschenaugen!

„Was sagst du dazu, daß ich kam?“ fragte er leise.

„Was — ich weiß nicht.“ Ein weiches Rot drängte sich in ihre Wangen. „Du mußtest ja.“

„Ich mußte —“

Er verstummte in Bewegung. O Weisheit, wie bist du so groß — und reichst doch nicht heran an die Größe dieses Vertrauens in geliebtestem Herzen.

„Ich habe dir hundert Briefe geschrieben und keinen abgeschickt,“ sagte er. „Im Grunde habe ich sie mir selbst alle geschrieben. Ich war so ein verrotteter Theoretiker, siehst du. Glaubte gar nicht mehr an meine eigenen Gefühle. War so wunderschön fertig mit allem. Es mußte mir erst bitter wehthun, ehe ich es begriff: das lebendige Leben läßt sich nicht foppen. Es ist da. Ruth, es ist da!“

Ruth hatte ihm mit halbem Lächeln zugehört. Verstand sie ihn überhaupt? In ihren Augen las er die lose Antwort: „Was ist das alles für dummes Zeug!“

„Dummes Zeug!“ jubelte er ihr nach. Er zog sie

an sich und küßte sie, im Schnee, den blauen Winterhimmel über sich.

„Und bist du nicht mehr die, die du warst, so bist du eben eine andere Ruth. Und auch ich bin ein anderer! Und es ist eine Lächerlichkeit — eine Lächerlichkeit, daß wir ohne einander leben wollten!“

„Ja — das geht ja gar nicht!“ rief Ruth aus vollem Herzen.

Er hatte sie nie küssen dürfen, als er am heißesten um sie gelitten hatte. War die brausende Wildheit dieser Jahre wieder in sein Blut zurückgekehrt?

„Komm, komm! Wir springen über die Mauer, ich mit dir. Keiner soll uns sehn. Feldein bis drüben an die Landstraße. Einst habe ich dich entführen wollen, nun thue ich es heute.“

Wie Flammen schlugen seine Worte über Ruths Herz. Sie hörte nichts, sie sah nichts, als nur ihn allein. Mit ihr im Arm sprang er die Stufen empor, dort — mit einem Satz, schnell wie ein Gedanke schwangen sie sich auf die Steinmauer und aufs freie Feld.

Mitten im tiefen Schnee blieben sie stehen. Sie sahen einander an, und plötzlich lachten sie beide. Ein seliges, glückshelles Lachen in Schnee und Sonne.

„Was sind wir zwei für Kinder!“ rief Ruth.

Da faßte Hans Wilhelm ihre beiden Hände und drückte sein Gesicht hinein. „Ich muß ja erst zur Vernunft kommen,“ murmelte er. „Ich bin ja wie ein Sinnloser —“

Schwieriger als das Herabspringen war das Wiederhinaufgelangen an der glatten Mauer. Hans Wilhelm mußte voraus und seine Braut an den Händen emporziehen. Es ging bei dem ersten Versuch.

„Ich habe ja Flügel!“ rief sie.

Der schmale, geschaukelte Pfad, der zum Haus führte, bot nicht Raum für sie beide. Hans Wilhelm wußte sich zu helfen. Er hob Ruth empor und trug sie, die mit beiden Händen seinen Nacken umschlang.

„Ich kann mein Glück noch tragen!“ rief er voller Uebermut. „Dann kann es noch nicht allzu schwer sein.“

* * *

Herr von Pontow gestattete keinem, anzunehmen, daß er ein Nachmittagschläfchen hielt.

Aber heute vormittag war er lange draußen gewesen. Der Schnee hatte ihn geblendet und ermüdet, da geriet heute sein verstohlenes Lehnstuhlschläfchen um ein paar Zoll tiefer. Er schreckte erst auf, als seine beiden Hände erfaßt wurden.

„Ach freilich! Es lohnt sich schon einzuschlafen, wenn man beim Erwachen solch liebliches Bild vor sich sieht.“

„Schodschwärenot!“ Ein herzenskräftiger Fluch aus der schönen Soldatenzeit war das erste, was ihm zwischen die Zähne fuhr. Aber wahrlich, die beiden leuchtenden Menichen vor ihm fühlten sich sehr wenig verflucht.

Man findet sich weit behender in das Gute, als in das Böse. Diese alte Erfahrung machte auch Götz von Pontow. Es war noch keine Stunde verstrichen, da schien ihm der Lauf der Dinge schon das Natürlichste von der Welt, und er begriff es kaum, daß er heute früh beim Aufstehen noch eine ganz andere Welt vor sich gehabt hätte.

Mit der Eingewöhnung in das Gute aber kommen gleich allerlei Tort und Verdruß.

„So, ihr lauft nun davon, und ich kann allein hier kleben!“ murrte er.

„Papa, du ziehst mit uns, natürlich!“ rief Ruth. Unsin! In das polnische Nest! Er wisse etwas viel Besseres: Hans Wilhelm solle die undankbare Schulmeisterei an den Nagel hängen und Landwirt werden. Dann könne er Luchmühlen kriegen.

Da sah Hans Wilhelm den Alten sonderlich an.

„Vater — ich bin von Herzen Schulmeister,“ sagte er. „Wenn ich mit meinen Dreißig noch nicht so eingewurzelt und bodenständig in meinem Beruf wäre, daß ich mich, wie man Handschuhe wechselt, davon trennen kann — so könnte kein ehrlicher Kerl und ich selbst nicht Respekt vor mir haben. Ich bleibe auch fürs erste in meinem sogenannten ‚polnischen Nest‘. Es ist nicht schön dort für Ruth, und ich machte es ihr gern hübscher. Aber —“

Er sagte nichts weiter, er sah Ruth nur an. Und sie biß die Zähne zusammen und erwiderte seinen Blick.

Herr von Pontow guckte mit schiefem Gesicht in sein Weinglas.

„Ach, schwagt doch nicht erst lange. Mit Liebesleuten ist ja kein Reden. Macht man, daß ihr mir bald aus dem Haus kommt.“

Da hing ihm Ruth lachend und weinend am Hals.

„Papa, du mußt mit! Ich will dich dabei haben, immer und immer!“

Na, das geht solchem alten Knasterbart schließlich doch noch ganz sachte ein.

„Na, na, nun laßt mich man. Ich besuch euch schon mal und die Anna-Beate auch und den kleinen putzigen Kerl, den Wolfgang. Muß mich als alter Großpapa doch noch auf die Socken machen. So das Jahr reihum und zwischenein in Luchmühlen. Und die Ferien bringt ihr hier zu, das wollte ich mir ausgebeten haben. Dann wird ja wohl das bißchen Leben noch immer anständig auszuhalten sein!“

Ende.

Was die Richter sagen.

Haftung für Erbschaftsschulden.

Wenn auch im heutigen Recht noch der Grundsatz gilt, daß mit einer Erbschaft auch die Schulden des Verstorbenen auf den Erben übergehen, so ist doch der Erbe nicht verpflichtet, persönlich für die Schulden einzutreten; er kann vielmehr regelmäßig, auch wenn er nach Ablauf von Jahren erst zur Bezahlung von Erbschaftsschulden aufgefordert wird, sich durch Herausgabe des Nachlasses von weiterer Haftung befreien.

Der Erbe, der mit der Regulierung des Nachlasses überhaupt nichts zu thun haben will, kann am gründlichsten immer noch dadurch von allen Weiterungen sich befreien, daß er die Erbschaft ausschlägt. Die Ausschlagung erfolgt gegenüber dem Nachlassgericht in öffentlich beglaubigter Form. Nachlassgericht ist das Amtsgericht, in dessen Bezirk der Erblasser seinen letzten Wohnsitz hatte. Die Ausschlagung ist aber nur wirksam, wenn sie erklärt wird vor Ablauf von sechs Wochen, seitdem der Erbe von dem Todesfall und von seiner Berufung — also z. B. durch Testament-Kenntnis erlangt hat.

Wer aus irgendwelchen Gründen nicht ausschlagen will, oder wer nicht mehr ausschlagen kann, führt die Beschränkung

seiner Haftung auf den Nachlaß dadurch herbei, daß er beim Gericht die Nachlaßverwaltung oder den Nachlaßkonkurs beantragt. In beiden Fällen wird die Regulierung des Nachlasses durch eine vom Gericht bestellte Person unter gerichtlicher Aufsicht bewirkt, und der Erbe erhält, was nach Bezahlung der Schulden übrig bleibt. Die Nachlaßverwaltung empfiehlt sich naturgemäß vorzugsweise für Fälle, in denen es zweifelhaft ist, ob der Nachlaß überschuldet ist oder nicht.

Sind mehrere Erben beteiligt, so können sie nur gemeinsam die Nachlaßverwaltung beantragen. Sobald sie die Erbschaft unter sich verteilt haben, ist der Antrag nicht mehr zulässig. Die Verwaltung kann auch auf Antrag eines Nachlassgläubigers angeordnet werden und zwar dann, wenn er mit Grund besorgt, daß seine Befriedigung gefährdet sei. Ist die Nachlaßverwaltung nicht zu erreichen, so kann jeder Erbe allein immer noch den Nachlaßkonkurs beantragen und so seine Haftung für die Nachlaßschulden auf den Nachlaß beschränken.

Der Erbe, der die Nachlaßschulden nicht bezahlen will, muß also häufig den Umfang der auf ihn übergegangenen Erbschaft darthun. Diesen Nachweis kann er sich am einfachsten ein für allemal sichern durch Inventarerrichtung, d. h. durch Einreichung eines Nachlaßverzeichnis bei dem

Nachlassgericht. Zu der Aufnahme des Inventars muß aber ein zuständiger Beamter oder Notar hinzugezogen werden, oder der Erbe muß die Ausnahme bei dem Nachlassgericht selbst beantragen. Auf Antrag eines Nachlassgläubigers muß das Nachlassgericht dem Erben eine Frist zur Errichtung des Inventars setzen. Wenn dies geschieht, so heißt es aufpassen. Denn wenn der Erbe die gesetzte Frist nicht einhält,

dann haftet er für alle Nachlassschulden unbeschränkt. Abgesehen von diesem Fall tritt die unbeschränkte Haftung sonst nur dann noch ein, wenn der Erbe absichtlich eine erhebliche Unrichtigkeit des Inventars herbeiführt oder wenn er die Errichtung bei dem Nachlassgericht beantragt hat und dann die Auskunft verweigert oder absichtlich in erheblichem, störendem Maß verzögert.

Knallsignale für Eisenbahnen.

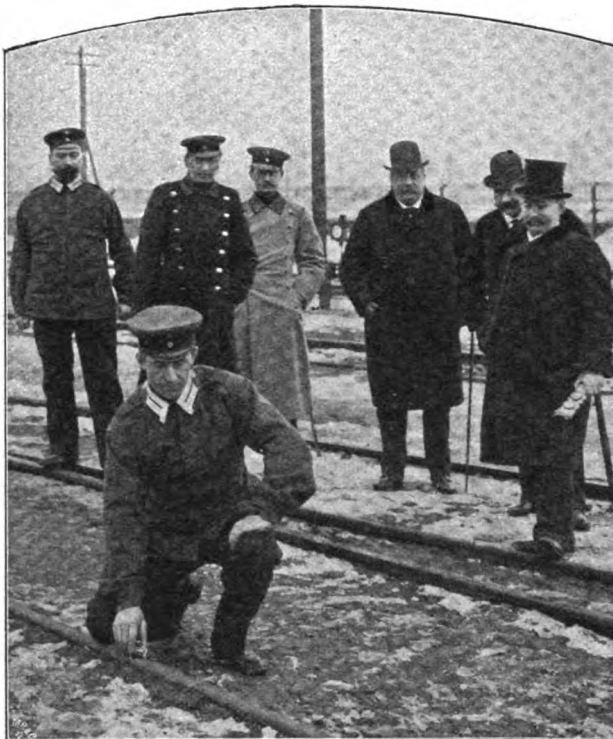
Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Zur Deckung eines auf offener Strecke oder vor der Einfahrt haltenden Zuges gegen Zusammenstöße mit dem auf dem gleichen Gleise befindlichen rollenden Material verwendet man sogenannte „Knallsignale“. Mit Knallpräparaten gefüllte Kapseln werden im geeigneten Moment auf der Schiene befestigt und beim Ueberfahren der Lokomotive vom Radtranz zermalmt und dadurch zur Entladung gebracht.

Die Entladung erfolgt unter einem mehr oder weniger starken Knall und entsprechender Bliglicht- und Rauchentwicklung.

Je stärker die Detonation, je intensiver die Bliglicht- und Rauchentwicklung dieses Streckensignals, um so zuverlässiger seine Wirkung auf die Hör- und Gesichtorgane des Lokomotivenpersonals.

Wer jemals Gelegenheit hatte, eine Fahrt auf der Lokomotive eines Schnellzugs mitzumachen, dem wird das nervenerschütternde Vibrieren, der betäubende Lärm auf dem Führerstand unvergeßlich bleiben, und



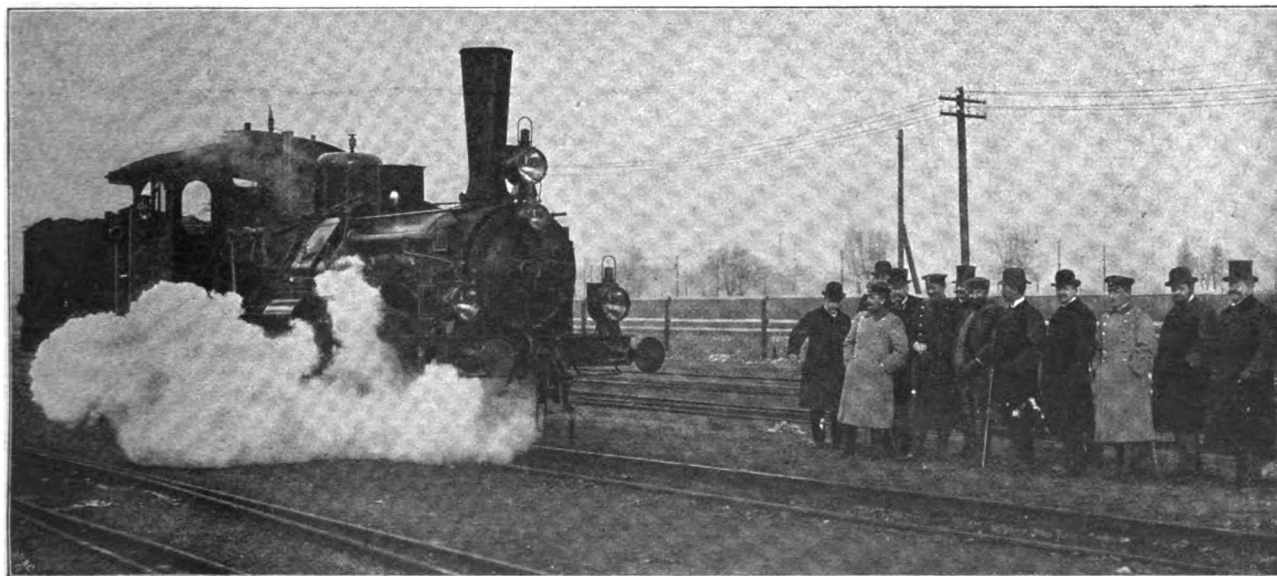
Befestigung der Patrone auf den Schienen.

jeder Sachmann wird den großen Wert eines niemals versagenden Knallsignals zu schätzen wissen. Die bisherigen Knallsignale zeigen aber noch viele Fehler, und die Eisenbahntechniker bemühen sich deshalb, dem Uebel durch ein „Patent“ abzuwehren. Einem jungen Franzosen ist es denn auch gelungen, eine Knallkapsel zu erfinden, die ungefähr das vereinigt, was der Sachmann verlangt.

Beim Vorführen dieser praktischen Alarmkapseln auf dem Übungsterrain der Betriebsabteilung der Eisenbahnbrigade wurde ein bedeutend schärferer Knall, ein größerer Fenerschein und eine intensivere Rauchentwicklung konstatiert als bei den sonst gebräuchlichen Knallsignalen; dazu Handlichkeit beim Befestigen auf den Schienen und kein Versager.

Man sollte nicht glauben, daß ein solches Ding von Etgröße so viel Spektakel macht und trotz der intensiven Explosion nicht schädigend oder zerstörend auf die Schienen wirkt.

2



Rauchentwicklung bei der Entladung der Patrone.
Hofphot. Ottomar Anshög, Berlin.



Steinlager zum Aufrichten des Deiches.

Der Uferschutz an der Nordseeküste.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Wie überall in der Natur ein Gehen und Werden beobachtet werden kann, so auch an den Meeresküsten der Nordsee. Die Geschichte lehrt, daß an der Westküste von Schleswig-Holstein z. B. die jetzt vorliegenden Inseln, wie Pellworm, Nordstrand, Amrum, Sylt u. a. früher mit dem Festlande verbunden waren, durch mächtige Sturmfluten aber abgerissen sind und

zerklüftet und zu zerreißen; auf unserm ersten Bilde sehen wir die Materialien lagern nebst Frühstück- und Vesperhütte der Arbeiter. Hierbei ist es interessant, daß die dort lagernden Steine in der Ostsee gefischt, mit kleineren Schiffen durch den Kaiser Wilhelmkanal nach der Nordsee geschafft und hier entladen werden, um, an Ort und Stelle gebracht,

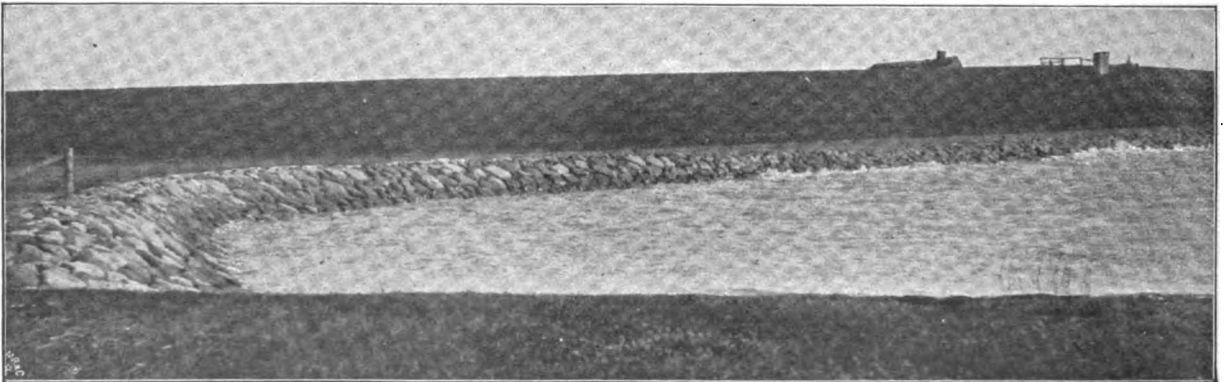


Die Steine werden dem Ufer vorgelegt.

jetzt isoliert in der Nordsee liegen, dem Mutterlande gewissermaßen als Wellenbrecher dienend. Der Küstenbewohner, der sich in stetem Kampf mit dem Meer befindet, hat deshalb sein Augenmerk darauf gerichtet, wenn auch nicht in allen Fällen dem Meer wieder Länderstrecken abzurufen, so doch das, was da ist, dem Mutterland zu erhalten. Zu diesem Zweck werden künstlich Dämme aufgeworfen, deren Seeseite durch vorgelagerte Steindecken vor dem Abbröckeln geschützt wird. Welle auf Welle nagt ja an dem Ufer, um es zu

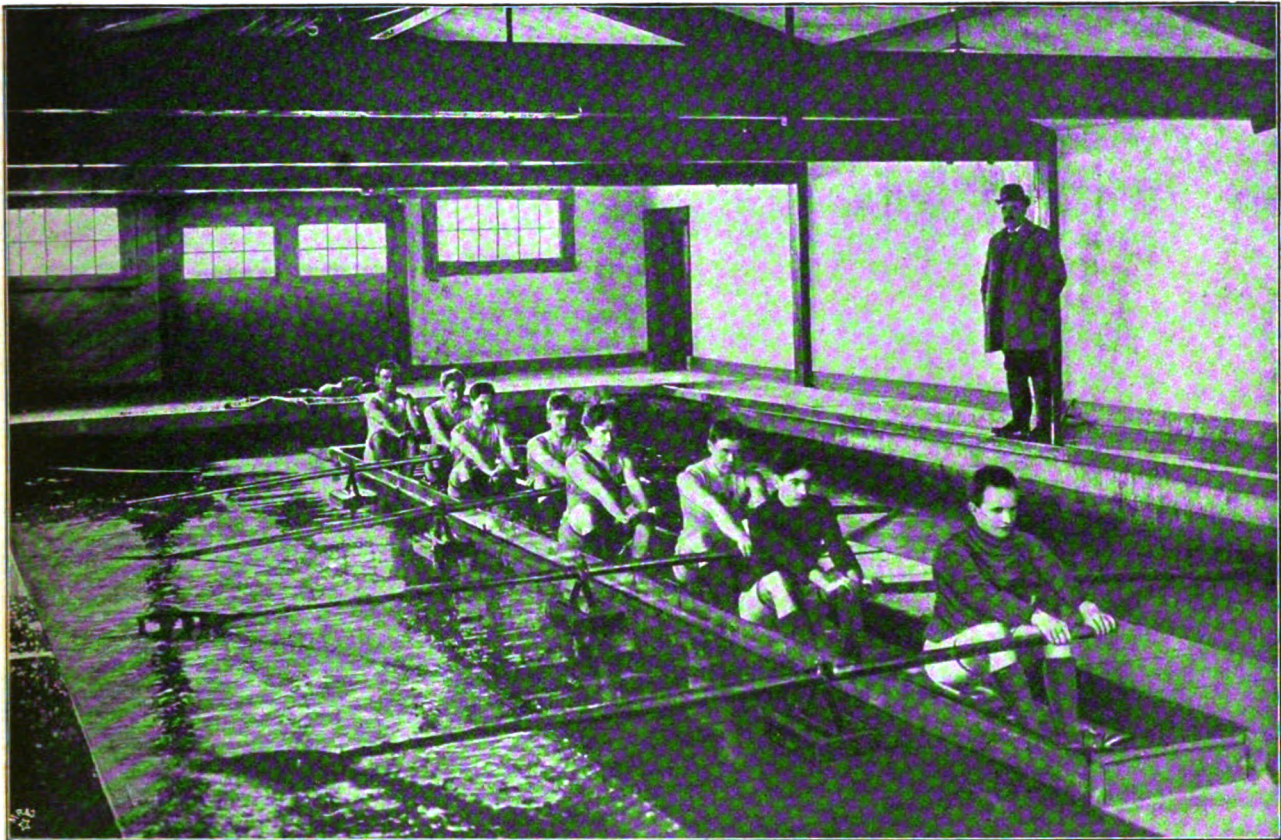
der brandenden und unterspülenden Nordsee ein gebieterisches Halt entgegenzurufen. Wie die Steine dem Ufer vorgelagert werden, zeigt das zweite Bild, wo mit Hammer und Hebestange ihnen die richtige Form und Lage gegeben wird. Das dritte Bild endlich zeigt einen vollendeten Seedeich mit vorgelegter fertiger Steindecke und bringt so recht klar zur Darstellung, wie die über das Hindernis scheinbar wütenden Wellen ohnmächtig an der Steindecke abprallen und zerfließen.

— n.

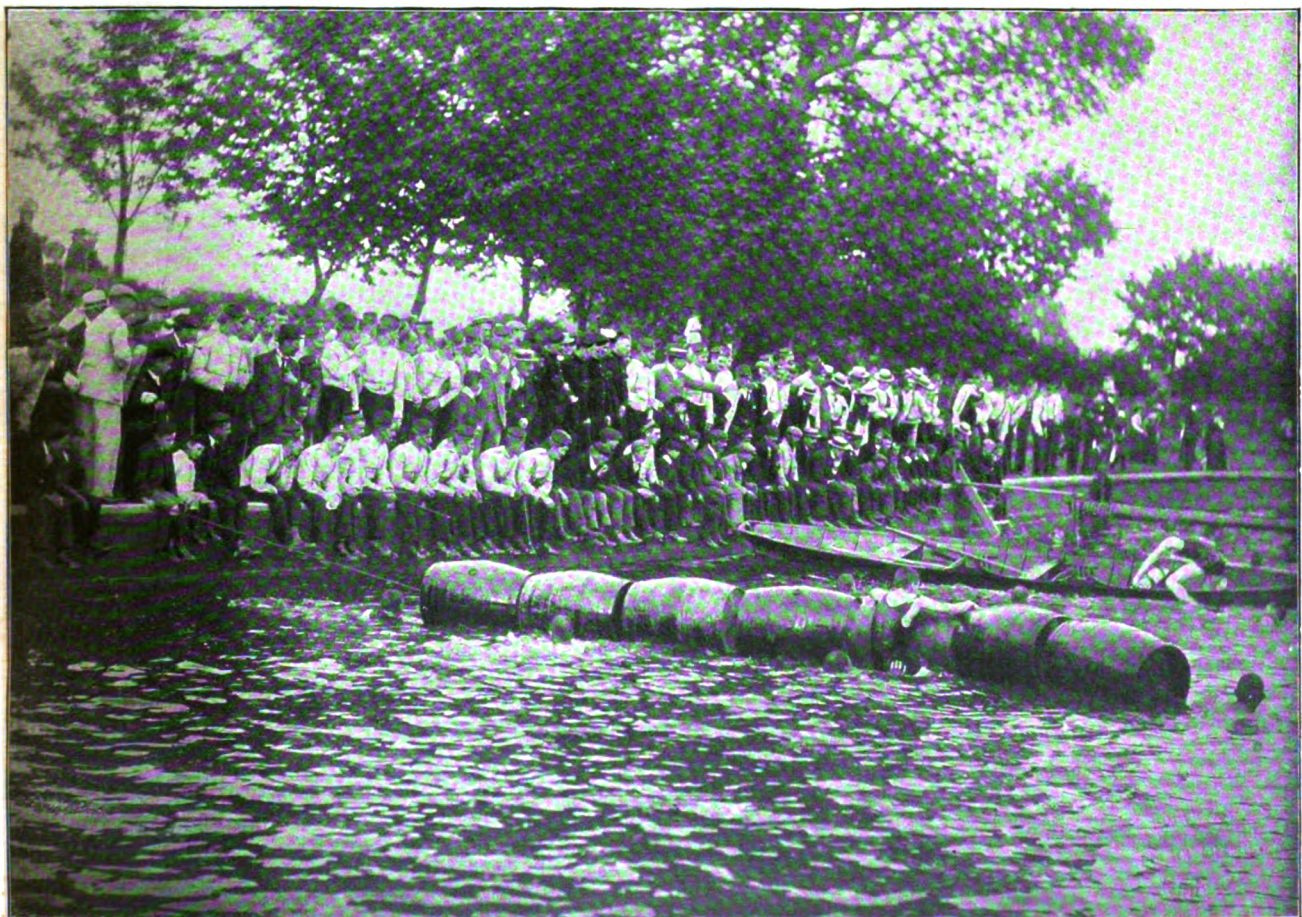


Ein fertiger Seedeich mit vorgelegter Steindecke.

Bilder aus aller Welt.



Wassersport in England: Ruderübungen vom festen Sitz aus.
Photographische Momentaufnahme.



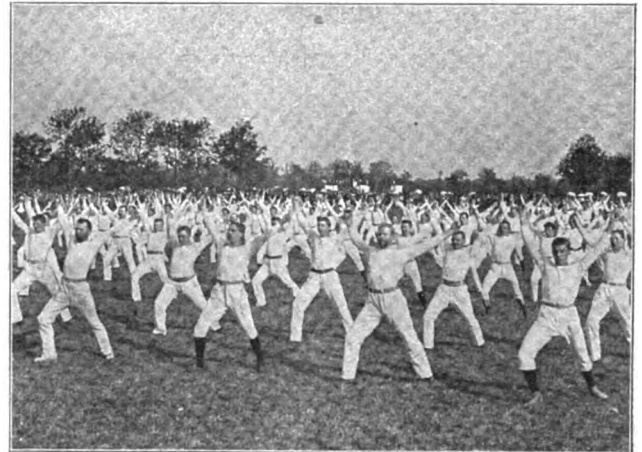
Wassersport in England: Wettschwimmen mit Hindernissen.
Momentaufnahme von Russell & Sons, Windsor.



Leben und Treiben auf dem Neumarkt am Festtag.



Mußerriegen der Athleten.

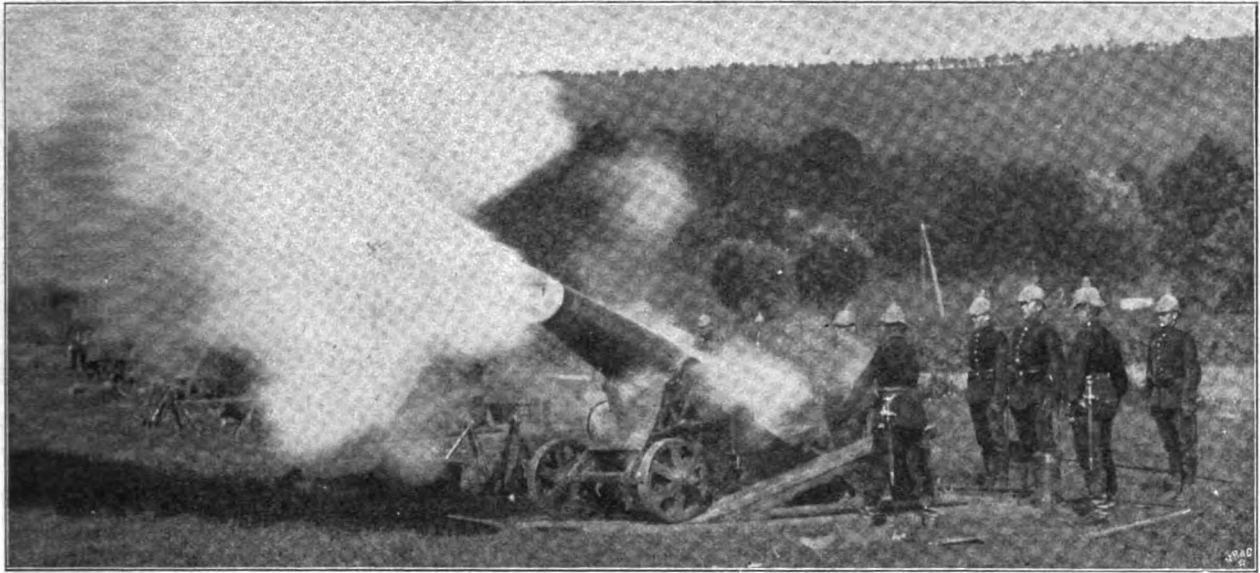


Reigenübungen der Turner.

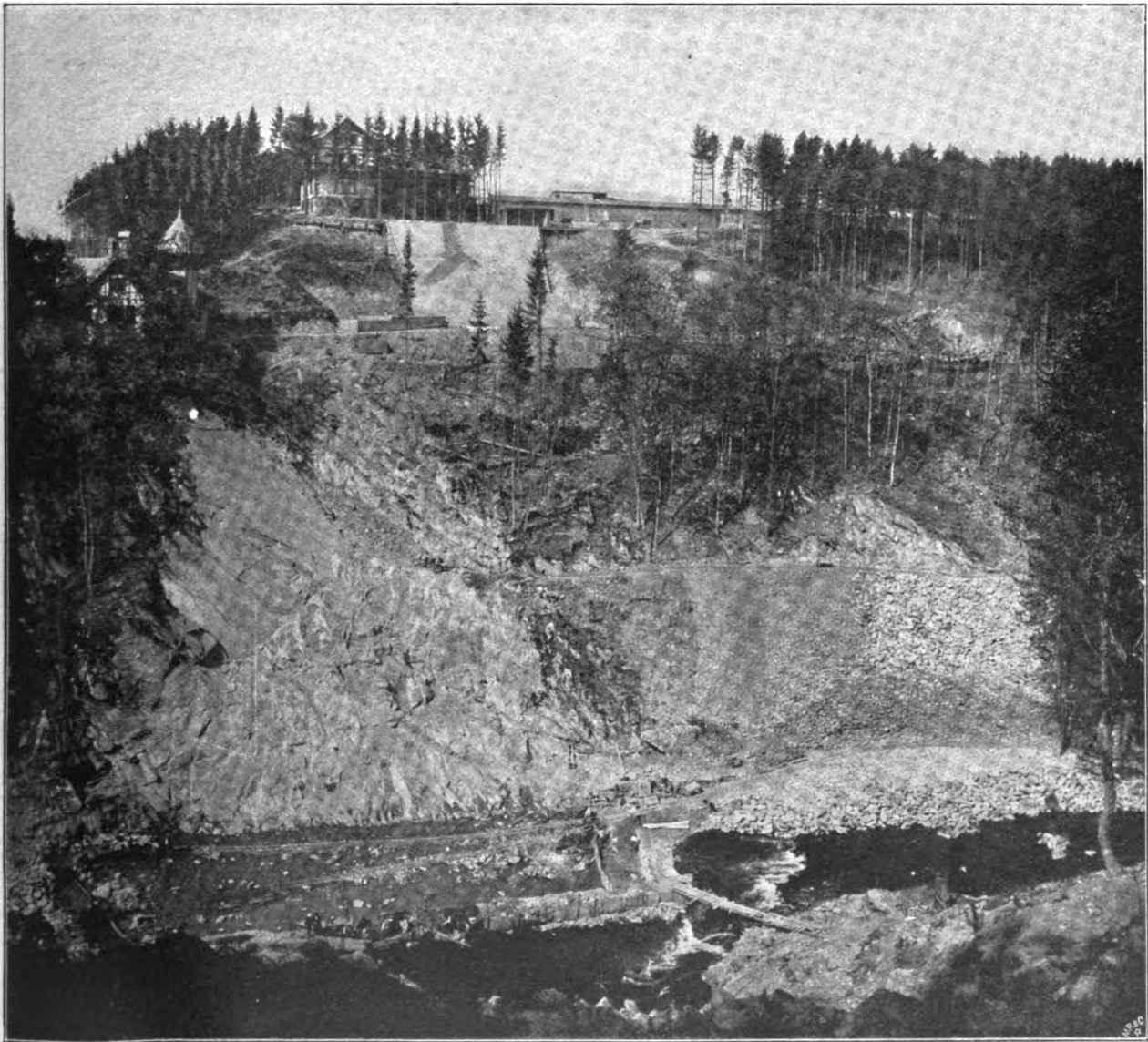
Bilder vom Vaterländischen Festspiel in Köln a. Rh.



Aus dem Hamburger Sportleben: Die Hülferregatta des „Norddeutschen Ruderbundes“.
Phot. Schaul, Hamburg.



Moderne fussartilleriegeschütze: 21 cm-Mörser in Thätigkeit.
Phot. Walter Jacobi, Alleg.



Die Queisthalperre bei Markliffa im Bau.
Phot. Eugen Seibt, Lauban.



Der Kaiserpreis
zum XX. Mitteldeutschen Bundeschießen
in Schönholz bei Berlin.



Baronin von Szupfen. Graf Paul Szapary, Präsident des Automobilklubs.
Die französischen Automobilisten in Budapest.
Phot. E. Brod, Budapest.



Ferien in Berlin:
Abreise der Ferienkolonisten nach den Ostseebädern.
Phot. G. Busse, Berlin.



Der Ehrenpreis des Kaisers
für das Lawn-Tennisturnier in Joppot.
Phot. W. Koreny, Joppot.

Schluss des redaktionellen Teils.



Odol-Ode!

Ich will ein Lied zu deinem Preise angen,
Und töndend soll es in die Weite klingen,
Odol!
Dem edlen Sänger frischen Mund verleihst du,
In Glanz und Reinheit Zahn und Gaumen weihst du,
Odol!
Auch Lipp' und Zunge spüren deinen Segen,
Von deinem Nass gestärkt zu freier'm Regen,
Odol!
Dem Atem gibst du keuschen Duft der Blume,
Was soll ich sagen noch zu deinem Ruhme,
Odol!
O mögst du jedem Menschenmund auf Erden
Ein Quell der Frische und Gesundheit werden,
Odol!

DIE WOCHE.

Nummer 30.

Berlin, den 26. Juli 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 30.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1375
Umichau	1375
Das Schiffungsfeld bei Hamburg.	1376
Jernipreden ohne Draht. Von Dr. Fritz Bernbard.	1377
Berliner Gäfte	1378
Das letzte Mal auf dem Martinsturm. Von Peter Rejgger.	1379
Die Toten der Woche	1380
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1383
Es war ein alter König. Von Rudolph Strag. (Fortsetzung)	1391
Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Von Ludwig Max Goldberger, Berlin. II.	1395
Eine königliche Forschungsreisende. Von Eugen Wolf (Rottmannsböh). (Mit 7 Abbildungen)	1399
Landunsmänder. Militärische Skizze von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D. (Mit 5 Abbildungen)	1402
Kinderfeste im Freien. Von D. Goebeler. (Mit 7 Abbildungen)	1405
Die Kapuzinerchen. Skizze von Käthe Schirmacher, Paris	1407
Gartenruh. Gedicht von Thaisilo von Scheffer	1409
Patentmodelle. Aus der Kumpfkammer der Erfindungen von H. Ostler Klaußmann. (Mit 6 Abbildungen)	1410
Die größte Taubenfarm der Welt. (Mit 2 Abbildungen)	1412
Moderne Gürtelschnallen. Von Dr. H. Pudor. (Mit 5 Abbildungen)	1414
Von Berlin nach Sorrent im Automobil. Von Otto Julius Bierbaum.	1415
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1419

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptredaktion Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungspreisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Oberrnstr. 29; **Breslau**, Schweidnigerstr. Ede Karstr. 1; **Cassel**, Obere Königsstr. 27; **Chemnitz**, Innere Johannisstr. 6; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Elberfeld**, Herzogstraße 38; **Essen a. Rh.**, Limbederplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9; Ede Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstraße 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holtenauerstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hobeistraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breitenweg 184; **München**, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); **Nürnberg**, Lorenzstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königsstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

17. Juli.

Chamberlain nimmt zum erstenmal seit seiner Erkrankung wieder am Kabinettsrat teil.

In den Kohlengruben in Norfolkshire bricht ein Ausstand der jungen Hilfsarbeiter aus.

König Viktor Emanuel reist nach fünftägigem Besuch beim Zaren von Peterhof wieder ab.

In Brüssel wird ein panarmenischer Kongreß eröffnet.

18. Juli.

In dem Prozeß wegen des Zusammenbruchs der Spielhagbank wird der Hauptangeklagte Eduard Sanden zu sechs Jahren Gefängnis und 15000 Mark Geldstrafe verurteilt. Die übrigen Angeklagten erhalten kleinere Geld- und kürzere Gefängnisstrafen, die durch die Untersuchungshaft verbüßt sind.

Aus Sansibar wird der Tod des Sultans Hamud gemeldet. Amtlich wird mitgeteilt, daß die abgekürzte Krönungsfeier in London auf Befehl des Königs am 9. August stattfinden soll.

19. Juli.

Die Hamburger Zimmerleute beschließen nach achtwöchigem Ausstand die Arbeit unter den alten Bedingungen wieder aufzunehmen.

König Leopold von Belgien stattet in der Bucht von Solent dem König Eduard an Bord der Yacht „Victoria and Albert“ einen halbstündigen Besuch ab.

20. Juli.

Auf der Unterelbe in der Nähe von Blankenese geht der von einer Vergnügungsfahrt heimkehrende Dampfer „Primus“ infolge einer Kollision mit dem Schleppdampfer der Amerika-Linie „Hansa“ zu Grunde. Bei der Katastrophe finden über hundert Personen den Tod.

21. Juli.

In Hessen wird ein Regenschaftsgesetz publiziert, durch das die eventuelle Chronfolge des Landgrafen Alexander Friedrich im Großherzogtum festgestellt wird.

Im „Reichsanzeiger“ wird ein Gesetzentwurf betreffend das Urheberrecht an Werken der Photographie zum Abdruck gebracht, der den Bundesregierungen zur Prüfung unterbreitet worden ist.

22. Juli.

Der aus der Zeit des Kulturkampfes bekannte ehemalige Erzbischof von Posen-Gnesen, Kardinal Ledochowski, stirbt in Rom infolge eines Schlaganfalls.

In der Solltariffkommission des Reichstags treten Meinungsverschiedenheiten unter den Vertretern der Regierung zu Tage. Graf Posadowsky warnt eindringlich vor Ueberspannung der Fülle und vor Gefährdung des Tarifs durch Weltendmachung von Einzelwünschen und Lokalinteressen.

Die Behörden in Kap Haitien teilen den Konsuln mit, daß sie angeichts der Revolution für die Sicherheit der Fremden nicht mehr einstehen können.

23. Juli.

In Oesterreich ruft ein Erlaß des Ministerpräsidenten zur Bekämpfung der Tuberkulose, der sehr strenge Maßnahmen fordert, große Aufregung hervor.

Aus Dresden wird gemeldet, daß König Georg von Sachsen an Lungenentzündung schwer erkrankt ist.



Umichau.

Die Erinnerung an die Zeiten des Kulturkampfes in Deutschland wird wachgerufen durch die Meldung vom Tod des Kardinals Ledochowski (s. Porträt auf nächster Seite) in Rom. War er doch einer der entschiedensten Kämpfer gegen die Maigesetze, der lieber ins Gefängnis ging, als daß er von dem Widerstand, den er für recht hielt, abgelassen hätte. Fürst Bismarck selbst hatte ihn im Jahr 1866 als Erzbischof für Posen-Gnesen in Vorschlag gebracht als die geeignetste Persönlichkeit, um die durch den russisch-polnischen Aufstand unter den Polen hervorgerufene Erregung zu besänftigen. Ledochowski hat die ihm zuge dachte Aufgabe glänzend gelöst, trat aber in scharfer Opposition gegen die Regierung, als diese es ablehnte, Schritte zur Aufrechterhaltung der weltlichen Herrschaft des Papstes zu thun. Man muß es Ledochowski lassen, daß er, so leidenschaftlich er auch kämpfte, dies nicht um des Kampfes, sondern um der Sache willen that, und daß er sich treu geblieben ist. Mit der gleichen Energie, mit der er einst gegen die Maigesetze opponierte, nahm er neuerdings gegen den „Kulturkampf“ Stellung, der zur Zeit in Frankreich die Gemüter erhitzt. Ledochowski, der am 22. Oktober 1822 in Klimontow bei Sandomir geboren wurde, erhielt 1845 die Priesterweihe und stieg, getragen von der Günst des Papstes Pius IX., schnell zu hohen Stellungen empor. Während der zweijährigen Haft, die er im Gefängnis zu Ostrowo



Kardinal Ledochowski †

verbüßte, wurde er 1875 zum Kardinal ernannt, und nach seiner Freilassung ging er nach Rom, wo er zuletzt als Leiter der Propaganda fidei wirkte. Mit den deutschen Zuständen hatte er sich längst ausgeöhnt.

In der Solltariffkommission ist es, nachdem eine Zeitlang Ruhe geherrscht hat, neuerdings wieder zu erregten Zwischenfällen gekommen, die für das Ergebnis der Arbeiten bedenklicher erscheinen als alle früheren. Denn während bisher zu leidenschaftlichen Auseinandersetzungen nur Meinungsverschiedenheiten zwischen den verschiedenen Parteien untereinander,

oder zwischen diesen und der Regierung, gelegentlich auch Gegensätze zwischen Mitgliedern der Kommission und ihrem Präsidenten den Anlaß boten, sind jetzt Divergenzen zwischen den Vertretern der einzelnen Regierungen zu Tage getreten. Das Recht jedes Bundesstaates, seine von der Mehrheit des Bundesrats abweichende Meinung zum Ausdruck zu bringen, ist durch die Verfassung gewährleistet; aber es ist immerhin auffallend, wenn von diesem Recht bei einer so hart umstrittenen, in alle Verhältnisse tief einschneidenden Vorlage Gebrauch gemacht wird, die sich als das mühsam zu stande gebrachte Ergebnis eines Kompromisses unter den Bundesstaaten darstellt. Es ist begreiflich, daß der sonst so ruhig und sachlich verhandelnde Staatssekretär des Innern, Graf Posadowsky, nervös wurde, als sich herausstellte, daß gewisse Abänderungsanträge zum Tarif unter dem Einfluß einzelner Regierungen eingebracht waren, und als gar von ihm bekämpfte Amendements von andern Bevollmächtigten befürwortet wurden. Unrichtig ist zwar eine in die Presse gelangte Darstellung, nach der er gesagt haben soll, er glaube, daß der Tarif niemals zu stande kommen werde, aber er hat von der Gefährdung des Kompromisses durch Geltendmachung von Einzelwünschen und Lokalinteressen gesprochen und dabei Wendungen gebraucht, die hier und da die Auffassung erwecken konnten, daß er an einem ersprießlichen Resultat der Beratungen zu zweifeln anfangen.

In Bayern haben sich die innerpolitischen Gegensätze in folgenswerer Weise zugespitzt. Der Kultusminister von Landmann wird von seinem Urlaub nicht mehr in sein Amt zurückkehren, das ist nach den vom Ministerpräsidenten in der Kammer abgegebenen Erklärungen als Tatsache zu betrachten. Zwar hat Graf Crailsheim versichert, daß für den Rücktritt lediglich Gesundheitsrücksichten maßgebend seien, daß die Kollegen den Kultusminister nicht hätten fallen lassen, daß er keineswegs dem ihm von der liberalen Minderheit aus Anlaß seines Konflikts mit den Würzburger Professoren erteilten Mißtrauensvotum weiche, aber das die Mehrheit bildende Zentrum hat sich nicht überzeugen lassen. Es verharret bei der Auffassung, daß Herr von Landmann dem Liberalismus geopfert worden sei und zieht daraus die politischen Konsequenzen, indem es gerade im Etat des Kultusministeriums bedeutende Abstriche macht. Mehrere Forderungen, die im Interesse der Kunstentwicklung in München gestellt waren und die unter andern Verhältnissen wohl Annahme gefunden hätten, sind abgelehnt worden. Die Lage erhält eine bedeutende Verschärfung noch dadurch, daß in weiteren Kreisen die Meinung herrscht, die Opposition der Kammermehrheit richte ihre Spitze offenbar gegen den Prinzregenten persönlich.



Das Schiffsunglück bei Hamburg.

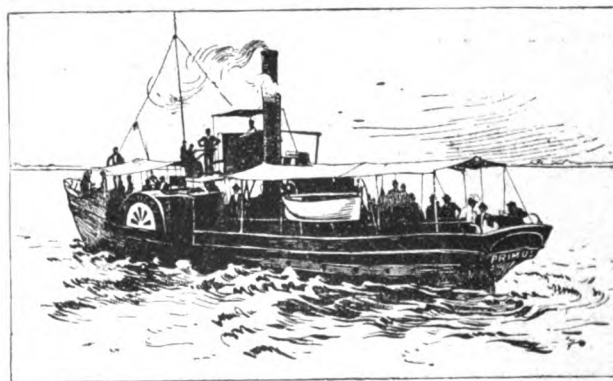
Das banale und hilflose Sprichwort, daß ein Unglück selten allein kommt, hat wieder einmal recht behalten. Kaum ist die Leiche des Kommandanten von S 42 zur ewigen Ruhe bestattet, da versinkt der Dampfer „Primus“ in den Fluten der Elbe und mit ihm über hundert Menschenleben.



Die Unglücksstelle.

Der Punkt + bedeutet die Stelle, wo der Dampfer „Primus“ (P) mit Dampfer „Hansa“ (H) zusammenstieß.

Was ist die Ursache dieser großen Zahl schwerer Unglücksfälle auf dem Wasser? Wir sind so stolz auf unsere Zeit mit ihren technischen Errungenschaften, die uns gegen frühere Zeiten eine ungeahnte Unabhängigkeit von den elementaren Einflüssen haben erreichen lassen. Es mag ja richtig sein, daß weniger Schiffe als früher, zur Zeit der Segel, durch Stürme untergehen, ohne Zweifel aber sind Schiffsverluste infolge von Kollisionen viel zahlreicher geworden. Die stets wachsende Geschwindigkeit der Schiffe, die Unrast überhaupt unserer Tage mit ihrem „Time is money“ hat die Gedanken an die Sicherheit der Menschenleben erheblich hinter den materiellen Rücksichten zurücktreten lassen; das klingt hart, läßt sich aber leider nicht anders ausdrücken. Halten wir uns an die beiden letzten konkreten Fälle, deren beider Schauplatz das vielbefahrene Gewässer der Elbe war. In beiden Fällen waren die äußeren Umstände völlig normal, so daß in ihnen nicht der Schimmer einer Gefahr gesucht werden konnte. Es hat auch kein Versagen des Steuerruders im letzten Augenblick oder Aehnliches stattgefunden, so daß also als unmittelbare Ursache persönliche Fehler und unrichtige Handlungen der Schiffsführer übrigbleiben. Ein Moment der Unentschlossenheit, ein falscher Entschluß, ein augenblickliches Außerachtlassen der zahlreichen Vorschriften, die den gewaltigen Verkehr auf einer so belebten und engen Fahrstraße regeln — ein Augenblick nervöser Abspannung — und das Unglück ist da.



Der in Grund gebohrte Dampfer „Primus“.

Der Schuldige, oder vielmehr der, den man schuldig glaubt, wird bestraft und geht meistens seines Schifferpatents und damit seines Broterwerbs verlustig — —; damit ist die Sache zu Ende, bis zum nächsten Unglück.

Selbstverständlich ist eine Befrafung der Schuldigen und eventll. ihre Unschädlichmachung für später notwendig. Man wird zwar nie erreichen, daß alle Schiffsführer seemannische Ideale sind, die niemals Fehler begehen; was

aber erreicht werden müßte, das ist, solche persönliche Fehler minder folgeschwer zu machen, und zwar zunächst durch genauere und einfachere Vorschriften von internationaler Gültigkeit, strengere Durchführung des Lotsenzwanges z. B. auf der Elbe und vor allem ein besserer Schutz der Schiffe selbst. Rettungsboote und Rettungsringe u. s. w. sind auch keine annähernd vollkommene Anshilfe, da sie meist nicht im Verhältnis zur Anzahl der Passagiere stehen, andererseits im

gegebenen, plötzlich eintretenden Moment darthweg nicht schnell genug den Passagieren zu gute kommen können.

Ohne Zweifel aber wäre es möglich, die Schiffe in und unter der Wasserlinie durch dicke Pankenlagen und Korbfüllungen von entsprechender Stärke so weit zu schützen, daß der Stoß sie nicht zum Sinken bringt, oder aber man könnte durch viele verteilte Luftkissen erreichen, daß der Rumpf immer schwimmfähig und über Wasser bleibt.

Fernsprechen ohne Draht.

Von Dr. Fritz Bernhard.

Die Erfindungen auf dem Gebiet der geheimnisvollen Kraft, die wir Elektrizität nennen, haben sich in den letzten Jahren so überjährt, daß es ihnen schon schwer fällt, das Erstaunen des gebildeten Publikums zu erregen. Was phantastische Erzähler vorgeahnt, ist zum Teil schon erfüllt, zum Teil sogar übertroffen. Wer vermag jetzt noch zu sagen, welche Grenzen der Menschheit gesetzt sind, seitdem die Wissenschaft in das Geheimnis des Wesens elektrischer Energie einzudringen beginnt!

Das wichtigste und folgeschwerste Problem auf diesem Gebiet ist das der elektrischen Kraftübertragung ohne Draht. Es hinkt zwar jeder Vergleich, aber hier könnte man wirklich sagen, daß der Draht die Krücke ist, an der die Ausnutzung der Elektrizität bisher mühsam einherhinkte. Deshalb war auch das Erstaunen berechtigt, mit dem die Welt die Kunde vernahm, daß es möglich wäre, ohne die bisher als unumgänglich notwendig angesehene Metallleitung zu telegraphieren. Und mit atemloser Spannung verfolgten die Intellektuellen aller Länder der Welt die Versuche, die theoretisch erkannte Möglichkeit in die Praxis zu überführen.

Das gleiche Interesse können die Versuche, ohne Draht zu telephonieren, beanspruchen. Die Übertragung der menschlichen Stimme durch den Draht des Telephons ist uns bereits ein unentbehrliches Hilfsmittel des Verkehrs geworden; es verblüfft uns nicht mehr, wenn jemand von Berlin aus mit einem guten Freund spricht, der sich zur gleichen Zeit in Paris befindet, aber wie es möglich sein sollte, auf weite Entfernungen die menschliche Stimme ohne vermittelnden Draht zur Empfangsstation zu senden, das haben bis vor wenigen Jahren nicht einmal die Männer der Wissenschaft geahnt. Und nun ist es zur Tatsache geworden . . .

Die Möglichkeit, ohne Draht zu telephonieren, war in dem Augenblick gegeben, als Dr. Simon in Frankfurt a. M. die Schallwellen erregenden Schwingungen eines elektrischen Lichtbogens beobachtete. Es dauerte denn auch nur ganz kurze Zeit, da war die „singernde und sprechende Bogenlampe“ erfunden. Und sofort danach tauchte der Gedanke auf, daß diese musikalische Lampe zu Wichtigerem berufen sei, als zur Vorführung interessanter akustischer Kunststücke. Aus dem Gedanken ist schnell Wirklichkeit geworden. Heute bereits dient

die sprechende Lampe als Geberstation einer Telephonanlage ohne Draht . . .

Das Wesen der neuen Erfindung beruht auf der Empfindlichkeit des elektrischen Lichtbogens, der schon unter dem Einfluß kaum erkennbarer Störungen seine Stärke wechselt. Solche Störungen sind z. B. geringfügige Veränderungen des Leitungswiderstandes. Diese Veränderungen werden dadurch herbeigeführt, daß man im Stromkreis lose Kontaktstellen anbringt, zwischen denen sich unter der Einwirkung geringster Erschütterungen, also auch unter solchen, die die angesprochene Membrane des Mikrophons auf die dahinterliegende Kohlenanordnung ausübt, die Widerstände ändern und elektrische Schwingungen erzeugt werden, die sich in der Metallleitung fortpflanzen und im eingeschalteten Fernhörer die gesprochenen Laute wiedergeben. Die Entdeckung der singenden Bogenlampe erfolgte dadurch, daß sich nahe an einem ihrer Stromzuführungsdrähte das Kabel eines stark differenzierten andern, von einem Funkeninduktor kommenden Stroms befand. Dadurch wurden in den Schwingungen des Lichtbogens Veränderungen und Schallwellen hervorgerufen, die dem Knistern und Prasseln des Funkenstroms entsprachen.

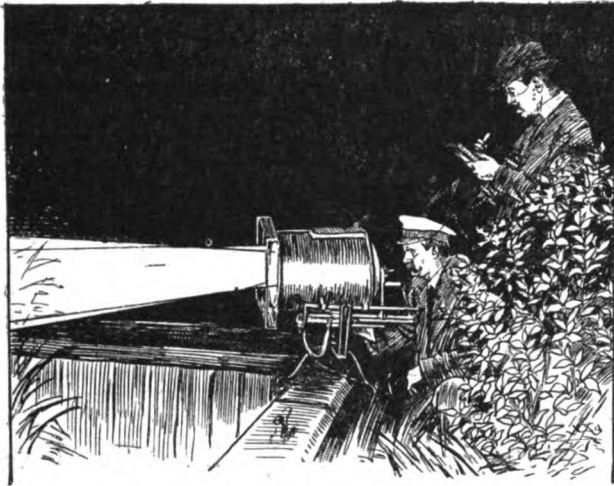
Eine gute Geberstation für drahtloses Telephonieren war also vorhanden, es fehlte nur noch eine Kleinigkeit: die Empfangsstation, die imstande wäre, die ausgesandten Lichtschwingungen aufzufangen und wieder in Membranschwingungen zurückzuverwandeln. Das war, wie die Techniker versichern, nicht gar schwer, als man beobachtete, daß der Lichtbogen nicht

nur Schallwellen erregt, sondern auch Lichtwellen von intermittierenden und verschieden langen Schwingungen entsendet. Denn die Wissenschaft hatte schon ein Mittel, diese Lichtschwingungen aufzufangen und sie in die Membranschwingungen eines Fernhörers umzuwandeln.

Dies Mittel heißt Selen. Es ist, wie die Wissenschaft sagt, ein chemisch einfacher Körper, der sich in der Natur sehr verbreitet findet, aber stets in sehr geringen Mengen und niemals im freien Zustand. Entdeckt wurde es bereits 1817 von Berzelius. Es begleitet fast allgemein den Schwefel, seltener Blei, Kupfer und Silber und sammelt sich bei der Verarbeitung der Kiese auf Schwefelsäure in dem Schlamm der Bleikammern, aus dem es dann gewonnen wird. Wie



Empfangsstation des telephonischen Gesprächs ohne Draht.



Geberstation der Telephonie ohne Draht.

alle andere Metalloide hat es die Eigenschaft, Elektrizität nicht zu leiten. Bringt man es zum Schmelzen und erniedrigt seine Temperatur auf 200 bis 210 Grad Celsius, die man einige Zeit auf diesem Punkt erhalten muß, dann steigt die Temperatur plötzlich ohne jede äußere Einwirkung auf 217 Grad. Wenn dieser äußerst merkwürdige Vorgang sich abgespielt hat, dann läßt man das Selen erkalten, wobei es sich zu einem bleigrauen, kristallinischen und metallische Eigenschaften aufweisenden Stoff verdichtet, der im Dunkeln Elektrizität noch immer schlecht, unter der Einwirkung des Lichts aber ziemlich gut leitet.

Man schaltet nämlich ein dünnes Plättchen des Selen in den geschlossenen Stromkreis einer nur mit dem Fernhörer ausgestatteten Telephonanlage ein und setzt es der Belichtung seitens der von der sprechenden Bogenlampe ausgehenden Lichtschwingungen aus. Unter der Einwirkung des differenzierten Lichts leitet das Selen den im Apparat fließenden Gleichstrom bald besser, bald schlechter, so daß er Schwankungen unterliegt, die mit den in der Geberstation auftretenden genau übereinstimmen. Dieser differenzierte Strom induziert im spiralförmig umfloßenen Eisernen der Hörrohrspule eine an Stärke wechselnde magnetische Kraft, die die Membrane bald mehr, bald weniger anzieht und sie ebenso wie beim Fernsprechen mittels direkter Leitung in Schwingungen versetzt.

Nicht wahr, die Sache ist verblüffend einfach — seitdem sie erfunden ist? Und das Beste ist, daß sie sich auch in der Praxis bewährt. In den letzten Tagen haben auf dem Wannsee Versuche mit Apparaten stattgefunden, die von Ernst Ruhmer-Berlin sehr sorgfältig konstruiert und in Einzelheiten wesentlich verbessert worden sind. Die Geberstation bestand sich erst 60, dann 150, dann 500 Meter, zuletzt 2, 3 und 4 Kilometer von der Empfangsstation entfernt, und stets, auch bei sehr starkem Regen, war das von der Bogenlampe Gesprochene deutlich zu verstehen. Es war ein unvergeßlicher Moment, als im Hörrohr der Empfangsstation die Laute der menschlichen Sprache vernehmbar wurden, die uns eine Bogenlampe durch die Schwingungen ihres Lichts zusandte.

Der praktische Wert dieser Erfindung ist nicht leicht zu ermessen. Man hat bereits Scheinwerfer konstruiert und gebaut, die ihr Licht 150 Kilometer weit entsenden, wie der Scheinwerfer auf dem Mount Washington, der eine Lichtstärke von 100000 Hefnerkerzen besitzt. Es ist aber nicht erforderlich, daß man gleich mit solchen Entfernungen rechnet. Für die Marine wäre es z. B. schon von allerhöchstem Wert, wenn zwei Schiffe sich auf eine Entfernung von 5 Kilometer telephonisch verständigen könnten. Und die Kriegsschiffe sind ja bereits alle mit Scheinwerfern ausgerüstet. Die Ein-

richtung der Empfangsstation würde also wohl zu erschwingen sein. Auch für die großen Dampfer der Handelsmarine wäre es von großem Vorteil, wenn sie von Leuchttürmen oder andern Geberstationen ausführliche Nachrichten erhalten könnten, wie sie die drahtlose Telegraphie ihnen nie wird übermitteln können.

Für den Privatverkehr wird sich die Erfindung zunächst kaum verwerten lassen, denn die Scheinwerferanlagen mit den dazu erforderlichen Dynamomaschinen sind nicht ganz billig. Aber wenn man auf dem Prinzip weiter baut . . . Ernst Ruhmer wird es mir nicht übelnehmen, wenn ich ausplaudere, daß er bereits einen neuen Apparat zum Patent angemeldet hat, der nicht nur verblüffend einfach ist, sondern auch so billig hergestellt werden kann, daß ihn jedermann sich beschaffen wird. Er stellt vor eine Lichtquelle ein Hindernis, das einen schmalen Spalt enthält. Die eine Hälfte des Hindernisses ist beweglich und mit der Membrane verbunden, verursacht also durch ihre den Schwingungen der Membrane im Telephon folgenden Schwankungen die Lichtschwingungen wieder, die von der Selenzelle der Empfangsstation aufgenommen und in Worte übersetzt werden können.



Berliner Gäste.

In Berlin weilen augenblicklich zwei hochinteressante Persönlichkeiten. Der eine ist Herr Dr. med. B. O. Kellner, der Bürgermeister von Bloemfontein, der auch nach dem



Dr. Kellner,
Bürgermeister von Bloemfontein.

Friedensschluß das Oberhaupt dieser Stadt geblieben ist und seiner Zeit die Schlüssel der Hauptstadt des Oranjesfreistaates an Lord Roberts übergeben mußte. Bürgermeister Kellner ist ein Charlottenburger Kind, er besuchte in dieser Stadt das Gymnasium, studierte in Berlin und diente bei den 2. Gardeulanen sein Jahr ab. Im Jahr 1863 wanderte er nach dem Oranjesfreistaat aus. Das allgemeine Vertrauen machte ihn zum Mitglied des Volksraad, es sandte ihn in die Stadtvertretung und machte ihn schließlich zum Bürgermeister. Er hat jetzt ein halbes Jahr

Urlaub genommen, um endlich einmal die Heimat wiederzusehen. Der andere Gast, der in der Reichshauptstadt weilt, ist der japanische Feldmarschall Prinz Komatsu, ein Verwandter des japanischen Kaisers. Der hohe Militär war bereits im Jahr 1886 mit seiner Gemahlin in Berlin, er war jetzt zur englischen Krönung vom Mikado mit großem Gefolge nach England entsandt worden. Nach längerem Aufenthalt in Paris hat er sich jetzt wieder der Reichshauptstadt zugewandt. Der Feldmarschall wird von Berlin auf dem Landweg nach seiner Heimat zurückkehren, um auf diese Weise zugleich die sibirische Eisenbahn studieren zu können.



Prinz Komatsu.

Das letzte Mal auf dem Markusturm.

Don Peter Kosegger.

Ich bin ein Freund von raschem Reisen. Wenige Stunden genügen mir an jedem herrlichen Ort, um den schönsten, bleibendsten Eindruck aufzunehmen. Die Welt überfliegen! Das mögen sie oberflächlich nennen. Ist aber das beste Mittel, um froh zu bleiben. An der Oberfläche liegt die Schönheit. May es in der „Tiefe“ gar viele Wahrheit geben, noch mehr giebt es dort Gemeinheit und Häßlichkeit. Für mich ist die Welt keine Nuß, bei der man die Schale wegwirft und den Kern ißt. Für mich ist sie ein Pfirsich, bei dem man das Aeußere genießt und den Kern verschmäht.

Mit solcher Neigung begrüße ich die flinken Eilfahrten auf das Lebhafteste, die jetzt der Oesterreichische Lloyd von Triest aus nach Venedig eingerichtet hat. An jedem Mittwoch um 12 Uhr mittags fährt vom Molo St. Carlo der Schnell-dampfer „Graf Wurmbrand“ aus nach Venedig, um noch vor Mitternacht des-selben Tags wieder zurückzusein. In Venedig ein Aufenthalt von drei Stunden.

Lange hast du, auf dem Deck stehend, nicht Zeit, das Zurückweichen Triests und der Berge von Istrien zu beschauen, die Glocke ruft zur Cable d'hote. Im traulichen Speisesaal, durch dessen farbige Oberlichte die Sonne auf die Tafel fällt, läßt man sich's schmecken, und die See ist so glatt, daß zum köstlichen Dalmatiner feingeschliffene Stengelgläser gereicht werden können. See-krankheitsschilderungen sind also nicht zu befürchten. Endlich steigt du wieder auf das Deck, und macht es dir Vergnügen, zu denken, das Schiff treibe mitten auf dem stillen Ozean, so hat niemand etwas dagegen. Ringsum grenzenloses Meer. Mit Ausnahme der schäumenden, quirlenden Straße hinterher, die der scharfe Dampfer gezogen hat, regt sich nichts. Gegen die Sonnenseite hin ist die Fläche blendend licht wie eine Silberplatte, dein Auge kann's nicht ertragen. Hingegen ruht es gut auf dem tiefgesättigten Blau nach Norden hin, das nur selten vom Sternchen eines Fischersegels unterbrochen ist. Eine Schönheit und eine Ruhe — unsagbar. Du bist froh. Doch wehe, wenn dein Denken und Wissen aus dieser seligen Oberfläche niedertaucht in die Tiefen, wohin nach wenigen Metern kein Lichtstrahl mehr dringt, wo ewig in der Seetierwelt der Kampf ums Leben geführt wird, noch rasender, als bei uns im Licht! — Hast du scharfe Augen? Dann bewahre sie, um die Tiefe der Oberfläche zu durchdringen. Siehe dort die nördlichste Kimmte, wo die Schnur Meer und Himmel scheidet. Siehst du im Dunst des Himmels nicht etwas Weißes stehen? Klarer tauchen sie auf, und schneeweiß ragen die Zacken der Berge hin und hin, eine nach der andern. Das sind die Julischen Alpen. Die Fläche des Meers und die weiten Ebenen friauls und das ausgedehnte Vorgebirge trennen uns von diesen felsriesen, und doch leuchten uns ihre deutlichen Gestalten unmittelbar ins Auge. Je weiter wir der Sonne nachgleiten in den Südwesten hinein, je näher tritt zur Linken der Alpenzug, aber immer nur in einzelnen beschneiten Spitzen aufragend aus dem Dunst, der über dem Meer fern hin liegt. Die Schnur wird weißlichgelb und bekommt Perlen.

Nicht allein die Fischerboote sind es, auch weiße Punkte von Dorfkirchtürmen und einzelnen Bauten tauchen auf, und lichte Landstriche werden sichtbar. Wir nähern uns der Küste Veneziens. Die Passagiere versammeln sich auf dem Deck und blicken aus mit Spannung. „Ich sehe es!“ ruft jemand. An der Kimmung ein dunkler Punkt. „Der Campanile!“ Allmählich tauchen sie aus dem Meer auf, die Türme, die Kuppeln, die Zinnen — von Venedig! Wir sind von Triest her kaum über 3 1/2 Stunden gefahren. Zur Linken ragt aus dem Wasser ein Steinwall, der sich hinzieht bis an die Lagunen und uns bereits trennt vom offenen Meer. Zur Rechten Inselstreifen und Festungswälle; bald an beiden

Seiten Ortschaften, so daß wir auf einem Riesenstrom hineinzufahren scheinen in die vor uns sich ausbreitende Stadt. Nachdem durch eine italienische Barke, die eilig herangekommen war, auf dem Dampfer die Zollangelegenheit geordnet ist, beginnt uns schon die Zudringlichkeit von kleinen Dampfschiffen und Gondeln zu belästigen, die um die Wette uns nachjagen und umkreisen. Als wir endlich ein paar hundert Meter weit vor der Piazzetta halten, sind wir von hundert schwarzen Fahrzeugen umzingelt, deren Führer lärmend sich um uns Passagiere raufen. Das ungewohnte Schauspiel macht auf den fremden Ankömmling kaum einen Eindruck, so sehr ist er gefesselt von den Gebäuden, die er längst vom Bild her kennt und die jetzt wirklich vor seinem Auge stehen. Der Dogenpalast, das königliche Schloß, die Markuskirche, alles hoch-überraagt von dem Riesenturm.

Vom Augenblick, als wir die Stadt in Sicht bekamen, bis zu jenem, da wir aus der Gondel auf das glatte Pflaster der Piazzetta steigen, ist eine Stunde vergangen, so umständlich ist die Einfahrt mit dem Anlegen, der Zollrevision und



Die Engelsfigur, die den gestürzten Campanile krönte.

dem Ausschiffen. Dafür ist man nun wirklich da! Da, mitten auf dem fabelhaften Platz, umflattert von den Tauben des heiligen Markus, betreut von seinem fliegenden Löwen. Dieser Platz, der an Schönheit seinesgleichen nicht hat, ist das Stelldichein von Reisenden der ganzen Welt. Zur Stunde unserer Ankunft tummelten sich wenigstens fünftausend Personen auf dem Platz und in den ihn umgebenden Galerien herum. In allen Trachten und mit allen Sprachen, wovon man freilich das klingende Italienisch am lautesten hörte. Mein erster Gang war auf den Campanile. Man steigt nicht auf Stufen, man geht im Innern des Turms wie auf einem sanft sich anwärtshebenden Parkweg. Napoleon soll ja hinaufgeritten sein, wahrscheinlich auf seinem Schlachtpferd. Einer Menge von Couristen begegnet man auf diesem Bergstieg im Innern des Gemäuers. Kein Luftzug strich durch die Fenster, die niedersinkende Sonne mit ihren langen scharfen Schatten zeichnete wunderbar! Und so habe ich nun Venedig gesehen von oben herab. Unglaublich enge ineinandergelagert, weit hingedehnt und dann scharf abgegrenzt auf dem Gewässer liegt die Stadt, vorherrschend das bräunliche Rot der Gemäuer der unsagbar ineinandergeschobenen Dächer und Giebel, oft unterbrochen von grünen Kupfer-

kuppeln, tief unter uns die Kuppelgruppe der Kirche des heiligen Markus. Von den zahllosen Kanälen der Stadt sieht man nur den sich breit hinschlängelnden Kanal Grande. Von der Inselstadt schnurgerade die Eisenbahn hinein zum festen Land. Die Lagunen nach dieser Seite hin sind schon nicht mehr seeähnlich, sie sehen sich zur Ebbezeit an, wie überschwemmte Wiesen, von denen überall Erdstreifen hervorragen. Die Alpenflüsse thun ihr möglichstes, um diese Sümpfe mit Bergsand auszufüllen und also Venedig allmählich mit dem Festland zu verbinden. Nach Osten und Süden fliegt unser Blick über die Lagunen und die Vororte hinaus aufs offene Meer. Im Südwesten ragen über Stadt und Wasser in der Ferne ein paar blaue Berge als Vorposten der Apenninen. —

Um das von Licht überlastete Auge ein wenig ausruhen zu lassen, kehrte ich dann in das heilige Dunkel der Markuskirche ein. In dem märchenhaft von Goldglanz durchzogenen Raum dieses alten Tempels ließ ich mich ein wenig von den Seelen vergangener Jahrhunderte umfächeln, bis eine des gegenwärtigen kam und mich hinauswies. Diese hinausweisende Seele gehörte einem Kirchendiener an. Es begünne der Gottesdienst, sagte er. Da müßten die Fremden hinaus, die alten Frauen kamen herein, die Markuskirche gehörte nun wohl nicht mehr der Welt, sondern der frommen Gemeinde.

Dann ein Spaziergang durch die dunklen Gassen der Stadt, die so eng sind, daß zwei Paar sich begegnende Hochzeitsreisende einander nicht auszuweichen vermögen, ohne daß von dem einen eins wesentlich nachgiebt, was um diese Zeit immer bedenklich ist. Um meine Stunde war das überhaupt kein Gehen in solchen Engpässen, vielmehr ein Geschobenwerden in dem Fremdenstrom, der auf allen Plätzen und in allen Gassen surrte. Ein so seltsames, gleichmäßig surrendes Geräusch hat keine Stadt, als dieses Venedig; kein Wagengerassel, kein Fabriksgespolter, nur das ewige Getrappel der Fußgänger auf dem glatten Pflaster, das Rufen der Krämer und der Gondelführer. Alle Gassengeschäfte haben die Thüren weit offen, und in ihrem reizenden Dunkel rühren sich malerische Gestalten. Suche nicht zu lang und nicht zu tief, sonst wird das Reizende zum Elend und das Malerische zum Schmutz. Gleite rasch auf der Oberfläche dahin, besonders in Italien. — Bis zum Ponte Rialto drang ich durch, dort sprang ich in eine Gondel, um mich zwischen den Palästen des Kanal Grande hindurch zu meinem Dampfer rudern zu lassen. So unpraktisch wird man in dieser wunderbaren Stadt, daß ich vergaß, mit dem Gondelführer den Fahrpreis auszumachen. Für die Fahrt von einer Viertelstunde verlangte er dann drei Lire. Ich bot ihm fünfzig Centesimi, und wenn es ihm nicht recht sei, so möge er mich bloß wieder zurückbringen nach dem Ponte Rialto, dort herum würden wir ein Schiedsgericht finden. Er begnügte sich mit den fünfzig Centesimi und bedankte sich obendrein mit einem höflichen Spruch: die Madonna möge mich beschützen! — Denn ich hatte ihm um die Hälfte zu viel bezahlt.

Nun war ich wieder auf österreichischem Boden, sozusagen in der Provinz „Wurmbrand“. Es war Abfahrtszeit, aber das Schiff wartete noch auf Passagiere. Ich saß auf dem Oberdeck und schaute hin auf die Paläste, die in der Abenddämmerung noch wunderbarer wurden. Ueber der weiten Stadt tönten weich die Abendglocken. Dann kam die Gondel mit einer Volksängergesellschaft und sang aus echt italienischen Metallfehlen vor dem „Wurmbrand“: „Margheritta! Einzame Königin, Liebling der Seligen, Mutter des Volkes!“ Und sie sangen den Abschied von Venedig: „Venezia, du greise Königin der Städte! Dein Begleiter sei Sankt Marco in allen Tagen! Adio!“

Meine Stimmung war so geworden, daß sie mit allem Gewöhnlichen nichts mehr gemein hatte. Das Volk spricht von einem siebenten Himmel. Der war es ungefähr. In früheren Jahren bin ich mehrmals in Venedig gewesen und stets auf mehrere Tage. Ich hatte Stadt und Bewohner mir genauer besehen, hatte die Kirchen, Glaswerkstätten, Gemädegalerien und andere Sammlungen besucht, hatte sogar einmal eine der berühmten Vollmondnächte auf der Piazzetta durchschwärmt — aber so innig tief ist Venedig mir nie gegangen, als bei diesem dreistündigen Aufenthalt. O ja, auch die Oberflächlichkeit hat ihre Tiefe. Wenn alles vergessen wird, was ich auf Reisen je erlebt, gefühlt — diese drei Stunden werde ich kaum vergessen. Sonnenhell und dämmervoll zugleich wie ein Märchen — so steht das Bild in mir, ich will es bekränzen und verehren, aber beschreiben kann ich es nicht. — Endlich begannen die dunklen Häusermassen, ihre Türme und ihre Lichter sich zu bewegen und zurückzugleiten. Venezia, du greise Märchenkönigin, lebe wohl!

Auf der Rückfahrt waren lauter Deutsche an Bord. Jeden hätte ich umarmen und ihm mein Herz ausschütten mögen, aber ich stand abseits auf dem Deck und schaute in die dunkle Nacht hinaus.

Drei Stunden lang rollte der Dampfer über die See durch Nacht, Himmel und Meer — eine einzige Finsternis. In der Richtung, der unser Schiff zusteuerte, lag ein matter roter Schimmer, wie ein Nordlicht. Der Lichtschein von Triest. Wo war ich gewesen in dieser kurzen Zeit, was habe ich gesehen? Gleichsam im Taubensflug über Alpen und Meer hatte ich mich einen Augenblick niedergelassen auf dem Platz des heiligen Markus. Flüchtig — vergessend der Härte aller Körper — wonnevoll schauend im Licht. In der Tiefe zwar liegt die Wahrheit, aber auf der Oberfläche die Schönheit.



Professor Dr. Karl Gerhardt, Geheimer Medizinalrat, † am 21. Juli in Schloß Gamburg (Baden) im Alter von 69 Jahren (s. untenstehendes Porträt).



Professor Dr. Karl Gerhardt †

Sultan Hamud bin Muhammed von Sanzibar, † am 18. Juli im 50. Lebensjahr (Porträt S. 1388).

Professor Heinrich Hofmann, bekannter Komponist, † am 16. Juli in Tabarz (Thüringen) im Alter von 60 Jahren.

Kardinal Ledochowski, † am 22. Juli in Rom im Alter von 80 Jahren (s. Porträt S. 1376).

John William Mackay, amerikanischer Silberkönig, † am 20. Juli in London.

Monod, Handelsattaché der französischen Botschaft in Berlin, † am 18. Juli in Högenäs (Schweden).

Marshall Marquis Saigo, † am 12. Juli in Yokohama.
Professor Dr. Friedrich Schlie, Geh. Hofrat, † am 21. Juli in Bad Kissingen im Alter von 63 Jahren.





Vom französischen Nationalfest:
Öffentliche Tanzbelustigung in der Vorstadt.

Unsere Bilder.

Von fremden Höfen (Abb. S. 1387 und 1419). Die unbegrenzte Liebe, die Kaiser Franz Josef in allen Ländern der österreichisch-ungarischen Monarchie genießt, überträgt das Volk auf sein ganzes Haus. Selbst für das Ergehen der entfernteren Verwandten des Kaisers bekundet es das lebhafteste Interesse. Wer sich davon überzeugen wollte, brauchte nur zu beobachten, wie der Erzherzog Eugen in Karlsbad, als er dort zur Kur weilte, von Jung und Alt begrüßt wurde. Und die Liebe macht an den schwarz-gelben Grenzpfählen nicht Halt. Fühlen sich die Oesterreicher schon durch die Erinnerung an die Vergangenheit zu Bayern hingezogen, so wird diese Freundschaft frisch erhalten durch die zahlreichen ehelichen Verbindungen zwischen den Wittelsbachern und den Habsburgern, deren neuste die des Herzogs Siegfried mit der Erzherzogin Maria Annunciata ist. — Die Stadt Mons in Belgien wurde jüngst durch den Besuch des Thronfolgers Prinzen Albert erfreut; er kam mit seiner Gemahlin, der bayrischen Prinzessin Elisabeth, dorthin, um an einer Denkmalsenthüllung in der Ecole des Mines teilzunehmen.

Die Nordlandreise unseres Kaisers (Abb. S. 1386) nähert sich ihrem Ende. Nicht gestört durch irgendwelche Zwischenfälle, kann der Kaiser diesmal die für die Erholung festgesetzte Zeit auskosten, während ihn im vorigen Jahr die bange Sorge um die Mutter vorzeitig in die Heimat zurückrief.

Die Rußlandreise des Königs von Italien (Abb. S. 1383 und 1384). Der König Viktor Emanuel ist nach fünfjährigem Aufenthalt in Petersburg oder eigentlich in Peterhof nach Italien zurückgekehrt, sicherlich sehr befriedigt von dem Besuch, den er dem Zaren abgestattet hat. Was die beiden Herrscher unter vier Augen miteinander gesprochen haben, kann natürlich niemand wissen; aber aus den offiziellen Kundgebungen geht zur Genüge hervor, daß die Zusammenkunft eine Bethätigung des Friedens und der Freundschaft gewesen ist. Im großen und ganzen unterschied sie

sich gar nicht von den andern Monarchentreuen, die in den letzten Jahren stattgefunden haben. Die Häupter der beiden Großmächte erwiesen einander selbst und der beiderseitigen Umgebung die üblichen Aufmerksamkeiten und Ehrungen. Die Anwesenheit des italienischen Kriegsschiffs „Carlo Alberto“ im Hafen von Kronstadt benutzte der Zar sogar, um seinem Gast an Bord eine Art Gegenbesuch abzustatten. Unter den Festlichkeiten, die zu Ehren des Königs stattfanden, fehlte natürlich nicht die übliche große Truppschau im Lager von Krasnoje Selo, und ebensowenig unterließ es der Zar, Viktor Emanuel zum Chef eines russischen Regiments zu ernennen. Ausersehen wurden dazu die Litauischen Dragoner.

Die Nationalfeier in Paris (Abb. S. 1381 u. 1389). Die Erinnerung an die Erstürmung der Bastille ist am 14. Juli, wie üblich, in Paris und in ganz Frankreich gefeiert worden, vielleicht zum letztenmal. Nicht etwa, daß der republikanische Gedanke im Niedergang begriffen wäre, im Gegenteil, seine Herrschaft scheint gerade jetzt besonders stark zu sein. An ein Aufgeben des Nationalfeiertags denkt niemand, aber es wird die Frage erörtert, ob er nicht besser in den Herbst verschoben würde, man könnte dann an die Proklamation der ersten Republik anknüpfen. Maßgebend für derartige Pläne ist nicht die Politik, sondern die Temperatur. Die Feier gipfelt in der großen Truppschau in Longchamps, für die die heiße Jahreszeit nicht gerade die angenehmste ist. Gerade diesmal hat die Parade, an der übrigens auch der deutsche Militärattaché Major v. Hugo teilnahm, zahlreiche Opfer gefordert. Mehrere hundert Personen, darunter viele Militärs, erlitten Sonnenstich oder Hitzschlag, und dadurch wurde natürlich die Stimmung arg getrübt.

Die Hochzeit des Prinzen Mirko von Montenegro (Abb. S. 1386). Einen Tag, bevor der König von Italien am russischen Hof anlangte, feierte in Montenegro Prinz Mirko, der Bruder der Königin Helena, seine Vermählung

mit der Tochter des serbischen Obersten Konstantinowitsch. Es könnte scheinen, als sei die Zusammenstellung der beiden Ereignisse trotz der verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Rom und Cetrinje durchaus willkürlich. Allein in Montenegro selbst denkt man darüber anders, dort legt man beiden Ereignissen politische Bedeutung bei, die auch das Fürstentum berühren. Danach würde in der Reise Viktor Emanuels eine Anerkennung des Panславismus auf dem Balkan unter russischer Führung liegen, während die Hochzeit des Prinzen Mirko das Fürstentum Montenegro Oesterreich näherbringen könnte, da Oberst Konstantinowitsch als ausgesprochener Freund Oesterreichs gilt. Wie dem immer sei, Prinz Mirko folgte bei seiner Verlobung jedenfalls dem Zug des Herzens. Seine Hochzeit aber wurde gleichsam zu einem Volksfest, die ganze Bevölkerung brachte in Cetrinje dem Hof und insbesondere dem jungen Paar herzliche Ovationen dar.

N

Der Einsturz des Glockenturms von San Marco in Venedig (Abb. S. 1379 u. 1385) beschäftigt die Italiener zur Zeit mehr, als die wichtigsten politischen Fragen. Der Untergang des mehr als ein Jahrtausend alten Bauwerks, das als Wahrzeichen der Lagunenstadt allenthalben gekannt war, wird beinahe wie ein nationales Unglück empfunden. Für die Mehrzahl des Volkes ist es eine ausgemachte Sache, daß der Campanile wieder aufgebaut wird, und emsig wird in dem großen Schutthaufen, der von dem Turm und der Loggia des Sanjovino übriggeblieben ist, nach Bestandteilen gesucht, die bei der Erneuerung wieder verwandt werden können. Natürlich wird viel *raisonniert*, und während man früher warnende Stimmen mißachtete, macht man jetzt die Aufsichtsbeamten verantwortlich, daß sie das Unausbleibliche nicht verhütet haben. Allein man begnügt sich nicht mit bloßen Klagen, sondern es regt sich auf der andern Seite in bewundernswerter Weise die Opferwilligkeit, um den Schaden wieder gut zu machen. Am Tage nach dem Einsturz des Campanile waren schon beinahe eine Million Lire für den Wiederaufbau gezeichnet, und aus allen Kulturzentren der ganzen Welt gehen Beiträge zum Baufonds ein.

N

Militärische feste (Abb. S. 1387 und 1421). Das Jubiläum seines zweihundertjährigen Bestehens feierte jüngst das österrichische Infanterieregiment Edler von Probst Nr. 51, das bei dieser Gelegenheit eine neue Fahne erhielt. — An dem letzten Regimentsfest des russischen Infanterieregiments Wiborg nahm auch der deutsche Botschafter Graf Alvensleben mit den andern Herren der Botschaft teil. Dabei wurde er als Vertreter unseres Kaisers, der Chef des Regiments ist, zum Gegenstand lebhafter Ovationen gemacht.

N

Schiffsunfall (Abb. S. 1388). Der dem Norddeutschen Lloyd gehörige Dampfer „Crier“, der auf der Reise von Bremen nach Kuba in La Coruña anlaufen sollte, um dort Auswanderer an Bord zu nehmen, ist, bevor er den Ort erreichte, an einer klippenreichen Stelle gestrandet. Der Dampfer, der ein starkes Leck bekommen hat, gilt trotz angestrenzter Bergungsarbeiten als verloren. Auch von der Ladung ist viel, hauptsächlich durch Diebstahl oder, wenn man will, Piraterie verloren gegangen. Hingegen wurden die an Bord befindlichen Personen erfreulicherweise gerettet, so daß Menschenleben nicht zu beklagen sind.

N

Theater und Musik (Abb. S. 1424). Während in Deutschland die Klagen über den Verfall der Gesangskunst nicht aufhören wollen, feiern in Amerika deutsche Sänger und Sängerinnen Triumphe. So gehört Frau Johanna Causcher-Gadsfi schon seit Jahren zu den beliebtesten Mitgliedern der Grauschen Oper in Newyork, für die sie auch jetzt wieder verpflichtet worden ist. — Drei Künstlerinnen sind in letzter Zeit dem königlichen Schauspielhaus in Berlin

untreu geworden. Fr. Elfriede Mahn ist an das Hoftheater in Karlsruhe und Fr. Felicitas Cerigioli an das Berliner Theater übergesiedelt. Schließlich ist auch Frau Paula Konrad-Schlenther, die in den letzten Jahren noch vertragsmäßig gastierte, ganz aus dem Verband ausgeschieden. — In Frankfurt a. M. ist Fr. Elia Berny als Konzertsängerin erfolgreich aufgetreten. — Direktor Morwitz giebt auch in diesem Sommer wieder mit einer ad hoc engagierten Truppe Opernvorstellungen in Berlin. Wir bringen im vorliegenden Heft eine von H. Tieg hergestellte Aufnahme der Solisten des Ensembles und ihres Direktors.

N

Wassersport (Abb. S. 1390 und 1420). Bei der Regatta Helgoland-Dover hat des Kaisers neue Yacht „Meteor“, wie stets während der Kieler Woche, wieder zuerst das Ziel erreicht, zwei und eine halbe Stunde vor der zweiten Yacht. Aber wieder blieb ihr der erste Preis nach der berechneten Zeit versagt. Es ist daher davon gesprochen worden, daß in der Konstruktion des „Meteor“ Veränderungen vorgenommen werden sollen; indessen kann es sich tatsächlich höchstens um Ueänderungen der Takelage handeln. Der „Meteor“ ist gar nicht eigentlich als Rennyacht gebaut, sondern als Lustyacht, und als solche genügt er sowohl in Bezug auf Segelähigkeit, wie in Bezug auf die innere Ausstattung selbst den größten Anforderungen. — Während die Segel- und Ruderregatten sich in schneller Folge aneinander reißen, findet auf dem Wannsee eine internationale Motorbootausstellung statt, die von den bedeutendsten Fortschritten des Automobilsismus auch auf dem Wasser Zeugnis ablegt und interessante Typen von Motorbooten im Betrieb vorführt.

N

Aus aller Welt (Abb. S. 1421 bis 1423). Der dreißigste Deutsche Aertztetag fand in Königsberg i. Pr. statt. Die Teilnehmer machten nach Schluß der geschäftlichen Sitzungen einen Ausflug nach dem nahegelegenen waldigen Rauichen. — In Briesen in Westpreußen wurde kürzlich ein Lenzpferdemarkt abgehalten, den auch der Oberpräsident von Gofler besuchte. — Unter den zahlreichen Schützenfesten, die in letzter Zeit gefeiert wurden, hatten besondere Bedeutung das sechshundertjährige Jubiläum der Gilde zu Duderstadt in Hannover und das Mannschießen in Liegnitz.

N

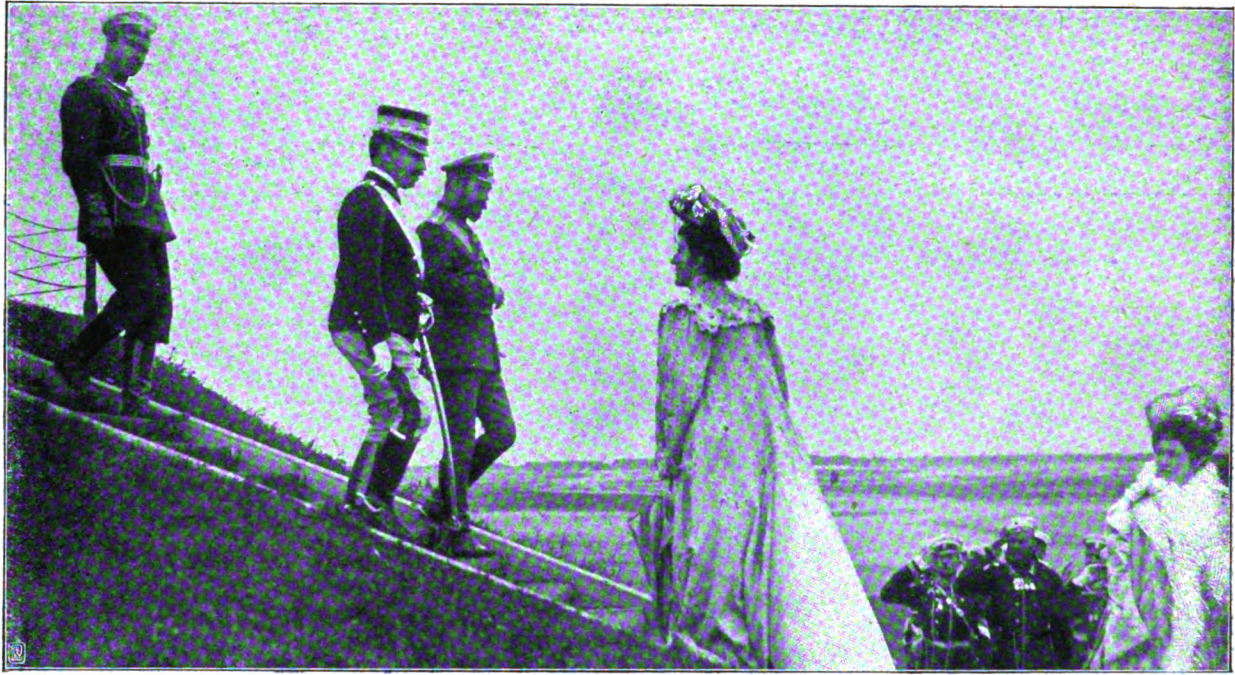
Personalien (Porträts S. 1388). Der verstorbene Sultan von Sansibar Hamud bin Muhammed bin Saïd bin Sultan, der im Jahr 1853 als Sproß der alten arabischen Sultansfamilie von Maskat geboren war, regierte das Inselreich, so weit bei dem englischen Protektorat von einer Regierung die Rede sein kann, seit 1896 als Nachfolger seines Veters Hamud bin Thwain. — Zum Nuntius in München ist jetzt der bisherige Nuntius in Brasilien Monsignore Giuseppe Macchi ernannt worden, der am 10. Juli 1845 geboren wurde. — Am 19. Juli vollendete der ehemalige preußische Kriegsminister, General der Infanterie Julius von Verdy du Vernois, sein siebenzigstes Lebensjahr. Der Jubilar, einer unserer tüchtigsten Militärs, der den Krieg von 1870 bereits als Abteilungschef im Großen Generalstab mitmachte, ist zugleich eine ungewöhnlich geistvolle, vielseitige, auch künstlerisch begabte Persönlichkeit. Er weiß mit dem Zeichenstift ebenso gut umzugehen wie mit der Feder. Bekunden seine zahlreichen militärischen Schriften, unter denen die „Studien über die Truppenführung“ den ersten Platz einnehmen, tiefes Wissen, so zeugen seine Feuilletons von großer stilistischer Gewandtheit und sein Drama „Alarich“ von dichterischer Veranlagung. — In Freiburg i. B. feierte der berühmte Gynäkologe Professor Dr. Hezar sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. — Professor Dr. Aloys Schulte in Breslau hat die Leitung des preußischen historischen Instituts in Neapel übernommen.

Bilder vom Tage.



Vom Besuch des Königs von Italien in Petersburg:

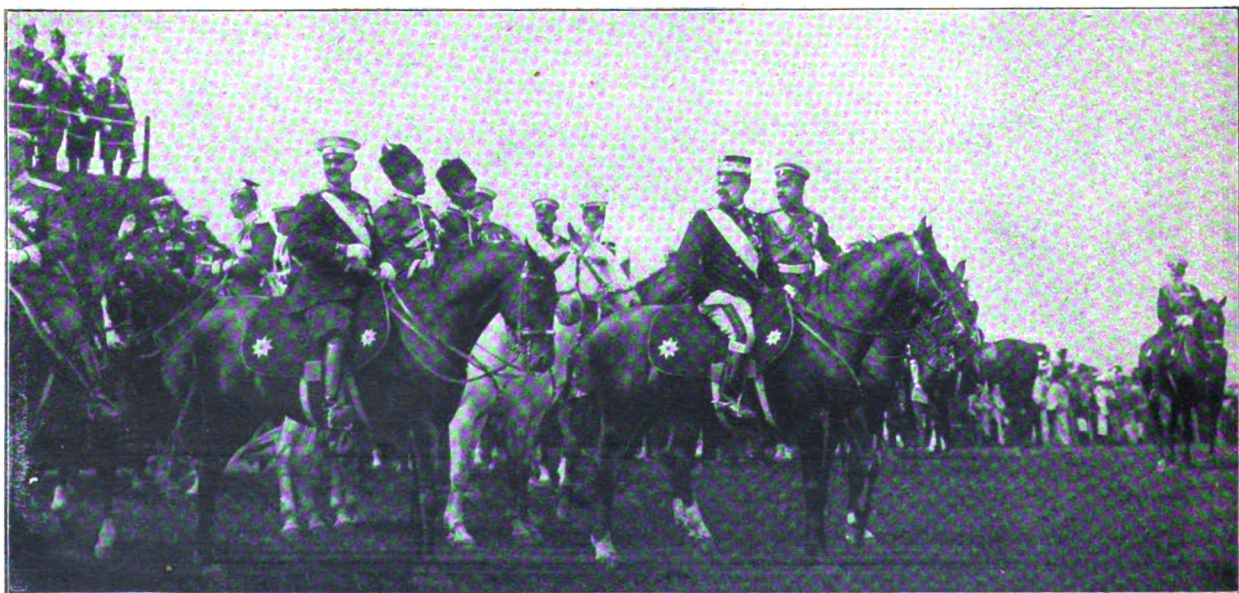
Die Offiziere des Litauischen Dragonerregiments stellen sich in Gegenwart des Zaren dem König, ihrem neuernannten Chef, vor.
Phot. C. O. Bulla, Petersburg.



Großfürst-Thronfolger Michael. König von Italien. Der Zar. Großfürstin Milha. Herzogin von Leuchtenberg.
Abfahrt nach der Parade in Krasnoje Sjele.



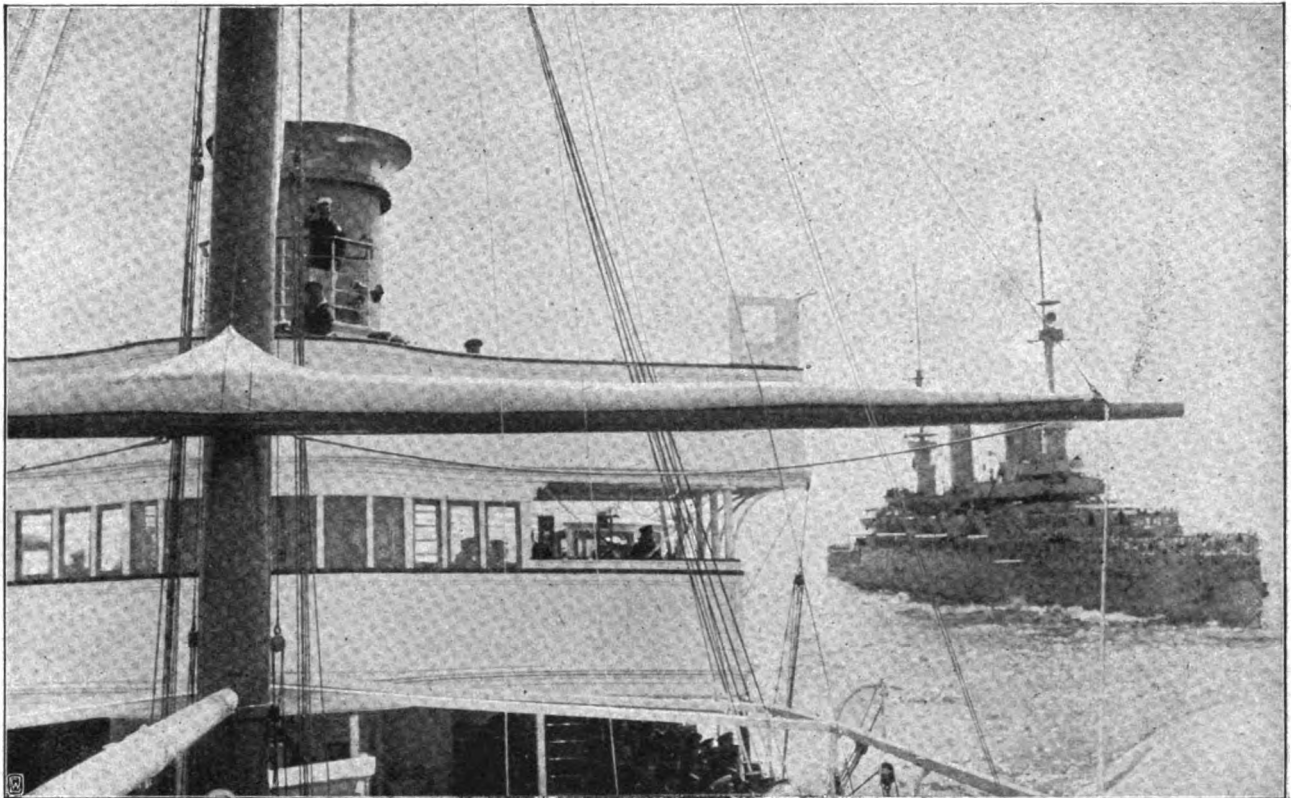
1. König von Italien. 2. Der Zar. 3. Die Kaiserinwitwe. 4. Die Zarin.
Während des Gebets beim Japanstreich.



Der Zar mit seinem Gast bei der großen Truppenbesichtigung in Krasnoje Sjele.
Vom Besuch des Königs von Italien in Petersburg.
Phot. C. W. Bulla, Petersburg.



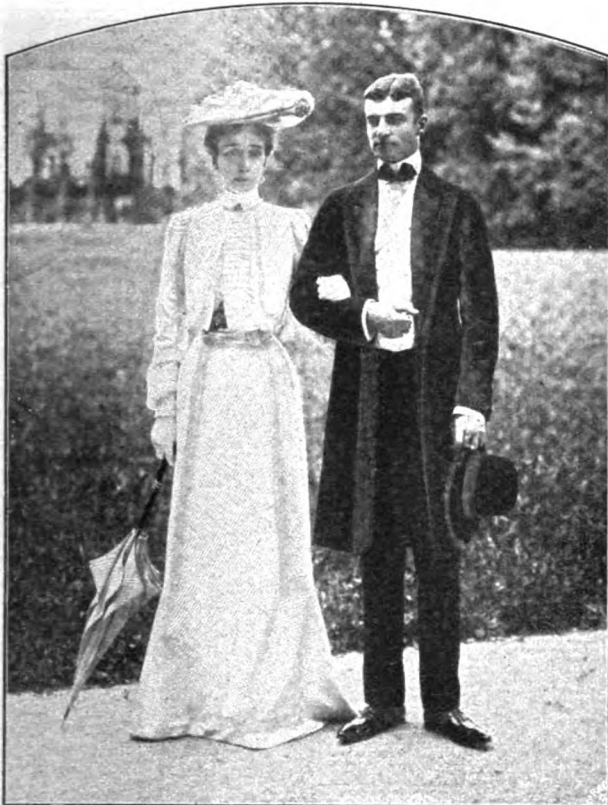
Die Trümmer des Glockenturms in Venedig.



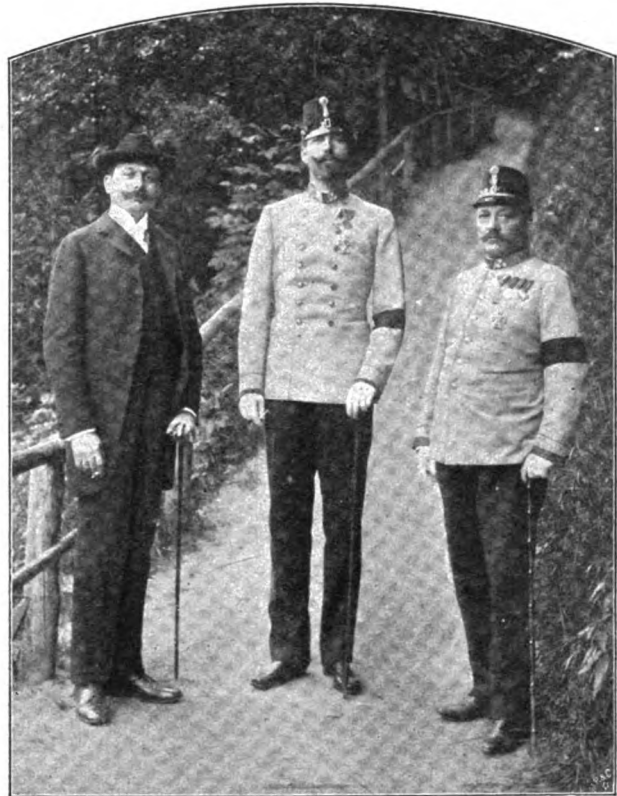
Von der Nordlandreise des Kaisers:
Der Kaiser auf der „Hohenzollern“ während der Flottenparade bei Sigen.



1. Die Braut am Arm ihres Schwagers, des Prinzen Danilo von Montenegro. 2. Der Hochzeitszug auf dem Wege von der Kirche nach dem Schloß.
Die Vermählung des Prinzen Mirko von Montenegro mit Natalie Konstantinowitsch in Cetinje.



Herzog Siegfried von Bayern und Erzherzogin Maria Annunciata auf Schloß Pöfpenhofen am 14. Juli. Spezialaufnahme für die „Woche“ von Mich. Dietrich, München.



Erzherzog Eugen von Oesterreich mit Oberst Henniger, seinem Adjutanten, und seinem Leibarzt in Karlsbad. Atelier „Freundschaftsaal“, Karlsbad.



Von der 200jährigen Jubelfeier des österreichischen Infanterieregiments Edler von Probst Nr. 51: Die neue Fahne vor dem Kapellenturm. Hofphot. Gebrüder Dunty, Kolozvár.



Monf. Macchi,
der neue Nuntius in München.



Geheimrat Prof. Hegar, Freiburg i. B.,
bedeutender Gynäkologe,
feierte sein 60jähriges Doktorjubiläum.



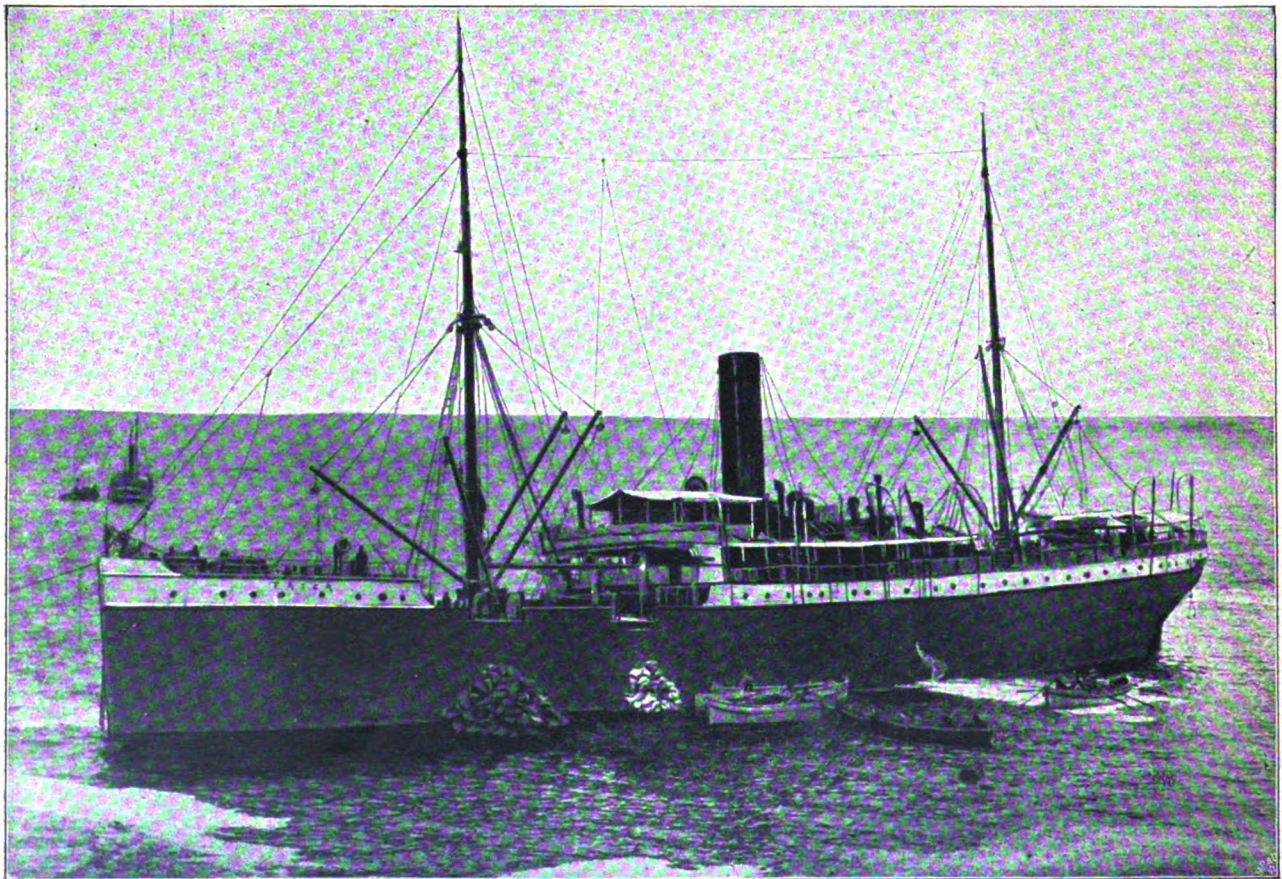
Bamud bin Muhammed †
Sultan von Sanfibar.



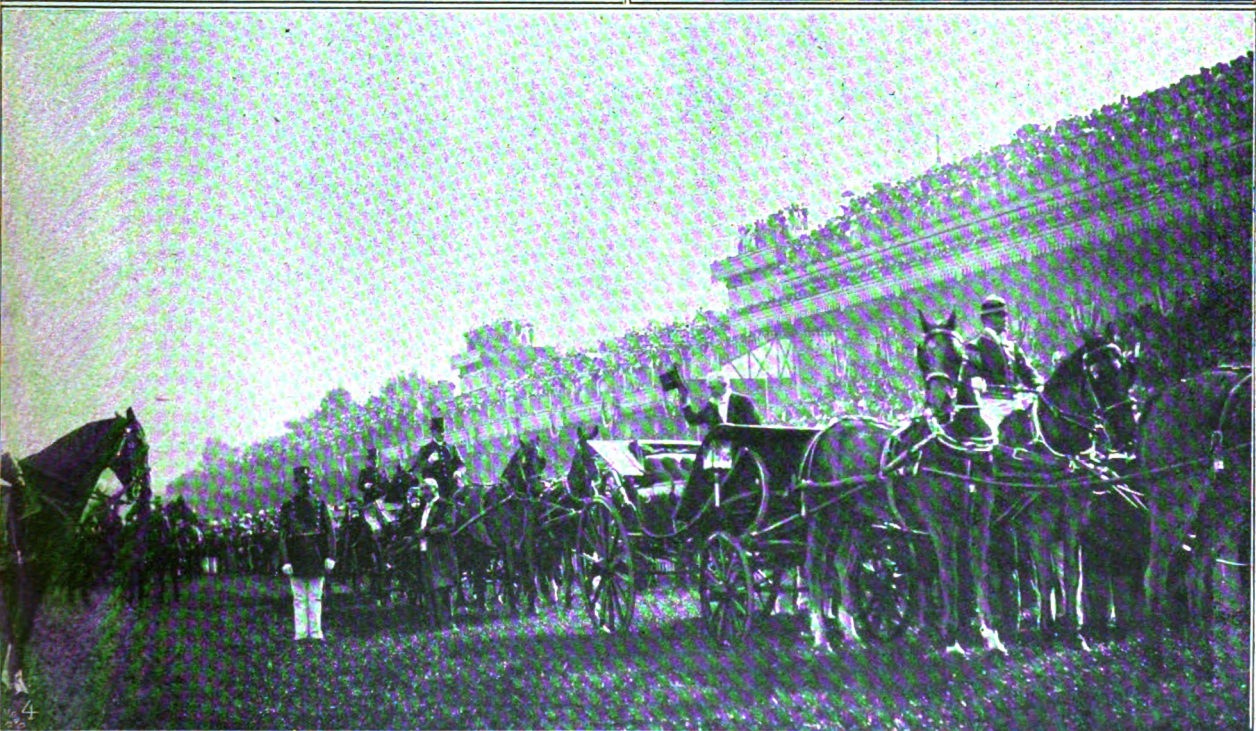
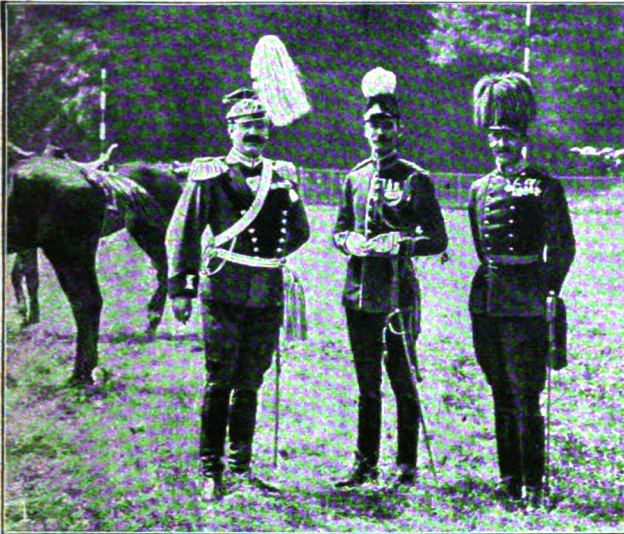
General von Verdy du Vernois,
feierte seinen 70. Geburtstag.



Professor Moys Schulte,
übernahm die Leitung
des preußischen historischen Instituts in Rom.



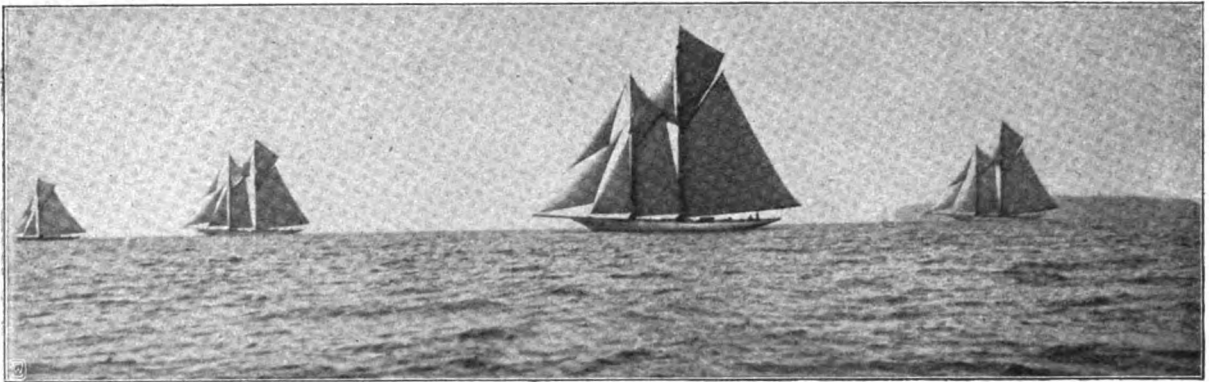
Von der Strandung des deutschen Dampfers „Crier“ bei La Coruña in Spanien: Das festfahrende Schiff.
Phot. S. de Barral.



1. Der deutsche Militärattaché Major von Hugo auf der Truppenchau in Longchamps am 14. Juli. 2. Der Andrang des Publikums zu der Freivorstellung im Opernhaus. 3. Ras Maillonnen im Automobil. 4. Präsident Loubet begrüßt die französische Armee auf der Truppenchau in Longchamps.

Bilder vom Nationalfest in Paris.

Photographische Aufnahmen von Chusseau-Glaviens, Gribayedoff und Léon Bouët, Paris.



Suzanne.

Kaiserjacht „Meteor“.

Kafen.

Klara.

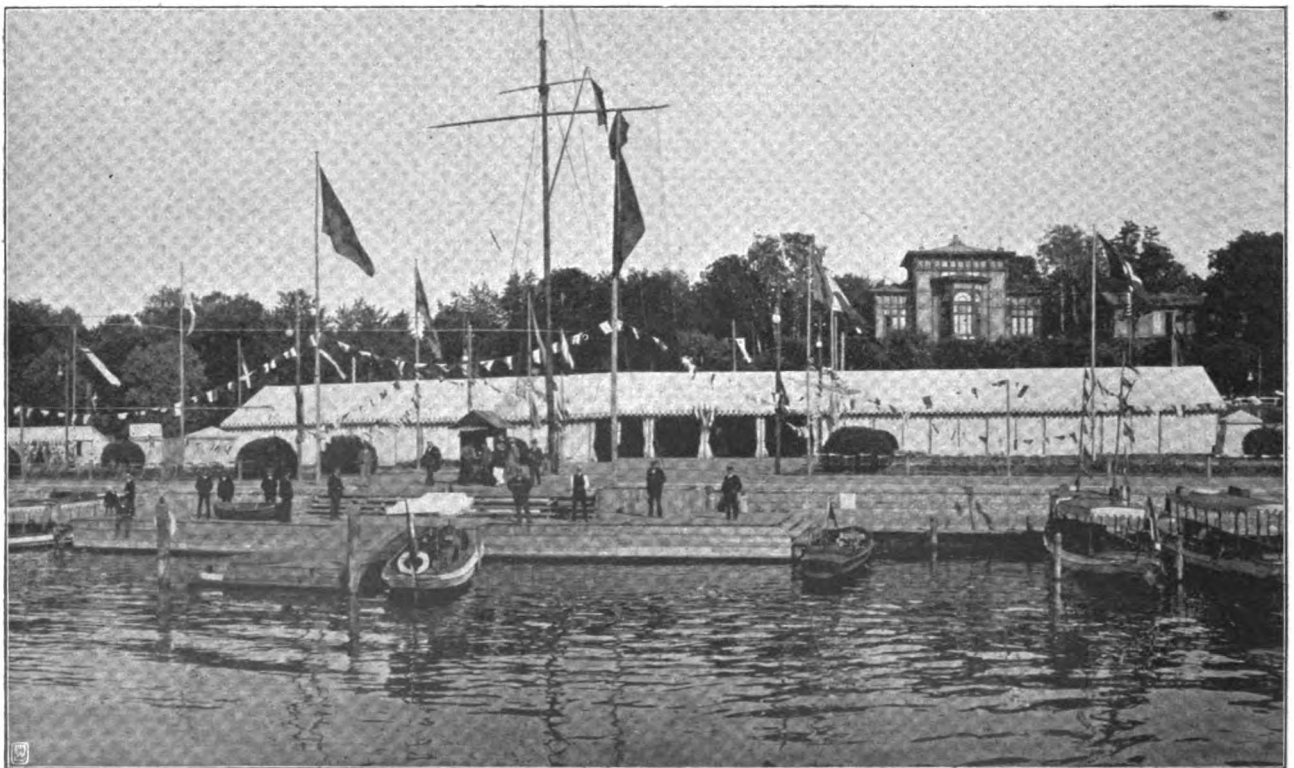
Von der Segelregatta Helgoland-Dover: Die Abfahrt.
Hofphot. f. Schensky, Helgoland.



Das schnellste Motorboot der Ausstellung.



Der Luftschraubenmotor des Grafen Zeppelin.



Gesamtansicht der Ausstellung.
Die Motorbootausstellung in Wannsee bei Potsdam.
Phot. Gordan & Delius, Berlin.

Es war ein alter König . . .

Von

Rudolph Stratz.

1. Fortsetzung.



Arvid blieb erstaunt stehen. „Bist du denn im Reichstag, Vater?“

„Irgendwo bei euch da unten im Urwald,“ erwiderte Herr von Braunschweig melancholisch — „da liegen alle die Briefe, die ich dir nach Afrika nachgeschickt hab . . . vier lange Briefe im letzten Jahr hintereinander — sie haben dich nie erreicht, und jetzt treiben wohl die Gorillas oder die Negerkönige damit ihr Spiel. Nun muß ich alles noch einmal erzählen. Zunächst, mein Sohn — ja: ich bin im Reichstag. Ich gehöre zu den 397, die nie da sind. Unsere Bauern wollten mich durchaus darin haben.“ Er streifte die Asche von seiner Havana und stockte, sich tief räuspernd, eine Weile. Dann fuhr er mit einem raschen Entschluß fort: „Sieh mal, was sollst ich sonst auf dem Land machen? In den langen Jahren, seit ich mich wegen der Krankheit deiner Mutter da draußen in der Einsamkeit vergraben hab? . . . Denn einsam war's — das kannst du mir glauben. Du selbst warst ja nie da. Das große, leere Haus und in ihm Jahr um Jahr ein Mensch zwischen Leben und Sterben — kaum mehr bei uns — eigentlich schon hinüber. Und ich daneben — ich, ein Kerl wie ich! Ich saß allein in meinem Winkel, während du deine großen Reisen machtest, und wurde alt und dachte mir des Abends so bei der zehnten Zigarre und der zweiten Flasche Rotipon, wenn draußen der Wind um unsern morschen Kasten pfiß: ‚Schade, daß das bißchen Leben so rasch um ist.‘ Geheult hab ich nicht, dazu bin ich zu dickblütig und zu dickfellig, ich habe mein Los getragen wie ein Mann. Und schließlich gewöhnt man sich an vieles, auch an das chronische Elend. Das merkt ich erst, wie es zu Ende war. Da war auf einmal alles so leer in mir. So öde. So gottsjämmerlich fahl. Ich kam mir ganz nutzlos vor auf der Welt. Und sagte mir: ‚Jetzt lebe du eben noch die paar Jahre deinen Stiefel weiter wie bisher, und dann scharren sie dich auch einmal ein, und die arme Seele hat Ruh.‘

„Na — und nun hatte also der alte Dalchow auf dem Gut neben mir — du kennst ihn nicht, er hat das Majorat erst übernommen, wie du schon aus dem Elternhaus weg warst — also der hatte eine Tochter. Erst lief sie einem mal so als Backfisch übern Weg — fink und scheu wie ein Wiesel. Dann wuchs sie ran und kam der Nachbarschaft aus den Augen und verschwand auf einige Jahre in so 'nem französischen Plapperinstitut am Rhein. Eines schönen Tags taucht sie wieder auf, lang, zappelig, mager, bildhübsch — achtzehn Jahre, und der Alte sagte zu mir beim Whist: ‚Wenn ich sie bloß schon versorgt und aufgehoben und unter der Haube hätte.‘

„Aber das gab's nicht. Sie wollte nicht. So gingen wieder ein paar Jahre ins Land, und wie's Herbst wurde, da machten der alte Dalchow und seine Frau

Ernst und zogen mit ihr für den Winter nach Berlin. Da machte sie nun ihren Knig bei Hof und tanzte 'rum — und das dauerte denn auch nicht lange, da war es glücklich um sie geschehen.

„Es war ein Süddeutscher. Ein Diplomat, der in Berlin mithalf, den weiß-blauen Globus bei uns Schwarzweißen zu vertreten. Und dieser Bayer hatte bloß einen Fehler: er war schon verheiratet. Aber sehr. Und konnte sich als guter Katholik nicht scheiden lassen. Und wollte es wohl auch gar nicht. Kurzum: es hatte nicht sollen sein.

„Das alles hat mir der Vater, der alte Dalchow, des Abends tiefbekümmert beim Whist erzählt, wie er wieder heim auf seiner Scholle war. Und die Jutta mit. Die war ganz ruhig und gelassen und sagte nur: ‚Gut, wenn ich den nicht hab haben sollen, dann überhaupt nicht —‘

„Dabei blieb sie und richtete sich bei ihrem Vater häuslich auf die alte Jungfer ein. Zu Anfang der Zwanzig!

„Gern hab ich das schöne Menschenbild immer angesehen. Und nun plötzlich stirbt der alte Dalchow — kurze Zeit, nachdem auch mein Haus leer geworden war — vor einem Jahr. Und wie ich ihr da am Grab die Hand drückte und sie da stand mit dem blassen schönen Gesicht und dem schwarzen Kleid und wir beide an unsere Lieben dachten — sie an den Vater, ich an die Frau — da — ja, das läßt sich nicht beschreiben — nicht, wenn man ein junger Mann ist wie du, und nicht, wenn man ein alter Mann ist wie ich. Auf einmal ist's da. Erinnerst du dich als Kind, wie es einmal in unserm Schafstall gebrannt hat? Die ganze Nacht durch hat es so langsam vor sich hingeschwelt, ohne daß die verfluchten Knechte recht darauf geachtet haben, und dann, des Morgens, schlug ganz plötzlich die Flamme lichterloh aus einer Luke, und fast zugleich stand auch schon das ganze Strohdach rettungslos in flammen. Na also: das ist der Fall dieses meines grauen Hauptes . . .

„Juttas Mutter zog nun zu einem verheirateten Sohn nach Metz. Sie mit. Ich sah sie gut ein halbes Jahr nicht und konnte mir die Sache überlegen.

„Nun mag ich ja sonst ein ziemlich unangenehmer Christ und Mitmensch sein, mein lieber Arvid, aber gerade Dummheit haben mir weder Freund noch Feind bisher zum Vorwurf gemacht. Ich kenne die Menschen und kenne mich und ließ mir das Lied: ‚Es war ein alter König . . .‘ vom Heinrich Heine durch den Kopf gehen. Und dann fragte ich mich: ist dein Herz wirklich schon so siech und dein Haupt so grau? — und mußte immer wieder denken: ‚Der arme alte König — der nahm eine junge Frau.‘

„Aber dabei fiel mir immer ein, wie die Damen Thee machen. Der erste Aufguß ist bitter, den gießen

sie weg. Daß mich keine mehr aus Liebe nimmt — na natürlich! Aber wenn ein Mensch, wie Jutta, die erste Bitternis der Liebe hinter sich hat und nur noch eine Narbe im Herzen, die noch zuweilen weh thut und schließlich ganz verschwindet, und wenn sie nun abgeklärt und ruhig geworden ist und vom Leben gar nichts Besonderes mehr erwartet und haben will — warum sollte sie dann dies Leben nicht an meiner Seite ebenso gut wie anderswo zubringen?

„Sie hatte ja eigentlich kein rechtes Heim mehr. Auf dem Gut wirtschaftete der älteste Bruder. Mit dessen Frau kam sie gar nicht aus. In Mex langweilte sie sich und merkte denn doch allmählich, wie es ihr im Leben gehen würde, wenn sie mal nicht mehr jung und schön wäre — erst alterndes Mädchen — dann alte Jungfer — Allerweltstante, ein unnützes Familienmöbel, das man da und dorthin rückt, wie gerade Platz ist.

„So hab ich mir das alles überdacht und hin- und hergewälzt, einen langen Winter hindurch, indem ich wie der Bär im Bau mich in meinem einsamen Kasten auf dem Land eingesponnen hab und halbe Nächte durch im Zimmer auf- und abgegangen bin und mich gefragt hab: Sollst du wirklich frech sein und auf deine alten Tage deinem lieben Herrgott ein Schnippchen schlagen? Und wie's nun Frühling wurde, da regte es sich mir immer mehr im Gemüt und Geblüt: — ja, du sollst! Dabei hatt ich immer noch den Nebengedanken: Es ist ja nur, damit die Geschichte rasch ein Ende hat. Sie nimmt dich ja doch nicht!

„So einen direkten Korb wollt ich mir ja nicht holen. Ich ging zur Mutter und stellte der die Sache vor wie eben dir: Einfach eine Vernunftstehel! Natürlich . . . weil ich den Verstand verloren hab, nennt es alle Welt eine Vernunftstehel.

„Drei Tage darauf die Antwort! Einfach: Ja! Na — lieber Arvid — und so ist es nun gekommen, und sie ist meine Frau, und alles geht gut. An das von früher — da denkt sie gar nicht mehr! Der Bayer ist ab und tot. Völlig vergessen. Sie spricht ganz unbefangen darüber, wie von einer Krankheit, die man glücklich überstanden hat. Ihr Herz — das hat sie eben schon seit Jahren systematisch zum Schweigen gebracht. Das hat einfach die Arbeit eingestellt — in höherem Sinn. Auch, was mich anbetrifft! — Denn ich bin natürlich nicht blind und taub genug, um mir da Dinge einzureden, die nicht sind und gar nicht sein können — und das ist und bleibt doch nun einmal bestehen: Ich bin alt und sie ist jung! Ich liebe sie und sie läßt sich's gefallen. Sie lebt an meiner Seite flott in den Tag hinein — und was so ein Gesellschaftswinter ist, das weißt du ja: — ein Wettrennen, ein Rekord, wer am längsten tanzen, am wenigsten schlafen und am tödlichsten die Zeit totschlagen kann. Ich hab nie einen fieberhafteren Müßiggang gesehen. Jutta und ihre ganze Clique arbeiten wie die Verzweifelten, um nichts zu thun, bis sie täglich die vierundzwanzig Stunden bis auf die letzte zur Strecke gebracht haben und um Mitternacht triumphierend Halali blasen und ‚morgen wieder lustig‘. Ich habe kein Haus, sondern

halte einen Taubenschlag — einen Wartesaal erster Klasse, den ganzen Tag brummt das Gong im Entree, das Telephon himmelt, im Musikzimmer üben sie das ‚Menuet à la Reine‘, unten hält eine Reihe Equipagen — und ich mache schließlich, daß ich davon komme: in die Wilhelmstraße.“

Er lachte in seinem tiefen, dröhnenden Bass. „Ja — die Wilhelmstraße! Jutta zuliebe muß ich wieder in den Staatsdienst treten als Bonze zweiter Klasse mit Pfauenfeder und Knopf. Die Bedingung knüpfte sie an ihr Jawort: Sie wollte nach Berlin. Repräsentieren. Im großen Stil leben. Als Excellenz! Na — und dazu ist sie ja schließlich auch geschaffen. Leicht ist's mir ja freilich nicht geworden, auf meine alten Tage wieder meine Unabhängigkeit aufzugeben, wieder einen ‚Vorgesetzten‘ zu haben und mit den andern Mandarinen in der großen Treitmühle mitzustoßeln. Aber jetzt macht mir auch das Spaß! Alles! Ich lebe wieder! Es ist, als hätte mir jemand zum Geburtstag fünfzehn Jahre rückwärts geschenkt.“

Er blieb stehen und dämpfte seine Stimme: „Arvid!“ sprach er leise, fast angstvoll. „Ich bin mit ihr so un-menschlich glücklich! Verarg es mir nicht! Glaub mir, ich habe Schweres im Leben nachzuholen. Sei nachsichtig gegen mich alten Esel — verdirb mir nicht mein Glück!“

„Ich, Papa?“

„Das thust du, wenn du mein Glück nicht mit mir fühlst! Ich kann mich ja in deine Lage denken! Da kommst du aus fernen Ländern zurück und findest alles nun so ganz anders — ein fremdes Haus — eine fremde junge Frau darin — na, sentimental bist du ja freilich nicht.“

„Nein,“ sagte der junge Forscher trocken.

„Aber immerhin . . . die Erinnerung! . . . Ehrlich: ich hab den ganzen Tag Angst und hab mir immer gedacht: Hättet ihr beide euch nur schon gesehen und euch die Hand gegeben und die ersten Worte miteinander gewechselt . . .“

„Das wird ja gleich geschehen!“

„Ja — aber vorher wollt ich dir eben mein Herz ausschütten! Nun steht alles bei dir! Jutta wird so sein, wie du dich zu ihr stellst.“

„Wir werden Freunde werden, natürlich!“

Der Alte seufzte tief auf, während sie weitergingen. „Na — schön! Dann bist du mein guter Sohn! Dann ist alles in Ordnung! Ich hab's mir ja gedacht!“

Arvid lächelte flüchtig, wie aus einem gutmütigen Mitempfinden heraus. Dies Lächeln war auf seinen Zügen fremdartig. Es paßte nicht zu ihnen. Und gleich darauf war auch der gewohnte Ernst, die kalte Energie wieder da. Er erwiderte nichts. Sie schritten eine lange Strecke schweigend nebeneinander her.

Herr von Braunscheidt glaubte, daß sein Sohn sich das eben Gehörte noch einmal still durch den Kopf gehen lasse. Aber statt dessen begann dieser nach einer Weile: „Verzeihel! Hast du die Adresse dieses Doktor Belling?“

„Nein. Wie kannst du denn immer nur an den Menschen denken?“

„An meine Feinde denk ich bei Tag und bei Nacht.“

„Das ist die Hälfte zu viel. Nach Tisch thu ich das nie mehr. Und ich bin doch auch ein ehrlicher Hasser.“

„Eben. Wer nicht hassen kann, kann auch nicht lieben.“

„Hast du denn je geliebt?“ sagte der alte Herr mitleidig.

„Ich bin doch weit genug in der Welt herumgekommen, um viel Frauen kennen zu lernen.“

„Ach ja — das! Aber ich meine — ernsthaft? Ich glaube, das kannst du gar nicht.“

Arvid schaute leer vor sich hin, dann sagte er gleichgiltig: „Dazu hab ich nie Zeit gehabt.“

„Sei froh!“ sprach der Alte, und sie traten in das Haus.

Oben in der Flurthür stand Jutta, die sie vom Fenster aus hatte kommen sehen. Sie war etwas blaß, aber ganz einfach und natürlich, als sie rasch den beiden ein paar Stufen entgegen ging und dem Gast die Hand bot, mit einem halblauten, herzlichen: „Willkommen daheim, Arvid.“

Und er antwortete ebenso ruhig, ihre Rechte ergreifend: „Ich danke dir.“

III.

Eine halbe Stunde darauf saßen sie alle drei beim Lunch, in dem großen Speiseraum, auf dessen Buffets — das einzige, was Arvid an das Elternhaus erinnern konnte — das vergilbte Braunscheidtsche Familien-silber prangte. Sonst war alles verschieden von der schwerfälligen Behaglichkeit eines von Generationen eingewohnten, altfränkischen Herrenhauses auf dem Land — alles neu, geschmackvoll — vornehmster, unauffälliger Luxus einer schönen, jungen Frau.

Arvid redete bei Tisch fast allein, von seiner großen Durchquerung Afrikas, die seit Monaten — seit vom Kongo die Nachricht von seinem glücklichen Wiederauftauchen an der Westküste angelangt war — die Kolonialpolitiker und die Gelehrtenwelt in Atem erhielt. Seine Sprache klang eintönig, ohne Hebungen und Senkungen, leidenschaftlos und leise, so leise zwischen den Zähnen, daß die andern manchmal Mühe hatten, ihn zu verstehen, besonders am Schluß der Sätze, wo er die Stimme gleichgiltig fallen ließ, als lohne es ihm nicht mehr der Mühe, weiterzureden. Und doch war, was er berichtete, fesselnd genug — eine lange Folge von Abenteuern und Gefahren, von Mühen, Krankheiten und Entbehrungen, die sich wie eine dunkle Perlschnur an der Kette eines zähen, unzerreißbaren Manneswillens, eine hinter der andern, bis zum siegreichen Schluß aufreiheten.

Die beiden andern, die graue und die blonde Excellenz, hörten schweigend zu, und zuweilen besannete ein grimmiges, befriedigtes Lächeln Herrn von Braunscheidts gebräunte Züge. Sein Auge hing an dem blassen Antlitz des Sohnes. Er lauschte mit tiefer Aufmerksamkeit dem trockenen, stockenden Bericht von Not und Tod in tausenderlei Gestalt.

Bei diesem afrikanischen Totentanz, der sich da vor ihm entrollte, klang etwas Verwandtes in seinem Innern

mit, ein Wiedererwachen lange vergessener und fegrabener Jugendwünsche. Vor einem Menschenalter war er auch einmal zu Anfang der Dreißig gewesen, ein baumlanges, wildes, hageres Geselle, zehnmal wilder als dieser bleiche, äußerlich so unscheinbare Gelehrte da neben ihm. Damals hatte er nicht gewußt, wohin mit dem zornigen Thatendrang, der Abenteuerlust, die in seinen Adern kochte und hämmerte. Er hatte davon geträumt, fremde Kriegsdienste zu nehmen, die Welt zu umsegeln, irgendwie den Ueberfluß an unruhiger Kraft loszuwerden. Aber in seiner Jugend war man in Deutschland noch seghafter als jetzt in seinen alten Tagen. Die Scholle hielt einen fest und mehr noch nach dem Tode des Vaters das stolze Selbstgenügen des Großgrundbesitzers an seinem eigenen, ihm allein unterthanan Stück Erde. So war er, nach den kurzen Brausejahren der Universitätszeit, fast unmerklich in den altgewohnten Lauf der Dinge hineingeglitten, weiter und weiter im Staatsdienst, und als er sich daraus aufs Land und in die Freiheit gerettet, waren seine besten Tage schon vorbei — er hatte eine sterbensranke Frau — sein Lebensschiff lag für immer fest verankert im Hafen und sein angeborenes Phlegma ließ ihn diese Weltzurückgezogenheit als die würdigste und vornehmste Form des Daseins erscheinen.

Aber ein grimmes Behagen war ihm doch geblieben, wenn er von Menschen und Thaten hörte, die der Alltäglichkeit der Dinge spotteten. Wer über die Schranken des Philisteriums hinausprang, war sein Mann. Dem fühlte er sich seelisch nahe in seiner tiefen, gelassenen Verachtung der Massen und ihrer Gesehe.

Sein Sohn da hatte die Laub- und Palmenwülbungen des unbetretenen Urwalds über sich rauschen gehört und das Weltmeer im Sturm geschaut, er hatte das Heulen der Kugeln und das Surren der Giftpfeile hart am Ohr vernommen — er hatte sich aus Fieberkrallen, aus Stromschnellen und dem Rachen reißender Bestien gerettet — er hatte mehr erlebt und erlitten, als sonst Millionen von Menschen beschieden, und wußte wohl gar nicht mehr recht, wie farblos, wie nüchtern sich im norddeutschen Nebel die Wochen und die Jahre dahinspinnen können. Dem heimischen Alltag war er fremd geworden. Man brauchte nur sein Gesicht anzusehen! Da hatten jahrelange Irrfahrten in den geheimnisvollsten Ländern der Erde deutlich mit ihren Runen und Runzeln geschrieben: „der da ist anders wie die andern.“

Der war ein Mann und hatte gelebt wie ein Mann. Wie ein Mann von früher, als die Welt noch nicht zahm war. Als man noch durch dick und dünn über Land und Meer seinem Sterne nachritt und Not und Tod um ihrer selbst willen, aus Lust am Abenteuer, herausforderte und bestand. Und der so dachte und handelte, der war sein Fleisch und Blut. Dieser Stolz wärmte ihm das Herz wie alter Wein.

„Ja — sieh mal, Jutta,“ sagte er, als Arvid verstummte und wieder nach seiner Art leer auf irgendeinen unsichtbaren Gegenstand in der Ferne starrte, „das ist ein Sohn, an dem man Wohlgefallen haben kann. Ich hab es gut getroffen als Vater. Ich hab

nur einen einzigen, aber der ist auch danach. Er hätte auch was anderes werden können — ein Schuldenmacher im Altira oder Küraß, ein verliederter Rennfritze und Kartenkünstler im Jeulub oder so ein Zivilstreber, oder gar das Gräßlichste auf Erden: einfach ein dummer Kerl. Seelengut, aber zu nicht zu gebrauchen — aber nein: er macht mir Ehre. Er ist klüger als sein Vater. Und das will doch immerhin schon was heißen.“

Er lächelte und zeigte dabei wie ein gutgelauntes großes Raubtier seine Zähne unter dem eisgrauen Schnurrbart. „Ja — ich kann dankbar sein. Dir auch, Jutta. Mir zuliebe, Kinder: Ich bitt euch, vertragt euch! Es giebt ja draußen in der Welt so eine Menge Leute, mit denen ihr euch raufen könnt — aber hier, in meinen vier Wänden, soll Friede sein. Ich hab ihn verdient. Denn ich bin alt. Und will nichts mehr von dem Leben, als zwischen zwei Menschen sitzen, die ich lieb habe und sie mich — und hoffentlich bald auch einander.“

Der Diener hatte eine Champagnerflasche in den Kühler neben ihm gestellt. Er goß ein. Seine Hände zitterten etwas. Aber er lachte: „Was, Jutta — wenn dein Vater und ich nun nicht Nachbarn geworden wären? Dann wirtschaftetest du jetzt vielleicht irgendwo in Ostelbien als notleidende Agrarierfrau auf dem Hühnerhof herum, statt hier an dem wirklichen Hof, und stopfstest die Gänse, statt hier wohlthätigen Damenkomitees vorzusitzen — also das alles hat unser lieber Herrgott in seiner Gnade wohlgefügt, und wir wollen ihm dankbar sein.“

Er stieß mit seiner Frau und seinem Sohn an. Während die Gläser zusammenklangen, fing Jutta einen Blick von ihm auf, den sie verstand. Als ihr Sektfelch den Arvids streifte, neigte sie ihm im Stehen, mit einem leisen Lächeln in den Augen, das Haupt entgegen, und er berührte flüchtig mit seinem Schnurrbart ihre Lippen.

Dann setzten sie sich wieder, und Arvid sagte nur: „Das ist das erste Mal seit drei Jahren, daß ich jemanden geküßt hab.“

„Ich glaube, das lernst du nie ordentlich, mein Sohn,“ lachte Herr von Braunscheidt. „Was, Jutta — danach sieht er nicht aus. Für euch hat er keine Zeit. Er hat's selbst vorhin gesagt.“

Er war in rosiger Laune. „Friedrich,“ wendete er sich an den wieder eingetretenen Diener. „Herrn Stöffel-Stier empfangen. Sonst niemand. Sagen Sie den Leuten, hier im Haus seien die schwarzen Blattern, oder ich säße im Bad, oder ich läge im Sarg und wollte meine Ruhe haben. Verstanden?“

Dabei nickte er seiner Frau listig zu, ein riesiger, etwas greisenhafter Mephisto, um dessen Augen es in schlauen Schlangenfältchen zwinkerte und dessen grauer Schnurrbart nur halb eine böartige, um die Mundwinkel spielende Heiterkeit verbarg. „Ach ja — Ruhe! Einmal schmeißen sie mich doch aus der Wilhelmstraße heraus, Jutta! Ich hab eine bestimmte Zuversicht, daß ich mich auf die Dauer dort unmöglich mache! Den Tag werd ich preisen. Glaub mir, Arvid, es ist kein ästhetischer Genuß, den heiligen Bureaokratius täglich nackt zu sehen, und es geschehen viele Dinge zwischen Einden und Leipzigerstraße, von denen die

Weisheit des Steuerzahlers nichts ahnt. Ach — mal heraus! — weg aus Berlin — welch eine Wonne. Freies Feld. Eine Reihe Pappeln — ein Stück Luzerne, in der ferne eine Kompagnie Windmühlen — Sonne — Wald — weiter Himmel — o, ich hab eine kindische Sehnsucht, einmal wieder zur Entenjagd hohe Chranstiefel anziehen zu dürfen. Jutta, Kind meines Herzens — begreiffst du das wirklich nicht?“

„Ich habe noch nie hohe Chranstiefel angehabt,“ erwiderte die schöne Excellenz etwas frostig.

Ihr Gatte lehnte belustigt seine mächtige Gestalt in den Armstuhl zurück. „O — ihr Philister! Sie nimmt es schon wieder ernst. Sie hat schon wieder Angst, daß ich sie nach Sibirien heimtschleppe. Immer fällt sie auf mich rein — immer. Und dabei hab ich ihr doch heilig versprochen, hier am grünen Strand der Spree zu bleiben — im Dienst und als abgehälfterte Staatsflüchtling erst recht. Freilich nicht gern. Ich bin zu naiv für Berlin, gerade wie unsere unorthographischen Vorfahren. Die plünderten auch grundsätzlich nur außerhalb und kamen erst zuguterletzt in die Stadt herein, um sich auf allgemeines Verlangen köpfen zu lassen. Die Quikows waren eben keine Geheimräte, sondern notleidende Raubritter — eine tüchtige Gesellschaft trotz alledem — was, Arvid?“

Der blasse junge Forscher lächelte nur. In diesem Augenblick war er seinem Vater ähnlich. In beiden regte sich das alte trotzig Junkerblut der Mark.

„Du sparst deine Worte,“ sagte der alte Herr betrübt. „Hast recht. Du zahlst in Thaten. Und ich sitz da und rede. Und gethan hab ich nichts. Als Philister hab ich gelebt, als Philister werd ich sterben und war doch keiner. Aber zu schwer an Blut, zu schwer an Knochen, vielleicht auch zu schwer an Gehirn. Mit solchem Gepäck kann man nicht wie ein Handwerksbursche durchs Leben bummeln. Da bleibt man still im Schloß seiner Väter und endet in der stillen Wilhelmstraße. Und von dort führen sie bei der letzten Maskerade, bei meinem Begräbnis, einen Mandarin auf den Kirchhof, der eigentlich gar keiner war, sondern im Grund seines Herzens ein ganz gottloser Strolch. Und alle Welt hat ihn um seine bleierne Erdenlast — um Rang, Adel und Reichtum — auch noch beneidet. Ach nein, ihr junges Volk — leicht und thöricht sollt man sein wie ein Floh. Ein Springinsfeld voll sonniger Dummheit. Dann lernt man das Dümme auf der Welt nicht kennen — die Reue. Ihr beide seid auch schon viel zu ernst für eure Jahre.“

Seine Stimme war bei den letzten Sätzen tief und murmelnd geworden. Er sah viel älter aus, wie er so das mächtige Haupt auf die Brust sinken ließ, finster vor sich hinbrütete und dann wieder begann: „Alles umsonst. Da hat man nun seinen Schweiß bei der Verwaltung seiner Güter, seine Tinte im Staatsdienst vergossen und sitzt nun da ohne Lebensquittung in der Hand, ohne eine rechte Erinnerung. Das war alles ewig so nüchtern und farblos — altpreussisch — eine schnurgerade Pappelallee von der Wiege bis zum Leichenstein. Und an dem hämmert vielleicht schon irgend ein Steinmeiß vor dem Hallschen Thor, ohne daß ich es weiß.“

Die beiden andern wußten nichts Rechtes bei diesem plötzlichen Umschlag seiner Stimmung zu erwidern. Es entstand ein kurzes Schweigen. Dann richtete sich der alte Recke plötzlich auf, heiter und elastisch wie zuvor.

„Na — da haben wir's ja,“ sprach er rasch, während der Diener eintrat und ihm halbblaut einen Namen meldete. „Stöffel-Stier, der melancholische Hausknecht! Und in dringendster Angelegenheit? Schön. Ich komme. Verzeih, Arvid, aber es betrifft dich. Die Bellingschen Händel. Nee — bleib nur sitzen, mein Sohn. Ich bändige meine Reptile nicht gern vor Zeugen. Ich geh da nebenan hinein. Unterhalte du dich nur inzwischen mit Jutta.“

Er warf die letzten Sätze leicht hin, aber doch voll innerer Unruhe. Wenn er die beiden jetzt allein ließ — würden sie sich etwas zu sagen haben? Er klopfte seinem Sohn, hinter dessen Stuhl tretend, auf die Schulter.

„Du mußt eben denken, Arvid, du hättest bei deiner Rückkehr eine Schwester vorgefunden — die meinetwegen irgendwo bei Verwandten in der ferne aufgewachsen ist, so daß du sie nie hast kennen lernen. Und nun ist sie eben wieder da. und ihr seid doch eben miteinander verwandt und nun schaut, daß ihr gut miteinander auskommt, Kinder! Auf Wiedersehen!“

Er nickte den beiden freundlich zu und durchmaß mit langen, wuchtigen Schritten den Raum bis zur Thüre, die sich geräuschvoll hinter ihm schloß. Gleich darauf fragte Jutta, rasch, um ja keine peinliche Pause eintreten zu lassen: „Nun — wie findest du Papa?“

„Er hat sich verändert.“

„Nicht wahr? Er selbst behauptet auch immer, er sei mindestens um fünfzehn Jahre verjüngt.“

„Ja. Er ist noch viel lebhafter als früher.“

So sprach Arvids Mund. Aber in seinem Kopf klangen die gleichen Sätze anders. Der Vater stößte ihm Sorgen ein. Er war zu betriebsam geworden. Zu eilig. Zu laut und leutselig mit Hinz und Kunz. Die Stimmung schlug jäh hin und her. Das Schwergewicht fehlte. Statt dessen Worte — viel, allzuviel Worte — und manche welkte darunter. Herbstzeichen. Er wurde alt oder vielmehr — er war es schon in seiner Unrast. Denn die Angst vor dem Alter — das war ja eben das Alter selbst.

Und laut sagte er: „Hoffentlich bürden sie ihm im Ministerium nicht zu viel auf.“

„Ach — das kann er sich einrichten. Der Arzt meint, es sei gerade in seinen Jahren ein Glück, wenn man eine bestimmte Thätigkeit hat.“

Sie redete ganz unbefangen von seiner Betagtheit. Und ebenso fuhr sie fort: „Papa hat ja eine so starke Konstitution. Wenn man sonst hier seine abgearbeiteten und verbrauchten Kollegen sieht . . . er ist ein Riese dagegen.“

Er nickte stumm. Es berührte ihn seltsam, daß sie so einfach von „Papa“ sprach, als wäre er wirklich ihrer beider Vater. Und sie Bruder und Schwester, wie jener vorhin halb im Scherz meinte. Dem Alter nach stimmte es wohl. Sie war fünf, sechs Jahre jünger als er. Und schön — das sagte ihm sein Auge, das ernst auf ihr ruhte. (Fortsetzung folgt.)

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Ludwig Max Goldberger, Berlin.

II.

Arbeit und Werkstätten.

Der freien wirtschaftlichen Bethätigung ist in den Vereinigten Staaten nirgends hemmender Zwang angethan. Die Regierung der Einzelstaaten wie die Bundesregierung ist mit den Bürgern eins in dem Bestreben, die wirtschaftliche Größe des Landes zu heben. Verkehrs- oder Baubeschränkungen bestehen nur in verhältnismäßig geringem Umfang, übrigens nicht gleichmäßig in den verschiedenen Einzelstaaten.

Wer ein Grundstück besitzt, darf darauf ein Geschäftsgebäude so hoch errichten, wie er mag, und keine andere Grenze als die der technischen Möglichkeit ist ihm dabei gestellt. Wer ein Warenhaus einrichtet, der thut es nach den ihm bekannten oder von ihm vorausgesetzten Wünschen des Publikums, und keine Behörde mischt sich aus Gründen der Sicherheit ein. Der Unternehmer wird nicht bevormundet und das Publikum auch nicht, das selbst die Augen offen zu halten gewöhnt ist und in dieser Gewöhnung erhalten werden soll. Die Erziehung stellt den Menschen auf sich selbst und giebt ihm für Denken und Handeln die Lebensregel: „Hilf dir selbst!“ Ungemein charakteristisch ist, was ich während meines Aufenthalts in Südkalifornien sah. Bei dem herrlich gelegenen Coronado Beach führen langgestreckte Fußgängerdämme einladend in den Stillen Ozean hinaus. An der Dämme Anfang aber erzählt ein behördliches Schild mit mächtigen Lettern: „Wer diese Brücke betritt, thut es auf eigene Gefahr.“

Die öffentlichen Anlagen sind überall nur Nutzenanlagen im engsten Sinn. Auf nichts wird geachtet, als was dem Verkehr selbst dient. Große Vorsichtsmaßregeln im Eisenbahnbetrieb werden nicht für erforderlich angesehen, wohl aber die besten Lokomotiven, zugleich in den fernzügen mit allen Bequemlichkeiten des Reisens ausgerüstete Speise-, Schlaf- und Bibliothekswagen. Bahnbarrieren sind nicht vorhanden. Schilder mit der Aufschrift: „Achtung! Wagen!“ gelten als ausreichender Schutz. Auf der endlosen Atchison Topoka and Santa Fe-Eisenbahn bemerkt man nur vereinzelte Bahnwärterhäuser. Hier und da liegen zur Seite des Gleises einige Ersatzschienen für den Fall rasch benötigter Ausbesserungen.

Eine Art Arbeitsfanatismus beherrscht die Gemüter. Die Arbeit ist in den Industriezentren so intensiv, daß sie kaum eine andere Erholung als den Schlaf zuläßt, und deshalb sind, wenn man von den großen Städten absteht, die Einrichtungen für weltliche Vergnügungen überaus sparsam. Wo es dem Geschäft gilt, wo man der erwerblichen, kaufmännischen Thätigkeit nachgeht, selbst an kleineren und entlegenen Plätzen, findet man Hotels, die mit allem Komfort und mit überraschendem Glanz eingerichtet sind. Die Erholungsplätze dagegen bieten nur mäßige Unterkunft, schlechte Wege, mangelhafte Verkehrsmittel. Die Raslosigkeit schließt die Erholung aus, die der amerikanische Gewerbetreibende auch gar nicht daheim sucht. Hat er Geld übrig, will er für kurze Zeit rasten und sich vergnügen, so geht er nach Europa. Im eigenen Land kennt er kaum etwas anderes

als das Geschäft, hat er nur für dieses Sinn, so zwar, daß sogar von den Wohlhabenden nur wenige die landschaftlichen Schönheiten der Heimat kennen. Von den Bewohnern des Ostens hat nur ein kleiner Teil das sonnige Stück Erde des fernern Westens mit seinen Blüten und Blumen, mit seinen Früchten und Weinbergen, mit seinem milden und reinen Himmel, mit seinen Palmen und Orangen gesehen. Das erklärt sich keineswegs aus Abneigung gegen die Natur oder aus besonderer Neigung zur Seßhaftigkeit. Nach dem Westen geht man eben nur, wenn man im Osten nicht Erfolg gehabt hat, oder wenn man sein Arbeitsgebiet ausdehnen will. Dann freilich ist man schnell zum Ausbruch entschlossen. Das Tätigkeitsfeld ist weit, und „unbegrenzte Möglichkeiten“ hat man vor sich.

Der Arbeitsfanatismus, von dem ich eben gesprochen habe, beginnt bereits in jungen Jahren. Jung wie die Industrie des Landes sind auch die Leiter großer Betriebe, beinahe noch Jünglinge. Andererseits giebt es drüben kaum Männer, die sich als Rentner zur Ruhe setzen, auch wenn sie Millionen erworben haben. Sie wagen den Gewinn oder doch einen großen Teil davon immer aufs neue, und so häufen sich im Fall des Erfolgs die großen Vermögen, die übrigens nicht selten — im Gegensatz zu den oft demonstrativen Aufwendungen, die ich früher erwähnt habe — von den Besitzern mit königlicher Hand wieder gemeinnützigen Zwecken zugeführt werden. Als ein erfreuliches Symptom ist es anzusehen, daß diese Riesenschenkungen nicht minder wie kleinere Gaben, abgesehen von den Werken reiner Nächstenliebe, in beträchtlichem Umfang der Förderung des Unterrichts und der Wissenschaft gewidmet werden.

Wie der Entfaltung des Wirtschaftslebens nirgends Fesseln angethan sind, so besteht auch im Verkehr der Menschen untereinander die größte Bewegungsfreiheit, allerdings oft in uns befreundlichen Formen. Zwischen den jeweiligen Machthabern und dem Volk hat sich naturgemäß ein ganz anderer Zusammenhang ergeben als in den Monarchien; und da drüben noch alles neuer ist, so möchte ich behaupten, sogar noch weit freier und undisziplinierter als in den Republiken der Alten Welt.

Daß der „Respekt vor der Autorität“ in den Vereinigten Staaten nicht übermäßig ausgebildet ist, kann nach dem eben Gesagten kaum wunder nehmen. Das läßt auch ein freundliches Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer nicht recht aufkommen. Es machte einen eigentümlichen Eindruck auf mich, als ich in den „Union Iron Works“ in San Francisco mit dem Schöpfer dieser Werke, Irving Scott, durch die Umgehung der Anlagen ging und wahrnahm, daß von allen den Arbeitern, die wir auf dem Weg zum Mittagessen trafen, kaum einer seine Mühe vor dem in Ehren ergrauten Mann zog, der eine Zierde des amerikanischen Gewerbestandes ist. Und sie kannten alle Irving Scott! Auch werden Pensionen und Ruhegehälter in geschäftlichen Betrieben nur in den seltensten Fällen gewährt. Wer nicht mehr im vollen Umfang zu arbeiten vermag — selbst wenn er in dem gleichen Betrieb alt geworden ist — muß gehen; rücksichtslos erhält er seinen Kaufpaß, er hat jüngeren Kräften zu weichen, die arbeitsfähiger sind. So erfordert es das Interesse des Geschäftes, und etwas anderes darf nicht in Frage kommen. „Hilf dir selbst“, so heißt es auch hier. Wir haben gute Löhne und Honorare gezahlt — davon hätte genügend zurückgelegt und für Alters- und Lebensversicherungsprämien verwendet werden können. In den Bank- oder Industriegeellschaftsbilanzen habe ich, soweit ich mich entsinne, Pensionsfonds für Beamte gleichfalls nicht gefunden. Einige größere Eisenbahngesellschaften beginnen allerdings mit der Einrichtung von Pensionsanstalten. Das sind aber zunächst Ausnahmen. Gemeinfame Festlichkeiten der Arbeitgeber mit den Arbeitnehmern aus Anlaß eines besonderen Gedenktags gehört zu den größten Seltenheiten. Zwei Gruppen stehen sich in dem Arbeitgeberum und in der Arbeiterschaft gegenüber — ohne innere Zusammengehörigkeit und ohne „Respekt vor der Autorität“ — jede Partei bestrebt, so viel zu gewinnen, wie nur möglich ist.

Man muß aber das Volk der Vereinigten Staaten bei der Arbeit selbst gesehen haben, um begreiflich zu finden, daß es

leisten konnte, was es geleistet hat und zu leisten fortfährt. Maschinen überall, um im Großen zu schaffen, und die Arbeitsteilung so sehr durchgeführt, daß schließlich der Mensch selbst entweder zur Maschine oder zum Aufseher einer Maschine geworden ist. Im Gegensatz zu Europa, wo in langem geschichtlichen Werdegang die selbständige Individualität eine der schönsten und edelsten Blüten der Ausbildung war, hatte in den Vereinigten Staaten ursprünglich die seltsame Paarung von Freiheit und harter wirtschaftlicher Notwendigkeit, die wunderliche Verbindung einer menschliche Satzungen nur in beschränktestem Umfang kennenden und anerkennenden Selbstwilligkeit mit rücksichtslosem Zielbewußtsein dahin geführt, daß ein Volk von selbstherrlichen Individuen bei der schaffenden Thätigkeit auf alles Eigensein verzichtete und sich ganz und gar in den Dienst des Arbeitszwecks stellte. Wo es möglich ist, die Arbeit in einzelne Handgriffe zu zerlegen, da wird der einzelne Handgriff zum Beruf gemacht, weil damit eine Übung gewonnen wird, die eine größere Sicherheit in diesem Handgriff giebt und seine häufigere Wiederholung in einem bestimmten Zeitmaß zuläßt. Der Leiter der Westinghouse Electric Mfg. Co. in Pittsburg, ein Deutschamerikaner, sagte mir:

„Der große Erfolg des amerikanischen Wettbewerbs beruht, abgesehen von den unermesslichen Schätzen des Bodens, zum Teil auf dem maschinellen Ersatz der Menschenhände, auf Schnellbetrieb, auf Konzentration des Betriebs — zum Teil aber auch, und zu einem wesentlichen Teil, in der Spezialisierung der Arbeitsgebiete, und vor allem in der notwendigen Spezialisierung der Arbeiter, denen wir doch ganz andere Löhne zahlen, als Sie drüben! Unsere Arbeiter bleiben in der gleichen Werkstätte, an derselben Drehbank, an demselben Kran, an derselben Maschine; sie werden nie von einer Abteilung in die andere geschickt, sie werden immer zu der gleichen Arbeit verwendet. So gewinnen sie an der Stelle, an der sie stehen, eine außergewöhnliche Fertigkeit — sie werden Spezialisten in ihrem Fach, in dem Bereich ihrer Arbeit, und leisten durch die jahrelang gethätigte Übung quantitativ und qualitativ in acht Stunden vielleicht mehr als ein Arbeiter drüben in der doppelten Zeit! So fallen die höheren Löhne für uns gar nicht in die Waagschale!“

Zweckentsprechend verfahren — das ist der Grundsatz der Industrie in den Vereinigten Staaten. Man ist auf das äußerste sparsam bei der Produktion, aber nicht, indem man kargt, sondern indem man keine Ausgabe scheut, die irgend einen Ertrag verspricht. Der Amerikaner wirft eine eben gekaufte Maschine zum alten Eisen, wenn sie nicht zweckentsprechend ist, um alsbald ein besseres Modell zu ersehen; er hat das Herz, überall die teuersten und besten Spezialmaschinen anzuschaffen.

Zweckentsprechend verfahren — das ist der Grundsatz der Industrie in den Vereinigten Staaten, und das Ziel ist ein doppeltes: selbst für den heimischen Markt zu sorgen und den Landesreichtum und die Landeskraft durch Gewinnung fremder Märkte für sich fruchtbar zu machen, wobei durch intensive Vervollkommnung der Technik einerseits die äußerste Ausnützung der Rohmaterialien, andererseits der allmähliche Uebergang zur Erzeugung von qualitativ hochstehenden Waren scharf in den Vordergrund tritt. Es ist begreiflich, daß dem unermesslichen Fortschritt der Vereinigten Staaten in der Produktion und Verwertung von Rohstoffen bei zunehmender Bevölkerung der wirtschaftliche Umschwung folgen mußte. Es war gar nicht anders möglich, als daß ein Land, dem unaufhörlich Arbeiter der verschiedensten Gewerbszweige aus der Alten Welt zuströmten, sich auf die Dauer nicht damit begnügen mochte, den Handlanger der fremdländischen Industrie abzugeben, ihr die Materialien zu liefern und die verarbeiteten abzunehmen. Die natürliche Entwicklung verlangte das Entstehen von eignen Industrien zur Deckung des heimischen Bedarfs. Der nächste Schritt war, daß die unter dem Zollschutz erstarkende Industrie sich exportierend zu bethätigen begann. Nicht langer Zeit hat es bedurft, um das Beginnen zu mächtiger Entfaltung auszuweiten und den Fabrikatsexport immer erheblicher zu steigern.

Man will sich durchaus vom Ausland emanzipieren, besonders da, wo man in dieser Befreiung einen Vorteil erblickt. Auf vielen Schaufenstern prangen stolz die selbstbewußten Worte: „Made in America.“ Beweiskräftiger als statistische Zahlen ist der fast überall deutlich erkennbare Entwicklungsgang in den betreffenden Geschäftsbetrieben. So ist z. B. der amerikanische Bedarf an Spielwaren ein enormer; die deutsche Ausfuhr hat sich daraufhin um über 400 000 Dollar im letzten Jahr erhöhen können; sie wäre noch erheblicher gewesen, wenn sich nicht zugleich in den Vereinigten Staaten sehr beachtenswerte Anfänge einer eigenen Spielwarenindustrie zeigen würden. Ich erwähne ferner die Produktion der amerikanischen Seidenindustrie und ihrer Hilfszweige, wobei in der Seidenstoff- und Seidenbandfabrikation der mechanische Webstuhl den in der Alten Welt vielfach noch verwendeten Handwebstuhl gänzlich verdrängt hat. Der Wert der Jahresproduktion beträgt jetzt bereits nahezu 100 Millionen Dollar. Ich hebe weiter die Sammetindustrie hervor. Die Einfuhr ist durch das Aufblühen der amerikanischen Fabrikation erheblich zurückgedrängt worden. In billiger, für den Massenvertrieb geeigneter Ware ist das amerikanische Fabrikat an die Stelle des früher dominierenden ausländischen Produkts in der Hauptsache getreten. In Besatzartikeln und Handschuhen kommt gleichfalls das Ausland nicht mehr wie ehemals in Betracht. Ich nenne außerdem die Korbwarenindustrie, die sich in ansehnlichem Umfang in Amerika aufzubauen beginnt. Ich erinnere sodann an den starken Aufschwung der amerikanischen Zementindustrie, die zur Zeit nicht einmal den Inlandsbedarf zu decken vermag und mit Hilfe moderner und höchst erfolgreicher Arbeitsmethoden einen vortrefflichen Artikel produziert; an der pazifischen Küste besteht allerdings eine nennenswerte Zementindustrie noch nicht. In Bandruckerzeugnissen, die noch vor etwa 10 Jahren beinahe vollständig importiert wurden, entwickelt sich in Amerika ein staunenswertes Gewerbe mit verhältnismäßig billigen Preisen, zugleich in zunehmend guter Qualität, dank täglich neuen Erfindungen in den chromolithographischen und verwandten Druckverfahren. Während Europa dem amerikanischen Markt, wenn auch in bescheidenen Quantitäten gegen früher, immer noch Fenster- und Tafelglas liefert, beherrscht die amerikanische Glasindustrie in allen andern ihrer Artikel den heimischen Markt beinahe vollkommen. In geschliffenem Glas leisten die amerikanischen Werkstätten Hervorragendes und führen selbst bei verhältnismäßig teuren Preisen bereits jetzt nicht unerhebliche Mengen nach Europa aus.

Auf der andern Seite ist der augenblickliche Inlandsbedarf auf manchen Produktionsgebieten ein so überragender, daß man an den Export überhaupt nicht denken kann. Dazu kommt, daß man vielfach in den mittleren Betrieben die richtigen Exportbeziehungen erst zu organisieren und aufzubauen anfängt.

Auf die Frage, wie Deutschland wohl ohne amerikanische Rohbaumwolle auskommen wolle, ist diesseits mit der Gegenfrage geantwortet worden, an wen die Amerikaner ihre Baumwolle verkaufen wollten, wenn Deutschland in absehbarer Zeit in der Lage wäre, sich in erhöhtem Maß aus alten Produktionsländern oder aus neuen Produktionsgebieten, nach Fertigstellung der Bagdadbahn, zu versorgen. „An niemanden,“ erwiderte mir ein Newyorker Kaufmann, „wir verarbeiten die Rohbaumwolle einfach selbst und werfen die Fabrikate auf den Weltmarkt.“ — Das ist eine jener „titanischen“ Uebertreibungen, die sicher nicht ganz ernst genommen sein wollen. Ein in seinem Urteil abgeklärter, hervorragender Sachverständiger auf dem Gebiet des Baumwollwarengewerbes sagte mir aber:

„Wir könnten schon jetzt viele Artikel nach Europa bringen, mit Nutzen selbst in die durch Zölle geschützten Länder. Wir thun es aber nicht, da der europäische Kaufmann viel eigner ist, selbst bei billiger Ware, als seine Kollegen anderwärts. Er hat wohl mehr Zeit, die Waren zu prüfen und so etwaige Mängel herauszufinden. Kleinigkeiten, gegen die er Einspruch erhebt, übersehen wir gewöhnlich, vielleicht weil die zum Grübeln und Fehlerfinden

aufgewandte Zeit für uns größeren Wert hat, als eine Reklamation einbringen kann.“

Mein kundiger Freund betonte ferner, was er nur auf sein Spezialgebiet bezog, was aber doch, mit sinnmäßiger Anwendung, als typisch für alle Produktionsgebiete des amerikanischen Gewerbestreifes gelten kann und deshalb hier erwähnt werden soll:

„Die Leistung einer Druckmaschine ist größer, wenn sie den ganzen Tag über in der gleichen Zeichnung und in der gleichen Zusammenstellung von Farben arbeitet, als wenn man sie ein Duzendmal anhält, um Walzen und Farben zu ändern. Wir lassen unsere Maschinen nicht stillstehen und arbeiten lieber mit Verlust, der allerdings 10 Prozent nicht übersteigen darf. Die Inlandsproduktion, die wir hier nicht verkaufen können, geben wir an das Ausland zu niedrigen Preisen ab. In schlechten Zeiten sind wir aggressiver als in guten.“

Seine Ausführungen schloß er mit den bemerkenswerten Worten:

„Mit einer Bevölkerung von über 80 Millionen, die alle in Sprache, Tradition, Tendenz gleich sind oder wenigstens es sein wollen, können wir alles in weit größerem Maßstab fabrizieren als Europa, und die Arbeitersparnis, die solch größerer Maßstab in der Fabrikation gestattet, ist meiner Meinung nach die Hauptquelle unserer Ueberlegenheit.“

Auf vielen bedeutenden Gebieten hat zudem der amerikanische Fabrikant vor dem ausländischen Konkurrenten den erheblichen Vorteil voraus, daß die räumlich naheliegenden Betriebe eine promptere Ablieferung der Ware und eine schnellere Berücksichtigung spezieller Wünsche gewährleisten. Auch vermag sich der amerikanische Fabrikant rascher einer Aenderung des im Lande herrschenden Geschmacks anzupassen. Zudem beginnt er vielfach, selbständige Ideen, Muster und Novitäten an den Markt zu bringen, wobei ich allerdings ausdrücklich feststellen möchte, daß dies zumeist mit Hilfe europäischer Zeichner und vielfach auch mit Hilfe europäischer Arbeiter geschieht.

Große Verhältnisse zeigen sich, wie bekannt und bereits von allen Seiten besprochen, in der Eisen- und Stahlindustrie. Sie hat inländische Aufträge in erdrückender Fülle, und es scheint gar nicht übertrieben, wenn von einer „formlichen Panik der Käufer“ gesprochen wird. Für die hauptsächlichsten amerikanischen Eisenbahnen, deren Einnahmen im vergangenen Jahr rund 1400 Millionen Dollar betragen, 136 Millionen mehr als im Jahr zuvor, handelt es sich nicht nur darum, neue Linien zu bauen — es müssen, wie schon in dem vorigen Abschnitt angedeutet wurde, auch die vielfach veralteten Schienenstränge erneuert oder umgestaltet werden. Eine große Zahl wichtig gewordener Nebenlinien und Lokalbahnen soll normalspurig ausgebaut werden; auf einer Länge von Tausenden von Meilen werden die leichten Schienen, entsprechend den Anforderungen der schweren modernen Lokomotiven und Güterwaggons, durch schwere Standardschienen ersetzt. Auch für Brückenbau und Eisenbahnmateriale, namentlich aber für Lokomotiven und Cars ist der Bedarf außerordentlich, und daher scheint es glaubhaft, wenn versichert wird, daß die einschlägigen Werke auf lange Zeit hinaus im Heimatland mit gewinnbringender Arbeit versorgt sind. Nicht weniger sürmisch und großartig äußert sich die Nachfrage für die Materialien der verschiedenen Baugewerbe. Konstruktions- und Saffoneisen aller Art werden dringend begehrt, und alte Lieferungen sind seit Monaten im Rückstand. Im Westen stoßen tatsächlich die Bauten seit Monaten, weil die Eisenlieferungen ausbleiben. Auf diese Weise wird die Produktion von Eisen- und Stahlfabrikaten innerhalb der Vereinigten Staaten selbst einen willigen und lohnenden Absatz behalten und, soweit bis jetzt übersehen werden kann, zunächst von scharf unterbietendem Wettbewerb auf den Weltmärkten absehen. Und dazu vergegenwärtige man sich, daß, während der Roheisenbedarf der Welt in der Zeit von 1866—1870 auf den Kopf der Bevölkerung 17 Pfund, im vorigen Jahr 57 Pfund betrug, er sich in den Vereinigten Staaten allein in 1901 auf 455 Pfund gesteigert hat!

Und noch eine andere Vergleichszahl mag hier eingefügt sein: während von der amerikanischen Gesamteinfuhr die Hälfte europäischen Ursprungs ist, geben die Vereinigten Staaten Dreiviertel ihrer Ausfuhr nach Europa ab. Absolut ist die Ausfuhr der Vereinigten Staaten nach Europa erheblich mehr als doppelt so groß wie die Einfuhr aus Europa. Dieses Verhältnis ist seit Jahren ungefähr konstant.

Auf allen Gebieten der amerikanischen Gütererzeugung, in allen Werkstätten amerikanischen Gewerbesteißes begegnen wir Riesendimensionen und Riesenzahlen. Auch die im Entstehen begriffenen zahlreichen Neuanlagen sind in ihrer jetzt bereits erkennbaren Ausdehnung nicht minder imposant. Dazu gehören in erster Reihe die Werke der Lackawanna Steel Company in Buffalo. Diese werden dereinst dazu berufen sein, der United States Steel Corporation beträchtliche Konkurrenz zu machen. Wenn die Werke in geraumer Zeit fertiggestellt sein werden, werden sie ungefähr 1 300 000 Tonnen schwere und leichte Stahlschienen, Stahlknäpfe, Universalplatten, Konstruktionsstahl, schwere und leichte Stahlplatten produzieren können — ungefähr 10 Prozent der Produktion der Vereinigten Staaten.

Ein charakteristisches Merkmal, das sich bei dem Anblick der amerikanischen Werke in den Vordergrund drängt, ist, daß im allgemeinen auf das Äußere der Anlagen nicht der Wert gelegt wird wie anderwärts. Die Gebäude sind einfach und prunklos; häufig sind es nur mächtige Bretter- oder Wellblechschuppen, in denen die wertvollsten Maschinen untergebracht sind. Selbst die Carnegiewerke der U. S. Steel Corporation in Pittsburg-Homestead, die wohl das Großartigste und Vollkommenste auf dem Gebiet der Gesamtanlagen von Hochofen, Stahl- und Walzwerken darstellen, entbehren jedes äußeren Schmuckes. Freilich, tritt man in die Werke ein, so fühlt man sich in eine Wunder- und Zauberwelt versetzt. Der Laie möchte an das Walten unsichtbarer Geister glauben, wenn er sieht, wie durch mechanische Vorrichtungen in einem ununterbrochenen Zug das Rohmaterial bis zum fertigen Produkt geführt und das fertige Produkt zur Verladung gebracht wird.

Aus der Fülle des Beobachteten vermag ich immer nur einige Beispiele herauszugreifen, um an ihnen, wenn auch nur in gedrängtem Umriss, das weite Maß und das Eigenartige der amerikanischen Produktion zu beleuchten. In der Westinghouse Electric Mfg. Co. in Pittsburg, deren Anlagen auch äußerlich einen überaus stattlichen Eindruck machen, wurden, als ich im Januar dort war, vier 5000-Kilowattmaschinen fertiggestellt, die für den elektrischen Betrieb der ursprünglich mit Dampftrieb eingerichteteten „Elevated Railroads“ in New York in Auftrag gegeben waren.

In die mir eben gezogenen Grenzen fallen nicht minder die Anhäuser Busch-Brauerei in St. Louis und die Pabst Brewery Company in Milwaukee. Die letztgenannte Brauerei erzeugt jährlich fast 1 Million Barrels Bier (1 Barrel ist gleich 1,18 Hektoliter). Die Anhäuser Busch-Brauerei hat es auf nahezu 1,2 Millionen Barrels gebracht. Mit dieser Brauerei ist für den Flaschenbedarf eine Glasfabrik verbunden. Bei Pabst sah ich eine automatische Maschine, die stündlich neuntausend Flaschen weicht, ausspült und vollkommen reinigt.

In den „Karitan Copper Works“ in Perth Amboy, N. J., veranschaulichte sich mir der Produktionsprozeß, der die Arbeitsmethoden der „alten und der neuen Zeit“ — so nannte der Leiter der Werke die Jahre 1895 und 1900 — in zwei nebeneinanderliegenden, weitgedehnten Gebäulichkeiten kennzeichnet. Hier wie dort erfolgt die Darstellung des Werdeganges des Kupfers durch Röstung der Kupfererze, Verschmelzung mit Kohle und Zuschlägen, Garmachung in flammöfen bis zum Fertigprodukt in Kupferingots — mit dem Unterschied, daß in den jetzt neu eingerichteten Werkstätten technisch vervollkommnete und von nur wenigen Arbeitern gewartete Maschinen in Tätigkeit sind, die das doppelte Quantum von dem erzeugen, was in der noch in Betrieb befindlichen älteren Abteilung minder ausgerüstete Maschinen, bedient von einer viermal so großen Zahl von Menschenhänden, zu leisten vermögen.

In der oben erwähnten Anhäuser Busch-Brauerei sind zur Fertigstellung von 2000 Bushels Malz im Flurmalzhaus (d. h. beim Handbetrieb) 42 Arbeitskräfte benötigt, wogegen dasselbe Quantum im automatischen Trommelmalzhaus (Maschinenbetrieb) mit nur 8 Arbeiterkräften erzeugt wird, das Ganze, wie man mir sagte, mit einer solchen Kostenersparnis, daß das zur Einrichtung des Trommelmalzhauses angelegte, allerdings ziemlich hohe Kapital in kurzer Zeit abgeschrieben werden kann.

In Bezug auf den automatischen Betrieb ist auch der maschinelle Vorgang, der sich in den Anlagen der Natural Food Company, Niagara Falls, N. Y., vollzieht, in hohem Grad lehrreich. Dort wird in einem einzigen Prozeß der Weizen zermahlen und bis zum reinen Weizenbrot (shredded whole wheat Biscuit) fertiggestellt, ohne daß der Arbeiter, der die Maschinen wartet, etwas anderes ist als ihr Aufseher, und ohne daß das fertige Gebäck bis zum Hineinschieben in die Ofen von einer Menschenhand berührt wird. Die später von Menschenhänden in die Rostöfen hineingeschobenen Platten, auf denen sich das Gebäck befindet, werden in den Backöfen selbst dann wieder durch automatische Vorrichtungen so lange auf- und niedergeschoben, bis das Gebäck als Fertigprodukt für den Versand bereit ist. Alles ist elektrisch betrieben. Die Kraft wird von der Niagara Falls Power Company geliefert, in deren Anlagen zur Zeit von nur 15 Arbeitern 50 000 HP bedient werden, während eine gleiche Anzahl von Kräften in einer neuen Anlage demnächst in Betrieb gestellt werden soll.

Die Werke der Deering Harvester Co. in Chicago setzen in Erstaunen. Sie nehmen in Bezug auf Größe, Produktion und Ausstattung wohl mit den ersten Platz in der Herstellung von Erntemaschinen ein. Herr Charles Deering machte mich auf die Schöpfungen aufmerksam, die aus seinen Fabriken hervorgegangen sind, und bezeichnete mir die für die Geschichte der Entwicklung der Technik besonders bedeutsamen Konstruktionen, die bei ihm hergestellt worden sind. Die Firma beschäftigt 9000 Arbeiter und unterhält 70 kaufmännische Filialen in den Vereinigten Staaten. — Aus dem ungeheuren Absatz der Harvester Company im Lande selbst erhellt die Blüte der Landwirtschaft in den Vereinigten Staaten. Die Kaufkraft der Farmer, so sagte Herr Deering, sei der Maßstab für das Gedeihen der Vereinigten Staaten und ihrer Industrie. Er bestätigte zugleich, daß die Wohlhabenheit der Farmer, wie es kurze Zeit vorher der Präsident in seiner Botschaft geäußert hatte, derzeit eine außergewöhnliche sei.

In Orange, N. J., sah ich die Werke von Thomas Alva Edison, nämlich das „Laboratory“ und die „Edison Phonograph Works“. Herr Edison zeigte mir hierbei Muster der in der „Edison Storage Battery Company“ hergestellten Akkumulatorenbatterien für Automobilfahrzeuge. In dieser seiner neuesten Erfindung sieht er eine vollständige Umwälzung des Verkehrswezens; hofft er doch, daß seine Batterien, ohne daß sie selbst Schaden nehmen, es ermöglichen werden, bei einmaliger Ladung 85—100 engl. Meilen = ungefähr 140 bis 160 Kilometer Wegstrecke zurückzulegen. In einer einzigen der zwölf Stationen der „New York Edison Company“ in New York, in der „Water Side-Station“, werden bis zur endgiltigen Fertigstellung der Anlagen 100 000 HP bereit sein. In den Gesamtanlagen der Berliner Elektrizitätswerke sind für Licht- und Kraftzwecke 150 000 HP in Tätigkeit. Allerdings hat New York mit Einschluß der Boroughs 3 1/2 Millionen Einwohner. In der „Metropolitan Traction Company“, New York, sind für einen Teil des elektrischen Straßenbahnverkehrs zur Zeit 60 000 HP in Kraft.

Auf den großen Schiffsbauwerken von William Cramp and Sons in Philadelphia, die sich aus kleinen Anfängen allmählich zu ihrem jetzigen Umfang ausgeweitet haben, waren während meiner Anwesenheit zwölf Schiffe im Bau begriffen, von denen die „Finland“ und „Cronland“ je 17 000 Tonnen Raumgehalt umfassen.

In den Schiffsbauwerken der „Union Iron Works“ auf der andern Seite des Landes, an der pazifischen Küste, in San Francisco, waren elf Schiffe, gleichfalls Kriegs- und Handels-

schiffe, im Bau. Dort sind zwei Maschinen in Thätigkeit, eine „boring mill“ zur Herstellung von Panzertürmen und Panzerringen und eine „hydraulic bending press“, die Stahlplatten von 24 Fuß Länge ohne Erhitzung in jede erforderliche, noch so komplizierte Form biegt. Beide werden als einzigartig in der amerikanischen Schiffsbautechnik bezeichnet.

Den überwältigendsten Eindruck haben auf mich die „Burnham, Williams & Co. Baldwin Locomotive Works“ in Philadelphia gemacht. Der Gründer der Fabrik, Herr Matthias W. Baldwin, hat seine erste Lokomotive „Old Ironsides“ für die Philadelphia, Germantown & Norristown Railroad Company im Jahr 1831/32 konstruiert. Im Februar dieses Jahres wurde die 20-Jahrfeier der Werke und die Herstel-

lung der zwanzigtausendsten Lokomotive festlich begangen. Wie mir Herr Alb. B. Johnson, einer der Eigentümer der Firma, sagte, hat man seither allen verlockenden Anträgen, die Firma in eine öffentliche Aktiengesellschaft umzuwandeln oder sie mit andern Lokomotivfabriken zu verschmelzen, auf das bestimmteste widerstanden. Die Firma beschäftigt 12 000 Arbeiter, im Jahr 1901 hat sie 1360 Lokomotiven hergestellt und wird es in diesem Jahr auf die Fertigstellung von 1500 Lokomotiven bringen.

Zwanzigtausend Lokomotiven in einer Fabrik hergestellt! — fünfzehnhundert Lokomotiven die Arbeitsleistung einer Fabrik in einem Jahr! — Wahrlich, das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“! (Ein dritter Artikel folgt.)

Eine königliche Forschungsreisende.

Von Eugen Wolf, Rottmannshöh (Starnbergersee).

Hierzu 2 photographische Aufnahmen von J. Grainer, München.

In der langen Reihe unserer wissenschaftlichen Reisenden nimmt die Prinzessin Therese von Bayern einen ehrenvollen Platz ein. Die Prinzessin ist am 12. November 1850 geboren, als einzige Tochter des Prinzen Luitpold, dessen Gemahlin, Prinzessin Augusta von Toskana, starb, als Prinzessin Therese 13 Jahre zählte. Die Königin-Mutter Maria nahm sich der begabten Prinzessin an, die für Naturwissenschaft und Mathematik schon frühzeitig Vorliebe zeigte. Die gewonnenen wissenschaftlichen Kenntnisse bereicherte die Prinzessin durch Selbststudium unter besonderer Berücksichtigung der Länder- und Völkerkunde, Zoologie, Paläontologie und Botanik. Außergewöhnliches Talent besitzend, sie für fremde Sprachen, deren sie zwölf beherrscht. Vom Jahr 1871 ab unternahm die Prinzessin ausgedehnte Reisen, die sie durch ganz Europa, Nordafrika, Kleinasien, Nordamerika, Westindien, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Peru, Bolivien, Chile, Argentinien und Brasilien führten.

Unter meistens glücklich durchgeführtem Intognito hat Prinzessin Therese von Bayern ihre Forschungsreisen unternommen, die, unter den beschwerlichsten Umständen ausgeführt, reiche Ergebnisse für die Wissenschaft gebracht haben.

Nicht nur unsere Museen können sich einer Anzahl höchst seltener und wertvoller Gegenstände als Geschenke der Prinzessin Therese rühmen; sie hat auch in der königlichen Residenz in München eine eigene naturwissenschaftliche und ethnographische Sammlung angelegt, die manchem Museum zur Zierde gereichen würde. Den gewöhnlichen Neugierigen sind diese Schätze nicht zugänglich, aber

denen, die wirkliches Interesse an den Ergebnissen einer Forschungsreise haben, werden sie von der hohen Frau in lebenswürdigster Weise geöffnet, und häufig übernimmt sie selbst die Führung in ihrem Museum. Sie ist Ehrenmitglied der Geographischen Gesellschaften in München, Lissabon und Wien, Ehrenmitglied der Akademie der Wissenschaften und Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Ludwig-Maximilians-Universität in München, Ehrenmitglied des Vereins für Naturkunde ebendasselbst, der Naturwissenschaftlichen Gesellschaft in Nürnberg, der Anthropologischen Gesellschaft in Wien, korrespondierendes Mitglied des Entomologischen Vereins in Berlin u. s. w.

Ihr erstes umfangreiches Werk, teilweise mit eigenen Illustrationen, erschien im Jahr 1885 unter dem Titel „Reiseeindrücke und Skizzen aus Rußland“



Prinzessin Therese von Bayern.

von Th. v. Bayer. Ein anderes Werk über ihre erste Reise nach Brasilien, an dem sie acht Jahre gearbeitet hat, nimmt einen hervorragenden Platz in der wissenschaftlichen Litteratur ein. Ein drittes, auch zum Teil von ihrer Hand mit Zeichnungen versehenes Buch, das sie im Jahr 1889 veröffentlichte, führt den Titel „Ueber den Polarkreis“ von Th. v. Bayer. An kleineren



Kopfschmuck
einer Hererofrau.
(Deutschsüdwestafrika.)

Auffäßen aus ihrer Feder sind unter anderen bekannt: „Ausflug nach Tunis“, „Augusta Ferdinande, Prinzessin Eulpold von Bayern, geb. Prinzessin von Toskana“, „Cattleya Schilleriana Lind, Neuberts deutsches Gartenzmagazin 1891“, „Ueber einige Fischarten Mexikos und die Seen, in welchen sie vorkommen“ (Denkschriften der mathematisch-naturwissenschaftlichen Klasse der Akademie der Wissenschaften zu Wien, Band LXII.); ferner „Sweed und Ergebnisse meiner im Jahr 1898 nach Südamerika unternommenen Reise“ u. s. w. Außerdem sind in Zimmermanns „fürstliche Schriftsteller des 19. Jahrhunderts“ verschiedene Gedichte der Prinzessin veröffentlicht.

Im Jahr 1888 unternahm Prinzessin Therese mit einem ganz kleinen Gefolge eine fünfmonatige Reise nach Brasilien, 1893 eine zweite Forschungsreise nach Nordamerika, auf der sie von Kanada bis Südamerika sieben verschiedene Indianerstämme kennen lernte. Nach Verarbeitung der wissenschaftlichen Resultate dieser Reise folgte 1898 eine dritte sechsmonatige Reise nach Zentralamerika, nach der Westküste von Südamerika und von da landeinwärts über die Anden nach der Ostküste von Südamerika, in Begleitung der Baronin Larocke und des Kammerherrn Baron Albert Speidel. In ethnographischer Beziehung am interessantesten dürfte die Reise zu den Botokuden gewesen sein, am Rio Doce

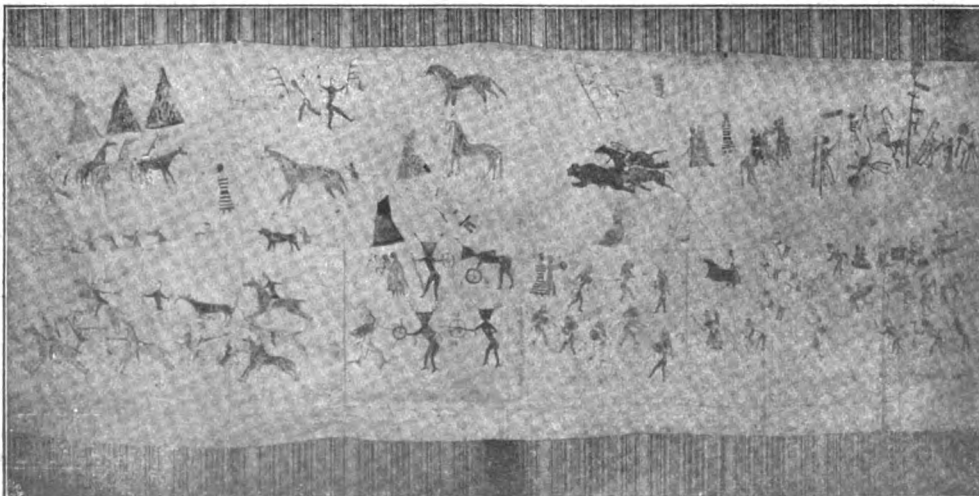
in Brasilien 1888. Landschaftliche Reize boten am meisten die Fahrten auf dem Amazonenstrom und die Reisen im Gebiet des Rio Magdalena in Kolumbien. Die Anzahl der in den Vereinigten Staaten von Amerika, in Kanada, Mexiko, Westindien, Zentral- und Südamerika, Peru, Venezuela, Kolumbien, Ecuador, Bolivien, Chile, Argentinien, Brasilien gesammelten Gegenstände und lebenden Tiere ist sehr bedeutend. Drei große, im königlichen Schloß befindlichen Räume sind angefüllt mit Vögeln, zum Beispiel Papageien, mit Fischen, Käfern, Schmetterlingen, sonstigen Insekten, Affen, Gürteltieren, Eidechsen, Schlangen, Schildkröten, Spinnen, Eichhörnchen, Präriehunden, Rüsselbären, dann mit Pflanzen, Versteinerungen, Vasen und allerlei Ausgrabungen, ferner mit mumifizierten Menschen und Tieren.

Wie gewissenhaft die Prinzessin bei den Ergebnissen ihrer Forschungsreisen in den Einzelheiten vorgegangen ist, hat man Gelegenheit zu beobachten, wenn man die naturwissenschaftlichen Sammlungen eingehend besichtigt. Da ist zum Beispiel der Stimmsack eines Brüllaffen ausgenommen und vorsichtig präpariert, und seltene Tierarten, wie zum Beispiel der Horned Toad (Phrynosoma) aus Kalifornien, der Lagothrix humboldtii vulgo Chuluco, ein graubrauner Affe, ein Iguana tuberculata vom mittleren Rio Magdalena, seltene Hirschkäfer (Megasoma Typhon) aus Rio de Janeiro, kleine Kolibris u. s. w. Sie alle sind mit Sorgfalt bearbeitet. Bemerkenswert sind alte indianische ungebrannte Thonvasen aus dem Amazonengebiet, aus Bast gefertigte Netze aus der Provinz Espirito Santo, die den Botokuden zum Tragen ihrer



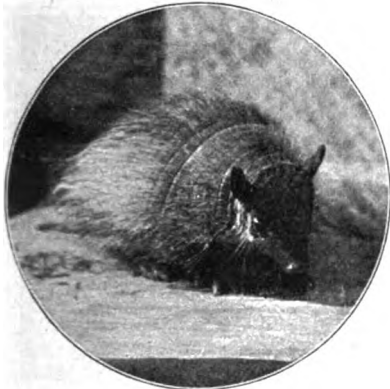
Waidhauthemd des Indianerhüuptlings
One Bull,
von Kugeln durchlöchert.

Kinder dienen, Schnittsachen, wahre Kunstwerke aus dem Mark einer Pflanze hergestellt, merkwürdige Opferköpfe von Indianern, Faultierköpfe als Zierat präpariert, Körperschmuck der Ostekuator-Indianer aus den Köpfen des interessanten Pfefferfresservogels hergestellt, altindianische Gewandschließen in Form europäischer Löffel, Federkopfschmuck, Hunderte von Pfeilarten, Stoffe, altperuanischen Gräbern entnommen, altperuanische Kindermumien, nordamerika-



Lebensgeschichte eines Indianers, von ihm in Farben aufgemalt.

nische Indianerhäuptlingshemden aus Wildhaut, die mit verschiedenartig gefärbten, gelpaltenen Stachel- schweinfedern in originellen Mustern bestickt sind, viel interessante Sachen aus Indianerlagern, so z. B. die ganzen Erlebnisse eines Indianers, von ihm in farbigen Bildern auf einem großen Fell aufgemalt (Abb. S. 1400), altmexikanische Götzenbilder aus Silber, Indianerpuppen aus Arizona u. s. w. Auf dem Totenfeld von Ancon hat Prinzessin Theresie 34 altperuanische Schädel ausgegraben. Sie hat von einer ihrer Reisen nicht weniger als 213 Arten von Lepidopteren und 15 Arten Raupen, außerdem 70 Arten Koleopteren mitgebracht, von denen manche als neu bestimmt worden sind. Die Prinzessin hat im westlichen Südamerika 91 Species und Varietäten und im östlichen Südamerika noch eine weitere Anzahl von Mollusken gesammelt und in gutem Zustand in die Heimat gebracht. Aber auch in Griechenland, Rußland und in vielen andern Teilen Europas, die die Prinzessin bereist hat, wurde stets eifrig gesammelt



Zahmes Gürteltier im königlichen Schloß zu München.

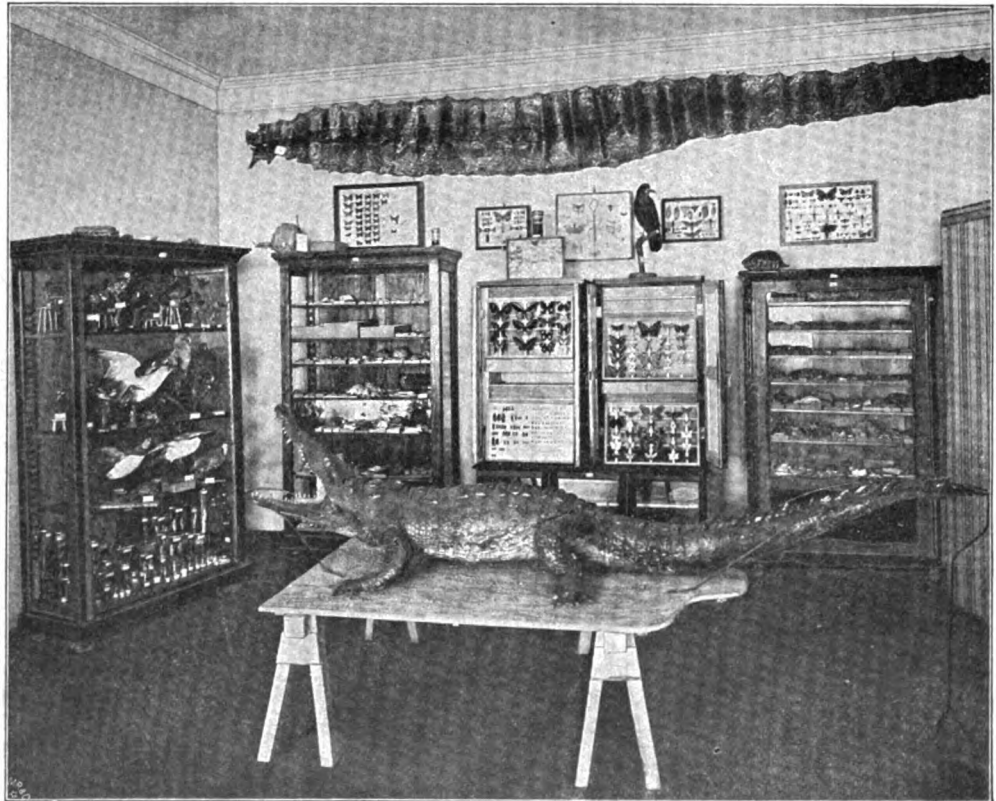
und das Gewonnene an die Museen abgeführt. Der Katalog dieser ethnographischen und naturwissenschaftlichen Sammlungen umfaßt eine Menge der seltensten und interessantesten Gegenstände aus aller Herren Ländern.

Für ihre Reisen hat sie die Vorbereitungen selbst getroffen, Feldbetten, Zelte, Kochgeschirr, Konserven ausgesucht, die nötigen Karten beschafft; die Hunderte von Gläsern, die zum Aufbewahren der Tiere in Spiritus nötig waren, die Neze zum Fischfang, die Instrumente zum Schlangenfang, Gewehre zum Erlegen der Vögel und größerer Tiere, Botanischerbüchsen, Pflanzenpressen, Angeln, Gift zum Präservieren, Chemikalien, Watte, Glasfäßen, Bestecke für das Ausnehmen der Tiere, kurz und gut, all die Hunderte von Kleinigkeiten, die notwendig für eine erfolgreiche Forschungsreise sind und von denen nichts vergessen werden darf, hat sie persönlich angeschafft und verpackt. Die Fahrten auf dem Amazonasstrom und seinen Nebenflüssen, das tagelange Reisen

über Land auf sibirischen Maultieren über Stock und Stein unter Mitnahme des Gesammelten, einschließlich eines Krokodils von drei Meter Länge, sind keine Kleinigkeit; namentlich an den Nebenflüssen des großen Magdalenaströms in Kolumbien mußte meist in Indianerhütten der schlimmsten Sorte, die von Ungeziefer wimmelten, ein provisorisches Lager aufgeschlagen werden. Nach einem kurzen Frühstück, das die Prinzessin bereitete, wurde abgepült, getrocknet, Feldbetten, Zelte und Gepäck zusammengepackt, die von ihr bis tief in die Nacht hinein bearbeiteten Präparate mußten verpackt und an den Sätteln befestigt werden, dann ging es häufig den Vormittag über auf Maultieren weiter bis zur Mittagszeit, um nach kurzem Frühstück und ohne abzukochen, ein schlechtes Lager, häufig nach Dunkelwerden, zu erreichen. Alsdann wurde bei schlechter Kerzenbeleuchtung noch stundenlang gearbeitet, die tagsüber gesammelten Tiere wurden ausgenommen, präpariert, ausgestopft, die dazu gehörenden Etiquetten geschrieben und befestigt, das Tagebuch nachgetragen. Teile der Reisen wurden auch auf Flößen und in Kanoes ausgeführt. Häufig mußte man mit dem vorlieb nehmen, was die Eingeborenen an Nahrungsmitteln



Brasilianische Heffchen im Münchener Residenzschloß.



Aus den Sammlungen der Prinzessin Theresie von Bayern.

zu bieten hatten, aber die Prinzessin ist äußerst anspruchslos in Bezug auf Unterkunft und Verpflegung. Auf den Reisen hat sie stets selbst alles angeordnet und bestellt, die Verhandlungen mit den Eingeborenen über Beihilfe zum Fangen von Tieren geführt. Persönlich erledigte sie die Einkäufe und Besorgungen auf den Märkten, und ihre großen Sprachkenntnisse kamen ihr dabei sehr zu Hilfe. An Enttäuschungen sind solche Reisen mitunter nicht arm; wenn man den Tag über seltene Schmetterlinge und Käfer gesammelt hat und findet morgens, nachdem sie während der Nacht zum Trocknen auslagen, nur noch Reste dessen, was die alles vernichtenden Ameisen zurückgelassen, so ist das für den Gelehrten kein geringer

Schmerz und Aerger. Ebenso läßt es sich leicht verstehen, daß der Transport von Schmetterlingen und Käfern in Satteltaschen, an denen noch Glasflaschen baumeln, darin sich in Spiritus aufbewahrte Tiere befinden, zu manchem Mißgeschick Veranlassung giebt.

Wohl wenige Fürstentöchter können sich rühmen, ihre Zeit so erfolgreich in den Dienst der Wissenschaft gestellt und sich solchen Strapazen und Entbehrungen ausgesetzt zu haben, um die heimischen Museen zu bereichern und beizutragen zum Ruhm und zur Ehre der deutschen Wissenschaft. Wir Deutsche, insonderheit wir Bayern können stolz sein auf die forschungsreisende Prinzessin Theresie, die geistvolle Tochter des Prinzen Luitpold.

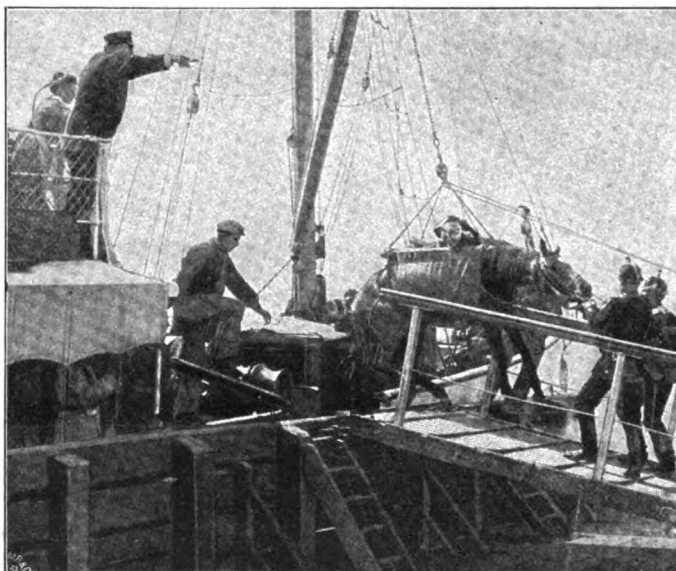
Landungsmanöver.

Militärische Skizze von Graf E. Reventlow, Kapitänleutnant a. D.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Wolffram & Co., Borkum.

Landungsmanöver werden im wirklichen Krieg da und dann nötig sein, wenn man festen Fuß auf einer feindlichen Küste fassen will, entweder, um die Stellung des Gegners an der Küste zu vernichten, oder aber, um in das Innere des feindlichen Landes einzudringen. Unter solchen Umständen ist ein Landen von Truppen an fremder Küste heutzutage ein schwieriges und gefährliches Manöver, das mit großer Sorgfalt vorbereitet und durchgeführt werden muß, wenn es nicht mißglücken und starke Menschenverluste im Gefolge haben soll.

Bequem zum Landen kann ein Platz an und für sich genannt werden, wenn die großen Schiffe recht dicht an die Küste heranzufahren können, das Wasser also möglichst tief ist, wenn ferner die Boote bis unmittelbar an das Land herangebracht werden können, so daß die auszuschießenden Mannschaften nicht nötig haben, durch das Wasser zu waten.



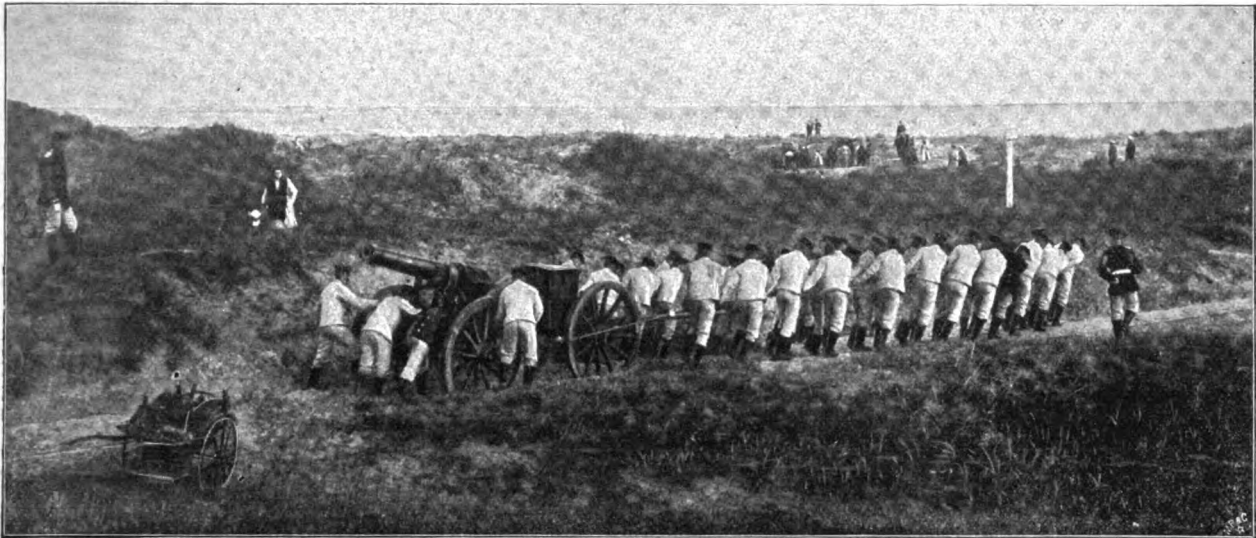
Wie Pferde ausgeladen werden.

Weiter kommt zu den Anforderungen, die man an einen guten Landungsplatz stellen muß, noch hinzu, daß er einigermaßen gegen Wind und Seegang geschützt ist, damit nicht ein plötzlich sich erhebendes Unwetter nicht nur die Landung selbst unmöglich machen, sondern auch die Schiffe zwingen kann, die Anker zu lichten und die gelandeten Truppen im Stich zu lassen. Dieser letzte Umstand bringt uns auf die Wichtigkeit, die die Schiffe während der ganzen Aktion noch für das Landungskorps besitzen. Zunächst müssen sie die Landung „vorbereiten“, das heißt, den Wider-

stand, den der Feind ihrer Ausführung entgegensetzt, brechen oder bis zu einem Grad schwächen, daß das Landungskorps des Restes der Schwierigkeiten allein Herr werden kann. Erläutern wir den Gang einer solchen Landung an einem praktischen Beispiel, wie es unsere Bilder, die gelegentlich einer hochinteressanten



Landung von Mannschaften und Pferden.



Transport von Geschützen in den Dünen.

Übung auf und vor der Insel Borkum aufgenommen wurden, veranschaulichen.

Die Insel, die nicht besetzt ist, war zum Zweck dieses Manövers durch zwei Batterien der Gardesfußartillerie besetzt worden, deren eine den Südweststrand, die andere den Oststrand besetzt hielt. Außerdem standen im Dorf selbst noch zwei Batterien, und ein kriegsstarke Infanteriebataillon, dem noch Dragoner und Pioniere zugeteilt waren, lagerte verteilt und gedeckt zwischen den hohen, mit Sandhafer bewachsenen Dünen, die einen natürlichen Schutz des Strandes und eine vorzügliche Deckung der zerstreut liegenden Schützen bildeten. Morgens erschienen die Panzerschiffe „Baden“ und „Württemberg“, sowie der kleine Kreuzer „Ziethen“, die sich zunächst über die Lage der feindlichen Strandbatterien orientierten, sie dann im Verlauf des Tages nacheinander beschossen und jede von ihnen nach kurzem Gefecht zum Schweigen brachten. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß die beiden Linienschiffe mit ihren mächtigen Geschützen und dem dichten Hagel aus ihren Maschinenkanonen und gewehren den

schwachen und nur durch ihre geringe Sichtbarkeit geschützten Batterien weit überlegen waren. Es kommt hinzu, daß der starke Panzerschuß die Schiffe ganz unverletzlich und ihre beständige Bewegung durch Hin- und Herfahren sie zu sehr schwer treffbaren Zielen machte, um so schwerer, als ja die Fußartillerie sonst niemals Gelegenheit hat, sich im Schießen auf schnellfahrende, weitenfernte Schiffe zu üben. Der Angriff konzentrierte sich schließlich auf den Südweststrand, und auch das Herbeiholen der Ostbatterie nach diesem am meisten gefährdeten Punkt konnte nicht hindern, daß am Nachmittag gegen vier Uhr die Schiedsrichter und Unparteiischen die ganze Artillerie der Insel als niedergekämpft oder vernichtet erklärten. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Arbeit der Schiffe viel schwieriger und langwieriger gewesen wäre, wenn anstatt dieser leichten und ungeschützten Landgeschütze schwere Küstengeschütze, durch starke Wälle oder Panzertürme gedeckt, vorhanden gewesen wären, wie sie die wichtigen Häfen und Flugzugänge aufweisen, z. B. an der Mündung der Elbe und Weser, der Kieler und



Liegende Schützen in Deckung am Strand.

Wilhelmshavener Bucht. Sind solche Befestigungen und Geschütze vorhanden, so müssen die Schiffe natürlich weit mehr auf die Erhaltung ihrer eigenen Gefechtsfähigkeit bedacht sein, da die modernen Küstengeschütze so schweren Kalibers und so weittragend sind, daß sie selbst die starken Schiffspanzer noch auf verhältnismäßig große Entfernungen durchschlagen und die Bedienungsmannschaften auch im Frieden beständig in der Beschießung schwimmender und in Bewegung befindlicher Ziele geübt werden.

Vor Borkum hatten es also die beiden alten Schiffe unserer Sachsenklasse bedeutend leichter, und als die Landbatterien schwiegen, war der Augenblick des Ausschiffens des Landungskorps gekommen. Das Korps hatte nunmehr nur noch das Gewehrfeuer der in den Dünen

die Küste anlangt. Dampfbarakassen schleppen die Bootszüge mit Aufbietung aller Maschinenkraft heran, und sowie die Lotungen, die Sichtbarkeit des Meeresgrundes oder aber das Aufgrundlaufen der Boote zeigen, daß nun gewartet werden kann, dann heißt es: heraus aus den Booten und so schnell wie möglich aufs Trockene! Die erwähnten Dampfbarakassen oder Pinassen führen Maschinengewehre mit an Bord und bestreichen mit ihnen fortwährend die Strandlinien, wo die feuernden Schützen vermutet werden, und auch die großen Schiffe feuern mit allen Geschützen über die Boote oder die Köpfe des Landungskorps hinweg, um es vor Verlusten zu bewahren und die Verteidiger am Strand zu schwächen und einzuschüchtern. Dazu sind gerade die zahlreich auf unsern Schiffen vorhandenen Maschinenkanonen und Ma-

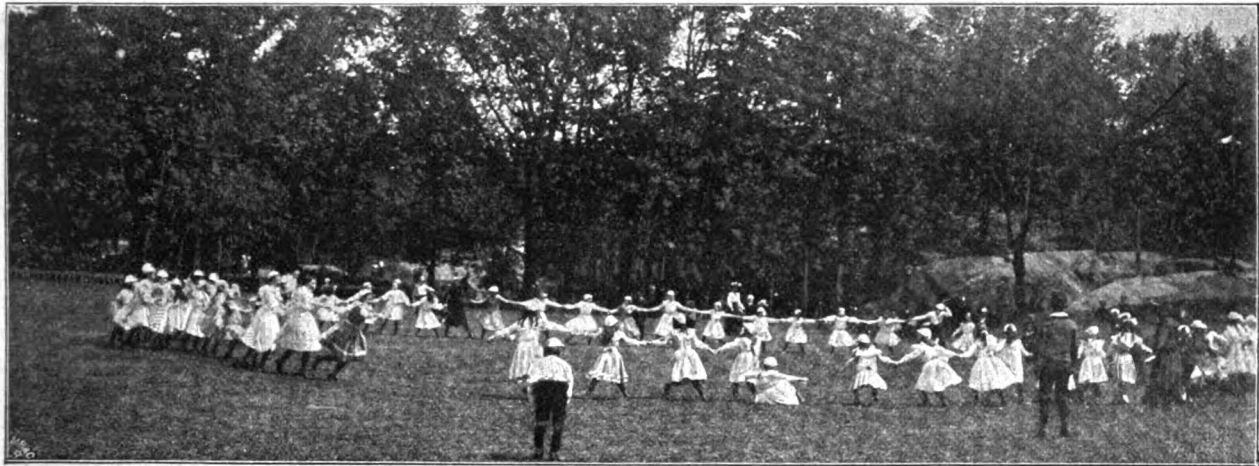


Zur Kritik nach dem Manöver.

verteilt liegenden Schützen zu fürchten, das, wenn es auch die Landung nicht verhindern kann, so doch keineswegs gering zu achten ist. Man muß bedenken, daß das Landungskorps, in den Booten der Kriegsschiffe verteilt, sich verhältnismäßig langsam der Küste so weit nähert, bis die Wassertiefe gestattet, die Boote zu verlassen und die letzte Strecke bis an den Strand zu durchwaten. In den Booten nun sitzt eine verhältnismäßig große Anzahl von Menschen, dicht zusammengedrängt, so daß sie von ihren Gewehren kaum Gebrauch machen können, zumal sie die verstreut und gedeckt liegenden Schützen gar nicht sehen. Diesen bieten dagegen die Boote ausgezeichnete Ziele, und es ist wohl anzunehmen, daß dieser Teil der Landung noch manches Opfer an Menschen und Booten fordern wird. Deswegen ist hier auch die größte Schnelligkeit geboten, sowohl was das Bemannen der Boote, wie auch die Annäherung an

schinengewehre ganz ausgezeichnete Waffen, da ihre ungeheure Feuergeschwindigkeit gestattet, auch ohne die einzelnen Schützen zu sehen, doch ein ganzes Terrain derart unter Feuer zu nehmen, gleichsam zu rastieren, daß es kein Mensch dort aushalten kann.

Wenn dann die ausgeschiffen Truppen erst einmal gelandet sind, haben sie meist gewonnenes Spiel, denn der Feind, der die Landung nicht hat verhindern können, ist noch weit weniger imstande, mit seinen geschwächten Kräften den Angriff des noch völlig frischen Landungskorps abzuschlagen. Dieses bildet sofort am Strand Schützenlinien, auch die Maschinengewehre werden aus den Dampfbooten an Land gebracht, um eine wirksame Unterstützung zu bilden, nun geht es systematisch unter Benutzung aller natürlichen Deckungen des Geländes gegen den Feind vor, und es entspinnt sich ein reiner Landkampf.



Ketteziehen.

Kinderfeste im freien.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Kinderfest — Zauberwort! Die Augen der Kleinen strahlen, die Herzen schlagen höher, wenn man davon spricht. Was giebt es in lachenden Sommertagen auch wohl Schöneres für ein Kinderherz als solche feste im freien?

Kinderfeste waren zu allen Zeiten beliebt. Wenn die Familien vergangener Tage im Kremser hinausjagen in den Wald, wenn die Kleinen auf grüner Heide sich zusammensanden zu allerhand frohen Spielen — wardas nicht auch ein Kinderfest?

Es ist mit den modernen Kinderfesten nicht anders wie mit jenen alten; auch sie wollen nichts weiter, als die Kinder für ein paar Stunden im Grünen zu harmloser Fröhlichkeit vereinen. Nur ein anderer Zug ist in das Ganze gekommen. Es sind nicht bloß die Kinder aus ein paar befreundeten Familien; es sind Kinder von nah und fern, die sich auf dem richtigen Kinderfest versammeln. Das giebt diesen den Reiz alter Volksfeste, besonders, wenn es in einem Garten veranstaltet wird, wo die Jugend aller Stände nebeneinander

spielt. Kinderfeste feiert man heute überall und zu jeder Zeit vom ersten Frühling bis in den Herbst hinein, in der Stadt und auf dem Land. Jeder Verein giebt seinem jungen Nachwuchs wenigstens einmal im Sommer ein Kinderfest. In den Badeorten werden die feste der Kleinen ebenso ver-

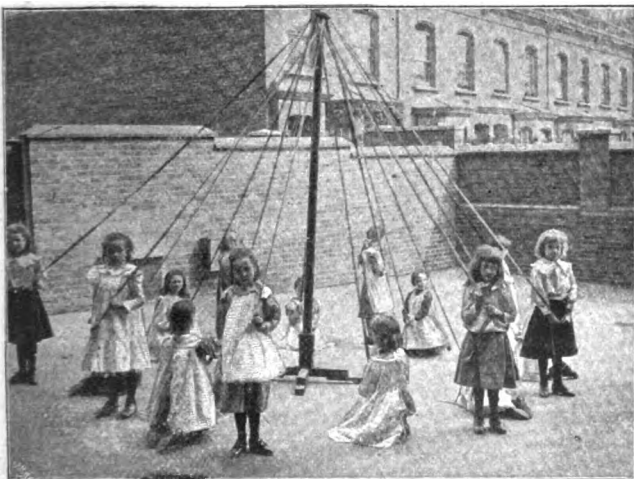
anstaltet wie die feste der Großen. Der Dillenbestiger wie der Laubenkolonist versammeln die Kinder ihrer Bekanntschaft zu einem Tag, der nur ihnen gilt, ihnen allein. Für die Sommerlokale der Großstädte bedeuten die Kinderfeste sogar einen wichtigen Faktor in den Einnahmen, und so überbietet denn

nicht selten ein Wirt den andern in lockenden Veranstaltungen. Da giebt es Strandfeste, Ernte- und Winzerfeste mit Spiel und Musik, bis es Abend wird.

Unsere Bilder führen uns mitten in den Jubel und Trubel moderner Kinderfeste hinein. Die Großen treten dabei fast ganz zurück. Das Kinderfest gehört den Kleinen. Alles, was an diesem Tag geschieht, geschieht nur für sie. Da giebt



Wettrennen der Jüngsten.



Rundlauf.



Alles zu Bett!

es alles, was nur ein Kinderherz entzücken kann. Würfelbuden und Kasperletheater, Schaukeln und Turngeräte, vielleicht auch gar ein Karussell und dann vor allem die Spiele — und die Spiele sind und bleiben doch das Beste von allem.

Die „Babies“ interessiert besonders die Würfelbude, und wenn der Wurf „für'n Groschen über zwölf“ gewonnen hat, wird natürlich eine Schippe und ein Sandeimer gewählt, und da sitzen sie denn zwischen Tisch und Stühlen auf dem Boden und „mollen“ mit einem Eiser, wie er nur Kindern eigen.

Die Größeren sind schon etwas wählerischer, wenn sie gewinnen. Die Mädchen nehmen in der Regel Puppen, die Knaben Peitsche und Gewehr oder ein Schiff. Das Schiff ist besonders begehrt, das kann man auf dem Fontänebecken schwimmen lassen und am nächsten Tage auf dem Fluß oder gar auf der See. Der Junge auf unserm Bildchen hat gleich eine stolze Fregatte genommen, und mit einem langen Stöckchen lenkt er sie bedächtig über die „wogende Flut“.

Der Hauptanziehungspunkt bleibt aber doch der Spielplatz. Da strömt die ganze Kinderchar zusammen. Was spielt man da für Spiele! Das Zeitalter des Sports, wo alle Kräfte sich messen, setzt auch auf dem Spielplatz jene Unterhaltungen, wo es körperliche Gewandtheit zu zeigen gilt, obenan. Wettlauf, Ketteziehen, Kletter- und Turnübungen stehen hoch in Gunst. Unser Bild S. 1405 zeigt den Wettlauf der Jüngsten. Mit Leib und Seele sind sie bei der Sache. Strahlend über das ganze Gesicht rennen sie über den weichen Rasen. Wer zuerst am Ziel ist, erhält eine Düte; da heißt es freilich: laufe, was du kannst!

Und auch die kleinen Mädchen sind emsig bei der Sache; tapfer und fest stehen sie da, damit die Kette nicht reißt, läßt eine „Schwache“ aber endlich doch los, ist der Jubel freilich um so größer.

Und dann das Topfchlagen, das gute alte deutsche Spiel!



Sandbacken.



Schwimme, Schiffchen, Schwimme!

noch immer Abwechslung genug. Da winkt wohl gar der Turnplatz mit Barren und Schaukel, mit seinem „Rundlauf“. Ja, dieser wundervolle Rundlauf! Man kann an ihm schweben wie der Vogel in der Luft, man kann sich schwingen und schaukeln. Der Rundlauf wird beinahe niemals leer. Die kleinen Mädchen sind seine ganz besonderen Verehrerinnen.

Dazwischen winkt denn auch noch die Combola, bei der man alles mögliche gewinnen kann. Auf Berliner Kinderfesten wurden schon ganze Ziegenbockgespanne verlost. Viele amüsieren sich auch auf eigene Faust.

Auf dem Kinderfest schließt man schnell Freundschaft. Die Fremdesten finden sich plötzlich zusammen zu fröhlichem Spiel. Jeck und Versteck — alles muß herhalten. Daneben werden auch eigne Spiele erfunden, die allernärrischsten Spiele miteinander, und gerade die amüsieren. Da kommandiert das kleine Mädchen: „Geht zu Bett!“ — und augenblicklich sinkt die übrige Schar in den Sand und thut, als wenn sie schlief.

Und so wird denn gespielt, gejubelt, gelacht und gesungen, bis der Abend kommt und der Fackelzug mit den bunten Stocklaternen, voran die Musik, den „Anfang vom Ende“ bringt.

Ist das Feuerwerk dann auch verpufft, sind die letzten bengalischen Flammen verglüht, geht es müde und selig nach Haus, und noch im Traum stammelt kleine rote Lippen: „Ach, Mutterchen, es war zu schön!“



Topfchlagen.

D. Goebeler.

Die Kapuzinerchen.

Skizze von Käthe Schirmacher, Paris.

Sie kamen eines Tages bei mir zugereist, zwei hübsche Vögelchen mit braunen Röckchen, wie es Kapuzinern nach der Ordensregel ziemt, mit schwarzen Köpfen, Augen und Kragen und — höchst eleganter Abschluß dieser etwas dunklen Tracht — mit hellgrauen, kegelförmigen Schnäbeln. Sie waren wunderniedlich.

In ihrem Reisetäschchen freilich konnten diese Reize nicht völlig zur Geltung kommen, hockten sie doch dicht aufeinander, wußten nicht, was ihnen geschah, und waren noch ganz ergriffen von den Abenteuern und Fahrnissen der letzten Stunde: hatten sie nicht sogar im Tramway fahren müssen?

Ihrer Not ein Ende zu machen, zog ich das Gitter des hölzernen Reisetäschchens auf und ließ sie in das geräumige Haus ihres Vorgängers, des so heiß geliebten und ach so bitter beweinten Bibigi hüpfen. Bibigi war nur ein ganz gemeiner Zeisig gewesen, jedoch mit so ausgezeichneten Qualitäten begabt, so gemütvoll . . . doch ich will lieber abbrechen, den Schmerz und die Klage nicht erneuern. Um einen Zeisig, lächerlich!

So ließ ich die neuen Ankömmlinge in Bibigis verlassenen Palast hinein. Voran schoß ein kleiner Federkloß, ein bewegliches Kügelchen auf zwei feinen, kleinen Beinen, das sofort den Käfig nach allen Seiten untersuchte. Dieses war „Gigine“, die Kapuzinerfrau.

Bedächtig folgte ihr das Männchen. Es war ein großes, ausgewachsenes Männchen, mit klugen, etwas kurzfristigen Augen und Kletterfängen, die lange Nägel und einen für ein so kleines Wesen gewaltigen Sporn trugen. Während Gigine sich auf das Futter stürzte und auf der Kante des Trögleins fein und zierlich wie ein Dämchen im Seidenkleid saß, hatte das Männchen das Schaukelchen erspäht und sich hinaufgeschwungen.

Dort blieb es ganz gemütlich sitzen, die großen Kletterzehen um das Schaukelhölzchen geschlagen, teils ruhig, teils in Bewegung, ganz für sich, ohne der niedlichen Gigine, die auf der Stange unterhalb all ihre Reize entfaltete, die geringste Aufmerksamkeit zu schenken. Beim Abendbrot trafen sie sich zwar beide an dem Tröglein, doch fand keine Annäherung statt. Wie ein richtiger, grober Mönch schien der Herr Kapuziner seine zierliche Gefährtin zu verachten und stieg zur Nacht wieder auf sein Observatorium hinauf, Gigine einsam auf dem Stängchen unterhalb zurücklassend.

So saß sie trauernd, das feine Köpfchen gesenkt; sicher gedachte sie des heimischen Vogekäfigs mit all den flatternden, piepsenden Genossen, gedachte der Kämpfe, Liebeleien, der Allotria, die man dort getrieben, und der Triumphe, die sie dort gefeiert, und dann steckte sie endlich schmerz erfüllt das Köpfchen unter den weichen Flügel. Weshalb in aller Welt war sie just mit diesem groben Kloß da zusammengesperret?

Das Kapuzinerchen auf der Schaukel jedoch empfand das Leid des armen, alten Königs, dem man eine junge Frau gegeben. — Es war ein altes, weißes Kapuzinerchen, das schon ganze fünf Jahre gelebt, viel gesehen, viel gedacht und in seinem langen Lebenslauf auch so schöne Kletterfänge und einen so gewaltigen Sporn bekommen hatte. Das Kapuzinerchen wußte bereits, was Rheumatismus ist, es hatte schon das Zipperlein in seinen alten Pfötchen verspürt, es war ein Philosoph, der lange den Freuden dieser Welt entsagt zu haben glaubte, den die Kapuzinerjugend des heimischen Käfigs in Liebesdingen und Ehezwistigkeiten, in Fragen der Kindererziehung und der Weltweisheit zu Rate zog. . . .

Und nun hatte des Vogelhändlers täppische Hand just ihn ergriffen und just ihn mit diesem lieblichen Kind Gigine in demselben Käfig zusammengesteckt. Mit einem tiefen Seufzer schaukelte das weiße Kapuzinerchen sich hin und her: was sollte ihm solch eine junge Frau?

* * *

Das konnte so nicht weitergehen, ich sah es deutlich. Meine beiden Gefangenen waren kreuzunglücklich. Obgleich ich das Männchen längst und ganz ausdrücklich von jeder Ordensregel entbunden, zog es doch jeden Abend zu einsamer Nachtruhe wieder auf seine Schaukel hinauf. — Am Tag freilich vertrugen beide sich ganz gut, sie begannen sogar die gleichen Futterzeiten einzuhalten, und man konnte sie zusammen, gleichsam im Takt, ihre Hirse knuspern hören. Nachts aber blieb die arme Gigine immer wieder frierend allein auf dem Stängchen.

Ich beschloß, dem ein Ende zu machen, und ging zum Vogelhändler: „Ich möchte ein Nestchen für ein Kapuzinerpärchen haben.“ Er gab mir ein niedliches, aus aromatischen Binsen geflochtenes Körbchen, wie ein Kegel anzusehen. Vorn befand sich ein dreifingerbreiter Schliß und davor ein Trittbrett zum Einsteigen.

„Aber die Kapuziner hecken in der Gefangenschaft nicht,“ meinte der vogelkundige Mann.

„Das thut nichts,“ erwiderte ich, „sie sitzen dann wenigstens warm.“

„Na, außerdem,“ schloß der Händler philosophisch, „cela leur donnera toujours des idées.“

Nun, anfänglich erweckte das Nestchen ihnen weit mehr Furcht als ‚des idées‘, von denen der Händler gesprochen. Sie tobten einen ganzen Tag wie besessen um das schreckhafte, unbekannte Etwas, das ich in dem Käfig angebracht, um sich zuleht — die richtige Vogelstraußpolitik — auf den Gegenstand ihrer Angst obenauf zu setzen.

Gigine war es dann, die mit ihrem feinen, weiblich-mütterlichen Instinkt zuerst erriet, welchem Zweck solch

ein Nestchen dienen könne. Noch sehe ich sie vor mir, wie sie vorsichtig, tastend, ein Krallchen auf das Trittbrett legt, das kluge Köpfchen in den Nestspalt schiebt, das Körperchen nachzieht, im Dunkel verschwindet und dann, o du intelligente Eva, es fertig bringt, sich umzudrehen und das schwarze Gesichtel zum Nestchen herauszustecken.

Bravo, Gigue! Du hast's entdeckt; wenn du Griechisch könntest, würdest du jetzt Heureka rufen. Du feines Frauenzimmerchen du! Dein Kapuziner, wie philosophisch er sich auch aufspielt, hätte den Zweck des Nestchens sicher nie herausgefunden, mag er noch so sehr über Sein und Nichtsein und über die Welt als Wille und Vorstellung grübeln.

Wie werden wir ihn jetzt nur bestimmen, an dieser Entdeckung teilzunehmen?

Der Abend kam; Gigue schlüpfte in ihr Tuskulum, das Männchen hüpfte auf die Schaukel. Da — was ertönt aus dem Nestchen? Ein niedliches Locken und Zwischern, ganz neue Töne aus dem Vogelregister.

Das Kapuzinerchen horcht auf, sein stoisches Herz fühlt sich erschüttert; doch er ist kurzsichtig, er hat seine großen, ungeschickten Krallen und Sporen, wie wird er in das Nestchen zu Gigue klettern können? Ein kleiner, girrender Seufzer kommt über seine — sagen wir Lippen.

Als gute Vogelmutter komme ich ihm zu Hilfe. „Hier, Kapuzinerchen,“ ich halte ihm den Finger hin, artig fliegt er darauf, die kurzichtigen Neuglein kneifend, läßt er sich vor das Nestchen tragen und sanft hineinschieben. Natürlich versteht er sich noch nicht umzudrehen, so daß statt zweier Köpfe ein Köpfchen und ein Schwänzchen zu dem Spalt herauschauen. Der entscheidende Schritt jedoch ist gethan, Gigue und ihr Kapuzinerchen haben ein Heim gegründet.

* * *

Seitdem begannen im Vogelnest die rosigen Flitterwochen. All die zärtlichen Gefühle, die wir sonst nur menschlichen Wesen zuschreiben, entwickelten sich dort aufs lieblichste.

In des alten, weisen Kapuzinerchens Herzen war ein Nachsommer, l'été de la Saint Martin, aufgeblüht. Von kalter Ordensregel keine Spur mehr. Den ganzen Tag saßen sie und glätteten sich gegenseitig die Federn, warfen die Köpfchen hinten über, boten die glänzenden Brüstchen dem Schnabel des kleinen Gefährten, gingen zusammen zu Tisch und hüpfen zusammen ins Bad.

Um diese Zeit begann ich die Vögelchen mitunter freizulassen. Mit lautem Schrei schoß Gigue aus dem Gitter und flog auf ihren fröhlichen Flügeln durch die Räume. Das alte, weise Männchen jedoch saß ganz verblüht da. Dann aber hob es aus der Tiefe seiner verliebten kleinen Seele an voll Angst und Eifersucht, voll Sehnsucht und Zorn zu schreien, bis seine Gigue, leicht wie ein Federchen, ziellich wie eine Dame, die in rauschender Seide auf Besuch geht, wieder angeschwirrt kam. Und des Herzens und Schnäbelns war dann kein Ende.

Nach und nach ließ ich das Männchen gleichfalls Fliegversuche machen, es lernte von meinem Finger, den

es jederzeit zutraulich bestieg, auf einen halben, dann auf einen Meter Entfernung nach seinem Käfig fliegen. Es lernte den kleinen Palmenbaum auf dem Blumentischchen erklettern, suchte Steinchen und hat doch nie etwas beschädigt, auch nur in ganz seltenen Fällen eine Visitenkarte am unrichtigen Ort zurückgelassen.

Wie manches Mal hat das alte, weise Männchen mir auch, auf meiner Briefwaage sitzend, beim Arbeiten zugeschaut, still, unbeweglich, während die quecksilbrige Gigue durch die Zimmer flog. Das Männchen, wegen seiner Kurzsichtigkeit und der verchnittenen Flügel, war gerade so leicht zu halten und zu fangen, wie Gigue schwer. Es ließ auch alles mit sich thun, legte sich auf den Rücken in meine flache Hand, machte »le mort« und lernte sogar auf dem Federhalter balanzieren. Niemals hat es sich gesträubt oder gar gebissen.

Das hingegen war Gignes Fall. War ihr Männchen sanftmütig und geduldig, so sie zornmütig und sehr unabhängig. Gigue zu fangen, sei es im Freien, sei es im Käfig, war keine leichte Sache, und wenn sie nicht folgen wollte, teilte sie mit dem eleganten grauen Schnabel wohlgezielte und wohltreffende Hiebe aus.

Wir fanden alle, Gigue sei durchaus »feministe«, auf deutsch: eine Anhängerin der Frauenemanzipation.

Doch auch auf ihr unbändiges Herzchen verfehlte die Liebe ihre Wirkung nicht. Waren die beiden Vögel im Freien sich selbst überlassen, so dauerte es nicht lange, und enge aneinandergeschmiegt fand ich sie auf der Diele sitzen, wo sie vorher wie kleine brave Bürgerleute entlang spaziert, verlorene Körner aus den Fugen des Parquets suchend. —

Des Glücks im Vogelnestchen war zu viel; wie winzig auch die Bewohner des Vogelhauses, sie hatten die Aufmerksamkeit des Unerbittlichen erregt.

Wappne dich, kleiner Philosoph, l'été de la Saint Martin neigt seinem Ende zu, es will Herbst werden.

Gigue ist seit einiger Zeit so seltsam, sie frisst nicht ordentlich, sie spreizt die Flügelchen; sie, die stets als die Erste aufsteht und das Männchen aus den Federn ruft, bleibt jetzt morgens im Nestchen sitzen; kaum schleppt sich das sonst so muntere Tierchen noch zum Wasserfäßchen . . .

Was man auch anfängt, nichts will helfen. Armes Giginchen, wirst auch du den Weg des vielgeliebten Bibigi gehen?

Ach ja, ich kenne das, schon kannst du dich nicht mehr auf dem Stängchen halten; komm ins Nestchen zurück. Ja, du bist wirklich krank, du läßt dich ruhig fassen, du beißt nicht mehr . . .

Dein weises Männchen sitzt dabei und begreift nicht, was du hast. Es lockt und pfeift. Giginchen rafft sich auf, ein leises Liebeswort kommt von ihr zurück.

Umsonst, immer ängstlicher ruft er ihr zu. Sein Leid überwindet seine Philosophie.

Da nehme ich Giginchen leise aus dem Nestchen, lege sie in das Reisefäßchen, in dem sie einst gekommen, und trage sie hinaus, damit das Seelchen, das in schmerzlichem Scheiden begriffen ist, nicht doppelt leide, weil das andere Seelchen es noch rufend halten will.

Gigine ist tot, das feine Köpfchen hängt zur Seite, das Federkleid ist kalt, die Krällchen starr.

Du hübsches, leichtes, einst so frohes Geschöpf bist nun viel weiser als ich, viel weiser als dein weises Männchen.

Es ist gar nicht mehr weise, seit du tot. Solch rasenden Schmerz in solch einem kleinen Geschöpf der Tierwelt habe ich noch nie erlebt, nie für möglich gehalten. Seit die Thür sich hinter Gigine geschlossen, sitzt das Kapuzinerchen und schreit, schreit laut und zornig, laut und liebend, schreit und schreit. Ich möchte mir die Ohren zuhalten, doch hilft das ja dem kleinen Witwer nicht. So nehme ich ihn denn aus dem Vogelhaus und setze ihn vor mich auf den Schreibtisch, mit ihm spielend, wie mit einem Kinde.

* * *

Gigine liegt unter dem Palmenbaum, und dem verlassenen Männchen habe ich eine andere Frau gekauft.

Als sie in den Käfig hüpfte, erscholl sein Jubelruf: Kam nicht Gigine zurück? Dann ward es still, und wenn er nun auch wieder Gesellschaft hat, für ihn ist's Herbst, ja Winter geworden.

Er lebt jetzt in Vernunftese mit einer Durchschnittsfrau; das liebliche Idyll mit seiner feinen, zierlichen Gigine ist auf ewig vorbei. Immer mehr wohnt er auf dem Schaukelchen, das er gelernt hat in schnelle Bewegung zu setzen, indem er ein Beinchen gegen den Drahtreif stemmt.

Immer häufiger plagt ihn das Zipperlein, dann sitzt er auf einem Krällchen und steckt das andere schmerzgepeinigete in die Federn.

Immer mehr ebbt die Lebenskraft in dem alten Körperchen. Ueber Mittag nickt er jetzt auf dem Stängchen ein, und ich muß ihn auf meinem Finger in das Bettchen tragen.

Derweilen hüpfst seine neue Gefährtin sorglos im Bauer umher, sie ist eine derb organisierte Dame, die nichts von Giginens Charme und Eleganz hat.

Die Zeit der Liebe geht vorbei, und es bleibt still in dem Nestchen, das Eros und die Grazien fliehen.

Da, eines Nachts, weckt mich ein Rücken und Rühren. Ich springe auf: das weise, alte Männchen hockt auf dem Trittbrett, es sieht mich traurig an, es schwankt.

Nun hat's auch dich, mein kleiner Kerl. Ich nehme ihn in die Hand.

Er läßt sich ruhig fassen, brav und lieb, sanftmütig wie immer; wir sitzen wohl eine Stunde zusammen, er klagt ganz leise, und ich spreche ihm ebenso leise zu, trage ihm Grüße auf an Gigine, während die „zweite Frau“ mit runden, unverständlichen Augen auf die Scene blickt. —

In der linden Sommernacht ist dann das alte, weise



Gartenruh.

Gabst Rosen mir, mein Gartenland,
Füllst mir den vollen, roten Wein,
Schenkst mir der Liebe Unverstand
Und goldnen Sonn- und Mondenschein.

Gabst mir der Träume Seligkeit
Und meines Gottes stille Näh';
Mit Duft und Blüten senkst mein Leid
Du tief in einen dunklen See.

Und stirbt mir wohl die Sonne einst,
Nimm auf mich, selig und geheilt,
Daß du mit Blumentau beweinst
Den, der so gern bei dir gewieilt!

Thaïsilo von Scheffer.



Kapuzinerchen wie ein kleiner Heiliger in meiner Hand gestorben.

* * *

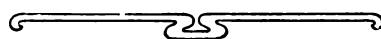
Auch ihn habe ich unter dem Palmenbaum begraben, wo sein weißes Skelettchen nun neben Gigine ruht.

Geblieden ist mir von ihnen eine liebliche Erinnerung, eine große Sympathie für unsere Vettern aus den niederen Schöpfungskreisen, die ja auch so menschlich und uns ähnlich sind. Geblieden ist mir ein Federchen aus des Kapuziners Schwanz, das er mir einst galant zum Neujahr verehrt, und mit dem ich zum Scherz auf einem Zettelchen Papier »J'aime ma capucine« geschrieben.

* * *

Die Nachfolger des kleinen Liebespaares aber sind von größerem Stoff gemacht, sie fressen und lärmen, sie hüpfen und gackern, keines von ihnen hat die liebende Anmut Giginens, die philosophische Sanftmut, das leidenschaftliche Herzlein des alten Kapuziner-männchens.

Und weil ich sie nicht liebe und sie weniger liebenswert sind, deshalb werden sie rüstig weiterleben und meinem Vogelbauer erhalten bleiben.



Patentmodelle.

Aus der Kumpelkammer der Erfindungen von U. Oskar Klaußmann.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

Wer bei dem Patentamt eines der modernen Kulturstaaten ein Patentgesuch einreicht, fügt mindestens eine Zeichnung, in vielen Fällen aber auch ein Modell bei. Die Aemter sind bei gewissen verwickelten, zur Patentierung eingereichten Neuheiten sogar berechtigt, die Einsendung eines praktikablen Modells zu verlangen. Ob nun das Patent bewilligt oder abgelehnt wird, das Modell bleibt, zum Zweck späterer Vergleichung und Kontrolle, im Patentamt, und in besonderen Sammelräumen häufen sich hier im Lauf der Jahre viele Tausende von Modellen an. Ueber den Thüren zu diesen Sammelräumen müßten als Inschrift die Worte des alten Spotters Lucian stehen: „Das menschliche Gehirn treibt oft sonderbare Blasen.“

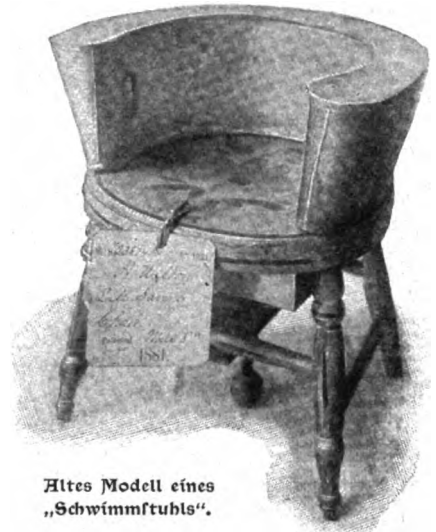
Deutsche Patente werden erst seit dem Jahr 1877 erteilt, und doch sind bereits die Riesenräume auf dem Boden des Patentamts zu Berlin in der Luisenstraße mit Modellen vollgestopft, die tausendfache Proben des menschlichen Witzes und — Aberwitzes geben. In England werden schon seit dem siebzehnten Jahrhundert Patente erteilt, in Frankreich und in dem erfindungsreichsten Land der Neuzeit, in den Vereinigten Staaten von Amerika, seit 1790. Man kann sich denken, wie viele Modelle sich dort im Lauf der Zeiten angeammelt haben. London und Washington haben in ihren Patentämtern besondere Modellmuseen, und trotzdem z. B. das Museum in Washington in den Jahren 1856 und 1877 vollständig abbrannte, hat es jetzt noch mehr als achtzigtausend interessante Modelle. Vor einzelnen dieser Modelle muß man den Hut ziehen, ehrfurchtsvoll muß man ihnen nahen, denn sie sind gewissermaßen Marksteine auf dem Entwicklungsweg des menschlichen Geistes; sie bezeichnen den Beginn großartiger Epochen auf dem Gebiet der Technik und der Industrie. Wir bringen heute aus der Kumpelkammer der Patentmodelle

einige sehr interessante Abbildungen. Da ist zum Beispiel das erste Modell des Telegraphenapparats (Abb. S. 1412), den der Amerikaner Morse 1837 nach zweijährigem Bemühen erfand. Morse war Maler und lernte auf der Fahrt von Europa einen Dr.

Jackson an Bord des Paketboots „Sully“ kennen. Jackson erzählte von den Bemühungen europäischer Gelehrter um die Herstellung eines telegraphischen Zeichengebers für große Entfernungen und regte dadurch den Maler an, der sich bisher gar nicht mit Technik und Elektrizität beschäftigt hatte, einen solchen Apparat zu konstruieren. Mit dem Morseapparat trat die Telegraphie aus dem Stadium der Versuche in das der praktischen Anwendung, und die Verwendbarkeit des Morseapparats, der noch heute, in verbesserter Form, in der ganzen Welt angewendet wird, trug mit dazu bei, den Siegeslauf der Telegraphie zu sichern.

Achtung vor dem unscheinbaren Modell der Nähmaschine, die Elias Howe im Jahr 1846 konstruierte! Hat doch die Nähmaschine bekanntlich eine ganze Anzahl von großen und blühenden Industrien erzeugt, die für die menschliche Bekleidung thätig sind.

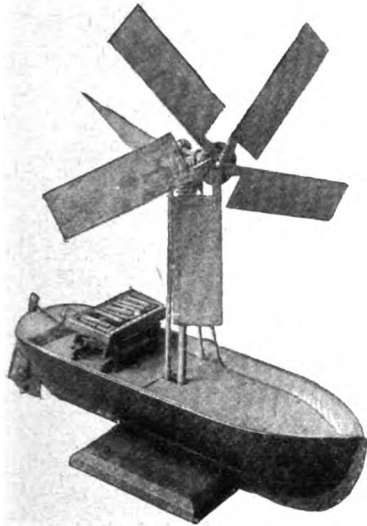
Sei 1790 beschäftigte man sich in Europa und Nordamerika mit der Erfindung der Nähmaschine, die gewissermaßen fällig war und kommen mußte, aber Howe hat das Verdienst, die erste brauchbare Verwendungsform geschaffen zu haben, so verbesserungsbedürftig dieses erste Modell auch gewesen ist. Die Howesche Erfindung fand zuerst wenig Beachtung, und als man ihren Wert erkannte, sollte Howe das Los der meisten Erfinder teilen, denen Not, Sorge und Hunger zu teil werden, während fremde Leute den großen Nutzen aus der Erfindung ziehen. Aber das Schicksal wollte Howe wohl, beschied ihm nur eine kurze Zeit schwerer Not und Sorgen, um



Altes Modell eines „Schwimmtuhls“.



Erstes Modell der Nähmaschine.



Das Modell eines „Windmühlenschiffs“.

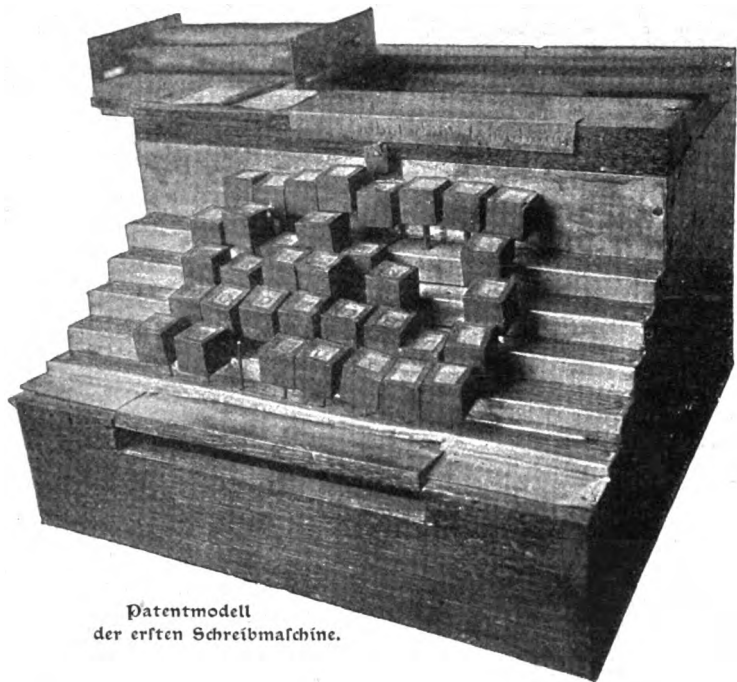
ihm dann die verdienten Erfolge zuzuwenden. Howe starb im Jahr 1867, erst achtundvierzig Jahre alt, als vielfacher Millionär.

Wie plump ist das erste Modell der Schreibmaschine des Amerikaners Allen, wenn wir es mit den heutigen Wunderwerken der „Typewriter“ vergleichen, und doch steckt auch schon in diesem Modell das Grundprinzip, das

Drehung durch Zahnradübersetzung und Triebwellen auf eine Schraubenwelle übertragen wird. Dieser verspätete Erfinder hat nicht einmal wie sein Vorgänger an einen Erstmotor für die Zeiten absoluter Windstille gedacht. Die Patentämter und die Ingenieure der großen Schiffahrtsgesellschaften wissen ein Lied zu singen von den Neuerungen und Verbesserungen, die ihnen aus Kainenkreisen beständig für die Rettung aus Schiffbruch vorgeschlagen werden und unter denen sich so überaus selten etwas wirklich Verwendbares findet. Aber so war es schon früher. Man betrachte das alte Modell eines Schwimmstuhls (Abbildung S. 1410). Die hohle Lehne und die hohlen Füße des Stuhls sollen, im Fall einer Schiffskatastrophe, eine Person schwimmend über Wasser erhalten. Für die Leser, die noch nicht große Seereisen gemacht haben, sei erwähnt, daß die Passagiere auch heute noch, unter ihrem Gepäck, Stühle an Bord zu bringen pflegen. Es sind zwar auf dem Schiff Sitzgelegenheiten in Hülle

beim Bau aller modernen Schreibmaschinen, die sich auch in Deutschland wie überall so rasch eingeführt haben, angewendet wird.

Fast ebenso viele Erfinder beschäftigen sich mit dem Verkehr durch die Luft wie mit dem Verkehr durch das Wasser. Das lenkbare Luftschiff in Modell und Zeichnung wird noch lange der Schrecken der Beamten in den staatlichen Patentämtern bleiben. Aber auch die Schiffahrt und ihre Vervollkommnung übt noch immer starke Anziehungskraft auf die Erfinder aus, genau so, wie es schon vor Jahrzehnten der Fall war. Sehr bezeichnend für die „Richtung“ der Erfinder ist das Modell des Windmühlenschiffs, das wir im obenstehenden Bild aus der Kumpelkammer der Patentmodelle hervorholen. Die Windmühlensflügel sollen an Stelle der Segel das Schiff vorwärts treiben. Der Erfinder hat sogar daran gedacht, daß auch einmal Windstille eintreten könne, und deshalb ein Tretrad auf dem Deck des Schiffs angebracht, das durch ein Pferd, einen Esel oder ein Maul-



Patentmodell der ersten Schreibmaschine.

tier in Gang gehalten werden soll und die Umdrehung der Windmühlensflügel veranlaßt.

Vor wenigen Monaten hat ein Erfinder wieder einmal die gleiche Idee dem Londoner Patentamt eingereicht. An zwei hohen Masten sind Windmühlensflügel angebracht, deren

und fülle vorhanden, aber für den Aufenthalt auf Deck ist eine eigene Sitzgelegenheit sehr angenehm, die man womöglich verstellen kann, um auf ihr auch zu liegen oder wenigstens in halbbliegender Stellung zu ruhen. So ist denn die Idee des Rettungstuhls, die aus dem Jahr 1881 stammt, nicht so uneben. Vielleicht wäre sie sogar heute noch, in verbesserter Form und bei eleganterer Ausführung, verwendbar. Ich will aber durch diese Bemerkung beileibe niemanden zum Erfinden anstiften.

Für den Wasserverkehr durch tiefe, reißende, breite Flüsse sollte eine Schwimmvorrichtung dienen, die in dem nebenstehenden Reitermodell verkörpert war. Es handelt sich um lederne Beutel, die am Sattel und am Satteltgurt des Pferdes befestigt werden, nachdem man sie durch Aufblasen mit Luft gefüllt hat, so daß sie tragfähig werden. Es erinnert diese Idee an die heute

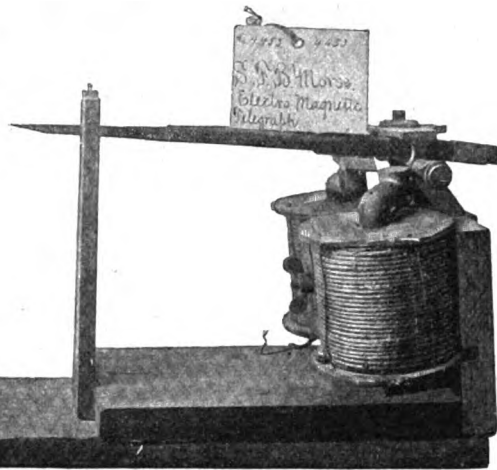


Eine Schwimmvorrichtung für Pferde.

so vielfach verwendete „Pneumatic“, die in diesem Modell aus dem Jahr 1857 gewissermaßen vorgeahnt ist. Aber werfen wir auch noch rasch einen Blick auf die kuriosen Erfindungen. Da steht zum Beispiel ein Pflug, der als Kanone verwendet werden kann. Wenn man auf einem Feld pflügt und vom Feind angegriffen wird, macht man die Handhaben des Pfluges los, schießt damit, und wenn der Feind geflohen ist, ackert man weiter, als sei nichts vorgefallen. Das

„dritte Bein“ ist für Leute be-

stimmt, die tagsüber viel stehen müssen. Sie schnallen sich das dritte Bein an und können dann immer eines der wirklichen Beine ausruhen lassen, da das künstliche zusammen mit einem natürlichen die Last des Körpers trägt. Die Mikroskopbrille ist für Vortragende, für Prediger und Kapellmeister bestimmt. Am oberen Rande jedes



Das erste Modell des Telegraphenapparats von Morse.

Brillenglases, das hundertfach vergrößert, befinden sich je fünf kleine Scheiben, die man herunterklappen kann, so daß sie vor der Mitte des Glases stehen bleiben. Auf diesen Scheiben steht der Text des Vortrags, der Predigt oder der Opernpartitur.

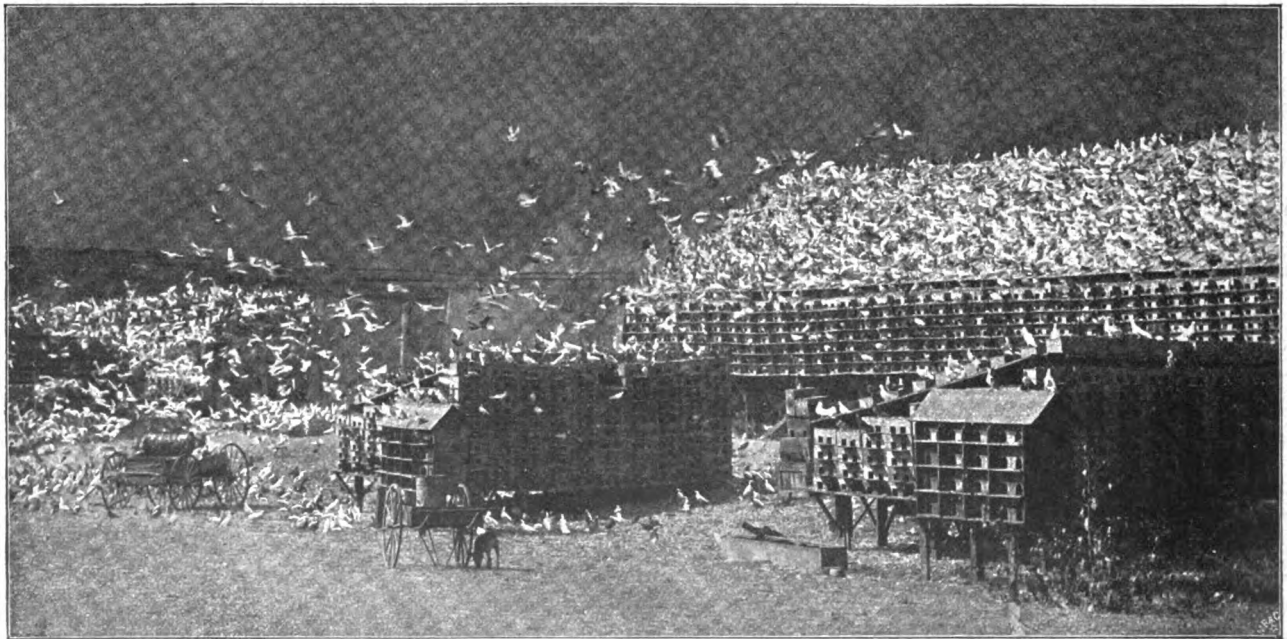
„Jedes Zeitalter wird gekennzeichnet durch seine Erfindungen,“ behauptet ein berühmter Techniker früherer Zeiten. Daß wir im elektrischen Zeitalter leben, das bestätigen uns auch die Patentämter der Kulturstaaten, die unter den eingereichten Modellen jetzt mehr elektrische Apparate, Maschinen und Instrumente zu verzeichnen haben als je zuvor.

Die grösste Taubenfarm der Welt.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Südkalifornien ist die Riviera Amerikas, und Los Angeles ist ihr Mentone. Eingebettet zwischen Orangen- und Zitronenhainen, zwischen Weinbergen und gewaltigen Obstplantagen, liegt Los Angeles mitten im Garten Kaliforniens. Alles gedeiht dort mit tropischer Ueppigkeit, befruchtet von den feuchten Winden, die von der Santa Monicabai heraufwehen, und der heißen Sonne. Die Wohnhäuser sind über und über mit Kletterrosen,

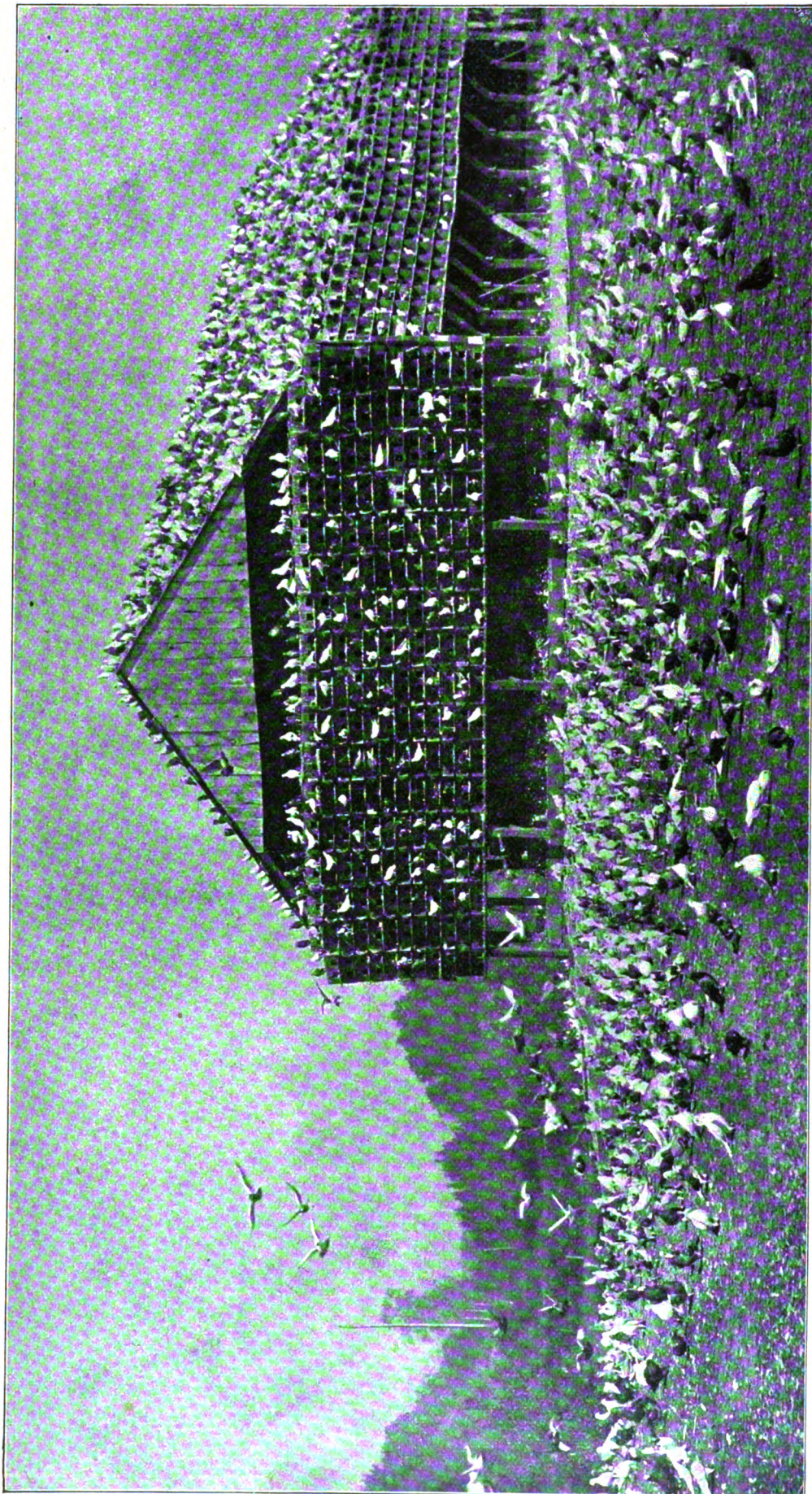
die fast das ganze Jahr hindurch blühen, überzogen, und schlanke Palmen grüßen herüber. Nähert man sich an einem schönen, klaren Sommermorgen von Norden her dem freundlichen Ort mit der Bahn, so erblickt man schon von weitem, über dem Thal schwebend, sonderbare weiße Wolken, die sich bald trennen, bald wieder vereinigen, hierhin und dorthin schießen oder weite Kreise über dem Thal ziehen. Das sind die Tauben der be-



Auf dem Futterplatz der Taubenfarm.

rühmten Taubenfarm von Los Angeles, die ihren Morgenflug machen. Die Farm liegt etwas außerhalb der Stadt zwischen waldbestandenen Hügeln und ist von mehr als 8000 Tauben bevölkert. Auf ihr verteilt erheben sich mehrere große Holzschuppen, an deren Außenseiten sich Tausende und Abertausende von Brutkästen befinden. Vor ihnen liegen die Futterplätze und die Wasserbehälter. Es ist ein sinnverwirrender Anblick, wenn man sich auf einem der Futterplätze zeigt und dann die Tauben wie Wolken

herniederschleusen, einen umflattern und umkreisen. Wenn die ganze Schar sich von einem der Dächer in die Lüfte erhebt, so verursacht das Flügel schlagen ein Geknatter, als ob ein lebhaftes Infanteriegefecht in nächster Nähe stattfände. Und dabei dies unaufhörliche Gurren und Surren, daß man sein eigenes Wort kaum hören kann. Da man in Los Angeles den Winter nur dem Namen nach kennt, so brüten die Tauben fast das ganze Jahr hindurch, und der Besitzer der Taubenfarm macht glänzende Geschäfte. In Eis verpackt werden die jungen Tauben bis nach Newyork verschickt, und eine solche fette junge Taube, drüben „squab“ genannt, ist ein sehr gesuchter Leckerbissen.

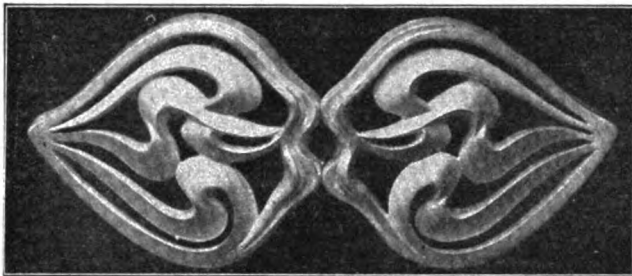


Das größte Taubenhaus der Welt.

Moderne Gürtelschnallen.

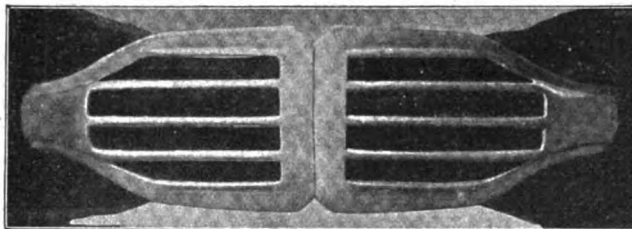
Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

Mit Juwelen und Edelmetall sich zu schmücken, entspricht nicht nur den ältesten Rasseninstinkten des Menschengeschlechts, sondern auch dem Begehren des modernen Menschen. Und wenn heute für einige Gebiete der Juwelierskunst ganz neue Forderungen sich ergeben, so sind andere kaum noch berücksichtigt worden: moderne künstlerische Ohrringe zum Beispiel oder Fingerlinge, die die gestaltende Hand einer Künstlerindividualität



Gürtelschnalle von Arthur Berger.

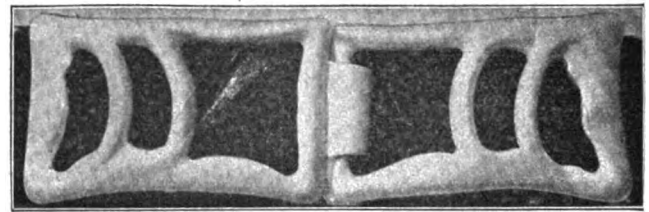
verraten lassen, wird man heute schwerlich finden. Wenn man ferner bedenkt, wie der öffentliche Schmuck, zum Beispiel Insignien von Ratspersonen und Bürgermeisterketten heute meist noch in traditioneller Weise gearbeitet werden, so kann man der Goldschmiedekunst für die Zukunft ein reiches Bedarfs- und Absatzgebiet versprechen. Besonders dankbare Aufgaben bietet dem kunstgewerblichen Künstler die Gürtelschnalle, die an sich zu den



Einfache Schnalle von Margarete Junge.

ältesten weiblichen Schmuckgegenständen gehört, bis vor kurzem aber auf eine rein handwerksmäßige und schematische Art hergestellt wurde.

In früherer Zeit war die einzige Forderung, die man an einen Juwelenschmuck stellte, daß er kostbar sei und möglichst wertvolle Edelsteine enthalte. Die Fassung der Steine und die Arbeit des Juweliers waren neben-

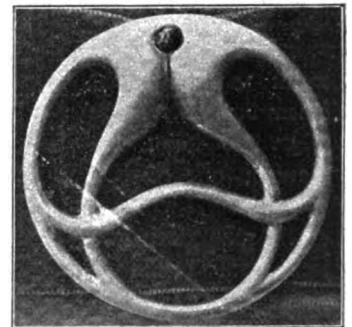


Silberne Schnalle von Erich Kleinhempel.

sächlich. Daß der Geschmack so und nicht anders gewesen ist, hat man in allen Ländern erkannt, und aus dieser Erkenntnis heraus erst resultierte der Fortschritt.

Neben der Einsicht, daß also der Entwurf des Künstlers und die Arbeit des Handwerkers, nicht aber die Zahl der kostbaren Steine, den künstlerischen Wert eines Juwels bestimmen, war eine weitere Errungenschaft der modernen Juwelierskunst die Einsicht in die Notwendigkeit, die natürliche Schönheit des betreffenden Materials, sei es nun Gold, Silber oder Bronze, zu möglichst großer Wirkung zu bringen. Diese Forderung

der Anpassung an das Material wird ja heute auf allen Gebieten des Kunstgewerbes erhoben und ist im allgemeinen eine der hauptsächlichsten Forderungen künstlerischer Wirksamkeit. In der Juwelierskunst ist diese Forderung um so wichtiger, als der Triumph des Metalls geradezu ihr Thema bildet.

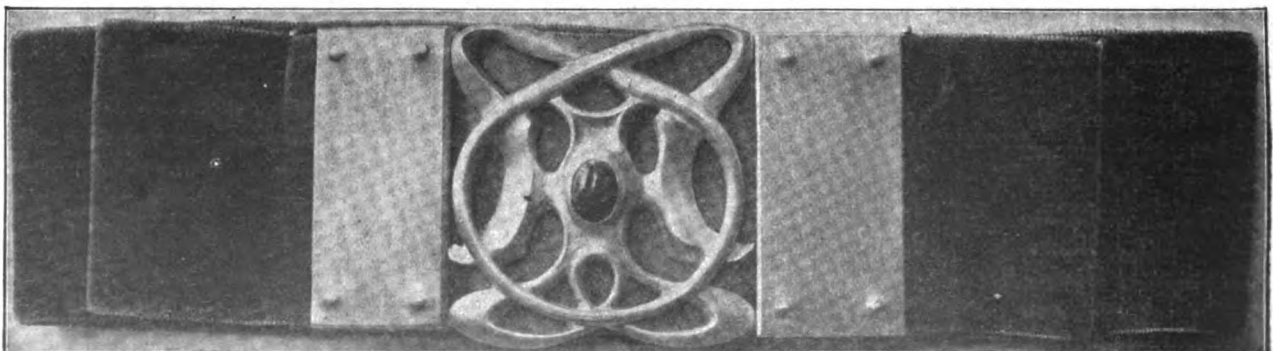


Gürtelschloß von G. Kleinhempel.

Auch in dieser Beziehung stehen die Japaner einzig da, und schon die alten Chinesen haben dies Gesetz gewürdigt: alles, was sie zum Beispiel in Bronze arbeiteten, konnte man sich gar nicht anders als eben in Bronze vorstellen.

Auch die moderne Juwelierskunst hat schon sehr Erfreuliches geleistet. Von deutschen Arbeiten auf diesem Gebiet geben wir einige in Abbildungen wieder, die von Otto Fischer, Erich und Gertrud Kleinhempel, Margarete Junge und Alfred Berger herrühren. Allen diesen Kleinarbeiten darf mehr oder minder nachgesagt werden, daß sie eine verständnisförmige Erfassung der Eigenheit des Materials erkennen lassen. Im allgemeinen möchte man den deutschen kunstgewerblichen Künstlern gerade auf diesem Gebiet den Rat geben, noch weniger zu stilisieren und noch mehr die Naturformen zu verwerten.

Dr. S. Pudor.



Gürtelschloß von Otto Fischer.



Abfahrt des Verfassers und seiner Gattin im Adlermotorwagen.

W

enn im bayerischen Gebirge zwei Bauern einander begegnen, der eine von unten hinauf, der andere von oben herunter kommend, so gebraucht der hinaufsteigende den gewöhnlichen Gruß: grüß Gott! der herabsteigende aber sagt als Gegengruß: laß dir Zeit! Das ist fürs Bergsteigen ein Rat aus alter Erfahrung, und nur die jüngsten Edelweigrupfer versuchen's anders und wollen die Berge hinaufrennen, bis auch sie, und bald, der alten Erfahrung sich bequemen und langsam steigen. Das ist aber auch das einzige Gebiet, auf dem die Devise: „Immer langsam voran!“ noch Gültigkeit hat — auf den andern herrscht das Kommandotempo: marsch, marsch!

Im Erwerbsleben, in allem, was unter Wettbewerb geschieht, wird sich das heutzutage wohl kaum mehr ändern. Nicht einmal die Dichter lassen sich und ihren Werken mehr Zeit, wenigstens soweit sie nach den Lorbern und Tantiemen der Bühne lüstern sind — es ist ein allgemeines Rennen nach dem Erfolg, und die antike Statue des Wettläufers ist für unsere Zeit ein Symbol von fast absoluter Gültigkeit.

Es fragt sich, ob dieses Tempo der Menschheit auf die Dauer gesund ist. Hervorragende Aerzte geben der allgemeinen Hast die Hauptschuld an der wachsenden „Nervosität“, und gewiß ist, daß alle die stürmischen Renner nach dem Erfolg, auf welchem Gebiet des Lebens ihre Rennbahn auch liegen mag, von Zeit zu Zeit das dringende Bedürfnis haben, „auszuspannen“. Wenn sie es sich nicht selbst sagen, so sagt es ihnen der Arzt: „Verreisen Sie!“ Und sie setzen sich in den Schnellzug und fahren möglichst schnell und möglichst weit weg von dem Bereich ihrer Rennbahn. Heute steigen sie in Berlin in den Eisenbahnwagen, und morgen sind sie bereits in Rom oder Neapel. Das ist eine erstaunliche Sache und in der That eine „Errungenschaft“, auf die sich unsere Zeit etwas einbilden darf. Was hätte Goethe darum gegeben, wenn er so schnell aus dem Norden weggekonnt hätte, als es ihn stürmisch nach dem Süden trieb! Er, der sich in seinem übermächtigen Drang nach südlichen Breiten so wenig Zeit ließ, daß er später schrieb, er sei über das tiroler Gebirge „gleichsam weggeflogen“, brauchte doch von Karlsbad bis nach Venedig fast einen Monat und von Venedig nach Rom einen halben, ohne daß er sich irgendwo längere Zeit aufgehalten hätte.

Das ist also nun gründlich anders geworden. Wer Eile hat, dem kann geholfen werden. Und es scheint: jeder

hat Eile, selbst der zu seiner Erholung, zu seinem Vergnügen Reisende. Die allgemeine Hast hat sich auch auf das Vergnügen übertragen. Aber das ist wohl ein Widerspruch. Das Tempo des Vergnügens ist ein gehaltenes Adagio. Wer prestissimo „genießt“, gewinnt sich nicht Erholung, sondern Abspannung. Dies gilt besonders vom Reisen. Wer zu Geschäften reist, mag eilen, wer zu seinem Vergnügen auf Reisen geht, beherzige den oberbayerischen Gebirgsgruß: laß dir Zeit!

Die beste Form des Reisens ist noch immer das Wandern, und die eigentlichen Reisekünstler sind noch immer die wandernden Handwerksburschen, insoweit sie wirklich „walzen“. Ein halbwegs guter Ersatz für die Fußreise ist die Radelreise, wenn sie vernünftig betrieben wird. Aber nicht beide Arten des Reisens erfordern mehr körperliche Leistungsfähigkeit, als sie jedem zu Gebote steht, und sie eignen sich im allgemeinen nur zu Reisen im näheren Umkreis, denn nicht jeder kann es machen wie ein Wandergesell oder Johann Gottfried Seume, der von Leipzig nach Syrakus spazieren ging. Wen es in die ferne treibt, der muß sich also nach einem Fuhrwerk umsehen. Die alten Postwagen giebt's nur noch in einigen Gegenden, und ihr Tempo ist selbst für den Freund behaglichen Reisens zu sehr adagio; mit eigenem Gespann zu reisen, ist, da es keine Relaisstationen mehr giebt, selbst für den unmöglich, der es sich leisten könnte; mit der Eisenbahn kann man aber eine Reise im eigentlichen Sinn überhaupt nicht unternehmen.

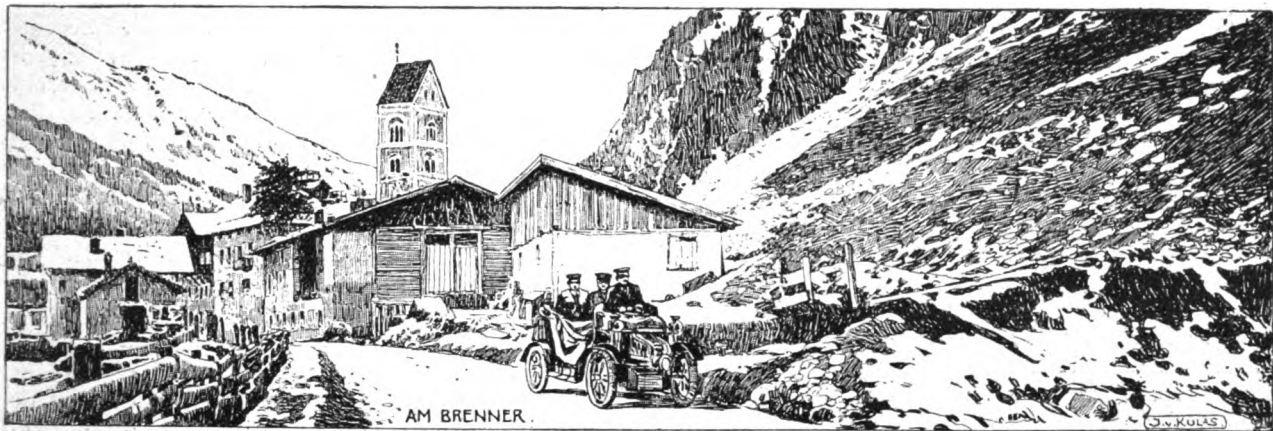
Mit der Eisenbahn kann man sich wohl befördern lassen, aber nicht reisen. Denn zum Reisen gehört, daß man frei ist, daß man nicht bloß einen Endpunkt der Fahrt bestimmen, sondern auch, je nach Lust und Willen, die Schnelligkeit ändern, nach freiem Ermessen die Art und Dauer eines Zwischenaufenthalts feststellen, seine Reisegesellschaft wählen, kurz, alles das kann, was auf der Eisenbahn nicht möglich ist. Wer mit der Eisenbahn reist, begiebt sich in ein Abhängigkeitsverhältnis. Sein Gesetz ist der Fahrplan, seine Gesellschaft bestimmt der Zufall, mit eisernen Schienen ist unabänderlich festgelegt, wie er seinen Weg zu nehmen hat. Zum eigentlichen Wesen des Reisens gehört die freie Bewegung in der Natur; das ist sein eigentlicher Reiz, daß er die Seßhaftigkeit für eine Weile anstrebt, aus dem Stubenmenschen einen Menschen der Landstraße macht, ihn von manchen zweifelhaften Segnungen der städtischen Ueberkultur befreit und

so der Natur näher bringt. Wenn ich aber mit der Eisenbahn reise, so ist es eigentlich nichts anderes, als daß ich mir ein Zimmer miete, das auf Rädern läuft und sich im übrigen von meiner gewöhnlichen Wohnung zu seinem Ungunsten dadurch unterscheidet, daß es sehr klein ist und daß ich es mit jedem teilen muß, der es auf eine gewisse Strecke mitgemietet hat. In diesem Zimmerchen werde ich sehr schnell von Ort zu Ort speidiert, und wenn zwischen den Orten eine schöne Landschaft liegt, so ist es mir erlaubt, falls nicht gerade der Eisenbahndamm die Aussicht hindert, einen schnellen Blick darauf zu werfen. Aber so schnellen Blicken schenkt keine Landschaft ihren Reiz; die Guckkästen des Kaiserpanoramas verraten mehr davon. Von den Leuten, die die Landschaft bewohnen, und von denen mir das Reisehandbuch viel Interessantes zu erzählen weiß, lerne ich nur die Bahnhofskellner kennen, die, je nach der Gegend, warme Würstchen oder frische Feigen anbieten, im übrigen aber sich überall so ähnlich sehen, wie ein schwarzer Frack dem andern. Außerdem habe ich nur noch Gelegenheit, meine Menschenkenntnis zu erweitern, indem ich, wenn ich es nicht schon weiß, es erfahren lerne, daß es höfliche und grobe Menschen giebt. Ferner lerne ich kennen, mit welcher Sicherheit der Fuß selbst in geschlossene Eisenbahnwagen eindringt, welcher Disharmonie schlecht schließende Kupeefenster fähig sind, und was für eine Art Duft entsteht, wenn infolge der Empfindlichkeit eines Mitreisenden der fahrfähig stundenlang verschlossen gehalten werden muß.

Wenn ich aber eine Reise thue, so will ich, wie Herr Urian, mir selbst und andern nachher etwas davon erzählen können, und zwar etwas anderes als dies. Darum beschloß ich, es einmal mit einem andern Vehikel zu versuchen, mit dem modernsten von allen, dem Automobil. Der Verlag der „Woche“ hat die Lebenswürdigkeit gehabt, mich in den Stand zu setzen, die Probe auf das Exempel zu machen, ob es sich im Automobil wirklich reisen läßt, so reisen, wie es unsere Großväter verstanden haben, nur noch vollkommener, nämlich noch freier, d. h. unabhängig von den allenthalben Unzulänglichkeiten, unter denen sie zu leiden hatten, weil ihnen als Fortbewegungskraft nur das Pferd zur Verfügung stand.

Suerst ein paar Worte über den Wagen selbst, dem ich mich mit meiner Frau und meinem ganzen Reisegeut seit dem 10. April anvertraut habe und der uns nun unter der ausgezeichneten Führung des vortrefflichen Monteurs Louis Riegel von den Adlerfahrradwerken in Frankfurt am Main über Dresden, Prag, Wien, Salzburg, München, Mittenwald, Innsbruck, Bozen, Trient, Bassano, Mestre-Venedig, Padua, Ferrara, Ravenna, Rimini, San Marino, Faenza, Florenz, Siena, Cortona, Perugia, Foligno, Terni-Marmore, Rom, Frascati, Terracina, Neapel nach Sorrent gebracht hat, wo ich nun im ehemaligen Jesuitenloster Cocumella auf einer Terrasse inmitten der üppigsten Orangengärten sitze, den Blick aufs Tyrhenische Meer, ein bißchen müde zwar von der Ueberfülle des Genusses und mir gern eine kleine Pause gönnend, aber doch aufs höchste befriedigt von dieser Laufwagenreise, die mir alles das erfüllt hat, was ich mir von ihr versprochen habe. Es ist ein Adlermotowagen, dem ich dies verdanke, hergestellt in den Adlerfahrradwerken vormals Heinrich Kleyer, Frankfurt am Main, und ausgestattet mit einem einzylindrigen Motor von acht Pferdekraften. Kenner des Automobilwesens werden sich wundern, daß eine

so große Reise mit einem verhältnismäßig so schwachen Motor und nur einem Zylinder unternommen wurde, und ihr Erstaunen wird noch zunehmen, wenn sie erfahren, was alles diese kleine Maschine über so große Strecken (bei staubigen und schwierigen Gebirgsüberschreitungen) fortzubewegen hatte. Der Wagen allein, in Phaëtonform und sehr niedrig, aber lang (fast vier Meter) gehend, wiegt mit dem Motor elf Zentner; dazu kommen drei Personen mit ihrem gesamten Reisegepäck, worunter sich ein hinten aufgeschmaltter großer und sehr schwerer Koffer befindet. Wir sind mit allem versehen, was Leute von einigen Ansprüchen innerhalb einer Reise von drei Monaten Dauer brauchen, und haben noch niemals die Eisenbahn zur Gepäckbeförderung benutzt. Um dies zu ermöglichen, war es nötig, den Sitz neben dem Führer zur Gepäckaufnahme mit herzurichten. Ein Kasten zur Aufnahme des Führergepäckes wurde dort vor dem Sitz eingebaut, wodurch gleichzeitig eine gerade und feste Unterlage für diejenigen unserer Gepäckstücke geschaffen wurde, die nicht hinten untergebracht werden konnten: ein großer Handkoffer, ein Hutkoffer, sowie das mit zwei Glasscheiben versehene Schutzleder, das bestimmt ist, bei starkem Regen vor der Wagenplane angebracht zu werden. (Wir haben es nur einmal gebraucht, aber dabei hat es sich vollkommen bewährt.) Die Reserveteile und das Handwerkszeug, soweit es sich nicht unter dem Sitz des Führers befindet, sowie die Benzol- und Öllampen und unser Vorrat an Photographieplatten sind in dem Kasten unter unserm Sitz verstaut. An der Wagenwand vor uns haben wir eine große, die Wand völlig einnehmende Ledertasche angebracht, in der sich noch eine Extratasche für Bücher befindet und die einen Toilettentoffer, einen Speiseforb, sowie unsere Mäntel aufnimmt. Auf dem großen Koffer hinten sind noch der Wäschesack, das Stock- und Schirmfutteral und drei dicke Reisedecken aufgeschmalt. Ich erwähne dies alles so ausführlich, weil meines Wissens noch niemals eine größere Reise im Automobil mit Gepäck unternommen worden ist. Auch uns wurde es lebhaft widerraten, indem man mir vorstellte, daß ich durch diesen Ballast an Koffern daran gehindert werden würde, dem Motor seine volle Schnelligkeit abzugewinnen. Es sei also besser, das Gepäck mit der Bahn zu senden. Da mir nicht daran lag, mit der Eisenbahn, die unsere Koffer beförderte, um die Wette zu fahren, da mir überhaupt weniger an Schnelligkeit, als an Unabhängigkeit gelegen war, bin ich diesem Ratsschlag nicht gefolgt, und ich habe heute Ursache, mich dessen zu freuen. Der Umstand, daß wir alle unsere Reisehabseligkeiten stets mit uns führten, hat es uns ermöglicht, auch an solchen Orten Station zu machen, die nicht an der Eisenbahn liegen (ich habe vorher nur die hauptsächlichsten unserer Haltepunkte genannt), und ihm verdanken wir es auch, daß wir, außer in Mestre, auf unserer ganzen Reise keinen Bahnhof betreten haben. Es ist wahr, daß wir mit unsern Schnelligkeiten nicht renommieren können, aber das war ja auch nicht der Zweck der Übung. Daß man mit dem Automobil rasen kann, beweisen die großen Wettfahrten; ich wollte beweisen, daß man damit reisen kann, und für Reisezwecke genügt eine Schnelligkeit von 25 Kilometer in der Stunde durchaus. Wir haben selbst diese nur selten benutzt, sei es, daß uns eine Landschaft weniger reizte, sei es, daß wir aus irgend einem Grund ein bestimmtes ferneres Ziel erreichen wollten. Im allgemeinen haben wir überhaupt nur kurze Tagesstrecken gemacht, ein paar mal



nur 30—40 Kilometer, und mehr als 160 Kilometer haben wir überhaupt nicht an einem Tag zurückgelegt. Wozu auch? Wir wollten die Landschaften, die wir durchfahren, ja sehen, und dies ist nur möglich, wenn man in einem mäßigen Tempo dahinfährt. Auch war uns daran gelegen, das Automobilfahren nicht in Mißkredit zu bringen, wie das leider die thun, die auf der Landstraße dahinsausen, als gehörte sie ihnen allein und nicht auch den Leuten, die sonst noch darauf mit heiler Haut und ganzen Knochen gehen oder fahren wollen. Die Wettfahrten, die ihren guten Zweck haben und unter der Geltung von besonderen Maßregeln vor sich gehen, will ich nicht angreifen, aber der einzelne Fahrer, der die Landstraßen durch ein Gewalttempo unsicher macht, handelt rücksichtslos und verdient, auch um der Automobilsache willen, schärfsten Tadel, denn er ist es, der die Bevölkerung gegen das Automobilfahren aufbringt, selbst wenn er bloß unnötigen Schrecken erregt und nicht direkt Schädigungen oder Unglücksfälle hervorruft. Diese, die sich bei einem vernünftigen Fahrtempo durchaus vermeiden lassen, müssen sicher eintreten, wenn auf belebten Straßen rasend dahinkilometert wird. Daß wir nichts auf dem Gewissen haben, gereicht mir zur besonderen Genugthuung, und ich muß auch in dieser Hinsicht unsern trefflichen Monteur loben, der, wie auf seinen Wagen, so auch auf alles Lebendige die äußerste Rücksicht nimmt und selbst den nichtsnutzigsten kleinen Hunden gegenüber, die manchmal wie besessen vor dem Wagen hertanzen und es darauf anzulegen scheinen, überfahren zu werden, nicht die Geduld verliert.

Es wird sich vielleicht später die Gelegenheit bieten, etwas eingehender von den allerhand Begegnungen mit Menschen und Tieren zu sprechen, die zum täglichen Programm einer Automobilfahrt auf der Landstraße gehören. Für diesmal sei nur gesagt, daß sich bisher keine der schlimmen Prophezeiungen an uns bewahrheitet hat, mit denen man uns, nicht sehr tröstlich, auf die Reise schickte. Wie wir niemandem etwas Böses angethan haben, so hat auch uns niemand etwas Schlimmes zugefügt. In Oberösterreich haben die Bauern fürchterlich geflucht, wenn unser Herannahen ihre feisten Gäule in einige Aufregung versetzte, aber das war für den Freund bäuerlicher Umgangssprache nur interessant, und ich habe genaue Aufzeichnungen darüber gemacht, in welchen Segenden dabei mehr der Teufel und in welchen mehr das Sakrament angerufen wurde. Auch eine schöne lange Kollektivverwünschung, bei der sowohl der Verlag der „Woche“, wie die Adlerfahrradwerke ihren Teil mitabkriegten, haben wir zu verzeichnen. Es war unsern Arezzo, wo uns

eine alte Bauernfrau, die genau wie ihre Verwünschung ausfah, also apostrophierte, während wir ganz gemächlich an ihr vorüberrollten: „Verflucht sollt ihr sein mit samt eurem Wagen, verflucht, wer ihn euch gegeben, verflucht, wer ihn, mit Hilfe des Teufels, gemacht hat.“ Dabei machte die Alte eine Handbewegung, die man sonst nur zur Abwendung des bösen Blickes anzuwenden pflegt. Ich hätte die Dame gern in dieser Pose photographiert, aber es stand gerade, ganz passend, ein dickes, schwarzes Gewitter am Himmel, das sich auch prompt entlud, ohne uns indessen irgendwelchen Schaden zuzufügen.

Vielleicht interessiert es hier den Leser, etwas über die »pannes« zu erfahren, von denen nach der allgemeinen Meinung jede größere Automobilfahrt begleitet zu sein pflegt. Man versteht darunter, deutsch gesprochen, alle größeren Mucken, die der Motor während der Fahrt kriegen kann, und von denen die fatalste sicher die ist, wenn er einfach nicht mehr mitspielen will. Gepriesen unser Wagen, gepriesen der, der ihn uns gegeben, gepriesen der, der ihn, mit Hilfe aller guten Geister, gebaut hat —: wir haben keine solche bösen Mucken erlebt. Daß alle irdischen Dinge unvollkommen sind, lernten auch wir am Automobil kennen, aber es waren immer nur Unvollkommenheiten, die sich leicht und schnell beheben ließen, und es ist uns nie widerfahren, daß wir, höchste Blamage für den Dampfwagenreisenden, Ochsenworspann brauchten, weil wir aus eigenen Kräften nicht von der Stelle gekommen hätten. Am häufigsten ließ uns die Zündung im Stich, das ist die Erzeugung der die Bewegung hervorruhenden Benzinexplosionen, die bei uns auf elektrischem Wege geschieht. Meist war Verrückung der Zündkerze daran schuld, und immer war der Zwischenfall in ein paar Minuten behoben. Derlei kann nur unangenehm werden, wenn es durch die bekannte Tücke des Objekts an einem besonders unpassenden Ort geschieht. Ich möchte es zum Beispiel nicht gern erleben, daß die Zündung in einer Vorstadt von Neapel verlagte inmitten einer mehr temperamentvollen als sympathischen Straßenbevölkerung.

Wir haben es immer gut getroffen, und die kleinen Volksversammlungen, die wir dabei herborriefen, haben uns nur erwünschte Gelegenheit geboten, das herbeigeeilte Publikum genauer zu betrachten. Immerhin wäre es angenehm, eine Zündungsvorrichtung zu haben, die sicherer funktioniert, und ich habe mir von Kennern sagen lassen, daß es bereits eine solche giebt, nämlich die magnetische. Ich für meinen Teil würde

es jedenfalls einmal mit ihr versuchen, obwohl ich die Anstände, die wir infolge der elektrischen Zündung gehabt haben, nicht weiter schlimm ansehe. Eine Pause von ein, zwei Minuten läßt sich wohl mit hinnehmen, wenn der Motor im übrigen stundenlang seinen schönen glatten Viertakt sicher einhält. Etwas langwieriger sind schon die Zwischenfälle, die durch Beschädigungen des Radmantels oder des Luftschlauches eintreten, aber auch sie ertragen sich, wenn sie nicht gerade zu besonders ungelegener Zeit, an besonders fatalem Ort eintreten, in Wirklichkeit viel leichter, als man wohl glaubt. Wir verdanken dem ersten dieser Zufälle unsere erste Bekanntschaft mit dem Adriatischen Meer. Es war zwischen Ravenna und Rimini, in dem kleinen Ort Cesena, als wir bemerkten, daß das rechte Hinterrad hart aufstieß, weil der Luftschlauch verlegt war. Getreu dem sehr vernünftigen Prinzip, beim Eintreten eines solchen Zufalls die Hauptstraße zu verlassen und zur „Abmantelung“ in den nächsten Nebenweg einzubiegen, lenkte unser Fahrer den Wagen nach links und fuhr einen Feldweg entlang, bis er außer Gesichtweite der Bürger von Cesena war, und siehe: wir hatten das Adriatische Meer vor uns. Nie ist in großartigerer Umgebung „abgemantelt“ worden, und wir benutzten gern die Gelegenheit zu einem kleinen Strandspaziergang, während unser ebenso geschickter wie unermüdlicher Begleiter den Mantel ausbesserte und unser Fahrzeug wieder flott machte.

Das sind unsere Zwischenfälle. Im übrigen ging es immer glatt und schön voran, selbst auf nicht tadellosen Wegen und bei gewaltigen Steigungen. Die Berge hinauf freilich langsam, aber immerhin schneller als mit Drei- und Vierspanner. Das fahren selbst ist ein Genuß, der mit keiner andern Fortbewegungsart verglichen werden kann. Es ist auf guten Straßen, wie in Ober- und Mittelitalien, ein wahres Dahinschweben, und man darf ja nicht denken, daß der Laufwagenreisende „gebeutel“ wird.

Das Rütteln, das man am stehenden Automobilwagen bemerkt, wenn der Motor arbeitet, fällt, je schneller der Wagen läuft, um so mehr weg, und was übrig bleibt, ist eine sich dem ganzen Körper mitteilende, sehr angenehme Bewegung von ganz kurzen Intervallen, bei den man ungefähr das gleiche Gefühl hat wie bei den von dem Schweden Zander zu Heilzwecken erfundenen Erschütterungsmaschinen. Ich erblicke darin geradezu einen Vorzug des Automobils und möchte diese wohlthunende und höchst gesunde Massage keineswegs missen.

Ueberdenke ich die Fahrten, die wir bis jetzt hinter uns haben, so muß ich sagen, es war ein

ideales Reisen, und ich wünsche mir, daß ich immer nur im Automobil fahren könnte. Dieses Reisen ist an sich ein körperliches Vergnügen, ganz abgesehen von all dem Schönen, das man dabei unmittelbar und intim kennen lernt. Dieses sichere Dahingetragenwerden, bei dem einem das Gefühl erspart bleibt, daß es nur durch die schwere Mühe anderer lebender Wesen ermöglicht wird, dieser schöne Rhythmus einer Bewegung, die kein Stoßen, Zerren, Zucken kennt, dieser leichte Lauf auf Luftpolstern hat etwas Unvergleichliches. Das Reisen mit der Eisenbahn ist eine Tortur dagegen. Man könnte vielleicht meinen (und auch ich habe so gedacht), daß der Mangel an aktiver Bewegung auf die Dauer unangenehm fühlbar werden müßte, aber es scheint, daß die aktive Bewegung durch jene leise Erschütterung ersetzt wird. Tatsächlich stellt sich nach einer Fahrt von drei, vier Stunden eine angenehme Ermüdung ein, und man hat kaum mehr das Bedürfnis, sich noch anderweit Bewegung zu verschaffen. Ich glaube, daß auch der beständige Luftzug eine gesunde Wirkung ausübt. Auf alle Fälle hat er den großen Vorzug, daß es ein Leiden unter der großen Hitze nicht giebt. Wir sind Mitte Juni durch die pontinischen Sümpfe gefahren und haben keinen Augenblick über Hitze zu klagen gehabt. Es ist eine Art Bad in frischbewegter Luft, auch wenn sonst vollkommene Windstille bei sehr tiefem Wärmegrad herrscht. Selbst um die Mittagsstunden, während deren sich hier sogar die Landleute nicht ins freie trauen, sind wir, ohne im geringsten unter der Hitze zu leiden, gefahren, doch haben wir dann die sehr geschickt gemachte Vorrichtung benutzt, die es uns erlaubt, aus unserm aufklappbaren Regendach ein Sonnendach zu machen.

Aber auch gelegentliches fahren im Regen ist durchaus nicht unangenehm, wenn der Laufwagen, wie der unsere, Einrichtungen hat, die das Durchnäßen werden verhüten. Ich erinnere mich mit besonderem Vergnügen an die abendliche Fahrt nach Arezzo im Gewittersturm, während der die Wasser des Himmels nur so herunterfluteten, indes wir hinter unserm Leder mit den Guckfenstern saßen und voller Bewunderung das Schauspiel der zuckenden Blitze genossen. Unser Wagenführer mußte allerdings ein Vollbad über sich ergehen lassen.

Ich schließe mit dem Ausdruck der Ueberzeugung, daß die Reise im Laufwagen — wie ich das Automobil gern nenne — sehr bald schon in allgemeinere Aufnahme kommen wird. Unser Adlerwagen hat es mir bewiesen, daß die Automobilwagentechnik auf einer Höhe ist, die dies gestattet, und daß er seinen Insassen neue, ganz überraschende Ausblicke und Empfindungen gewährt.



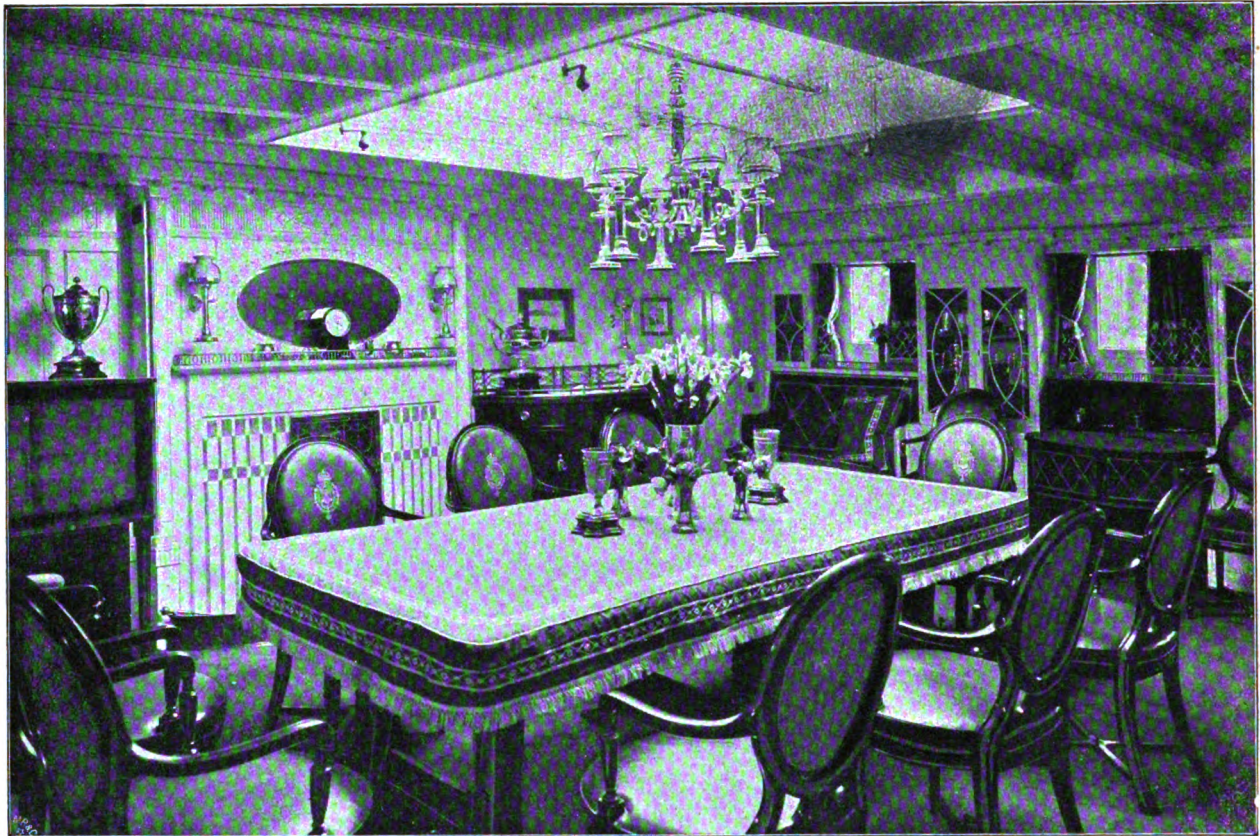
Sorrent.

Bilder aus aller Welt.

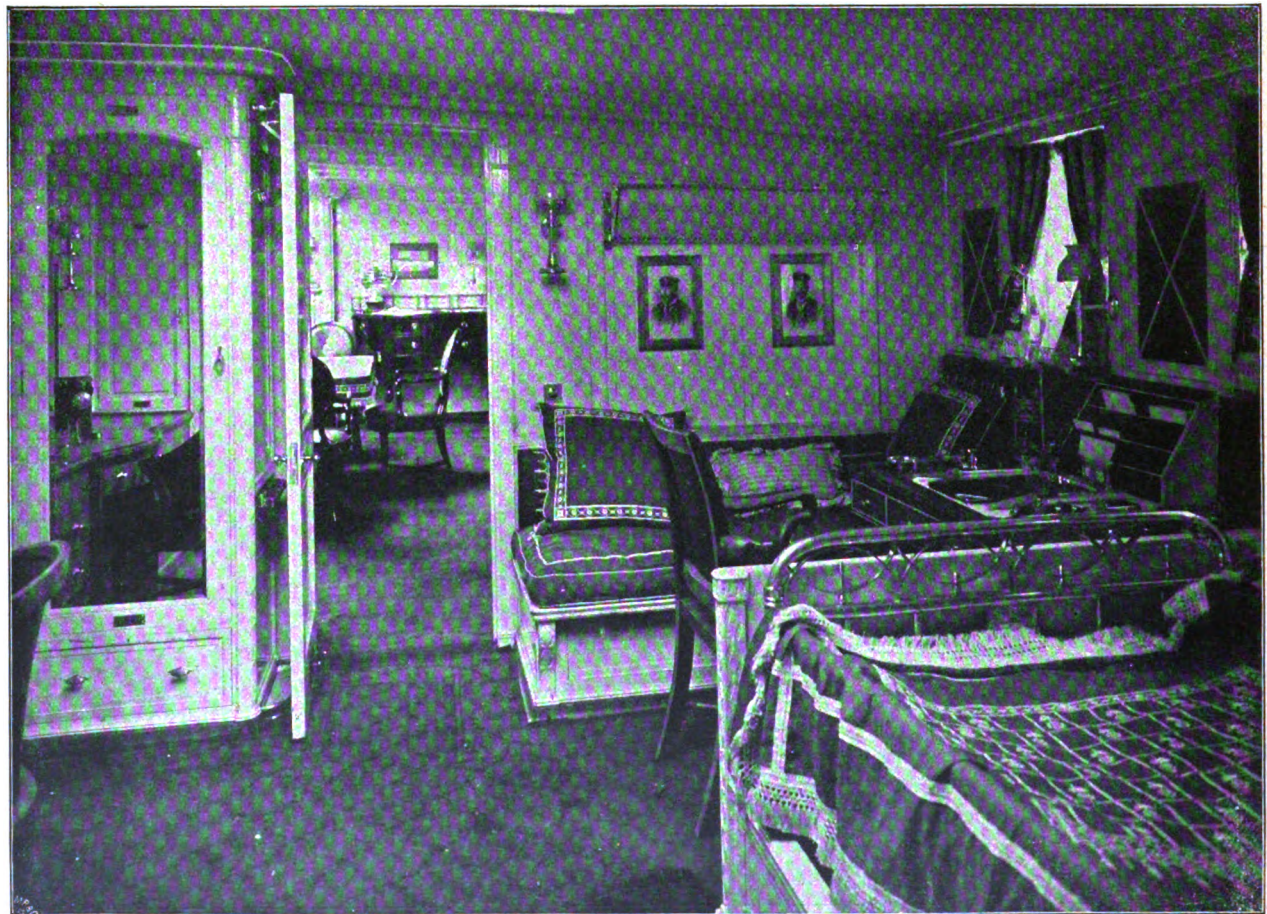


Vom Besuch des belgischen Kronprinzenpaares in Mons: Einzug in die Stadt.

Phot. Stodvis, Mons.



Der große Salon.

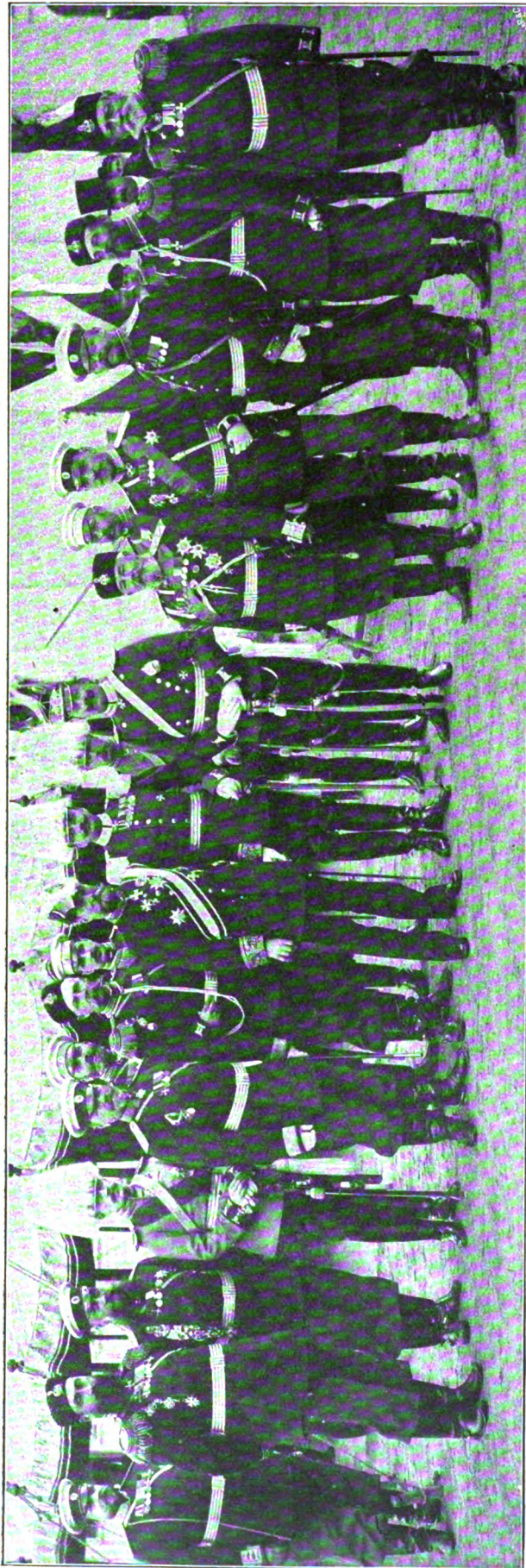


Arbeits- und Schlafzimmer des Kaisers.
Ein Blick in die Innenräume der Kaiserjacht „Meteor“.
Phot. Hans Breuer, Hamburg.



Vom XXX. Deutschen Artillerieregiment in Königsberg: Gruppenbild vom Ausflug nach Raufchen.

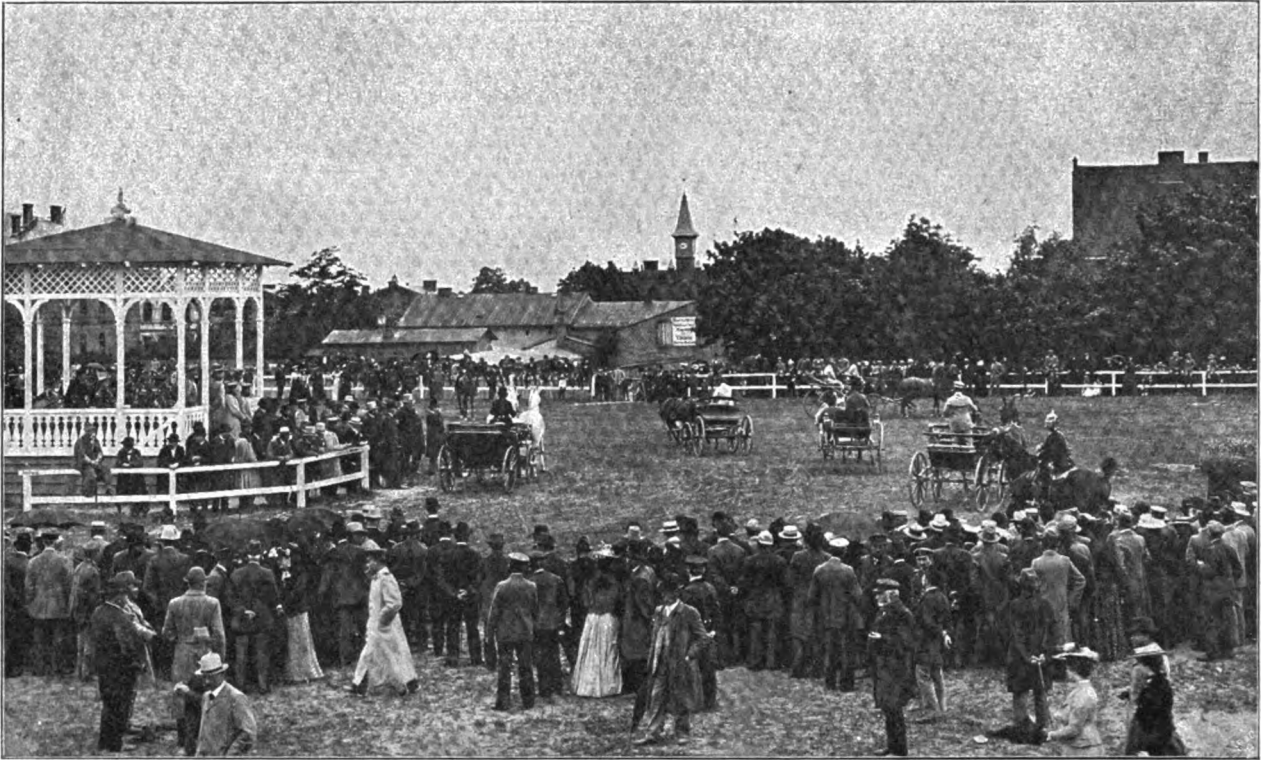
Phot. Alfred Kühnemann, Königsberg i. Pr.



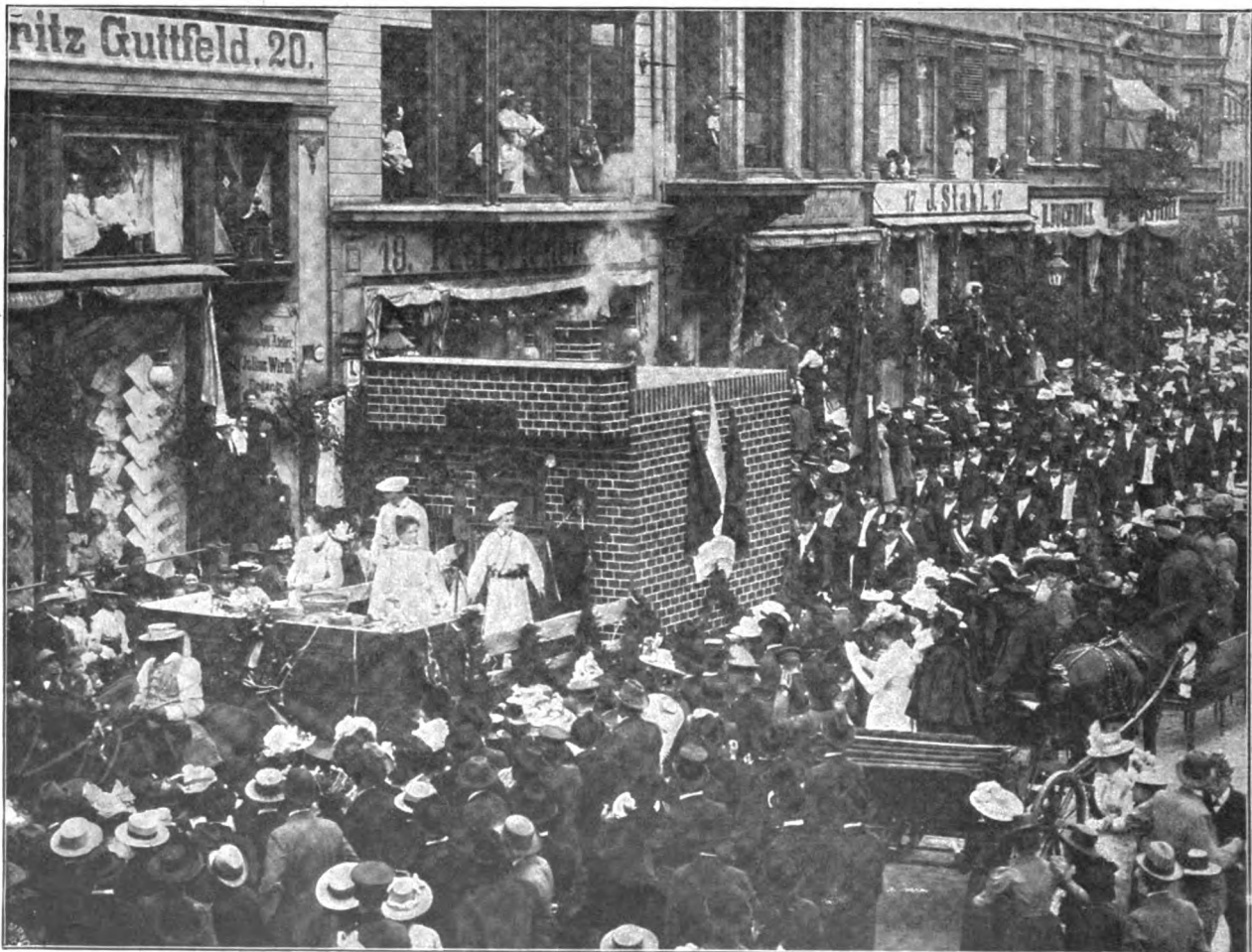
Graf Alvensleben.

Vom 1. Bataillon des Aliborskyen Infanterieregiments in Petersburg: Die deutsche Botschaft zu Gast beim Regiment.

Phot. G. O. Bulla, St. Petersburg.



Vom Augustpferdemarkt in Stiefen:
Konkurrenzfahren der Zweispanner in Gegenwart des Oberpräsidenten von Westpreussen Dr. von Gossler.
Phot. Heint. Gerdoni, Thorn.



Vom altgeschichtlichen Mannschiesstfest in Liegnitz: Aus dem festzuge.
Phot. Julius Wirth, Liegnitz.



1. Regierungspräsident von Philippsborn (Hildesheim). 2. Graf zu Stolberg-Wernigerode, Oberpräsident von Hannover. 3. Bürgermeister Wand (Duderstadt).
4. Senator Kühle. 5. Schützenhauptmann Senator Kleinschmidt.
Gruppe der Ehrengäste.



Huldigungswagen König Friedrich Wilhelms III. und der Königin Luise.
Die 600jährige Jubelfeier der Schützengilde in Duderstadt (Hannover).
Hofphot. John Thiele, Hamburg.



Frau Johanna Gadschi, geht an die Grausche Oper in Newyork.



Elfriede Mahn, wurde für die Stuttgarter Hofbühne verpflichtet.



Felizitas Cerloglioli, neues Mitglied des Berliner Theaters.



Frau Paula Konrad scheidet aus dem Verband der Berliner Hofbühne.



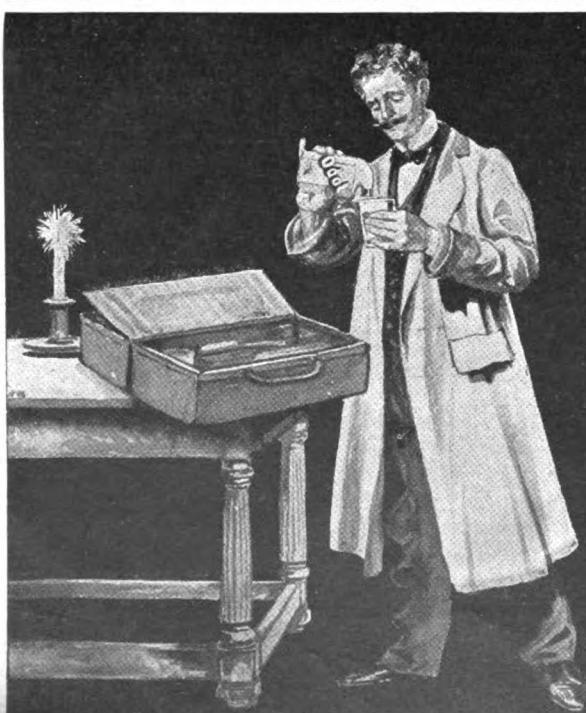
Elja Berry, trat erfolgreich als Konzertsängerin in Frankfurt a. M. auf.



1. In der unteren Reihe (von links nach rechts): Hildebrandt, Kapellmstr. Lederer, Hr. Hungar, Oberreg. Carlhoff, Dir. Morwitz, Hr. König, Hr. Hawliczek, Kapellmstr. Wolf. 2. In der mittleren Reihe: Creumann, Hr. Hardegen, Raven, Sudenmundt, Frank, Hr. Köder, Kauppert, Hr. Schereschewsky, Kammerfänger Oberländer, Kapellmstr. Prejuhn, Kapellmstr. Dr. Pauli. 3. In der oberen Reihe: Hr. Careni, Jania, Hr. Raven, Hr. Kraefky, Dr. Schäfer, Kunsky.

Direktor und Solifisten der Morwitzoper in Berlin.

Schluss des redaktionellen Teils.



Auf der Reise.

Oeffn' ich meine Reisetasche
 Gilt mein erster Blick und Griff
 der geliebten blauen Flasche,
 Die den Zähnen weissen Schliff,
 Reinheit, Frische, Feinheit, Kühle
 Leih't dem Mund. Ich gurgle, spüle:
 -Und der staubig-matte Wanderer
 Wird ein Neugeborener, Anderer-
 Durch „Odol“!!!

DIE WOCHE.

Nummer 31.

Berlin, den 2. August 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 31.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1425
Umschau	1425
Herr von Podbielski in Masuren	1426
Sommerfeste	1427
Die Fahrt des Mitteleuropäischen Motormagenvereins	1428
Theater und Musik	1429
Unsere Bilder	1429
Die Toten der Woche	1431
Die Sportwoche	1431
Die Hörigenwoche	1432
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1433
Es war ein alter König. Von Rudolph Straß (Fortsetzung)	1441
Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Von Ludwig Max Goldberger.	
Berlin. III.	1446
Ein zerstörtes Kunstjuwel. (Mit 5 Abbildungen)	1449
Ein Tegerhaat in Luftfahrt. (Mit 13 Abbildungen)	1451
Kinder und Affen. (Mit 4 Abbildungen)	1454
Don untern Caschenuhren. (Mit 7 Abbildungen)	1456
Woher kamme ich? Plauderei über Familienforschung von Arno Böttcher	1457
Der weiße Tod. Von Dr. L. Reimer. (Mit 5 Abbildungen)	1459
Eine Hochschule der Mähl- und Baktunst. (Mit 3 Abbildungen)	1463
Orthographie und Liebe. Novelle von Raoul Quereinheimer, Wien	1465
Einziger Wunsch. Gedicht von Hugo Salus	1468
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1469

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeilungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberstr. 29; Breslau, Schweidnitzerstr. Ede Karlstr. 1; Cassel, Obere Königstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Sreßtr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 59; Elberfeld, Herzogstraße 38; Essen a. Rh., Limbederplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63; Gbrltz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Mittelstr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holtenstraße 6; Köln a. Rh., Hohestraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 55; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); Nürnberg, Lorenzstraße 30; Stettin, Breitenstraße 45; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26; Zürich, Remweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

24. Juli.

Das serbische Ministerium Wnitsch reicht seine Entlassung ein, weil die Skupstina ein oppositionelles Mitglied zum Präsidenten gewählt hat.

Im Leipziger Bankprozeß lautet das Urteil gegen den Direktor Eyner auf fünf Jahre Zuchthaus, gegen Dr. Gentsch auf drei Jahre Gefängnis und gegen die übrigen Angeklagten auf Geldstrafen.

Der Kaiser bricht wegen andauernd schlechten Wetters seine Nordlandreise ab.

Im Befinden des Königs von Sachsen tritt eine wesentliche Besserung ein.

Aus London kommt die Nachricht, daß sich ein japanischer Regierungsbeamter von Tokio nach der Markusinsel begeben hat und gleichzeitig ein amerikanischer Schoner von Honolulu dorthin abgegangen ist.

25. Juli.

Der Kaiser sendet dem Berliner Ruderklub, dessen Mitglieder bei der internationalen Regatta in Cork ehrenvoll abge schnitten haben, ein Glückwunschtogramm.

Die badischen Hochschulprofessoren richten an den Großherzog eine Adresse gegen die Zulassung von Männern östern.

Die internationale Konferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels in Paris wird geschlossen.

26. Juli.

König Eduard von England wohnt an Bord seiner Yacht „Diktoria and Albert“ einer Sitzung des Geheimen Rats bei. Das Journal de Geneve teilt mit, daß der italienisch-schweizerische Zwischenfall durch die Vermittlung Deutschlands endgültig beigelegt worden ist.

27. Juli.

In Graz wird das Deutsche Bundesfängerfest mit einem großen Kommers eröffnet. Der Bürgermeister begrüßt die Festteilnehmer.

28. Juli.

Aus London wird der Abschluß eines förmlichen Handelsvertrags zwischen England und China gemeldet.

Bei der Reichstagsersatzwahl für den verstorbenen Abgeordneten Lieber im dritten Wiesbadener Wahlkreis wird der Zentrumskandidat Dahlem gewählt.

Ueber die portugiesische Stadt Aveiro wird wegen Unruhen, die von ausländischen Arbeitern hervorgerufen sind, der Belagerungszustand verhängt.

29. Juli.

Die serbische Ministerkrise findet ihre Erledigung durch den freiwilligen Rücktritt des oppositionellen Skupstinapräsidenten Stanojewitsch.

Der Kaiser trifft an Bord der „Hohenzollern“ in Emden ein.

Der Papst ernennt den Kardinal Gotti als Nachfolger Ledochowskis zum Generalpräfekten der Propaganda fidei.

30. Juli.

Der Kaiser läßt sich nach Besichtigung der Stadt Emden eingehend die Einrichtungen der Kabeltelegraphie erklären und begiebt sich dann an Bord der „Hohenzollern“ zur Weiterfahrt nach Kiel.



Umschau.

„Kulturkampf“ in Frankreich! Die Franzosen selbst haben das Wort, das auf den Kampf um die Maigesetze in Deutschland gemünzt wurde, seiner Zeit in ihre Sprache übernommen. Jetzt haben sie auch die Sache. Unter dem Ministerium Waldeck-Roussseau ist ein Gesetz zu stande gekommen, das die Unterhaltung von Schulen durch die Ordenskongregationen von der Genehmigung der Regierung abhängig macht. Stieß schon das Gesetz selbst auf starke Opposition, so ist der Widerstand gegen seine Ausführung, die Waldeck-Roussseau seinem Nachfolger Combes überlassen hat, noch weit heftiger. Es ist die Schließung aller kongreganisierten Schulen angeordnet worden, für die die Genehmigung nicht nach gesucht wurde. Dagegen protestieren die Orden und behaupten, es läge darin eine unberechtigte Einmischung des Staates in kirchliche Angelegenheiten. Theoretisch werden sich Staat und (katholische) Kirche wohl schwerlich jemals über die Grenzen ihrer gegenseitigen Macht einigen, in der Praxis geschieht es allenthalben. Es ist noch stets schließlich ein modus vivendi hergestellt, ein Kompromiß zu stande gebracht worden, manchmal durch größere Nachgiebigkeit der Kurie, manchmal durch weiteres Entgegenkommen der Regierung. Eine Eigentümlichkeit des gegenwärtig in Frankreich herrschenden Kampfes ist es, daß der Widerstand gegen die staatlichen Maßnahmen wenigstens äußerlich nicht sowohl von der Kirche selbst, als von den Nationalisten und

geinnungsverwandten politischen Parteien organisiert wird. In der Provinz haben sich viele Schulen bereits gesüßt, in Paris (Abb. S. 1433) allerdings sträuben sich die Schwestern, die den Unterricht leiten und erteilen, gegen das Verlassen ihrer Anstalten, aber vielfach ist ihr Sträuben nicht ganz freiwillig, sondern von den erwähnten politischen Parteien stark beeinflusst, wo nicht gar erzwungen. Es gilt dies besonders von der Schule in der Rue Saint Maurice, wo eine Nachahmung des fortschreitenden Chabrol aus der Dreyfus-Kampagne in Scene gesetzt worden ist. Die politische Opposition arbeitet ganz offen auf blutige Zusammenstöße hin, in der richtigen Erkenntnis, daß die Leidenschaften in viel höherem Maße erregt werden würden, wenn Gewaltthatigkeiten vorkämen. Die Regierung aber weiß das ebenso gut und ist deshalb vor allem bestrebt, so energisch sie auch im übrigen vorgeht, größere Straßenkämpfe, wie sie die Gegner wünschen, zu vermeiden. So ist denn auch trotz der unleugbaren Erregung in kirchlich gesinnten Kreisen die Ruhe bisher nicht in erheblicher Weise gestört worden. Auf der andern Seite scheint aber auch die Kirche nicht geneigt zu sein, die Sache auf die Spitze zu treiben. Es ist bemerkenswert, daß Papst Leo XIII. davon Abstand genommen hat, die erwartete Encyklika zu erlassen, die sicherlich in Frankreich großen moralischen Eindruck gemacht hätte, wenn sie auch auf die Haltung der Regierung keinen Einfluß ausgeübt hätte. Man setzt im Vatikan vielleicht auf die hervorragenden Fähigkeiten seiner ausgezeichneten Diplomaten Hoffnungen für die Zukunft.

Es ist ja von einer Reise des Präsidenten Loubet nach Rom die Rede. Unter diesen Verhältnissen ist der Tod des Kardinals Ledochowski von besonderer Bedeutung, der gegen das Vorgehen der französischen Regierung eine entschiedene Kampfstellung einnahm. Es wird viel auf die Haltung seines Nachfolgers in der Leitung der Propaganda fidei ankommen. Zu allgemeiner Ueberraschung hat der Papst auf diesen wichtigen Posten den noch verhältnismäßig jungen Kardinal Gotti (vgl. das obenstehende Bild) berufen und ihn so gewissermaßen zu seinem eigenen Nachfolger designiert.

Die kleine, unweit der Marianengruppe in der Südsee gelegene Markusinsel ist augenblicklich Gegenstand des Streites zwischen Japan und einem Amerikaner. Einige Japaner treiben auf dem dem Reich des Mikado offiziell einverleibten Eiland Guanoabbau. Nun hat sich der amerikanische Schiffskapitän Koschil mit einem Schoner dorthin begeben, um die Japaner zu vertreiben; er behauptet, die Insel bereits 1899 in Besitz genommen zu haben. Da er seine vermeintlichen Rechte erst im vorigen Jahr hat bestätigten lassen, ist die amerikanische Regierung nicht geneigt, Japan den Besitz streitig zu machen. Im Gegenteil, sie hat auf dem japanischen Kriegsschiff „Kasagi“, das zum Schutz der Japaner entsandt wurde, einen Beamten eingeschifft, der einem etwaigen Zusammenstoß zwischen diesem und Koschil vorbeugen soll.

Herr von Podbielski in Masuren.

Ministerreisen stehen schon lange nicht sehr hoch in der allgemeinen Wertschätzung. Man meint, daß die hohen Beamten bei solchen Reisen in den Pausen zwischen den einzelnen Festessen mehr Potemkinsche Dörfer als die Wirklichkeit zu sehen bekommen. Sollte das wirklich zutreffen, dann tragen nur die Minister daran Schuld, die es sich gefallen lassen, daß man ihnen alles in bengalischer Beleuchtung vorführt. Von dem jetzigen Landwirtschaftsminister, Herrn von Podbielski,



Kardinal Gotti.

weiß man, daß er gleich zu Beginn seiner Ministerschaft durch ein drahtisches Wort den Uebereifer der Provinzbehörden bei seinen Dienststreifen auf das richtige Maß zurückgeführt hat. Er soll sogar ganz gewöhnliche Menschenkinder unter vier Augen nach Dingen befragen, die ihn interessieren, und dabei manchmal mehr erfahren, als wenn Landrat und Regierungspräsident ihm mit Erläuterungen zur Hand gehen.

Wenn er nach dieser Methode auf seiner jetzigen Reise durch Masuren verfährt, dann kann sein Besuch für die Entwicklung dieses Landstrichs von großer Bedeutung werden. Es giebt dort wirklich manches zu sehen und auch zu hören. Früher that man den weltfernen Erdwinkel mit dem Spottvers ab:

„Wo sich aufhört der Kultur,
Da sich anfängt das Masur.“

Seitdem die Brüder Fritz und Richard Skowronnek ihre Heimat in Erzählungen und Schilderungen der deutschen Lesewelt vorgestellt haben, haben viele Menschen doch eine andere Anschauung von dem Ländchen gewonnen. Man weiß, daß es landschaftlich von idyllischer Schönheit ist und jeden Besucher durch die enge Verbindung von Berg, Wald und See entzückt. Man weiß sich auch, daß der eigenartige Volksstamm in den letzten Jahrzehnten, seitdem er durch einige Schienenwege mit der übrigen Welt in Verkehr getreten ist, sich in einer geradezu beispiellosen Weise aus einer tiefen wirtschaftlichen und ethischen Depression emporgearbeitet hat.

Aber noch immer kann man Masuren als das Stiefkind des preussischen Staats bezeichnen, und Herr von Podbielski wird reichlich Gelegenheit finden, eine wohlwollende Berücksichtigung berechtigter Forderungen zu versprechen. Und er pflegt ja der Mann zu sein, der das theoretische Wohlwollen in die praktische Bethätigung umsetzt. Solche Forderungen sind z. B. die Beseitigung der chinesischen Mauer, die ganz Ostpreußen von seinem natürlichen Hinterland, Rußland, scheidet. Es wird dem Herrn Minister nicht schwer fallen, an Ort und Stelle zu erkunden, wie die Zollpladereien jeden Verkehr lähmen, wie ganz Masuren nach dem Kanal schreit, der es wirtschaftlich erschließen und mit der See in Verbindung bringen soll.

Vielleicht ist es der Zweck der Reise, vielleicht will Herr von Podbielski sich von der Notwendigkeit des masurischen Seenkanals persönlich überzeugen. Dann hätte man es mit einem politisch hochbedeutsamen Vorgang zu thun, dessen Folgen schon in der nächsten Landtagsession zu Tage treten können. Daß jedermann dort in Masuren zu dem Minister von dem Kanal sprechen wird, kann als ausgemacht gelten. Die Forstmeister der gewaltigen Johannsburg-Heide werden ihm von den Holzmassen erzählen, die bei billigem Wassertransport in Königsberg den doppelten und dreifachen Preis erzielen könnten, die „steinreichen“ Gutsbesitzer werden darauf hinweisen, daß sie ihren Ueberfluß nach dem steinernen Litauen absetzen wollen und den Kanal auch noch zum billigen Bezug von Futter- und Düngemitteln gebrauchen könnten, kurzum, der Minister wird dort eine neue Spezies waschechter Agrarier kennen lernen, d. h. solche, die stürmisch einen Kanal verlangen.

Vielleicht erfährt Herr von Podbielski auch, weshalb die masurischen Landarbeiter in Scharen die Heimat verlassen und durch echte Polacken ersetzt werden müssen. Es sei ihm im voraus hier verraten: das macht die Abperrung der untersten Bevölkerung von den natürlichen Hilfsquellen des Landes: von der Forst, die ihnen Weide, Gras und Streu für ihre Kuh liefern könnte und mußte, und vom See, der ihnen Nahrung und Unterhalt in den Monaten geben könnte, in denen die Landwirtschaft ihnen keine Arbeit und keinen Verdienst geben kann.

Die Masuren nennen in ihrer Sprache jeden Höhergestellten „Herr Wohlthäter“. Herr von Podbielski könnte sich ohne allzugroße Mühe den Ehrennamen: „Wohlthäter Masurens“ erwerben, wenn er mit seinem frischen Temperament energisch in diese verbesserungsbedürftigen Zustände hineinfahren wollte. Das wünscht von Herzen ein Masur.

Sommerfeste.

Länger werden die Abende. Seit dem Johannstag nimmt, um weniges zwar nur, aber nachgerade doch schon merklich früher, das leuchtende, lebenspendende Gefirn Abschied von uns. Des Sommers frozendes Leben ist im August auf dem Höhepunkt angelangt, überreich giebt, rastlos spendet er, und doch neigt er sich langsam, ganz langsam seinem Ende zu. Um so mehr will man ihn noch genießen, ihn auskosten, ihn festhalten. Länger werden die Abende. Aber sie sind so lau, so sternklar, so voll Blumenduft!

Es ist die Zeit der abendlichen Feste im freien. Man feiert, man vergnügt sich jetzt so viel ungebundener als im Frack und im langschleppigen Dekolletierten, so viel freier als unter den KrySTALLARMEN des Ballsaalkronleuchters, wo rings an den Wänden nicht nur die Plüschfessel gähnen. Dieselbe Gesellschaft, die sich im Winter zum flirten und Meditieren zusammenfindet, ist sich in der Ungezwungenheit des BADELEBENS nähergetreten. Sie flirtet und meditiert auch hier, aber auf den Wald- und Boot-, Tennis- und Bergpartien hat man manche menschliche Liebenswürdigkeit aneinander entdeckt, die trotz jahrelanger Winterbekanntschaft verborgen geblieben wäre. Man hat sich am Strand bei stundenlangem, sanft einduselndem Nichtstun und Nichtsdenken aneinander gewöhnt. Und nun läßt man sich von den harmlosen Genüssen des Abendfestes im freien, das die Badeverwaltung auf großen Zetteln an Bäumen und Zäunen ankündigt, gern locken und betet mit der gesamten Kurgesellschaft von Strudelsbach oder Flundershagen um gutes Wetter für dieses Glanzfest der Saison.

Der vielgewandte, weltmännische Herr Badekommissar, der aus seiner leider zu früh abgebrochenen Militärkarriere viel Strammheit, Pflichtbewußtsein und Verantwortlichkeitsgefühl beibehalten hat, übernimmt natürlich die Arrangements. Er weiß, daß man viel von ihm erwartet. Und in jedem Jahr hat er die redlichste Absicht, seinen Gästen, die er samt und sonders als seine Schutzbefohlenen betrachtet, gerade diesmal etwas Neues und ganz Besonderes zu bieten. Unter dem Kurpublikum befinden sich weitgereifte, verwöhnte Leute. Lange und ernsthaft denkt er nach, bis schließlich, wie in jedem Jahr — da er gleich andern Mächtigen der Erde mit den ihm gezogenen Grenzen rechnen muß — eine feenhafte Beleuchtung des berühmten Kurparks, Militärkonzert und italienische Nacht veranstaltet werden. Er ist schon lange Zeit im Amt. Viele solcher Feste hat er schon geleitet. Und doch ist es in jedem Jahr noch schöner, noch glanzvoller, noch wohlgelungener gewesen. Woran mag das liegen? Wogte in früheren Jahren ein minder süßer Duft von den blütenbeladenen Rosenstöcken her durch die Laubgänge? Waren nicht auch damals die zierlichen oder imposanten Gestalten der Schönen beim Klang der Musik auf- und abgewandelt, zur Seite die hellgekleideten, strohhutgeschmückten Kavaliers? War nicht auch damals alles ringsumher in jenes bezaubernde Gemisch von Lebenslust, Sorglosigkeit und gesteigerter Genußfreudigkeit der Sommernachtsstimmung getaucht gewesen?

Es ist ein eigener Reiz, den diese Sommerabendfeste selbst dem Blasierten, Abgestumpften noch bieten. Vielleicht liegt er in der seltsam mythischen Gedämpftheit des bunten Lichtes, das aus roten und orangefarbenen Lampen, die im schwülen Nachtwind, hin und herschaukeln, auf die kiesbestreuten Parkwege fällt. Und erst jene, denen noch in kinderfrohem Lebensdurst die jungen Herzen schlagen, die beneidenswerte Jugend, der noch jeder Tag ein fest, jeder Abend ein Ausblick auf neue Freuden ist, wie schwimmt und plätschert sie in selbigem Genießen an einem solchen Abend! Und wenn bei den jüngsten Damen etwas ein wenig die Freude trübt, so ist es der Umstand, daß „Sie“, die Vielbesprochenen, die Beneideten, die junge Frau, von deren Gatten man nie etwas hört, auch heute wieder, wie bei allen geselligen Veranstaltungen des Bades, den Vogel abschießt. Auch heut trägt sie die extra-

vaganteste Toilette und einen unglaublich gewagten Hut, auch heute knallen an ihrem Tisch unter der dichtbelaubten Kastanie die Sektproppen am lautesten, schallt das fröhliche Gelächter am lustigsten. Sie ist die Glückliche, die gefeierte Saisonschönheit — — auch sie steht auf der Höhe des Lebens, wie der reife Sommer in seiner Pracht.

Einen intimeren Charakter tragen die Abendfeste im freien, die von den glücklichen Gartenbesitzern in den Vororten ihrem Freundes- und Verwandtenkreis dargeboten werden.

Rot- und grünschimmernde Lämpchen giebt es auch hier, und weiche, warme Winde, die lind die erhitzten Wangen fächeln. Aus dem Gartenzimmer tönen schmeichelnde Walzerklänge, helle Gestalten sitzen eng aneinandergeschmiegt auf einsamen Bänken und beobachten sehnsüchtig die Sternschnuppen, die in feurigem Lauf ihre Bahn hinuntergleiten. Denn trotz aller Beleuchtungskünste, trotz des von dem eifrigen Gastgeber mit mehr gutem Willen als pyrotechnischem Geschick in Scene gesetzten Feuerwerks giebt es merkwürdigerweise auf solchen Abendfesten stets Leute, die es im Dunkeln am stimmungsvollsten finden. Und noch merkwürdigerweise treten solche komische Leute meist paarweise auf.

An dem großen Tisch in der Laube aber wird viel Bowle vertilgt, sehr viel Bowle. Sie würde zwar auch im Zimmer nicht übel schmecken, wenn sie wie hier mit Hingebung und Sachkenntnis gebraut und in fröhlicher Laune getrunken wird, aber ihrer würdiger ist es, wenn man sie im Garten genießt, wenn die grünlichen Römer, von den zuckenden Windlichtern umspielt, goldig aufleuchten. Wie kühl und würzig gleitet das köstliche Getränk die durstigen Kehlen hinunter! Noch ein Glas — und noch ein Glas! Wann kann man genug haben an der Göttergabe, die so angenehm erregt und leicht berauscht, aber doch den Kopf frei und klar läßt! Und die letzte Elektrische und der letzte Stadtbahnzug, die zurückführen in die dunstige Stadt, sind doch schon längst versäumt.

Jeder giebt es so gut, wie er kann. Der Laubenkolonist draußen an der Peripherie würde wahrscheinlich auch das aromatische Gemisch aus Traubenblut, in dem duftendes Pfefferfleisch schwimmt, seiner Weise mit Strippe vorziehen. Aber da er sich so etwas doch nicht leisten kann, verbittert er sich das Behagen an seinem Stückchen Gartenland durch solche Betrachtungen nicht erst. Manche mühevoll Stunde hat es ihm zwar gekostet, durch seinen reichen Ertrag an Radieschen und Petersilie entschädigt es ihn aber vollkommen dafür. Nach Schluß der Fabrik läßt er seine Familie und seine Nachbarn zu einem bescheidenen Fest im freien ein. Für viele ist auf dem engen Raum nicht Platz, aber Mutters Geburtstag wird doch festlich begangen mit Stocklaternen und Ziehharmonika, mit „Knobländer“ und einem Skat. Wenn der Wind die Petroleumlampe auspustet, so wird sie eben wieder „anjestochen“. Dann wird flott weitergedroschen, und die Mutter erzählt ihren Freundinnen stolz, aber leise, um die heilige Handlung nicht zu stören, wie sie den ganzen Sommer über dank des rationalen Landwirtschaftsbetriebs nicht nötig gehabt habe, Suppengrünes zu kaufen. Das Gartenfest des „kleinen Mannes!“ —

Abendliche Feste im freien, die das fleißige Volk nach harten Arbeitswochen ergötzen, echte, rechte, urwüchsige Fröhlichkeit ohne Programm, findet man noch am sangesfrohen Rhein und im Neckarthal, wo man den Wein erntet, der allerorten bei den Festen der Begüterten Genuß und Anregung schafft. Hier hat man ihn eingebracht, hier auf den sonnendurchglühten Hügeln ist er gereift, und hier versteht man auch, etwas später im Jahr, ihm zu Ehren, lustig zu sein, überschäumend lustig. Manche herrliche Herbstnacht wird durchjauchzt und durchzechet, geschmückte Boote gleiten den dunkeln Fluß hinunter, und am Ufer sitzen in den festlich beleuchteten Gärten die Erntefrohen, die mit denen auf dem Wasser wett-eifern in Gesang und jubelnder Daseinsfreude.

Sommerlust in grüner Sommerpracht, heiß atmendes, schnell pulsierendes Leben voller Blut und Kraft — ach, wie bald ziehen sie davon, diese köstlichen Stunden, deren Augenblicke man zu Ewigkeiten verwandeln möchte! „Verweile

doch, du bist so schön . . .“ Aber wir wollen uns den schämenden Becher der Daseinsfreude nicht durch melancholische Reflexionen verbittern, und wir thun recht daran, das, was ist, so zu genießen, als ob es niemals wiederkehrt. e. m.

Die Fahrt des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins.

Die schöne Fahrt, die der Mitteleuropäische Motorwagenverein in der vorletzten Woche veranstaltete und die mit Absiechern fast tausend Kilometer betrug, ergab den erfreulichen Beweis, daß die deutsche Motorindustrie in ihrer aufstrebenden Entwicklung vor keiner andern Industrie der Welt zurückzustehen braucht. Ganz im Gegenteil, allen Einflüssen der Straße, des Geländes und der Witterung gewachsen zeigten sich nur deutsche Fabrikate. allen voran die Wagen der Adler-Fahrradwerke vormals Heinrich Kleyer in Frankfurt a. M.

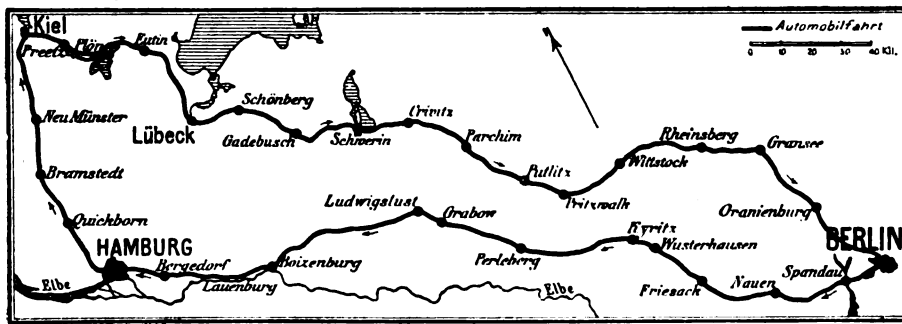
Am Freitag, dem 11. Juli, nahm die Fahrt bei strömendem Regen von Berlin aus ihren Anfang. Der erste Tag der Fahrt ermunterte den Neuling gerade nicht zu den Freuden des Automobilsports, der Himmel machte ein bitterböses Gesicht, und Regenböe folgte auf Regenböe, so daß Chausseen und Wege bald mit einer fast unpassierbaren Kotschicht bedeckt waren. Es blieb denn auch nicht aus, daß manche der kühnen Fahrer stecken blieben, ein Teil aber erreichte doch noch Ludwigslust, und obwohl mancher, sehr gegen seinen Willen und unter freudigen Kundgebungen der Dorfbevölkerungen, das schwere Gefährt stellenweise hatte schieben müssen, waren in Ludwigslust alle überstandenen Fährnisse bald vergessen. Die Reise selbst war von dem Vorstand des Mitteleuropäischen Motorwagenvereins, dem Grafen A. von Calleyrand-Périgord und dem Generalsekretär Conström, auf das trefflichste organisiert, in allen Ortschaften und Städten, wo gerastet oder Aufenthalt genommen werden sollte, waren entsprechende Vorkehrungen getroffen. Wenn der erste Tag der Fahrt auch wenig ermutigend war, so traten doch in den folgenden, schönen Tagen die Vorzüge des Automobilfahrens um so deutlicher hervor.

Das Wetter besserte sich zusehends, und so war denn die Fahrt von Ludwigslust nach Hamburg eine hervorragend schöne. Der Regen des vergangenen Tags hatte die Straßen vom Staub befreit, man konnte den Anblick der wundervollen Gegend in vollem Umfang genießen, und auch die Damen — Herr Hans Riecken, der Berliner Vertreter der Adler-Fahrradwerke, machte mit seiner Gattin und

Am nächsten Tag ging es nach Kiel auf glatter, wunderbarer Chaussee. Wilde Heidelandschaft wechselte ab mit fruchtbaren Gefilden, starrende, trozige Bauernhäuser, in sich selbst abgeschlossenen, jedes Feld mit einem Knick eingesäumt. Man fuhr durch herrliche Buchenwälder, die der Landschaft einen belebenden Reiz gaben. Die Teilnehmer der Fahrt besichtigten unsern größten Kriegshafen, und am nächsten Morgen rüstete man sich zur Fahrt nach Bremen, der alten Hansestadt. Dieser Teil der ostholsteinischen Schweiz gehört zu den schönsten Gegenden Norddeutschlands. In Plön wurde gerastet. Man genoß den Anblick des wundervollen Plöner Sees und des alten historischen Parks mit seinen berühmten Alleen, die aus knorrigen, urwüchsigen Eichen und Buchen bestehen. In dieser wundervollen Natur werden die Söhne unieres Kaisers erzogen — es ist ein Platz, würdig der Königsfinder. Von Eutin, dem sauberen oldenburgischen Städtchen, wurde ein Ausflug nach Neustadt und von hier nach dem kleinen Ostseebad Marienbad gemacht. Man genoß den Anblick der ewigen See, dann ging es auf Adlerflügeln nach Lübeck. Noch in später Abendstunde wurden die Sehenswürdigkeiten der uralten Hansestadt in Augenschein genommen, die Marienkirche und das alte Rathaus, und dann im Schifferhaus Rast gemacht. Die schönste und herrlichste Gegend war durchfahren, man kam jetzt über Ragenburg in die mecklenburgischen Lande. Am Ragenburger See wurde eine kurze Pause gemacht, spiegelblank lag die ungeheure Fläche im glitzernden Sonnenschein, dunkle Buchenwälder nahmen dann die Gesellschaft wieder auf.

In Mecklenburg stand die Ernte herrlich. Gerade vom Automobil aus ist man in der Lage, auch nach dieser Richtung hin interessante Studien zu machen. Man eilte dahin durch wogende Kornfelder von unabsehbarer Ausdehnung, man erhielt Einblicke in das mecklenburgische Landleben und das Treiben in den kleinen mecklenburgischen Landstädten. Der Weg führte über Gadebusch nach Schwerin. Der jugendliche Großherzog von Mecklenburg-Schwerin ist selbst leidenschaftlicher Automobilist und steuert seinen Wagen eigenhändig. Deshalb wurde die Reisegesellschaft in Schwerin mit ganz besonderer Freude aufgenommen. Der imponierende Platz um das Schloß, die wundervollen Anlagen, der schöne See wurden besichtigt, dann aber ging es mit voller Fahrt der Heimat zu.

Man übernachtete in Prißwalff, einer größeren Ackerstadt der Priegnitz. Wenn das Wetter am vorhergehenden Tag heiß und staubig gewesen war, so schien es zuerst, als ob der Wettergott beim Schluß der Fahrt wieder ein böses Gesicht machen wollte. Stärkeren Regengüssen entging man glücklicherweise, aber über die Gegend hatte sich



Karte der Motorwagenfahrt.

Schwägerin die Fahrt mit — kamen auf ihre Rechnung. Auch die Armeeverwaltung hatte der Fahrt besondere Aufmerksamkeit gewidmet, Leutnant Jurisch von der Verkehrsabteilung der Eisenbahntuppen war dazu kommandiert worden, Beobachtungen über die verschiedenen Systeme zu machen.

Fröhlich ging die Fahrt nach Hamburg. Die dortige Sportvereinigung des Poloklubs hatte einen glänzenden Empfang vorbereitet, man führte den Gästen ein äußerst schneidiges Polospiel vor, und am Sonntagmorgen wurde eine Korfahrt um das Alsterbassin veranstaltet, die von der Hamburger Bevölkerung freundlich aufgenommen wurde.

leichter Nebel gelegt, so daß von den Schönheiten der Mark nur wenig zu sehen war. Glücklicherweise konnte wenigstens der Park von Rheinsberg in Augenschein genommen werden, jene historische Stätte, an der Preußens großer König seine glücklichsten Jugendjahre verlebte hatte. Von Rheinsberg ging es durch das Havelland nach Potsdam zu, wo die Fahrt ihr offizielles Ende erreichen sollte. Es war bereits Abend, als man auf der Motorausstellung anlangte, wo man auf das herzlichste empfangen wurde. Von allen Wagen waren nur die drei Adler übriggeblieben, die während der ganzen Fahrt auch nicht einen Moment verjagt hatten. x. c.

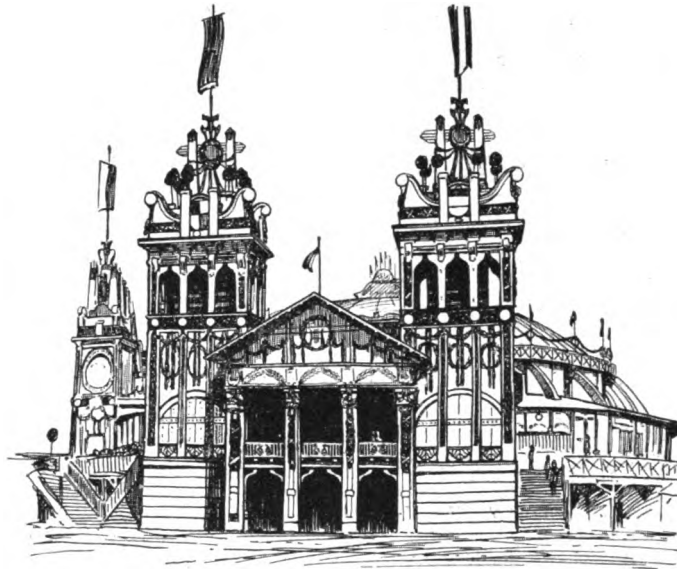


Theater und Musik.

In Graz waren dieser Tage Tausende und Abertausende deutscher Sangesbrüder zu fröhlichem Festfeiern versammelt. Man ist es gewohnt, den Männergesang als etwas spezifisch Deutsches aufzufassen; und das ist er wohl auch. Zwar haben in England, schon ehe Zelter, der musikalische Freund Goethes, 1809 die erste deutsche Liedertafel gründete, Klubs bestanden, die die Musik für Männerstimmen pflegten; zwar gewinnen die Männerchöre Frankreichs seit einigen Jahrzehnten immer mehr an Bedeutung: dem deutschen Männergesang kommt gleichwohl eine Sonderstellung zu, aus der er sich auch nicht so leicht verdrängen lassen wird. Fast in noch höherem Maß, als die deutschen Chöreverbände, sind die deutschen Männergesangsvereine zu Pflegestätten deutsch-vaterländischer Gesinnung geworden. Ueberall in der ganzen Welt, wo sich nur eine Anzahl deutscher Männer zum Gesangsquartett zusammenfinden, da ist die Liebe zur deutschen Heimat das immer aufs neue variierte Grundthema der geselligen Kunstübung. Und so kommt es daß alle Männerchöre deutscher Sprache, ob groß, ob klein, sich als ein Zusammengehöriges fühlen. Längst schon ist diesem Empfinden auch äußerlich dadurch Rechnung getragen worden, daß die verschiedenen Liedertafeln und Sängerbünde sich zu einem großen „Deutschen Sängerbund“ zusammenschlossen haben, zu dem im ganzen weit über 100 000 Sänger gehören. Im Jahr 1865 feierte der „Deutsche Sängerbund“, der sowohl die in Deutschland, wie die im Ausland bestehenden Sängerbünde und Männergesangsvereine umfaßt, in Dresden sein erstes großes Sängerfest; weitere solcher Feste folgten 1874 zu München, 1882 zu Hamburg, 1890 zu Wien und 1896 zu Stuttgart. Zum sechstenmal versammelte sich der Deutsche Sängerbund nun in der schönen Hauptstadt Steiermarks. Von überallher waren die deutschen Sangesbrüder zusammengeströmt. Selbst der nordamerikanische Sängerbund hatte einen Vertreter entsandt, dessen Rede beim Bankett mit Jubel aufgenommen wurde. Ein bedeutendes Kontingent stellten natürlich die Deutschen Oesterreichs, unter denen wieder die Wiener Sänger mit 1300 Köpfen am stärksten vertreten waren. Von reichsdeutschen Vereinen waren erschienen: die Bayern, die Badenser, die Anhalter, die Leipziger, die Dresdner und die Sänger aus dem Elbgau, die Berliner und die Sänger von der Elbe und Havel, die Frankfurter und der Fränkische Sängerbund, die Görlitzer, die Posenener, die Hessen, die Thüringer, Pfälzer, Rheinländer und Westfalen, dann die Mecklenburger, die Hamburger, die Bremser und die Sangesbrüder von der unteren Elbe und Weser — kurz, es dürfte keine Landschaft im deutschen Vaterland geben, die nicht vertreten war. Es gab einen Festzug von solch imposanter Großartigkeit, wie ihn Graz wohl noch nicht gesehen. Ob es den Sangesbrüdern in Graz gefallen hat? Zweifellos! Sie würden sonst schwerlich an einem einzigen Vormittag — wie die Statistik meldet — an die 40 000 Aufsichtskarten hinausgeschickt haben!

Die Grazer Sängerkirche erhebt sich auf dem Gebiet der Grazer Rennbahn unmittelbar neben den Parkanlagen

der Industriehalle und ähnelt in Form und Konstruktion der Wiener Festhalle vom Jahr 1890. Von ihrer ungeheuren Ausdehnung macht man sich eine ungefähre Vorstellung, wenn man hört, daß die Halle 7500 Sänger und 8000 Zuhörer aufnehmen imstande ist. Die beiden Schmalfronten sind von eleganten Portalbauten überragt, als Hauptaufbau erhebt sich an der Langseite das gewaltige Portal (siehe nebenstehende Abb.), dessen Pylonen mit prächtigen Medaillons geschmückt sind, die von den Grazer Künstlern C. Konrad und J. Mikschowsky stammen; auch das den Rundbogen zierende Criptychon „Das deutsche Volkslied“ wurde von denselben Künstlern nach den Entwürfen von U. Marussig aufgeführt. Professor Fr. Siegmund, der Architekt der Sängerkirche, hat damit ein Meisterwerk geschaffen, das der Stadt Graz hoffentlich erhalten bleiben wird.



Hauptportal der Sängerkirche in Graz.

Die Bayreuther Festspiele haben begonnen. Sie bringen das gleiche Programm, wie im vorigen Jahr. Der von Mottl dirigierte, ohne Zwischenpausen gespielte „fliegende Holländer“ mit Theodor Bertram in der Titelrolle und Emmy Destinn als Senta machte den Anfang und übte wiederum eine starke Wirkung aus. Im „Parsifal“, den Dr. Muck leitete, sang die Titelpartie mit gutem Erfolg der Wiener Tenorist Schmedes. Im Mittelpunkt der unter Direktion Hans Richters vor sich gehenden Ringaufführungen stand von Rooy als Wotan. Einen herrlichen Siegfried gab Ernst Kraus, die geniale Marie Wittich stellte die Sieglinde dar, als Mime und Alberich bezugnete man den hervorragenden Künstlern Brenner und Friedrichs. — Der Besuch der Festspiele ist wiederum außerordentlich stark; erfreulich berührt dabei die Thatsache, daß das deutsche Publikum diesmal weit zahlreicher erschienen ist, als sonst. Uebrigens feiert man in diesem Sommer ein „Parsifal“-Jubiläum. Vor zwanzig Jahren brachte der Meister seinen Schwanengesang zum erstenmal zur Aufführung. Das Jubiläum gab aufs neue Anlaß, eine Auktion ins Werk zu setzen, um das Bühnenweihfestspiel über die gesetzliche Schutzfrist hinaus für Bayreuth zu erhalten. Es wurde hierfür zur Gründung eines großen „Parsifalbundes“ geschritten. Ob die Parsifalbundler es gerade sehr flug angefangen haben, ihre Zwecke zu erreichen, ist eine Frage für sich. w. x.



Unsere Bilder.

Zum Untergang des Dampfers „Primus“ (Abb. S. 1430, 1434 und 1435). Groß wie das Unglück, das der Zusammenstoß des „Primus“ mit dem Dampfer „Hansa“ zur Folge gehabt hat, ist die Teilnahme der Bevölkerung und ihre Mildthätigkeit. Auch unser Kaiser, der wegen des andauernd schlechten Wetters seine Nordlandreise früher, als es ursprünglich in seiner Absicht lag, beendigt und nach seiner Rückkehr soeben der Stadt Emden einen Besuch abgestattet hat, ließ es sich nicht nehmen, in einem an den Bürgermeister von Hamburg gerichteten Telegramm sein herzlichstes Beileid für das schwere Unglück auszusprechen. Besonders beachtenswert in der kaiserlichen Kundgebung ist der Wunsch, daß alles gethan werde, um einer ähnlichen Katastrophe auf der Elbe in Zukunft vorzubeugen. Den Opfern der Katastrophe erwiesen in Hamburg Hunderttausende die letzte Ehre, indem sie die Leichenzüge zum Friedhof begleiteten, oder sie wenigstens in

den Straßen der Stadt mit schweigendem Ernst grüßten. Für die Hinterbliebenen aber bildete sich sofort ein Hilfskomitee, das sich nicht nur die Linderung der ersten Not, sondern die dauernde Fürsorge für die ihrer Ernährer Beraubten zur Aufgabe gemacht hat. Durch private Mittel soll das Erforderliche zusammengebracht werden, damit die so hart Betroffenen nicht auf öffentliche Armenunterstützung angewiesen sind. Gebührt dieser Fürsorge Anerkennung, so muß aber das Verhalten eines der Verunglückten noch höher gepriesen werden; es ist der Kellner Emil Eberhard (vgl. untenstehende Abbildung), der selbst das Leben verlor, nachdem er es fünf Personen opfermütig gerettet hatte. Inzwischen ist auch an der Hebung des gesunkenen Dampfers eifrig gearbeitet worden, sein Zustand wird vielleicht Fingerzeige geben, bei wem die Schuld für das Unglück zu suchen ist.

Heimkehr von Burenkämpfern (Abb. S. 1435 und 1436). Der Friede hat den südafrikanischen Republiken die Freiheit geraubt, aber zahlreichen Gefangenen hat er die in heldenmütigen Kampf verlorene Freiheit wiedergegeben. Auch die zahlreichen Krieger, die nach der ersten großen Niederlage der Buren unter Cronje nach der Felseninsel St. Helena gebracht worden waren, haben die Erlaubnis zur Rückkehr ins Vaterland erhalten. Diesen Vorteil des Friedenschlusses genießen aber nicht nur die Buren selbst, sondern auch die Angehörigen anderer Völker, die auf ihrer Seite gefochten haben. In Bremerhaven ist bereits eine größere Anzahl deutscher Burenkämpfer angekommen.



Emil Eberhard +
rettete beim Untergang des
„Primus“ 5 Personen.

Bilder aus Kiel (Abb. S. 1437). Die Kriegshafenstadt Kiel steht völlig im Zeichen der Marine, Personen und Dinge erinnern auf Schritt und Tritt daran, daß sie hier ihren Sitz hat. Personen und Dinge zeigen auch unsere Bilder. Die im Garten der Marineschule aufgestellte Büste des Generalmarinedirektors Benjamin Raule weist auf die Vergangenheit, Admiral Köster mit seinem Stab repräsentiert die Gegenwart, der bei der Vergrößerung der Kaiserlichen Werft verwendete Bagger deutet mit seiner Thätigkeit auf die Zukunft und die in ihr fortschreitende Entwicklung der Marinestadt.

Petersburg (Abb. S. 1438) hat, während noch der König von Italien am russischen Hof weilte, auch deutsche Gäste in seinen Mauern beherbergt. Das Schulschiff „Charlotte“, an dessen Bord sich Herzog Adolf Friedrich von Medlenburg befand, ging in Kronstadt vor Anker, und die Offiziere nahmen u. a. an dem Stapellauf des „Orel“ teil. — Wie man in der russischen Hauptstadt die Kunst zu ehren weiß, dafür lieferte kürzlich wieder die ungeheure Teilnahme einen Beweis, unter der sich die Beerdigung des berühmten Bildhauers Antokolsky vollzog.

Nachener Heiligtumsfahrten (Abb. S. 1440). Nach dem Flecken Cornelimünster im Landkreis Nachen werden alljährlich mehrere Wallfahrten veranstaltet, zu denen sich stets zahlreiche Pilger aus den Rheinlanden einfinden. Es werden dann die Reliquien gezeigt, die in der alten gotischen Kirche des kleinen Ortes aufbewahrt werden. Unser Bild stellt die Schlagprozession der letzten, im Juli veranstalteten Heiligtumsfahrt dar.

Ausstellungen (Abb. S. 1470). Neben der großen Industrie- und Gewerbeausstellung in Düsseldorf, die internationale Bedeutung gewonnen hat, finden auch in andern Orten solche für engere Kreise statt, so eine für die Oberlausitz in Zittau und eine für Mähren in Olmütz. — Eine Ausstellung ganz eigener Art ist das vom Verein für deutsche Schäferhunde in Augsburg veranstaltete Preishüten. Hier werden die Hunde auf ihre Gehorsams- und Denkleistungen geprüft, auf ihre Fähigkeiten beim Aus- und Einpferchen, beim Treiben auf einer abgesteckten, mit Hindernissen versehenen Bahn und beim Weibegang.



Der Dampfer Hanfa.

Deutsche im Ausland (Abb. S. 1473). Für das kameradschaftliche Zusammenhalten der Deutschen in Argentinien legen gesellige und sportliche Veranstaltungen erfreuliches Zeugnis ab. In Rosario haben sich unlängst deutsche Kaufleute zu einem Schnitzelrennen mit Fuchsjagen zusammengefunden. — In Kaumi in Kiautschau sind die neuen Unterkunftsräume für unsere Truppen fertiggestellt, es hat bereits die Besichtigung durch den Gouverneur Kapitän zur See Truppel stattgefunden. — In Mexiko hat kürzlich das erste Offiziersrennen stattgefunden; es war ein sportliches und gesellschaftliches Ereignis, dem unter andern auch der deutsche Legationssekretär von Flöcker beiwohnte.

Feste und Kongresse. Die Hundertjahrfeier des Eulbacher Marktes in Erbach ist dort feierlich durch ein Volkstrachtenfest begangen worden. Auch an einem Festzug (Abb. S. 1440) fehlte es nicht. — Die Schützengilde in Gera feierte ihr fünfundsiebenzigjähriges Jubiläum (Abb. S. 1440) unter Teilnahme des Erbprinzen von Reuß j. L. — Das zehnte deutsche Bundesfest wurde in Altona (Abb. S. 1471) abgehalten. — Dem Oldenburgischen Bundeskriegerfest in Bant (Abb. S. 1472) wohnte auch der Großherzog August mit seiner Gemahlin bei. — Die deutschen Vogelhändler fanden sich zu ihrem dritten Kongress in Hamburg zusammen (Abb. S. 1474).

Ein Denkmal für den General Gordon (vergl. die nebenst. Abb.), das in Karthum seinen Platz finden soll, ist dieser Tage in London durch den Herzog von Cambridge eingeweiht worden. Es ruft sofort die Erinnerung an die afrikanische Thätigkeit des verstorbenen Feldherrn wach, er wird nicht von einem Ross, sondern von einem Kamel getragen. Das Denkmal ist ein Meisterwerk des vor einem halben Jahr verstorbenen Bildhauers Onslow Ford, dem London eine Reihe vorzüglicher Standbilder verdankt, wie z. B. die Statue Gladstones.



Das für Karthum bestimmte Gordondenkmal.

Aus aller Welt. Der siamesische Prinz Paribatra hat kürzlich an den Übungen der Garde im Lager von Döberitz bei Spandau (Abb. S. 1437) teilgenommen. — Das vom Prinzen Heinrich an Bord des Flaggsschiffs „Kaiser Friedrich III.“ (Abb. S. 1469) befehligte Übungsgeschwader ist aus der Nordsee durch den Kaiser Wilhelmkanal nach Kiel zurückgekehrt. — In die Mauern der Stadt Lahr ist leztthin das dorthin in Garnison verlegte Artillerieregiment Nr. 66 eingezogen. (Abb. S. 1471), für das dort ein muster-giltiges Kasernement erbaut worden ist. — Einen prächtigen monumentalen Schmuck hat die Stadt Rendsburg durch den von dem Berliner Bildhauer, Professor von Medtritz, geschaffenen neuen Brunnen (Abb. S. 1471) erhalten, der im letzten Monat enthüllt worden ist. — Der Gesangsverein der Gebrüder Stollwerck in Köln am Rhein (Abb. S. 1474) hat kürzlich in London mit großem Erfolg ein Wohlthätigkeitskonzert zum Besten der dortigen deutschen Kolonie veranstaltet.



Personalien (Porträts S. 1436 und 1474). Als Nachfolger des bayrischen Kultusministers von Landmann wird vielfach der bayrische Gesandte am Wiener Hof, Klemens Freiherr von Podewils, genannt. Wenn auch hier und da Zweifel laut werden, ob er gerade das Ressort Landmanns übernehmen werde, so gilt doch sein Eintritt ins Ministerium für sicher. — Der Kontreadmiral z. D. Böters, der sich nach seinem Ausscheiden aus dem aktiven Dienst wissenschaftlichen und technischen Studien widmete, hat jetzt zum Dr. ing. promoviert. — Anstelle des verstorbenen Lord Pauncefoot ist Sir Michael Henry Herbert, bisher Sekretär bei der britischen Botschaft in Paris, zum Botschafter in Washington ernannt worden. Herbert hat dort schon früher als Geschäftsträger mit großem Erfolg gewirkt. — Gestorben ist der Geheime Hofrat Professor Schlie, der Direktor des Großherzoglichen Museums in Mecklenburg. — In Groß-Cabatz, wo er in der Sommerfrische weilte, starb, sechzig Jahre alt, der bekannte Berliner Komponist Professor Heinrich Hofmann, Mitglied des Senats der Akademie der Künste. Hofmann, der sich auf den verschiedensten Gebieten beschäftigte, ist besonders als Schöpfer großer Chorwerke erfolgreich gewesen. — Allgemeiner Beliebtheit erfreut sich die Subrette am Theater des Westens in Berlin. Fräulein Lina Donnerer, die eben wieder in dem Messagerischen Vaudeville „Die Brautlotterie“ große Erfolge erzielte.



- Graf Karl Almeida, † am 21. Juli in München.
 Konsul Bielefeld, bekannter Verlagsbuchhändler, † am 28. Juli in Karlsruhe.
 Herm. v. Bremen, deutscher Konsul, † am 28. Juli in Ankona.
 Leopold Eder, Hofsparrkapellmeister, † am 24. Juli in Wien im Alter von 80 Jahren.
 Direktor f. Franzen von der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, † am 23. Juli in Hamburg.
 Generalleutnant z. D. Wilhelm Müller, † am 26. Juli in Berlin im Alter von 68 Jahren.
 Frä. Dr. Elise Neumann, erster weiblicher Doktor der philosophischen Fakultät in Berlin, † am 23. Juli in Berlin.
 Bildhauer Theodor Reinecke, † am 24. Juli in Berlin im 80. Lebensjahr.
 Hermann Sprecher, schweizerischer Nationalrat, in den siebziger und achtziger Jahren Führer der föderal-demokratischen Partei Graubündens, † am 28. Juli in Chur.
 Frau von Stosch, Witwe des Marineministers, † am 26. Juli in Oestrich a. Rh. im Alter von 80 Jahren.
 Friedrich Tempsey, bekannter Verlagsbuchhändler, † am 23. Juli in Prag im 81. Lebensjahr.
 Georges Vibert, franzöf. Maler, † am 27. Juli in Paris.



Das größte sportliche Ereignis in Berlin, nämlich der „Große Preis“, ging, da auf rensportlichem Gebiet die tote Saison bereits längst angebrochen ist, ziemlich unbemerkt vorüber. An andern Orten feiert man das größte sportliche Fest, wenn die gesellschaftliche Saison den Höhepunkt erreicht hat; in Berlin wird der große Preis gelaufen, wenn die vornehme Welt in den Bergen oder am Meer weilt. In andern Ländern hat man ferner die Möglichkeit, für den großen Preis des hauptstädtischen Curfs eine sehr, sehr stattliche Summe auszusetzen; in Berlin müssen 50 000 Mark genügen. Dennoch war der Große Preis ein gelungenes Rennen, das jeden sportlich gesinnten Mann erfreuen mußte. Der Richterspruch im Großen Preis lautete — nach der Placierung Jermis als dritter — Slanderer, 1/2 Länge Saperloter, 3/4 Jermis, Nordlandfahrer, Pulcher. Nordlandfahrer vor Pulcher, dieses Resultat kam recht unerwartet, ebenso wie Saperloters guter zweiter Platz.



In die glänzenden Erfolge, die die Berliner Ruderer in Cork hatten, spielte auch etwas Politik hinein. Die Berliner kamen in einer vollendeten Form an, die in England allgemeine Bewunderung hervorrief. Das Publikum begrüßte die Deutschen während der Rennen überall mit begeistertem Beifall, und in England hieß es allgemein, daß die Beteiligung der Deutschen an dem Wettrudern ein Anzeichen für bessere Beziehungen zwischen Deutschland und England sei, das von allen überlegenden Engländern mit hoher Befriedigung aufgenommen wurde. Mit Hinsicht darauf, daß die hervorragendsten Bootsmannschaften Großbritanniens, wie der Leanderklub, das Emmanuel College Cambridge und das University-College Oxford, für das Rennen gemeldet hatten, erwartete man allgemein bestimmt, daß England ziemlich mühelos den Sieg erringen würde. Erfahrene englische Sportsleute haben die Übungen der Deutschen genau beobachtet und waren zu der Ueberzeugung gekommen, daß die Deutschen bei der hohen Schnelligkeit, die sie mit hervorragendem Stil verbinden, nicht zu unterschätzende Gegner waren. Daß unsere Landsleute so glänzend abschnitten, ehrt sie ebenso, wie die englische Objektivität anzuerkennen ist, mit der sie die Erfolge ihrer Gegner betrachteten.



Auch in Ostende hatte Deutschland einen Sieg zu verzeichnen. Bei der Segelregatta hat Mr. Cecil Quentins Jacht „Cicely“ (Abb. S. 1439) ihre Bezwingerin in der Bremer Jacht „Navahoe“ des Konsuls Waetgen aus Bremen gefunden. „Navahoe“ brauchte zur Durchsegelung ihres Kurfes 2 Stunden 19 Minuten 7 Sekunden, „Cicely“ 2 Stunden 22 Minuten 50 Sekunden.



In den Kreisen fürstlicher Personen nimmt die Liebe zum Sport in erfreulicher Weise zu. Kronprinz Wilhelm ist ein begeisterter Anhänger des Lawntennispiels, er nahm am 24. Juli an dem Offizier-Lawntennisturnier in Homburg teil (Abb. S. 1439). Auch der jugendliche Großherzog von Mecklenburg-Schwerin widmet dem Sport auf allen Gebieten seine ersten Bestrebungen. Friedrich Franz IV. ist leidenschaftlicher Automobilist und Jäger, außerdem fördert er auch den Segelsport auf den großen Seen seines schönen Landes.



Ein Bravourstück ersten Ranges hat der rumänische Rittmeister von Kosiin geleistet (Abb. S. 1436), er hat die Strecke von Buzarest bis Metz auf einem Pferd ohne den geringsten Unfall zurückgelegt. In Metz wurde er von den dortigen Offizieren mit großem Jubel empfangen.





Die Börsenwoche.

Bei Beginn des Frühjahr war man männiglich darüber im klaren, daß der Umschwung zum Bessern in unsern maßgebenden Industrien zur Thatsache geworden sei, und heute entspinnt sich eine lebhaftere Kontroverse darüber, ob die Refonvaleszens überhaupt bereits begonnen habe. Diese Neigung nach der pessimistischen Seite stellt sich ebenso wie die vorangegangene gegenteilige Auffassung nicht etwa als eine auf ganz bestimmte Thatsachen fußende Wahrnehmung dar, sondern man hat es bei dieser Beurteilung lediglich mit mehr oder weniger unbestimmten „Gefühlen“ zu thun, wie sie sich aus den divergierenden Stimmungsberichten aus Fachkreisen jeweils gebildet hatten. Augenblicklich stehen Börse und Publikum noch unter dem vollen Eindruck der meist recht ungünstigen Jahresabschlüsse vieler unserer Industriegeellschaften. Man ist heute schon einigermaßen befriedigt, wenn die Bilanzen mit keinem Verlustsaldo abschließen, und verzichtet, wenn auch betrübten Herzens, alsdann auch auf die Ausschüttung einer Dividende. Die überaus schwere Enttäuschung aber, die der Abschluß der Elektrizitätsgesellschaft vorm. Schudert in Nürnberg mit seinem Betriebsverlust von 15 1/2 Millionen Mark gebracht hat, der sich indessen unter Berücksichtigung des Gewinnvortrags von etwa 6 Millionen Mark und eines diesjährigen Betriebsüberschusses von angeblich etwa 2 Millionen Mark auf volle 23 Millionen Mark erhöht, ist keineswegs so verhältnismäßig leicht zu verdauen wie andere bisher bekanntgewordene ungünstige Jahresabschlüsse. Diesem außergewöhnlich trüben Ergebnis gegenüber erscheinen die Geschäftsergebnisse des Bochumer Gußstahlvereins und der Harpener Bergbaugesellschaft, die gleichfalls in diesen Tagen der Öffentlichkeit übergeben wurden, wie Oasen in der Wüste. Allein diese beiden letzteren Veröffentlichungen waren darum doch nicht imstande, den Markt aus seinem trübseligen Marasmus zu befreien.

Wenn sich der Beurteiler dieser Thatsachen auf den Standpunkt stellt, daß es sich dabei um eine hinter uns liegende sterile Geschäftsperiode handelt, der nach mancherlei Anzeichen doch in absehbarer Zeit eine bessere Konjunktur folgen dürfte, so wird er ja verhältnismäßig leicht über die unerfreulichen Erscheinungen hinwegkommen. Allein es ist heute noch recht schwierig, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob die Uebergangsperiode bereits nahegerückt ist, oder ob wir uns noch auf dem toten Punkt oder gar auf der absteigenden Ebene befinden. Die Graulereien allerdings, die die Baissespekulanten in diesen Tagen wegen eines angeblich bevorstehenden Umschwungs in den Vereinigten Staaten versucht

haben, scheinen nach vorliegenden objektiven Berichten völlig gegenstandslos, da die geschäftliche und gewerbliche Blütezeit jenseits des großen Wassers durch die bevorstehende günstige Ernte neue Nahrung erhalten wird. Es ist namentlich zu beachten, daß der mutmaßliche Ausfall der amerikanischen Maisernte außerordentlich befriedigen soll. Die Londoner Börse mit ihren Goldminenbeschwerden ist allerdings noch immer der Gegenstand unfreundlicher Beeinflussung des diesseitigen Marktes, und der bei uns andauernd unerhört flüssige Geldstand vermochte bisher keineswegs die erhoffte Auffrischung zu bringen, wenn er auch der Kursentwicklung unserer Staatsanleihen recht förderlich gewesen ist.

Der in diesen Tagen veröffentlichte deutsche Handelsausweis für das erste Halbjahr 1902 könnte auf den ersten Anschein zu einem freundlichen Ausblick in die Zukunft ermutigen, da sowohl die Einfuhr als auch hauptsächlich die Ausfuhr wesentlich höhere Ziffern ergeben. Erstere stellte sich nämlich auf 2780 Millionen Mark gegen 2681 Millionen Mark im ersten Semester 1901, und der Export bejiffert sich auf 2248 Millionen Mark gegen nur 2097 Millionen Mark in der gleichen Vorjahrsperiode. Diese Ziffern müssen aber irreführend wirken, wenn man nicht berücksichtigt, daß für die meisten Artikel die gleichen Einheitswerte festgesetzt sind, die im Vorjahr in Geltung standen; lediglich Getreide, Mehl und Wolle werden zu den in der betreffenden Berichtsperiode in Geltung gewesenen Preisen eingestellt. Die entgeltliche Wertfestsetzung unserer Handelsbewegung wird daher, da die Preise im laufenden Jahr bekanntlich einen wesentlichen Rückgang erfahren haben, nicht unerheblich unter die eingestellten Ziffern dieses jetzt vorliegenden Handelsausweises zurückgehn. Die angeführten Gewichtsmengen bewegen sich auch heute noch auf einer recht befriedigenden Grundlage. Allein die Absatzpreise lassen, wie dies auch in allen Einzelberichten bestätigt wird, recht viel zu wünschen übrig.

Verus.

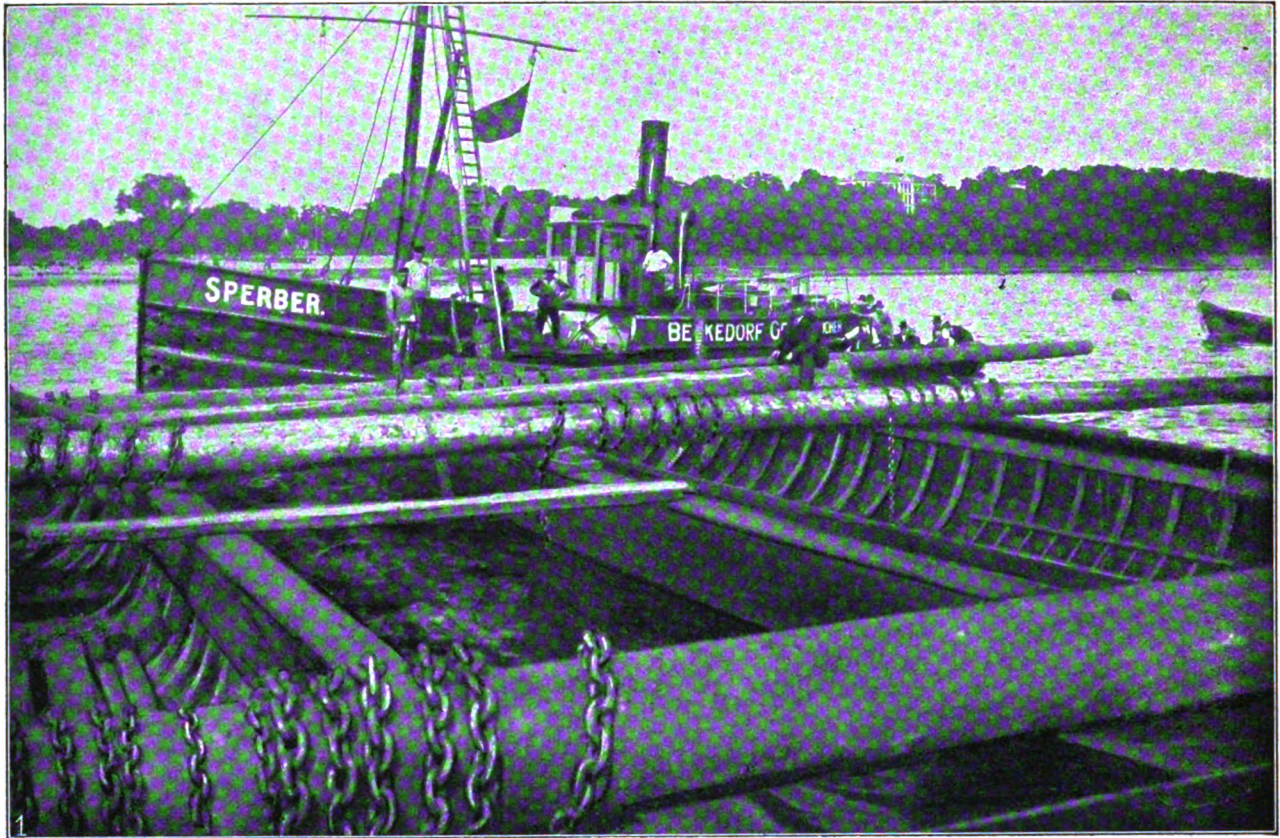
Bilder vom Tage



1. Polizei und Manifestanten. 2. Öffentlicher Protest einer Ordensschwester. 3. Verhaftung einer Manifestantin. 4. Das sogenannte neue „Fort Chabrol“.

Von den Strassenunruhen in Paris.

Photographische Momentaufnahmen von Gribayedoff und Chusseau-Slaviens, Paris.



1. Die Hebung des „Primus“. 2. Zuschauer am Strand. 3. „Primus“ wird, in Ketten hängend, geschleppt.

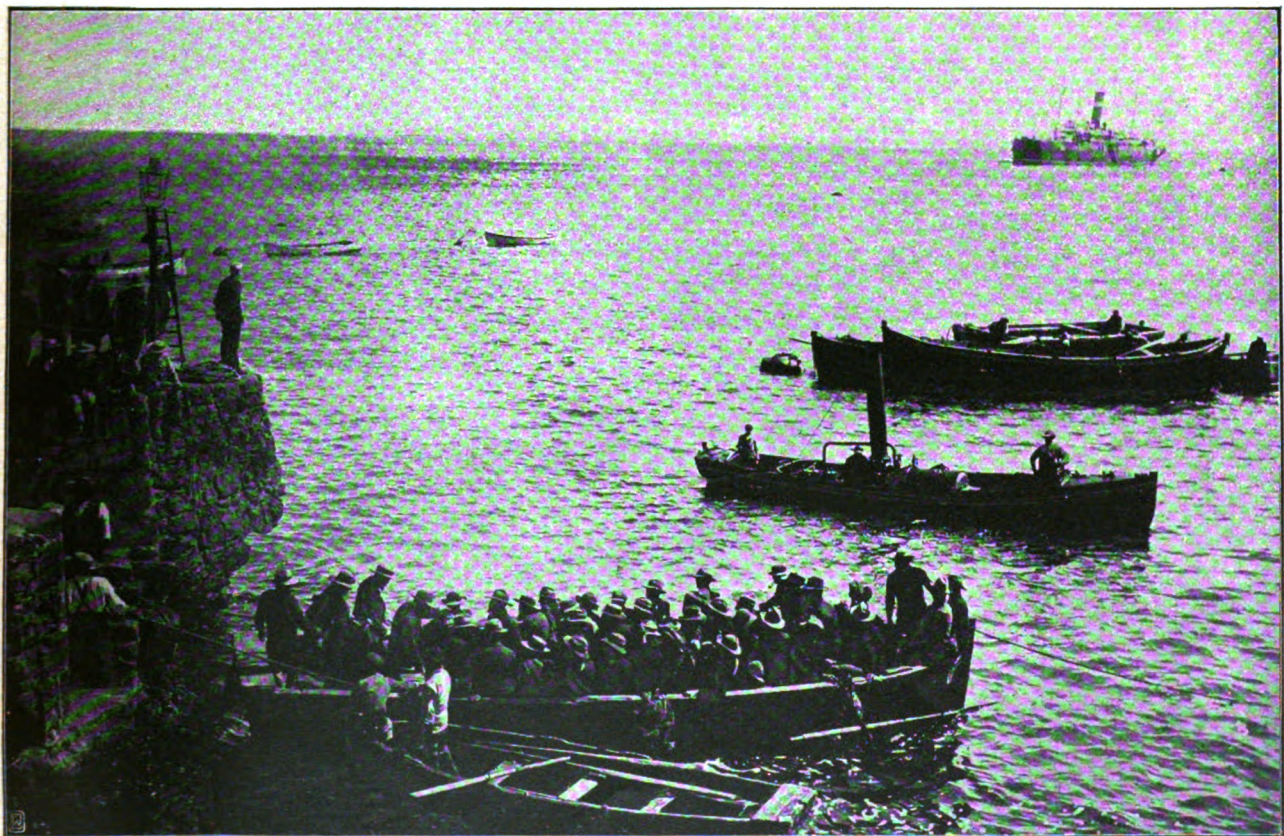
Das grosse Schiffsunglück bei Hamburg.

Momentaufnahmen von Hans Breuer, Hamburg.



Vom Hamburger Schiffsunglück: Das Begräbnis am 25. Juli.

Phot. Schaul, Hamburg.



Von der Heimkehr der Buren: Abschied vom Felsenland St. Helena.

Phot. M. E. James, St. Helena.



Von der Heimkehr deutscher Burenkämpfer: Ankunft in Bremerhaven.
 Phot. L. Koch, Bremen.



Freiherr von Podewils,
 als neuer bayrischer
 Kultusminister genannt.



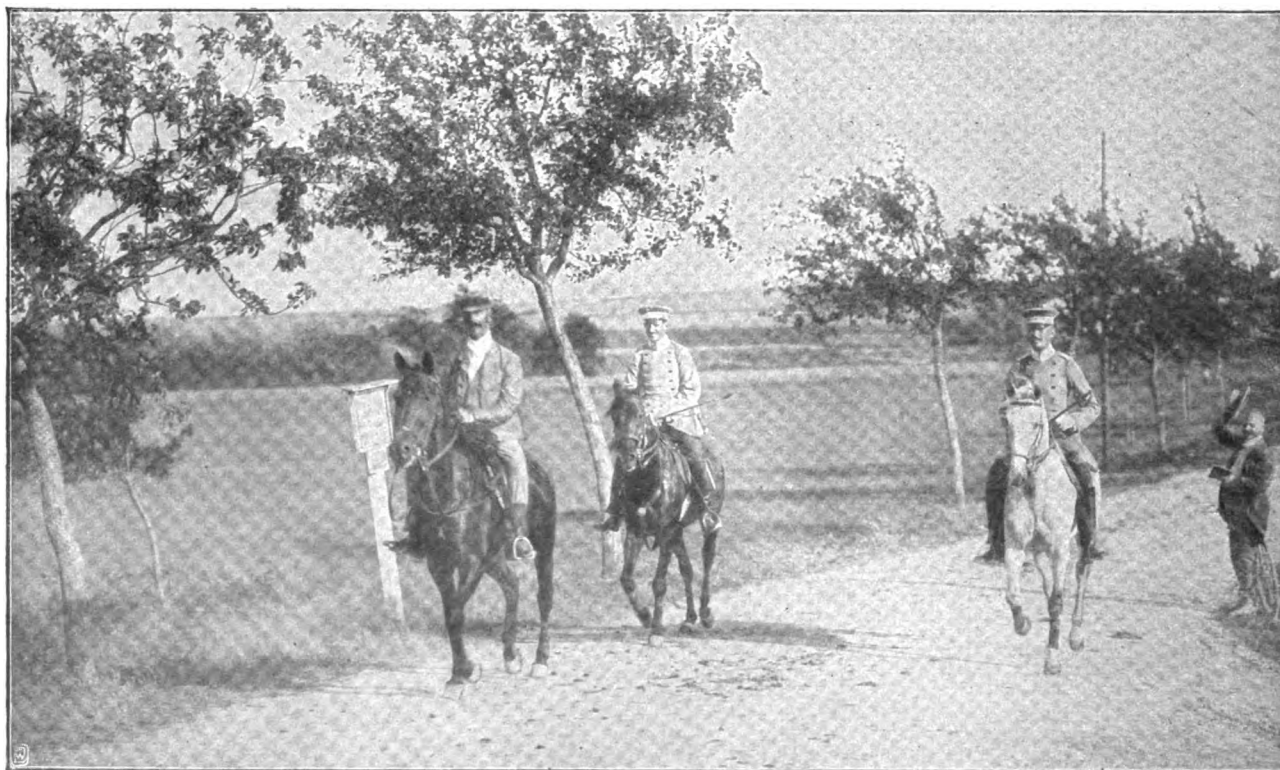
Geh. Hofrat Prof. Schlie +
 Direktor des Großherzoglichen Museums
 in Schwerin i. M.



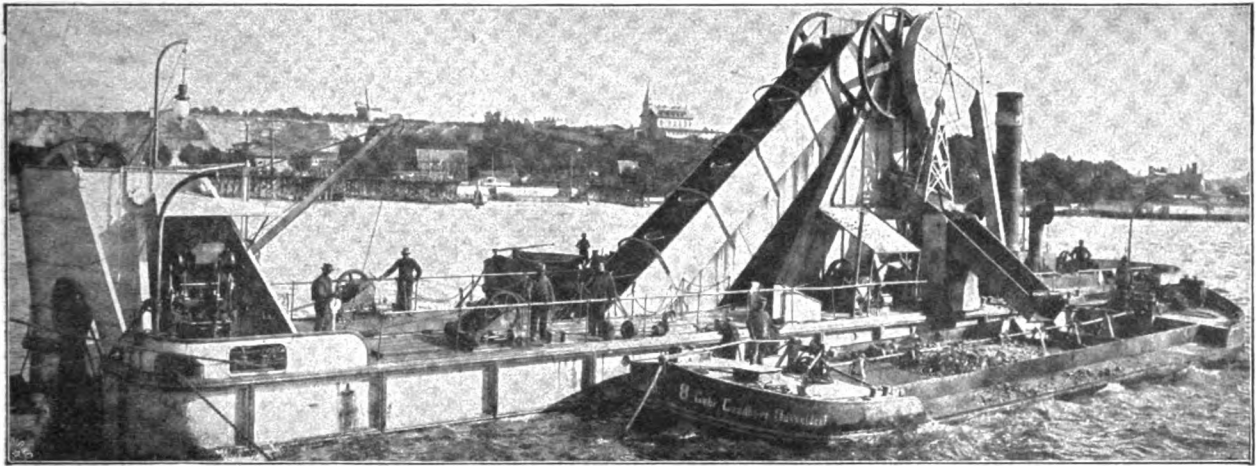
Kontreadmiral z. D. Böders,
 bestand das Examen zum Dr. ing.
 mit „gut“.



M. S. Herbert,
 der neue englische Botschafter
 in Washington.



v. Kottin. Lt. Hennberg Oberlt. Hefz.
 Vom fernritt Bukarest-Metz: Die Ankunft des rumänischen Rittmeisters M. von Kottin in Metz.
 Phot. Eugen Jacobi, Metz.



Von der Vergrößerung der Kaiserlichen Werft in Kiel. Der Bagger in Thätigkeit.



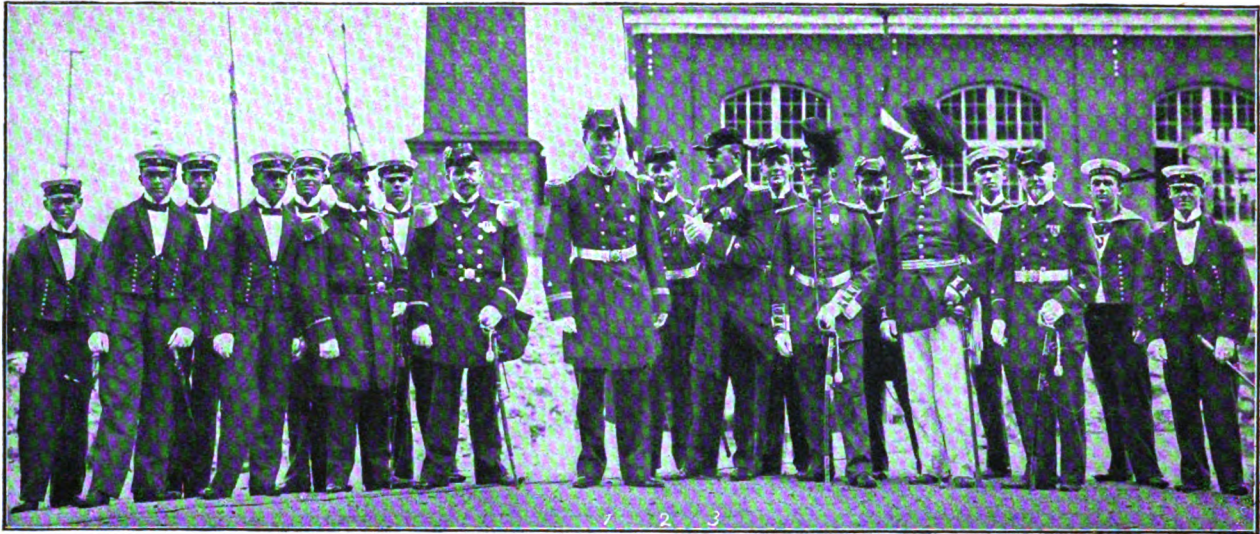
Büste d. Generalmarinedir. Benjamin Raule im Garten d. Marineakule. Von links nach rechts: Korv.-Kapt. Schirmer, Kapt. 3. S. Graf Molke, Erg. von Köster, Kapt. 3. S. Breusing, Kapt.-Lt. Sticker, Kapt.-Lt. Zhiert, von Kühlwetter, Fpm. Scheering, Admiral von Köster mit seinem Stab.

Bilder aus Kiel.

Photographische Aufnahmen von Arthur Renard, Kiel.



Der Kronprinz von Siam im Lager von Döberitz bei Spandau am 24. Juli.
Phot. Max Piepenhagen, Berlin.



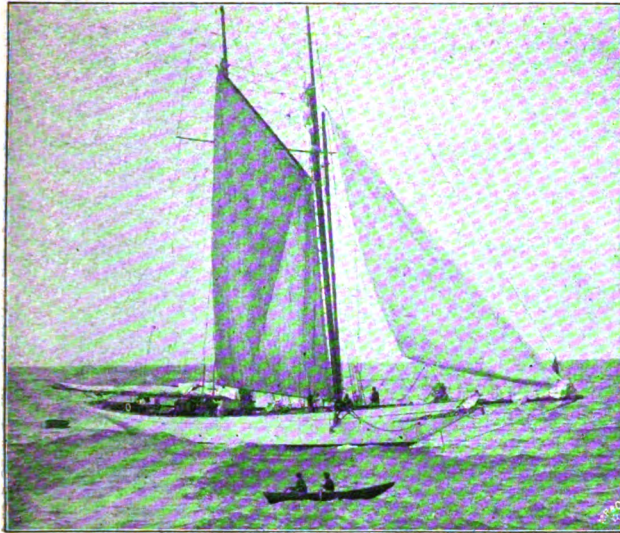
1. Kap.-Lt. Kans. 2. Obl. Berendes. 3. Obl. Wolfram.
Deutsche Gäste vom Schulschiff „Charlotte“.



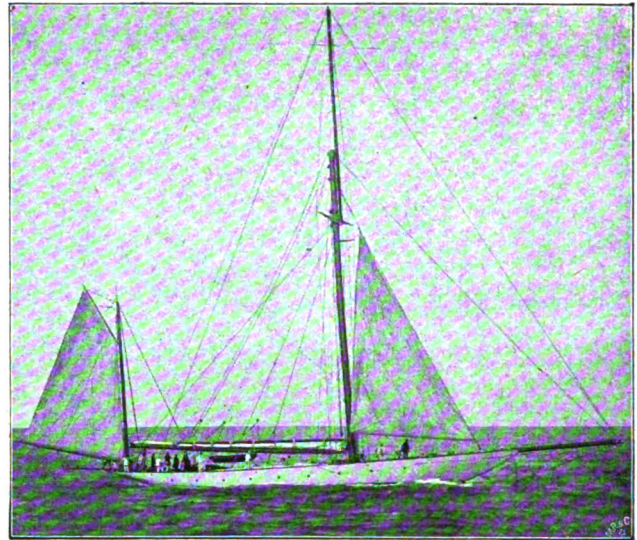
Das Begräbnis Antofolskys, des größten russischen Bildhauers, in St. Petersburg.

Bilder aus Petersburg.

Photographische Aufnahmen von C. W. Bulla St. Petersburg.

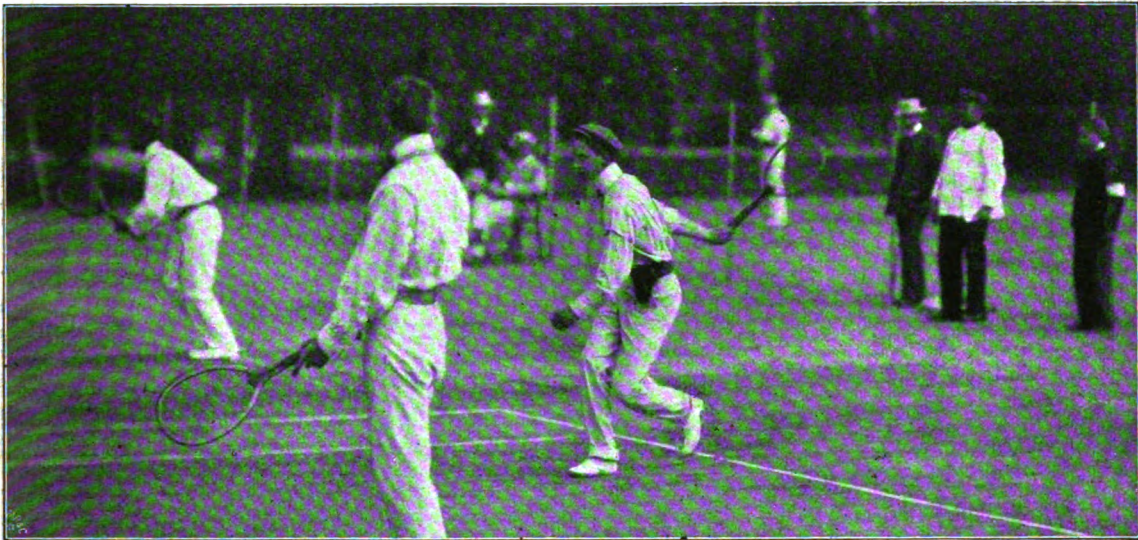


Navahoe (Eigentümer Konful C. Wätgen), I. Preis.



Cicely (Eigentümer Cecil Quentin), II. Preis.

Von der Segelregatta Dover-Ostende.



Der Kronprinz beim Offizier-Kamptennisturnier in Homburg am 24. Juli.



Vom Rennen in Hoppegarten am 22. Juli:
H. Manske's „Slanderer“
der Sieger im Großen Preis von Berlin.



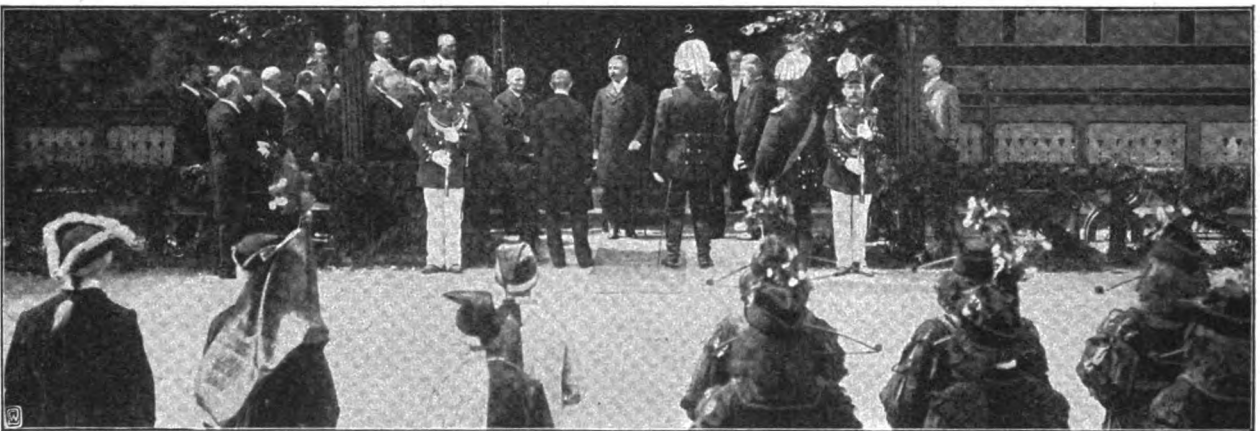
1. Großherzog Friedrich Franz IV. 2. Barth (Wismar). 3. Otto Vogt (Stettin).
4. Herm. Friedensberg (Hamburg). 5. Amtsverwalter von Harlem. 6. W. Wiegels.
Von der Regatta in Schwertn i. M.

Bilder aus dem Sportleben.

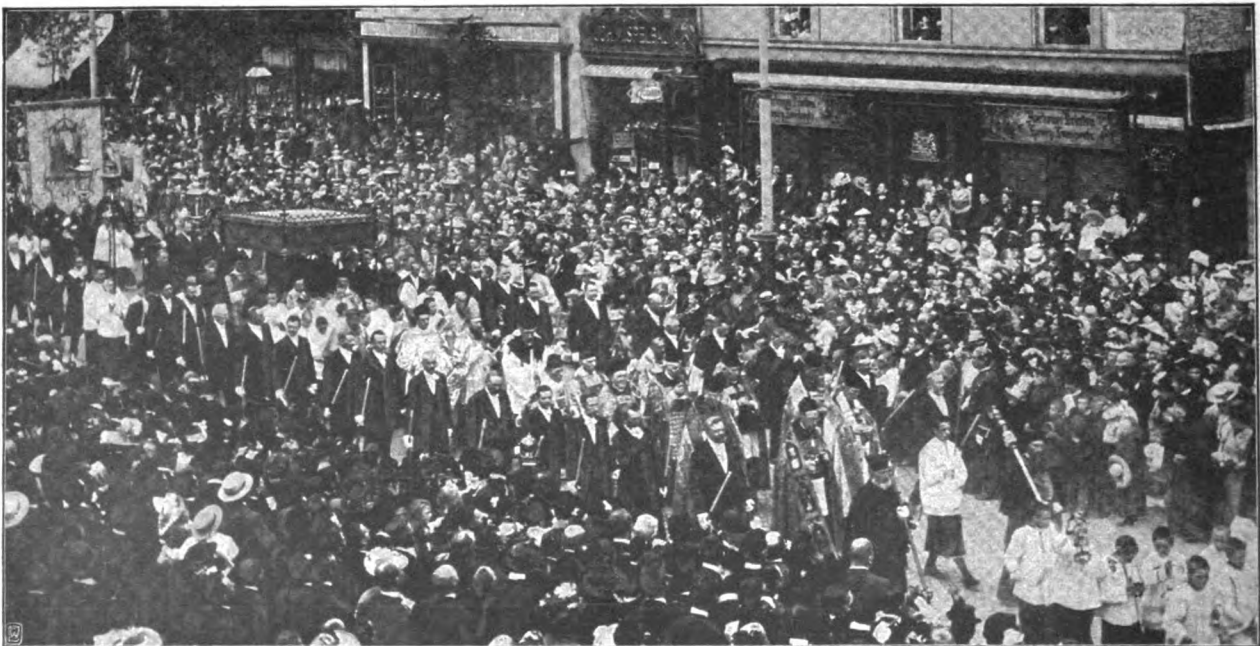
Aufnahmen von Barca, Ostende, Hofphot. C. G. Voigt, Homburg v. d. E., Gordan & Dellus, Berlin, und Hofphot. Henschel, Schwertn i. M.



Von der Hundertjahrfeier des Sulbacher Marktes in Erbach: Der Erntewagen im Festzug.
Phot. Peter Weber, Mainz.



1. Erbprinz Heinrich XXVII. 2. Schützenmajor Herm. Gerhardt.
Vom 25jährigen Jubiläum der Schützengesellschaft in Gera: Besichtigung des Schützenkorps durch den Erbprinzen von Reuss j. L.
Phot. Gustav Juchs, Gera.



Die Schlussprozession der Hachener Heiligumsfahrt.
Phot. G. Kaiser, Hachen.

Es war ein alter König . . .

Don

Rudolph Stratz.

2. Fortsetzung.



us dem Nebenzimmer klang eine tiefe, zornige Stimme. Jutta lächelte verstohlen. „Nun schimpft Papa wieder. Das thut er meistens, wenn Stöffel-Stier da ist. Ich beneide den Ärmsten nicht.“

Freilich — sie mußte wohl „Papa“ sagen. Welchen andern Ausdruck hätte sie denn ihrem Stiefsohn gegenüber wählen sollen? Und doch wirkte dies Wort auf Arvid belemmend. Es erinnerte ihn plötzlich, im Verein mit dem grollenden Baß hinter der Thür, an die trüben Tage seiner Kindheit. Damals hatte die Eisenfaust des Vaters schwer auf ihm gelastet, der selbstherrlich den Sohn nach seinem Vorbild zu formen suchte. Arvid hatte sich trotzig und verschlossen gewehrt in einem jahrelangen, stillen, zähen Kampf. Auf der Flucht vor dem Vater hatte er sich selbst gefunden. Aber manches an ihm, was herbe, abwehrend-schroff und teilnahmslos in sich gekehrt war, das stammte aus den unverlöschlichen Eindrücken seiner Jugendzeit.

Jetzt war das ja nur noch wie ein ferner Schatten. Er hatte längst vergeben und der Vater längst vergessen. Seitdem sein Sohn so glänzend die Wahl des eigenen Weges und Wesens gerechtfertigt hatte, bewunderte er ihn aufrichtig. Aber gerade, wenn er besonders gütig, stolz auf ihn und in seiner Art bescheiden vor Arvid war, stieg in dem plötzlich wieder gegen seinen Willen die Erinnerung auf. So auch jetzt. Er mußte Jutta anschauen und denken: du kennst ihn noch nicht. Wo er nicht liebt, da kann er furchtbar sein. Und wo er liebt, erst recht . . .

Oder wußte sie es? Begriff sie ihr Schicksal? Es war nicht zu erraten, was hinter dieser schmalen, weißen Stirn, diesem schönen, stets liebenswürdig-klugen Antlitze sich barg.

Sie sprach inzwischen die ganze Zeit. Immer nur von „Papa“, seinem neuen Leben, seinem Berliner Wirkungskreis, seinen Freunden, Feinden und Gönnern.

Er hörte zu und sagte endlich: „Es ist doch merkwürdig, daß wir uns früher nie gesehen haben!“

„Ich war ja immer da — aber du nicht.“

„Wenigstens sehr selten. Da haben wir uns jedesmal verfehlt.“

Sie nickte, dann erhob sie sich und bediente ihn mit schwarzem Kaffee. Er musterte sie stumm, wie sie da vor ihm stand, groß und schlank, die Augen niedergeschlagen und scheinbar nur mit der Tasse beschäftigt, die leise zwischen ihren Händen klirrte. Eine feine Röte wechselte kaum merklich auf ihren Wangen und verblaßte wieder. Sie war aufgereggt — natürlich — und wollte das nicht verraten. Das merkte er wohl. Auch sein Herz klopfte, trotz seines unbeweglichen Gesichtes. Es war solch ein seltsames Beisammensein — hier er und drüben dies fremde, schöne junge Weib,

das er heut zum erstenmal mit Augen geschaut und das ihm doch nach seinem Vater der nächste Mensch auf Erden sein sollte.

Es fand das thöricht und sagte kurz „danke“, als sie ihm eine Zigarre bot. Sie reichte ihm Feuer. Dann setzte sie sich wieder und zündete sich selbst eine Zigarette an. Nun war das gefürchtete Stillschweigen zwischen ihnen doch eingetreten. Unterdessen schwebten nur die Wolken der Havanna und des Papyrus einander entgegen und einten sich zu einem Spiel bläulichen Spinnwebs um den blassen Gelehrtenkopf und das Blondhaupt der jungen Frau.

„Verzeih,“ sagte er endlich halblachend. „Ich bin ein armer Mann aus dem Urwald. Die Worte sind mir förmlich in der Kehle eingeroftet. Ich muß mich erst gewöhnen. In ein paar Tagen red ich schon wieder wie andere Menschen.“

Sie schaute ihn groß an. „Warum solltest du das? Du hast doch ein Recht auf Eigenart.“

Dabei klang zum erstenmal eine stumme Bewunderung seiner Leistungen durch. Es erstaunte ihn nicht. Er war das gewohnt, bei Männern und bei Frauen. Aber diesmal freute es ihn.

„Ja, Eigenart,“ sagte er trocken. „Aber hier bei euch soll jeder Hinz so sein wie der Kunz — und jeder Eckensteher ist meinesgleichen und ein Reichstagswähler! Lange halte ich es jetzt nicht mehr in eurer Kultur aus. Ich muß mal nach London, mal nach Brüssel zum König der Belgier — und dann . . .“ Er machte eine Handbewegung nach der Richtung zu, wo die Winter Sonne müde durch das Fenster lugte. Da unten lag Afrika.

„Ja — und deine Gesundheit?“

„Meine Gesundheit ist gut.“

Sie verstummten wieder. Jutta hatte Angst, etwas Alltägliches zu sagen, und er fand keinen Gesprächsstoff gegenüber diesem ihm fremden, fast geheimnisvollen Menschenbild. Alle Frauen hatten für ihn etwas Rätselhaftes, so viel er sich auch mit ihnen auf seinen Wanderungen über die Erde abgegeben. Sein tief in sich verschlossener, hart-männlicher Charakter war außer Stande, etwas von ihrem innersten Wesen zu begreifen — aber trotzdem fühlte er: — auch bei der Frau seines Vaters da drüben war nicht alles so einfach und selbstverständlich, wie sie sich gab.

Die Uhr tickte. Der Diener trat geräuschlos ein, räumte ab und verschwand wieder. Jetzt bemerkte Jutta, daß Arvids Zigarre erloschen war. Mit einer raschen Bewegung bot sie ihm von neuem Feuer. Ihre Hand zitterte ein wenig, als sie sich berührten und er durch Ungeschick ein Aschenrestchen abstäuben ließ.

Er lachte. „Entschuldige, bitte. Ich bin wirklich der reine Wilde.“ Und sie lachte leise mit und blies sich die weißen Flocken vom Handrücken.

In diesem Augenblick erschien Herr von Braunschweids mächtige Gestalt in der Thüre. „Na, so vergnügt,“ sagte er befriedigt. „Habt ihr schon Freundschaft geschlossen, Kinder? Das ist recht.“

Er setzte sich schwer und seufzte. „O Gott — ist das ein Leben. Meine Amtsgenossen — die sind daran gewöhnt! Die haben sich allmählich in ihren Altkhöhlen mumifiziert wie ein alter ägyptischer Geheimrat in seiner Pyramide. — Aber ich — was taue ich zu einer papiernen Vogelscheuche — zu solch einem bureaukratischen Skelett mit einem Ordensband auf der siebenten Rippe? O — man treibt Unfug mit mir — Mißbrauch!“

Er gähnte tief auf. In dieser Stunde nach dem Essen, während der er sich auf ärztlichen Rat des gewohnten Mittagschlafs enthalten mußte, fiel er täglich zu Juttas Schrecken ganz in sich zusammen. Er sah überaltert aus, müde, mit gefurchten Jägen. Und seine Gedanken wanderten unstill . . . weit . . . weit weg . . .

„O Urvid, mein Sohn,“ sprach er schläfrig, mit halbgeschlossenen Lidern. „Sei froh, daß du nicht mit Stöffel-Stier zu thun hast. Wer Stöffel-Stier ist? Ein Mann, der eine große Zukunft hinter sich hat. Es giebt noch eine andere Sorte Schmocks — junge Leute, die ihren Beruf nicht verfehlt haben — vollsaftige, bodenwüchsig Giftpilze. Aber diese Reptile sind mir zu naiv in ihrer Niedertracht. Lieber ein Gentleman mit einer schmutzigen Weste, in dem noch ein Bodensaß von Anstand übrig ist. Solche angeknarzte Charaktere kann man zu allem brauchen — auch einmal zum Guten. . . . Man kann sie rechts und links wenden . . . wie einen alten Handschuh . . . sehr bequem . . .“

Er gab sich einen Ruck, fuhr auf und wurde wieder lebendig. „Also hör mal,“ sagte er schnell. „Stöffel-Stier hat mir Nachricht gebracht: sie wollen also wirklich die Bellingschen Verleumdungen gegen dich im Reichstag zur Sprache bringen.“

„Meinetwegen.“

„. . . und schon in den nächsten Tagen wird die Bombe plazen. Ich werde dann also selbst reden und dich weißwaschen und zwar nicht mit Flötentönen reden — da verlaß dich drauf. Aber ich muß Material haben. Ich muß deine Freunde sprechen. Notizen brauch ich — Datum, Breitegrade, unaussprechliche Negernamen — das Zeug imponiert heutzutage dem Bildungschuster! Ein einfaches Manneswort — pah — das könnt jeder sagen! Nee — Männeken — O goldenes Zeitalter der Hausknechte und Gassenfeger!“

„Ich werde meine Freunde herbringen.“

„Wann?“

„Sobald du willst. Vielleicht heute abend zu Tisch?“

„Jawohl.“ Der alte Herr nickte und rieb sich die Hände. „Sehr gut. Jutta — Sorge für die Fütterung der Raubtiere! Wie viel sind's? Drei? Schön. Na — und nun willst du schon gehen?“

„Ja — jetzt treffe ich sie noch sicher im Hotel.“

„Bist du denn nicht zu müde?“ fragte Jutta.

Darauf zuckte er nur leicht hin die Achseln und reichte seinem Vater und ihr die Hand. Er drückte ihre Rechte fest und sagte dabei „Auf Wiedersehen!“ Aber das

Wort „Jutta“ kam auch jetzt nicht über seine Lippen, und sie hatte ihn doch bei der Begrüßung geflüchtig gleich „Urvid“ genannt.

Als er gegangen, wurde Herr von Braunschweid wieder schläfrig. „Ich freu mich auf die Afrikaner,“ murmelte er langsam aus seinem Schaukelstuhl heraus. „Leute wie die wilden Männer aus dem preussischen Wappen — die lieb ich. Unsere moderne Kultur hier — das ist doch nur ein Nerventreibhaus. . . . Und die paar Muskel- und Chatenmenschen, die wir noch haben — mit denen treiben wir Raubbau . . . die opfern wir dem Skat- und Bräuphilister. . . . Aus denen machen wir auch heute noch deutschen Kraftdünger für Hankees und Ungelsachsen . . . hör mal. . .“ Er sammelte seine schweifenden Gedanken, da er merkte, daß ihm Jutta nicht zuhörte, und seine Augen wurden hell. „Wie gefällt dir denn der Urvid?“

„Wir werden sicherlich gut miteinander auskommen. Mehr weiß ich noch nicht. Er giebt sich so schwer. Man kommt ihm nicht recht nahe.“

„Das haben andere auch schon gemerkt, meine Tochter,“ sprach der alte Herr trocken. „Glaubst du, ich hätt ihm je ganz ins Herz gesehen?“

„Ich glaube, das hat überhaupt noch niemand.“

Er nickte: „Niemand! Sein Allerlegtes, das giebt er nicht her und zeigt es nicht einmal. Genau wie du . . .“

IV.

„Sie meinen, es sei ungewöhnlich, Excellenz, daß ein Vater seinen Sohn von der Reichstagstribüne herab verteidige?“ sagte der Hauptmann Werckenthien, als er und die beiden andern Reisegefährten Urvids des Abends im Braunschweidschen Haus zu Gast waren und der Diener den Nachtisch servierte. „Mag sein! Aber er verdient es! Er ist der geborene Feldherr! Er hat uns durch Afrika geführt, daß es eine Freude war.“

Werckenthien sprach leicht hin, mit der weltmännischen Sicherheit des deutschen Offiziers, den auch sein Äußeres nicht verleugnete, das nicht sonnengebräunter, nicht abgezehrt, nicht verwilderter war, als wenn er das letzte Jahr in der Kaserne statt im dunklen Erdteil zugebracht hätte. Anders der stille Mann neben ihm, der mit seiner Brille, seinem graugesprenkelten Vollbart und ein paar grämlichen, tiefen Falten um den eingesunkenen Mund am ehesten einem verbrauchten, kränklichen Schulmann glich. Ein Weltreisender und doch weltfremd, ein Eremit, der sein Leben tief in sich hineingelegt, saß er da. Ein vertrockneter alter Junggeselle des Urwalds, im Lärm und Gelächter des Negerdorfs so einsam und selbstzufrieden wie andere Hagestolze am qualmigen Stammtisch. Er sprach wenig. Auch jetzt murmelte er nur kurz: „Mir sind viel Menschen über den Weg gelaufen in den dreißig Jahren, seitdem ich drüben zu Haus bin, aber kein tüchtigerer als Ihr Sohn.“

Der Dritte im Bund, der kleine, bartlose Georg von Schalcke, der mit seinem abgezehrt, leichtsinnigen Galgenvogelgesicht beinah knabenhaft aussah, war zufällig im schwarzen Erdteil, während er als Elfenbeinhändler im Dienst einer Hamburger Firma wie ein

Fandwerksbursche von einem Negerhäuptling zum andern stolzte, zur Expedition gestochen und kurz entschlossen mitmarschiert. Hier fühlte er sich geborgen und so wohl wie noch nie seit dem Tag, wo er, zwei Jahre zuvor, wegen dummer Streiche aus der Armee mit dem Rang eines Fähnrichs a. D. entlassen, als ein fideles, kleiner Abenteuerer, die Stummelpfeife schief im Mund, auf den Schultern eines Schwarzen durch die rollende Brandung nach Afrika hineingeritten war.

Bisher hatte er sich bescheiden zurückgehalten und verstoßen Jutta angehimmelt, die er wunderschön fand. Aber jetzt, da ihm der Wein in den Kopf stieg, wurde der kleine Taugenichts gesprächig.

„Oberhaupt . . . so einer wie Ihr Sohn, Excellenz,“ sagte er lebhaft. „Der versteht was von Afrika! Der hat eine Art, mit den Wilden umzugehen — unerschütterlich, ruhig, mit einer wahren Engelsgeduld, immer gelassen und human — und dann, wenn alle Stricke reißen und sie wollen kämpfen — von einer so fürchterlichen Energie — kurzum — unter dem zu marschieren und zu fechten, das ist ein Vergnügen. Und wenn Sie mir auch nur mit Milch Bescheid thun, Herr von Braunscheidt — ich muß noch einmal voll Hochachtung und Verehrung einen Schluck auf Ihr Wohl trinken.“

Arvids Gesicht war finster. Er ärgerte sich, daß man so viel von ihm sprach. Er hatte sich bemüht, nichts zu hören. Aber undeutlich schlugen doch Schalcks Worte an sein Ohr und riefen in ihm die Erinnerung an Afrika wach. Er fühlte sich wieder da drüben, in seiner Welt, als der Weiße, das gespenstige Wesen inmitten der schwarzen Halbmenschen, aus dessen Rohr der Tod sprühte, vor dessen Blick die baumlangen, mit Pantherfellen und Kupferringen geschmückten, nachfarbenen Krieger verlegen grinsten und von einem Bein aufs andere traten, bei dessen Einzug in das Dorf die Trommeln rasselten, die Hörner heulten und die Menge schrie, als sei ein Gott von den Höhen herabgestiegen.

Es war das keine kleinliche Eitelkeit, die ihm diese Bilder vormalte. Es war das ganz natürliche Herrscherbewußtsein in ihm, eine selbstverständliche Empfindung von Jugend auf, daß er zu befehlen habe und die andern zu gehorchen. Dies Gefühl hatte ihn eigentlich hauptsächlich hinaus in das Leben der Freiheit getrieben, wo er keinen Herrn über sich wußte als sich selbst. Und dieser Gebieter, den er sich frei gewählt, war der strengste und unnachsichtigste von allen.

Es gab da eine Stimmung quälender Freude, die jedesmal über ihn kam, wenn er in Afrika im Begriff stand, wieder einen Schritt ins Ungewisse hineinzuthun. War da der Kompaß gerichtet, und setzte er, an der Spitze des langen Gänsemarsches der Träger, den Diener mit der Büchse hinter sich, wiederum den Fuß vorwärts in den feuchten Schatten des Urwalds, die sonnenüberglückte, weitgedehnte Buschlandschaft, dann durchbebt ihn eine unbändige, berauschte Erwartung, was ihm heut wieder das Neuland des Lebens und des Wanderns an Geheimnissen offenbaren würde.

Das war sein innerstes Dasein. Die Freiheit mit allem, was sie an Lust und Leid barg. Sowie er

die Kulturzone wieder betrat, sowie die ersten stumpfsinnigen Zollwächter wieder sein Gepäck durchwühlten, die Finger schmutziger Subalternbeamter in seinen Pässen und Papieren blätterten, versteinerte sich sein Wesen zu einer abstoßenden Gleichgültigkeit. Er haßte die europäische Zivilisation, die mit Schnaps, Schießpulver und Traktätchen, mit Kopfsteuern, verheerenden Krankheiten und Massenmord unter den wilden Tieren die einfachen Lebensbedingungen der Naturvölker aufhob, und verschloß die Augen geißentlich gegen die allgemeinen Fortschritte der Menschheit, die ihr folgten. Er sah, ohne sich dessen selbst recht bewußt zu werden, Afrika mit den Augen des Künstlers an. Wenn erst einmal dort statt der Urwälder Tausende von Fabriksschloten die Erde versinsterten, wenn die Eingeborenen, statt in den weiten Parkebenen zu weiden, zu jagen und zu kämpfen, als zerlumpte Proletarier in den Bergwerken herumkriechen und Kohlen in die Maschinenkessel schütten mußten, dann erschien ihm das als eine Entweihung von Gottes weiter Welt und ihrer Geschöpfe, und die schwarzen Söhne der Natur dünkten ihm augenblicklich in ihrem Analphabetendasein weit glücklicher als irgendein halbgebildeter, haßerfüllter, verbitterter Fabrikarbeiter in irgendeinem finsternen Hinterhof eines europäischen Kulturzentrums.

Und im Geist sah er solch einen Krieger der Wildnis vor sich, glänzend, ebenholzschwarz, sechs Fuß lang, mit bunten Federn und Raubtierzähnen geschmückt — in kraftstrotzender, stählerner Nacktheit, dem Europäer feind, statt winselnd in zerrissenem Kattunhemd vor dem Missionar zu knien. Er hatte sich oft mit diesen schönen Raubtieren im Kampf gemessen und, wenn es „klar zum Gefecht“ hieß, beim ersten Aufsträuseln der Pulverwölkchen sich in einer rätselhaften Stimmung ganz der Welt entrückt gefühlt, vollkommen körperlos, von der Erde gehoben, da und dort, im Freund hier und im Gegner drüben zu Hause — ein Ding, das überall lebt und stirbt und mit dem ganzen Weltall eins ist . . .

Diese halbe Geistesabwesenheit war jetzt über ihm, seit er das Haus seines Vaters betreten hatte und bei ihm und Jutta zu Gast war.

Unwillkürlich schaute er auf Jutta. Sie saß ruhig da und hörte dem kleinen Schalck zu, der immer noch weiter sein Lob sang.

Das verdross ihn, und er sagte ziemlich scharf: „Hören Sie doch endlich einmal auf. Das ist ja tödlich langweilig.“

Sein Vater widersprach. „Langweilig? So was freut mich. Da weht 'ne andere Luft als in meinem Altloch! Und Jutta — schau die nur an! Die weiß schon den ganzen Abend nicht, soll sie mehr auf dich sehen oder die, die von dir reden! Lassen Sie sich nicht stören, Herr von Schalck.“

„Dann werd ich mich in dein Arbeitszimmer zurückziehen,“ sagte Arvid, „und dir inzwischen die Notizen für deine Rede aufschreiben.“

Er ging. Kaum hatte sich die Portiere hinter ihm geschlossen, da fing der bartlose, kleine Desperado wieder eifrig zu berichten an.

„Nämlich anfangs —“ sagte er mit seinem vernünftigen Lächeln auf dem mageren, leichtsinnigen Gesicht, „anfangs hielt ich Ihren Herrn Sohn nur für einen großen Gelehrten — wenn er so im Lager zwischen seinem Krimskrams von Käfern und Kieselsteinen saß oder gar so 'ne Breitengradberechnung anstellte — aber was er für ein Mann war, das merkte ich eben erst bei dem Zusammentreffen mit den Wafikuius. Die Wafikuius hatten heimtückisch ein paar von unsern Leuten niedergemetzelt und tanzten zu Hunderten vor unserm Lager und forderten uns zum Kampf heraus — allen voran ihr Häuptling — ein baumlanger, schwarzer Satan, eine Lanze in der Hand, von oben bis unten mit dem Blut unserer Träger bedeckt . . . Und da auf einmal sagt jemand neben mir zwischen den Zähnen: ‚Ich will das Beest lehren, meine Boys totzumachen‘ — und da rückt sich Ihr Herr Sohn auch schon den Zwickel fester, nimmt die Büchse in die Hand und geht ganz allein der Schwefelbande entgegen. Und die liefen vor ihm wie die Schafe vor dem Hund. Bloß ihr Häuptling blieb. Der duckte sich hinter seinem Nashornschild, so daß man nur seinen Speer und seine Kopfsfedern sah. So schlichen sie umeinander rum und einer war nun schon zu viel auf der Welt. Auf einmal blüht es, und da liegt das lange Laster und zappelt kaum mehr mit den Beinen. Das wirkte auf die übrige Gesellschaft! famos war das.“

Er brach ganz begeistert ab, und Excellenz von Braunschmidt nickte. „Na — Jutta — heut bekommt man was anderes zu hören als auf unsern Gesellschaften mit dem schlaberigen Thee und den dünnen Brötchen und der allgemeinen Bildung. Was meinst du, meine Tochter?“

Sie erwiderte nichts und schaute unwillkürlich in das Nebenzimmer. Durch einen Spalt im Vorhang konnte sie Arvid erblicken. Er saß da, kitzelte ein paar Worte, sann dann eine Weile nach, finsterten Gesichts, mit seinem strengen, durch die Augengläser die Ferne suchenden Blick, und schrieb dann wieder. Dazwischen nahm er einen Schluck Milch aus dem Glas, das er sich vom Tisch mitgenommen und neben sich gestellt hatte. Und es kam ihr zu wunderbarlich vor, daß dieser blasse, einsilbige Gelehrte und der Mann, der, ohne mit der Wimper zu zucken, blutriesende Kannibalen in den Staub streckte, eine und dieselbe Person sein sollten.

„Und daraufhin waren die Wilden dann eingeschüchtert?“ fragte inzwischen der Hausherr.

„Das glaubten wir auch, Excellenz. Und bei Tag war auch alles ruhig. Aber des Nachts darauf — ich konnte nicht schlafen und krieche aus dem Zelt und seh in der Dunkelheit Ihren Herrn Sohn sitzen mit dem Gewehr neben sich. Und er raucht, und wie ich herankomme, sagt er tadelnd: ‚Immer die Unruhe, Herr von Schalcke! Immer die Nervosität! Wie im Mädchenpensionat! Die Kerle sind doch noch fünfhundert Meter entfernt.‘ Dabei weist er mit seiner Pfeife vor uns in die Steppe. Richtig — da krabbelt und lebt doch alles am Boden von den schwarzen Teufeln. Ganz lautlos rutschen sie heran.“

„Und dann?“ . . .

Georg von Schalcke lachte. „Gnädige Frauen brauchen nicht so bleich zu werden. Wir leben ja noch. Dann gab der Chef eben das Alarmsignal — einen Revolver-schuß — und dann hoben sich vor uns lauter schwarze Reihen aus der Erde und sprangen mit ihrem Kriegsgeheul heran — es ist das langsam anschwellende Geräusch der gesteckten Hyäne — so ungefähr: uh — hu — hu — hä — ä — ä — ä — äää — äh — na, und auf unserer Seite knallte es denn ganz prompt aus den Magazingewehren entgegen, und es wurde so schön gerauft wie nur auf irgendeiner bayerischen Kirchweih. Ein paar von den Wafikuius kamen bis ins Lager, und einer von ihnen — schon ein ältlicher, rabiater Gentleman, hatte gerade die freundliche Absicht, mir seine Lanze durch den Leib zu rennen — da giebt ihm Ihr Herr Sohn, um ihn auf andere Gedanken zu bringen, einen fürchterlichen Fußtritt vor den Bauch und, wie er da strauchelt, eine Kugel hinterher. Dadurch hat er mir das Leben gerettet. Eigentlich uns allen. Ohne ihn hätte in der Nacht der Teufel die ganze Expedition geholt. Die Wafikuius schlugen sich zu wütend. Half ihnen aber schließlich alles nichts. Sie purzelten in Massen unter unserm Feuer, und was von ihnen noch lebte, schlug sich bei Tagesanbruch still in die Büsche. Nun wollte ich ausrücken und ihnen zur Strafe die Dörfer anzündeln. Ich dachte mir schon: ‚Das wird fein. Heute nacht muß der ganze Himmel rot vom Feuersein werden.‘ — Da sagt mir Ihr Herr Sohn, wie er da auf seinem Feldstuhl sitzt und sich rasiert, ganz kühl — er kann nämlich so unangenehm dienstlich werden, als wäre man auf dem Potsdamer Exerzierplatz —: ‚Lassen Sie das gefälligst, Herr von Schalcke. Erstens hat es keinen Zweck, es ist Zeitverlust. Und zweitens wissen es die Wilden nicht besser. Sie halten, wen sie nicht kennen, für ihren Feind, und dadurch, daß Sie ihre Hütten einäschern, werden Sie sie nicht vom Gegenteil überzeugen.‘ Und nun wirft man einem solchen Mann Greuel in Afrika vor, weil er sich seiner Haut wehrte. Lächerlich.“

„Die wirklichen Menschenfresser leben eben hier,“ sprach der alte Recke grimmig. „Berlin hat gute Kiefer — glauben Sie mir, Herr von Schalcke. Das zermalmt jeden Morgen, wenn die Blätter ausgetragen werden, ein halbes Duzend Zeitgenossen zum Frühstück und des Abends, zwischen fünf und sieben, wieder. Ein Krach — da ist er schon weg — mit Haut und Haar. Bitte — der nächste.“

Während er redete, blickte Jutta wieder in das anstoßende Gemach. Arvid hatte inzwischen seine Stellung nicht geändert. Er hatte aufgehört zu schreiben und sann vor sich hin. Und plötzlich traf sein Auge durch den schmalen Spalt im Vorhang das ihrige. Nur eine Sekunde. Dann wendeten wieder beide gleichgiltig, langsam, als hätten sie sich gar nicht bemerkt, den Kopf zur Seite.

Und wieder versank er in seine Gedanken. Ein paar Worte von den Wafikuius waren von nebenan an sein Ohr geschlagen, und mit ihnen wuchs abermals die Erinnerung an den schwarzen Erdteil in ihm — an die lauwarme, dunkle Nacht des Urwalds drüben, von

Gift und Fieber dampfende Sumpfspiegel unter seinem Laubgewölbe, eintönigen Plätscherfall und Regentriesen in den Blätterkronen und dem undurchdringlich verfilzten Rankengewirr, in der Ferne, bei Tag und Nacht, zum Kampf mahnend, der dumpfe Klang der Negertrommeln und überall, hinter jedem Baum, in jedem gurgelnden Stromwirbel und tückischen Dickicht, im Auge jedes Wilden lauend, der Tod — der afrikanische Tod in jeder Form.

Er fürchtete den Tod nicht. Er hatte ihn bei Gelegenheit geradezu herausgefordert — nicht in heißblütiger Abenteuerlust, sondern mit der leidenschaftslosen, beinahe philiströsen Ruhe des Gelehrten — und sich oft mit innerlichem Staunen gefragt, warum gerade ihm so wenig am Leben liege?

Und heute zum erstenmal — nachdem er das Haus seines Vaters wieder betreten und statt der sonstigen trüben, schattenhaft flüsternden Krankenstimmung Lachen, Licht, Leben und Erguß, statt der schwarzgekleideten Pflegerinnen und alten Ärzte ein schönes junges Weib darin getroffen — ein Weib, das ihm schöner erschien, je öfter er es ansah — heute dämmerte ihm die Antwort: dir liegt am Leben nichts, weil du so einsam bist auf Erden, daß du die Einsamkeit bisher nicht einmal empfunden hast.

Er erhob sich langsam und ging zu den andern zurück. Als er den Vorhang zur Seite schlug, hörte er, wie der kleine Schalke sprach: „Afrika ist doch das einzige verständige Land. Da kriegt man seine Feinde doch noch zu fassen. Hier ist ja der Mut bei fünf Mark Strafe polizeilich verboten. Hier werden Leute, wie Ihr Herr Sohn, einfach verleumdet und sollen sich das auch noch gefallen lassen.“

Arvid legte ihm die Hand auf die Schulter. „Seien Sie mal still, Schalke — Sie reden Unsinn. Ich will Ihnen das erklären.“ Er schaute, vor dem Tisch stehend, die andern an. Es kam eine jener plötzlichen Anwandlungen, sich mitzuteilen, über ihn, die zuweilen seine gewohnte Schweigsamkeit unterbrachen. Er redete auch dann schlecht, bald stockend, bald wieder in verhaltener Energie die Worte herausstoßend, daß sie sich übersprudelten, und dabei mit einem geistesabwesenden Blick und Gesicht, als spräche er nicht zu seiner Umgebung, sondern zu sich selbst oder unsichtbaren Hörern irgendwo in der Weite.

„Was beklagen Sie sich denn?“ sagte er halblaut. „Wenn alles hier anders wäre, als es ist — dann wäre es heutzutage keine Kunst mehr, das Deutschtum drüben durch die Wildnis zu tragen. Aber es trotzdem zu thun — auch wenn man bei der Heimkehr von vielen mißverstanden wird — meinerwegen auch verleumdet und verurteilt — und es unverbittert thun — im Gedanken, daß man ein besserer Mann ist als die andern — das, meine ich, ist gerade echt deutsch. Denn das heißt, eine Sache um ihrer selbst willen thun. — Ich bin nicht deutsch, um Orden zu kriegen und in den Zeitungen gelobt zu werden. Ich bin deutsch, weil ich

muß. Bismarck hat auch gesagt: wenn er schon einem Teufel verschrieben ist, dann ist es ein teutonischer. Das — das versteh ich. Das ist mir aus der Seele gesprochen.“

Er lehnte sich über Schalkes Stuhl, mit beiden Händen sich auf dessen Lehne stützend, und sprach leise, eindringlich: „Eins thut not — das muß man die Leute hier lehren — das — das muß jeder sie lehren, der so denkt wie ich: Deutschtum — das heißt Herrentum. Herrentum heißt hart sein. Ich bin hart. Auch gegen mich. Ich schone mich nicht. Ich weiß, daß ich einmal in Afrika zu Grunde gehn werde — vielleicht bald — vielleicht später. Ganz einerlei. Ich habe gelebt, wie ich's verstanden habe. Für Deutschland. Dem habe ich eben alles gegeben, was ich konnte und hatte, und bin stolz darauf. — Und meinen deutschen Stolz — den lasse ich mir von den Kerlen nicht vergällen, die mich hier anklaffen . . . So — das wollte ich sagen . . . weiter nichts.“

Als er plötzlich, stoßweise, mit seiner Rede einhielt, schwiegen alle. Er hatte ganz anders gesprochen als sonst, in einem Ausbruch von Leidenschaft, der selbst die Gefährten seiner Kämpfe und Mühen überraschte. Von dieser Seite hatten sie ihn kaum einmal drüben vor oder nach irgendeiner großen Gefahr kennen gelernt, die ihn nach seiner Weise heiter und mitteilhaft zu machen pflegte.

Herr von Braunscheidt sprach endlich das erlösende Wort. „Der Teufel soll alle deine Feinde holen, mein Sohn,“ sagte er mit seinem grollenden Bärenbaß. „Das wünsche ich dir als frommer Christ,“ und dabei gab er seiner Gattin einen Augenwink, die Tafel aufzuheben.

Im Nebengemach setzte sich, während die andern herumstanden und rauchten, zu Juttas Erstaunen Arvid an ihre Seite. Aber er blieb stumm. Teilnahmslos wie nur sonst immer.

Das Schweigen zwischen ihnen bedrückte sie, und sie fragte halblaut: „Eins begreife ich nicht, Arvid. All deine Freunde sind doch jeder vom andern so verschieden. Wie kriegst du die nur alle in Afrika unter einen Hut?“

„Sie wollen eben alle das Gleiche.“

„Was denn?“

„Das, was ich will.“

„Müssen sie denn das?“

„Ja — sie müssen.“ Seine Sprechweise war langsam, schleppend. Er rückte mechanisch den Zwicker zurecht. „Das heißt: ich zwingt niemand. Das ist nur so ein Einfluß — mehr innerlich . . .“

„Aber wie machst du denn das?“

Er zuckte die Achseln. „Man muß eben denken können: ich will! Aber wirklich! Aus ganzer Kraft! Das springt dann auf die andern über. Sie folgen einem. Ich glaube, 's ist angeboren.“

fortsetzung folgt.



Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Ludwig Max Goldberger, Berlin.

III.

Arbeitervereinigungen und Industrieverbände.

Nicht alles ist eitel Licht und Sonne in dem Zaubergarten der Vereinigten Staaten!

Der Widerstreit und die Gegensätzlichkeit zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind, wie bereits in dem vorangegangenen Abschnitt gestreift, in der Union noch schärfer als anderwärts, vielleicht weil Arbeitgeber und Arbeitnehmer einander in den Grundanschauungen und Grundbestrebungen so außerordentlich ähneln. Die beiden Gruppen bewegen sich dort durchaus auf dem gleichen Boden des Gelderwerbs. Von Sentimentalität ist nicht die Rede. Ueberall starre Interessensvertretung. Dazu kommt, daß von einer Arbeiterfürsorge im Sinn und Geist unserer sozialpolitischen Einrichtungen nirgends ein Hauch zu verspüren ist. Die Arbeitergesetzgebung ist in der Union überaus dürftig und nicht einmal einheitlich; sie beschränkt sich auf Gesetze gegen „Boykott“, gegen „schwarze Listen“ und über „Achtstundenarbeit“, die aber lediglich in einzelnen Staaten in Geltung sind. Nur für alle von der Bundesregierung selbst angestellten oder beschäftigten Personen bilden einheitlich acht Stunden die Tagesarbeit.

Die Kinderarbeit in den Fabriken harret in den meisten Staaten der Union noch der gesetzlichen Regelung. In den Südstaaten arbeiten nach zuverlässigen Schätzungen in den Textilfabriken ungefähr 20 000 Kinder unter 14 Jahren. Aus Nordkarolina wird amtlich berichtet, daß dort 7605 Kinder unter 14 Jahren in 261 Fabriken beschäftigt sind; Ähnliches ist der Fall in Südkarolina, Georgia und Alabama, mit dem Unterschied, daß ein großer Teil der dort beschäftigten Kinder noch nicht einmal das zwölfte Lebensjahr erreicht hat. Und diese Kinder arbeiten oft 11—12 Stunden den Tag.

Für die in den Fabriken vorkommenden Unfälle der Arbeiter sind die Arbeitgeber nur insoweit verantwortlich, als ihnen eine Schuld durch mangelhafte Einrichtungen nachgewiesen werden kann. Im übrigen gelten für derartige Unfälle nur die Bestimmungen des gemeinen Rechts; die Partei, die den besten Anwalt hat, wird entweder die geringste Entschädigung zahlen oder die höchste erhalten.

An der Spitze der Arbeiterorganisation des Landes steht, gleichsam die Arbeiterbundesregierung bildend, die „American Federation of Labor“, deren Präsident, Sekretär und Schatzmeister in Washington ihren Sitz haben. Präsident ist seit der Begründung der frühere Zigarrenarbeiter Herr Gompers, ein Mann von ungewöhnlichen Organisationsgaben, dem ich über Aufbau und Ausgestaltung der Federation manchen Aufschluß verdanke.

In der „American Federation of Labor“, zu der die „National and International Trade Unions“ als Berufsverbände, die „State Federations of Labor“ als Staatsverbände, die „City Central Labor Unions“ oder „Central bodies“ als Zentralstadtverbände, mit zwei weiteren Unterabteilungen, den „Local Trade Unions“ (Gewerkschaften) und den „Federal Labor Unions“ (gemischte Arbeiterchaften), gehören, sind die Arbeiter fest organisiert. Die Zahl der also organisierten Arbeiter wächst außerordentlich; sie betrug im Jahr 1900 900 000, Ende 1901 schon 1 500 000; Ende dieses Jahres wird sie voraussichtlich 2 000 000 übersteigen.

Der Kampf zwischen organisiertem Kapital und organisierter Arbeit trat im Vorjahr durch den Streik der Eisen- und Stahlarbeiter besonders ernsthaft in die Erscheinung. Wegen der Lohnfrage hatte es früher schon öfter partielle Streiks gegeben, bei denen die Arbeiter Erfolge erzielten. Die „Amalgamated Association of Iron and Steel and Tin Workers“ verlangte diesmal von den Arbeitgebern die offizielle Anerkennung der völligen Gleichberechtigung des Arbeiterverbands mit den Kapitalvereinigungen. Die Forderung

drang nicht durch. Die Gründer der „United States Steel Corporation“ hatten über alle Gebiete der vereinigten Fabriken in einer ganzen Reihe von Etablissements ausschließlich solche Arbeiter angestellt, die der „Amalgamated Association“ nicht angehörten. Damit waren für den Streikfall immune Gebiete und zugleich Anziehungszentren für die zum Abfall bereiten Elemente geschaffen, so daß die Aufrechterhaltung des Betriebs in gewissen Grenzen ermöglicht wurde. Dazu kam, daß unter den Arbeiterführern selbst Meinungsverschiedenheiten herrschten. Der eine dekretierte einfach den Streik unter Vertragsbruch, der andere erklärte die Nichteinhaltung eines geschäftlichen Abkommens für ein schweres Vergehen.

Ungleich besseren Erfolg hatte die „American Federation of Labor“ in ihrem Hauptrekrutierungsgebiet Kalifornien. Im Hochsommer vorigen Jahres hatten die Spediteure und Großausleute von San Francisco ihre zur Union gehörigen Arbeiter, Fuhrleute, Verpacker ausgesperrt, weil diese sich geweigert hatten, aus ihren Organisationen auszutreten. Die Seeleute und Dockarbeiter erklärten hierauf aus „Sympathie“ mit den Ausgesperrten den Streik, der über 25 000 Arbeiter umfaßte. Es gab schwere Stockungen, harte Verluste, auch Tumulte; schließlich kam durch Vermittlung des Staatsgouverneurs ein Kompromiß zu stande. Die Einmischung der republikanischen Staatsregierung war in Rücksicht auf die nahe bevorstehenden städtischen Wahlen in San Francisco erfolgt. Man befürchtete einen Abfall der Arbeiterstimmen von der republikanischen Partei. Die Befürchtung war gerechtfertigt. Es bildete sich, da auch die demokratische Partei sich den Arbeitern unliebsam gemacht hatte, in aller Stille eine lokale Arbeiterpartei, deren Programm mit einigen sozialistischen Forderungen aufgepußt war. Das Ergebnis war, daß die Arbeiter fünf der Ihren in den Stadtrat brachten und die Wahl des Präsidenten des Musikersverbandes zum Bürgermeister durchsetzten. Das Beispiel von San Francisco ist in Hartford im Staat Connecticut und in drei anderen kleineren Industriestädten dieses und des Staates Massachusetts nachgeahmt worden. Während des jüngsten Streiks der Straßenbahnangestellten in San Francisco, Ende April d. J., war ich Augenzeuge der Vorgänge, die alle aufs tiefste erregten. Der Streik endete unter dem ermunternden Zuspruch des Publikums und der Presse mit dem vollständigen Sieg der Streikenden, die sogar von der Kanzel herab gefeiert wurden.

Die große Bedeutung dieses Streiks liegt nach meiner Meinung darin, daß er über die Grenzen San Franciscos und Kaliforniens hinaus weithin unter den organisierten Arbeitern ein lautes Echo gefunden hat und zur Bildung einer großen Arbeiterpartei über das ganze Land führen dürfte. Noch vor zwei Jahren hat sich Präsident Gompers zu einem mir befreundeten, sehr angesehenen Mann dahin geäußert, daß die amerikanischen Arbeiter sich jeder selbständigen politischen Bethätigung enthalten, und daß ein bemerkenswerter Unterschied zwischen der deutschen und amerikanischen Arbeiterschaft darin bestehe, daß die Organisation der Arbeiter in Deutschland eine politisch-wirtschaftliche sei, während die amerikanischen Arbeiter weiter nichts im Auge hätten, als die Wahrung ihrer wirtschaftlichen Interessen. Es ist eine Tatsache, daß bis in die jüngste Zeit die Diskussion politischer Fragen in den amerikanischen Gewerkschaften streng verpönt war.

Als ich mit Herrn Gompers unter dem Eindruck des eben damals ausgebrochenen Kohlenarbeiterstreiks die allgemeine Situation besprach und seine Meinung hierüber wie über die großen Kapital- und Industrieverbände, wie sie n. a. in erster Reihe die Trusts darstellen, erbat, antwortete er mir: „Mit Abraham Lincoln spreche und meine ich: ‚Das Kapital ist die Frucht der Arbeit und könnte nicht bestehen, hätte die Arbeit nicht vorher bestanden. Deswegen verdient die Arbeit die viel höhere Berücksichtigung.‘ Wir wollen das Produkt

der Arbeit sichern. Andererseits ist der Feldzug gegen die Trusts ebenso wirtschaftlich unmodern, wie der gegen die Arbeitervereinigungen. Jede Partei muß sehen, zu ihrem Recht zu kommen. Alles muß auf den praktischen Boden gestellt werden; dabei ist es nur die Konzentration, die Stärke verleiht." Und als ich ihm dann sagte: „Ich kenne die Auffassung, die Sie vor einigen Jahren ausgesprochen haben, und möchte jetzt von Ihnen hören, ob, wie man mir berichtet hat, die ‚American Federation of Labor‘ die Absicht hat, eine eigene politische Partei zu bilden“, entgegnete er: „Ja und nein. Wir sind zur Zeit keine politische Partei. Natürlich wollen wir Gesetze haben, die uns fördern; daher müssen wir durch die Politik und durch die von uns zu erstrebende politische Macht uns Einfluß für unsere gute Sache verschaffen.“

Konzentration steht gegen Konzentration, und der Zusammenprall ist sehr häufig und sehr scharf gewesen. Die Washingtoner Angaben zeigen, daß in den Jahren 1881 bis 1901 die Zahl der Streiks, die Aussperrungen nicht mitgerechnet, in den Vereinigten Staaten 22 793 betragen hat, und daß die hierbei in Betracht kommende Zahl der Fabriken sich auf 117 509 beläuft. Die Arbeiter haben dabei an Löhnen 258 Millionen Dollars eingebüßt, die beteiligten Fabriken ihren Verlust auf 123 Millionen Dollars eingeschätzt.

Es ist nur natürlich, daß solche Streiks mit ihren Lasten den Gedanken auf beiden Seiten haben heranreifen lassen, die vorhandenen Organisationen zu benutzen, nicht um den Frieden herzustellen, nachdem ein langer Streik die schwersten Opfer gefordert hat, sondern um vorher die Störung des Friedens zu verhindern. Die vor etwa zwei Jahren aus der „Civic Federation“ in Chicago hervorgegangene „National Civic Federation“, mit dem Hauptsitz in New York, hat sich dieser Aufgabe gewidmet. Unter dem Patronat der „National Civic Federation“ beziehungsweise ihrer „industriellen Abteilung“ — deren Ziel es ist, sich allmählich zu einem Einigungsamt auszuweiten — kam im Dezember des vorigen Jahres in New York eine Konferenz zu stande, die beschloß, einen permanenten Ausschuß aus Vertretern des „Großkapitalismus“, der „Arbeiterorganisationen“ und der „weiteren Öffentlichkeit“ einzusetzen. Dem Ausschuß wurde aufgegeben, eine Art ständigen Gerichtshofs zu bilden, vor dessen Forum Differenzen zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern auf gutlichem Wege mit der Tendenz ausgeglichen werden sollen, eine möglichst dauernde Verständigung zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Unternehmern und Angestellten anzubahnen und aufrechtzuhalten. „Kapital und Arbeit seien Insaßen des gleichen Hauses, in dem die Wohlfahrt eines jeden von den gegenseitigen Konzessionen an die Rechte und Privilegien des andern abhängt.“ Dem obenerwähnten Ausschuß gehören die hervorragenden Leiter von industriellen Gesellschaften, großen Bahnen und Geschäftsbetrieben an; ferner die Führer der Arbeiterorganisationen auf den wirtschaftlichen Hauptgebieten. Unter den Männern der „weiteren Öffentlichkeit“ befindet sich ein Erzbischof, ein Bischof und der Präsident der Harvard-Universität.

Bis zur Niederschrift dieser Zeilen haben das Einigungsamt und sein permanenter Ausschuß tatsächliche Erfolge nicht erzielt. Zahlreiche Streiks fanden statt, ohne daß deren Ausbruch verhindert werden konnte. Daß die Führer hüben und drüben ab und zu einen Händedruck austauschten, hat sie einander innerlich nicht nähergebracht. Die großen Kapitalsassoziationen sehen eine andere Assoziation mit zielbewußter Hartnäckigkeit sich ausgestalten, und sie wissen, daß die Absichten, die hierbei leitend und bestimmend sind, mit denen der Kapitalsoligarchie zusammenstoßen und das Machtverhältnis verschleichen könnten. Die „neue Partei“, die in den Vereinigten Staaten vorerst nur lokal debütiert hat, wird, so glaubt man, bald in einer für manchen überraschenden Stärke auf dem Plan erscheinen, ohne daß man die wirtschaftliche Tragweite abzumessen in der Lage wäre.

Das ist der äußere Gegner, der die Trusts aus ihrer wirklichen oder scheinbaren Sicherheit aufschrecken könnte. Und der innere Gegner, der vielleicht noch früher gefährlich werden kann, ist der Organismus der Trusts selbst, in dem mannigfache Teile allgemein wirtschaftlicher und be-

sonders finanzieller Natur eingegliedert und eingebaut wuchern, die als gesund oder widerstandsfähig nicht bezeichnet werden dürfen, oder doch ihre Heilung oder Erprobung im Lauf der Zeit erst erweisen müssen.

Nicht das Wesen, aber die Form der Trusts hat im Lauf der Zeit mannigfachen Wandel erfahren. Ursprünglich bezeichnete man mit dem Namen Trust eine Vereinigung von industriellen Gesellschaften, bei der die Beteiligten ihren Besitz an Aktien der Einzelgesellschaften in die Hand von Vertrauensmännern („Trustees“) legten und sich dafür eine entsprechende Summe von Trustzertifikaten an dem Gesamtunternehmen ausstellen ließen. Der Zweck der Vereinigung war immer die thunlichste Verringerung der Produktions-, Verwaltungs- und Vertriebskosten, die Schaffung einer Art Monopol, die mögliche Ausschließung der inländischen Konkurrenz und die selbständige Bestimmung der Preise. Der „Standard Oil Trust“ und der „Zucker Trust“ waren derart aufgebaut. Seitdem die Bildung solcher Art von Trusts allgemein als ungesetzlich erklärt worden war, organisierten sich die Trusts unter dem „Korporationsgesetz“. Und das führte innerhalb des abgelaufenen Dezenniums und hier wieder hauptsächlich innerhalb der letzten vier Jahre zu einem fabelhaften, fast alle Produktionsgebiete umfassenden Anwachsen der neuartigen Trustgebilde. Die Judikatur ist ihnen gegenüber beinahe in allen Staaten der Union die gleiche geblieben: auch diese Trusts seien der „öffentlichen Wohlfahrt entgegen und ungesetzlich“.

In den Vereinigten Staaten streiten zwei Rechtsanschauungen miteinander, die beide eigentlich in der Theorie auf der nämlichen Grundlage beruhen, in der Praxis aber einander fast ausschließen. Jedem Amerikaner gilt es als ein unantastbares Grundrecht, daß die Ausübung von Handel und Gewerbe frei sein müsse. Aus diesem Grundrecht ergibt sich mit gleicher Schlusssicherheit, daß die Gesetzgebung in die Freiheit der gewerblichen Verabredung nicht hemmend eingreifen darf, wie daß die gewerbliche Verabredung unter keinen Umständen befugt ist, den freien Wettbewerb, dessen Fordauer im öffentlichen Interesse liegt, zu beeinträchtigen oder gar aufzuheben. Einerseits haben Gesetzgebung und Judikatur sich bisher bemüht, den Trusts in ihren alten und neuen Formen durch besondere Verbotsgesetze oder durch Gesetzesauslegung den Rechtsboden zu entziehen; und andererseits hat die „Genialität“ der amerikanischen Anwälte es noch allezeit verstanden, die Trusts durch immer wechselnde formale Ausgestaltung und Einkleidung den Fangarmen von Gesetz und Gericht zu entrücken. Hüben und drüben betont man den Grundsatz der „wirtschaftlichen Freiheit“; doch die beiden Parteien haben Entgegengesetztes im Auge, wenn sie von der „Freiheit, die ich meine“ sprechen!

Im übrigen findet sich eine klare und einwandfreie Definition dessen, was unter einem Trust derzeit zu verstehen ist, nirgends, zumal eine Kodifikation in den Vereinigten Staaten nicht besteht. Daher kommt es, daß man vielerlei bunt durcheinanderwirft und unterscheidungslos Syndikate und Kartelle mit Trusts verwechselt, während als Trusts wohl nur solche Organisationen anzusehen sind, die sich innerhalb bestimmter Gewerbezweige oder für bestimmte Gewerbezweige Kapitals und betriebsmäßig vereinigt oder gemeinsamer Leitung unterstellt haben — oft unter gleichzeitiger Kontrolle des Rohmaterials. Wenn ich von dieser Begriffsbegrenzung ausgehe, so komme ich, nach genauen per 1. Juni dieses Jahres abgeschlossenen Feststellungen, zu der Tatsache, daß die in den Vereinigten Staaten zur Zeit arbeitenden Trusts den überwältigenden Nominalbetrag von 6,2 Milliarden Dollars aufweisen, wovon allein 2227,8 Millionen auf die Eisen- und Stahlindustrie, 567 Millionen auf die Metallindustrie, 515,6 Millionen auf die Nahrungsmittelindustrie entfallen. Jener Betrag von 6,2 Milliarden Dollars macht 63 Prozent des gesamten in der amerikanischen Industrie investierten Kapitals aus, das von mir im ersten Abschnitt auf 9874 Millionen angegeben worden ist.

Der neuerlich aufgenommene Feldzug gegen Kartelle und Trusts, hier hauptsächlich auf Grund des föderativen „Zwischenstaatlichen Handelsgesetzes“ gegen die zur reinen Preis-

vereinbarung vereinigten Schlachthausfirmen in Chicago, dort wesentlich gestützt auf das föderative „Shermansche Anti-Trustgesetz“ gegen die neueste Form der Trusts, den „Merger“, wie er sich in der in der „Northern Securities Company“ gebildeten Eisenbahnerwerbungs-gesellschaft darstellt, dürfte wiederum mit einer Niederlage der Angreifer enden. Meine amerikanischen Freunde glauben, der Präsident selbst wolle nur bekunden, daß, so lange einmal Gesetze bestehen, sie auch beobachtet und durchgeführt werden müssen. Erweisen sich die Gesetze der derzeitigen Entwicklung gegenüber als unzulänglich oder schädigend, so muß Besseres an ihre Stelle gesetzt werden: es müssen neue inhaltsreiche Formen gefunden werden; vor allem dürfe das Gesellschaftskapital nur dem greifbaren Besitztum entsprechen, und größtmögliche Oeffentlichkeit sei erforderlich. Dem Präsidenten, der ein begeisterter Bewunderer unserer deutschen Rechtspflege ist, schwebt sicherlich unser heimisches Aktienrecht vor. Aber er ist in erster Reihe Patriot. Er empfindet, daß die Schwäche des amerikanischen weltwirtschaftlichen Wettbewerbs in der finanziellen Konstruktion der großen Kapitalsassoziationen liegt. Selbst auf die Gefahr hin, daß ihm diese Auffassung die Wiederwahl in zwei Jahren gerade in den Kreisen seiner eigenen Partei ungemein erschweren wird, stellt er es sich als eine Art Lebensaufgabe, den ökonomischen Organismus des Volks überall durch feste Fügungen zu stärken; weiß er doch zugleich, daß in breiten Kreisen der politischen und werththätigen Bevölkerung ein starker Antagonismus gegen die Kapitalsassoziationen der Trusts vorhanden ist.

Die Situation ist die: die Amerikaner zahlen die Fabrikate nicht bloß nach den inneren Bedingungen der heimischen Produktion, sondern mit dem vollen Zuschlag des Schutzzolls. Der allgemeine wirtschaftliche Aufschwung ist aber zur Zeit so mächtig, daß der Einzelne an den erhöhten indirekten Lasten keinen Anstoß nimmt, weil die glänzende Gesamtlage auch auf ihn selbst — sei es in Gestalt besserer Löhne, sei es durch guten Geschäftsgang — einwirkt und ihm ermöglicht, Leistungen zu erschwingen, die von ihm unter andern Verhältnissen, bei rückgängiger Konjunktur, als sehr drückend empfunden würden oder vielleicht überhaupt nicht getragen werden könnten.

Hierin, im Aufbau der großen Kapitals- und Industrie-kombinationen und Assoziationen des Landes, liegt einer jener wirtschaftlich nicht gefunden Teile, von denen ich zuvor gesprochen habe. Ungesund um so mehr, als in der finanziellen Grundlage dieses Aufbaus derzeit weite Lücken klaffen.

Die Kapitalisation ist oft unrecht und fiktiv; zumeist stellen die gewöhnlichen Aktien, sehr oft auch die Vorzugsaktien nicht im entferntesten den wahren Wert der eingebrachten Objekte dar.

Daraus und aus dem Umstand, daß die Mehrzahl dieser Werte nur auf die Ertragsfähigkeit bezw. auf den Ertrag gestellt sind, ergiebt sich die große Gefahr für das Publikum, das diese Werte zur Anlage gekauft hat oder kauft. Die Aktien, an und für sich nur zum Teil fundiert, können für die Kapitalisten zu wertlosem Papier werden, wenn die Rente für lange Zeit ausbleibt oder wenn eine Liquidation des Unternehmens eintritt.

Bis jetzt haben die Industriegesellschaften bezw. die Trusts zumeist Dividenden auch auf die Aktien gezahlt. Ob und wie weit die Dividenden wirklich verdient und aus den tatsächlichen Erträgen bezahlt worden sind und bezahlt werden, läßt sich — ganz abgesehen von den als Ausnahme überall vorkommenden beabsichtigten fraudulosen Verschleierungen — von einem Außenstehenden nicht beurteilen oder genau ermitteln. Die Bilanzen werden in den Vereinigten Staaten nicht so aufgestellt wie bei uns. Alles geht ins Große, und man begnügt sich mit allgemeinen Angaben ohne Details.

Die Gründer oder Promotoren haben ihren Aktienbesitz wohl zumeist abgestoßen und in die breiten Kanäle des Publikums geleitet. Oder sie warten, bis die Ertragsfähigkeit eines Jahres den Abstoß ermöglicht. Auf der andern Seite bleiben sie in Finanzsyndikaten für die von ihnen geschaffenen Werte weiterhin thätig, kaufen und verkaufen in Kenntnis der jeweilig ihnen zuerst bekanntwerdenden Vorgänge und beteiligen wohl auch die Gesellschaften selbst an den betreffenden Spekulationen. Ob sich hier immer Gewinn für die Industrie oder auch manchmal Verlust ergiebt, ist undurchsichtig.

Durch die nüchterne Darlegung dieser Verhältnisse, die sich auf in einzelnen Fällen von mir noch besonders festgestellte Thatsachen stützt, deren Aufzählung aber zu weit führen würde, will ich nur zeigen, daß das Wort von den Bäumen, die nicht in den Himmel wachsen, auch hier Geltung hat. In dem finanziellen Fundament der Industrie und der Trusts liegt die Stärke des amerikanischen Gewerbestiebes wahrlich nicht! Und da dies ein sehr wesentliches Moment ist, so hat man denen entgegenzutreten, die, sei es in der Nähe oder in der Ferne, die rechte Maßabschätzung verlieren. Solches Fehlurteil findet sich häufig drüben in „titanischem“ Uebernehmen; bei uns sind es die gelehrtesten Männer vom grünen Tisch, die bereits den Eroberungszug des Amerikanismus durch die ganze Welt als eine Thatsache hinnehmen und sie mit suggestiver Wirkung weithin verkündigen.

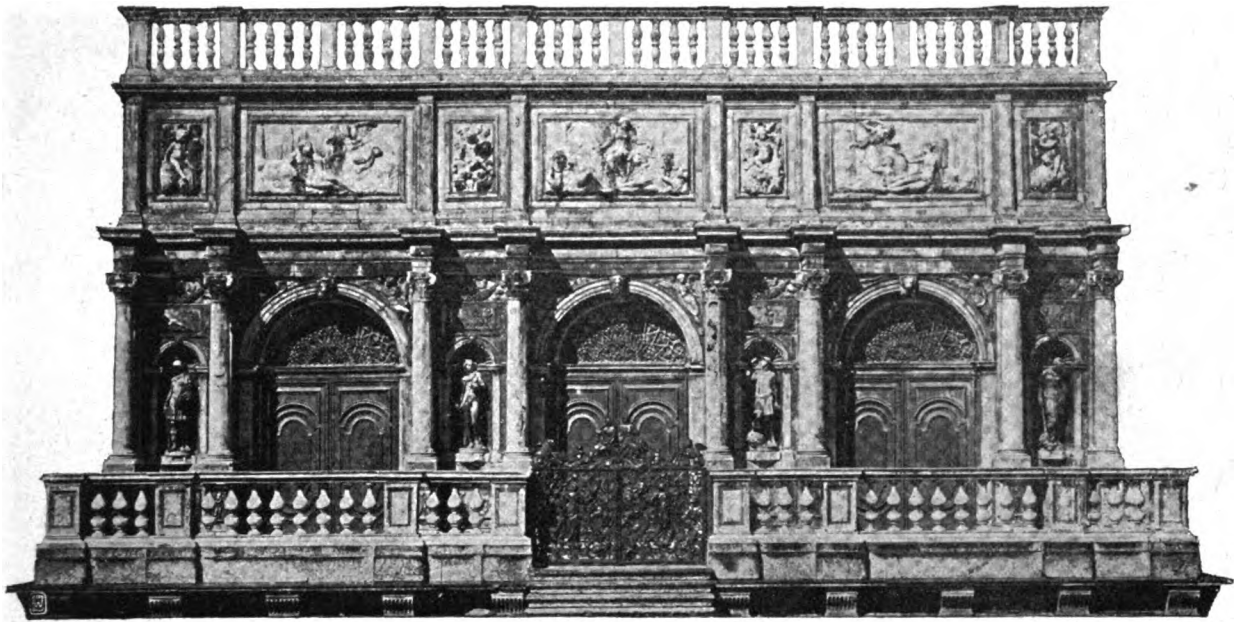
In der Hoffnung auf Verwirklichung eines glücklichen Zukunftsbildes liefern die Bürger der Union, vielleicht zum Teil unbewußt, in den hohen Preisen für ihre Gebrauchsgegenstände zugleich die Mittel zur Unterbietung der fremden Industrien auf fremden Märkten. Doch so empfindlich das Gemüth des Amerikaners auf patriotische Reizungen reagiert — auf die Dauer reagiert sein Geldbeutel noch empfindlicher auf eine zumal sachlich nicht gerechtfertigte dauernde Inanspruchnahme. Einer der hervorragendsten New Yorker Finanziers sagte mir wörtlich: „Das amerikanische Volk ist seiner Natur nach ein Handelsvolk und läßt seine Angelegenheiten nicht von Gefühl und Theorien bestimmen. Der Durchschnittsamerikaner fragt sich immer: was wird es kosten? Wird es sich bezahlen? Was für einen Vorteil werde ich daraus ziehen?“

Daher ist der Plan einer wirtschaftlichen Weltunterjochung durch die Vereinigten Staaten, wie er zum Schaden des heimischen Verbrauchers u. a. mit einem dauernden und wohlfeilen Abwerfen obdachloser Inlandsproduktion auf die Weltmärkte in unmittelbarem Zusammenhang stehen würde — so groß und mächtig der derzeitige Entwicklungsstand des Wirtschaftslebens der Union ist — mehr kühn als ausführbar, und er bliebe das, selbst wenn die Kraft drüben noch weit größer wäre, als sie wirklich ist. Es liegt, von allem sonstigen abgesehen, die bare Unmöglichkeit vor. Wohl kann ein Staat die andern durch Gewaltmittel und sonstige Maßnahmen ökonomisch schädigen. Doch auf die Länge der Zeit hat auch die Nation, von der die Schädigung ausgeht, hiervon keinen Nutzen, sondern Nachteil. Dauernd läßt sich ein Güter-austausch nur dann erhalten, wenn alle Teile daraus Nutzen ziehen, was eine relative und zeitweilige Ueberflügelung des einen durch den andern nicht ausschließt. Wenn irgendwo ein Land dem andern Ware unter dem Marktwert oder gar unter dem Gesteuerungswert überläßt — aus welchem Grund immer es geschehen mag — macht es ihm ein Geschenk oder zahlt ihm einen Tribut. Daß aber andauernde Geschenke oder Tributzahlungen den damit Bedachten wirtschaftlich zurückbrächten, kann sinnigerweise nicht behauptet werden.

Es wird eine Zeit kommen, in der man sich in den Vereinigten Staaten sagen wird, daß es doch eine besonders unwillkommene Kehrseite darstelle, wenn der Amerikaner seinen Bedarf überteuert bezahlen müsse, damit ihn das wirtschaftlich zu unterjochende Ausland billiger, sogar unter dem Gesteuerungspreis, erhalte. Daher glaube ich, daß der amerikanische Konsument allmählich immer mehr zu solchen Betrachtungen gelangen muß. Und weil dies der Fall sein wird, so meine ich auch, daß die Produzenten selbst, in fühlbarer Abwägung, zumal wenn sie erst Verlustjahre durchgemacht haben werden — die doch unausbleiblich sind, unbeschadet der „unbegrenzten Möglichkeiten“ im eigenen Land — sich der Erkenntnis nähern werden: daß sich ein stetiger und gesunder Außenhandel, dessen die immer mehr anwachsende Industrieerzeugung dringend bedarf, nur auf dem Boden langfristiger Tarif-beziehungsweise Handelsverträge erhalten und fortentwickeln läßt unter Beseitigung eines ungeheuerlichen prohibitiven Hochschutzzollsystems, das nicht der Gesamtheit des Volks, sondern auf die Dauer nur einem Teil und hier wieder nur übermächtigen Interessengruppen Nutzen bringt.

(Ein Schlußartikel folgt.)

§



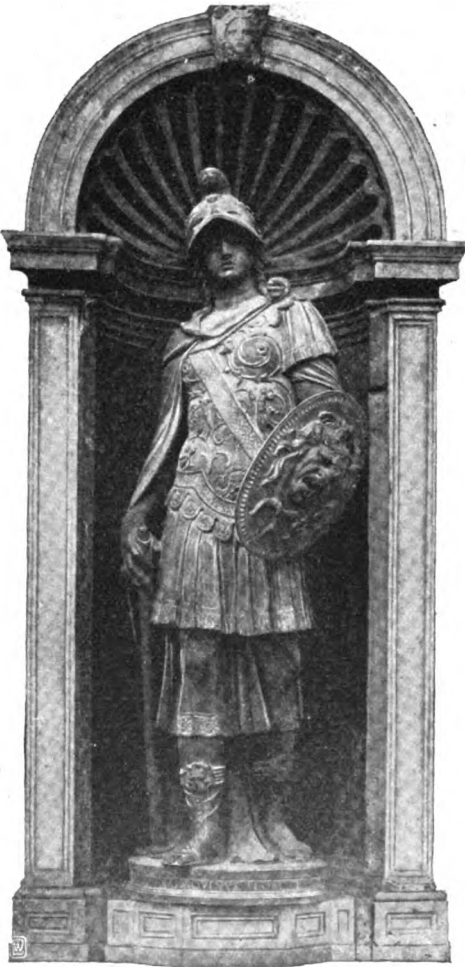
Die Loggetta Sanfovinos in Venedig, die durch den Einsturz des Glockenturms zerstört wurde.

Ein zerstörtes Kunstjuwel.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Sommer u. Sohn und Obétiacar.

In seinem Fall hat der Markusturm die Loggetta begraben. Sie stand vertrauensvoll zu den Füßen des geradlinigen Riesen und vermittelte wie ein freundliches Kind zwischen dem alten Herrn und den beweglicheren und fröhlicheren architektonischen Geschöpfen, die den Markusplatz umschließen. Dafür hat sie jetzt der Alte mit in einen frühzeitigen Tod gerissen. Ihrer Vorgängerin erging es nicht besser; damals aber, im Jahr 1489, fuhr nur der Gipfel des Turms, vom Blitz getroffen, herab und zerschmetterte die Loggia, an deren Stelle 50 Jahre später Jacopo Sansovino seinen Bau errichtete. Dieser hat jetzt, wie es scheint, selbst indirekt zu seinem Ende mit beigetragen, da Maßnahmen in seinem Interesse zur Abhaltung des Regenwassers die Haltbarkeit des Turms geschädigt zu haben scheinen. Den Turm wird man wieder aufbauen können, in alter Form mit neuem Material. Ob dies aber bei der Loggia der Fall ist, wird davon abhängen, ob man unter dem Schutt die alten Skulpturen und die architektonischen Zierstücke in genügender Erhaltung auffinden wird, denn diese lassen sich nicht zum zweitenmal, auch nach Photographien nicht, ins Leben rufen, wenn sich auch die bloßen Verhältnisse des Bauwerks rekonstruieren lassen. Gerade die Verhältnisse dieses kleinen Bauwerks sind aber wohl nicht das Beste daran. Zwar finden sich auch hierfür viele

Bewunderer, aber den meisten wird doch immer der obere Teil, die Attika mit der Balustrade, zu hoch erscheinen im Verhältnis zu den Arkaden darunter. Das wirklich imponierende war die reiche und doch nicht überladene Ausgestaltung als Dekorationsstück. Die frei vortretenden Säulen mit ihren Durchblicken, der beständige Wechsel zwischen reinen Architekturgliedern und Skulpturen in Nischen und Zwickeln, Sockeln und Attika, die Verschiedenheit von Farbe und Material, weißem und rötlichem Marmor, Stein und grünlich patinierter Bronze — alles das waren Dinge, die den malerischen Charakter des Werks stark betonten.



Bronzestatue der Pallas von Sansovino.

Und hätte man dem Reichtum dieses Ganzen seine Bewunderung gezollt, so begann man, die Einzelheiten in der Skulptur zu betrachten. In dem oberen Fries wechselten größere und kleinere Reliefs, in der Mitte thronte eine Venezia mit der Wage der Gerechtigkeit, die Wassergottheiten zu ihren Füßen, links lagerte Jupiter mit seinem Adler als Herrscher von Kandia und rechts ihm entsprechend Venus, die Göttin von Cypern, und in den Zwischenfeldern saßen kleine Putten mit den Symbolen venetianischer Macht zu Lande und zu Wasser. Darunter standen in vier Nischen die bronzenen Hauptfiguren von der Hand Sansovinos mit Reliefs an ihren Sockeln. Es waren Pallas Athene, Apoll, Merkur und die



Statue der Friedensgöttin.

Friedensgöttin. Was bedeuteten sie für Venedig? Es ist uns das Exposé des Künstlers selbst überliefert worden, das er über seine Figuren vorlegte, und es ist daher am besten, ihn selbst zu Wort kommen zu lassen. Er sagte folgendes: „Die Stadt Venedig übertrifft an Zeitdauer alle Republiken infolge ihrer wunderbaren Regierung und ihrer konservativen Gesinnung. Diese Erhaltung kann aus keiner andern Ursache hervorgegangen sein, als aus einer sehr hohen Weisheit ihrer Senatoren. — Da nun die Alten die Pallas für die Weisheit darstellten, habe

ich gewollt, daß hier die Figur einer bewaffneten Pallas angebracht werde, und zwar in thatbereiter und lebendiger Stellung. Und weil alle klug ausgedachten und disponierten Dinge auch mit Beredsamkeit vorgebracht werden müssen . . ., habe ich den Merkur darstellen wollen als bezeichnend für die Pflege der Beredsamkeit . . . Die letzte Statue aber ist der Friede, jener Friede, den diese Republik so sehr liebt, durch den sie zu solcher Größe herangewachsen ist und der sie zur Metropole von ganz Italien macht, zu Lande und zu Wasser, jener Friede, den unser Herr dem Beschützer Venedigs, dem Heiligen Markus, gab, als er zu ihm sagte: „Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist.“

Eingedenk dieses Programms verfolgen wir nun die Reihe der Statuen. Pallas in fast männlicher Kleidung mit Panzer und Helm, Lanze und dem medusengeschmückten Schild steht einfach herausfordernd da, dann folgt Apollo, dann Merkur, der den erhobenen Blick zur Seite wendet und die Rechte wie in belehrender Rede emporhält. Ein nach vorn zugespitzter Flügelhut bedeckt seinen Kopf, der kurze, gegürtete Rock läßt die Knie

frei, und so tritt das Motiv des erhobenen, auf das Argushaupt gestützten Beins deutlich hervor. Die Friedensgöttin endlich zeigt nicht die Freude, die man von ihr nach der Erklärung des Künstlers erwartet, der Kopf ist trübselig geneigt, die Bewegungen der Arme schlaff, und wir glauben eher einen Todesgenius zu sehen, der die Lebensfackel auslöscht, als die Pag mit der Kriegsfackel. Damit aber treffen wir die Schwäche dieser Gestalten. Wie hier die Neigung des Kopfes, das starke Einknicken des Knies, das Ausbiegen der Hüfte und der

Handgelenke nur Motive sind, die in der Bewegung der Figur möglichst viele Gegenätze hervorrufen sollen, so dienen auch die hochgezogenen Schultern beim Merkur und noch mehr beim Apoll, die starken Drehungen, der übertriebene Unterschied zwischen Stand- und Spielbein diesem selben Zweck, ohne daß sie in Handlung und Charakter der Figur wirklich begründet sind. Sie bekommen dadurch etwas Künstliches, Posierendes.

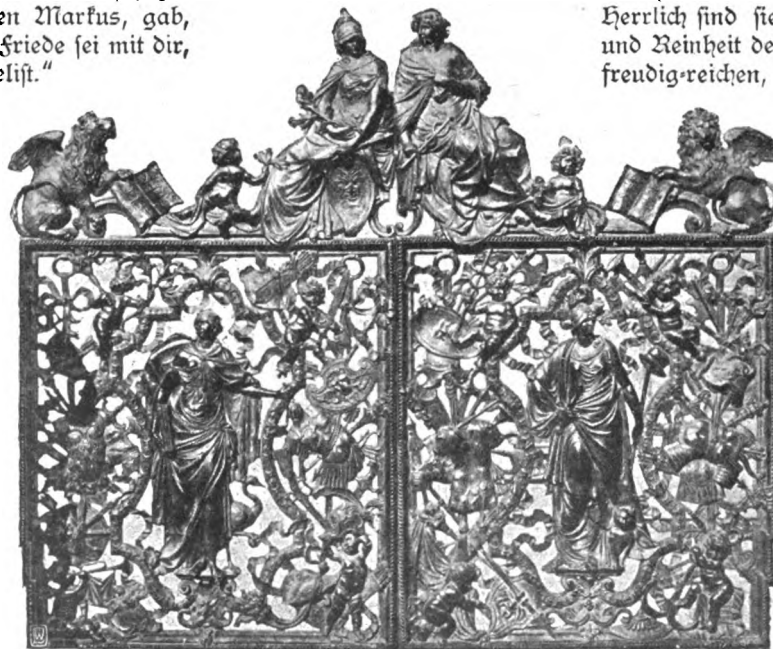
Ganz auf dekoratives Gebiet geraten wir, wenn wir die herrlichen Bronzestatterthüren betrachten, die die Balustrade vor der Loggia schlossen. Herrlich sind sie wegen der Zierlichkeit und Reinheit der Arbeit und wegen der freudig-reichen, eleganten Formenfülle,

nicht wegen der hineingefassten allegorischen Frauengestalten in Proportionen von 10 bis 11 Kopflängen. Mit Sansovino haben diese Gitter nichts zu thun, sie sind erst 200 Jahre später entstanden. Auch von diesem Gitter aber löst uns aus den Büchern, die die geflügelten Löwen halten, zweimal der gleiche Gruß entgegen, mit dem Sansovino die Erklärung seiner Statuenreihe schloß: „Friede sei mit dir, Markus, mein Evangelist.“

u. G.



Bronzestatue des Merkur.



Bronzene Gitterthür vor der Loggetta.



Präsident Sam an der Spitze haitianischer Soldaten.

Ein Negerstaat in Aufruhr.

Hierzu 13 photographische Aufnahmen.

Der Negerstaat Haiti wird augenblicklich wieder einmal von inneren Unruhen zerrissen. Es sind dort die Wahlen zum Parlament im Gange, und da es die Aufgabe des letzteren ist, einen neuen Präsidenten der Republik zu wählen, so schlagen und schießen sich die Patrioten allerorten und Enden. In vielen Ortschaften konnte wegen der Auhestörungen und des Blutvergießens überhaupt keine Wahl vorgenommen werden, und in Port au Prince machten die Gegner des gewählten Deputierten einen Angriff auf das Arsenal, der aber blutig abgeschlagen wurde. Der bisherige Präsident aber Tirésias Augustin Simon Sam, befindet sich auf der Reise nach Paris. Seinem Beispiel ist die Mehrzahl seiner bisherigen Minister gefolgt und hat sich außer Landes begeben. Boisrond Canal, Präsident der Republik von 1870/79, fungiert vorläufig als provisorisches Oberhaupt des Landes und führt die Regierung mit Hilfe eines aus elf Personen bestehenden Sicherheitsausschusses. Der Rücktritt und die flucht Sams aber sind unter Vorgängen erfolgt die für haitianische Verhältnisse bezeichnend sind. Sam, der vor seiner Präsidentschaft Kriegsminister war,



H. Firmín, früherer Minister u. Gesandter in Paris.

wurde am 1. April 1896 von den Kammern in friedlicher Weise zum Präsidenten von Haiti erwählt, verfehentlich bis zum 15. Mai 1903, während von Rechts wegen sein Amtstermin am 15. Mai dieses Jahres abgelaufen wäre. Aber aus Rücksicht auf seine große



T. H. S. Sam, bisher Präsident von Haiti.

und einflußreiche Familie, auf seine Freunde und Berater, die sich alle an der öffentlichen Krippe nähren wollten, ließ er sich bewegen, sich über die Verfassung hinwegzusetzen. Seine Regierung brachte dem Lande keinen Nutzen und Segen und war teuer, das Defizit stieg währenddem auf über 40 Millionen frank — keine Kleinigkeit für eine Bevölkerung von nur zwei Millionen. Dabei bezog Sam ein Gehalt von 24 000 Dollars in Gold und wußte außerdem seinen Vorteil so wahrzunehmen,

daß er sich jetzt mit einem Vermögen von vier Millionen — nach einer andern Lesart gar zwölf Millionen — ins Privatleben zurückziehen kann. Seine Günstlinge, in erster Linie die Generale ohne Soldaten, hatten freie Hand. Wer sich nicht fügte, wer sich unbequem machte, wurde verfolgt, mußte flüchten, wurde verbannt oder



T. Auguste,
Minister des Innern unter Sam.

einen guten Appetit und ist ein vorzüglicher Reiter. Als es bekannt wurde, daß er beschloffen habe, dem Land noch ein Jahr den Segen seiner Regierung zu

schenken, brach der Sturm los. Allenthalben regten und rührten sich die Unzufriedenen, und einer der Aspiranten auf die Präsidentschaft, Antenor Firmin (Portr. S. 1451), der Verfechter der schwarzen Rasse und ihrer Zukunft, erhob die Fahne des Aufruhrs. Firmin ist ein ehrlicher, geistreicher und gebildeter Mann, früher Minister und Gesandter in Paris, selbstbewußt und eigensinnig und von unermischtem Negerblut. Aber Firmins Rebellion würde Sam nicht

zum Rücktritt vermocht haben, wenn nicht die unangenehme Geschichte mit dem Franzosen Gabriel vorgefallen wäre. Dieser war durch Leute der Regierung in brutalster Weise ermordet worden. Niemand wollte



P. Faïne,
Finanzminister unter Sam.

eingekerkert, und manchmal „starb“ man auch im Gefängnis.

Sam selbst ist ein großer, schwerfälliger Neger, über sechzig Jahre alt, dem nichts heilig ist. Politisch war er bedeutungslos, ganz von seinen Ministern abhängig. Er besitzt aber ein gutes Gedächtnis, etwas Humor und Witz,

seine Verwandten und seine Minister vorher davon in Kenntnis zu setzen, sagte Sam den Entschluß, die Regierung niederzulegen. Eines schönen Morgens — es war der 10. Mai — zog eine Abteilung Soldaten mit Trommelwirbel durch die Straßen, und ein Offizier las dem erstaunten Volk die

Botschaft vor: der Präsident wird am 15. Mai gehen! Jetzt galt es, Hals über Kopf einen neuen Präsidenten zu wählen. Am Morgen des 12. Mai trat



Haitianisches Militär.

die Assemblée Nationale im Parlamentsgebäude zu sammeln, um die Wahl vorzunehmen. Hoch zu Ross erschienen Präsident Sam an der Spitze seiner Krieger (Abbildung S. 1451), umgeben von seinen Ministern und andern Großwürdenträgern. Auf dem Hof des Kammergebäudes wimmelte es von Soldaten, die einige ehrwürdige Kanonen und Mitrailleusen von 1870 mitgeschleppt hatten. Sam hatte seiner Zeit mit Frankreich einen

sehr günstigen Handelsvertrag — günstig für Frankreich nämlich — abgeschlossen und dafür das schöne Kreuz der Kommandeure der Ehrenlegion und jene Pfefferbüchsen als Trinkgeld erhalten. In der Kammer sah man wichtige Mienen, lange Gehröcke und hohe Zylinderhüte. Sam hatte den Senatoren und Deputierten erst den bisherigen „Administrateur des Finances“ Maxime Montplaisir und dann seinen Kriegsminister Vilbrun Guillaume (Porträt oben) vorgeschlagen. Aber beide Körperschaften lehnten deren Wahl einstimmig ab, da



V. Guillaume,
Kriegsminister unter Sam.



B. St. Victor,
Minister des Auswärtigen.



C. Leconte,
Minister der öffentlichen Arbeiten.

man keine Kreatur Sams zum Präsidenten haben wollte. Außerdem aber hatte ein früherer Ackerbauminister Cincinnati Leconte (Portr. nebenst.), ein unternehmender, fortschrittlicher und fremdenfreundlicher guter Geschäftsmann, von seinem Reichtum, wie allgemein behauptet wurde, klugen Gebrauch ge-

Korps, dem Vertreter der Vereinigten Staaten, und bat um Geleit vom Palast durch die Stadt nach dem Hafen, wo gerade ein französischer Postdampfer vor Anker lag, um sich nach Frankreich einzuschiffen. Nachdem der frühere Präsident Boisrond Canal, der die provisorische Regierung übernom-



S. M. Pierre,
früherer Kriegsminister.

macht und die Mehrheit der Kammern gekauft. Seine Wahl schien gesichert. Schon war er von einigen Rednern in Vorschlag gebracht worden: da lauter Tumult draußen, Schüsse krachten, einige Kugeln schlugen in den Sitzungssaal, und in wilder Aufregung stob die Versammlung auseinander. Die Revolutionäre, die keinen von dem jetzigen, unter dem Druck der bisherigen Regierung gewählten Kammern eingesetzten Präsidenten haben wollten, hatten sich erhoben und die Sitzung der Kammern gesprengt. Bis zum Spätmittag währte die Knallerei in den Straßen zwischen den Soldaten und den Revolutionären. Viel Schaden wurde nicht angerichtet. Auf beiden Seiten gab es etwa zwanzig Tote und Verwundete. Aber die Revolutionäre hatten ihren Zweck erreicht. Die Wahl des neuen Präsidenten war vereitelt.



Die Eröffnung der Kammern.

men, Sams freies Geleit versprochen und für dessen Sicherheit Garantie geleistet hatte, fuhren der amerikanische, deutsche und französische Vertreter nach dem Palast, holten Sams und dessen Frau ab und brachten sie unter dem Geleit der Palastgarde an Bord des Dampfers. Unter amerikanischem und französischem Schutz haben sich dann auch der frühere Minister des Aeußern Brutus St. Viktor, Polizeiminister Tancrede Auguste, Kriegsminister Guillaume und Finanzminister P. Saine geflüchtet, Leconte hat das Land verlassen und nur der Justizminister Gédéon hat von all den Ministern Sams den Mut ge-

habt, in Port au Prince auf Haiti zu bleiben.

Ein paar Tage nach der Flucht Sams gründete man, um doch eine verantwortliche Behörde zu haben, „le Comité de Salut Public“, mit Ablegern in allen

größeren Ortschaften, und diese sandten Delegierte nach der Hauptstadt zur Wahl einer provisorischen Regierung. Hier und dort kam es bei der Wahl der Delegierten zu etwas Blutvergießen, aber im allgemeinen verliefen die Wahlen ruhig, die Delegierten kamen zusammen und setzten die provisorische Regierung



G. Gédéon,
Justizminister unter Sams.

Präsident Sams hatte sich in den Regierungspalast zurückgezogen, unter dem Schutz seiner zuverlässigen, ihm treuergebenen Leibgarde, und die Minister und andere persönliche Racheakte fürchtenden Personen hatten sich in die Konsulate geflüchtet. Am nächsten Morgen kam der Präsident zum Doyen des diplomatischen



C. Fouchard,
früherer Finanzminister.

ein. Diese soll jetzt dafür sorgen, daß die Wahlen für die Kammern, die dann den neuen Präsidenten zu erwählen haben, frei von aller Beeinflussung vor sich gehen. Das aber ist eine unmögliche Aufgabe, denn die Bewerber um die Präsidentschaft haben nicht umsonst im Exil geschmachtet und große Summen für ihre Anhänger ausgegeben, um jetzt ohne Kampf auf das Ziel ihres Ehrgeizes zu verzichten. Kandidaten sind außer dem bereits erwähnten Anténor Firmin der frühere Finanzminister Kalisthenes Fouchard und der frühere Kriegsminister und Senator Sénèque Pierre. Fouchard, ein sehr heller Mulatte, ist ein vielerfahrener Mann, ein Kosmopolit, der manche trübe Erfahrungen im Gefängnis und in der Verbannung gemacht hat. Er wird besonders vom Süden des Landes unterstützt und gilt für fremdenfreundlich. Man erwartet von ihm, daß er den Wohlstand des Landes durch Heranziehen fremder Kapitalisten zu heben suchen wird. Pierre ist der Kandidat des Mittelstandes. Er ist Grundbesitzer

und Industrieller und besitzt große Zuckerplantagen und Rumbremereien. Sein Programm ist: Hebung des Landes durch Förderung der Industrie und des Ackerbaus.

Der Abschiedsgruß, den Sam von Bord des Dampfers aus seinem Vaterland zurief, waren die Worte: „Ich bin der letzte Präsident von Haiti!“ Mit andern Worten: nach mir der Bürgerkrieg und Anarchie, Einschreiten fremder Mächte, denen Annexionen u. s. w. folgen werden, Annexion durch die großmächtige nordamerikanische Republik, der die zwischen Kuba und Portorico gelegene Insel zur Abrundung ihres westindischen Besitzes sehr gut passen würde. Ob Sam recht haben wird? Wer kann es wissen? Was dem so schönen, so fruchtbaren, so reichen Land not thut, ist ein Präsident von klarem Kopf, weitem Blick, Ehrlichkeit und — einer eisernen Hand. Mit einem solchen Mann an der Spitze kann das gesegnete Land in Zukunft noch zu hoher Blüte gelangen, trotz seiner schwarzen Bevölkerung. s. e. w.

Kinder und Affen.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von Ph. und E. Kint, Zürich.

Die schlimmen Zeiten, da man jeden Schimpanse und Orang bereitwillig als seinen Urgroßvater anerkannte, sind glücklicherweise heute vorüber. Aber wie die Kundigen der Gegenwart über die Sache denken, das ist doch außerhalb der Fachkreise anscheinend noch recht wenig bekannt, wenn man nach den Äußerungen urteilen darf, die man oft in Zoologischen Gärten zu hören bekommt.

Die Zusammenstellung von Menschenkind und Affenkind ruft ins Gedächtnis zurück, was in jeder Naturgeschichte längst mit andern Worten zu lesen steht: daß nämlich der junge Affe am menschenähnlichsten ist, mit zunehmendem Alter aber immer „tierischer“ wird. Namentlich Schädel und Gesichtsausdruck verändern sich bedeutend; der Hirnteil tritt immer mehr zurück, der Kieferteil immer mehr vor.

Wie ist das zu verstehen? Es wird vielleicht verständlicher, wenn man an das Dunenkleid junger Fasanen und Enten erinnert, in dem nur geübte Kenner die verschiedenen Arten unterscheiden können, an die gemeinsame Färbung der meisten Hirschkälber, die übereinstimmenden Karvenformen vieler Insekten und Krebstiere und andere ähnliche Thatsachen, auch aus dem Pflanzenreich. Naturgeschichtlich Verwandtes kommt eben mehr oder weniger ähnlich zur Welt und entfernt sich dann im Verlauf seiner Entwicklung mehr oder weniger weit voneinander.

Das bedeutet aber noch gar nichts für die Abstammung der einen Form von der andern. Im Gegenteil! Abgesehen von der rasch vor sich gehenden künstlichen Haustier- und Pflanzenzüchtung ist es von vornherein unwahrscheinlich, daß eine jetzt noch lebende Form die Stammform einer andern jetzt schon lebenden sein wird. Vielmehr werden die Tiere und Pflanzen der geologischen Gegenwart, der jetzigen Entwicklungsperiode unserer Erdoberfläche im allgemeinen von solchen abstammen, die früheren, vergangenen Erdperioden angehörten und jetzt nicht mehr existieren. Die heutigen Affengeschlechter sind aber geologisch nicht älter als wir. Wie ist dann unser Verwandtschaftsverhältnis zu ihnen aufzufassen?

Es mag hier eingeschaltet werden, daß es sich für die Naturforschung zunächst nur um den menschlichen Körper handelt und nicht um die unsterbliche Seele. Wenn man in die durch die verschiedenen Gesteinsschichten mit ihren tierischen und pflanzlichen Verfeinerungen vor uns aufgeschlagene Geschichte der Erdrinde hineinsieht, so drängt alles auf die Annahme einer allmählichen Entstehung, Veränderung und

Dervollkommnung hin, und in die Kette dieser Gedanken und Untersuchungen muß unbedingt als letztes Glied auch die körperliche, die geologische und paläontologische Seite des Menschen einbezogen werden.

Der Mensch ist, naturgeschichtlich betrachtet, der nächste und ein sehr naher Verwandter des Affen, namentlich der deshalb so genannten Menschenaffen: Schimpanse, Gorilla, Orang-Utan und Gibbon. Aber nicht so, daß diese die niedere, er die höhere Stufe sozusagen desselben Bildungsprinzips darstellten! Ganz im Gegenteil! Der Affe ist in vielen Beziehungen weiter gebildet, viel einseitiger an ein bestimmtes Baumleben angepaßt als der Mensch. Die gekrümmte Vorderhand des Affen ist mit ihren vier Fingern zwar ein ausgezeichneter Kletterhaken, als Ganzes aber vermöge des schwachen, zurückgerückten, nur noch mangelhaft entgegengesetzten Daumens nicht entfernt das feine, vielseitige Greifwerkzeug, wie unsere Hand. Aus der Affenhand kann niemals mehr eine Menschenhand werden, und diese letztere verdankt ihren unschätzbaren Vorzug der Vielseitigkeit eben dem Umstand, daß sie auf einer primitiveren, ursprünglicheren Entwicklungsstufe des Endstücks der Vordergliedmaßen verharrt hat, wie wir es schon bei den kletternden Beuteltieren finden. Diese Thatsache betonte neuerdings nach Gebühr der Heidelberger Anatom Klaatsch, der auf den jüngsten Anthropologenversammlungen viel von sich reden gemacht hat.

Nur ein Organ hat der Mensch weiter und immer weiter gebildet bis zu fast übermäßiger Dervollkommnung und Verfeinerung, d. i. das Gehirn- und Nervensystem. Der Mensch ist so recht eigentlich das Gehirntier: vermöge dieses übermächtigen Organs, dem als ausführende Kraft noch der in mancher Beziehung primitive, gerade deshalb aber nach Bau und Leistung so vielseitige Menschenkörper zur Verfügung steht, beherrscht er jetzt alle übrigen Lebewesen, modelt er immer mehr die ganze Erdrinde nach seinem Belieben.

Menschenkind und Affenkind: sie stehen und sitzen auf unsern ergötlichen Bildern so artig und einträchtig beisammen, und sie sind einander in vieler Beziehung so ähnlich. Denke jeder nur an die nach innen gemendeten Fußböhlen und an die bewegliche Großzehe seines Erstgeborenen, wenn er aus den Windeln gewickelt wurde! Und doch, wie verschieden ist beider Stammesherkunft oder Stammeszukunft! Der Affe wird nichts anderes mehr. Was der Mensch noch wird — wer will es sagen?

3.



1. Nach dem Diner. 2. Profit! 3. Beim Examen. 4. Nach der Schule.
Kinder und Affen.

Von unsern Taschenuhren.

Hierzu 7 Abbildungen.

Welch ein Wunderwerk ist doch das kleine Instrument, das den Menschen jahraus, jahrein begleitet und zu jeder Stunde des Tags und der Nacht, in Frost und Hitze, in Regen und Wind die Zeit angiebt. Mit der Erfindung der Taschenuhr hat der Mensch ohne Zweifel einen der größten Triumphe seiner Schöpferkraft gefeiert. Genügen ihm doch ein wenig Messing und Stahl, um einen Mechanismus herzustellen, der fast wie

und die man im Gegensatz zu Gewichtuhren jederzeit bei sich führen konnte. Die Taschenuhren aus jener frühesten Periode waren noch sehr primitiv. Das Uhrwerk selbst war ganz aus Eisen gearbeitet, die Räder und Hemmungsteile sowohl wie auch die Platten (Platinen). Sie konnten natürlich in Bezug auf Genauigkeit keinen Vergleich mit den heutigen Taschenuhren aushalten. Erst in Jahr-



1. Eine der frühesten tragbaren Uhren.



2. Uhr aus der Zeit um 1600.

bendiges anmutet, der mit staunenerregender Genauigkeit die Unterabschnitte des Tages, die Stunden, Minuten und Sekunden mißt. Interessant ist es, den Entwicklungsgang der Zeitmesskunst zu verfolgen. In den frühesten Zeiten waren es Sonnenuhren, die man zur Messung der Zeit verwendete. Sie basierten darauf, daß man den Schatten freistehender Körper nach dessen Länge oder Richtung zum Bestimmen der Tagesstunde verwertete. Ihnen folgten Wasser- und Sanduhren. Gefäße, die durch eine kleine Öffnung ihren Inhalt ziemlich gleichmäßig ablaufen ließen und mit einer Gradeinteilung versehen waren. Die Wasser- und Sanduhren, die lange als Zeitmesser dienten, wurden ums Jahr 1000 durch die mechanischen Räderuhren abgelöst, bei denen mehr oder minder schwere Gewichte als Triebkraft dienten und ein sogenanntes Hemmwerk



3. Taschenuhr in Form eines Kreuzes.



4. Taschenuhr aus der Zeit um 1600.

(Hemmung) das gleichmäßige Abläufen des Uhrwerks und dadurch die Angabe der Zeit ermöglichte. Etwa fünfshundert Jahre lang kannte man von mechanischen Räderuhren nur diese eine Art. Da kam um das Jahr 1500 ein Nürnberger Schlosser, mit Namen Peter Henlein (Hele), auf den Gedanken, die eiserne spiralförmige Feder, die er wohlvielhundertmal in Türschlösser eingesetzt hatte, als Triebkraft für Uhren zu verwenden und auf diese Weise eine Uhr herzustellen, die in jeder Lage ging

hundertelanger Dervollkommnung sind unsere Uhren zu dem herangereift, was sie heute sind, zu einem Muster an technischer Genauigkeit und Präzision. Wenn man ein richtiges Bild gewinnen will von den Wandlungen, denen die Taschenuhr im Lauf der Jahrhunderte unterworfen war, muß man eine der großen Uhrensammlungen besichtigen, die wir in Museen und bei manchen Kunstliebhabern antreffen. Eine der ersten, sowohl in Bezug auf ihre chronologische Zusammensetzung wie auch in Bezug auf den Kunstwert der einzelnen Stücke, dürfte die in den weitesten Kreisen bekannte Sammlung Marfels (Berlin) sein. Sie giebt ein anschauliches Bild von den verschiedenen Phasen, die die Uhrmacherei durchlaufen hat, und vor allen Dingen von dem unerreichten Stand der dekorativen Kunst vergangener Jahrhunderte. Abbildung 1 veranschaulicht eine der frühesten bekannten tragbaren Uhren. Sie ist zylindrisch gebaut und mit herrlichen Gravierungen versehen. Wie alle Uhren aus dem 16. Jahrhundert besitzt sie nur einen Zeiger, denn sie zeigt nur die Stunden. Auf dem Zifferblatt gewahrt man zwölf Greifknöpfchen, von denen dasjenige über der Zahl 12 eine kleine Spitze besitzt. Sie dienten dazu, um des Nachts die Zeit abzufühlen, denn das Lichtanzünden war zu jener Zeit, da noch keine Zündhölzer existierten, eine recht umständliche Arbeit. Abbildungen 2 und 4 zeigen einige Uhren aus der Zeit um 1600, wahre Kunstwerke in Bezug auf die Dekoration ihrer Gehäuse. Im 16. und 17. Jahrhundert wurden von hohen geistlichen Würdenträgern häufig Taschenuhren in Form eines Kreuzes benutzt; in Abb. 3 erblicken wir ein hervorragendes Exemplar dieser Art in durchbrochenem silbernem Gehäuse. Von keinem Geringeren als Kaiser Karl V. ist die reizende goldene Uhr



5. Kleine goldene Uhr Kaiser Karls V.

erhalten geblieben, die wir in der Abb. 5 wiedergeben. Sie besitzt die Form eines Prismas und ist mit entzückenden Emailmalereien, Gravierungen und Ziselierungen versehen. Gegen das Jahr 1650 erscheint in der Dekoration der Uhrgehäuse das eigentliche Maleremail auf dem Plan. Die goldemaillierte Uhr in Abb. 6 giebt ein vorzügliches Beispiel von jener Kunstweise. In dem Maß, wie die Uhrwerke sich vervollkommneten, wird auch das Material der Gehäuse immer kostbarer. Waren die ersten Taschenuhrwerke noch in einfache Bronzegehäuse gekleidet, so sind die späteren Uhrwerke in Silber und Gold gebettet und bald auch Juwelier und Edelsteinschneider mit der Dekoration der Uhrgehäuse beschäftigt. Bei einzelnen Uhren bilden die verwendeten Diamanten, Rubinen und Smaragde kleine Blumenstränke, mit Bändern umwunden. Eine kostbare Arbeit stellt eine Rokokouhr vor, die ein Gehäuse aus gelbem Jaspis besitzt, in der Edelsteine eingesetzt sind (Abb. 7).



6. Goldemaillierte Uhr (1650).

Schwierigkeiten, die ihr fast ihnen bot, spielend zu überwinden, zeigen die uns in der erwähnten Sammlung erhaltenen Kuriositäten wie Taschenuhren, die in allen

ihren Teilen aus Holz gefertigt sind, andere, gänzlich aus Elfenbein hergestellt, noch andere, die vollständig in Perlmutter ausgeführt sind. Auch die zahlreichen Taschenuhren mit Musikwerken und beweglichen Spielereien, sowie die Uhren in allen möglichen bizarren Formen gehören hierher, so z. B. eine goldene emaillierte Uhr, auf deren Zifferblatt ein entzückendes Vögelchen erscheint, mit den Flügeln schlägt, sich hin und her dreht, den Schnabel bewegt und ein lustiges Liedchen zwitschert. So die vielen kostbaren goldenen Uhren in Gestalt von Fingerringen, Culpfen, Muscheln, Mandolinen, Pyramiden, Birnen, Federhaltern, Melonen, Aepfeln u. s. w.

Alle diese Uhren sprechen eine beredte Sprache; sie zeigen, wie sehr sich die

Taschenuhr von jeher der Gunst des Menschen zu erfreuen hatte, wie das eine Jahrhundert eifrig bestrebt war, das andere in der Ausstattung seiner Lieblinge noch zu übertreffen, und wie die Uhr zu allen Zeiten als etwas Individuelles und Geheimnisvolles, ja als etwas Lebendiges betrachtet wurde.

Wie zu allen Zeiten Meister lebten, die ihren Stolz darin suchten, große



7. Rokokouhr m. Gehäuse aus gelbem Jaspis.

Wie zu allen Zeiten Meister lebten, die ihren Stolz darin suchten, große Schwierigkeiten, die ihr fast ihnen bot, spielend zu überwinden, zeigen die uns in der erwähnten Sammlung erhaltenen Kuriositäten wie Taschenuhren, die in allen

Woher stamme ich?

Plauderei über Familienforschung von Arno Böttcher.

Als ich vor etwa zwanzig Jahren, angeregt durch handschriftliche, bis in die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts zurückgehende Nachrichten, die sich im Nachlaß des Großvaters meiner Frau vorfanden und dessen Familie betrafen, selbst anfang, Nachforschungen über meine eigene Familie und meine eigene weitere Abstammung anzustellen, waren Verständnis und Interesse für Familiengeschichtsforschung äußerst gering und selten; man hielt im allgemeinen Familienforschungen für zwecklose Liebhabereien oder gar für Spielereien. Im Lauf der Jahre ist eine erfreuliche Wandlung eingetreten: man begegnet vielfach in Tagesblättern und Zeitschriften nicht nur Aufrufen nach Auskunft über gewisse Familien und Personen, sondern auch Anzeigen über Drucklegung von Familiengeschichten. Auch in der geselligen Unterhaltung spielen Familienforschungen eine Rolle, wobei sich wieder meistens ergibt, daß viele dafür wohl Interesse haben, aber entweder für diese Beschäftigung keine Zeit erübrigen können oder nicht wissen, wo und wie sie ihre Forschungen beginnen und führen sollen. Es ist daher wohl nicht unangebracht, einmal an dieser Stelle ein paar Winke zu geben, wie der Familienforscher zum Ziel gelangt, und es sei mir gestattet, mich dabei an meine eigenen v. eljährigen Erfahrungen zu halten.

Quellen der Familienforschung fließen nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Familie; unter

heutigen Verhältnissen innerhalb der Familie noch recht spärlich, da Familienarchive, d. h. der Zeit und den Personen nach geordnete Sammlungen von Haus- und Druckschriften aller Art (Stammbäume, Leichenpredigten, Kirchenzeugnisse, Briefe, Testamente, Erbvergleiche, Kauf- und Pachtverträge und dergleichen) selten vorhanden sind. In dieser Beziehung bildet namentlich der dreißigjährige Krieg einen Zeiteinschnitt, der für die Familienforscher meistens unüberbrückbar ist. Durch ihn sind nicht nur Familienpapiere, sondern auch staatliche und überhaupt öffentliche Papiere und Urkunden, insbesondere die für Personenverhältnisse so wichtigen Kirchenbücher der Zerstörung anheimgefallen. Der Brauch, schriftliche Nachrichten über Familienereignisse der Bibel oder dem Gesangbuch anzuvertrauen, hat sich zwar erhalten; diese Nachrichten sind meist auch sehr wertvoll, bieten aber wegen ihrer Kürze und Knappheit dem Familienforscher selten Anknüpfungspunkte für weitere Nachforschungen. Ebenso geht es mit Angaben, die sich manchmal auf Familienbildern finden. Auch die Archive verschwägelter Familien können dem Familienforscher nützen.

Unerwartet reichlich fließen dagegen die Quellen außerhalb der Familie, d. h. aus den bei den Behörden, insbesondere in den Staatsarchiven aufgestapelten Vorräten an alten Akten, Personalregistern und dergleichen. Auf diese Quellen war ich bei meinen eigenen Familien-

forschungen ausschließlich angewiesen, da meine Familie trotz ihres weitverbreiteten Namens wegen frühen Wegsterbens der Seitenverwandten eine kleine und abgeschlossene ist und mein Vater nicht einmal wußte, wo sein Vater geboren war und wer, was und wo seine Großeltern gewesen waren. Daß ich trotzdem mit dem Nachweis meiner Abstammung bis in den dreißigjährigen Krieg zurückreiche, verdanke ich lediglich der großen Bereitwilligkeit, mit der bei Behörden aller Arten und Grade, vom einfachen, unscheinbaren Pfarramt bis hinauf zu den höchsten und „geheimen“ Behörden, meine Anfragen behandelt worden sind, und der hierin liegenden Unterstützung und Ermutigung meiner Forschungsarbeiten. Bei alten Akten eines ehemaligen Domänenamts fand ich einen älteren Pachtvertrag, aus dem hervorging, wo der Urgroßvater vorher gewesen war, und in alten Grundakten des Amtsgerichts, in dessen Bezirk das Erbzinsgut lag, fand sich nicht nur ein Erbvergleich, aus dem sich Interessantes über die Vermögensverhältnisse und damaligen Hauseinrichtungen ergab, sondern auch ein gerichtliches Protokoll, nach dem ein Bruder der Urgroßmutter dem Sohn für den „Besuch der Akademie“ Geld auf das Muttererbe vorstreckte. Eine Anfrage bei der Universität Halle ergab, daß dieser Sohn, mein Großvater, dort 1782 Theologie studiert hat. 1795 taucht er plötzlich als Regimentsquartiermeister bei einem aus Frankreich zurückkehrenden Regiment auf. Wo und was war der Großvater in der Zwischenzeit gewesen? Und wo hatte das Regiment vor dem Krieg gestanden? Fragen, deren Beantwortung ich zum Teil auf Anfrage vom Kriegsministerium erhielt, zum andern Teil mir selbst durch Nachforschungen im Geheimen Archiv des Kriegsministeriums zu verschaffen suchte; insbesondere studierte ich dort eine bis auf den dreißigjährigen Krieg zurückgehende Denkschrift über Stellung, Rang und Thätigkeit der Regimentsquartiermeister; aus der ich allerdings nur negativ entnahm, daß für diese Militärbeamten damals eine besondere Vorbildung nicht verlangt wurde. Weiteres erfuhr ich durch eine Anfrage bei der evangelischen Feldpropstei in Berlin, wo die Kirchenbücher über jenes Regiment aufbewahrt wurden. Auf eine Anfrage bei dem Handelsministerium über einen Verwandten, der um 1780 Brunneninspektor eines Königlichen Bades gewesen war, erhielt ich Antwort, nachdem das Ministerium selbst erst bei dem zuständigen, ihm untergebenen Oberbergamt angefragt hatte. Geheimen Militärcabinet und Generalordenskommission gaben bereitwilligst Auskunft über Verwandte meiner Mutter, die Ende des achtzehnten Jahrhunderts gelebt hatten. An eine Generalsuperintendentur wendete ich mich mit der Anfrage über einen um 1730 lebenden Bruder meiner Urgroßmutter; um durch die bei dessen Ordination gemachten Notizen den Herkunftsort beider zu erfahren; später fand ich diesen Bruder in einer der gedruckt erschienenen Studentenmatrikeln als Beyersdorfensis Marchicus bezeichnet. Das Provinzialstaatsarchiv in Posen konnte meiner Bitte um nähere Nachrichten über das Grundstück, das dort mein Großvater nach einem noch vorhandenen Brief gehabt haben mußte, nicht entsprechen; nach einigen Monaten erhielt ich jedoch ohne weitere Anfrage die Nachricht, daß im Staatsarchiv Magistratsakten, betreffend die Neunummerierung des abgebrannten Stadtteils, sich vorgefunden hätten und in diesen auch das Haus des Großvaters verzeichnet wäre; dadurch erfuhr ich Straße und Nummer des Hauses,

auch konnte ich den gegenwärtigen Eigentümer und die amtsgerichtliche Grundbuchnummer ermitteln und aus den amtsgerichtlichen Grundakten, deren älterer Band bereits an das Staatsarchiv abgegeben war, interessante Einzelheiten über Ankauf, Vergrößerung und Verkauf des Grundstücks, aus einem Tagbuch auch über Haus und Garten entnehmen. Bei demselben Staatsarchiv lagerten auch Anstellungsakten der früheren sächsischen Kriegs- und Domänenkammer, die die Verhandlungen mit dem Großvater enthielten, als er 1802 seine Militärdienst verließ und als Landrentmeister in den Zivildienst übertrat. Alte Akten des Konsistoriums leisteten mir vorzügliche Dienste, indem in einem Kirchenvisitationsprotokoll von 1710 Herkunftsort und Vater eines Vorfahren, eines märkischen Landgeistlichen, genannt; als Studienort waren allein Jena angegeben, während ich schon aus der Studentenmatrikel der Universität Frankfurt ermittelt hatte, daß dieser Vorfahre auch dort studiert hatte; aus der bei den Konsistorialakten befindlichen Dokationsurkunde ging hervor, daß er vor seiner Anstellung Informator, d. h. Hauslehrer bei einem Rittmeister von Jürgasch war.

Am wichtigsten für die Familienforschung sind die Pfarrämter mit ihren Kirchenbüchern. Die Kirchenbücher sind, so viel ich habe feststellen können, durch das Konzil zu Kösnitz 1415 eingeführt, gehen aber sehr selten bis über den dreißigjährigen Krieg (in einem mir bekanntgewordenen Fall z. B. bis 1574) zurück. Sie hatten früher nicht wie jetzt genau vorgeschriebene Rubriken, weshalb die alten Eintragungen nach Inhalt und Umfang keinem Zwang unterlagen und daher manchmal viel, manchmal sehr wenig bringen und ganz verschiedenwertig sind. Viele Pfarrer haben ihr Kirchenbuch auch zu chronikartigen Niederlegungen benutzt; berühmt in dieser Beziehung ist, wenn ich nicht irre, insbesondere das Kirchenbuch des märkischen Pfarrers Collesius (latinisiert aus Kohlhasse). Anfragen nach Familiennachrichten stehen die Pfarrer mit geteilten Gefühlen gegenüber, da es kein Vergnügen ist, in alten, verstaubten, auf schlechtem Papier, mit schlechter Tinte und Feder und mit unbeholfener Hand geschriebenen Büchern nicht nur zu lesen, sondern auch nach bestimmten Namen zu suchen. Meistens begegnet man aber bei den Pfarrern einem ausgeprägten Familiensinn, so daß sie auch für die Forschungsarbeiten und Nöte anderer Verständnis haben und man bei ihnen selten eine Fehlbite um Familiennachrichten thut. So habe ich z. B. von einem Pfarrer, der selbst eine Geschichte seiner Familie geschrieben hatte, einen Kirchenbuchauszug erhalten, der sich auf eine lange Reihe von Jahren erstreckte und etwa sechzig Mitglieder meiner mütterlichen Familie umfaßte. Auch Superintendenten haben bereitwilligst meine Gesuche um Nachforschungen in Kirchenbüchern innerhalb eines bestimmten Bezirks in ihrer Diözese zirkulieren lassen. Sterberegister und Totenscheine sind für den Familienforscher fast ausnahmslos unbrauchbar, da sie namentlich bei alten Leuten selten deren Eltern oder Zukunftsort angeben; und doch ist es mir selbst lediglich durch den Inhalt des Totenscheins meines Großvaters möglich geworden, Name, Stand und Wohnort der Urgroßeltern zu erfahren und dadurch meine Forschungen fortsetzen oder eigentlich erst beginnen zu können. Sehr wichtig sind die Trauregister und Trauscheine, weil in ihnen, es müßte sich denn um eine ältere Person oder einen Witwer oder eine Witwe

handeln, die Eltern der Eheschließenden und namentlich Stand und Wohnort des Ehemanns genau angegeben sind. Besonderen Wert haben die Taufregister und Taufscheine, und zwar durch die Angabe der Paten. Name, Stand und Wohnort der Paten sind nicht nur Ausgangs- und Anknüpfungspunkte für weitere und neue Nachforschungen, sondern auch Merkmale für Stellung und Verkehr, auch, wie wir schon oben gesehen haben, für Schwägerschaften oder Vorfahren.

Auch den Nutzen von Grabsteinen habe ich erfahren. Ich hatte das Glück, meine Forschungsarbeiten wesentlich dadurch unterstützt zu sehen, daß gelegentlich eines Kirchenumbaus in dem Ort, in dem der Urgroßvater gelebt hatte und dessen Eltern gestorben waren, zwei etwas versunkene, 1 : 2 Meter große Grabsteine mit umfangreichen, meistens noch entzifferbaren Aufschriften aufgefunden wurden, die jetzt in die südliche Wand der neuen Kirche eingefügt sind. Durch sie erfuhr ich den Herkunftsort dieser Eltern, den des Vaters jedoch erst auf einem Umweg, da gerade die Stelle auf dem Grabstein, an der sein Geburtsort angegeben war, durch Wetter- und Moosnarben beschädigt war; es ließen sich nur die drei ersten Buchstaben als erste Silbe des Ortsnamens und außerdem nach dem Raum bis zum nächsten Wort erkennen, daß der Ortsname zwei, höchstens drei Silben hatte. Nach dem alphabetischen Pfarrortsverzeichnis des Konsistoriums konnte es sich hiernach nur um acht Pfarorte handeln; an diese wandte ich mich mit der Bitte um einen Tauf- und Trauschein; beide erhielt ich auch von einem und demselben dieser acht Pfarrämter. Von Nutzen war mir auch eine handschriftliche Pfarrchronik, wie solche öfters von Pfarrern für ihren Ort geführt sind. In der Chronik war beim Jahr 1730 gesagt, daß es das erste Jahr des Amtmanns Bötticher gewesen sei und daß dieser in demselben Jahr eine gute Ernte gemacht und am Scheunengiebel eine Miete von „19 Wispel Mandeln Roggen“ gesetzt, aber auch durch einen tollen Hund 10 Stück Rindvieh verloren habe. Auch auf die damals noch für euch offene Frage, wo der Amtmann Bötticher vorher gewesen

war, gab die Chronik Antwort, wenn auch nur mittelbar. Sie erzählt uns nämlich, daß er 1730 bei der Explosion des Pulverturms am Spandauer Thor in Berlin eine zehn Jahre alte Tochter verloren habe, die sich beim Garnisonkantor befand. Auf Anfrage beim Märkischen Provinzialmuseum in Berlin erhielt ich eine handschriftliche Geschichte der Garnisonkirche, in der jene Explosion genau beschrieben und unter den umgekommenen Personen auch das „Töchterchen eines Amtmanns in Biesdorf“ genannt war. Aus den Kirchenbüchern von Biesdorf ergab sich dann, daß der Amtmann Bötticher dort bis 1730 etwa 10 Jahre lang gewesen war, und erfuhr ich Geburtsort und Zeit und Paten meines Urgroßvaters.

Schließlich soll nicht unerwähnt bleiben, daß dem Familienforscher nicht nur handschriftliche Chroniken, sondern auch gedruckte, einzeln und in Sammelwerken erschienene Chroniken von Orten der Gegend, aus denen die Familie stammt und in denen sie gelebt hat, nützlich und wertvoll sein können. So fand ich z. B. in Beckmanns „Historischer Beschreibung der Mark Brandenburg“ (1751) eine Chronik von Perleberg, in welcher märkischen Stadt selbst niemals ein Mitglied meiner Familie gelebt hatte, und in dieser folgende zwei Sätze: „Perleberg hat seinen Namen von dem flüßchen Perl, der wiederum seinen Namen daher hat, daß er in seinem Sand Perlen mitgeführt haben soll. Wohin auch Melanchthon in einem gewissen Schreiben zielt, da er einen Johann Bötticher gern zum Rektor der Schule zu Perleberg befördert sehen wollte.“ In einem bände-reichen, glücklicherweise mit einem Registerband versehenen Werk der Königlichen Bibliothek in Berlin, das sämtliche Briefe Melanchthons enthielt, fand ich dann nicht nur diesen Perleberg und Johann Bötticher betreffenden Brief (1554), sondern auch noch sieben andere Briefe, die an Johann Bötticher selbst und dessen Vater gerichtet waren, oder zwar an andere gerichtet waren, aber diese beiden Bötticher betrafen, und aus denen sich zweifellos ergab, daß sie zu jenen Neuruppiner Bötticher gehören, in denen ich nicht mit Unrecht, allerdings ohne urkundlichen Nachweis meine ältesten Vorfahren sehe.

Der „weisse Tod“.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen von Anton Karg, Kuffstein, und Ed. Guibentif, Genf.

Nicht jeder Unglücksfall, der in den Bergen passiert, ist ein alpiner Unglücksfall. Wenn ein Gemsjäger oder ein Hirt bei der Ausübung seiner beruflichen Tätigkeit im Schneesturm umkommt oder ein Holzknecht in der Nacht den Weg verliert und abstürzt, so sind das Berufs-unfälle, die mit dem alpinen Sport nichts zu thun haben.

Freilich bieten die Alpen Gefahren, und thöricht wäre es, den alpinen Sport als einen vollkommen ungefährlichen Spaziergang hinzustellen. Indessen sind die Gefahren, die dem kundigen Bergsteiger drohen, der die Verhältnisse kennt, der mit genügender Ausrüstung, genügendem Kartenmaterial und genügender Erfahrung seine Touren macht oder sich der Hilfe zuverlässiger Führer versichert, recht geringfügig, und sehr selten sind die Unfälle, bei denen es wirklich der „Weisse Tod“ ist, die wirklichen Gefahren der Alpen und des Hochgebirges überhaupt die zu Katastrophen geführt haben.

Ein sehr großer Prozentsatz von Unglücksfällen betrifft Leute, die ohne genügende Vorbereitung in den Alpen herumstreifen und an den harmlosesten Bergen zu Tode kommen. Namentlich bei ungünstigen Witterungsverhältnissen und Abirren vom Wege treten solche Unfälle häufig ein, aber auch sie sind, da sie nicht eigentlich dem Hochgebirge zur Last fallen, nicht als alpine Unglücksfälle im eigentlichen Sinn zu bezeichnen. Insbesondere sind in den Alpen auch bei den leichtesten Touren die Alleingehere immer in großer Gefahr. Die geringfügigste Verletzung, die sie am Weitergehen verhindert, kann bei ihnen eine tödliche Katastrophe zur Folge haben. Das Alleingehen sollte daher von nicht durchaus geübten, sehr vorsichtigen Bergsteigern vollständig vermieden werden. Hier liegt zweifellos die größte Gefahr, die die Alpen darbieten. Es klingt paradox, ist aber richtig, daß es viel weniger gefährlich ist, eine schwere Fels-tour

allein zu machen, als irgendeinen leichten Vorgebirgsbummel, denn bei schweren Touren achtet man genau auf jeden Tritt, so daß hier derartige kleine Unfälle sich wohl schwerlich ereignen werden.

Es ist unmöglich, alle die vielen hundertfachen Thorheiten, die ungeübte Bergsteiger im Vorgebirge oder auch im Hochgebirge selbst verüben, auch nur in Umrissen zu schildern. Keine Phantasie eines Romanschreibers könnte so lebendig sein, um alle die Ungeheuerlichkeiten zu ersinnen, die derartige Sonntagsbergsteiger sich leisten. Überall die gleichen Dinge: absolut ungenügende Ausrüstung, völlige Ahnungslosigkeit den Grundregeln des Bergsteigens gegenüber u. s. w. Wohl 95 Prozent zum mindesten aller Unfälle in den Bergen treffen diese leichtsinnigen Bergsteiger in den Voralpen. Dagegen treten die Unfälle weit zurück, die bei wirk-



Abstieg mit einem Verunglückten.

lichen Hochtouren vorkommen. Hier müssen wir unterscheiden zwischen den Gefahren, die die Alpen an sich darbieten, Gefahren, denen der beste und der schlechteste Tourist gleichmäßig ausgesetzt sind: Gefahren, die objektiv und unvermeidlich sind. Diese sind: Stein- und Lawinenfall einerseits, plötzliche Wetterstürze andererseits. Die letztere Gefahr ist bei weitem die größte, denn Steinfälle und Lawinen kommen nur an bestimmten Orten zur bestimmten Zeit vor und lassen sich infolgedessen mit ziemlicher Sicherheit vermeiden. In der That sind die Unfälle aus diesen Gründen sehr selten. Gegen die plötzlichen Wetterumschläge

im Hochgebirge ist man dagegen so gut wie wehrlos, und im Schneesturm und unter dem Zucken der Blitze wird selbst der leichteste Berg mitunter ein furchtbarer Gegner und ein dräuendes Grab. Die meisten andern Unfälle sind im Gegensatz dazu subjektiv und unvermeidlich, das heißt, es sind Unfälle, die aus einem Mißverhältnis des Könnens des Bergsteigers und der Schwierigkeit der Tour entspringen. In diese Kategorie von Unfällen gehören die, die für den Laien eigentlich das Signum der alpinen Unfälle überhaupt darstellen, nämlich die „Abstürze!“ Wenn jemand an einer Felswand beim Klettern abstürzt, so ist das eben nur ein Zeichen dafür, daß ihm die Kletterei zu schwierig war und er die Tour nicht hätte unternehmen dürfen. Kletterei in trockenen Felsen ist eben nur für den gefährlich, der das Maß der Kletterfähigkeit, das die schwerste Stelle der Tour unbedingt erfordert, nicht besitzt, und so ist das „Abstürzen“ im Felsterrain eine unbedingt subjektive und daher wohl vermeidbare Gefahr.

Viel gefährlicher sind im allgemeinen große Gletschertouren, insofern die Gefahren der Gletscher viel weniger den Charakter des Subjektiven tragen als die Abstürze in den Felsen. Ein Gletscher ist immer ein tückischer Geselle. Versteckt er in seinen tieferen



Bandagierung eines Verunglückten zum Transport.

Partien seine Spalten unter einer trügerischen Schneedecke, so bietet er in seinen oberen steileren Partien tückische Eishänge, auf denen mitunter eine lose, leichtabrutschende und den Wanderer mit sich reißende Schneeschicht aufliegt. So drohen auch dem guten Bergsteiger immerhin einige Gefahren auf Gletschertouren, indessen sind sie auch im weitesten Maß abhängig von der Persönlichkeit des Bergsteigers, und zwar besonders in Bezug auf ihre Vermeidung. Der erprobte Bergsteiger wird die Gefahren viel besser erkennen als der ungeübte und, die Gefahr richtig erkannt haben, heißt sie schon beinahe verniedern haben.

Im großen und ganzen ist also für den wirklichen Bergsteiger, der seine Kunst erlernt hat und seine Berge kennt, die Gefahr des alpinen Sports recht gering, und wenn wir die alpinen Unfälle kritisch betrachten, so werden wir leicht einsehen, wie thöricht das Geschrei einer kritiklosen Menge gegen den Alpinismus ist. Statt ihn durch solche Bannmaßregeln bekämpfen zu wollen, sollte man im Gegenteil ihn nach allen Richtungen hin zu fördern suchen, gerade im Interesse der größeren Sicherheit bei Bergtouren. Nur durch weitere Verbreitung alpinistischer Erfahrung läßt sich eine Einschränkung der Unglücksfälle erhoffen, und gerade der Alpenverein selbst trägt am meisten dazu bei, durch geistige Schulung seiner Mitglieder diese so notwendige alpinistische Kenntnis zu verstärken.

Es fragt sich nun, was außerdem zur Verminderung der alpinen Unglücksfälle gethan werden kann. In erster

Linie muß man feststellen, daß dem Alleingehenden in den meisten Fällen überhaupt nicht zu helfen ist, da man gewöhnlich gar nicht weiß, wo er steckt, und ihn meistens erst nach einigen Tagen vermißt.



Wie man einen Verunglückten transportieren soll.



Transport Verunglückter über die Gletscherfelder des Montblanc nach Chamonix.
Photographische Aufnahme.



Absturzgebiet im Gletscherfeld.

Die punktierte Linie zeigt den Durchbruch durch die Schneebrücke und die Richtung des Absturzes.

Wenn dagegen ein Genosse auf der Tour ist, so kann er ins Thal hinuntergehen und Hilfe requirieren. Der große Alpenverein hat in sehr dankenswerter Weise Rettungszentralen organisiert, die planmäßig und in umfassender Weise sofort nach der Benachrichtigung die Rettungsaktion in die Hand nehmen. Solche Stationen bestehen in München, Innsbruck und Wien.

Ebenso wichtig ist die erste Hilfe an Ort und Stelle. Handelt es sich um leichtere Verletzungen, so genügt oft eine leichte Schienung des verletzten Gliedes mit Hilfe des Bergstocks oder einigen Zweigen, um dem Verunglückten das selbständige Fortkommen bis zur nächsten Station zu ermöglichen. Sonst muß man sich damit begnügen, ihn auf ungefährlichem Terrain ruhig zu betten, etwaige Blutungen durch Zusammenschürren der Extremität zu stillen, ihm Proviant und Trinkwasser hinzulegen, ihn mit möglichst allen Kleidungsstücken, die entbehrlich sind, zuzudecken und dann vom Thal aus Hilfe zu holen. Diese Hilfsmannschaft hat dann die sehr schwierige Aufgabe, den Transport des Verunglückten ins Thal vorzunehmen, eine Aufgabe, die mitunter geradezu ungeheuerliche Anforderungen an die Kraft und den Mut der Hilfsmannschaft stellt. Unser Bild S. 1461 zeigt den außerordentlich schwierigen Transport von Verunglückten über die riesenhaften Eisfelder des Montblanc. Die Aufnahmen S. 1460 lehren, wie man Verunglückte bandagieren und handhaben soll.

Durch die glänzende Organisation des Hilfsdienstes sind in den wenigen Jahren ihres Bestehens schon viele Menschenleben gerettet worden; zu wünschen wäre freilich, daß durch größere Vorsicht die Zahl der Unfälle eingeschränkt und der Rettungsgesellschaft weniger Gelegenheiten zu ihrer Tätigkeit gegeben würde

Dr. L. Reimer.



Bachversuche im elektrischen Backofen und Bestimmung der Gärkraft der Hefe.

Eine Hochschule der Mahl- und Backkunst.

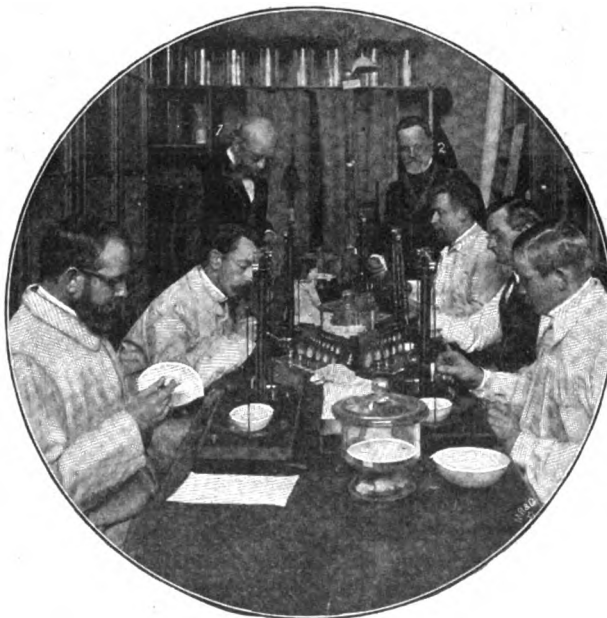
Hierzu 3 Spezialaufnahmen für die „Woche“.

Wohl kaum jemand, der ein Stück Brot zum Mund führt, macht sich eine Vorstellung davon, daß für die Herstellung des scheinbar einfachsten Produktes der Mülerei und Bäckerei eine ganze Reihe von technischen und chemischen Prozessen notwendig ist. In unserer Zeit der chemischen und physiologischen Forschung konnte es nicht ausbleiben, daß man diesem wichtigsten aller unserer Nahrungsmittel eine erhöhte Aufmerksamkeit widmete. Denn das Brot ist die Speise der Speisen, derer man niemals überdrüssig wird; es ist ein Backwerk aus salzgewürztem, ausgegorenem Mehlteig, der in den verschiedenen Ländern und Landesteilen aus ziemlich verschiedenen Grundstoffen hergestellt wird.

Scheinbar ist die Brotbearbeitungskunst sehr einfach. Heute geht man aber auch hierin den Dingen auf den Grund; die Wissenschaft hat sich der Vorgänge bemächtigt, die bei der Brotfabrikation in Betracht kommen. An der Königlichen Landwirtschaftlichen Hochschule in Berlin besteht eine Versuchsanstalt des Verbandes deutscher Müller, die im April des Jahres 1899 gegründet wurde

und den Zweck hat, Mülเลอร์erzeugnisse aller Art zu untersuchen und zu begutachten. Die Versuchsanstalt wurde von dem Verband deutscher Müller ins Leben gerufen; sie wird auch von diesem Verband unterhalten, außerdem aber von dem Reichschatzamt, dem preußischen Finanzministerium und dem preußischen Ministerium für Landwirtschaft, Domänen und Forsten. An der Spitze der Anstalt steht ein Kuratorium, bestehend aus Delegierten der genannten Behörden, des Verbandes deutscher Müller und der landwirtschaftlichen Hochschule. Geleitet wird die Anstalt von dem Geheimen Regierungsrat Professor Dr. E. Wittmack, dem zwei Assistenten zur Seite stehen.

Ein wesentlicher Teil der Aufgaben der Anstalt ist rein praktischer Natur. Es handelt sich um die Beurteilung der einzuführenden Kleien auf Zollfreiheit, ferner um die Begutachtung der auszuführenden Mehle auf ihre Vergütungsfähigkeit. Die Ziele der Anstalt bestehen aber nicht nur darin, den Praktikern mit Rat und Hilfe zur Seite zu stehen, sondern auch in der Lösung weitergehender, wissenschaftlicher Aufgaben, in der



1. Geheimrat Prof. Dr. Wittmack. 2. Geheimrat Prof. Dr. Orth. Arbeiten im Waagezimmer der Versuchsanstalt.

wissenschaftlichen Forschung. Seit der ersten Zeit des Aufblühens der organischen Chemie und der Physiologie hatten sich die größten Forscher darum bemüht, das Rätsel der Backfähigkeit, des Altbackenwerdens, der Rolle des Klebers im Mehl zu lösen. Die Versuchsanstalt ist die Stätte, an der systematisch auf diesem Gebiet weiter gearbeitet wird. Eine große Anzahl von Faktoren sind bei der Backfähigkeit im Spiel: Einfluß des Mehlguts, Qualität des Mehls, Klebergehalt und Zusammensetzung des Klebers sowie dessen physikalische Eigenschaften.

Gerade hier eröffnet sich der Anstalt ein schwieriges Gebiet, und die dabei auftretenden Fragen stellen so

den verschiedenen Apparaten, um die Backfähigkeit der Mehle zu bestimmen. Außer den zahlreichen wissenschaftlichen Vorlesungen, die nur von Spezialgelehrten gehalten werden, und wissenschaftlichen Ausflügen finden besonders viele praktische Übungen statt. Die Vorlesungen betreffen die verschiedensten naturwissenschaftlichen Gebiete, die für die Bäcker und Müller von Interesse sind. Die Ausflüge werden gewöhnlich zum Zweck des Besuchs der großen Berliner Weizen- und Roggenmühlen, einiger großer Lagerhäuser für Getreide und einiger größerer Bäckereien gemacht.

Unsere Bilder zeigen die Kursteilnehmer und ihre Lehrer bei den praktischen Übungen. Wir sehen das



Backversuche an kleinen Apparaten.

hohe Anforderungen an die Versuchsanstaltung, daß eine befriedigende Erledigung erst nach und nach eintreten kann. Besonders sei hier einer Veranstaltung des Instituts gedacht, die auf die Müllerei und Bäckerei einen segensreichen Einfluß ausüben wird: die Einrichtung von vierzehntägigen praktisch-wissenschaftlichen Lehrkursen für Müller und Bäcker, die in jedem Jahr einmal stattfinden sollen. Erfreulicherweise ist die Beteiligung an diesen Kursen stetig im Wachsen begriffen, und selbst das Ausland schickt Schüler, so daß auch in dieser Beziehung die deutsche Forschung stolz sein kann.

Die im Kurzus ausgeführten praktischen Übungen bestehen einerseits in botanischen, mikroskopischen Untersuchungen und andererseits in chemischen Prüfungen der Mühlenerzeugnisse und besonders in Backversuchen mit

Laboratorium der Müllereiversuchsanstalt. Es werden gerade Brote in den Ofen geschoben. In einigen Apparaten wird die Gärkraft der Hefe bestimmt.

Während bisher nur kleine Backapparate der verschiedenartigsten Konstruktion zur Prüfung des Mehls auf ihre Backfähigkeit verwendet wurden, ist die Anstalt im Besitz eines neuen, elektrischen Backofens, der es ermöglicht, die Versuche in größerem Maßstab anzustellen und dadurch genauere, der Praxis mehr entsprechende Resultate zu erzielen. Auch diesen Backofen sehen wir auf unserm ersten Bild. Die andern Bilder stellen die Räume des agronomisch-gedologischen Instituts dar, wo Untersuchungen über die Bestimmungen des Aschengehalts, des Fettgehalts, des Säuregehalts und des Proteingehalts der Mehle und Kleien vorgenommen werden.



Orthographie und Liebe.

Novelle

von Raoul Auernheimer (Wien).

Der Dichter Philipp Keimann begab sich von seiner Freundin nach Hause. Er hatte bei Madeleine zur Nacht gespeist, dann hatten sie ein paar Zigaretten geraucht, und sie hatte ihm eine Novelle aus ihrer Feder vorgelesen, wobei ihn langsam schläferle. Vor Chorsperrre mußte er sie verlassen, denn Madeleine war Witwe. Uebrigens ging er ganz gern.

Seit ungefähr einem Jahr sah man ihn allenthalben in ihrer Gesellschaft, aber in der letzten Zeit begann sie ihn zu langweilen. Gewiß, sie war schön und kultiviert und fein erzogen und interessierte sich für eine Menge schöner Dinge, die auch ihm am Herzen lagen. Dennoch verstimmte es ihn manchmal, wenn sie mit ihm von Kunst sprach, von dieser ewigen Kunst, der er sein Leben geopfert hatte, und die er eben darum manchmal haßte — besonders an frühlingsabenden und nach dem Nachtmahl. Aber sie sprach immer von der Kunst, auch an frühlingsabenden.

Zumal heute hatte sie sich nicht genug thun können in dieser Hinsicht, und gerade heute war er so gar nicht aufgelegt gewesen zu wesenlosem ästhetischem Geschwätz. Die Fenster des Zimmers, in dem er und Madeleine speiseten, waren weit offen gestanden, und draußen breitete der Vollmond seinen silbernen Mantel über die dunklen Gärten, Dächer und Türme der Stadt, die in einer mäßigen Entfernung zu einer schweren, schweigenden und geheimnisreichen Masse verschmolzen, aus der es nur da und dort flüchtig silberig aufblitzte, wenn das Mondlicht ein spiegelndes Fenster traf oder auf einem glänzenden Schieferdach einen Augenblick verweilte. Während Madeleine allerhand erzählte, trat der Dichter ans offene Fenster und trank mit geschlossenen Augen die magisch leuchtende Mondluft, die in einem breiten Strom durch das hohe Fenster hereinquoll. Nach einer Weile trat Madeleine zu ihm, legte ihre feine, gepflegte Hand auf seine Schulter und sagte leise:

„Was macht dein neues Stück, Philipp?“

„Es geht nicht,“ sagte er unwirsch, mit leicht gerunzelten Brauen, peinlich berührt von dieser banalen und deplazierten Frage. Und schweigend folgte er mit den Augen einem Liebespaar, einem Soldaten mit einer Köchin, die drunten vor der Villa in der nächtigen Allee auf- und niedergingen.

Später beim Nachtessen hatte Madeleine seine Verstimmtheit bemerkt und sie zum willkommenen Unlaß genommen, um sich in psychologischen Analysen seiner und ihrer Natur zu ergehen, die sie liebte.

Zum hundertstenmal, seit sie sich kannten, erklärte sie ihm seinen Charakter, vertiefte sich sodann in ihre eigene Art, die sie gern und oft beleuchtete, verglich sie schließlich beide mit Gestalten aus gewissen modernen Romanen und Theaterstücken und ergab sich einer Menge von Betrachtungen und zum Teil recht geistreichen Reflexionen, die ihm die Freude an dem guten Essen verdarben.

Ohne zu antworten, stand er auf, trat neuerdings ans Fenster und schaute in die weiße Mondscheibe, die in der

schwarzblauen Unendlichkeit des Himmels schwamm, und grübelte über ein Wort, ein Bild, mit dessen Hilfe man diesen Zauber festhalten könnte.

Da er so wortfarg war, hatte sie seufzend ihr Manuskript geholt und vorzulesen begonnen.

Seiner Zeit, zu Beginn ihrer Beziehungen, hatten ihm diese ihre litterarischen Geheversuche Spaß gemacht, seit einiger Zeit ermüdeten sie ihn. Allein, daran gewöhnt, daß man ihm vorlas, hörte er geduldig zu. Nur als sie nach beendeter Lektüre auf einem Urteil bestand, hatte er ihr, mißlaunig, wie er war, Grobheiten gesagt über ihre Arbeit, die sie demütig, gebeugt vor seiner Autorität in litterarischen Dingen, entgegennahm.

Schließlich hatte sie ihm das Wort abgenommen, morgen wiederzukommen und den Roman des begabten W. mitzubringen, der seit einiger Zeit von sich reden machte, und hatte ihn mit einem kühlen Kuß entlassen, den er kaum erwiderte.

Das war ein Abend bei seiner Geliebten, um deren Besitz ihn hundert Bewunderer ihres Geistes, ihrer Schönheit beneideten! Er gähnte.

Nun stand er unten auf der Straße, die zwischen den dunklen Alleen, die sie säumten, unwahrscheinlich weiß im Mondlicht hinfloß, gleich einem leuchtenden Strom zwischen dunklen Ufern.

Er zündete eine Zigarre an und trat nachdenklich in die Allee ein. Sofort bemerkte er wieder die Liebenden, die schweigend vor ihm hergingen, sich an den Händen führend wie zwei Kinder. Nun kehrten sie zum zwanzigstenmal um. Der Dichter trat seitwärts in den Schatten der Bäume, und es gelang ihm, unbemerkt zu bleiben. Die beiden, die sich unbeobachtet wählten, machten gerade vor ihm Halt und küßten sich lange und innig. Kichernd sagte das Mädchen:

„Nein, wie einen dein Schnurrbart kigelt . . .“

Der Dichter strich sich den Schnurrbart und dachte im Weiterschreiten: warum sagt Madeleine niemals so etwas Einfaches, Naives? Immer ist sie kompliziert, intellektuell, nie ist sie Weib . . .

Auf dem Heimweg, den er zögernd antrat, dachte er fortwährend grollend an Madeleine. Schlecht gelaunt, wie er nun einmal war, legte er ihr eine Menge häßlicher Eigenschaften bei, die sie gar nicht hatte, und verschwieg sich geistlich die Vorzüge, die ihr eigen waren. Es bereitete ihm ein grausames Vergnügen, sich über die Kleinheit, Verbogenheit und Verlogenheit ihres Charakters klar zu werden, im Geist gleichsam Feuer auf sie zu schütten. Er zankte mit ihr, er beschimpfte, verleumdete sie. Plötzlich fiel ihm ein, daß es doch seine Geliebte sei, die er solcherart vor sich selbst herabsetzte. „Geliebte!“ lachte es in ihm; „Gehäße!“ wäre besser.

Denn er haßte sie, heute haßte er sie. Aber hatte er nicht noch alle seine Geliebten nach einiger Zeit gehaßt? Wenn er aufrichtig genug war, mußte er diese Frage bejahen. Nun

erschrak er vor den Abgründen der eigenen Seele und ging traurig weiter.

Bei der Stadtbahnstation, als er eben eintreten wollte, karambolierte er mit einem schlanken, jungen Mädchen, das in Eile auf die Straße trat.



„Pardon!“

sagte er, den Hut berührend. „Hab ich Ihnen wehgethan?“

„O nein,“ lächelte sie, „ich bin noch ganz!“

Die prompte Antwort gefiel

ihm. auch ihr schelmisches Lachen gefiel ihm, das ihr schönes und gutes Gesichtchen gleichsam öffnete. Da sie weiter wollte, trat er an ihre Seite.

„Warum haben Sie's denn auch gar so eilig, schönes Fräulein?“

„Weil's schon spät ist!“

sagte sie bedenklich, ihren Schritt verzögernd. „Ich bekomme's von der Mutter. Haben Sie vielleicht eine Uhr?“ setzte sie hinzu.

Er hatte eine. Er sagte ihr, wie spät es sei, und sie gestattete ihm, sie ein Stück zu begleiten.

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht“ — sagte sie.

Unterwegs erkundigte er sich nach ihren Verhältnissen. Diese waren einfach genug. Sie stammte aus einer kleinen Beamtenfamilie, lebte bei ihrer verwitweten Mutter in Hiezing und war Probiermamsell in einem Modemagazin der Stadt. Manchmal bekam sie von ihrem Chef oder von einer Kollegin eine Karte für die Oper, wie dies auch heute der Fall gewesen war. Das war dann ihr einziges Vergnügen.

Der Dichter schrieb sich ihre Adresse auf und versprach, ihr gelegentlich einen Sitz für die Oper zu senden.

„Ich bin ein bißchen mit der Intendanz bekannt,“ prahlte er.

„Gehn S!“ sagte sie mit einer scheuen Hochachtung, die ihn amüsierte.

Beim Hausthor stellte er sich vor, und zwar gegen seine Gewohnheit unter seinem wirklichen Namen. „Philipp Reimann!“ sagte er. Der Name war ihr völlig unbekannt, machte nicht den geringsten Eindruck auf sie. Aber als der Hausbesorger hinter dem niedrigen runden Hausthor hörbar wurde, reichte sie dem Dichter in Eile eine von den roten Nelken, die sie lose in der Hand trug.

„Für die Begleitung!“ sagte sie schelmisch.

Er wollte ihr die Hand küssen, sie entzog sie ihm lachend und schlüpfte ins Thor. Der Dichter schaute ihr nach.

Frieda hieß sie. Auf dem Nachhauseweg, den er nun wirklich und in besserer Laune antrat, wiederholte er sich mehrmals diesen einfachen Namen. Und er stellte ihn im Geißt neben Madeleine. Frieda und Madeleine, das waren zwei Welten. Jede hatte das, was der andern fehlte. Aber da er Madeleine besaß, entschied er sich für Frieda.

Am nächsten Morgen erhielt er ein Billet von Madeleine, in dem sie ihn bat, am Abend nicht zu kommen, da eine befreundete Pianistin sich bei ihr angesagt hätte, deren Bosheit sie fürchte. Sie erinnerte ihn noch an den Roman und bat ihn, ihr das Buch durch einen Diener zu senden.

Diese wenigen Zeilen waren in einer sorgfältig gewählten, litterarischen Form geschrieben, tadellos stilisiert, ebenso wie die andern Billette und Briefe, die in seinem Schreibtisch aufgestapelt lagen und einen feinen, vornehmen Duft ausströmten. Er nahm mehrere dieser Briefe vor und las sie flüchtig durch. Sie glichen einander wie die Blätter eines Baumes, alle akademisch in Form und Inhalt, alle vornehm, gedämpft und kühl. Niemals, auch nicht an den bewegtesten Stellen, hatte sie einen Beisatz vergessen, niemals gegen die Orthographie gefehlt. Höhnisch lächelnd legte er die Briefe beiseite, stieß die Lade zu.

Dann ging er nach der Stadt und besorgte zwei Galeriekarten für die Oper, deren eine er Frieda ins Geschäft schickte.

* * *

Er war schon lange nicht auf der Galerie gewesen, und als er ein bißchen schwerfällig die Treppen hinanstieg, hatte er im Steigen das Gefühl, als würde er wieder jung. Hier hatte er als Gymnast gestanden, als Student gefessen, hier hatte er als junger Mann gehaust, hatte Elevinnen und Modistinnen angesprochen, Bekanntschaften gemacht und unzählige Eindrücke gesammelt, die er später verwertete. Dann war er langsam, im Maß, wie er berühmt wurde, hinabgeglitten, und mit Madeleine hatte er nur noch im Parkett gefessen. Aber nun, mit Frieda, ging er wieder auf die Galerie; das war lustig.

Sie hatte ihren Platz bereits inne, als er kam, und begrüßte ihn verlegen. Während die Ouvertüre spielte, betrachtete er seine Nachbarin. Sie war ärmlich gekleidet, trug eine weiße Batistbluse, der man es ansah, daß sie bereits oft gewaschen war. Sie hatte keinerlei Schmuck angelegt, auch nicht einen einzigen Ring an den kleinen, festen Händen, die sie der nicht mehr ganz einwandfreien braunen Handschuhe entkleidet hatte. Aber die dürftige Toilette war nicht imstande, den Liebreiz ihrer holden Gestalt zu unterdrücken, und unter dem kunstlos aufgesteckten, löwenfarbenen Haar blitzte ein Paar herrlicher Augen wie zwei in Perlmutter gefasste Edelsteine.

Auch war er weit davon entfernt, sich ihres geringen Anzuges zu schämen. Im Gegenteil, es machte ihm gewissermaßen Spaß, daß er, der berühmte Dichter, da im festlich erleuchteten Theatersaal neben einem schlichten Mädchel aus dem Volk saß, und als sich die Gläser aus einer Loge im ersten Rang die Bekannte innehatten, neugierig auf ihn und seine Nachbarin hefteten, empfand er jene gewisse höhnische Genugthuung, die jeder Künstler empfindet, wenn es ihm gelungen ist, den Philister zu ärgern.



Man gab „Faust“, diese verliebteste aller Opern, und bei den rührenden Szenen weinte Frieda. Der Dichter sah es und betrachtete gerührt, wie in der Wahnsinnszene sich zwei dicke Thränen langsam von ihren langen Wimpern lösten und, hurtig an den runden Wangen herablaufend, eine feine, rosige Spur auf der Haut zurüßließen. Madeleine

hatte er nie im Theater weinen sehen, sie war zu raffiniert und zu wohlgezogen dazu.

Vier Wochen nach jenem ersten Theaterabend gab sie ihm widerstrebend den ersten Kuß. Andere folgten, schließlich sträubte sie sich nicht mehr, gleich wie ein Schiffer, der es müde ist, gegen den Strom zu kämpfen, die Ruder einzieht und sich treiben läßt. Denn schon liebte sie den bleichen Dichter mit der hohen Stirn, den leidenden Augen und dem stolzen Mund.

Der Bruch mit Madeleine ging ohne große Schrecken, ja ohne dauernde Entfremdung vor sich. Die Liebe war eben reif zum Brechen gewesen — auf beiden Seiten; ein Husarenleutnant war sein Nachfolger.

Madeleine nahm die Untreue des berühmten Mannes zur Kenntnis, dachte darüber nach, bemühte sich eine Zeitlang vergebens, in Wunden zu schwelgen, die gar nicht vorhanden waren, und machte schließlich aus ihren gemischten Gefühlen eine Novelle, die Reimann liebenswürdig genug war zu korrigieren und seinem Verleger zu empfehlen.

Madeleine und er blieben Freunde.

Nur wenn er ihr von seinem jungen Glück erzählte, kam ein böser Zug in ihr feines Gesicht, als wüßte sie alles voraus. Allein er ließ sich das nicht ansechten.

Nach acht Wochen, als Frieda einmal verhindert war, zum Rendezvous zu kommen, schrieb sie ihm den ersten Brief. Schon schrieb sie seinen eigenen Stil, den Stil nämlich, dessen er sich im Gespräch bediente, wenn er sich ein wenig gehen ließ, aber sie schrieb ihn voll orthographischer Fehler. Reimann lächelte glücklich und nachsichtig und küßte das ungeschickte kleine Briefchen, in dem eine treue und einfältige Seele laut wurde, die nur dieses einzige Ziel kannte: ihn, den Geliebten, anzubeten. Die orthographischen Fehler störten zwar, aber abends, wenn er sie in seinen Armen hielt und küßte, waren sie wieder vergessen.

Gegen den Herbst zu war Frieda gezwungen, vierzehn Tage mit ihrer Mutter fern von Wien zu verbringen. Nun schrieb sie ihm täglich, acht Seiten lange Briefe, manchmal so buntes und thörichtes Zeug, daß er Mühe hatte, sich in dem Gekritzel zurechtzufinden. Die Briefe strotzten von Fehlern.

Sie schrieb ihre eigene Orthographie, die mit der in den Schulen gelehrtten oft nicht den geringsten Zusammenhang besaß. Dennoch herrschte eine gewisse Gesetzmäßigkeit, die dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen konnte. Mit einer schönen Konsequenz verwechselte sie z. B. den Artikel „das“ mit der Konjunktion „daß“. Sie schrieb „daß Kleid“ aber „ich will, das du mir täglich schreibst“. Ein Dehnungszeichen setzte sie nur dort, wo es nicht hingehörte, und mit den Doppelsonnanten lebte sie auf sehr gespanntem Fuß. Eine Zeitlang amüßerte ihn das alles.

Aber sowie er sich anschiede, einen dieser Briefe zu beantworten, verdroß es ihn, daß sie so viel Fehler machte. Er nahm sich vor, ihr davon zu sagen und ihren Sinn für Orthographie heranzubilden.

Als sie vom Land zurückkehrte, legte er ihr alle die roten und blauen Briefchen und Kärtchen im korrigierten Zustand vor. Sie nahm die Sache leicht, lachte und fiel ihm um den Hals. Er lachte gleichfalls und begann ihr die einzelnen Fehler zu erklären. Sie saß dabei auf seinen Knien, die

Hand auf seiner Schulter, und sagte nur immer: „Natürlich, das ist falsch, natürlich, das wird so geschrieben . . .“ als wüßte sie all das so gut wie er . . . Und zwischendurch küßte sie ihn, bis er schließlich zu erklären aufhörte.

Acht Tage später schrieb sie ihm wieder und machte genau dieselben Fehler.

Er korrigierte immer und immer wieder, unermüdet, fest entschlossen, ihr die Orthographie um jeden Preis beizubringen. Manchmal wurde er ungeduldig, setzte eine strenge Lehrermiene auf und zankte sie tüchtig aus. Das amüßerte sie nur. Aber wenn er ironisch wurde, so verzog sie das Gesicht wie ein Kind und begann bitterlich zu weinen. Orthographisch schreiben lernte sie darum doch nicht.

Allmählich irritierte ihn das, besonders als er einsah, daß alle seine Mühe vergeblich sei. Daß sie so ungebildet war, nahm er als etwas Gegebenes hin, aber daß sie nicht bildungsfähig war, das verübelte er ihr.

Auch blieb es nicht bei der Orthographie; mit der Zeit entdeckte sein kritisch gewordener Blick, daß ihr auch auf andern Gebieten jene feine Erziehung mangle, die nur das Ergebnis einer systematischen, jahrelangen Geistesbildung sein kann. Dies zeigte sich vor allem in Fragen des Geschmacks. Daß sie, die nicht orthographisch

schreiben konnte, auch kein litterarisches Urteil besaß, hätte er verhältnismäßig leicht ertragen, um so mehr, als er ja auch der so gebildeten Madeleine keins zugestand. Immerhin schmerzte es ihn auf die Dauer, wenn sie Keller herabsetzte und für die Eschstruth schwärmte. Und als sie schließlich den „Grünen Heinrich“ ihm zuliebe las und sichtlich gezwungen lobte, war ihm das natürlich auch nicht recht.

Schlimmer aber machte sich der gänzliche Mangel an Sprachkenntnissen fühlbar. Er liebte es, im Gespräch hie und da eine französische Phrase, ein englisches Sprichwort zu gebrauchen. Das mußte er ihr dann immer erst weitläufig übersetzen, was ihn nervös machte.

Auch in der Sprache verriet sich die mangelnde Bildung. Sie sprach einen leichten Dialekt — das wäre noch hingegangen. Aber sie vernachlässigte Endungen, verwechselte den Dativ mit dem Akkusativ, bildete falsche Imperfecta, und jede gewähltere Wendung war ihr völlig fremd. Diese Mängel empfand er um so peinlicher, als er selbst ein Stilist ersten Ranges war und einen großen Teil seiner Erfolge seiner raffinierten Wortkunst verdankte.

Schließlich kam er dahinter, daß sie sich auch unorthographisch benahm, unorthographisch kleidete, unorthographisch ging, stand und lachte. Ueberall sah er Fehler. Wie sie ein S beim Schreiben vergaß, so geschah es auch, daß sie eine Schließe an ihrer Bluse offen ließ, daß irgendwo ein Knopf fehlte, daß sie vertretene Schuhe trug, eine geschmacklose Blume am Hut, ein schreiendes Band um den Hals, eine unmögliche Krawatte unter dem Kinn. Und all diese tausend Nichtigkeiten in der Toilette, die man nur bemerkt, wenn sie nicht vorhanden sind, thaten seinen verwöhnten Augen weh, beleidigten seinen Schönheitsinn und konnten ihn in einer Weise verstimmen, daß er darüber immer mehr Friedas reizende und echte Eigenschaften vergaß, ihre Treue, Natürlichkeit und Einfachheit, Eigenschaften, die ihn vom ersten Augenblick an bezaubert hatten und immer die gleichen blieben.

Und schon kam es manchmal so weit, daß er sich ihrer schämte.

Die Orthographie warf einen schweren Schatten über das



schöne und innige Verhältnis, und der Dichter sah das Ende mit Bangen voraus. Er hatte noch jede seiner Geliebten nach einer gewissen Zeit aus irgend einem Grunde zu hassen begonnen, sollte das auch Friedas Schicksal sein? Er wollte nicht, er wollte sie sich erhalten um jeden Preis. Da galt es, um sein Glück zu ringen.

Er begann das Unorthographische ihres Wesens auf jedem Gebiet verzweifelt zu bekämpfen. Wie er zuerst ihre Briefe korrigiert hatte, so besserte er bald an ihrem ganzen Wesen herum, strich alles, was ihm mißfiel, sofort und energisch rot an. Bald war ihr Zusammensein ein ewiges Schulehalten, ein ewiges Nörgeln, Stacheln und Quälen seinerseits. Manchmal wurde ihr das zu dumm, und sie machte ihm eine Scene. Manchmal weinte sie bitterlich und sah ihn stumm und vorwurfsvoll an, mit einem Blick, der ihm ins Herz schnitt. Dann flüchte er seinem unglücklichen Temperament, kniete vor ihr hin, küßte ihre Hände, bat sie um Verzeihung und versprach ihr, sich zu bessern. Sowie sie gut war, fing es wieder an, ärger als vorher. Aber sie wurde immer wieder gut. Wenn sie auch manchmal in Zorn geriet, so ertrug sie doch alles in allem seine Launen und Quälereien mit einer wahren Engelsgeduld, ordnete sich widerspruchslos seinen Befehlen und seinem Geschmach unter und arbeitete mit heißem Bemühen an ihrer Verfeinerung — freilich ohne Erfolg. Denn ebensowenig wie er sich ändern konnte, vermochte sie es. Aber diese Erkenntnis machte ihn nur noch zorniger.

Unter andern paßte ihm auch ihre Stelle als Probiermamsell auf die Dauer nicht. Glücklicherweise besaß Frieda eine sehr schöne Stimme, und eine renommierte Gesangslehrerin machte sich anheischig, das schöne und energische Mädchen für die Bühne auszubilden. Frieda war, wenn auch widerstrebend, einverstanden. Sowie sie aber einmal in der neuen Karriere drinnen war, bekam sie Lust und machte rasche Fortschritte im Gesang. Außerdem hielt ihr Reimann einen Lehrer, der Supplent an einem Gymnasium war und die E Levin in Grammatik und Orthographie sowie in den Anfangsgründen des Französischen unterrichtete.

Nun begann sie sich allmählich zu verändern. Im Anfang ging es langsam, kaum merklich, dann aber, sowie sie sicherer wurde, immer schneller. Zuerst lernte sie sich mit Geschmac kleiden, dann sprechen, sich benehmen, und schließlich gab auch die Ortho-

graphie nach, die Schrift, der Stil verbesserte sich, sie machte weniger Fehler. Bald lernte sie, sich über ein Buch, das sie gelesen, Rechenschaft geben, wußte über ein Bild, ein Stück zu sprechen, bekam ein eigenes Urteil, das sie oftmals sogar der entgegengegesetzten Ansicht des Geliebten gegenüber zu seiner Freude aufrechterhielt. Mit einem Wort, sie wurde eine Person.

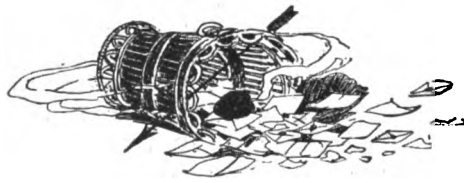
Auch äußerlich veränderte sie sich. Ohne gewachsen zu sein, schien sie doch größer geworden, schöner, freier — und in ihre Züge war ein Ausdruck von Geistigkeit gekommen, der früher gefehlt hatte. Reimann, der die Dichtergabe besaß, im Gegenwärtigen das Vergangene nicht zu vergessen, betrachtete sie oft mit freudigem Staunen. Wo war es, das Dorfstadtmädel, das er vor drei Jahren bei der Stadtbahnstation angesprochen und nach Hause begleitet hatte? Das Fräulein dort am Klavier war eine vollendete Dame. Das Fräulein dort war ein feines, bezauberndes Geschöpf, eine holde Frauenblüte, die Natur und Kultur wunderbar vereinte, die jedermann auf den ersten Blick gefangen nahm, der jedermann eine glänzende Zukunft prophezeite.

Wer aber hatte sie zu dem gemacht, was sie war? Er! Er hatte sie geschaffen. Dieses Bewußtsein verlieh seiner Liebe den letzten geistigen Reiz. Denn nun liebte er in Frieda nicht nur die Geliebte, sondern sein eigenes Werk, das Produkt seiner geistigen Kraft und Persönlichkeit, das eine gar liebliche Gestalt angenommen hatte und lächelnd und vielbewundert in der Welt herumging.

Darum liebte er sie mehr als jede ihrer Vorgängerinnen, liebte sie abgöttisch, mit der ganzen eifersüchtigen Zärtlichkeit und Kraft, deren sein großes und närrisches Dichterherz fähig war.

Und darum traf es ihn wie ein Faustschlag mitten ins Gesicht, als Frieda, die auf ein paar Wochen verreist gewesen, ihm eines Tags mitteilte, daß sie ihn nicht mehr liebe, sich entschlossen habe, der Bühnenkarriere zu entsagen und den Lehrer zu heiraten, der sie im Deutschen und Französischen unterrichtet und zu dem gemacht habe, was sie geworden sei... Sie bat ihren Dichter, sich zu trösten, und schloß mit den Worten: „Ca c'est la vie...“

Es war ein vier Seiten langer, eng geschriebener, tadelloser stilisierter Brief. Und nicht ein einziger orthographischer Fehler war darin...



Einziges Wunsch.

Von Hugo Salus.

Gott, mag mir der Himmel nur immer vergönnen,
Nach wem mich zu sehnen, wen lieben zu können,
Die Lieder recht innerlich einzudrücken,
Um hell meiner Sehnsucht Gefäß zu erblicken,
Und mag mir gönnen, den Seufzern und Küßen

Ein hold vergebliches Ziel zu wissen!
Dann will ich gern still sein und ohne Klagen
Entsagen und selig die Tage tragen,
Dann will ich das seltsame Leben verstehn
Und lächelnd dem Abend entgegengeh'n . . .

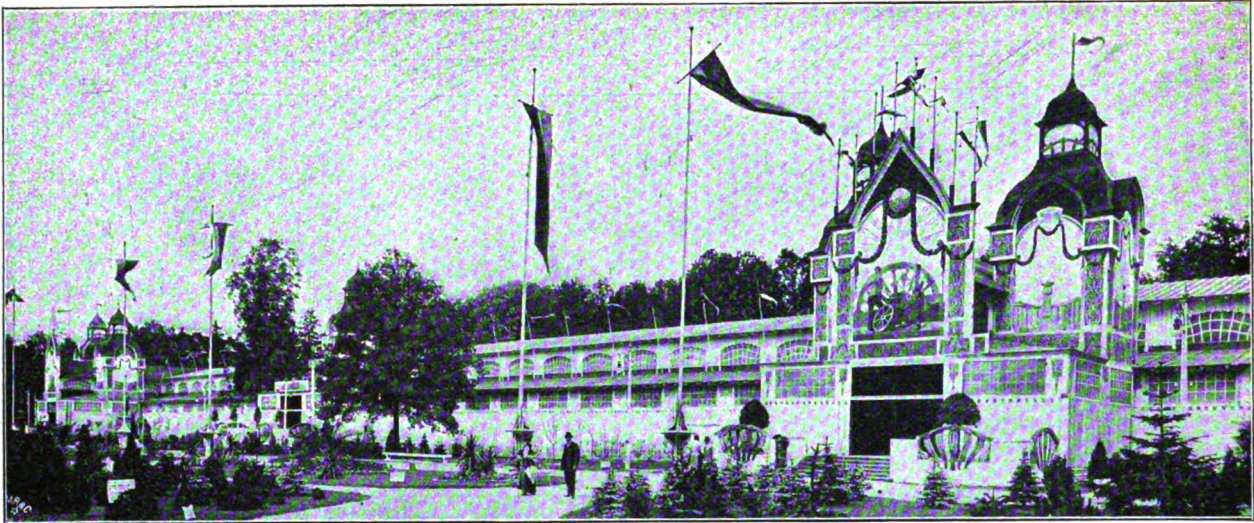
Bilder aus aller Welt.



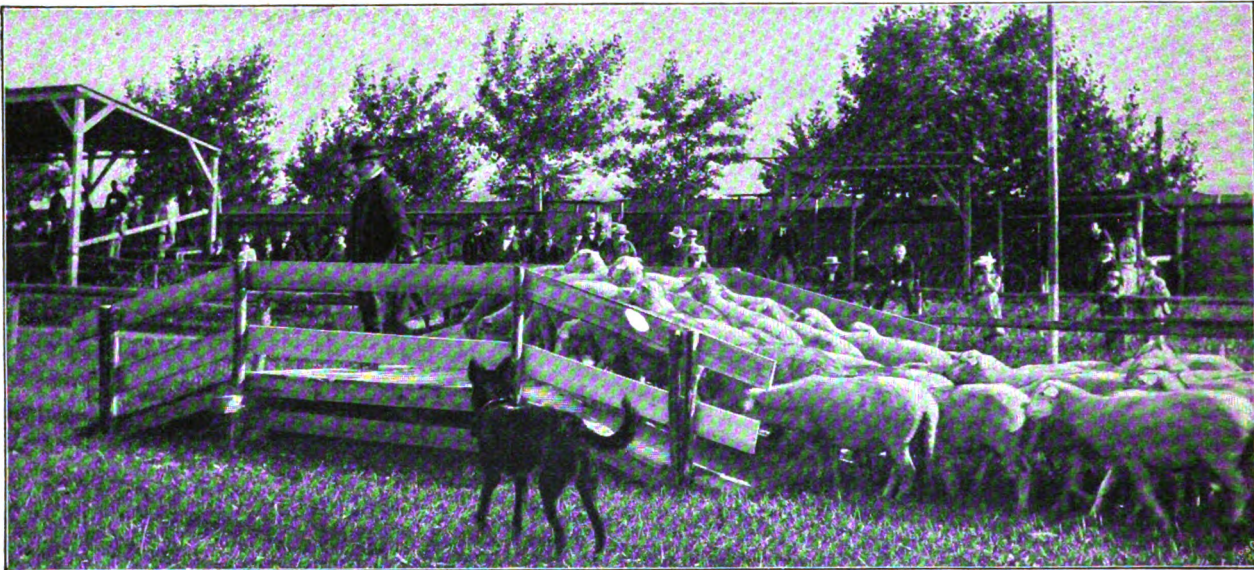
Von der Heimkehr des Übungsgeschwaders aus der Nordsee:

Das flaggschiff Kaiser Friedrich III. mit dem Prinzen Heinrich an Bord passiert den Kaiser Wilhelmkanal.

Momentaufnahme von Karl Sped, Kiel.



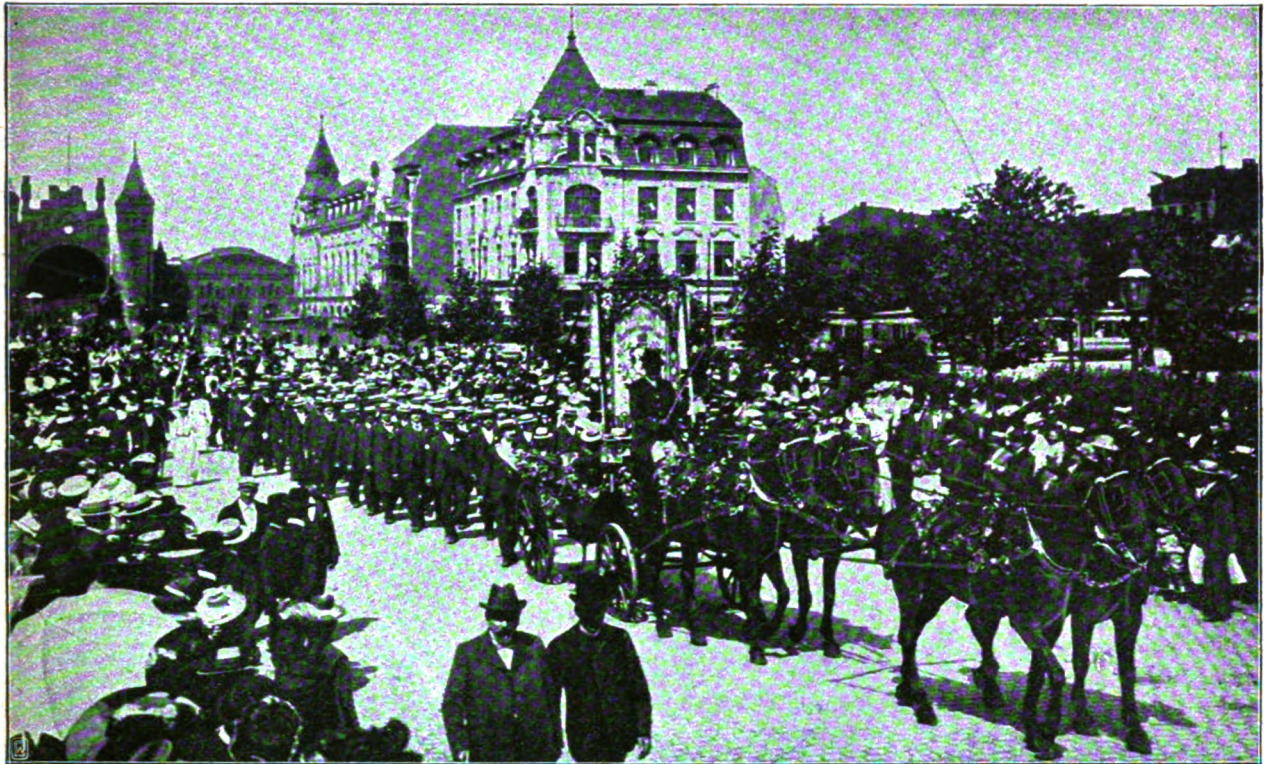
Von der Oberlausitzer Gewerbe- und Industrieausstellung in Zittau: Die Haupthalle.
Photographische Aufnahme.



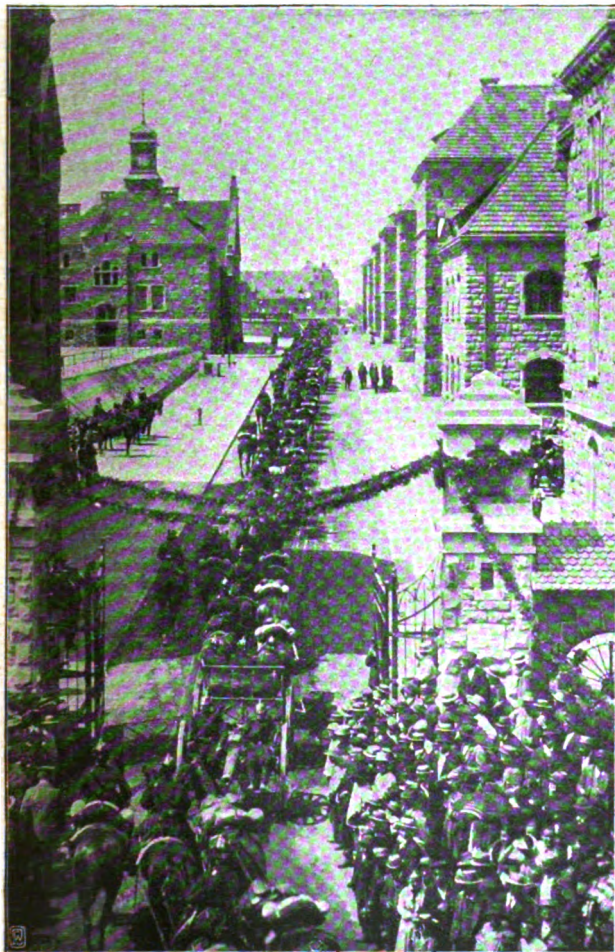
Das Preishüten des Vereins für deutsche Schäferhunde in Hugsburg.
Phot. Spalte & Kluge, Hugsburg.



Blick auf die Industrie- und Gewerbeausstellung in Olmütz.
Hofphot. Karl Piegner.



Vom X. Deutschen Bundesfest in Altona: Der vier-spännige Wagen mit dem Bundesbanner.
Phot. M. Kruse, Altona-Ottensen.



Der Einzug des Artillerieregiments No. 66 in Lahr.
Phot. A. Perjon, Lahr.



Der neue Brunnen in Rendsburg von Prof. v. Uechtritz.
Hofphot. John Thiele, Hamburg.

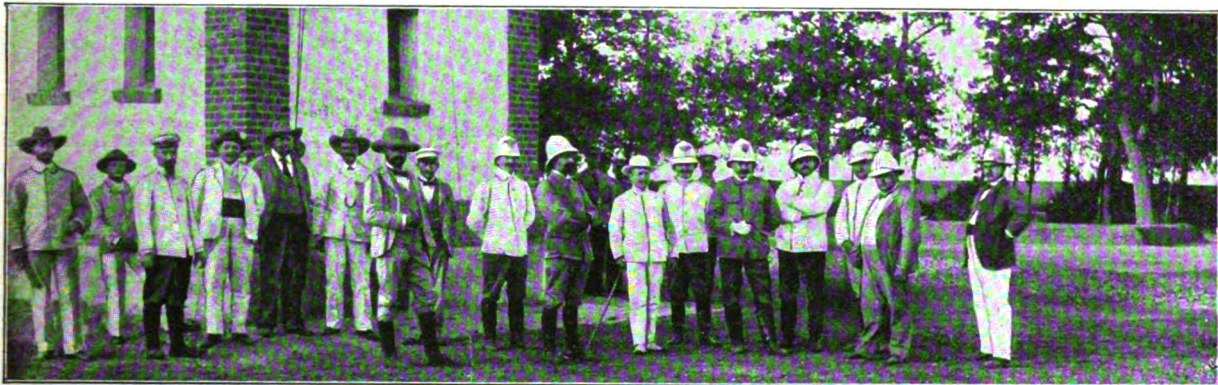


Das Oldenburgische Bundeskriegerfest in Bant.

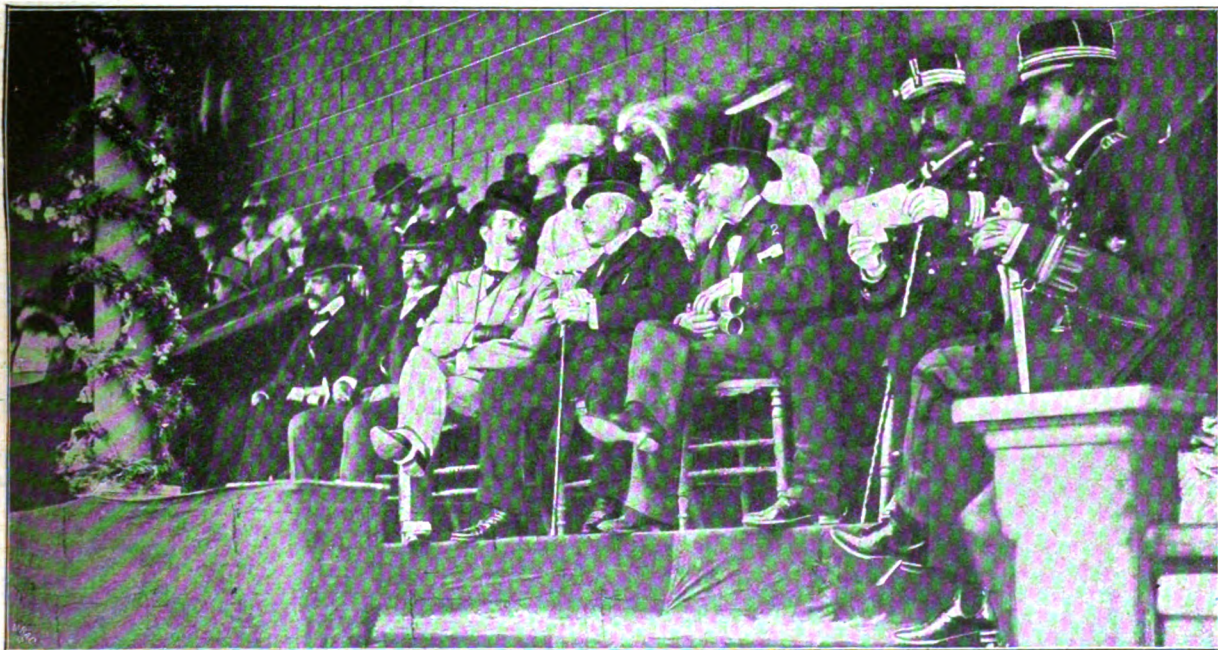
Auf der Tribüne rechts Großherzog und Großherzogin von Oldenburg.
Phot. Hans Temler.



Von links nach rechts: Fritz Springer (Nürnberg), Georg Koch (Bremen), Richard Glafer (Bremen), Berthold Niemeyer (Essen), Georg Huhn (Stuttgart), Franz Kolwey (Bremen), Heinrich Eddelen (Bremen), Walter Schmidt (Hamburg).
Aus Rosario in Argentinien: Stelldicheln deutscher Kaufleute zum Schnitzelrennen mit Fuchsjagen.



Aus Kaumi in Kiautschau: Besichtigung der fertigen Unterfunftsräume für die Truppen durch Kpt. J. S. Truppel.



1. Präsident Porfirio Diaz. 2. Kriegsminister Reyes. 3. Legationssekretär von Glöcher.
Aus Mexiko: Die ersten Offiziersrennen.
Bilder aus dem Leben der Deutschen im Ausland.



Lina Doninger,
Opernsoubrette
am Theater des Westens in Berlin.



1. M. Schiffer (Köln). 2. Becker (Bremen). 3. E. Swinnen (Machen). 4. H. Jockelmann (Hamburg). 5. J. Schulze (Königsberg i. Pr.). 6. F. Holzberg (Essen). 7. H. Roth (Barmen). 8. R. Schreiber (Leipzig).
Vom 3. Kongress der Deutschen Vogelhändler in Hamburg: Der Vorstand.
Phot. Hans Wettern, Hamburg.



Prof. Heint. Hofmann †
bekannter Komponist, Senatsmitglied
der Königl. Akademie der Künste.



P. Harnisch, Vorsitzender.
Der Gefangverein der Gebr. Stollwerck in Köln, der in London ein Wohlthätigkeitskonzert für die deutsche Kolonie veranstaltete.
Schluss des redaktionellen Teils.



Odolia.

Denkt verwandelt euch „Odol“
In ein menschliches Idol,
So dass draus getreu zu lesen
Seine Wirkung und sein Wesen,
Wüdr' es sein wie dieses Bild,
Hold mit Lippen rot und rund,
Weissen Zähnen, frischem Mund, —
Jugendschön und rein und mild: —
Odolia!

DIE WOCHE.

Nummer 32.

Berlin, den 9. August 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 32.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1475
Umschau	1475
Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten. Von Ludwig Max Goldberger, Berlin, IV.	1476
Der Hafen von Reval	1479
Das Unwetter in der Rheinprovinz vom 26. Juli 1902. Von Dr. Politz	1480
Unsere Bilder	1480
Die Toren der Woche	1482
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1483
Es war ein alter König. Von Rudolph Strag. (Fortsetzung)	1491
Etwas vom Mondschein. Von H. M. Witte	1496
Sonderbare Rechtsfälle. Plauderei von Dr. jur. R. Weitsch, Stuttgart	1497
Mänchner Kellerleben. Von Victor Ottmann. (Mit 6 Abbildungen)	1499
Aus dem „Goldenen Westen“. Von Dr. Karl Wiegand. (Mit 5 Abbild.)	1502
Unser Schuhwerk. Von Hans Jürgen. (Mit 9 Abbildungen)	1505
Das letzte Zimmer. Novelle von H. von Kfindowstroem	1507
Die Heimat der Post. Von Kurt Töppen. (Mit 3 Abbildungen)	1509
Die Kunst zu essen. Von Fritz Hallberg. (Mit 7 Abbildungen)	1512
Schuldfärbungen bei Infekten. Von Dr. E. Bade. (Mit 2 Abbildungen)	1514
Der Caboclo. Brasilianische Reiseskizze von Karl Canera	1515
ferienbriefe eines kleinen Jungen. Wortgetreu nach den Originalen	1517
Was die Ärzte sagen	1518
Ueber Cressenwein. Von J. Trojan	1519
Ein Traum. Gedicht von Gustav Falke	1519
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1520

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 32/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberstr. 29; Breslau, Schweidnitzerstr. Ecke Karlstr. 1; Cappel, Obere Königstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Seestr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 69; Elberfeld, Herzogstraße 38; Essen a. Rh., Limbederplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63; Götting, Luisenstr. 16; Halle a. S., Mittelstr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holtenauerstraße 6; Köln a. Rh., Hohenstraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 55; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); Nürnberg, Lorenzstraße 30; Stettin, Breitenstraße 45; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchstraße 26; Zürich, Remweg 48.
Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

31. Juli.

Der Kaiser trifft von Emden in Kiel ein.

Der italienische Botschafter am Berliner Hof, Graf Lanza, trifft in Rom ein, um mit dem Minister des Aeußern Prinetti über die Berliner Reise des Königs Viktor Emanuel zu konferieren.

Das Hamburger Seeamt fällt die Entscheidung, daß an dem Schiffsunglück bei Miesedten der Führer des Dampfers „Primus“ die Hauptschuld trägt. Aber auch das Verhalten des Führers der „Hansa“ wird getadelt.

1. August.

Der Kaiser trifft mittags zum Besuch des Großherzogs von Mecklenburg in Schwerin ein und kehrt abends nach Kiel zurück, wo er an Bord der „Hohenzollern“ mit der Kaiserin zusammentrifft.

Aus dem russischen Gouvernment Saratow kommen Meldungen von bedenklichen Bauernunruhen, die durch Militär unterdrückt werden.

2. August.

Die bayrische Kammer der Reichsräte setzt die von der Mehrheit des Abgeordnetenhauses gestrichenen Forderungen in den Etat des Kultusministeriums wieder ein.

Präsident Steijn trifft schwerkrank in Southampton ein. In Paris laufen Gerüchte über ein Attentat auf den Präsidenten Loubet um, die sich jedoch als unbegründet herausstellen.

In Galizien finden Zusammenstöße zwischen streikenden Feldarbeitern und dem Militär statt.

3. August.

Präsident Steijn trifft in Holland ein und begiebt sich nach Bad Scheveningen.

Der König von Rumänien trifft in Jschl ein, wo er von Kaiser Franz Josef herzlich begrüßt wird.

4. August.

Der Kaiser tritt von Kiel aus in Begleitung des Reichskanzlers Grafen Bülow an Bord der „Hohenzollern“ die Reise nach Reval an.

In München tritt die 41. Jahresversammlung der deutschen Zahnärzte zusammen.

5. August.

Zar Nikolaus trifft an Bord des „Standard“ auf der Reede von Reval ein.

In der Kommunalverwaltung der ungarischen Stadt Theresopol werden Unterschlagungen im Betrage von mehreren Millionen Kronen entdeckt, die seit einer Reihe von Jahren von Kommunalbeamten begangen wurden.

6. August.

Aus München wird gemeldet, daß Herzog Siegfried in Bayern und Erzherzogin Maria Annunciatia ihr Verlöbniß in beiderseitigem Einverständnis gelöst haben.

Kaiser Wilhelm langt an Bord der „Hohenzollern“ in Reval an.

Aus Haiti wird gemeldet, daß firmin eine vorläufige Regierung gebildet hat.



Umschau.

Kaiser Wilhelm ist in Reval mit dem Zaren Nikolaus zusammengetroffen, er hat den Besuch erwidert, den ihm dieser im vorigen Jahr in Danzig abstattete. Wie damals befanden sich in der Begleitung der Monarchen der russische Minister des Aeußern Graf Lambsdorff und der deutsche Reichskanzler Graf Bülow. Gleich der Rußlandreise des Königs Viktor Emanuel hat auch die unseres Kaisers eine eminent friedliche Bedeutung. Eine halbamtliche Kundgebung unserer Regierung stellt dies noch besonders fest. Danach haben sich die Beziehungen Deutschlands zu Rußland, die schon seit langer Zeit sehr günstig sind, seit dem letzten Beisammensein der beiden Monarchen weiter günstig fortentwickelt.

Der Zustand König Eduards von England hat sich mit einer Schnelligkeit gebessert, wie es nach der schweren Erkrankung des Monarchen niemand geglaubt hätte. Der König ist tatsächlich bereits wieder imstande, Regierungsgeschäfte zu erledigen. Ja mehr, er kann es wirklich wieder wagen, sich den Anstrengungen zu unterziehen, die von großen Festlichkeiten unzertrennlich sind. Die Festsetzung der Krönung auf den heutigen, neunten August war nicht nur ein Kunstgriff der Ärzte, um den hohen Patienten vor unnötigen Befürchtungen zu bewahren, sondern sie soll in Wahrheit heute von statten gehn.

Während im allgemeinen sich die hauptstädtische Bevölkerung in Frankreich am beweglichsten und am meisten zu Ausschreitungen geneigt zeigt, ruft der gegenwärtige Kultur-



Mme. Xavier Reille.

Mme. Jacques Piou.

Komtesse Albert de Mun.

Mme. Alfred Cibiel.

Mme. René Reille.

Die Führerinnen der klerikalen Frauenbewegung in Frankreich.

Kampf anscheinend in den Provinzen noch schärferen Widerstand hervor als in Paris. Namentlich in Savoien haben sich bei der Schließung der Kongregationschulen viele Zwischenfälle ereignet. Das Zentrum der Opposition ist aber auch in diesem Fall die Hauptstadt, wo zumal die Frauen, die Damen der Gesellschaft, sich aufs lebhafteste an der Agitation beteiligen. In erster Reihe sind es die beiden Baroninnen Reille, Madame Alfred Cibiel, Madame Jacques Piou und Komtesse Albert de Mun, die eine führende Rolle spielen.

In Holland, wo schon Präsident Krüger seinen Aufenthalt genommen hat, ist jetzt auch der Präsident des Oranjesfreistaats, Steijn, eingetroffen. Das Schicksal dieses Mannes ist geeignet, noch größere Teilnahme zu erwecken, er hat nicht nur die Freiheit seines Vaterlandes zu Grunde gehen sehen, sondern in dem aufreibenden Kampf, in dem er bis zum letzten Augenblick auf dem Posten geblieben ist, seine Gesundheit eingebüßt. Siech und krank ist er in Bad Scheveningen angelangt, wo es ihm an Beweisen innigster Sympathie nicht fehlt.

Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten.

Beobachtungen über das Wirtschaftsleben der Vereinigten Staaten von Amerika.

Von Ludwig Max Goldberger, Berlin.

IV.

Die wirtschaftlichen Generalstabskarten im Amerikanisch-Deutschen Wettbewerb.

Den natürlichen Reichtum des Landes jenseits des Ozeans mit seinen „unbegrenzten Möglichkeiten“ habe ich staunend gesehen; mit Bewunderung den Fleiß, der diesen Reichtum befruchtet und mehrt; mit höchster Würdigung die Kunst der Organisation, die unter den verschwenderischsten Aufwendungen für Handarbeit ersetzende Maschinen die sparsamste Massenproduktion zu Stande bringt und dadurch ein immer noch erheblichen Nutzen gewährendes Angebot augenblicklich zu Preisen ermöglicht, die Länder mit weniger vollkommen ausgestatteten Industrien im internationalen Wettbewerb zurückdrängen. Ich sah zugleich den oft verwegenen Aufbau von Riesentrübs. Ich sah märchenhaften Ziffern — zuweilen fingierten, oft aber auch wirklichen und echten — operieren und die gesamte gewerbliche Intelligenz des Landes gleichsam zu einer einheitlichen Armee machen. Der blendende Glanz außerordentlicher Errungenschaften und Ausichten hat aber meinem Auge nicht die Fähigkeit entzogen, auch die schwachen und undichten Stellen in der wirtschaftlichen Rüstung der Vereinigten Staaten wahrzunehmen. Es kommt mir nicht entgegen, wie die oligarchische und fast autokratische Zusammenfassung der industriellen Produktion mit deren Verbilligung zugleich und zumeist auf wesentlichen Gewerbsgebieten eine Art Eintönigkeit schafft, die zu der natürlichen und auf die Dauer nicht zu unterdrückenden Mannigfaltigkeit des Geschmacks und der Geschmacksanforderungen in unüberbrücklichem Gegensatz steht. Denn die Zusammenfassung aller Kräfte in der Form der Einregimentierung erschlägt das individuelle Leben, das nach einem unausgesetzten Wettbewerb auch im eigenen Land verlangt. Während bei vielgliedriger und in ihren Teilen selbständiger wirtschaftlicher Betätigung eine gesunde Selbstsucht wenigstens einem Teil der gewerblichen Leiter frische Regsamkeit erhält oder verleiht, kann die ganze Industrie eines Landes erschlaffen, wenn ein unglücklicher Zufall es fügt, daß die jeweilig mit der intellektuellen

Führung betrauten wenigen Personen ausscheiden, minderwertig sind oder im Nachlassen ihrer Kräfte minderwertig werden, oder durch eine fehlgehende Beurteilung der Verhältnisse, die auch dem Klügsten einmal bezugnen mag, die Industrien selbst auf einen falschen Weg instradieren. Hieran reiht sich, daß bei der in den Vereinigten Staaten allgemein üblichen und in dem vorigen Abschnitt besprochenen Finanzierung die geschaffenen Werte, sozusagen, vielfach nur kapitalisierte Promessen darstellen; dadurch wird bei der gigantischen Ausdehnung, die in Frage kommt, im Fall einer längeren Stagnation und des hierdurch bedingten Vertrüggangs dieser Promessen, der Wohlstand des Landes gefährdet. Wohl ist die Industrie der Vereinigten Staaten durch die jetzige und voraussichtlich auch noch geraume Zeit anhaltende außerordentlich gesteigerte Nachfrage des heimischen Marktes in hohem Maß angespornt. Allmählich aber wird der Heißhunger des heimischen Marktes gestillt werden, und es kommt eine Periode ruhigerer Nachfrage früher oder später; die Massenproduktion, auf die in der Hauptsache das Ganze gestellt ist und der sich nur durch den Stillstand der Maschinen Einhalt thun ließe, führt zu einer fabriküberschwemmung. Selbst die größten Reserven werden schnell aufgezehrt sein, wenn eine Massenproduktion anhaltend zu Verlustpreisen abgesetzt wird, und Verlustpreise allein werden den Export ermöglichen, zumal doch für die andern Länder der Schutz Zoll auch kein Geheimmittel ist. Damit beginnt ein aufs höchste angespannter wirtschaftlicher Kampf, bei dem nach alter Erfahrung die Versuchung für den exportierenden Teil unwiderrstehlich ist, alles und alles an das Unerreichbare zu wagen, nämlich an den unmöglichen Versuch, durch fortgesetzte und gesteigerte Selbstschädigung zu Gunsten eines andern Landes dieses andere Land wirtschaftlich zu beugen. In dem letzten Kampf Stadium aber würden die Industrien der Vereinigten Staaten die Art an die eigene Wurzel legen, indem sie für die aus dem erzwungenen Export resultierende Einbuße sich durch heimische Preissteigerung wenigstens teilweise schadlos zu halten suchten — und damit käme die Kraft ins Wanken. Die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung würde es dann gewiß ablehnen, einen solchen Kampf mit-

zumachen und noch weiter erhöhte Lasten auf sich zu nehmen, lediglich damit dem Ausland die amerikanische Arbeit unter dem Wert dargeboten werde. Schon jetzt sind in den Vereinigten Staaten die Preise notwendiger Bedarfsmittel etwa doppelt so hoch als bei uns. Das wird nicht besonders schwer empfunden, weil gleichzeitig die Löhne im Durchschnitt ungefähr dreimal so hoch sind, also eine beträchtliche Marge für bessere Lebensführung bleibt. Schwindet aber diese Marge durch weitere Preissteigerung der notwendigen oder gewohnheitsmäßigen Bedarfsmittel, so wirkt das genau wie eine Lohnföhrung, und darauf geht die selbstbewußte amerikanische Arbeiterschaft um so weniger ein, als ihre Organisation, wie ich früher ausgeführt habe, ihr einen wachsenden Einfluß auf die Gesetzgebung, also auch auf die Zollgesetzgebung verpricht.

Ich bin von der Besorgnis entfernt, daß es zu den extremen Eventualitäten, von denen ich gesprochen habe, kommen wird. Gerade daß diese Eventualitäten unvermeidlich sind, wenn die Voraussetzungen eintreten, giebt volle Sicherheit dafür, daß die intellektuellen Führer der Vereinigten Staatenindustrie stark und vorurteilsfrei in der Erkenntnis der Dinge sein werden — einmal, um die Gewalt der vorübergehenden Winterstürme zu mildern, die drüben wie überall unausbleiblich sind, die aber, wenn sie von jenseits des Ozeans kommen, in ihrer Rückwirkung auf den Welthandelsverkehr von besonderer Bedenkllichkeit sind — sodann, um den Beginn von Zollkämpfen zu vermeiden, deren Ausgang in keinem Fall Gewinn verspräche.

Doch wie immer die Verhältnisse sich gestalten werden — das eine steht unbedingt fest: der schärfste wirtschaftliche Wettbewerb der Vereinigten Staaten auf den Weltmärkten bleibt außer Frage. Und da auch wir für diesen in voller Kraft bleiben wollen und müssen, so haben wir bedingungslos zuzugreifen: in der Kunst der industriellen Organisation, in dem disziplinierten Zusammenwirken, in der Herabsetzung der Produktionskosten, in der von keiner Rücksicht auf Kosten eingeschränkten Ausnutzung eines jeden durch die Entwicklung der Technik erlangbaren Vorteils ist auf der andern Seite des Ozeans Vorbildliches in Hülle und Fülle vorhanden. Auch von dem vorschauenden Unternehmungsgeist der Bürger der Vereinigten Staaten können wir manches lernen. Wir haben schon viel, recht viel versäumt, wir haben kostbare Gelegenheiten vorübergehen lassen, und manchmal, während wir wie hypnotisiert auf die erstaunliche wirtschaftliche Entwicklung der Vereinigten Staaten starrten, haben wir erst nachträglich und zu spät gemerkt, daß die Männer drüben früh, sehr früh geräuschlos aufgestanden waren und uns in eigenen Lager gewissermaßen expropriert hatten. Dann redete man wohl — was nicht eben ein Zeichen von Selbstvertrauen war — übermäßig laut und ängstlich von der „amerikanischen Gefahr“; es blieb aber alles beim alten, und es geschah herzlich wenig, um dieser wirklichen oder vermeintlichen Gefahr zu begegnen.

Eine Ueberraschung war es für uns, als wir hörten, daß eine der größten amerikanischen Gesellschaften zur Herstellung chemischer Produkte deutsche Kaliwerke angekauft habe. Die Amerikaner brauchen unser Kali, und sie haben es sich gesichert, indem sie einen Teil unserer Kaliwerke in aller Stille erstanden. Wir finden das tüchtig, und es ist auch tüchtig. Nicht minder tüchtig wäre es von uns gewesen, wenn wir, die wir das amerikanische Petroleum brauchen, schon längst einen erheblichen Anteil an den Petroleumquellen der alten Distrikte in Pennsylvania, Ohio, Indiana, Westvirginia, oder an denen der neuen Distrikte in Texas und Kalifornien uns in aller Stille gesichert und erstanden hätten. Ganz gewiß hätten auch die Amerikaner das von uns tüchtig gefunden. Den amerikanischen Geschäftsrealpolitikern würde es außerordentlich imponieren, wenn wir versuchten, sie mit zu „kontrollieren“, anstatt uns dauernd „kontrollieren“ zu lassen. Solch rechtzeitig, jetzt in einzelnen Bezirken beinahe unerschwinglicher Erwerb wäre wertvoller gewesen, als die an sich löbliche Anlegung von Petroleumraffinerien, die zur Zeit bei uns in größerem Maßstab geplant ist. Handelsgeschäftlich freilich

haben wir uns in nicht unbeträchtlichem Umfang, nicht zu unserm Schaden, in den Vereinigten Staaten bethätigt. Industriell aber jedenfalls nicht in ausreichendem Maß. Und doch war gerade in den Vereinigten Staaten der Boden vorhanden, auf dem und unter dem man hätte bauen und ausbauen können — selbstverständlich mit Umsicht und Besonnenheit. Die Engländer, saturiert wie sie sind, haben doch noch so viel Bewegungstüchtigkeit aus der großen alten Zeit, in der sie die Weltmärkte beherrschten, daß sie sich, nach Vorstudien durch zuverlässige Ingenieure und Sachverständige, in den Vereinigten Staaten vielfach industriell beteiligt und u. a. in London Gesellschaften zur Exploitation amerikanischer Bergwerksdistrikte begründet haben.

Ob das in der Ratifikation begriffene Zustandekommen der Schifffahrtskombination, deren übergroße Kapitalisierung neben andern Erwägungen die Bedenkllichkeit in Zweifel stellt, eine Ueberraschung für die deutschen Interessenten war, und ob diese von den Einzelheiten des Plans erst vernahmen, als Morgan ihn so weit gesichert und durchgeführt hatte, daß eine Durchkreuzung nicht mehr möglich schien — das entzieht sich der Beurteilung der Außenstehenden. Daß die deutschen Gesellschaften ohne Schädigung der Interessen der Aktionäre, wir selbst ohne Beeinträchtigung unserer nationalen Würde davorkommen werden, dafür schulden die Aktionäre und wir den Männern, die das bewirkt haben, rückhaltlose Anerkennung.

Ob und welche Ueberraschungen daraus drohen, daß sich der Exporteifer der Vereinigten Staaten gegenwärtig mit besonderem Nachdruck auf den ostasiatischen Markt richtet, ist schwer vorauszusagen. Der amerikanisch-chinesische Handelsverkehr war bisher absolut und relativ nicht bedeutend und hat unter den jüngsten chinesischen Wirren stärker als der anderer Staaten gelitten, weil die Hauptmärkte des amerikanischen Absatzes in China, Tientsin und Niutschwang, im Zentrum der von dem Bogeraussand herbeigeföhrten Unruhen lagen. Einer Ausdehnung jenes Verkehrs stand auch die Abneigung der amerikanischen Fabrikanten im Weg, dem chinesischen Käufer durch Anpassung an seinen Geschmack entgegenzukommen. Aber schon ist überall in den Vereinigten Staaten, namentlich im Süden und Westen, ein erhebliches Anwachsen des Exports nach China, besonders in Baumwollwaren, bemerkbar, ist eine große Regsamkeit wahrzunehmen, die intensiv auf Eroberung des chinesischen Marktes abzielt. Und da die Philippineninseln sicher nicht einzig aus Philanthropie in Besitz genommen worden sind, so wird unser chinesischer Handelsverkehr, der im vorigen Jahr von dem amerikanischen bereits übertroffen war, darauf Bedacht zu nehmen haben, sich nicht weiteren Vorsprung abgewinnen zu lassen.

Die Amerikaner sind, so möchte ich behaupten, mit der wirtschaftlichen Generalstabskarte ihrer Wettbewerber auf den Weltmärkten und insbesondere Europas in wundervoller Weise ausgerüstet. Sie haben von der atlantischen bis zur pazifischen Küste eine erstaunliche, oft unheimliche Kenntnis und Wissenschaft aller praktischen Vorkommnisse innerhalb der internationalen Gebiete von Handel und Gewerbe. Wir in Deutschland verfügen gewiß über eine weitausgedehnte Amerika-literatur mit allen möglichen fachwissenschaftlichen Abhandlungen und mit oft lehrreichen statistischen Zahlen. Aber Beobachtungen und Feststellungen praktischer Kaufleute und Industrieller, sowie gediegener moderner Ingenieure und Techniker — den Behörden und dann weiten Kreisen der werktthätigen Bevölkerung regelmäßig und schnell zugänglich gemacht — fehlen zumeist. Auch die deutsche Landwirtschaft hat, so weit ich es verstehe, die dringende Aufgabe, an Ort und Stelle den Entwicklungsgang im Farmbetrieb durch praktische Männer zu verfolgen. Das Lagerhaus- und Getreidegradierungswesen in den Vereinigten Staaten könnte mit Nutzen für uns studiert werden.

Das seitherige System, bei dem die Wahrung unserer wirtschaftlichen Interessen — und hierin liegt ein offenkundiger Mangel — ausschließlich den diplomatischen und Konsularvertretern gleichsam im Nebenamt obliegt, ist durchaus unzulänglich. Je mehr sich Deutschland zu einem

großen Exportstaat gedehnt, je mehr es den friedlichen Wettkampf mit den Völkern der Erde anzunehmen hat, desto unabweisbarer wird es, namentlich in den Ländern unserer kommerziellen Beziehungen, die wirtschaftliche Interessenvertretung des Reichs von den sonstigen Auslandsbehörden zu trennen oder, wenn dies unmöglich sein sollte, sie im Rahmen des Bestehenden so selbständig als thunlich zu machen und sie auf eine breite Grundlage zu stellen. Die Beigabe von Handels- und Gewerbeattachés — es handelt sich z. B. immer nur um einen Attaché bei den Konsulaten, und es sind sehr wenige Konsulate, die einen solchen Attaché haben — ist ursprünglich sympathisch begrüßt worden. Es ist aber an und für sich undenkbar, daß ein einzelner Mensch, er mag noch so begabt und arbeitsfreudig sein, zur Leistung der Aufgaben, die ihm hier obliegen, physisch imstande wäre. Die täglichen Geschäfte stellen so weitgehende Verwaltungsaufgaben, daß weder der Generalkonsul, noch der Konsul, noch die Vizekonsuln, die zumeist mit juristischen Arbeiten beschäftigt werden, Zeit haben, ihre Distrikte persönlich zu bereisen und mit eigenen Augen zu sehen und dann zu berichten, was sie gesehen und beobachtet haben. Unsere Konsulate sind vornehme bürokratische Organisationen, nicht Werkstätten wirtschaftlicher Interessenvertretungen! Dieser Zuschnitt steht auch wesentlich der Erfüllung einer andern Forderung im Wege, die unerlässlich ist, wenn unsern Handels- und Gewerbetreibenden wirklich Nutzen erwachsen soll, der Forderung nämlich, daß unsere Repräsentanten zu den führenden Männern des Handels und der Industrie des Landes in ständige Beziehungen treten und diese Beziehungen gesellschaftlich und freundschaftlich pflegen. Die Anbahnung und Kultivierung eines solchen Verkehrs nimmt allerdings, von manchem andern abgesehen, viel Zeit in Anspruch. Aber diese Zeit muß gefunden werden, man muß diesen Männern nahe sein und ihnen den Puls fühlen können, wenn man über die Erscheinungen des fremden Wirtschaftsorganismus ohne Verspätung und mit Nutzen für die Gesamtheit unterrichtet sein will.

Wir müssen auf dem Gebiet der wirtschaftlichen Interessenvertretung des Reiches im Ausland neue Formen finden und sie mit einem Inhalt füllen, dem frisches Leben befruchtend entspringt. Um diesen, unabhängig von der Thätigkeit des Konsulardienstes, müßten „wirtschaftliche Abteilungen“ — ohne Inbeziehung der Kosten, die sich reichlich bezahlt machen würden — organisiert und mit Männern der kommerziellen und industriellen Praxis, erforderlichen falls auch mit erprobten Volkswirtschaftlern, ausgerüstet werden. Diese „wirtschaftlichen Abteilungen“ müßten, wie eben erwähnt, in gegemündlicher Fühlung mit den maßgebenden Männern des fremdländischen Gewerbetreibenden — in den Vereinigten Staaten würde man überall freundliches Entgegenkommen finden — bemüht sein, alle ökonomische Vorgänge und alle technischen Neueinrichtungen mit Gründlichkeit zu prüfen. Sie hätten in ständigem Kontakt mit den jeweiligen Bedingungen und Bedürfnissen unserer heimischen Produktion und unseres heimischen Handels zu arbeiten und zu berichten. Dies alles in engem Zusammenhang mit einem zuverlässigen Nachrichtenendienst und an eine Zentralstelle geleitet, behufs rascher Sichtung des Materials, Ausscheidung des etwa Ungeeigneten und schnellstmöglicher Weitergabe des Geeigneten an die Gesamtheit der von Fall zu Fall in Frage kommenden Erwerbsgruppen.

Selbstverständlich liegt es bei der deutschen Industrie, die fingerzeigende und Belehrungen sich praktisch nutzbar zu machen, die von einer solchen Zentralstelle und ihren Organen besonders für das weite Gebiet der Vereinigten Staaten gegeben würden. Zu der Intelligenz der deutschen Gewerbetreibenden darf man jedes Zutrauen haben. Nur gewisse Hilfen soll man ihnen bieten, gewisse Erleichterungen ihnen verschaffen. Diese Hilfen würden um so wirkungsvoller sein, wenn die in Handel und Wandel Thätigen, soweit als irgend thunlich, die Menschen im Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ selbst bei der Arbeit sehen. Sich kennen lernen, heißt voneinander lernen.

Ich habe bereits früher angedeutet, in wie beispielloser Weise die Eisenbahnen in den Vereinigten Staaten, allerdings in privatem Besitz, durch konsequente Ermäßigung der Frachtkosten dem Gewerbetreibenden in die Hände gearbeitet haben. Die einmal gegebenen Verhältnisse lassen bei uns ein analoges Verfahren nicht zu. Etwas aber könnte auch auf diesem Gebiet geschehen, um Sonne und Wind für unsere Industrie günstiger zu verteilen, und der Fiskus würde am letzten Ende dabei nicht schlecht fahren. Die zuständigen Behörden sollten sich auch bei uns entschließen, die Eisenbahnen, dem bei der Verstaatlichung gegebenen Versprechen gemäß, nicht als Anstalten zu betrachten, die möglichst hohe Ueberschüsse zu bringen haben, sondern in erster Reihe als wirkliche Verkehrsvermittlungsinstitute, deren Hauptaufgabe es ist, dem Verkehr für Handel und Landwirtschaft zu dienen. Ebenso müßte der weitere Ausbau der Schienenstraßen selbst und je eher je lieber die Ausgestaltung des Netzes der Wasserwege in Angriff genommen werden. Beides würde Boden- und Gütererzeugnisse den heimischen Verbrauchsstätten vorteilhaft näherrücken. Und alles dies wird seinen vollen Wert erst dann erhalten, wenn im Sinn der wirtschaftlichen Weltpolitik unseres Kaisers der freien Entfaltung ökonomischer gesunder Kräfte nirgends hemmender oder bevormundender Zwang angelegt wird, wenn, wie in den Vereinigten Staaten, das Neue nicht mit Mißtrauen betrachtet wird, bloß weil es neu und darum ohne „Vorgang“ ist, wenn man bei der Behandlung auch wirtschaftlicher Angelegenheiten — um in der Sprache der Beamtenbureaucratie zu reden — nicht immer nach „Similia“ sucht.

Hierauf dürfte grundsätzlich mehr Gewicht zu legen sein, als auf eine etwaige, selbstverständlich wesentlich modifizierte Uebernahme des amerikanischen industriellen Trustwesens. Immerhin sollte man in Erwägung ziehen, ob und inwieweit es thunlich wäre, auch hier das Gute zu übertragen und zugleich das Ungefunde oder Discreditierende auszuscheiden. Gerade die Fortschritte, die wir gemacht haben, legen uns die Verpflichtung auf zur Sicherung dieser Fortschritte und zu deren dauernder Weiterführung im Wettbewerb auf den Weltmärkten, allen Einrichtungen und Organisationen, die anderwärts in Wirksamkeit sind, strenge Aufmerksamkeit zu schenken. Dabei soll von phantastischen Zukunftsplänen gar nicht die Rede sein! Liegen doch bei uns die ursprünglichen allgemeinen Voraussetzungen günstiger: langsam, stetig und zielbewußt niemals sprunghaft, zuweilen intermittierend — wenn auch wir uns einmal übernommen hatten — haben wir uns aus Kleinem heraus fortentwickelt, ohne daß ein krasser Hochschutzzolltarif das plötzliche Wachstum der Kombinationen und der Industrien gefördert hat, allerdings ohne den gleichen Reichtum an Bodenschätzen, den das Land der „unbegrenzten Möglichkeiten“ in sich schließt. Auch hat gerade infolge der Stetigkeit dieser Entwicklung sich bei uns ein breiter und kräftiger Mittelstand gebildet, der unserm Wirtschaftsleben eine festere Stütze bietet, als übergroße Kapitalmacht in wenigen Händen. Das Fehlen einer geschäftlichen Ueberlieferung gewährt dem amerikanischen Gewerbetreibenden wohl zuweilen die Möglichkeit vollkommener freier Wahl, was unter Umständen ein Vorzug sein kann; andererseits sichert die Tradition einen festen Halt, der drüber vielfach noch entbehrt wird, der aber einen Teil unserer Stärke ausmacht. Die Zeichen der Zeit drängen zur Mehrung dieser Stärke, nicht durch Abwehrkoalitionen von Ländern, die zudem oft die verschiedensten Interessen haben, sondern durch kraftvolle Ausgestaltung unserer Gütererzeugung auf im Kern gesunder und machtgebietender finanzieller Grundlage. So könnten bei uns eventuell die Industrievereinigungen andere werden, in vorsichtigem und klugem Erkennen mit zunächst engeren aber deshalb nicht weniger wirkungsvollen Zielen: übersichtliche Führung gleichartiger oder verwandter Betriebe für gemeinsame Rechnung, Anwendung und vollste Ausnutzung der besten Spezialmaschinen, sparsamste Produktions- und fabrikationsmethoden, Ausschaltung der minder geeigneten Produktions- und fabrikationsstellen, bei richtiger und zweckentsprechender Beschäftigung und Spezialisierung der arbeitenden Werke, und zugleich thunlichster Sicherung der Rohprodukte.

Und das alles solide und durchsichtig finanziert, mit weit ausreichenden Betriebsmitteln — unter gleichzeitiger sorgsamster Erwägung inwieweit eine vermehrte Zufriedenheit der Arbeiterschaften herbeigeführt werden könnte. Daß es möglich sein würde, durch derart ausgeweitete und verdichtete Organisationen die Kraft unseres Wettbewerbs zu erhöhen, unterliegt wohl kaum einem Zweifel.

Wir haben zu verzagender Mißgunst keine Veranlassung. Das wissen auch die klugen Amerikaner selbst, und Präsident Roosevelt hat dem unumwundensten Ausdruck gegeben, als er am 18. Januar d. J. im Weißen Haus zu Washington mir sagte: „Die wirtschaftliche Zukunft gehört den Vereinigten Staaten von Amerika und Deutschland. In verständnisvoller gegenseitiger Wertschätzung liegt das Heil für beide Länder.“

Der Hafen von Reval.

Hierzu die Ansichten von Reval auf S. 1486 sowie die nachstehende Karte.

Der Hafen von Reval ist in diesen Tagen der Schauplatz der freundschaftlichen Begegnung der beiden mächtigsten Herrscher des Kontinents. Im vorigen Jahr hatte die deutsche Flotte die Ehre, dem russischen Herrscher vorzuführen zu dürfen, was sie in emsiger Friedensarbeit an Leistungsfähigkeit sich zu eigen gemacht hatte, diesmal wird Kaiser Wilhelm den hochinteressanten Übungen des russischen Artillerielehrschwaders vor Reval beiwohnen, einem Hafen, der unter mehr als einem Gesichtspunkt Anspruch auf ein historisches wie aktuelles Interesse besitzt.

Auf ursprünglich germanischem und von Deutschen fast ausschließlich bevölkertem Boden gründete der große Dänenkönig Waldemar II., „der Sieger“, vor fast 700 Jahren die Stadt. Als nach seinem Tode die Macht des dänischen Reiches zerfiel, gelangte Reval im Jahr 1346 unter die Herrschaft des Deutschordens und gehörte bereits damals dem Hansabund an. Nachdem auch die Hanse vom Gipfel ihrer Macht durch innere Zwistigkeiten und Kämpfe herabgesunken war, wurde Reval schwedisch und gelangte im Jahr 1710 an Rußland. Bereits Peter der Große erkannte klar die große Bedeutung für sein an Häfen armes Rußland, bestimmte es als Flottenstation und begann den für große Schiffe unzugänglichen Hafen zu erweitern.

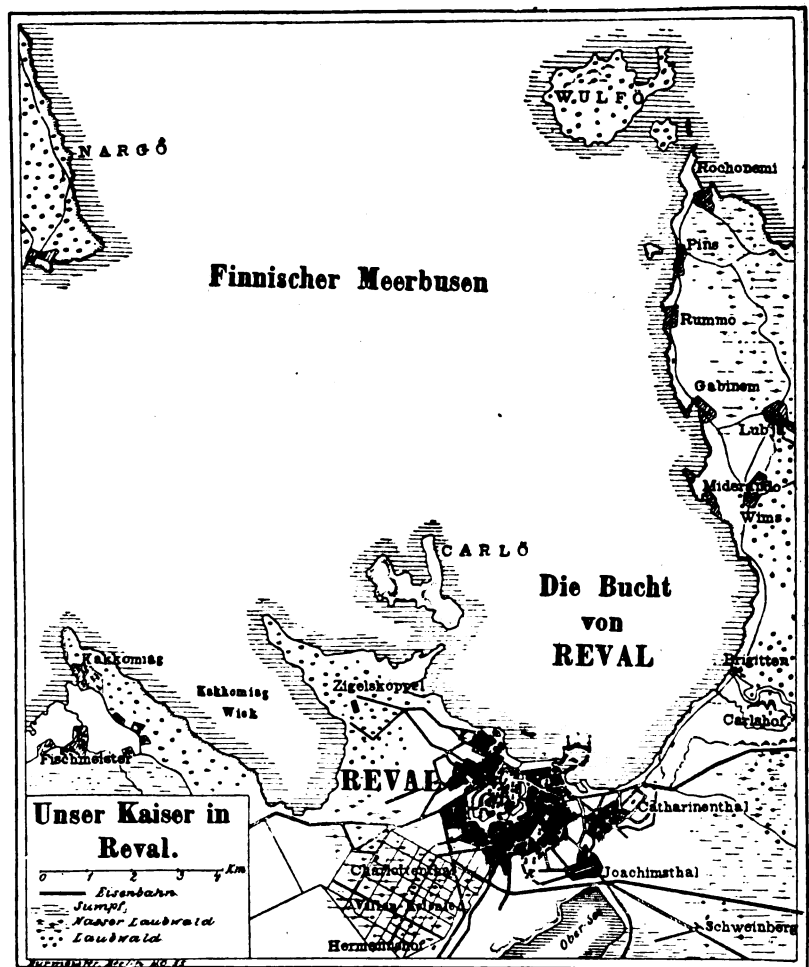
Der eigentliche Kriegshafen wurde im Anfang des vorigen Jahrhunderts angelegt und merkwürdigerweise zu gleicher Zeit die frühere, von jeher bestehende Befestigung von Stadt und Hafen aufgegeben, wohl in der Ansicht, daß Angriffe von der Seeite nicht zu befürchten seien.

Erst in den achtziger Jahren nahm man sich des Hafens, der infolge der wachsenden Größe der modernen Schiffe unzulänglich geworden war, wieder energisch an. Das „neue Hafenbecken“ wurde angelegt und 1889 der Viktoriaquai dem Verkehr übergeben. Anfang der neunziger Jahre wurden das „neue Hafenbecken“ und der alte Kriegshafen mit großem Kostenaufwand so weit vertieft, daß er jetzt der tiefste der vollendeten Kriegshäfen an der russischen Ostseeküste ist, allerdings Schlachtschiffe 1. Klasse nicht aufnehmen kann.

Was den für die russischen Häfen so wichtigen Punkt der Eisfreiheit betrifft, so sieht Reval an der russischen Ostsee an zweiter Stelle, indem durchschnittlich erst im Dezember für drei bis vier Monate der Schifffahrt ein gebietertisches Halt geboten wird.

Betrachten wir den Hafen selbst, so ist ein äußeres und ein inneres Becken vorhanden; das erstere dient vorwiegend als Kriegshafen, während das innere die Kauffahrteischiffe aufnimmt, deren Verkehr in dem lebhaften Emporium sehr groß ist. Im Handelshafen sind, durch Quais voneinander getrennt, verschiedene Abteilungen enthalten: der Kaufmannshafen, der Küstenfahrzeughafen und das erwähnte neue Hafenbecken.

Der Kriegshafen ist durch seitliche und quer vorgelagerte Molen gegen Wind und Seegang vorzüglich geschützt, außerdem sind die Molen mit starken Geschützbatterien versehen, um einem feindlichen Angriff erfolgreich die Spitze zu bieten. Der Verkehr wird wesentlich erleichtert und geregelt durch die verschiedenen voneinander getrennten Ein- bzw. Ausgänge. Auch an der Seeseite des Handelshafens befinden sich starke Befestigungen, die die dort liegenden Arsenale ausreichend verteidigen.



Der Handel dieses wichtigen Plazes und Flottenstützpunktes zeigt, besonders in den letzten Jahrzehnten, eine stark aufstrebende Tendenz, so ist innerhalb der letzten acht Jahre die Einfuhr um ein Drittel, die Ausfuhr bis beinahe um das Doppelte gestiegen, und bildet Getreide den Hauptartikel der letzteren.

Nicht unerwähnt darf bleiben, daß die außerhalb des Hafens liegende Reede auch für die größten Schiffe einen vorzüglichen Ankerplatz bildet.

Das Unwetter in der Rheinprovinz vom 26. Juli 1902.

Von Dr. P. Polis,

Direktor des Meteorologischen Observatoriums in Aachen.

Der 26. Juli dieses Jahres brachte für die Regierungsbezirke Aachen und Köln ein Unwetter von seltener Heftigkeit, indem ein Gewitter, begleitet von orkanartigen Windstößen und Hagelfall, von Belgien herkommend in östlicher Richtung nach dem Rhein hin und über Opladen ins bergische Land zog.

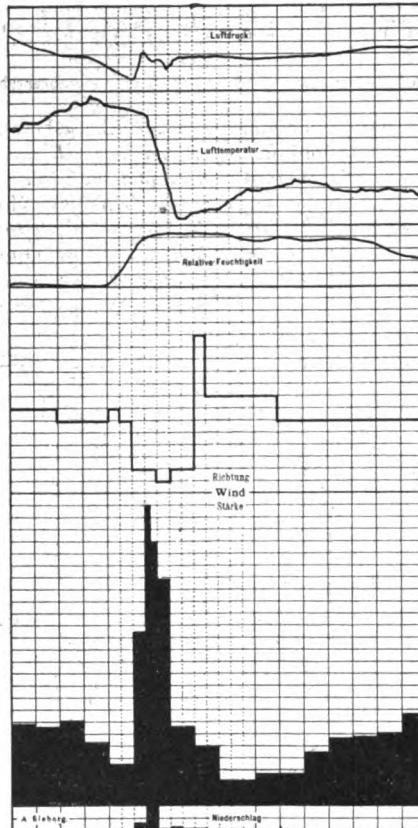
Die Zerstörungen und Verheerungen durch den Orkan waren derartig, wie sie seit Jahrzehnten nicht mehr vorgekommen sind; die starken Niederschläge und die elektrischen Entladungen vermehrten noch das Unheil. Allenthalben wurden Bäume entwurzelt oder abgeknickt, Fabrikshornsteine und Mauern umgestürzt, Dächer abgedeckt, Menschen umgeweht, Saaten vernichtet u. s. w. In Forst bei Aachen schlug der Blitz in einen Fabrikamin und warf dessen oberste 20 Meter zu Boden. Besonders verheerend gestaltete sich die Wirkung des Sturms zu Jnden und Jülich, wo sogar zwei Menschen durch den Einsturz von Gebäuden getötet und ein 25 Meter hoher Wasserturm niedergelegt wurde. In Köln und Umgebung fielen Hagelschlossen in der Dicke von Taubeneiern, so daß zahlreiche Menschen und Pferde, die sich auf freiem Feld befanden, erhebliche Verletzungen erlitten. Der Fernsprech- und Kleinbahnverkehr wurde allerorts durch Zerreißen der Leitungen unterbrochen.

Nach den Angaben des 1. Assistenten unseres meteorologischen Observatoriums, Herrn U. Sieberg, gestaltete sich der Verlauf des Unwetters zu Aachen wie folgt: gegen 4 Uhr nachmittags zog ein Gewitter im Westen herauf. Ein langgestreckter, mäßig hoher, kompakter Wolkenstreifen war der Gewitterbank vorgelagert, der am weiteren Vorrücken durch die das Aachener Thal bedeckenden Höhenzüge gehemmt wurde. Der linke Flügel hielt am Kousberg an, während der rechte unter fortwährendem Anwachsen seiner Höhe um den südwestlichen Teil des Kessels herumswenkte, wobei er aus der Gewitterbank ununterbrochenen Nachschub erhielt. Plötzlich brach der Wolkenstreifen in das Becken ein, es von Südwesten her in nordöstlicher Richtung durchquerend; aus ihm gingen auch

die orkanartigen Windstöße und der Platzregen hervor. Das eigentliche Gewitter zog im Norden der Stadt vorbei.

Unsere Figur giebt die Aufzeichnungen der selbstregistrierenden Instrumente am besagten Nachmittag wieder, und zwar für die durch die punktierten Linien markierte Dauer des Gewitters von fünf zu fünf Minuten; sie läßt das Ineinandergreifen der einzelnen Witterungsfaktoren, wie Luftdruck, Temperatur, Feuchtigkeit, Windrichtung und Geschwindigkeit, sowie Niederschlag deutlich erkennen. Kurz vor dem Ausbruch des Unwetters hatte die Temperatur den Wert von 28.3° C. bei einer relativen Feuchtigkeit von 42% und frischen südsüdöstlichen Winden erreicht. Mit dem Einsetzen der Böe um 4^{12} Uhr fiel die Temperatur um etwa 10° bis auf 18.7° , während zu gleicher Zeit die Luftdruckkurve um volle 2 Millimeter stieg und dabei eine sogenannte „Gewitternase“ von seltener Schärfe zeichnete. Der Sturm, der während seiner größten Stärke etwa vier Minuten andauerte, erreichte dabei den hohen Wert von 25 Meter in der Sekunde, was eine Geschwindigkeit von 90 Kilometer pro Stunde ausmacht; einzelne Stöße hatten sogar eine noch größere Stärke. Die Richtung des Windes drehte von Südwesten während der Böe auf Westnordwest und Nordnordwest, sprang dann unter starkem Abflauen nach Osten um, um dann wieder südwestlich zu werden. Bemerkenswert ist noch, daß der weitaus größte Teil der umgewehten Bäume, namentlich auf der Aachener Heide, in der Richtung von Westnordwest nach Ostüdost liegen. Die Hauptregenstärke fiel mit der stärksten Windböe zusammen. Die gesamte Wassermenge, zeitweise mit Hagel untermischt, war gering, da sie nur 3.3 mm betrug, wovon aber in 4 Minuten 2.6 mm niedergingen.

Das zeitliche Zusammenfallen der Gewitternase, des Temperatursturzes und des Anwachsens der Windgeschwindigkeit lassen mit Sicherheit darauf schließen, daß der Orkan durch das Herabstürzen von kälteren und damit schwereren Luftmassen aus großen Höhen entstanden ist.



Aufzeichnungen der Registrierinstrumente am Meteorologischen Observatorium zu Aachen am Nachmittag des 26. Juli 1902.

Unsere Bilder.

Der Kaiser in Schwerin (Abb. S. 1484). Zwischen dem Besuch der Stadt Emden und der Reise nach Reval zum Zaren hat der Kaiser noch dem jungen Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin einen Besuch in seiner Residenz abgestattet. Er verweilte am 1. August von Mittag bis Abend in Schwerin und reiste dann nach Kiel zurück, wo er an Bord der „Hohenzollern“ mit der Kaiserin zusammentraf.

Die Königinmutter Marie Christine von Spanien (Abb. S. 1488 und 1489) hat nach mehr als zwei Jahrzehnte langer Abwesenheit eine Reise in ihre Heimat ange-

treten. Sie hat zuerst in Compiègne die Erzöfinigin Isabella, ihre Schwiegermutter, besucht und dann in München Aufenthalt genommen, um ihre dortigen Verwandten zu begrüßen. Am 4. August traf sie schließlich in Baden bei Wien ein, wo sie ihre Jugend verlebte hat.

Die Erbprinzessin von Meiningen beim Tintenfaßschießen (Abb. S. 1483). Aus der Zeit, da der nachmalige Kaiser Friedrich als Prinz Friedrich Wilhelm von Preußen die ersten Grenadiere in Breslau kommandierte, stammt ein Wertschießen, das alljährlich zwischen den Offizieren des Füsilierbataillons genannten Regiments stattfindet.

Feim Austrag einer Wette traf damals der Prinz auf 180 Schritt aus einem Militärgewehr eine Champagnerflasche. Zur Erinnerung hieran wurde der umgekehrte Flaschenboden in Silber gefaßt und mit einem silbernen Deckel versehen, zu dessen Knopf die Spitzkugel benützt wurde, mit der der Prinz den Schuß gethan hatte. Auf diese Weise war ein schönes Cintenfaß hergestellt, das seitdem alljährlich ausgeschossen wird und für ein Jahr in den Besitz des besten Schützen übergeht. In den letzten Jahren hat sich an dem Wett-schießen auch die Erbprinzessin von Meiningen, die Gemahlin des Kommandeurs des VI. Armeekorps in Breslau, beteiligt, die zur Zeit Chef des Grenadierregiments ist. So auch diesmal. Die Prinzessin, der zu Ehren das Schießen an ihrem Geburtstag abgehalten wurde, holte sich als ausgezeichnete Schützin dabei selbst den zweiten Preis.



Der Ungesche Ballon „Schwede“ (Abb. S. 1487). Von Stockholm aus ist jüngst eine Ballondauerfahrt mit einem nach dem System des Hauptmanns Erik Unge erbauten Luftschiff unternommen worden. Der Ballon, der die Form eines aufrechtstehenden Zylinders hat, ist mit einer Umhüllung aus einem von Unge erfundenen Stoff versehen, die den Zweck hat, die Temperaturunterschiede und Gasverluste nach Möglichkeit zu verringern. Man sah dem ersten Aufstieg des Ballons zur Dauerfahrt mit um so größerem Interesse entgegen, da die Umhüllung bei den Proben ihren Zweck in geradezu verblüffender Weise erfüllte. Der Unterschied der Temperatur zwischen der Luft und dem Gas im Ballon betrug noch nicht einmal einen halben Grad, und dementsprechend war der Gasverlust nur sehr gering. Man gab sich daher der Hoffnung hin, daß Unge, der übrigens früher noch niemals eine Luftfahrt gemacht hat, mit Leichtigkeit den französischen Luftschiffer Henry de la Vaulx schlagen werde, der im Jahr 1900 zwischen Paris und Rußland beinahe 36 Stunden in der Höhe blieb. Der Aufstieg des Ungeschen Ballons, der auf Kosten der zur Förderung der wissenschaftlichen Luftschiffahrt begründeten schwedischen aeronautischen Gesellschaft in Hannover erbaut worden ist, war für Stockholm ein Ereignis, dessen Reiz noch durch die Anwesenheit mehrerer Mitglieder des königlichen Hauses vermehrt wurde. Die allgemein beliebte Prinzessin Ingeborg, die Gemahlin des Prinzen Karl, taufte den Ballon auf den Namen „Schwede“ und wünschte ihm eine glückliche Reise. Der Wunsch ging indessen nur insoweit in Erfüllung, als die Insassen des Ballons die Fahrt ohne jeden Unfall vollbrachten, aber die auf den Ballon gesetzten Hoffnungen erfüllten sich nicht. Er landete bereits nach etwa 14 Stunden bei Nowgorod Weliki, während die Absicht war, die Fahrt auf drei Tage auszudehnen.



Bayreuth (Abb. S. 1485) bildet mit seinen Festspielen wieder den Zielpunkt vieler Tausende von Verehrern der Richard Wagner'schen Kunst aus aller Herren Ländern. Im Publikum und unter den Künstlern sieht man wohl manches neue Gesicht, aber auch die alte Garde ist wieder da, die zum Teil schon seit vielen Jahren die bewundernswerten Vorstellungen zu Stande bringen oder bewundern hilft. Unsere Momentaufnahmen zeigen mehrere Gruppen von Künstlern, wie sie sich gerade dem Apparat des Photographen darbieten. — Es geht eigen zu in der kleinen fränkischen Mainstadt während der Festspiele. Im Grunde genommen ist es immer dasselbe Leben und Treiben, und doch mutet es immer wieder neu an, weil es so ganz anders ist, als das gewohnte. Nicht nur die Qualität der Aufführungen allein, auch die Abgeschlossenheit des Orts ist mit ein Grund, warum die Werke des Meisters gerade hier so besonders tiefen Eindruck hervorrufen. Nirgends sonst geht der Mensch so ganz in der Kunst auf. Man kann ja kleine Ausflüge machen, man kann die Eremitage besuchen oder die Gräber Jean Pauls und Liszts, aber derartige spielt keine Rolle, im wesentlichen beschäftigt man sich doch nur mit den Festspielen. Man debattiert wohl gelegentlich mit einem Freund, ob die Vorstellungen nicht noch besser sein könnten, ob sie noch

auf derselben Höhe ständen wie früher, und ob die Tradition auch in richtiger Weise gemacht würde. Das Ergebnis ist stets: mag es damit sein, wie es wolle, großartig ist es doch. Und man beginnt zu schwärmen, und ist gar jemand in der Gesellschaft, der den Meister noch so gekannt hat, daß er von ihm erzählen kann, dann steigt die Begeisterung immer höher. Da regt sich erneut die Dankbarkeit im Herzen für das, was Richard Wagner uns geschenkt. So wird es immer bleiben, so lange die Festspiele fortgeführt werden, die Kunst nimmt den Menschen in Bayreuth völlig gefangen. Daher wächst auch das Interesse für die ausübenden Künstler, auf die ein Teil des Glanzes fällt, den das Genie des Meisters ausstrahlt. Denen aber wird die wohlwollende Teilnahme des verehrlichen Publikums nicht unbequem; denn da man sie in dem kleinen Ort alle Tage sehen kann, äußert sich die Neugierde nicht aufdringlich. Jeder freut sich, wenn er Hans Richter bei gemütlicher Cafetrunde sieht, der noch immer mit unübertroffener Meisterschaft den Ring dirigiert, aber niemand behelligt ihn. Er sei vor allen anderen genannt. Denn er ist, mag immerhin jeder unter der großen Künstlerschar seinen besonderen Liebling haben, namentlich auch für die zahlreichen Engländer und Franzosen, die alljährlich nach Bayreuth pilgern die populärste Figur.



Aus Skarbinas Atelier (Abb. S. 1486). Professor Skarbina hat in diesen Tagen sein neuestes Gemälde vollendet, das die Enthüllung des Denkmals der Uskanier auf dem kleinen Markt in Dessau am 9. August 1867 darstellt und für den Sitzungssaal des neuen Dessauer Rathhauses bestimmt ist. Wir bringen heute eine Spezialaufnahme des Bildes aus dem Atelier des Meisters.



Sport. Eine eigenartige Automobildauerfahrt wurde am 31. Juli in Belgien (Abb. S. 1484) veranstaltet. Es galt die Ardennen von Bastogne aus über Longtieg, Habey und Martelauge zurück nach Bastogne sechsmal zu umkreisen. Das Rennen unterschied sich von den großen Fernfahrten dadurch, daß, abgesehen von wenigen Ortsposten, keine Gebiete neutralisiert waren. Es gewann für das Publikum besonderes Interesse dadurch, daß Start und Ziel zusammenfielen und mehrmals berührt werden mußten, so daß es möglich wurde, den Verlauf der Fahrt in einzelnen Phasen zu verfolgen. Sieger wurde unter 56 Teilnehmern Jarrot, als fünfter traf auf einem deutschen Mercedeswagen Graf Zborowski ein. — Den großen Preis von Friedenau (Abb. S. 1487) holte sich am 3. August wieder der Weltmeister der Steher, Thaddäus Kobl aus München. Er legte auf seinem Rad in sechs Stunden mehr als 358 Kilometer zurück und ging mit etwa 11 Kilometer Vorsprung als erster durchs Ziel. — Der Schwimmer Montague Holbein (Porträt S. 1488) unternahm kürzlich zum zweitenmal den Versuch, den Kanal zu durchqueren. Der Versuch mißglückte zwar, da der Schwimmer die starke Flutströmung des Meeres nicht überwinden konnte, aber er vollbrachte doch eine stannenswerte Leistung, denn er hielt mehr als zwölf Stunden im Wasser aus, ohne zu ermüden. Er hat, wie berechnet worden ist, während dieser Zeit etwa 16 000 Schwimmstöße gemacht. Wie wenig ihn diese Anstrengung mitgenommen hat, konnte man sowohl während des Schwimmens, als nachher beobachten. Als er aus dem Wasser kam, ging sein Puls kaum schneller, als zu Beginn, und so lange er schwamm, unterhielt er sich vergnügt mit den Personen auf dem ihn begleitenden Dampfer, wenn er nicht gerade Nahrung zu sich nahm. Sein Appetit war ausgezeichnet; er verzehrte im ganzen drei Liter Milch, einen Liter Kakao, einen Liter Bovril und einen halben Liter Thee. Holbein beabsichtigt in kürzester Frist seinen Versuch zu wiederholen, er will unbedingt das Kunststück des Kapitäns Webb nachmachen, der im Jahr 1875 thatsächlich den Kanal in 26^{3/4} Stunden schwimmend durchquerte.



Aus aller Welt. Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha (Abb. S. 1488), der nachdem er das achtzehnte Lebensjahr vollendet hat, demnächst persönlich die Re-

gierung antreten wird, hat jüngst die feste Koburg besichtigt. — In Westerland-Sylt ist am 26. Juli das langersehnte Familienbad (Abb. S. 1489) eröffnet worden. Es bleiben aber daneben die getrennten Badeplätze für Herren und Damen bestehen. — Vor Berg-Dievenow ist jüngst der altersschwache schwedische Schoner „Martha“ zu Grunde gegangen. Da die Rettungsstation versagte, wäre die Mannschaft verloren gewesen, wenn nicht Berg-Dievenower Schifferleute schnell die Gefährdeten unter eigener Gefahr gerettet hätten. — Auf dem Kahlenberg bei Wien hat jüngst, wie alljährlich, das Annenfest stattgefunden, bei dem die vom Publikum als die schönsten bezeichneten Mädchen (Abb. S. 1490) in gewohnter Weise einen Preis erhielten. — In Donaueschingen, wo er dreißig Jahre als Kapellmeister des Fürsten fürstenberg gewirkt hat, ist dem Komponisten Kalliwoda ein Denkmal gesetzt worden. — Während seines Karlsbader Aufenthalts plauderte eines Tags der Schach mit dem jungen Erzherzog Karl Franz, der dabei Bauernkleidung trug. Als nun ein Bild der Gruppe aufgenommen werden sollte, erklärte der kleine Prinz: „Nein, mit dem Schach will ich nicht als Bauer, sondern als Offizier photographiert werden.“ Sprach's, verschwand im Hotel und kehrte bald in Husarenuniform zurück, wie er auf unserm Bild (S. 1490) zu sehen ist. — Den zahlreichen Aufnahmen von Ausstellungen, die wir in früheren Nummern veröffentlicht haben, fügen wir heute noch einige aus Tetschen a. E. und Zittau hinzu (Abb. S. 1522). — Von Graz aus haben die Teilnehmer am Sängerbundesfest, wie sich denken läßt, vielfach lohnende Ausflüge in die Umgebung gemacht. Aber nicht alle hatten es so gut wie die Freunde des Komponisten Dr. Wilhelm Kienzl, die in dessen Sommerfrische in Andritz (Abb. S. 1490) gemüthliche, gastliche Aufnahme fanden. — Eine neue Schutzhütte ist auf dem Stripfenjoch (Abb. S. 1524) bei Kufstein errichtet und bereits von zahlreichen Alpentouristen besucht worden.

2
Versammlungen (Abb. S. 1522 und 1524). Der allgemeine deutsche Buchhandlungsgehilfenverband hielt seine Generalversammlung in Leipzig ab. — In Frankfurt a. M. fand eine Zusammenkunft von etwa 60 Angehörigen des ehemaligen frankfurter Linienregiments statt, das im Jahr 1866 aufgelöst wurde. Die jüngsten Teilnehmer an dem Stellidchein standen dem Greisenalter bereits nahe, der Älteste stand schon tief in dem neunten Jahrzehnt seines Lebens.

3
Gefährdete Türme in Italien (Abb. S. 1521). Der Einsturz des Campanile in Venedig hat die Augen der Italiener für die Bauälligkeit anderer Baulichkeiten geschärft, die Erregung über das Unglück, das die alte Dogenstadt betroffen, hat sogar hie und da vielleicht übertriebene Befürchtungen wachgerufen. Was von den Gerüchten, die jetzt allenthalben laut werden, begründet ist, läßt sich aus der ferne schwer beurteilen. Jedenfalls gelten mehrere berühmte Türme in Novara, Bologna und Modena als gefährdet.

4
Negertänze in Dar-es-Salaam (Abb. S. 1520). Der Gouverneur von Deutschostafrika, Graf von Sögen, übt bei gegebener Gelegenheit gern den Negern gegenüber Gastfreundschaft. Jüngst empfing er 200 Jumben, Dorfhäuptlinge, die in Dar-es-Salaam versammelt waren. Sie wurden mit Kuchen und Himbeerlimonade bewirtet, und dann fand ihnen zu Ehren eine große Negana, ein Festball unter freiem Himmel statt, wobei interessante Negertänze aufgeführt wurden.

5
Gelehrige Tiere (Abb. S. 1523 und 1524). Was Tiere alles lernen können, dafür legen unsere Eisbärenbilder sprechendes Zeugnis ab, sieht man sie doch Kunststücke vollbringen, die ihrer Natur geradezu zu widerlaufen scheinen. Allein noch wunderbarer als diese Wunder der Tierdressur ist eigentlich die natürliche Begabung der Tauben, über Hunderte von Meilen ihren Weg in die Heimat zu finden. Ein Massenversuch ist jüngst in Rom gemacht worden wo nahezu 3000 Brieftauben nach Belgien aufgelassen wurden.

Personalien (Porträts S. 1488). Der berühmte Gynäkologe Geheimrat Professor Dr. Hegar in Freiburg i. B. feierte, wie wir bereits in Nummer 30 mitgeteilt haben, sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum. Leider ist in der betreffenden Nummer ein falsches Bild veröffentlicht worden, ein Irrtum, den wir heute berichtigen. — Der Geheime Bergrat Dr. Clemens Winkler, Professor an der Bergakademie zu Freiberg in Sachsen, scheidet am 1. September aus Gesundheitsrücksichten nach langer, höchst verdienstvoller Wirksamkeit aus dem Amt. — Das fünfzigjährige Doktorjubiläum feierte der berühmte Historiker Professor Dr. Ernst Dümmler, der Herausgeber der Monumenta Germaniae historica; sein fünfzigjähriges Priesterjubiläum der Stiftsprobst von St. Cajetan, Jakob Ritter von Türk in München, der erste geistliche Ratgeber des Prinzregenten Luitpold. — Das siebzigste Lebensjahr vollendete am 3. August der berühmte Kunsthistoriker Dr. Karl Justi der seit dem Jahr 1872 als Professor für neuere Kunstgeschichte dem Lehrkörper der Bonner Universität angehört. — Auf einer Reise in Tirol starb plötzlich Hofrat Joseph Kürschner, einer der hervorragendsten Vertreter der deutschen Schriftstellerwelt, der Herausgeber vieler allgemein verbreiteter Handbücher. — In Dessau schied Hofkapellmeister August Klughardt, der sich als Dirigent und Komponist gleich großen Ansehens erfreute, aus dem Leben. — In Berlin ist am 5. August der preussische Hausbesitzertag und am 6. August der Verbandstag der städtischen Haus- und Grundbesitzervereine Deutschlands zusammengetreten. Gleichsam als Gastgeber fungierte dabei der vor 15 Jahren begründete Bund der Berliner Grundbesitzervereine, der vor zwei Jahren zum Vorsitzenden seinen damaligen Schachmeister Herrn Hubertus Barkowski wählte. — Der neue Zivilgouverneur der Philippinen, Mister Taft, den die amerikanische Regierung nach dem Vatikan entsandte, um über die Abberufung der spanischen Mönche von den Inseln zu verhandeln, hat von Neapel aus die Reise nach seinem jetzigen Heim, Manila, angetreten.



Tiermaler Ludwig Beckmann (Düsseldorf), † am 1. August im Alter von 80 Jahren.

K. k. Hofkapellmeister Bibl, † zu Wien.

General d. Inf. 3. D. Friedrich v. Buz, † am 30. Juli zu München.

Diktor Christ, Mitsied des Wiener Opernorchesters, † am 30. Juli durch Absturz von der Rothwand.

Baldomero Galofre, spanischer Maler, † am 26. Juli zu Barcelona im Alter von 53 Jahren.

Hofkapellmeister August Klughardt, † am 3. August zu Koflau (Anhalt) im 55. Lebensjahr (Portr. S. 1488).

Geh. Hofrat Prof. Josef Kürschner, † am 29. Juli (Portr. S. 1488).

Italienischer Senator Gaetano Negri, † 31. Juli durch Absturz bei Varazze (ligurische Küste).

Verlagsbuchhändler Friedrich Pustet, † 3. August zu Regensburg im 72. Lebensjahr.

Oesterr. Reichsratsabgeordneter Johann Redl, † in Steyr im 70. Lebensjahr.

Friedrich Reineboth, Professor der Medizin zu Halle, † 4. August zu Cabarz im Alter von 35 Jahren.

Feldmarschallleutnant a. D. Johann Koskiewicz, hervorragender österreichischer Militärkartograph, † in Graz.

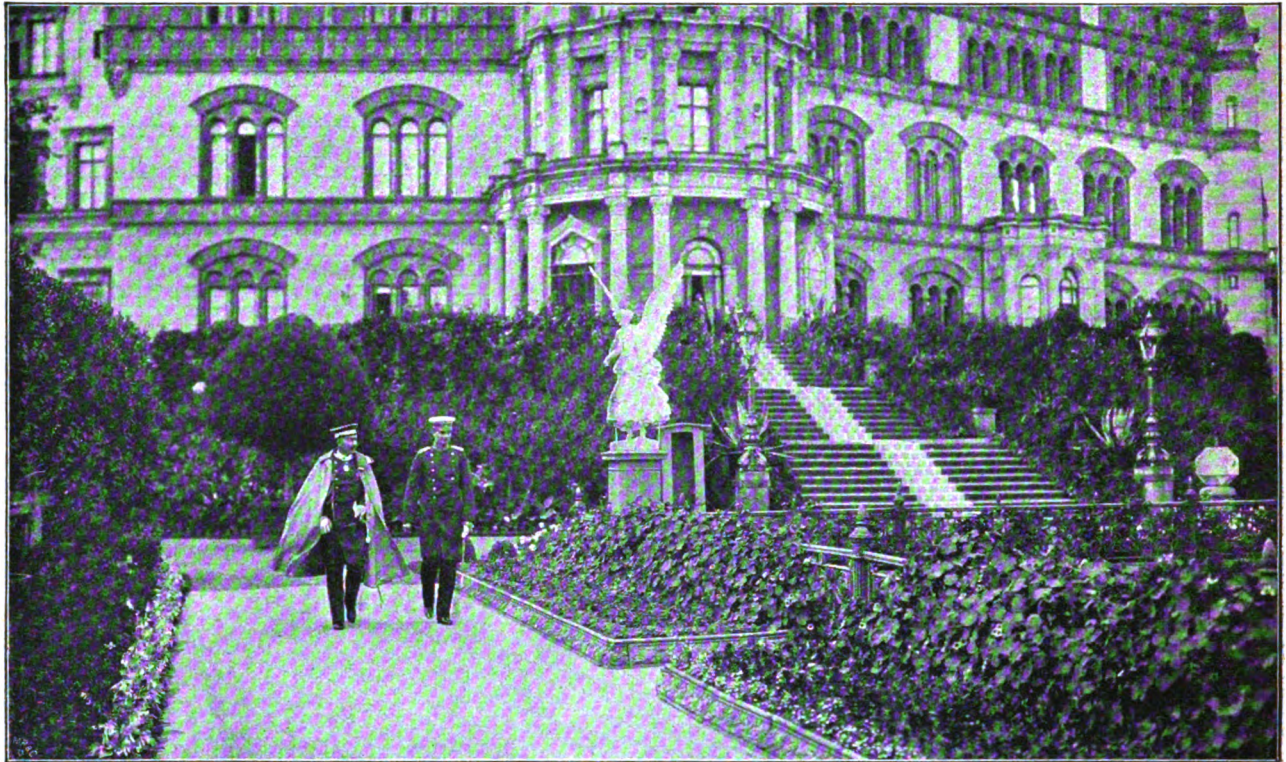
Jakob Rubinstein, der einzige Sohn Anton Rubinsteins, † in einer Nervenheilanstalt bei Paris.

Generaladjutant Oberst Forstier Walker, † am 31. Juli infolge eines Unfalls zu Helwan (Aegypten).

Bilder vom Tage.



1. Major fchr. v. Röder. 2. Lt. v. Prittwig und Gaffron. 3. Oberst. v. Wedel. 4. Major u. Bataillonskommandeur v. Herzberg.
 5. Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen. 6. Maj. fchr. v. Marschall. 7. Srl. v. Chappuis. 8. Lt. fchr. v. Schleinig.
Das Tintenfassschessen der Offiziere vom Füßlerbataillon des Grenadierregiments König Friedrich III. (s. Schlesiſches) Nr. 11.
 Die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen beteiligt sich am Wettſchießen.
 P. Fischer-Breslau phot



Vom Kaiserbesuch am Schweriner Hof: Der Kaiser und der Grossherzog im Schlosspark zu Schwerin.
Hofphot. Frig Heuschkel.



Der deutsche Mercedeswagen des Grafen Zborowski während der Fahrt.

Die Umkreisung der Ardennen (Belgische Automobilwettfahrt).

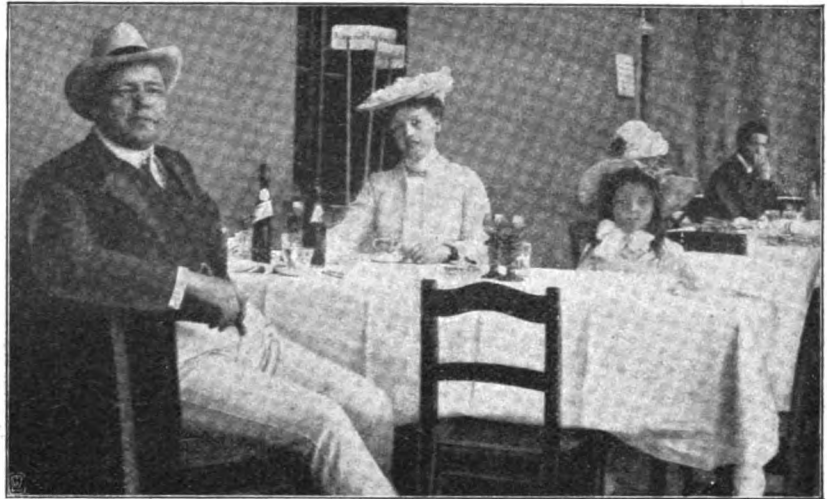
Phot. Barca, Olende.



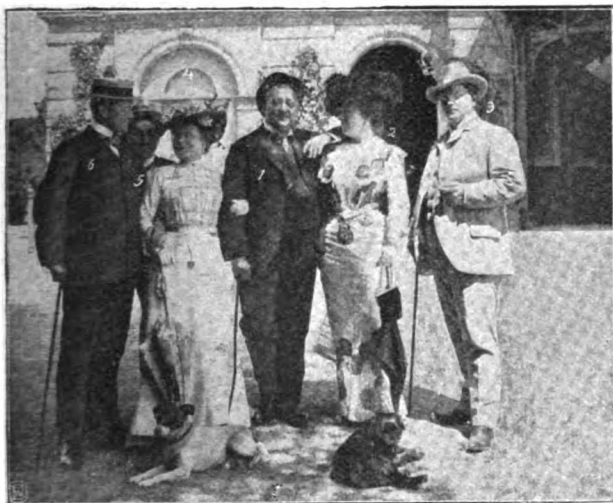
Der Sieger Jarratt.



Freih. Friedrichs (Bremen). Dr. Briefemeister (Stockholm).
Vor dem Apparat.



Kammerfänger Erit Schmedes und Familie.
familiendiner.

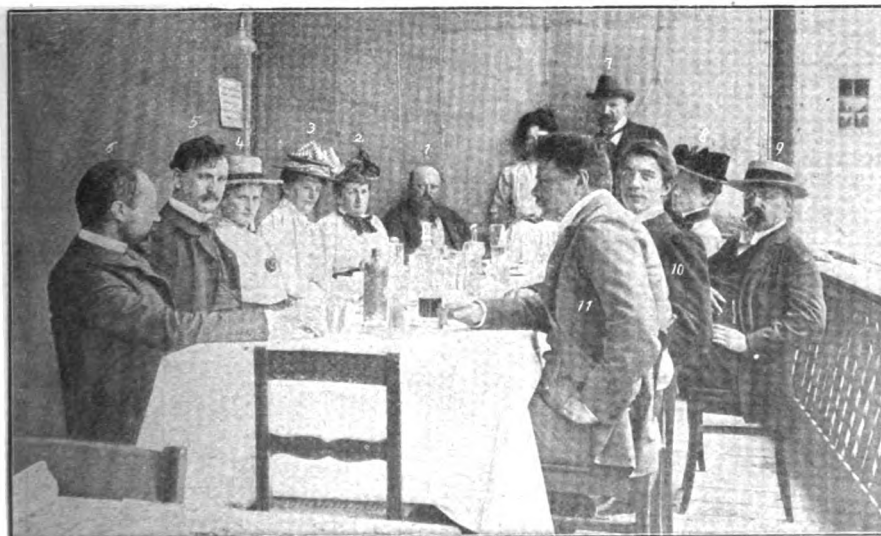


1. Paul Knäpfer (Berlin). 2. Frau Maria Knäpfer (Berlin). 3. Emil Borgmann (Hamburg). 4. Frä. Josefina v. Artner (Hamburg). 5. Johann Mergelkamp (Breslau). 6. Carl Wildbrunn (Bayreuth).
Eine lustige Gesellschaft.



1. Alois Burgstaller (Frankfurt a. M.). 2. Hans Breuer (Wien). 3. Kap. Anton Schloffer (München).

Vor dem Frühstück.



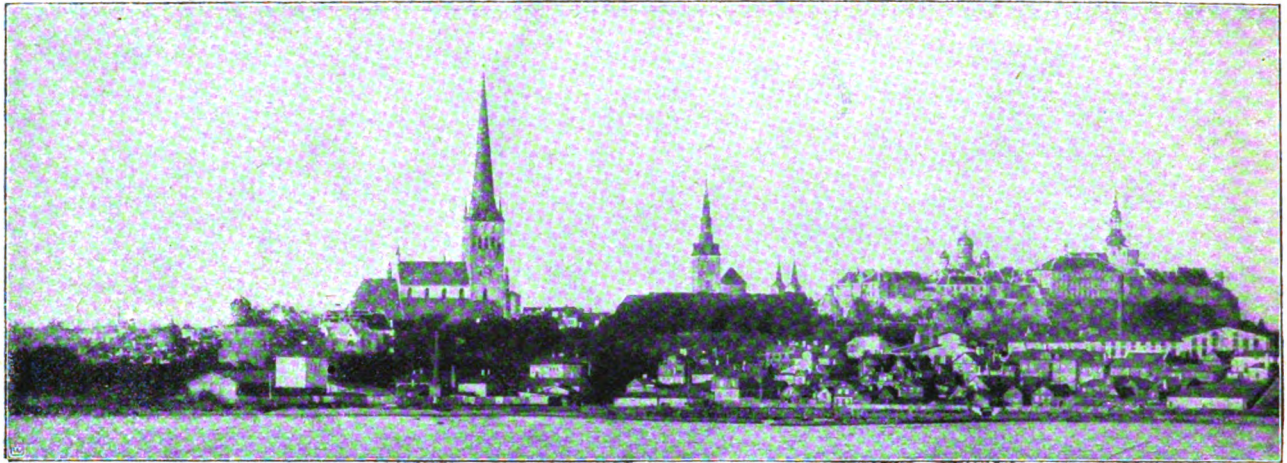
1. Dr. Hans Richter. 2. Fr. Dr. Richter. 3. Fr. Prof. Gianicelli. 4. Frä. E. Richter. 5. Konzertmeister Wendling. 6. Kapellmeister Prohaski. 7. Chordirektor Franzén (Wien). 8. Frä. M. Richter. 9. Professor Gianicelli. 10. Catterall. 11. Dr. Felix Kraus.
Caférunde um Hans Richter.

Momentbilder aus Bayreuth.
Kunstverlag Tomaszek, Bayreuth.

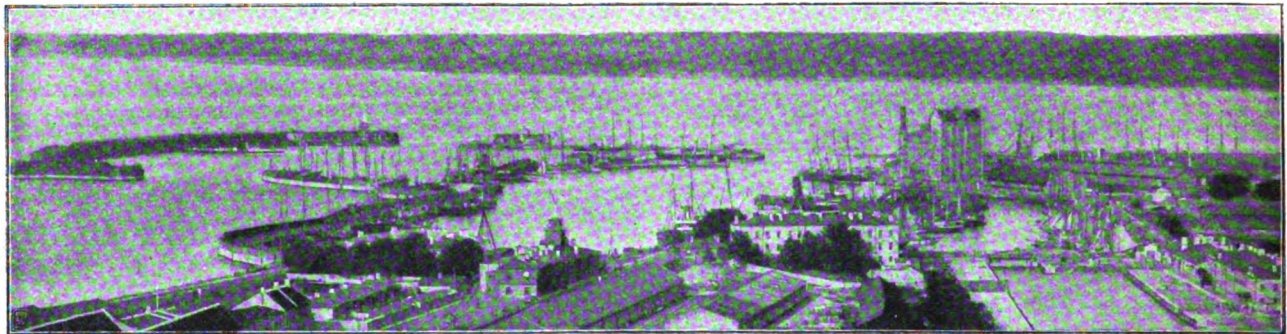


1. Kapellmeister Prohaski. 2. Dr. Felix Kraus (Wien). 3. Kapellmeister Michael Balling (Breslau). 4. Anton van Roy (Rotterdam).

Vor der Aufführung.



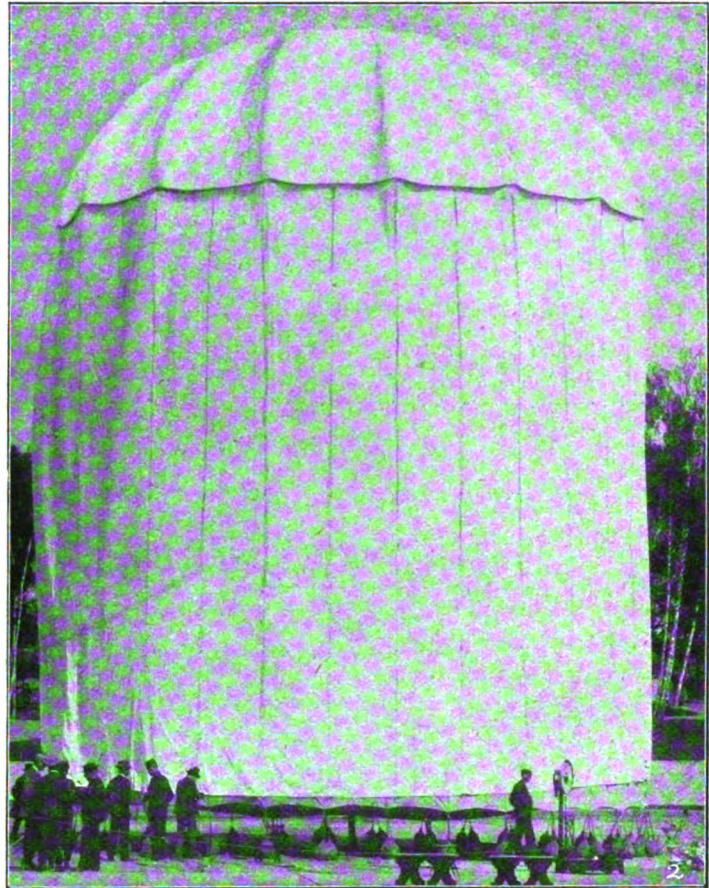
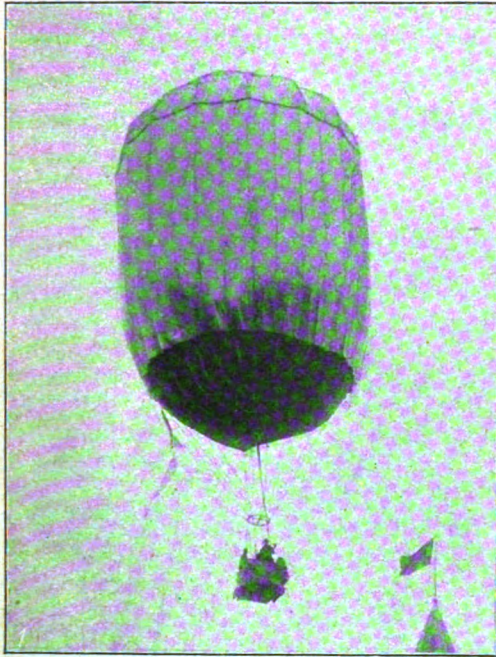
Ansicht von Reval.



Die See von Reval vom Olafirturm aus,
Zur Kaiserreise nach Reval.



Aus dem Atelier Skarbina's in Berlin: Der Künstler vor seinem für den Sitzungsfaal des neuen Rathauses in Delfau bestimmten Gemälde.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



1. Empor! 2. Der Ballon in seiner charakteristischen Gestalt. 3. Die Taufe des Ballons durch Prinz u. Prinzessin Karl von Schweden und Norwegen. 4. Optm. Eric Unga.
Der Aufstieg des Angesehen Ballons „Der Schwede“ zu Stockholm.
 Photographische Momentaufnahmen.



Contenet. Jof. Fischer. Robl (Sieger). Huret.
Das Sechsstundenwettrennen mit Motorschrittmachern zu Friedenau am 3. August.
 U. Reichwein mit Goerg's Doppelanastigmat phot.



Geheimrat Prof. Hegar, Freiburg i. B. feierte sein 60jähr. Doktorjubiläum.



Geh. Bergrat Klemens Winkler, trat von seinem Lehramt zurück.



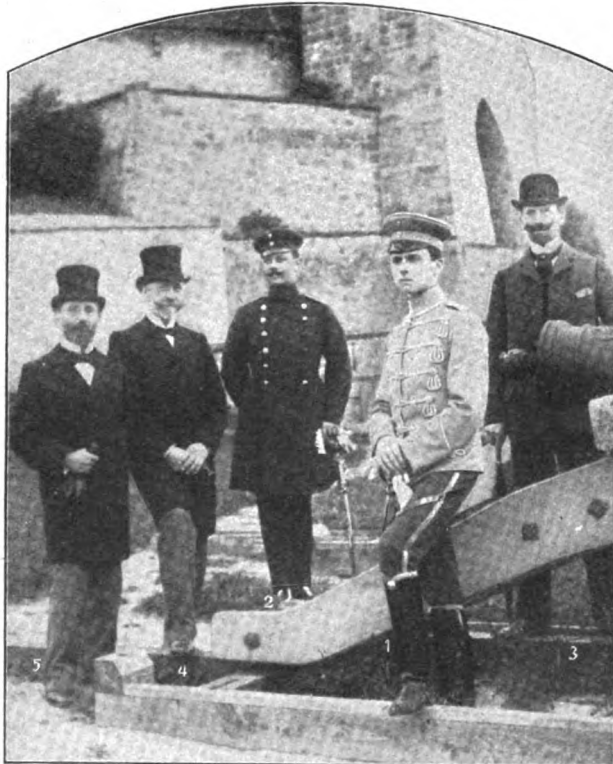
Historiker Prof. Ernst Dämmler, feierte sein goldenes Doktorjubiläum.



Prof. Karl Just, Bonn, feierte seinen 70. Geburtstag.



Hofrat Josef Kürschner † auf der Reise in Tirol.



1. Herzog Karl Eduard. 2. von Gillhausen. 3. Hofjägermeister von Mintwig. 4. Direktor Major Köhntger. 5. Stabsarzt Dr. Fischer. **Befichtigung der feste Koburg durch Herzog Karl Eduard von Sachsen-Koburg-Gotha.** Hofphot. E. Uhlenhuth.



Stiftspropst Jakob Ritter von Carl, feierte sein 60jähriges Priesterjubiläum.



H. Barłowski, Bundessportführer vom Bund d. Berl. Grundbesitzervereine.



Hofkapellmeister Konquist August Klughardt, Dessau, †



Der amerik. Gouverneur der Philippinen Taft begiebt sich in Neapel auf das Schiff zur Heimreise. Phot. Abeniaccar.



Montague Holbein (X) versuchte von Calais nach Dover zu schwimmen. Phot. Coe & Hollands.



Königin Maria Christine von Spanien, begrüßt die Kaiserin Isabella von Compiègne. Phot. C. Chuffreau-Glaviens.



Das am 26. Juli eröffnete neue Familienbad in Welterland-Sylt.
 Photographische Momentaufnahme.



Die Retter (von links nach rechts): Willy Ohm, Hans Krüger, Gustav Krafo, Ferd. Diepforn, Hauschild, Kallstg, Lud. Zühlke.

Die Geretteten (von links nach rechts): Steuermann Nordström, Kapitän Person, Koch Friedrichsen.

Bodh klingt das Lied vom braven Mann: Die Errettung der Besatzung des schwedischen Schoners „Martha“ durch Berg-Dievenower Schiffer.
 Phot. Dr. C. A. Böhm.



1. Königin von Spanien. 2. Prinzessin Ludwig. 3. Prinzessin Ludwig Ferdinand. 4. Infantin Maria Theresia. 5. Prinz Ludwig Ferdinand. 6. Prinzess Adelgunde. 7. Prinzess Alfons. 8. Prinz Louis von Bourbon. 9. Prinz Franz. 10. Herzogin von Calabrien. 11. Herzog von Calabrien. 12. Prinz Alfons.

Königin Maria Christine von Spanien in München: Die Königin im Kreise ihrer Verwandten.

Spezialaufnahme für die „Woche“ von M. Dietrich, München.



1. Preis: Leopoldine Sjafolczay-Wien. 2. Preis: Frieda Anna Trappel-Wien. 3. Preis: Betty Leins-München. 4. Preis: Gusti Erler-Wien.
Vom Annenfest auf dem Kahlenberg bei Wien: Die preisgekrönten Schönheiten.
Robert Thiele, phot.



1. Julius Schuch. 2. Heinrich Zöllner-Leipzig. 3. Frau Eilli Kienzl. 4. Dr. W. Kienzl. 5. Musikdirektor Göllerich. 6. Musikschriststeller Dr. Decsey. 7. Frau Eilly Stört.
Vom Sängerbundesfest in Graz: Besuch bei Wilhelm Kienzl in seinem Sommerhaus zu Andritz bei Graz.
Photoillustration Hans Franke & Co.



Das in Donaueschingen enthüllte Denkmal für den Komponisten Kalliwoda. Der Schah von Persien und Erzherzog Karl Franz in Karlsbad.
R. Marth-Donaueschingen phot. Photographische Momentaufnahme.

Es war ein alter König . . .

Von

Rudolph Stratz.

3. Fortsetzung.



So leise Arvid gesprochen, hatte Excellenz von Braunscheidt doch die letzten Worte gehört und trat, die Havana in der Hand, kopfnickend näher. „Ja — wer folgt dem nicht, Jutta,“ sagte er befriedigt. „Du kannst mir glauben, der hat mir und aller Welt zu schaffen gemacht, mein Herr Sohn. Schon als kleiner Bengel — ja — der Hofmeister that, was er wünschte. In der Schule — sämtliche Jungens erkannien ihn als ihren Herrn und Meister an — beim Militär — die größten Vorgesetzten hielten ihm gegenüber mit ihren Offenherzigkeiten zurück, jedermann hatte vor ihm eine heilige Scheu — und ohne daß er irgend etwas seinerseits dazu that. Du siehst ja, wie wenig er sich mit Liebenswürdigkeiten befaßt. Rauh wie ein Hinterwäldler sieht er da. Aber was ist denn?“ Er wandte sich um. „Sie wollen doch nicht schon gehn, meine Herren?“

Der alte schweigsame Urwaldläufer entschuldigte sich. Er sei müde von der Reise. Und das Gleiche sagten auch die andern.

Im Vorflur ließ auch Arvid sich vom Diener Hut und Mantel reichen. Sein Vater war erstaunt. „Nanu — du gehst auch noch mit aus? Ich denke, wir rauchen jetzt noch gemütlich eine Zigarre zusammen und schwagen — am ersten Abend, wo wir dich hier haben.“

„Heute kann ich nicht. Ich habe mit den Herren noch etwas zu besprechen.“

„Wie du willst,“ erwiderte der Hüne phlegmatisch. Aber innerlich war er doch etwas getränkt.

Es kostete Arvid Ueberwindung, mit seinen Reise-genossen, die noch ein Glas Bier trinken wollten, das nächste Berliner Bräu zu betreten. Diese Luft, dick, trübe und verbraucht, wie Rinnsteinwasser, dies Gemisch von Bierdunst, Menschenbrodem, Zigarrenqualm, Speisengeruch und dem Dampf nasser Kleider — diese eng beisammensitzenden Massen von Männern und Frauen, die dreimal so laut sprachen, als es in andern Kulturländern Europas Brauch — das alles war ihm ein Grauen, und er beeilte sich, mit seiner Angelegenheit ins reine zu kommen.

„Hier haben Sie die Adresse des Dr. Belling,“ sagte er zu dem Hauptmann Werckenthien. „Also thun Sie mir den versprochenen Gefallen und stellen Sie den Herrn morgen vor die Wahl: entweder öffentlicher Widerruf oder Auseinandersetzung mit der Pistole. Und zwar im Euremburgischen. Außerhalb der Reichsgrenze. Zwei Jahre Festung ist er mir nicht wert.“

„Schön,“ sagte der Hauptmann. Er wußte, daß Arvid trotz seiner Kurzsichtigkeit ein tödlich sicherer Schütze war. „Was haben Sie denn eigentlich heute, lieber Braunscheidt?“

„Wieso?“ fragte Arvid.

„Sie kommen mir so ein bißchen wunderlich vor. Zerstreut . . . oder mit irgendetwas beschäftigt.“

„Vielleicht plane ich schon wieder eine neue Expedition,“ erwiderte Arvid trocken. „Möglich, daß ich bald wieder nach Afrika geh — sehr bald sogar. Aber zunächst geh ich aus diesem scheußlichen Bräu fort. Diese deutsche Bierbarbarei stimmt mich zu traurig.“

Vor dem Bräu trennten sie sich. Der alte Eremit begab sich in sein Hotel, der Hauptmann zu Kameraden in ein Kasino, der kleine Elfenbeinhändler in ein Balllokal, aus dem er gegen Morgen nach reichlichem Sektverbrauch und einem wilden Bogerkampf mit dem als Thürhüter bediensteten Neger an die Luft gesetzt wurde, und Arvid machte eine stundenlange, einsame und planlose Wanderung in den dunklen, verschneiten Tiergarten hinaus, ohne recht zu wissen, wohin er mit seinen Gedanken ging . . .

In der Wohnung seines Vaters war inzwischen noch Licht, und die Fenster waren weit geöffnet. Die kalte Nachtluft wehte herein und kühlte die Stirn des Hausherrn, der in langen schweren Schritten durch die Zimmer ging. Es war ihm in letzter Zeit immer zu heiß und besonders nach solch einem Abend mit Lärm und Wein und der Wüsten- und Wildnisstimmung, die die Afrikaner mitgebracht. Die hatte ihn angeregt und zugleich melancholisch gemacht. Das war ein Hauch aus der freien, ihm ewig versagt gebliebenen Welt, wie der Windstoß, der eben im Vorbeipilgern rasch noch einmal durch das Arbeitsgemach fuhr, die Lampen erschrocken aufklackern ließ, das blöde Schreibwerk auf dem Tisch aufblätterte und im Hufsch wieder verschwand.

Er bückte sich seufzend und hob das Altentstück wieder auf. Leben — Freiheit — Jungsein in Arbeit oder Genuß — ach — zu allem war die Zeit vorbei. Der Zeiger der Wanduhr wies auf späte Stunde, ihr Tick-Tack mahnte eintönig: thu deine Pflicht! Thu deine Pflicht! Vor ihm gähnten, seiner Unterschrift harrend, engbeschriebene Bogen, und im Nebenzimmer saß Stöffel-Stier, der Offiziosus, den er für alle Fälle nach dem Besuch der drei Eideshelfer seines Sohnes noch einmal hierher bestellt.

Nichts war ihm jetzt unangenehmer, als dieses hinkende Gewissen seines dienstlichen „Ich“. Aber er bezwang sich. Er brauchte solch einen Vertrauten zu notwendig, gerade er, der trotz seiner schwerfälligen Hünen-gestalt weit mehr der Mann des spitzen Stiletts als der deutschen Faust war.

„. . . n Abend, Liebster,“ rief er jovial. „Na — Sie machen ja so ein vergnügtes Gesicht. Was bringen Sie denn Böses? Nichts Besonderes? Nur neue Angriffe in der Presse? Kenn ich. Kenn ich . . . Sturm im Blätterwald — gedruckter Landregen — geht vor.“

über. Leider. Ach — wenn es meinen Feinden doch bloß gelänge, mich einmal von hier wegzugraulen, wie einen mißliebigen Nachtwächter. Aber umsonst! — Ich muß bleiben und weiter als Samiel in der Wolfschlucht fungieren. Diesmal gründlich! Im Fall Belling! Ich werde selbst von meinem schönen äußersten Eckplatz rechts aus sprechen und die Bliß- und Donnermaschine ein bißchen derber handhaben als sonst die Wadenstrümpfler oben. Wir wollen mal der Wahrheit die Ehre geben, alter Freund. Merkwürdig — was? Und Ihre kleinen Leute schweigen! Ueber allen Reptilen ist Ruh. Es giebt diesmal keine bezahlte Druckerchwärzel! Ich zaubere selbst.“

„Sehr wohl, Excellenz,“ sagte Stöffel-Stier mit unerschütterlicher Ruhe und ging.

Der alte Mephisto schaute ihm befriedigt nach, in jener belustigten Ironie, in der er sich zuweilen als der Herr der Ratten und der Mäuse in der Wilhelmstraße fühlte. Freilich nicht als einer der ganz Großen, aber doch groß genug, um viel menschenverachtende Heiterkeit über seine Feinde im Busen zu bergen.

Friede überall. Der Gedanke machte ihm Spaß. Der Besuch aus Afrika hatte die Schläfrigkeit, die ihn sonst nach Tisch befiel, gebannt. Er war in einer sonnigen, niederträchtigen Laune, und sein Gesicht erhellte sich noch mehr, als er das leise Fegen eines Kleidersaums über dem Boden und die leichten, elastischen Schritte Juttas hörte, die aus ihrem Zimmer zu ihm zurückkam.

„Ein netter Abend, meine Tochter. Nicht?“ sagte er, ohne sich umzuschauen. . . . „Was haben diese Kerls doch erlebt. O — ich Esel! Das alles hätt ich auch haben können — wenn ich's gewollt und gewußt hätte. Jetzt hilft die Reue über so viel unnütze Jugend und unnütze Tugend nichts mehr. Jetzt sieht man hier fest und ist allgemein mißliebiger, wie der Schuhu auf der Stange, und um einen lärmt und krächzt das Federvolk. Und wenn man sich auch die Kette vom Bein streifte — umsonst. . . man ist alt. . . alt. . . alt. . .“

Seine Stimme war bei den letzten Worten gesunken, der greisenhafte Zug in seinem Gesicht trat jetzt, wo er allgemach doch müde wurde und gähnte, wieder deutlicher hervor und verstärkte sich noch durch eine unruhige Besorgnis, als er sich umdrehte und in Juttas Gesicht blickte.

„Was hast du denn?“ fragte er, die Brauen furchend. „Du siehst ja ganz entgeistert aus.“

„O — mir ist nichts,“ sagte sie unbefangen. „Vielleicht hat mich die Gesellschaft ein wenig angegriffen.“

„Na — sonst sind deine Nerven doch nicht so schwach.“ Er brummte etwas in seinen Bart, schüttelte den Kopf und wurde dann ärgerlich. „Und der Arvid! Statt mit uns noch ein Stündchen beisammenzusitzen, muß er mit diesen Leuten, die er doch seit Jahr und Tag in- und auswendig kennt, aus dem Hause rennen! Sonderbar von ihm — nicht?“

„Ich weiß nicht. Ich kenn ihn doch noch viel zu wenig.“

„Das ist wahr.“ Herr von Braunscheidt setzte sich schwer aufzufzend an den Arbeitstisch. „Ihr steht mir

jedes so nahe, daß ich immer vergeß, daß ihr euch heute zum erstenmal im Leben gesehen habt. Na — gute Nacht, mein Kind. Da liegen die Aktienstöße. Schlaf wohl.“

„Gute Nacht,“ erwiderte sie leise und ging aus dem Zimmer.

V.

„Hilft nichts — man wird alt,“ sagte Excellenz von Braunscheidt am nächsten Spätnachmittag, als er mit Herrn von Neumeister, den er zufällig unterwegs getroffen, heimwärtsging. „Wir beide reden einander nichts mehr vor. Wir haben zuviel miteinander durchgemacht als Aktien- und Tintenmenschen im Staatsdienst und außer Dienst, mit Wein, Weib und — na, am Gesang hat uns ja nun weniger gelegen, und in den Rest müssen wir uns jetzt auf unsere alten Tage teilen, du den Wein, und ich — hör mal, du kommst doch heute abend?“

„Ich hab deiner Frau Gemahlin eigentlich abgefragt. Ich lieb große Herrengesellschaften nicht. . .“

„Meine Frau ist doch da. Und was eine schöne Frau wie die meinige will. . . Aber — du hast recht: es wird grimmig. Jutta hat siebenunddreißig Personen zusammengetrommelt. — Die reine Arche Noah. Nur offizielle Welt. Der Mensch fängt beim Mandarin an.“

Er blieb stehen und sagte seinen kleinen Begleiter am Rockknopf. „Hör mal,“ murmelte er unruhig. „Du bist ja ein niederträchtiger Kerl und stellst mir ein Bein, wo du kannst — aber wir sind doch nun mal so lange befreundet. Ich muß dich was fragen: ich komm mir nämlich wirklich dumm vor.“

Ueber das vertrocknete Fuchsgesicht des alten Herrn zuckte ein Lächeln: „Du? Sei unbesorgt. Du hast den Instinkt der Schlaueit in allen Lebenslagen.“

„Ja — aber wie ich gestern so zwischen diesen Leuten aus Afrika saß — ich erzählte dir ja — die Freunde meines Sohnes — da erschien ich mir rein wie der gute Onkel aus dem Bilderbuch. . . schon 'n bißchen taperig — 'n bißchen angeknagt — ziemlich unnützes Möbel — aber sonst ein lieber, alter Mensch. Na — und mal kratzt er ja auch ab. Gott mit ihm. Kein Verlust.“

„Wie kommst du denn auf den Unsinn?“

„Ja — hauptsächlich — da war so ein kleiner Galgenstrick — mager — ausgehungert — so 'ne Art Windhund der Expedition meines Sohnes — ein Elfenbeinhändler und fährnrich a. D. — na — ich will nichts weiter gegen den jungen Gentleman sagen. Aber ich würd ihn ungern mit einem Tausendmarkschein über die Straße zum Wechseln schicken. Und der Bengel sah verstoßen immer mich an und dann meine Frau und dann wieder mich. Das machte mich nervös. Was kann der sich nur gedacht haben?“

„Das ist doch ganz egal.“

„Ja — aber, Hand aufs Herz.“ Sie gingen langsam weiter. „Eieher Neumeister, hab ich wirklich nichts Komisches an mir?“

Der kleine, alte Herr warf einen Blick zu dem Koloß an seiner Seite empor und zwinkerte schmerzhaft mit

den Augen, als hätte jener einen schlechten Scherz gemacht. „Du und komisch. — Feinde hast du genug. Natürlich. Schon deswegen, weil du ja viel zu faul bist, irgendeine bössartige Bemerkung unausgesprochen zu lassen. Für einen soliden Staatsdiener hast du wirklich ein bißchen zu viel Wiß nach Tisch. Darüber lacht dein nächster und nimmt es dir nachher krumm. Aber als eine Quelle unfreiwilliger Heiterkeit hab ich dich noch nie erfunden.“

„Nicht wahr,“ meinte der alte Hüne erfreut. „Zu was sich Gedanken machen? Gedanken sind unnütze Blutstauungen im Gehirn. Wir brauchen in Preußen keine Stauungen. Aber das kommt alles von dem elenden Stubenhocken. Dann überleg ich immer wieder seit gestern: ich bin doch ein alter Mann und dabei so verliebt und — ganz stimmt's ja nicht — aber beinahe könnte meine Frau meine Enkelin sein.“

„Das geht doch niemand an außer euch beiden.“

„Ja — ja,“ sagte Herr von Braunscheidt trübe. „Wenn ich jetzt über meine Scholle draußen in Ostelbien schreiten könnt, mit dem Knotenstock in der Hand und den Wettermantel um, dann plagten mich auch die Grillen nicht. Hier leb ich zu schwindlig. In einem Wirbel. Immerzu im Kreis, bis ich jetzt glücklich die moralische Seekrankheit gekriegt hab. Tagsüber im Alfenloch, abends das Haus voll Gäste — große Unbekannte, die mich in Hummermayonnaise schädigen und blindlings meinen alten Bordeaux hinunterspülen, und dann oft noch die Nächte durch wieder über den Alfen — das reißt einen auf.“

„Dann schone dich doch mehr.“

„Wie denn? Jetzt bin ich schon mitten drin. Jutta hat sich nun einmal kopfüber in den Strudel gestürzt. — Nur Menschen her: Menschen so viel wie möglich — so lange wie möglich — so oft wie möglich — ein Getümmel wie auf dem Zentralbahnhof — das ist ihr stilles Ideal.“

„Wenn es dir nur nicht zu viel wird.“

„Dah — mir.“ Der Reder lachte. „Aber für Jutta — da kannst du eher recht haben. Sie treibt es zu wild. Ich hab Angst, daß sie mir schließlich zu oberflächlich wird — zu fahrig und schusselig, wie die andern Frauenzimmer. Die sind doch mehr Kanarienvögel, als denkende Wesen. Und darum ist mir's lieb, daß Arvid jetzt in meinem Haus ist! Er hat einen merkwürdigen Einfluß auf die Menschen, ohne es zu wollen. Hoffentlich auch auf Jutta! So jemand braucht sie. Da kann sie sehen, wie man ernst und in sich hinein und aus sich heraus lebt, statt dieser Steeplechase vom five o'clock zum Rout und von der Matinee zum Bazar.“

„Wohnt denn dein Sohn bei dir?“

„Ja natürlich. Wieso?“

„Mein Gott — ich fragte nur.“

„Und was meinst du denn damit?“

„Aber gar nichts.“

„Natürlich meinst du was, du alter Jesuiter.“

Herr von Neumeister zuckte die Achseln und lächelte. Sein fuchsichlaues Antlitz sah aufrichtig zu dem andern empor. „Du wirst wirklich ein bißchen nervös in letzter Zeit. Es ist doch selbstverständlich, daß dein Sohn bei

dir wohnt. Wo sollte er denn sonst? Na — da ist dein Haus. Auf Wiedersehen. Vielleicht schaue ich doch mal heute abend bei euch herein.“

Die Hände in den Taschen seines Pelzes vergrabend, lief er fröstelnd mehr, als er ging, mit seinen gewohnten kurzen Schritten die Straße hinab, ewig im Trab, ewig die Augen im Kreis, ewig den Kopf voll Mißtrauen, Eist und Verdacht. Herrn von Braunscheidts Gesicht verdüsterte sich, als er ihm nachschaute. Dann schüttelte er ärgerlich den Kopf, wie um einen lästigen Gedanken zu verschrecken, und stieg die Treppen hinauf in seine Wohnung. Es verdroß ihn, daß er sich dem alten Schleicher anvertraut und der ihm seinen Dank in Gestalt seines üblichen kleinen vergifteten Nadelstichs abgestattet hatte. Aber es zog ihn eben immer wider Willen zu Neumeister hin. Das war vielleicht der einzige Mensch auf der Welt, vor dem er keine Geheimnisse haben konnte. Sie hatten sich in ihren Jünglingsjahren zu tief ins Herz geschaut und waren zu klug, um das zu vergessen, und geistig zu nahe verwandt, wenn auch äußerlich der eine ein gut aufgelegter Riese, der andere ein mißmutiger, leberleidender Zwerg war.

Oben in seinem Arbeitszimmer traf er Arvid allein. Er saß am Schreibtisch seines Vaters, über Briefe und Kartenpläne gebeugt. „Verzeih, daß ich mir's ohne weiteres bequem gemacht habe,“ sagte er nach der Begrüßung. „Aber ich habe viel zu thun. Natürlich wieder einen Haufen Unannehmlichkeiten aus Afrika. Eigentlich müßte ich gleich wieder hinüber.“

„Aber das wirst du doch nicht?“

„Ich will nachher mal beim Auswärtigen Amt vortreten. Es ist ein Schreiben aus Brüssel von der Regierung des Kongostaats unterwegs. Vorher kann ich nichts entscheiden.“

Arvid verstummte, und sein Vater fragte nach einer Weile: „Wo ist denn Jutta?“

„Ich hab sie noch nicht gesehen.“

„Heute den ganzen Tag noch nicht?“

„Nein. Ich ließ mich vormittags bei ihr melden, da war sie eben ausgefahren und hatte hinterlassen, sie käme erst gegen Abend zu Tisch zurück.“

Excellenz von Braunscheidt zog die buschigen Augenbrauen hoch. „Nanu,“ brummte er. „Sehr freundlich ist das nun nicht. Das macht die große Gesellschaft heute abend. Da hat sie den Kopf voll. Wie immer. Du mußt ihr das nicht übelnehmen.“

„Aber ich bitte dich,“ sagte Arvid lässig über seinen Papieren.

Der Alte setzte sich neben ihn. Eine Weile sah er ungeduldig seinen Arbeiten zu. Dann begann er: „Thu mal die Geschichte da für einen Augenblick weg. Ich muß mal mit dir reden. Oder vielmehr etwas thun, was ich mir schon lange vorgenommen hab.“

Der junge Gelehrte sah erstaunt auf und schob den Zwicker zurecht. Sein blaßes Gesicht war unbeweglich wie immer.

„Gieb mir mal deine Hand,“ fuhr der greise Würdenträger fort. „So. Nun lasse sie in der meinen und höre: steh mal — der Mensch ist nun mal, wie er ist,

und kann nicht anders. Ich auch. „So bin ich“ — das zu sagen, ist mein Recht. Aber früher war ich im Unrecht und sagte weiter: und so sollst auch du sein. Ich könnte ja jetzt nachträglich behaupten: das war nur väterliche Liebe. Aber wo ist da die Grenze zwischen ihr und dem väterlichen Egoismus? Jedenfalls liegest du dir das nicht gefallen. Du wehrtest dich. Du mußtest schließlich aus dem Haus. Einen großen Teil unseres Lebens sind wir fremd nebeneinander hergegangen, durch meine Schuld. Und die Erinnerung daran thut mir jetzt, wo ich auf meine alten Tage noch einmal durch Jutta so unverdient glücklich geworden bin, von Herzen leid. Du siehst — ich bin weicher geworden, seit wir uns zuletzt gesehen haben, und sage jetzt ganz ohne Bitterkeit: du hast im Kampf zwischen uns gesiegt. Du hast durch die That bewiesen, daß du nicht nur anders, sondern auch besser bist als ich. Nun wollen wir Frieden machen für die paar Jahre, die ich noch leb. Friede zwischen Männern, wie wir — das muß Freundschaft sein. Arvid, mein Sohn: willst du vergessen, was war? Willst du mein Freund künftig sein im Leben?“

Er schaute ihn erwartungsvoll an, immer noch seine Rechte festhaltend. Arvid stand auf und sagte einfach und ohne Erregung: „Ja — Papa.“

Sie schüttelten sich die Hände, und dann beugte sich Herr von Braunscheidt über seinen Sohn und küßte ihn, zum erstenmal seit langer Zeit. Seine Augen waren feucht vor Rührung. Aber im Innern hatte er dabei Angst: wenn ich ihm nur nicht altersschwach und kindisch in meiner verspäteten Liebe und Güte erscheine . . .

Arvids Gesicht verriet wie gewöhnlich nichts, was in ihm vorging. Er packte seine Papiere zusammen und begann dann im gewöhnlichen Gesprächston: „Aber nun muß ich fort, Papa.“

„Ins Auswärtige Amt?“

„Ja — und dann . . .“ Er zögerte. „Nimm es nicht übel. Gerade jetzt — nach dieser — ich weiß nicht, wollen wir's Ausöhnung nennen oder . . . aber — ich möchte mir nämlich gern im Vorbeigehen in irgendeinem Hotel ein Zimmer mieten und dorthin ziehen . . .“

„Es ist so furchtbar unruhig hier,“ fuhr er lachend fort. „Jutta lebt nun mal in einer lärmenden Welt. Den ganzen Tag geht das so durch. Besuche, Telephongeklingel, Lieferanten, was weiß ich. Und ich bin von Natur ein stiller Mensch. Da räume ich lieber das Feld und komme, wann es sich macht, zum Besuch.“

Was er da sagte, war ganz richtig. Aber sein Vater antwortete nicht gleich. Er sah wieder Herrn von Neumeisters schläfriges Fuchsgesicht vor sich und hörte seine niederträchtige, leise Frage: „So? Dein Sohn wohnt bei dir im Haus?“

Und nun wollte der weg, freiwillig, am Tag nach seiner Ankunft! Ein unbestimmtes Bangen kroch ihm langsam vom Herzen zum Hals. Er schaute Arvid scharf von der Seite an. Der ordnete ruhig mit seinem steten, in sich versunkenen Ernst seine Schriftstücke zu Ende und schob sie in die Tasche. „Also einverstanden, Papa?“ fragte er.

Der alte Necke zuckte die Achseln. „Wie du willst.“

„Schön. Also adieu.“

„Adieu.“

Als sich die Thür hinter Arvid geschlossen, ließ Excellenz von Braunscheidt das mächtige Haupt auf die Brust sinken, streckte die Beine weit aus und brütete, die Hände in den Hosentaschen, den Blick hartnäckig in einen Winkel des allmählich dämmernden Zimmers gerichtet, vor sich hin. Er rührte sich nicht. Nur die Zigarre unter seinem gesträubten, grauen Schnurrbart glimmte und dampfte stoßweise und umhüllte schließlich seinen ganzen Oberkörper mit einem Flor von bläulichen Rauchschichten.

Plötzlich zerrissen diese Ringe, und er schreckte, mit der Hand über die Augen fahrend, empor. Jutta stand vor ihm. Sie war eben nach Hause gekommen. Die Jose trug Hut, Muff und Mantel nach hinten.

„Wo hast du denn heute nur den ganzen Tag gesteckt?“ fragte er mit einem lauernden Blick von unten herauf, aber ohne im Halbdunkel ihre Züge genau erkennen zu können. „Kaum ist Arvid da — da läuffst du aus dem Hause.“

„Wir waren ja gestern schon den ganzen Tag beisammen,“ sagte sie leichtthin. „Heute ging's wirklich nicht anders.“

Ihr Gatte erwiderte nichts. Er saß da und spielte mit seinen Gedanken Kage und Maus, während seine Augen die Bewegungen ihrer hohen, biegsamen Gestalt im Zwielicht verfolgten. Es war ja nur ein Spiel! Er wußte ja genau: das alles war nichts als eine seiner mephistophelischen Anwandlungen, wie er sie an sich von Jugend auf kannte, das merkwürdige Behagen an der Zerstörung und Zerlegung der Dinge. Nur daß diesmal den Teufel hinter der eigenen Thür suchte, statt wie sonst hinter fremden . . . Und er überlegte sich immer wieder, wie Jutta gestern zwischen ihnen im Kreise der Männer gesessen, die seines Sohnes Thaten rühmten. Sie hatte geschwiegen und zugehört und zuweilen ihr Auge auf Arvid ruhen lassen, mit einem scheuen, ernsten Ausdruck, wie man eben einen Mann betrachtet, der von der Schwelle des Todes, aus unbekanntem Reichen, wie ein Gast von einem andern Planeten in das langweilige Gleichmaß unserer Tage tritt und eine afrikanische Fieberluft mit sich bringt, die den Sinn verwirrt, so daß Jutta nachher, als jene sich empfahlen, wie eine Nachtwandlerin, ganz geistesabwesend durch die Zimmer gegangen war . . .

Plötzlich ärgerte er sich und schüttelte die schwarzen Schatten von sich ab. Das war ja Wahnsinn. Ein Alpdruck. Eine dumme Nervenpiegelung. Da stand sie doch vor ihm am Tisch, gelassen und heiter wie immer, ordnete mit ihren schlanken Fingern die Tuberosen und Chrysanthemen, die sie mitgebracht, zu kleinen, neben jeden Teller des heutigen Diners zu legenden Knopflochsträußchen und erzählte dabei von der Generalprobe zu der morgigen Matinee, wo sie auf einem lebenden Bild die Hauptperson darstellen sollte, die Katharina Cornaro, mit einer goldigroten Perücke in Venezianer Tracht. Es war das einzige Bild, bei dem heute alles geklatscht hatte, sowie der Vorhang aufging. Und bis sie sich

dann wieder umgezogen und hierher begeben, war eben der Tag herum.

Ihr Geplauder beruhigte ihn. Es wetterleuchtete wieder über sein Gesicht, halb sarkastisch heiter, halb voll befriedigten Stolzes wie sonst, wenn er von den Triumphen seiner schönen Frau hörte. Der Diener brachte die Lampe. Und wie es hell im Zimmer wurde, ward es auch in ihm wieder Licht und grollte, während er schwerfällig aufstand, nur noch in der ferne wie ein abziehendes Gewitter.

„Dieser Arvid,“ brummte er zwischen den Zähnen. „Weißt du, was der Bengel mir anthut? Sucht sich ein Zimmer im Hotel. Zieht einfach aus dem Vaterhaus fort, nachdem er kaum den Kopf hineingesteckt.“

Sie blieb ganz ruhig und fragte nur: „O — warum denn?“

„Ja — warum, meine Tochter! Warum sind die Menschen so und nicht anders? Frag ihn doch selbst. Vielleicht wird er es dir sagen. Mir erzählt er nur, es sei ihm hier zu viel Leben. Du machtest zu viel Lärm.“

„Ja — das mach ich doch auch.“ Sie lachte, kurz und ein wenig gezwungen, wie ihm schien. „Jetzt — mitten in der Saison. Und er liebt, so weit ich ihn jetzt kennen gelernt hab, die Einsamkeit. Ich versteh das schon.“

„So — du verstehst das.“ Er ging langsam um den Tisch herum, so daß er ihr Gesicht im vollen Lampenschein sehen konnte, und bemerkte mit Grauen: sie war plötzlich blaß geworden. Ganz blaß.

Sie raffte inzwischen die Sträußchen zusammen. „Ich muß jetzt machen, daß ich zur Gesellschaft noch fertig werde,“ sagte sie rasch, den Blick hartnäckig auf den Blumen. „Wer soll mich denn zu Tisch führen?“

„Der thörichte Prinz natürlich.“

Sie unterdrückte einen Seufzer, nickte nur: „Es ist gut“ und verließ das Zimmer. Und er glaubte selbst ihrem schnellen Gang, dem heftigen Handgriff, mit dem sie die Portiere zurückschlug, die Angst anzusehen, noch länger in dieser Stunde mit ihm allein zu bleiben.

Und doch war nichts geschehen — gar nichts. Er wiederholte es sich im Kopf: eine boshafte, versteckte, in ihrer glatten Schlangenart unfaßbare Andeutung eines guten Freundes. Das war der Anfang, das glimmende Streichholz, das ein Vorübergehender halb achtlos, halb aus Schadenfreude in die offene Kornetenne wirft, und wenn er sich dann umdreht, ist der Nachthimmel hinter ihm schon dunkelrot, und alle Glocken läuten Sturm, wie jetzt die Hammerschläge seines Herzens. Und doch konnte das alles reiner Zufall sein. Das war sogar das Wahrscheinliche. Das einzig Glaubliche. Das sagte er sich immer wieder vor. Aber dann wußte er plötzlich ganz genau: es ist doch alles so, wie du dir es einbildest. Jutta wird totenblaß bei dem Wort „Arvid“. Arvid geht aus dem Hause. Die beiden fliehen einander und wissen wohl, warum . . .

Er trat in den Flur und nahm Gehpelz und Zylinder. Das Blut war ihm zu Kopf gestiegen. Er hielt es nicht aus in seinen vier Wänden. Es trieb ihn hinaus ins Freie, in die Winterluft — die kühlte und machte die Stirn wieder klar.

Berlin lag im Schnee. Alles war weiß und weich und still. Kein Hufschlag, kein Wagenrollen. Nur ein ganz gedämpftes, unbestimmtes Hufschien vermummter Gestalten im flockengewirbel und Lichterglanz. Es war alles schattenhaft. Wie in einem Krankenzimmer, in dem wunderliche Träume, halb Sinnestäuschung, halb Wirklichkeit, durch die Dämmerung spuken und ihre Fragen schneiden. Vielleicht war er wirklich krank und lief im Fiebernebel durch die Straßen! Und hinter ihm immer etwas wie ein schwarzer Kerl mit hochgeklapptem Rockfragen, der ihm heiser ins Ohr raunte: „Paß auf. Sie nehmen dir deine Frau.“ Und wenn er sich dann grimmig umdrehte, erblickte er nur seinen schwarzen Schatten unter der Laterne, und die Leute auf der Straße schauten neugierig auf den alten Herrn im Pelz, dessen Riesengestalt sie alle weit überragte.

Er beschleunigte seine Schritte. Rasch wechselte um ihn das Bild der abendlichen Weltstadt — jetzt vornehme, majestätisch-stumme Villenstraßen, jetzt, um die nächste Ecke herum, ein menschenwimmelnder, tagheller Platz — da die frostige Weite der Linden, winddurchpfeiffen, im bläulichen Licht, und wiederum tiefes Schweigen, Paläste zu beiden Seiten — zuweilen der schwere Tritt einer Schildwache, Hufschlag und das lautlose Rollen von Gummirädern — er war in der Wilhelmstraße, dem Wetterwinkel Berlins, wo er tagsüber auch Sonnenschein und Nebel brauen half.

Aber heute war ihm das gleich. Das bißchen Weltgeschichte . . . Er hatte nur einen Gedanken: ich bin alt, und die sind jung . . .

Und doch beruhigte er sich allmählich. Der verletzte Stolz in ihm — der setzte sich zur Wehr und erfüllte ihn ganz, bis er sich endlich sagte: nein. Einen Mann, wie mich, entthront man nicht so leicht. Ich halte, was ich habe. Und will nichts anderes glauben, bis ich es mit Händen greifen muß . . . Und das wird nie geschehen . . .

Als er wieder vor seinem Hause stand, rollte durch den Schnee ein Wagen heran, den er, der scharfäugige Landwirt, an dem verschämten Hahnentritt des alten Schimmels sofort als seinem Freund, dem Medizinalrat Winkler, zugehörig erkannte. Da kamen also schon die ersten Gäste. Er eilte, die Treppe zu gewinnen und sich in fliegender Hast umzuziehen.

Heute war er in anderer Stimmung als sonst, wenn er Menschen um sich sah. Sonst machte es ihm Spaß, inmitten der steifleinernen Geheimplätze und ihres säuerlichen Damenflors den alten ehrlichen Ostebier zu spielen und mit seinem dröhnenden Lachen eine Bräse in die herkömmliche, nüchterne Ledernheit einer Berliner Gesellschaft zu legen — aber an diesem Abend waren ihm seine Gäste nur eine Last. Diese faltigen und bärtigen Gesichter dünkten ihm noch dienstlicher als gewöhnlich — dienstlich noch auf dem Totenbett — ihre Stimmen noch hölzerner und trockener, ihre Gespräche über Politik und Personalien noch mumienhafter. Und wieder fragte er sich, während er sich vom Diener ein Glas Wein nach dem andern einschenken ließ, voll dumpfen Unbehagens: wie kommt Saul unter die Propheten? Wie komme ich unter diese Topfträger und Zuchtmeister

deutscher Nation? Warum tränke ich diese blutleere Versammlung, in der es zwei, drei ehrlich gut mit mir meinen, der größte Teil gleichgiltig und der Rest mir heimlich feind ist, mit meinem roten Lebenssaft? Offenbar, weil ich selbst schon durchsichtig werde, dünn, zerklüftet und verbraucht, wie jene!

Rings um ihn saß die vielfach schattierte Ausstellung von bunten Orden auf schwarzem Fracktuch. Es war Feierlichkeit in allem — im Suppenschlürfen und versteckt dem Nachbar im Gespräch eine Falle stellen, im Kosten des Weins auf der Zungenspitze und dem Wägen fremder Gedanken im Ohr . . . Haltung . . . Haltung bis zum Grab.

Weit vom Grab waren die meisten nicht. Grauköpfe überall und spärliche, weiße, tonsurähnliche Haarfränze um schimmernde Glazen. Ernste, leidenschaftslose Gesichter mit vielen Runzeln, frostige Herbststimmung über dem schweren süßen Duft der Tuberosen und dem in mutwilligen Bläschen flimmernden Sekt.

Und mitten in diesem Kreis der silberfarbenen und elfenbeinernen Häupter glänzte ein mattes Blond im

elektrischen Licht, in flüssigen Seidenwellen aufgesteckt, von einem schrägen Pfeil durchbohrt, und darunter das Antlitz einer schönen jungen Frau. Aus dem schmalen Ausschnitt am Hals hob sich das weiße blühende Leben ihres jungen Körpers warm von der nachtschwarzen Tafelrunde der befrachten greifen Würdenträger ab. Und ihren Gatten, der ihr gegenüber saß, durchfuhr plötzlich schmerzhaft wie ein Stich ins Herz die Erkenntnis: wie kommt sie hierher? Sie gehört doch nicht zu uns Alten.

Sie plauderte ruhig und unbefangen, in der Schulung der tadellosen Gastgeberin, die ihre Nervosität zu unterdrücken weiß und anscheinend kein Auge für die Dienerschaft besitzt. Links von ihr saß ein Diplomat, der klug, aber wenig, rechts die Durchlaucht, die viel, aber thöricht sprach, und sie hörte beides an, ohne mit der Wimper zu zucken. Und in einem tiefen Grauen dachte sich der drüben: „Das ist Komödie. Das muß Komödie sein. Alles, alles um mich ist Komödie.“

(Fortsetzung folgt.)

Etwas vom Mondschein.

Von A. M. Witte.

„Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn gefangen hält . . .“

Längst ist in unserm aufgeklärten Zeitalter die blaue Wunderblume der Romantik verwelkt und mit ihr die Mondscheinlyrik verklungen. Wir schütteln verwundert den Kopf über die Phantasie eines Wolfram von Eschenbach, der im Mondenlicht die Zinnen des Montsalvatsch zu sehen vermeinte. Wir haben uns daran gewöhnt, mit nüchternen Blicken über die Erde zu wandeln, und deshalb wird der Mond von den modernen Lyrikern mit Liebesklagen und Liebesseufzern verschont. Wem gilt auch heut noch die „silberne Leuchte der Nacht“ als „einzige Vertraute sehrender Liebe!“ — —

Wir Kinder einer realistischen Zeitströmung wissen nur zu gut, daß „der gute Mond, der so stille durch die Abendwolken geht,“ uns ja doch nicht helfen kann, und daß es keine Antwort auf die Frage giebt:

Warum sind der Thränen
Unterm Mond so viel?
Und so manches Sehnen,
Das nicht laut sein will?

Die jetzige Generation ist im großen und ganzen zu praktisch angelegt, um Fragen zu stellen, die unbeantwortet bleiben. —

Deffenungeachtet beschäftigt sich noch heute der Volksglaube viel und gern mit dem Mond. Noch heute wird ihm eine übersinnliche Einwirkung auf irdische Verhältnisse, auf Menschen, Tiere und Pflanzen zugeschrieben. Wie man in altersgrauer Vorzeit nach dem Wechsel des Mondes Krieg und Frieden regelte, so richtet sich noch vielfach das Volk nach dem Stadium des Mondes, wenn es sich das Haar schneiden will. Der Volksglaube läßt das Haar ergrauen, auf das der Mond den vollen Schein fallen ließ. Eine fürsorgliche Mutter läßt ihr ungetauftes Kind nicht in den Mondschein blicken, da es sonst mondsüchtig wird.

Sorgfältig schützt man selbst Eßwaren vor dem silbernen Schein des „stillen Gefährten der Nacht“, wie der Dichter

ihn nennt, da sie sonst dem Verderben anheimfallen. Auch der Secher bewahrt seinen kühlen Trank vor Mondenlicht, wie es im Trompeter von Säckingen heißt:

Es kommt mit neidisch gelbem Gesicht
Der Vollmond aufgestiegen.
Er scheint so grell, er scheint so fahl,
Er scheint mir mitten im Weinpokal —
Das kann nichts Gutes bedeuten.

Geht ein Schiff unter, so ward nach Ansicht der Schiffer eine bei Vollmond gefüllte Tanne als Hauptmast verwandt. Ebenso setzt sich der Holzwurm stets in Holz fest, das bei abnehmendem Mond dem Forst entnommen wurde.

Daß, wie jeder Volksaberglaube, auch alles, was mit dem Mond zusammenhängt, auf dem alten Heidentum beruht, geht schon daraus hervor, daß man dem Mond auch Gutes nachzusagen weiß. Die alten Götter erschienen in der Vorzeit stets in der Doppel-eigenschaft von gut und böse.

So richten sich der Gärtner und der Landmann gern nach dem Mond, auf seinen Segen hoffend. Sie glauben fest daran, daß alles, was gedeihen und zunehmen soll, nur bei zunehmendem Mond gepflanzt werden muß, um herrlich emporzusprießen. Sie sind sicher, daß der Viehstand dessen gut behütet und vor Raubtieren gut geschützt wird, der den Mond höflich begrüßt. Sie behaupten, daß der stets gut bei Kasse ist, der bei Neumond Geld bei sich trug, und man reiches Glück zu erwarten habe, wenn man den Vollmond zuerst im Freien, nicht vom Zimmer aus, erschaut.

Ein geheimer Zug urdeutschen Wesens klingt bei diesem Volksglauben durch. Wenn auch Hegen und Zauberspuß vergessen sind, wir keine Tränke mehr kennen, zu denen, wie in Macbeth, u. a. gebraucht wurde:

Eibenreis, vom Stamm gerissen
Bei des Mondes Finsternissen,

so können wir doch täglich in verschiedenen Kleinigkeiten den Nachhall früheren Kultus und Glaubens spüren — fast unbewußt lebt noch im Volk die Erinnerung an manche Gebräuche und Sitten in heidnischer Vorzeit.

Sonderbare Rechtsfälle.

Plauderei von Dr. jur. R. Weidlich (Stuttgart).

Das Rechtsgefühl äußert sich außerordentlich verschieden. Was der eine als größtes Unrecht ansieht, das erscheint dem andern oft ganz natürlich und erlaubt. Es ist also für jedermann unbedingtes Erfordernis, einen feststehenden Anhaltspunkt dafür zu haben, wie weit er gehn kann, ohne mit dem Strafrecht in Konflikt zu kommen. Könnten auch vom Gesetz nicht erwähnte Verfehlungen zur Bestrafung gezogen werden, so würde das in vielen Fällen eine bedenkliche Gefährdung der persönlichen Freiheit bedeuten. Die Kehrseite der Medaille aber ist, daß eben der Richter sich durch den festen Rahmen des Gesetzes außerordentlich gebunden sieht und manchmal in Fällen verurteilen oder freisprechen muß, wo er sich genau bewußt ist, wie sehr er sich durch eine solche Entscheidung in Widerspruch mit der allgemeinen Rechtsanschauung setzt.

Ein weiterer Grundsatz ist der, daß Analogieschlüsse bei Anwendung der Strafgesetze im allgemeinen ausgeschlossen sind, daß also Fälle nicht deshalb bestraft werden dürfen, weil sie mit irgendeinem andern vom Gesetzgeber unter Strafe gestellten Fall besondere Ähnlichkeit haben. Mit andern Worten: ein Strafgesetz darf nur auf solche Fälle Anwendung finden, für die es bestimmt ist.

Im folgenden führe ich einige zum Teil vom Reichsgericht entschiedene Fälle an, über die der Laie vielleicht verwundert den Kopf schütteln wird. Zu bedenken ist übrigens immer, daß, wenn auch strafrechtlich freigesprochen werden muß, zivilrechtlich häufig noch weitgehende Ansprüche geltend gemacht werden können.

U wirft in eine automatische Wage oder in ein automatisches Musikwerk anstatt des erforderlichen Zehnpfennigstücks ein gleich schweres Bleistück und setzt dadurch den Mechanismus des Werkes in Gang.

Um Diebstahl und Unterschlagung kann es sich natürlich hierbei nicht handeln, denn weggenommen oder behalten wird nichts. Auch Münzfälschung kann nicht in Betracht kommen, denn das Bleistück hat keine Ähnlichkeit mit einer Münze, ist auch nicht bestimmt, als solche in Verkehr zu kommen. Das einzige vielmehr, an das man denken könnte, wäre Betrug. Allein, der Betrugstatbestand erfordert u. a. die Erregung oder Unterhaltung eines Irrtums durch Vorspiegelung falscher oder Entstellung oder Unterdrückung wahrer Thatsachen. In wem aber sollte im vorliegenden Fall ein Irrtum erregt oder unterhalten worden sein? Höchstens im Automaten! Aber diesem fehlt leider die Fähigkeit, sich in Irrtum versehen zu lassen; dies ist nur einem Menschen gegenüber denkbar. Also ist auch mit Betrug nichts zu machen, und U ist freizusprechen. Anders verhält es sich, wenn U ein Bleistück in einen Warenautomaten wirft und ihm auf diese Weise etwas entnimmt. Hier trifft der Tatbestand des Diebstahls zu.

X setzt sich ins Wirtshaus, ißt und trinkt und läßt sich's wohl sein — und geht weg, ohne zu bezahlen.

Da haben wir einen Fall der Zechprellerei. In Betracht kommt hier nur wieder der Tatbestand des Betrugs, und zwar ist hier eine sonderbare Unterscheidung zu machen: war X ein armer Teufel, der kein Geld hatte

und also von vornherein sich sagen mußte, ich kann nicht bezahlen, so hat er den Wirt durch sein Benehmen in den Irrtum versetzt, er sei zahlungsfähig; er hat diesen geschädigt, hat sich durch das ohne Bezahlung Genossene bereichert und ist also wegen Betrugs zu strafen. Anders dagegen, wenn X Geld genug hatte und trotzdem nicht bezahlte: dann hat er ja den Wirt nicht über seine Zahlungsfähigkeit getäuscht; er hat ihn vielleicht über seine Zahlungsabsicht getäuscht, allein, Absichten an sich sind keine Thatsachen, und Thatsachen sind es, deren Vorspiegelung, Unterdrückung oder Entstellung das Gesetzbuch erfordert. Es sind also die gesetzlichen Tatbestandsmomente des Betrugs nicht erfüllt, und X ist in diesem Fall freizusprechen.

Die Kammerzofe K hat ein neues, ihrer Herrin gehöriges Ballkleid angezogen und damit eine Tanzerei bejuchet, wobei dann das Kleid dadurch verdorben wurde, daß einer der Tänzer der K aus Ungeschicklichkeit ein Glas Wein darüber goß.

In Frage könnten hier kommen: Diebstahl und Sachbeschädigung. Diebstahl liegt nicht vor, denn eine unerlässliche Voraussetzung des Diebstahls im Sinne des Strafgesetzbuchs ist die „Absicht rechtswidriger Zueignung der weggenommenen Sache“, d. h., der Dieb muß die Absicht haben, die Sache in das eigene Vermögen zu bringen. Diese Absicht fehlt aber, denn die K will das Kleid nur benutzen, nicht behalten, sie will es nach der Benutzung wieder zurückgeben; eine derartige Benutzung aber ist nach geltendem Recht nicht zu strafen.

Auch wegen Sachbeschädigung kann gegen die K nicht vorgegangen werden; denn durch das Anziehen und Tragen allein wird das Kleid an sich nicht beschädigt, auch ist sie es ja nicht, die das Kleid beschädigt hat. Außerdem verlangt der Tatbestand der strafbaren Sachbeschädigung eine vorsätzliche Beschädigung, und daß das Mädchen den Vorsatz gefaßt hätte, oder auch nur daran gedacht hätte, das Kleid zu beschädigen, ist natürlich ausgeschlossen. Strafrechtlich kann demnach die unternehmungslustige Dame nicht gefaßt werden; sie ist nur nach zivilrechtlichen Grundsätzen zum Ersatz des entstandenen Schadens verpflichtet.

J läßt, um der J einen Streich zu spielen, deren Papagei aus dem Käfig entfliegen.

Diebstahl liegt hier nicht vor, denn es fehlt auch hier wieder die Absicht der Zueignung. J will den Vogel freilassen, ihn der J entziehen, nicht aber will er ihn in sein Vermögen bringen. Auch vorsätzliche Sachbeschädigung wird nicht vorliegen, da dem Vogel seine Freiheit vielleicht gar nicht schadet und es auch dem J kaum nachgewiesen werden kann, daß er es auf eine Beschädigung des Vogels, z. B. durch das Klima, abgesehen hätte.

Vielleicht noch merkwürdiger erscheint die Entscheidung im folgenden, ganz ähnlich liegenden Fall:

D nimmt dem E, während sie miteinander am Strand sitzen, aus Rache einen kostbaren goldenen Ring weg und wirft ihn ins Meer.

Wiederum fehlt es zum Tatbestand des Diebstahls an der Absicht der Zueignung. Zur Sachbeschädigung

andererseits genügt nicht die einfache Entziehung der Sache; vielmehr wird eine Einwirkung auf deren Beschaffenheit erfordert: sie muß beschädigt oder zerstört worden sein. Keins ist hier der Fall. Der goldene Ring, der den Einflüssen des Wassers nicht unterworfen ist, liegt unverfehrt auf dem Meeresboden, und wenn nach langer Zeit ihn jemand findet, so wird er noch der gleiche sein. Ein anderer strafrechtlicher Thatbestand, als diese beiden, kann jedoch nicht in Frage kommen, und es hat Freisprechung zu erfolgen.

*

Der Wilderer W kommt mit einem von ihm erlegten Reh ins Wirtshaus und legt seine Beute im Hauseingang nieder. Als er wieder danach sieht, ist das Reh verschwunden, F hat es gestohlen. Ist F zu bestrafen?

Auf den ersten Anblick wird wohl jeder sagen: das ist doch klar; F hat gestohlen und ist wegen Diebstahls zu bestrafen. Nun bestraft aber das Gesetz nur den wegen Diebstahls, der „eine fremde bewegliche Sache in der Absicht, sich diese rechtswidrig zuzueignen, weggenommen hat.“ Fremde Sache heißt so viel, als im Eigentum eines andern stehende Sache. Nicht fällt also darunter die Wegnahme der von dem Dieb selbst gestohlenen Sachen, oder auch von solchen Sachen, die, wie z. B. das Wasser im Fluß, in niemands Eigentum stehen. Wir werden also vom Strafrecht auf die Grundsätze des Privatrechts verwiesen und haben danach zu entscheiden: in wessen Eigentum stand überhaupt das von W erlegte Reh? Nach den Grundsätzen des bürgerlichen Rechts steht das Wild, solange es sich in Freiheit befindet, in niemands Eigentum; nur besteht daran in der Regel ein ausschließliches Okkupationsrecht des Jagdberechtigten. Erlegt nun ein anderer als dieser das Wild, so wird dieses in rechtlicher Beziehung noch gerade so behandelt, als ob gar keine Veränderung in den Rechtsbeziehungen vor sich gegangen wäre. Weder der Wilderer noch der Jagdberechtigte haben in diesem Fall Eigentumsrecht an dem Wild erworben, und erst dadurch, daß ein gutgläubiger Dritter, d. h. einer, der von dem unrechtmäßigen Erwerb des Wilderers nichts weiß, oder der Jagdberechtigte selbst das Tier erwirbt, tritt das bis dahin herrenlose Tier ins Eigentum eines Menschen. W hatte also gar kein Eigentumsrecht an dem Reh, dieses war vielmehr noch herrenlos. F hat keine fremde Sache weggenommen und kann also wegen Diebstahls nicht bestraft werden. Der Thatbestand des Wilderns trifft auf die Handlung des F nicht zu, denn von „Ausüben der Jagd“ kann man bei seiner Handlung natürlich nicht sprechen.

*

Frau P wirft einem Eiermann E aus Versehen statt eines Zweifelnigstückes ein in Papier eingeschlagenes Zwanzigmarkstück herunter. E bemerkt zwar später den Irrtum, behält jedoch das Zwanzigmarkstück trotz Aufforderung zur Herausgabe für sich.

Eine Unterschlagung ist wie ein Diebstahl nur an einer fremden Sache möglich. Zwar befand sich die P im Irrtum über die Größe ihres Geschenks. Eine Eigentumsübertragung ist jedoch nach den Vorschriften des Bürgerlichen Gesetzbuchs trotzdem vor sich gegangen; nur im Wege der Unsechtung kann die P wieder zu ihrem Geld gelangen. Hat nun E das Geldstück be-

halten, so hat er eine in sein Eigentum übergegangene, also keine fremde Sache behalten und demnach keine strafbare Unterschlagung begangen. Man könnte noch daran denken, wegen Betrugs vorzugehen. Allein, wenn man auch annimmt, E habe durch Unterdrückung der Thatsache, daß er zwanzig Mark anstatt — wie er sich sagen mußte — eines kleinen Geldstücks bekam, in der P einen Irrtum unterhalten, so war doch dieser Irrtum nicht, wie das Gesetz verlangt, kausal für die Vermögensbeschädigung. Diese ist vielmehr eingetreten durch das Versehen der P selbst und ist mit der Eigentumsübertragung zum Abschluß gekommen.

*

Viele Erörterungen hat s. Z. der Fall der Entnahme von Elektrizität durch Anschließen einer Leitung verursacht. Die Praxis war in dieser Frage sehr schwankend, bis eine vielangefochtene Entscheidung des Reichsgerichts zu dem Ergebnis kam, daß nach den vorhandenen Strafgesetzen eine Bestrafung nicht möglich sei.

Betrug konnte wegen Fehlens einer Irrtumserregung nicht angenommen werden; Sachbeschädigung traf insofern nicht zu, als durch das bloße Befestigen der Ableitungsdrähte keine Beschädigung der Hauptleitung gegeben war. Die Hauptfrage war jedoch, ob nicht Diebstahl angenommen werden konnte. Diebstahl ist nur möglich an einer Sache. Die Entscheidung war also davon abhängig, ob man die Elektrizität als „Sache“ im Sinn des Gesetzes ansehen konnte. Naturgemäß haben die Worte des Gesetzgebers einen genauen Inhalt, d. h., er gebraucht dasselbe Wort nicht einmal in dieser, das andere Mal in jener Bedeutung. So ist auch der Begriff „Sache“ genau umgrenzt und im Gesetz nur in der ein für allemal feststehenden Bedeutung gebraucht. Zum Sachbegriff gehört, wenn auch nicht die Möglichkeit körperlichen Anfassens, so doch die „räumliche Beherrschbarkeit und Selbständigkeit der Sache“. Daß ein bloßer „Zustand“, eine „Bewegungsercheinung“, eine „Energie“ keine Sachen sind, sondern bloße Erscheinungen, liegt auf der Hand. Was aber ist Elektrizität? Darüber ist sich die Wissenschaft bis heute noch nicht ganz klar. Man spricht zwar von „elektrischem Strom“ und „Elektrizitätsmenge“, ohne daß man jedoch damit die Natur der Elektrizität etwa als eines fluidums charakterisieren will. Die herrschende Theorie sieht in der Elektrizität nur eine auf Schwingungen beruhende Bewegungsform. Eine Sache im Sinn des Gesetzes ist demnach die Elektrizität, von diesem Standpunkt der Wissenschaft aus betrachtet, keinesfalls.

Zur Ausfüllung dieser klaffenden Lücke ist sodann das „Gesetz, betreffend die Entziehung der elektrischen Arbeit“, vom 9. 4. 1900 erlassen worden.

Es ließen sich leicht noch manche überraschende Urteile aufführen, die auf Lücken im Strafgesetzbuch basieren, aber die mitgeteilten Proben mögen genügen. Nie werden sich derartige Schwierigkeiten ganz vermeiden lassen, und nur dadurch, daß man dem Richter eine freiere Stellung einräumt, daß man ihn gewissermaßen über das Gesetz stellen würde, wäre es möglich, sich darüber wegzuhelfen. Allein viel gefährlicher ist eine dann zu befürchtende Willkür, als eine mehr an den Gesetzeswortlaut gebundene Rechtsprechung, deren Härten zudem in den meisten Fällen sich durch geschickte Anwendung der gegebenen Normen vermeiden lassen.

o



Der Bierwagen ist angekommen.

Münchner Kellerleben.

Hierzu 6 Momentaufnahmen von H. Traut, München.

Ist es noch nötig zu sagen, was der Münchner unter einem „Keller“ versteht? Jenen tiefen Keller, den die Bassisten in ihrer Lieblingsolonummer preisen, ganz gewiß nicht, denn die Bräuwirtschaften, kurzweg Keller genannt, liegen nicht tief, sondern meistens hoch. Es giebt ihrer die verschiedensten Arten: kleine, die ein begrenztes Stammpublikum haben und wo eine innige Fühlung zwischen den erbeingefessenen Gästen und den ehrwürdigen Kellnerinnen besteht, und andere wieder, so gigantisch groß, daß man alt und schwach wird, ehe man von einem Ende zum andern gelangt. Was dem flüchtigen Beobachter zuerst auffällt, ist der demokratische Zug, der hier, wie überall in München, die Physiognomie des Publikums beherrscht, aber wer das Kellerleben gründlicher studiert, findet doch gewisse Unterscheidungsmerkmale. Da giebt es Wirtschaften, in denen der Beamte, der typische „Herr Rat“ dominiert, andere, wo der „kleine Mann“, der Handwerker und Arbeiter verkehrt,

andere wiederum, die mit besonderer Vorliebe von der studierenden Jugend und den Fremden aufgesucht werden — nennt doch der Münchner Volkswitz einen der größten Biergärten den „Berliner Keller“, weil er von den Couristen, unter denen die norddeutschen Landsleute vorwiegen, gern besucht wird — und sogar solche, wo mit merkwürdiger Exklusivität Elemente verkehren, für die die Polizei ein starkes Interesse bekundet und wo jede Razzia meistens einen guten Fang ergiebt.

„An schönen Sommertagen, wenn lau die Lüfte wehn“ und die Fiafergäule unter den sengenden Sonnenstrahlen noch melancholischer als sonst den Kopf hängen lassen, wälzt sich um die Zeit des Feierabends eine kleine Völkerwanderung vom Zentrum der Stadt nach der Peripherie, wo unter schattigen Bäumen kühlendes Naß sprudelt. Mit der Lauheit der Lüfte hat es nun freilich an der Isar seine eigene Bewandnis, denn die Winde, die über die bayrische Hochebene streichen, sind keine säufelnden



Krützwaschen am Brunnen.

Zephyre, wie sie der Wald- und Wiesen-
dichter liebt, sondern eigensinnige
Burschen und allerhand Schabernack-
hold. Aber das ficht den Münchner nicht
an, der ist wetterhart unter seinem
Eodenrock und läßt sich von Abend-
kälte und Regenschauern nicht so leicht
in die Flucht jagen, wenn der „Stoff“
nur gut und der ganze Keller „zünftig“
ist — der modernste Sprachgebrauch
würde dafür „tadellos“ setzen.

Anspruchsvolle Leute, die dem Kom-
fort nicht gern entzagen, bleiben dem
Keller besser fern, denn der mit grobem
Kies bestreute Boden, die aus rohem
Holz gefügten, ungedeckten, reichlich mit
Gerstenjaft getauften Tische und alle
sonstigen Utensilien und Attribute sind
in ihrer natürlichen Derbheit nicht
geeignet, verfeinerte Geschmacksnerven
angenehm zu kitzeln. Wer aber das
Vollleben gern dort belauscht, wo
es sich am zwanglosesten giebt, und
Humor genug hat, um schlichten Sitten und
urwüchsig-frische die besten Seiten abzugewinnen,
der findet hier seine Rechnung und kann
interessante Studien machen.



An der Schenke.

Münchner Nationalgerichte, vor allem die — leider fast
regelmäßig schon „gestrichene“ — Kalbshaxe, bei deren
knusprigem, überwältigendem Anblick die ältesten Bier-
herzen vor freudiger Auf-
regung zittern, dann den
unvermeidlichen Nieren-
braten (ohne Niere!),
Schweinsbraten und Grat-
braten, auch Ripperl, Ge-
selchtes, Lünglerl und Gan-
serl, von kalten Sachen die
traditionelle Trias: Käse,
Radi und harte Eier.

Die Bedienung liegt,
wie überall in Bayern, in
den Händen des zarten
Geschlechts. Ueber die Kell-
nerinnen ließe sich manches



Der Schaukelbaum.

Bei der Wahl des Kellers ist für den echten Münch-
ner, der das Problem von Kraft und Stoff auf seine
Art und zu seiner vollsten Zufriedenheit gelöst hat,
weniger die Frage des Komforts, als
vielmehr die Bierfrage ausschlaggebend,
und da pläzen denn die Meinungen
oft heftig genug aufeinander. A-meier
schwärmt fürs K-Bräu, B-meier nennt
das ein „G-söff“ und findet fürs H-Bräu
zündende Worte edler Begeisterung,
während C-meier beides verwirft und
mit dem schönen Brustton der Ueber-
zeugung zur Fahne des J-Bräus
schwört. Erst in zweiter Linie kommt
die Essenfrage in Betracht, für sehr
viele spielt sie überhaupt deshalb keine
Rolle, weil sie sich die Uhung mitnehmen
und vom Wirt höchstens das — Salz-
saff requirieren. Wenn die Kellerküche
auch nicht imstande ist, jenen Gaumen
zu schmeicheln, die mit Ortolan de la
Duchesse sozusagen groß geworden sind,
so hat sie doch ihre unleugbaren Reize.
Da findet man alle die bekannten

sagen — doch das ist ein weites Feld. Es giebt junge, und es
giebt alte. Weman prompter Bedienung liegt, der halte sich
an möglichst alte und möglichst „wüste“ (d. h. minder-schöne),



Am Büfett. Im Hintergrund die Küche.

aber man muß sie gut behandeln, denn es sind empfindsame Wesen, und wenn man sie kränkt, werden sie zu Hyänen, worüber in Friedrich Schillers Lied von der Glocke Näheres nachzulesen ist. Am allerbesten wird bedient, wer sich selbst bedient. Man geht zur Schenke, nimmt aus dem Spülbottich einen wuchtigen Maßkrug, spült ihn aus und schließt sich dem langen Zug an, der vor dem Heiligtum des Schenkkellners Queu bildet. Man wartet geduldig, bis man an die Reihe kommt, läßt sich den Krug vollschenken, zahlt und hat nun unbeschränkte Genußfreiheit. Wenn ich sage: Krug vollschenken so möchte ich

lichen Verbalinjurien von wahrhaft gargantuanischer Draht. Hin und wieder wird auch mal ein Schenkkellner wegen Betrugs bestraft, und nachher — bleibt es beim alten.

Jeder Bierehrliche weiß, daß das Münchner Bier, an der Quelle getrunken, von vorzüglicher und leicht bekömmlicher Qualität ist; man kann ein gehöriges Quantum davon vertragen, zumal wenn man ihm ein kongeniales Essen mit auf den Weg giebt. Das schlägt ins Ressort der Wirtin. Auf den einfacheren Kellern, wo noch die gute alte Sitte gilt, sieht die Wirtin —



Nachmittags im Garten.

damit nur den Wunsch bezeichnen, der den Durstenden beseelt, nicht aber die Chatsache. Denn das Wort „Vollschenken“ kommt im Legikon eines Münchner Schenkkellners nicht vor; „drei Quarteln“ in einen Eiterkrug, das ist so das Höchste. Ja, die Herren Schenkkellner! Sie lösen das schwierige Problem, wie man aus einem Hektoliter 125 Eiter heraus schlägt, mit spielender Leichtigkeit. Das Publikum fügt sich, wenn auch murrend, in diesen geheiligten Brauch, und selten nur findet sich ein Beherrzter, der dem stiernackigen Herrn mit den kunstvoll in die Stirn geklebten Sechserlocken den Biersehdehandschuh hinschleudert. Dann giebt es, zum Gaudium des ganzen Kellers, ein homerisches Geschimpfe mit reich-

gewöhnlich ein gutgepolstertes Frauchen mit einem dreißtückigen Kinn — selbst am Speisenschrank und leitet den Betrieb, kaltblütig und umsichtig, wie ein Feldherr in der Schlacht. Mit ruhiger Gemessenheit, hier anfeuernd, dort befänstigend, tönt durch die Brandung des Stimmengewirrs ihr einschmeichelnder Alt: „Rest, was is mit dem Herrn Direktor seine Schweinshagen? In drei Minuten ist Ihr Hirn fertig, Herr von Meier! Mögen S' an Salat zu Ihre Hammelnieren, Herr Nachbar? Jessas, Sie da hinten, drucken S' doch net so!“

Musik erfreut des Menschen Herz, deshalb kann es nicht wundernehmen, daß überall in München, wo die Gambrinusquelle lebhaft sprudelt, lustige Weisen locken.

In den feineren Kellerwirtschaften hört man gute Militär-
musik, in den einfachen waltet die ewig „verstärkte
Hauskapelle“ ihres Amtes und leistet besonders mit den
dynamischen Effekten der großen Pauke ein Erkleck-
liches. Wenn dann die altbekannten Volklieder und
Ländler erklingen, z. B. „Guten Morgen, Herr Fischer“,
oder „Was braucht denn der Bauer an Huat“, werden
die Refrains aus tausend frischen Kehlen mitgesungen.

Harmlose Fröhlichkeit — so ist es recht, denn wer wollte
sich dem schalkhaften Tieffinn jenes oberbayerischen
Gistanzerl verschließen, das da sagt:

„Der Mensch muß a Freud haben,
Und a Freud muß der Menschen haben,
Denn wenn der Mensch ka' Freud hat,
Was hat nacha der Mensch?“

Victor Ottmann.

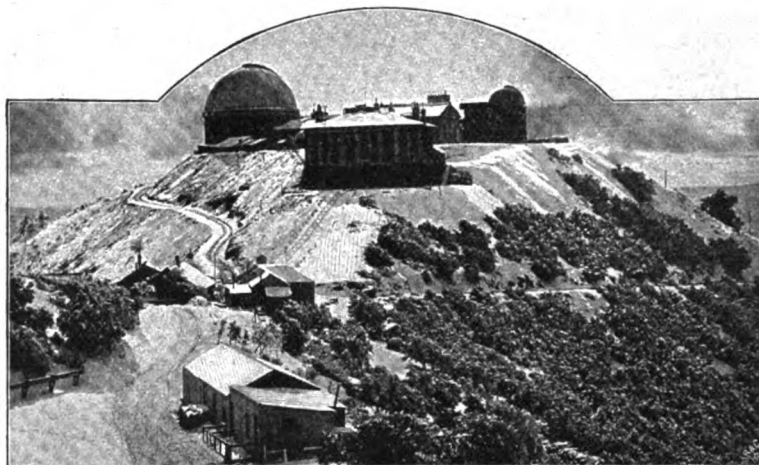
Aus dem „Goldenen Westen“.

Hierzu 5 photographische Aufnahmen.

In aller Mund war in den fünfziger und sechziger
Jahren das Land Kalifornien. Reiche Goldfunde waren
gemacht worden, in kürzester Zeit gelangten Vermögens-
lose zu märchenhaftem Reichtum; man brauche nur das
Gold von der Erde aufzunehmen, hieß es,
und daran war etwas Wahres. Tausende
und Abertausende strömten nach dem Zauber-
land, vielen glückte ihr Vorhaben, andere
verloren ihr Erworbenes wieder und nicht
selten auch das Leben, denn es waren wilde
Gesellen, die ins Land kamen, und ein
Menschenleben stand nicht hoch im Wert.
Nach und nach traten geordnetere Zustände
ein, den einzelnen Goldgräber verdrängten
die Gesellschaften, die Maschine trat in ihr
Recht, und heute sind wohl alle leicht er-
reichbaren Fundorte des edlen Metalls so
erschöpft, daß ein Einzelner mit „Goldsuchen“
nicht mehr seinen notdürftigsten Unterhalt
gewinnen dürfte. Mit ausgezeichnetem
Maschinenmaterial und möglichster Ersparnis
der sehr teuren Handarbeit werden heutzutage
auch noch arme Golderze mit Gewinn ver-
arbeitet, und Kalifornien produziert immer noch jähr-
lich Gold im Wert von über sechzig Millionen Mark.

Aber ein anderes Wunder ist geschehen. Das ehe-
mals wüste, unfruchtbare Land ist auf weite Strecken in
ein wogendes Aehrenfeld und üppige Obstgärten um-
gewandelt worden. Menschlicher Fleiß hat dem trockenen

Boden durch großartigste Bewässerungsanlagen das not-
wendige Wasser zugeführt, und nun blüht und gedeiht
es, wie kaum in einem andern Land. Eine wunderbare
gleichmäßige Temperatur ohne übermäßige Hitze, wie



Die berühmte Lichternwarte auf dem Mount Hamilton bei San José.

sie so oft im Osten Amerikas auftritt, monatelanges
fehlen jeden Regens und dabei Wasser im Ueberfluß,
fruchtbarer Boden — das alles sind ideale Faktoren
für eine nutzbringende Landwirtschaft. Das Resultat
waren beispielsweise im Jahr 1900 eine Ausfuhr von
20 Millionen Zentnern Weizen (neben großen Mengen
andern Getreides) und 10,6 Millionen
Zentner gleich 53 000 Waggonen Früchte aller
Art, frische, getrocknete und eingemachte.
Riesige Landstrecken sind zu Fruchtgärten
umgewandelt, so das Thal des San Joaquin
River, wo der Himmel im Jahr an 240
bis 250 Tagen wolkenlos ist. Auch Vieh-
zucht wird viel betrieben, vorzügliche Pferde,
Rinder und Schafe werden in großen
Mengen gezogen.

Mit dem allgemeinen Aufschwung des
Landes gelangten naturgemäß auch die
Städte zur Blüte. Die Hauptstadt im
handelspolitischen Sinn, San Francisco, war
im Jahr 1850 ein Dorf von 500 Ein-
wohnern, heute ist es eine prächtige Stadt
von über 350 000; Los Angeles, die Stadt
der Orangen und Zitronen, besitzt über
200 000 Einwohner. San Francisco liegt
an der Sacramentoebucht unweit des



Ein Riesenhotel in San Francisco.



Blick auf die Market Street in San Francisco.



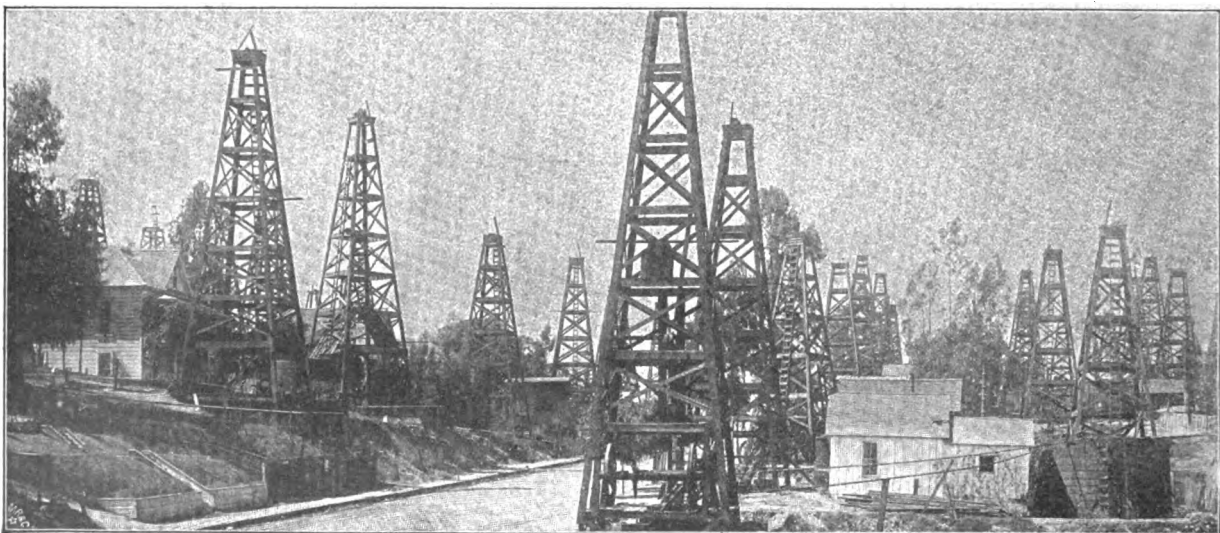
Panorama von San Francisco.

„Goldenen Thores“, das den Ausgang der Bucht nach dem Stillen Ozean zu bildet. Bei der Anlage der Stadt war mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, Hügel wechselten mit Thälern ab, ebene, leicht bebaubare Strecken waren kaum vorhanden. Es wurde viel planiert, bedeutende Sprengungen vorgenommen, aber trotzdem ist das Aussehen der Stadt noch sehr eigentümlich. Lange Straßen führen z. B. über drei bis vier Hügel und durch ebensoviele Thäler, wobei es ohne oft recht bedeutende Steigungen nicht abgeht. Die Stadt besitzt zur Zeit riesige Bauten. Namentlich die Zeitungsgebäude und Hotels zeichnen sich durch ihre Mächtigkeit aus. Das Straßenbahnsystem von San Francisco ist berühmt. Mit Neid kann der Berliner auf das außerordentlich schnelle fahren, die schnelle Aufeinanderfolge der Wagen und ihre gute Ausstattung schauen. Der Betrieb ist teils elektrisch mit Oberleitung, teils mit unterirdischer Stromzuführung, teils nach dem Kabelsystem eingerichtet. Die Hauptstraße, Market-Street (Abb. S. 1503), besitzt vier, an einzelnen Stellen auch fünf Geleise, auf denen die „Cars“ in größter Eile dahinsausen.

Sonderbare Verhältnisse haben sich durch den Umstand herausgebildet, daß alle Rohprodukte, Nahrungsmittel außerordentlich billig, menschliche Arbeit dagegen

sehr teuer ist. Ein gewöhnlicher Arbeiter verdient 2,50 Dollars (10 50 Mark) auf den Tag, ein Vorarbeiter bis zu 10 Dollars (42 Mark). Ein rentables Unternehmen kann nur entstehen, wenn nach Möglichkeit mit Handarbeit sparsam umgegangen wird, dagegen überall Maschinen verwendet werden. In der Stadt hat die Straßenbahn ganz die Stelle der Droschken anderer Großstädte eingenommen. Kutscher können nur sehr reiche Leute bezahlen; oft ist es aber angenehm und notwendig, einen Wagen zu benutzen. Wagen und recht gute Pferde sind billig zu haben, und so kutschert man eben selbst und bindet, während man seine Geschäfte besorgt, das Pferd an einen der dazu bestimmten Ringe in der Bordschwelle oder an besonderen eisernen Anbindepfählen. Man sieht fortwährend einzelne Damen, Kinder in ihrem flinken „Buggy“ durch die Stadt fahren und in allen Straßen unbeaufsichtigte Fuhrwerke.

Der große Reichtum des Landes zeigt sich in dem luxuriösen Leben eines großen Teils der Bewohner und vorübergehenden Gäste von San Francisco, in den prächtigen öffentlichen Anlagen, wie Parks von riesiger Ausdehnung, Bädern u. s. w. Einzelne Kalifornier sind bekannt geworden durch ihre riesigen Stiftungen, die sie zum Besten der Allgemeinheit für wissenschaftliche Zwecke



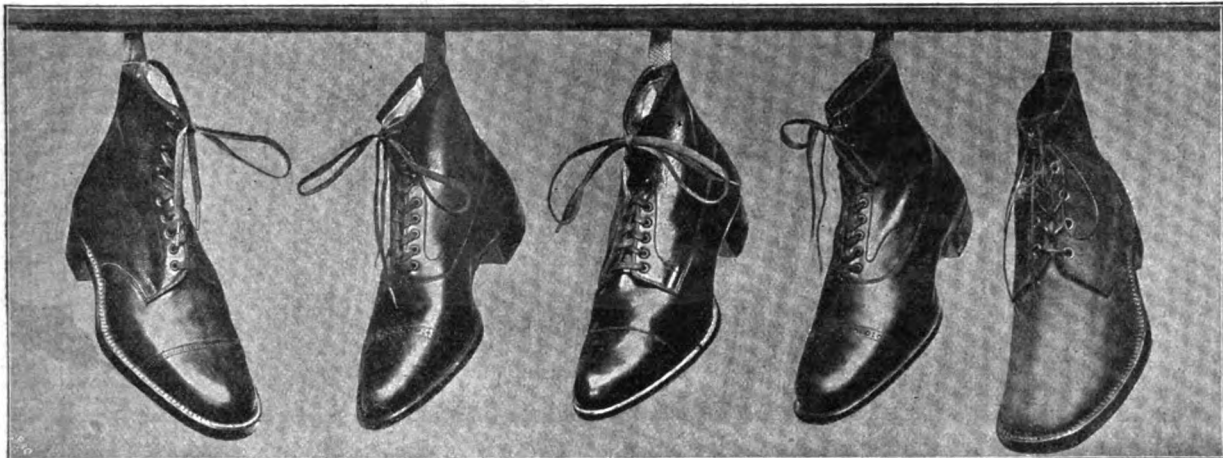
Die Bohrtürme zur Oelgewinnung in Los Angeles (Kalifornien).

gemacht haben. Dem Legat eines hochsinnigen Mannes verdankt zum Beispiel die berühmte Eid-Sternwarte (Abb. S. 1502) auf dem Mt. Hamilton nahe San José ihr Dasein. Mit dem dortigen 36 zölligen Fernrohr — einem der größten der Welt — sind eine Reihe sehr wichtiger astronomischer Entdeckungen gemacht worden.

Reiche Erze, die Erzeugnisse des Ackerbaus und der Viehzucht haben Kalifornien groß gemacht, trotzdem eins fehlte: billiges Brennmaterial. Die Kohlen müssen weit her vom Ort ihrer Gewinnung gebracht werden

und haben daher einen hohen Preis. In den letzten Jahren ist nun im Land selbst Brennmaterial aufgefunden worden, das der Kohle in vieler Beziehung überlegen ist: das Petroleum. Reiche Lager finden sich in der Grafschaft Kern bei Bakersfield, ferner nahe Los Angeles u. s. f. und gestatten einen so niedrigen Preis für das Rohpetroleum zu stellen, daß eine große Anzahl namentlich kleinerer Betriebe die Feuerung mit Kohlen verlassen hat und dabei bis zu 50 Prozent Ersparnis erzielt.

Dr. Karl Wiegand.



Jagd.

Stadt.

Landaufenthalt.

Gesellschaft.

Militär.

Herrenschuhstiefel.

Unser Schuhwerk.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Wissende behaupten, die Beschäftigung mit Schuhwerk führe zum Spintisieren. Es mag sein. Die Fußbekleidungskünstler Hans Sachs und Jakob Böhme sind ja ob ihres Dichtens und Spintisierens berühmt geworden. Diesen Vorbildern nachahmend, wimmeln seitdem unter den Dichtern und Weltweisen die Schuster. Philosophierende Hausknechte gehören ebenfalls nicht zu den Seltenheiten; man rühmt ihnen nach, daß sie ihre Zimmergäste nach dem Schuhwerk zu beurteilen wüßten, nicht nur hinsichtlich des Trinkgeldes, sondern auch dem ganzen Wesen nach.

Nach daran mag etwas Wahres sein. Es giebt Menschen, die haben einen so herrlichen, schlanken, hochgewölbten Fuß, daß ihr Schuhwerk geradezu muster-giltige Form gewinnt. Merkwürdig, das sind meist schöne oder doch geistreiche, kluge Leute. Ihr Gegenpiel sind die ungeschlachteten Burschen, die auf reinen Spreefähnen einherwandeln. Ihre „Boten“ sind vorstintstlich; wo sie hinstampfen, wächst kein Gras mehr. Solche Leute sind immer langsame, bedächtige, dazu manchmal

stiernackige, grobe Kerle, aber noch viel öfter gutmütige, äußerst biedere Dickhäuter. Dazwischen stehen wieder die Plattfüßler, die auf ihren langen Gondeln einherwatscheln, gleich Fröschen, die aufrechtgehen sollen, und zuletzt kommen noch die Knorrfüßigen, deren Zehenballen in dicken Buckeln heraustreten und dadurch dem Schuhwerk ein so unschönes, verkrüppeltes Ansehen geben. Auch dem entspricht meist ein hart gezeichnetes, gleichsam zusammengeschobenes Gesicht. Je nun, es ist keinem gegeben, sich seine Untergetelle nach Belieben zu wählen. Doch eine sorgfältige Fußpflege, von Jugend auf geübt, und ein vernünftiges Schuhwerk,

das über dem Spann und in der Hacke festigt, den Zehen aber volle Freiheit beläßt — sie beide können unsern Füßen sehr wohl eine gute Gestalt geben und an häßlichen noch viel verbessern. Im allgemeinen sind wir mit unserm heutigen Schuhwerk nicht so schlecht daran. Die von der Mode vorgeschriebene schmale, spitze Form zwingt allerdings die Zehen und Zehenballen etwas zu sehr ein, so daß, namentlich bei unsern lieben Damen, die eingekrümmten, schiefgewachsenen Zehen recht häufig vorkommen. Allein



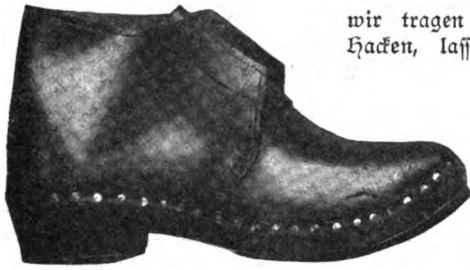
Tennisschuh.



Schaffstiefel für Hüttenleute.



Stiefel für Jäger.



Schuhe für Eisengieser.

wir tragen doch niedrige Hacken, lassen also unseren Fuß ziemlich naturgemäß dem Boden sich aufsetzen; wir schnüren vielfach unsere Schuhe und geben dadurch unserm Fuß bei voller Be-

wegungsfreiheit an der richtigen Stelle den rechten Halt; wir tragen infolge des heilsamen Einflusses, den der Sport auf unsere Lebensführung und Leibeshaltung gewonnen hat, die fleidsamen und sehr gesunden niedrigen, weichsohligen Schuhe aus Segeltuch oder nachgiebigem Naturleder; wir besitzen recht gute Jagd- und Reitstiefel, die kaum bis über die Waden reichen, also das Kniegelenk und die Hauptmuskeln des Unterschenkels in ihrer Thätigkeit nicht hindern; ja wir vermögen selbst unter den Ballstiefelchen und Hausschuhen unserer besseren Hälften und derer, die es gern werden möchten, zuweilen ganz vernünftige Dinger zu entdecken. Vor allem aber stehen uns im Schaf- und Ziegen- und Saffian- und Hunde- und Roß- und Rind- und Kalb- und Schweins- und Eidechsen- und Krokodil- und Reh- und Hirsch- und Antilopen- und Seehundsleder für alle unsere Zwecke die passenden Leder zur Verfügung, und „anatomisch gebildete Fußbekleidungskünstler“ sorgen dafür, daß unser Schuhwerk genau nach dem Gipsabguß unseres lieben Füßchens gefertigt wird — oder nach dem Kopf des Anatomieschusters.



Fußballschuh.

Das kommt auch vor, für einen großen Teil unserer Schuhe ist die Maschinenarbeit zur Regel geworden, und die vielerlei Arten Schuhwerk, die heute für die einzelnen Berufe sowohl wie für die verschiedenen Thätigkeiten des Gesellschaftsmenschen gefertigt werden, sind eigentlich erst durch die Einführung des Fabrikbetriebes möglich geworden. Fast jeder Beruf hat seinen eigenen Schuh oder Stiefel, vom Eisengießer und Steinhauer, vom Landwirt und Soldaten bis zum Barbier und Kellner. Und daß manche Thätig-

keit ohne die richtige Fußbekleidung überhaupt nicht ausgeübt werden könnte, lehrt uns gerade der Anblick jedes vielbeschäftigten Kellners. Aber noch mannigfaltiger ist das Schuhzeug des Gesellschaftsmenschen. Man braucht zwar heute nicht mehr 300 Paar Stiefel zu besitzen, wie der nur darob berühmte Cinq-Mars, der Günstling Ludwigs XIII. von Frankreich, und man zieht auch nicht mehr wie damals die Stiefel naß an, damit sie recht knapp den Fuß umschließen, jedoch der sogenannte „anständige Mensch“ von heute, dem die Arbeit nichts, das Urteil über seinen



Reiterstiefel.

(Englische Kavallerie.)

Anzug alles bedeutet. kann ohne eine größere Anzahl verschiedener Schuhe und Stiefel nicht „standesgemäß“ auskommen. Geht er zur Stadt in seinen Beruf oder um einen solchen herum, so muß er Stiefel tragen, die höchstens vorn eine Lacklederlappe aufweisen; spielt er Tennis, wodurch man sich auch fein um Berufsarbeit schlängeln kann, so muß er in weißen Schuhen stecken; erscheint er in Gesellschaft, was auch die Berufsthätigkeit vermeiden hilft, so muß er unfehlbar in Lackstiefeln wandeln; unternimmt er einen Ausflug, oder besucht er gute Freunde, Gasthäuser und Seebäder, um sich von seinen Anstrengungen im Beruf zu erholen, so muß er rote oder gelbe Schuhe zu geringelten Strümpfen und umgeschlagenen Beinleidern tragen — kurz, der

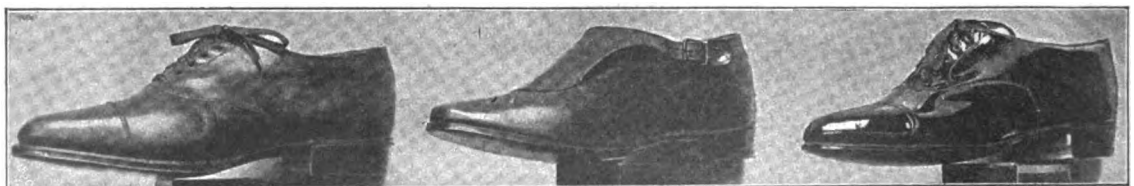
liebe Gesellschaftsmensch hat unendlich viele, weltbewegende Verpflichtungen in seinem Schuhwerk zu erfüllen. Das ist allezeit so gewesen. Im sechzehnten Jahrhundert sind Damen und Herren, die etwas haben gelten wollen, nur in Schuhen gegangen, deren Spitzen, mit Draht gestieft und mit Werg aus-

gestopft, um das Doppelte der Fußlänge vorgestanden haben. Ja man hat unter diesen eigentlichen Schuhen noch hölzerne Sohlenklappen, die Crippen, beweglich befestigt. Eine Stiege hat man mit solchem Schuhwerk nur von der Seite gehend betreten können. Später ließen die Herren, als die Reiterstiefel mit herabfallendem Stulp salonsfähig wurden und man den Spitzenbesatz der Unterbeinkleider öffentlich zeigen mußte, diese Canons, diese Spitzen vielmeterweise in den Stulp nähen (heute nennt der Student seinen hohen Stiefel



Schuhe für Landarbeiter.

„Kanonen“ und nicht die Spitze, die er überhaupt nur noch in Verbindung mit dem getrunkenen Stiefel kennt). Zur selben Zeit stelzten die Damen auf hohem Höckelschuh einher. Dann wieder wurde der hohe Stiefel durchaus shocking; in durchbrochenen Strümpfen und in Schuhen, deren goldene und silberne Schnallen weitabstehende Bandschleifen hielten, stolzierten Männlein und Weiblein daher. In der Wertherzeit endlich wurde der Stiefel „tiptop“, den heute unsere Reitknechte tragen, und die Damen erschienen in Schuhen mit so wenig Oberleder, daß sie mit Kreuzbändern über dem Spann gehalten werden mußten, weil sie sonst wie Pantoffeln geklappert haben würden. Heute sind die Bänder weg, das Oberleder ist wieder da und das Kreuz und der Pantoffel — Schluß! Hans Järgen.



Damenschuhe für Promenade, Radfahren und Gesellschaft.

Das letzte Zimmer.

Novellette von A. von Klinkowstroem.

„Wir glauben oft zu schieben und werden geschoben!“ bemerkte Konrodi, der längere Zeit geschwiegen hatte, als eine Pause im Gespräch entstand. „Es sind nicht immer die Gründe, deren wir uns bewusst sind, die zum Handeln treiben. Zuweilen spielt da noch eine Art Hellsehen der Seele mit, von dem wir freilich in unsern wachen Momenten nichts wissen, das aber trotzdem unser Thun beherrscht.“

„Da wäre Konrodi ja glücklich wieder bei seinem Lieblingsthema!“ rief eine lachende Stimme.

„Beweisen Sie Ihre Behauptung!“ verlangte übermütig ein anderer. „Mit Worten allein ist es bei uns nicht gethan.“

Die Herren saßen nach dem Diner noch bei Char treuse und Kaffee beisammen; bläulicher Zigarrendampf erfüllte den Speisesaal des Kasinos. Die Stimmung neigte zur Ausgelassenheit; nur der Rittmeister Konrodi saß ernsthaft, wie es seine Gewohnheit war, inmitten des lustigen Kreises.

„Aha! Wenn es an die Begründung gehen soll, dann schweigt er sich aus.“

„Nein! — nur würde das kleine Erlebnis nicht in die augenblicklich herrschende Heiterkeit hineinpaffen.“

„Nur los! Wir schwören, daß wir den gebührenden Ernst bewahren werden.“

„Damals, als das geschah, was ich erzählen will, stand ich bei der detachierten Schwadron in Mendelstadt, traf aber häufig mit den Kameraden der größeren Garnison im nahegelegenen Badeort zusammen. Besonders während der Rennsaison waren wir dort oft zu finden, denn das Bad besaß einen der besten Rennplätze Deutschlands.“

„An einem Sonntag, Mitte April, fand diesmal das erste Frühjahrsmeeting statt. Zufällig fuhr ich als einziger von der Schwadron dazu hinüber, eigentlich aus Langweile, denn ich bin, wie Sie wissen, kein Sportsman. Aber obgleich mein Interesse hier gar nicht im Spiel war, kam doch beim Anblick des hübschen, farbenfreudigen Bildes frohe Laune über mich.“

„Sonnenglanz und blauer Himmel über dem frühlinggrünen Feld, flatternde, bunte Fähnlein, auf dem Sattelplatz nervöse, schlankgliedrige Gäule, Jockeys in Dress, Offiziere in Uniform und eine tausendköpfige Menge.“

„Wie ich die eleganten Damen und blasierten Herren der Lebewelt sah, die den Vorgängen an der Wage mit sachkundiger Aufmerksamkeit folgten, mußte ich lachen. Sie gaben sich ein so ungeheuer wichtiges Ansehen.“

„Ich war ein wenig spät hinausgekommen, blickte nach der aufgegangenen Nummer und dann vergleichend in mein Programm. Nummer 3: Offiziershürdenrennen. Nun, so hatte ich also noch nicht viel veräümt.“

„Zufällig gehörten die Besitzer der genannten Pferde zu meinem näheren Bekanntenkreis, und unter den Reitern war mir einer, der kleine Hellberg, sogar direkt befreundet. Eben verließ er im leichten Dragonerwaffenrock die Wage und stand im Begriff, sich in den Sattel zu schwingen. Ein hochbeiniger Blefuchs war's, den er reiten sollte, etwas überbaut, aber sehndig und ausdauernd, ein Gaul, der als besonders schwierig bekannt war, aus dem Stall des Majors von Düringshofen.“

„Hellberg gehörte zu den populärsten Herrenreitern. Auf allen Rennplätzen, auf denen er sich blicken ließ, wurde er regelmäßig mit brausendem Zuruf vom Publikum begrüßt. Er ritt famos und hatte schon so manches Pferd, auf das niemand zu wetten gewagt, als Sieger zum Pfofen gebracht. Neben dieser Schneidigkeit jedoch gewann ihm sein hübsches, junges Gesicht und eine harmlose, knabenhafte Lustigkeit nicht minder die Sympathien aller.“

„Zwischen ihm und mir war in letzter Zeit eine kleine Entfremdung eingetreten. Ich als wohlgezogener Europäer, der alles Humbug nennt, was rein menschlichem und gutem Gefühl ähnlich sieht, hatte es ihm verargt, daß er wie eine alte Jungfer umherging und seine Freunde und Bekannten anzapfte, um im Sanatorium des Bades ein Privatzimmer, oder besser gesagt, einen Freiplatz für schwerkranke unbemittelte Offiziere zu stiften, woran es bis jetzt gefehlt hatte. Ich fand derartige Betreibungen bei einem Kameraden und Altersgenossen lächerlich, und wir waren darüber ein wenig aneinandergeraten. Obgleich selbst ohne Vermögen und fast nur von seinen Renneinnahmen lebend, hatte er den für seine Verhältnisse namhaften Beitrag von 500 Mark dazu gegeben. Die Sammlung war sein Spielzeug, sein Steckenpferd, und roh, wie ich damals war, machte ich mich über die billige Art lustig, mit der er nach dem Nimbus der Wohlthätigkeit strebte, bis ich dann hörte, daß eine Liebesangelegenheit dahinter stecke.“

„Fräulein von Eichrott, die Tochter des Generals a. D., war die Angebetete seines Herzens geworden, ein Mädel, schön genug, um auch vernünftiger Köpfe zu verdrehen, aber ebenso kühl und unnahbar. Seitdem sie einen Kursus unter dem roten Kreuz durchgemacht hatte, strömte sie über von Vortrefflichkeit, und wenn schon sie in die Welt zurückkehrte und wieder in Gesellschaft ging, pflegte sie die Leutnants während des Tanzes mit Gewissensfragen und ersten Ermahnungen mehr zu erschüttern als zu unterhalten.“

„Die schöne Eichrott also hatte meinen Freund Hellberg in die Hände genommen und ihm seinen leichtfertigen Lebenswandel so dringlich vorgehalten, daß der liebe Kerl in völliger Zerknirschung sich entschloß, sein sündhaftes Thun durch eine gute und große That auszulöschen, die zugleich ganz im Sinn seiner Angebeteten sein sollte. Es kam ihm nicht in den Sinn, daß er, ohne jemals zu überlegen, schon viele gute Thaten gethan, daß er sich die Rettungsmedaille mit Gefahr des eigenen Lebens verdient und Kameraden, die vor dem letzten verzweifeltsten Schritt standen, mit Zuspruch und werththätiger Hilfe ins richtige Geleis zurückgeführt hatte. Er handelte ganz einfach und treuherzig, wie es seiner Angebeteten wohlgefällig schien, und wirklich war es ihm durch unermüdeliches Liebeswerben gelungen, eine Anzahl reicher Leute für jene Idee zu gewinnen, so daß bei Beginn des Frühjahrs, noch vor der eigentlichen Kursaison, das Krankenzimmer für unbemittelte Offiziere fix und fertig des ersten Bewohners harrete.“

„Mit freudigem Eifer kümmernte er sich selbst um die Details der Einrichtung und teilte dann strahlend das

Resultat seiner Bemühungen dem Fräulein von Eichrott mit, worauf die junge Dame, gerührt von so viel Hingebung, ihm ihr Jawort gab, als er gleichzeitig um sie anhielt.

„Dies fand ungefähr eine Woche vor dem ersten Rennen statt. Ich hatte die Verlobungsanzeige wohl erhalten, aber noch keine Gelegenheit gefunden, ihm persönlich zu gratulieren, da wir, wie gesagt, nicht in der gleichen Garnison standen. Es reute mich, dies unterlassen zu haben, und als ich ihn nun jetzt im Begriff sah, in den Sattel zu steigen, und er zufällig das Gesicht nach der Richtung wandte, in der ich stand, winkte ich herzlich mit Kopf und Hand zu ihm hinüber. Im nämlichen Moment erschrak ich. Sein hübsches Jungengesicht war blaß und verstört. Es hatte etwas tief Unglückliches, Leidendes, und Hellberg schien so geistesabwesend, daß er meinen Gruß nicht einmal bemerkte, ihn jedenfalls nicht erwiderte.

„Ich sah ihm bestürzt nach. Was konnte geschehen sein? War er krank und wollte er in dieser Verfassung reiten? Das wäre heller Wahnsinn gewesen.

„Es war mein erster Gedanke, die Braut aufzusuchen, die jedenfalls mit ihrem Vater dem Rennen beiwohnte, um ihr meine Beobachtung mitzuteilen. Während die Reiter zum Start eilten, lief ich nach den Tribünen und durchforschte mit den Blicken die vorderen Ecken. Nirgends eine Spur von der blonden Schönheit, die sonst die Männer anzulocken pflegte, wie der Honig die Bienen.

„Ich hielt einen Oberleutnant von meinem Regiment, der lässig an mir vorüberstreichen wollte, am Rockknopf fest.

„Haben Sie nicht die Eichrotts gesehn?“

„Die werden doch sicher nicht die Roheit haben, sich hier noch blicken zu lassen,“ gab der zurück.

„Wieso? Ich dachte doch, daß die Braut —“

„Damit ist es doch vorbei.“

„Was? — Die Verlobung?“

„Ist auseinander.“

„Seit wann? Die Anzeigen gingen ja erst vor ein paar Tagen herum.“

„Seit heute vormittag. Der arme Junge ist wie vernichtet. Ich wollte ihn überreden, heute nicht zu reiten, aber er hatte es Düringshofen versprochen und konnte nicht gut zurücktreten, da sich jetzt im letzten Moment kein Ersatz finden ließ, der diesen schwierigen Gaul zu managen versteht.“

„Ja, in aller Welt! — Die Eichrott ist wohl toll! Welchen Anlaß hat er ihr denn gegeben? Sie hatte Zeit genug, sich die Sache zu überlegen, denn die Courmacherei dauerte ja fast ein Jahr, und einen so famosen lieben Jungen wirft man doch nicht mir nichts dir nichts über Bord, nachdem man eben noch den Entschluß kundgegeben hat, ihn zu seinem Lebensgefährten zu machen.“

„Eine Lächerlichkeit, eine Lappalie gab den Anlaß. Vorgestern nämlich hatte Düringshofen ein kleines Herren-diner bei sich. Hellberg wurde als neugebackener Bräutigam gefeiert. Er war wie im siebenten Himmel. Jeder trank ihm zu, er that allen Bescheid. Na Sie wissen ja, wie so was kommt. Ehe man sich's versteht, werden einem die Füße schwerer und der Kopf leichter, als sie sein sollten. Auf dem Heimweg schwankte Hellberg ein bißchen und redete mit etwas schwerer Zunge allerlei harmlos lustiges Zeug, über das wir lachen mußten. Da führt uns der Unstern die Eichrotts in den Weg. Hellberg also auf sie zu. Auch wir andern bleiben stehn und sehn, wie die Braut sich plötzlich mit eisigem Gesicht von ihm wendet, dann den Arm ihres Vaters

nimmt und ohne Abschied davongeht. Hellberg war mit einem Schlag ernüchtert und in voller Verzweiflung. Am nächsten Morgen, gleich nach dem Dienst, lief er zum Eichrottschen Haus, wurde gar nicht empfangen, und heute erhielt er den Absagebrief.“

„Der arme Kerl!“

„Das Interesse am beginnenden Rennen überwog bei dem Oberleutnant in diesem Moment das Mitleid mit dem Freund. Er machte sich eilig von mir los und hastete nach seinem Tribünenplatz. Ich that das gleiche.

„Die sieben Reiter, die gestartet waren, bildeten zunächst noch für das Auge eine kompakte Masse von Pferden und Uniformen, doch bei einer leichten Wendung der Bahn schien sich die Kette aufzulösen, und der Bleifuchs mit dem kleinen Dragoner übernahm die Führung. Weitausgreifend schoß der Gaul voran.

„Das war ganz gegen Hellbergs Gewohnheit, der zu Anfang immer zurückzuhalten pflegte, um erst im letzten entscheidenden Moment scharf vorzugehen und dann alle bisher weise geschonten Kräfte seines Pferdes einzusetzen. Offenbar ließ er das temperamentvolle, hitzige Tier gehen, wie es wollte. Es nahm die erste Hürde spielend, mit mächtigem Satz, brach aber bei der zweiten seitwärts aus. Jetzt schien Hellberg aus seiner Apathie zu erwachen. Durch die Ferngläser konnte man sehen, wie er sich plötzlich straff im Sattel aufrichtete und, eine Volte reitend, den Fuchs fest an die Zügel nahm. Er war indessen hierdurch etwas ins Hintertreffen geraten. Der grüne Husar nahm die Cête und gewann von Sekunde zu Sekunde mehr an Terrain. Dichtauf folgte ein Ulan auf einer prachtvollen Rappstute. Hellberg brauchte jetzt die Peitsche, und der Gaul that seine Schuldigkeit, überholte die vier etwas zurückbleibenden andern, hielt sich eine Weile neben der Rappstute und flog dann an ihr vorbei. Gurt an Gurt mit dem Schwarzbraunen des grünen Husaren nahm er den Wassergraben.

„Bravo Hellberg! Bravo! Hurra Hellberg!“ riefen Hunderte von Stimmen aus dem Publikum. Wir jedoch konnten nicht in den Jubel mit einstimmen, denn wir sahen, daß unser Kamerad nervös ritt, das schwierige Tier nicht recht in der Hand hatte und seine Nervosität auf dieses übertrug. Er hatte den Wassergraben entschieden schlecht genommen; der Gaul war sogar beinahe in die Knie gefallen.

„In meiner unmittelbaren Nähe hörte ich Düringshofen ärgerlich sagen: ‚Weiß der Teufel, was heute in Hellberg gefahren ist. Noch nie habe ich ihn so planlos reiten sehn. Er pumpt ja den Fuchs schon jetzt vollständig aus!‘

„Und das war richtig. Er lag ganz vornüber, fast auf dem Hals des Pferdes, und brauchte Sporn und Peitsche, um seinen Platz neben dem Husaren zu behaupten. Wir sahen mit Sorge auf den großen Wall, dem die drei führenden jetzt entgegenstürmten. — Noch fünf atemlose Sekunden! Die Pferde setzten rasch nacheinander zum Sprung an und flogen hinüber; dann sah man den Schwarzbraunen mit dem grünen Reiter weiterstürmen, dicht auf die Rappstute, und jenseits des Walls wälzte sich ein Knäuel am Boden, über das die nachfolgende Schar blindlings hinwegrasste.

„Ein tausendstimmiger Aufschrei begleitete den Vorgang. Die Thatsache, daß der Husar als Sieger den Pfofen passierte, ging fast spurlos an dem Publikum vorüber. Das allgemeine Interesse konzentrierte sich

allein auf die Unglücksstelle, zu der die Sanitätskolonne sich mit Ärzten und Trägern in fliegendem Tempo hingebag. Düringshofen und ich schlossen uns ihr an.

„Der Bleßfuchs war mausetot, und sterbend hatte er sich auf den Reiter gewälzt. Wir zogen diesen unter der Last des Tiers hervor. Er gab kein Lebenszeichen. Die Mütze war ihm vom Kopf gefallen. Mitten im Sonnenglanz lag er auf dem grünen Feld, das hübsche junge Gesicht aschfarben, mit geschlossenen Augen zum Himmel emporgewandt. Das blonde Haar klebte an den Schläf.n. In bangem Schweigen umstanden wir den Arzt, der Hellberg Waffenrock und Hemd vom Leib schnitt und die Untersuchung vornahm. Und als der Arzt sich aufrichtete und die Trägerkolonne heranwinkte, lasen wir in seinem tiefsten Gesicht, daß jede Hoffnung vorüber sei.

„Er wird die Nacht nicht überleben,“ sagte er leise.

„Wir brachten Hellberg im Tragkorb, vorsichtig und langsam gehend, zum nahegelegenen Sanatorium; ein weiterer Transport wäre unmöglich gewesen. Es folgte sich, daß dort die Räumlichkeiten der ersten Klasse besetzt waren, dann fiel es der leitenden Oberin jedoch ein, daß das neugeschaffene Privatzimmer für Offiziere noch unbelegt sei.

„Düringshofen, der wie ein Kind weinte, mußte in dienstlichen Angelegenheiten zur Garnison zurück. Ich telegraphierte um Urlaub und richtete mich ein, die

Nacht über bei dem Sterbenden zu bleiben. In Erinnerung an die leichte Entremdung, die kurze Zeit hindurch zwischen uns geherrscht, hatte es etwas Veröhnendes für mich, während seiner letzten Stunden um ihn sein zu dürfen.

„Als ich so still neben dem Bett saß, auf dem der kleine Kamerad noch immer bewußtlos lag, überwältigte mich plötzlich der Gedanke, wie sonderbar es sei, daß er mit heißem Bemühn die Bausteine für dieses Gemach zusammengetragen hatte, das sein Sterbezimmer werden sollte.

„Mitten in der Nacht weckte mich eine leise Bewegung Hellbergs aus meinen Sinnen. Er öffnete weit die Augen und ließ sie umherwandern. Es ging wie ein Schimmer von Verständnis über sein Gesicht, und ein Lächeln legte sich um seine Lippen. Auf jeden Fall begriff er, wo er war, und es freute ihn. Auch mich sah er an, doch als ich mich über ihn beugte und eine leise Frage stellte, wurde der große, beinahe staunende Blick langsam starr und leer, und die röchelnden Atemzüge verstummten. Nur die Lippen lächelten noch immer, als sei er mit einem freundlichen Gedanken gestorben. — — — — —

„Jetzt sagen Sie, bitte: war es Zufall, oder handelte er unter dem Einfluß seiner hellsehenden Seele, als er jene Sammlung für das Zimmer begann, in dem es ihm bestimmt war zu sterben?“

Die Heimat der Pest.

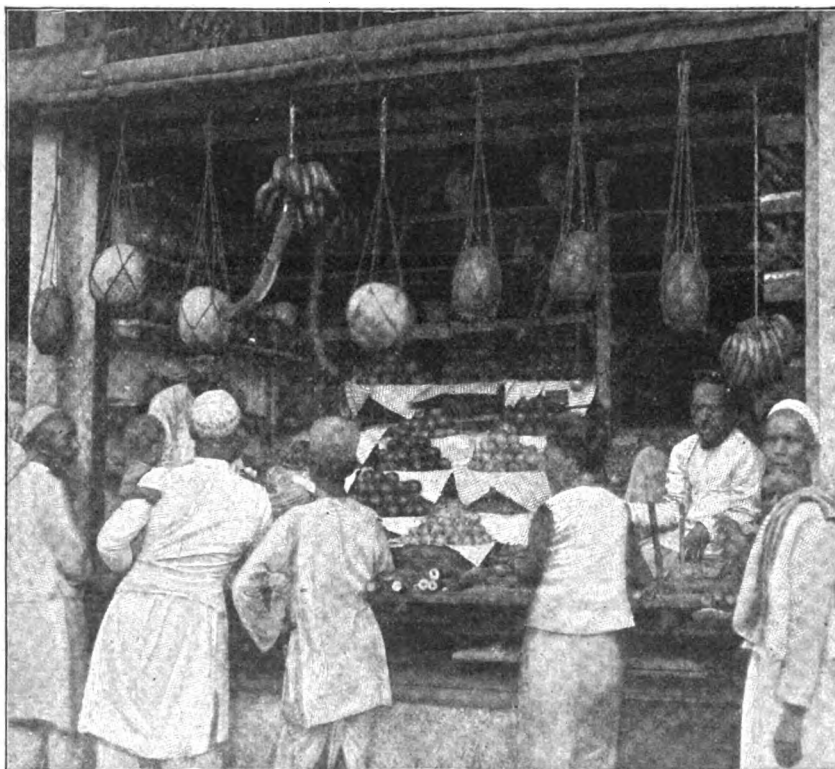
Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Die Pest hat sich in diesen Tagen wieder in verschiedenen Ländern gezeigt, die für uns in ziemlich unheimlicher Nähe liegen: Konstantinopel, Aegypten u. s. w.

Als eigentliche Heimat der Pest ist China oder Mesopotamien zu betrachten, aber seit etwa fünf Jahren hat sich die fatale Krankheit dermaßen in Indien und namentlich in Bombay festgesetzt, daß man bei dem Wort „Pest“ zuerst an Bombay denkt. Nun wird mancher denken, daß während der kritischen Zeit in Bombay alles drunter und drüber geht und man nur dem Augenblick lebt — im Gegenteil. Als Fremder merkt man kaum, daß man in einer verseuchten Stadt lebt. Als im Jahr 1896 die Krankheit ausbrach

und die Todesfälle von der normalen Zahl 70 auf etwa 400 täglich stiegen, da allerdings ergriff so mancher das Hasenpanier, die Läden waren bis zu 80 Prozent geschlossen, die Gerichtshöfe alle; ja sogar der Pferdebahnverkehr war auf einige Tage ganz eingestellt.

Ein Segen ist es, daß über zwei Drittel der Leichen in Bombay verbrannt werden. Dies sind die der zahlreichen Kasten der Hindus oder Brahmagläubigen, deren Religion die Verbrennung vorschreibt. Europäer, Juden, Muhammedaner, eingeborene Christen usw. begraben ihre Toten. Die Parfis, deren es etwa 50 000 in Bombay giebt, nehmen eine Ausnahmestellung ein. Ihre Leichenbestattung hat auf



Fruchtladen in Bombay.

den ersten Blick etwas Gräßliches; sie lassen die Leichen ihrer Verstorbenen von Vögeln fressen. Auf Malabar Hill, einem felsigen Hügel im Westen der Stadt Bombay, der jetzt mit reizenden Villen bedeckt ist und den vornehmsten Stadtteil bildet, liegen die „Türme des Schweigens“ inmitten eines schöngepflegten Gartens (Abb. S. 1511). Diese Türme haben oben einen mächtigen Krost aus eisernen Stäben, in der Mitte befindet sich eine Grube. Die Toten werden auf den Krost gelegt; die in der Nähe weilenden Raubvögel stürzen sich darüber her, und innerhalb einer Stunde sind nur noch die Knochen übrig, die in die Grube geworfen werden. Geier und Raben sind die Totengräber der Parsis. Das symbolische dieser Bestattung beruht darin, daß die Verstorbenen durch die Vögel der Sonne, der Spenderin alles Lichts und Lebens, zugetragen werden.

Nähe der Markthalle, die sogenannte Nachoda Mhola, hier wohnen die Trödler, hauptsächlich Händler mit alien Möbeln, die sämtlich Muhammedaner sind. Ueberhaupt findet man, daß die beiden großen Religionen, Hindus und Muhammedaner, sich selten vermischen, sondern die Gemeinden für sich ganze Stadtteile und Straßen bewohnen. Die Gewohnheiten sind auch so verschieden, daß die beiden Religionen gar nicht so nahe bei einander existieren können; die Muhammedaner sind reiner als die Hindus, was hauptsächlich religiösen Geboten zu danken ist. Die Hindus, wenigstens die niederen Kasten, sind schmutzig am Körper, in den Häusern und in allen ihren Gewohnheiten. Der Muhammedaner ist außer Schweinefleisch alles, was auch Europäer essen, nur müssen die Tiere nach dem Ritus geschlachtet werden. Die Hindus essen aber kein Rindfleisch, die



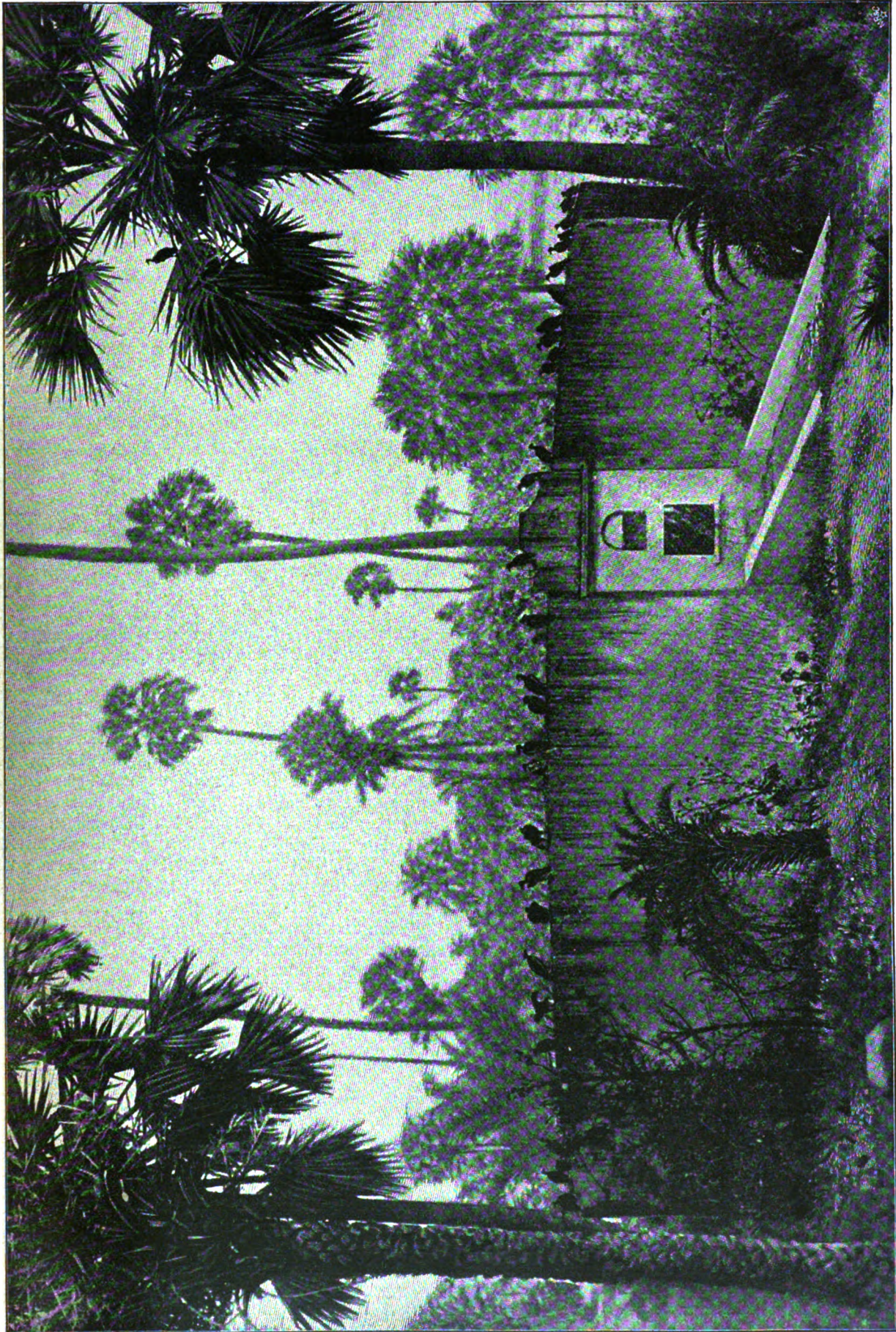
Die Nachoda Mhola, Strasse in Bombay.

Längs des Strandes im Westen der Stadt führt eine fast zehn Kilometer lange Straße von Colaba bis nach Malabar Hill, gewissermaßen der Corso Bombays. Nach Schluß der Geschäfte, also etwa von fünf Uhr an, ist auf dieser Straße ein derartiger Wagenverkehr, daß, ganz so wie in Berlin, an den Kreuzungspunkten Schutzleute stehen und den Verkehr beaufsichtigen.

Das Leben und Treiben auf den Straßen Bombays ist derartig lebhaft, bunt und wechselvoll, die Bevölkerung vom tiefsten Schwarz bis zum hellsten Weiß so mannigfaltig, der Stil der Häuser, der Bau der Wagen so eigenartig — kurz, das ganze Straßenbild so, wie man es kaum noch in irgendeiner Stadt des Orients findet. Ich sah Bombay früher als z. B. das vielgerühmte Kairo und Konstantinopel und muß gestehen, daß die beiden letztgenannten Städte gegen Bombay sehr abfielen. Obenstehende Abbildung zeigt eine Straße in der

Kuh ist ihnen heilig. Einige Kasten der Hindus essen Ziegen und Schöpfenfleisch. Schon aus dem Besagten ergiebt sich, daß Muhammedaner und Hindus nicht in einem und demselben Hause wohnen können.

Der Handel von Bombay ist von der Pest natürlich nicht unberührt geblieben, namentlich in den ersten Jahren, als die Sache so überraschend gekommen war und man in Europa gar nichts von Bombay wissen wollte. Die nördlicher gelegene Hafenstadt Kurachee hat von der Situation viel gewonnen und in den letzten Jahren einen ganz bedeutenden Aufschwung genommen. Die Dampfer der Bremer Hansalinie legen bei Kurachee regelmäßig an, ebenso die des Westreichischen Lloyd. Die Zahl der Dampferlinien, die Bombay anlaufen, ist groß, außerdem verkehren dort eine Menge Frachtdampfer, sogenannte Outsiders. Im Jahr 1896, als Pest und Hungersnot auf den Handel drückten, ist es



Der „Turm des Schweigens“ auf Malabar Hill bei Bombay.

vorgekommen, daß Frachten zu 4 Schilling per Tons nach Hamburg, Antwerpen u. s. w., ja sogar zu 2½ Schilling nach Liverpool gebracht wurden. Die Konkurrenz auf dem Wasser war überhaupt stets sehr groß, davon wird ein Kuriosum erzählt: zwischen Bombay und Goa verkehrte eine Linie, die Passagiere für 10 Rupien (etwa 14 Mark) beförderte, eine andere

Linie wurde eröffnet und nahm nur 5 Rupien, da beförderte No. 1 für 2 Rupien, es folgte No. 2 mit einer Rupie, dann beförderte No. 1 umsonst, dann kam No. 2 und gab jedem Passagier noch einen Kalender gratis; No. 1 gab noch zwei Hände voll Datteln als Wegkost. Dann — machte No. 2 Bankrott, und No. 1 ließ sich sofort wieder 10 Rupien bezahlen. Kurt Köppen.

Die Kunst zu essen.

Hierzu die Aufnahmen S. 1515.

Wenn der Selbsterverbrauch eines Volkes — nicht als hygienischer, sondern als ästhetischer Wertmesser — die Kulturhöhe der Allgemeinheit ungefähr ergiebt, ist die Art und Form in der Anwendung und Beherrschung der menschlichen Funktionen, so besonders bei Speise und Trank, der zuverlässige Maßstab von der Kulturhöhe und Lebenskunst der Einzelnen und Oberen dieses Volkes. Daß das Essen und Trinken an sich schon eine Kunst sei, die mühsam erlernt werden müsse, ist sicherlich vom naiven Kulturzustand nicht ohne weiteres einzusehen. Denn von Beginn an ist jeder Mensch geneigt — und wird natürlich vor Jahrhunderten und Jahrtausenden noch viel mehr geneigt sein — sich in der Ausübung seiner körperlichen Funktionen durchaus der Bequemlichkeit, der Annehmlichkeit und dem augenblicklichen Behagen hinzugeben.

Das instinktive Gefühl des ungefesselten Genießens findet vielleicht sein klassisches Beispiel in der Antwort eines Dorfschulzen auf die Frage nach dem höchsten Genuß, den er im Leben kenne, der da als braver, echter Instinktmensch meinte: „fünf Rebhühner, zwei flaschen Rotwein, die Thür zugeriegelt, Pantoffeln an, Rock aus, in Hemdsärmeln gegessen und getrunken, bis man plagt,“ das sei das erstrebenswerteste Ziel aller menschlichen Genüsse.

So ist zweifellos die Kunst zu essen auch heute noch — trotz tausendjähriger Kultur — etwas ganz Einzelnes, Individuelles, darum sehr Seltenes. Denn überall da, wo gegen den Instinkt der Masse sich etwas durchringen und emporarbeiten mußte, geschah es fast immer nur in hartem, langsamem Einzelkampf.

Und gerade auf dem Gebiet der Schönheit, und nicht zum wenigsten auf dem noch überall brachliegenden Feld der Lebenskunst, hat es seit langer Zeit allenthalben und immer wieder solche Einzelkämpfe gegeben, in denen das Schöne nicht immer Sieger blieb. Natürlich hat sich auch bei der Verschiedenartigkeit des ästhetischen Sinns überhaupt der künstlerische Geschmack in der Beherrschung der Lebensform bei den einzelnen Völkern verschiedenartig entwickelt. Ohne Zweifel sind uns Deutschen die Aesthetiker im Völkerkonzert, die Franzosen, hierin weit über. Es zeigt sich hier mehr als irgendwo anders die Ueberlegenheit lateinischer Kultur und stets zunehmender ästhetischer Verfeinerung über uns Volk der Denker und Dichter. Aber wir sind, hier wie überall, auf dem Weg zum Fortschritt und werden zum Inhalt, zum Guten auch in unsern breiteren Volksschichten bald „den Glanz und den Schimmer“ hinzufügen.

Man soll nicht lächeln über dies Vordringen der Form und nicht kühl das bisher Angewohnte abweisen. Wir haben zu viel auf das „Was“ gesehen und zu wenig auf das „Wie“ geachtet. Es hat aber beides sein Recht auf der Welt,

im Leben des Einzelnen wie im Gesellschaftsleben, und beides will zu gleichen Teilen berücksichtigt werden.

Darum ist es durchaus nicht lächerlich, sondern nur erfreulich, wenn ein rechter Kenner und Genießer von Speise und Trank aufrichtig sagt: lieber ein Gang weniger und formvollendet serviert und gegessen, als eine ganze Reihe erlebener Delikatessen auf unsauberem Tischtuch achtlos gegeben und genossen!

Was nun die Einzelheiten in der Ausübung dieser interessanten und wichtigen Lebenskunst des Essens und Trinkens betrifft, so geben unsere Bilder ein höchst anschauliches und dabei liebliches, fesselndes Material. Die anmutige Dame, die sich hier vor unsern Augen zu Tisch setzt und ein kleines Diner zu sich nimmt, entwickelt in allen ihren Bewegungen und Stellungen eine seltene Grazie und vollendete Form, die jeden feinfühligen gewiß entzücken und zur Nachahmung anspornen muß.

Schon bei der nachlässigen und dabei doch leichten Entfaltung der Serviette zeigt sie jene kaum definierbare Art äußerer Vornehmheit und inneren feinen Sinns, die nur angeborenes Gefühl und langjährige Übung geben kann. Beim Essen selbst ist das wichtigste eine aufrechte, gerade Haltung und eine freie Beweglichkeit des Unterarms, der in keiner Weise auf den Tisch aufgelegt werden darf. Die Speise wird zum Mund geführt, und der Mund kommt dem Löffel oder der Gabel nur wenig durch leichte Kopfneigung entgegen. Durchaus häßlich wirkt die Bewegung des ganzen Oberkörpers auf Tisch und Speise und heftiges Zufahren des Kopfes und Mundes auf die entgegenkommende Gabel. Die Oberarme müssen bis zum Ellbogen ziemlich eng am Körper anliegen, um jede unangenehme Berührung mit eventuellen Nachbarn zu vermeiden. Durch diese stolze und freie Haltung ist ganz von selbst jede zu starke Neigung des Körpers zum Tisch ausgeschlossen. Wie wir sehen, ist die Dame ihren Tisch allein mit der Gabel und benutzte als Hilfsmittel für widerspenstige Stücke eine kleine Brotschneide. Vielfach nimmt man heutzutage zum Fischessen auch ein silbernes Besteck von Messer und Gabel. Ganz ausgeschlossen ist natürlich bei jedem Gericht die Zuführung der Speise zum Mund durch das Messer.

Alle Einzelheiten sonst wirken mehr durch Anschauung als durch Beschreibung. Erst durch Sehen und Schauen läßt sich diese vollendete Beherrschung der Form wirklich aufnehmen und lernen.

Und diese schöne Form müssen wir uns aneignen, damit unser großes Volk der Denker und Dichter dermaleinst auch ein Volk schönheitsgebildeter Menschen heiße, denen neben dem tüchtigen, fernhaften Sein auch der wohlberedigte, schönheitsbewußte Schein nicht fehlt.

Fritz Hallberg.

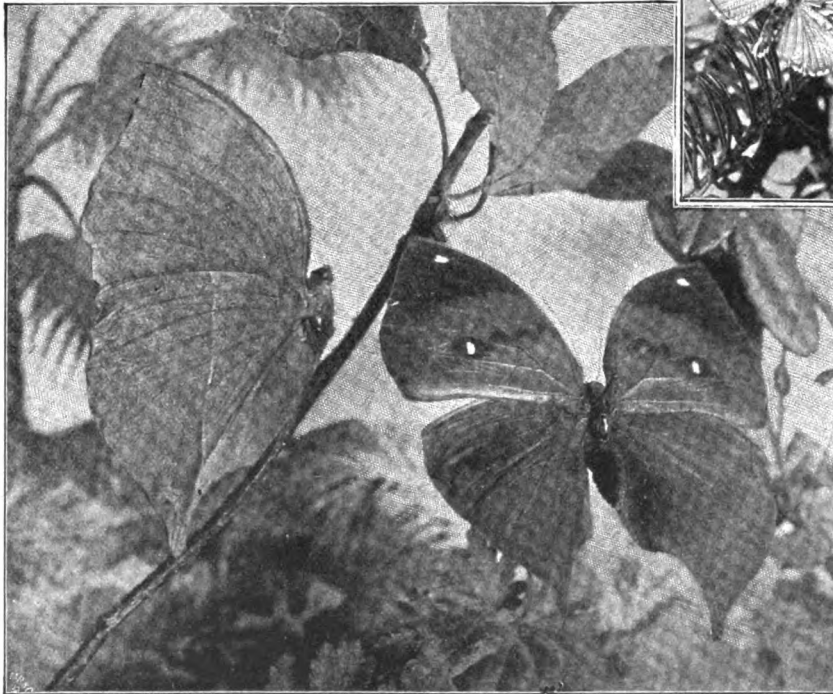


1. Beginn der Mahlzeit. 2. Suppe. 3. Fisch. 4. Fleisch. 5. Prost! 6. Obst. 7. Kaffee.
Die Kunst zu essen.

Schutzfärbungen bei Insekten.

Hierzu 2 Originalphotographien des Verfassers.

Der Kampf um das Dasein herrscht auf dem ganzen, großen Gebiet der Natur. Jedes Tier hat seine Feinde, denen es auf alle mögliche Art zu entgehen sucht, sei es durch eine Schutzfärbung, sei es durch Anpassung an Gegenstände, denen es in Gestalt, Färbung, Zeichnung und Bewegungsweise bis zum Verwechseln ähnlich wird. Manche Insekten kopieren andere Arten, die ihres üblen Geschmacks, Geruchs oder ihrer harten Flügeldecken wegen von insektenfressenden Tieren unbehelligt bleiben, also Doppelgänger dieser Geschöpfe sind. Aber auch tote Gegenstände werden von dem Insekt nachgebildet. Es giebt Schmetterlinge und Heuschrecken, die Baumblätter so natürlich nachäffen, daß sie, im Laub sitzend, von diesem nicht zu unterscheiden sind. Diese Tiere veräumen es auch nie, bei Nachstellungen mit größter Regelmäßigkeit sich im Laub zu verbergen, und hier sind sie vollständig gesichert. Unter den Schmetterlingen haben es am raffiniertesten in der Anpassung an Laub einige indische Blattschmetterlinge (Kallima) gebracht, die in sitzender Stellung mit zusammengeschlagenen Flügeln überhaupt nicht von einem welken, durchfressenen Baumblatt zu unterscheiden sind. Sie täuschen ein solches verdorrtes Blatt so peinlich genau vor, daß sogar die nachahmende Blattrippenzeichnung der Schmetterlingsflügel Schatten zu werfen scheint. Die Vortäuschung



Sitzend.

Indischer Blattschmetterling.

fliegend.

eines Blattes wird beim ruhenden Schmetterling noch dadurch vermehrt, daß die Hinterflügel in eine längere Spitze ausgezogen sind, die vom Tier gegen den Zweig gestemmt werden und so den Blattstiel vorstellen, während die Fühler zwischen den Flügeln verborgen ruhen. So täuscht das Tier ein dürres, welkes Blatt vor, das durch Raupenfraß und Schimmelpilze gelitten hat, während der Farbenschmelz auf der in ruhender Stellung nicht sichtbaren Oberseite des Schmetterlings wahrhaft prachtvoll ist.

Eine ähnliche Anpassung zeigt die bei uns heimische Flechtenmotte (*Moma orion*), deren Vorderflügel grell schwarz, weiß und hellblaugrün gezeichnet sind. Trotz dieser so auffälligen Zeichnung ist das an einer Flechte ruhende Tier kaum zu sehen. Lassen einige Tiere in dieser Weise Blätter und Laub nach, so werden wieder andere zu Zweigen, um sich zu schützen. Viele Spannerraupen wissen den Beobachter in ganz seltsamer Weise zu täuschen. Sie stützen sich zuweilen auf ihre hintersten Beine, strecken sich in



Flechtenmotte,
die zu ihrem Ruheplatz
fliegt.

gerader Richtung unter einem gewissen Winkel zum Zweig, auf dem sie sitzen, verbleiben längere Zeit in dieser Stellung und ahmen so ein Zweigstück nach. Ganz bizarr dagegen sind die Stab- oder Gespenstheuschrecken geformt. Ihr langgezogener, wie Rohr gegliederter Körper, der vollständig flügellos ist, die unsymmetrisch abstehenden dünnen Beine und die ganz eigentümliche Gewohnheit dieser kleinen Tiere in der Ruhe, das erste Beinpaar dem Kopf eng und fest anzulegen und in gerader Richtung auszustrecken, täuschen ganz genau Nester und Zweige vor. Während der Tagesstunden ruhen diese Heuschrecken, und zwar dort mit besonderer Vorliebe, wo sie in der Nacht vorher das Laub bis auf die Blattrippen verzehrt haben. Das hierdurch verursachte vollständige fehlen größerer Blattgruppen gestaltet das Auffinden dieser Tiere ganz besonders schwierig.

Das Nachäffen von Blättern und Zweigen ist der denkbar günstigste Schutz für alle Insektenarten. Daß solche Eigentümlichkeiten erst im Kampf um das Dasein erworben und dann vererbt worden sind, ist zweifellos; es sind die Resultate der natürlichen Züchtung. Das Verständnis der Faktoren, durch die diese oft bis auf die geringsten Einzelheiten eingehende und bis zur vollendetsten Täuschung führende Nachahmungen zuwege kommen, wurde erst durch die bekannte Theorie Darwins von der natürlichen Auslese möglich. Vorher hatte man über die Ursachen dieser Nachahmungen und Anpassungen die seltsamsten und abenteuerlichsten Vermutungen aufgestellt.

Dr. E. Sade.

Der Caboclo.

Brasilianische Reiseskizze von Karl Canera.

Von Curityba, der Hauptstadt des brasilianischen Staates Paraná, fuhr ich mit der Gebirgsbahn hinab nach der Küste, nach Paranaguá. Ich kenne wenige so reizende Strecken, und außer der Bergbahn von Siliguri nach Darjeeling im Himalaja keine so interessante Durchschneidung eines Urwaldes. Freilich habe ich diese herrliche Strecke auf die denkbar günstigste Art befahren, auf einer Drahtseilbahn. Der deutsche Bahningenieur Lange nahm mich mit, wir jagten die 40 Kilometer von Ponte rosso nach Morretes miteinander hinab und legten dabei einen Höhenunterschied von 955 Meter zurück. Das war wunderbar. Da habe ich die großartige Schönheit der Serra da Graciosa, einer wildromantischen Gebirgslandschaft, sowie die unvergleichliche Eigenart des brasilianischen Urwaldes erst recht erkannt. Manchmal liefen wir den kurz vor uns abgefahrenen Zug, in dem sich auch mein Gepäck befand, weit voraus, dann jagten wir mit der Schnelligkeit eines Blizuges wieder nach. Bisweilen hielten wir an besonders günstigen Punkten und genossen die fesselnde Aussicht. In den felsabhängigen des romantischen Marumby vorbei und über seine wilden Schluchten hinweg saßen wir dann wieder nach, um den Zug noch einzuholen, ehe er die Ebene erreichte. Es gelang. Während der vollen Fahrt schlossen wir dicht auf, ergriffen die Puffer des letzten Wagens, hielten uns fest, ließen uns noch 4 Kilometer in der Ebene schleppen und kamen auf diese Weise zugleich mit dem Zug in Morretes an.

Ich begab mich in das erste Hotel, um hier zu warten, bis ich mit dem Küstendampfer nach Santos weiterfahren könnte.

Hotel! Du lieber Himmel! Das Ding kann man eigentlich nur einen Stall nennen. Aber es giebt nichts anderes in Paranaguá. Also: „Rinn in die Kartoffeln!“ Der Besitzer empfing mich, indem er mir freundlich seine breite Tasse bot. Er ist ein freigelassener Neger-Sklave mit dem schönen Namen Cristão, d. h. Cristan. Sein Anzug bestand aus einer Hose von unerklärlicher Farbe und dem offen getragenen Hemd, das vor einigen Monaten vielleicht weiß war. Dementsprechend zeigten sich auch die übrigen Hotelangehörigen, sämtlich Neger, und dazu passend waren ebenso die Räume. Man zeigte mir mein Zimmer.

„In dieses Stinkloch soll ich hinein! No, Cristão. Daraus wird nichts.“ Ich sprach italienisch, das er gut verstand.

Nun führte man mich in ein ganz leeres Nebenhaus. Da stand in einem Zimmer eine Bettstelle und ein Stuhl. Das genügte mir. Ich machte es mir mit meinen Decken gemütlich.

Abends raschelte es im Garten. Ich forschte, was das war. Bei meinem Erscheinen flogen vier große Urubú auf. Man nennt sie in Brasilien „schwarze Polizei“. Es sind Nasseger, die nie geschossen werden dürfen, weil sie die Städte und Dörfer von Unrat säubern. Ich hatte sie beim Verzehren eines toten Hundes gestört. Als ich in mein Zimmer zurückgekehrt war, hörte ich, daß sie wiederkamen und in aller Gemütsruhe ihre Mahlzeit fortsetzten.

Ich trat in den „Speisesaal“ des „Hotels“. Brrr! Ich mußte mich aber an die verschiedenen Gerüche von Zwiebeln, ranzigem Fett, faulem Fleisch u. s. w. gewöhnen, denn ich hatte Hunger, und anderswo gab es nichts. Man wies mir meinen Platz an. Im Hotel Cristão werden die Tischtücher an jedem Ersten des Monats gewechselt. Man schrieb aber heute den 26. Mai 1902. Wenn man weiß, wie die Brasilianer essen, dann vermag man sich einen Begriff vom Zustand meines Tischtuchs zu machen. Ich bestand den Kampf mit Hunderten von Fliegen siegreich und stockerte an den mir gereichten Speisen herum. Fische und Camerons, d. h. große Krabben, waren gut. Alles andere — ich weiß nicht, wie es schmeckte. Es widerstand mir, und ich wagte keinen Versuch damit. Zum Glück hatte ich noch Schokolade bei mir. Das genügte.

Nach dem Essen begab ich mich auf die Agenzia der Küstendampfer. „Wann kommt morgen der Dampfer?“

„Morgen? Gar nicht. Er trifft vor dem 29. nicht ein; er hat drei Tage Verspätung.“

Himmel, Donnerwetter! Da soll ich drei Tage bei Cristão wohnen! Das geht nicht!

Ich fuhr am nächsten Tag nach Morretes zurück, um eine Wasserfahrt auf dem Cubatão in den Urwald zu machen.

Am Ufer kamen sofort einige Schiffer, zeigten auf ihre aus einem einzigen Stamm gefertigten Kannots und boten mir in portugiesischer oder italienischer Sprache ihre Dienste an. Weiter rückwärts stand in einem Kannot ein etwa 30—35-jähriger Mann. Er sah ganz anders wie die übrigen aus, viel ernster, fast möchte ich sagen würdiger. Ein brauner Vollbart umrahmte ein männlich schönes Gesicht von sonnenverbrannter, aber doch weißer Farbe, seine Haltung war stolz, und seine wie bei den andern Schiffern nur aus Hose und Hemd bestehende Kleidung erschien reinlicher und ordentlicher. Auch der breite Strohhut stand ihm gut zu Gesicht. Der Mann gefiel mir. Ich rief ihm über die übrigen hinweg auf italienisch zu: „Wollen Sie mich um 6 Mille Reis etwa drei Stunden lang stromaufwärts in den Urwald fahren und so rechtzeitig zurückbringen, daß ich den Zug erreiche?“

Mit höflicher Handbewegung zeigte er auf den Sitz in seinem Kannot und sprach nur: „Bitte, Signor!“

Ich stieg ein, setzte mich, und wir fuhren los. Was ich bei der Bahnfahrt gesehen hatte, war herrlich gewesen. Was ich aber jetzt erblickte, das waren Märchenbilder, das war zauberhaft. Draußen im Ozean herrschte Flut. Die machte sich durch die ganze Bucht von Morretes fühlbar. Sie staute den Abfluß des Rio Cubatão, er stand still, kein Küstchen kräuselte sein Wasser, auf einem vollständig klaren Spiegel fuhr ich wie in einem Geisterkahn dahin. Mein Schiffer sprach kein Wort und ruderte so still, daß man kaum einen Schlag vernahm. Da zogen rechts und links Bilder an mir vorüber, deren wunderbare, feenhaft schöne Schönheit ich nicht annähernd erschöpfend beschreiben kann. Eine solche Ueppigkeit des Wachstums ahnt man bei uns ja gar nicht. Ist dies Wald? Nein. Es ist ein dichtes Gewebe, ein bunter, gewirkter Stoff

von 15 und 20 Meter Dicke, es ist ein Kunstwerk einer überreichen, strogenden Natur. Anfangs herrschte noch der Mangelbusch vor. Dann kamen Königspalmen, Bambus und Bäume, die zu unterscheiden bald nicht mehr möglich erschien. Sie waren über und über bedeckt mit Orchideen und Bromeliaceen. Darüber und darunter lagen dichte Netze von Lianen oder hingen wie Schleier herab, Zwergpalmen, Farnbäume, wilde Bananen- und Caquararohrblüthe streben empor, Schilf und Röhrich aller Art drängten sich dazwischen, ganze Teppiche von herrlichen Herzblättern hingen herab, und Mangelbäume kämpften sich durch. Leicht glitt das Kannot dahin. Ein schwarzweißer Adler kreiste über mir. Hier und da strichen Wasservögel mit hochroter Brust über den Fluß, Papageien flogen kreischend davon, andere prächtig farbige Vögel zogen über mich, schillernde Kolibris und Schmetterlinge schwirrten über leuchtenden Blumen, das Ganze erschien mir wie eine Fahrt durch eine paradisische, vorinsultliche Landschaft.

Da tauchte eine kleine Lichtung auf. Dort wuchsen Bananen und Mais. Ich sah ein mit Palmenblättern gedecktes Häuschen, so wie sie die Halbindianer oder Neger auf den Ansiedlungen bewohnen.

Plötzlich sprach mein Schiffer, und zwar wieder italienisch, zu mir: „Herr, hier ist mein Haus. Wollen Sie einige Früchte nehmen? Ich würde gern etwas ausruhen, ehe wir zurückkehren.“

Ich sagte zu, er steuerte ans Land. Da erschien eine auffallend hübsche Negerin mit zwei Kindern an der Hand und rief dem Schiffer etwas zu. Es war portugiesisch. Ich verstand sie nicht. Der Mann antwortete, worauf sie im Haus verschwand. Die Kinder blieben stehen, und drei andere, noddürftigst bekleidet, kamen hinzu. Das Kannot hielt, ich stieg ans Land.

Jubelnd begrüßte die Kinderschar, das älteste mochte acht Jahre alt sein, den Vater. Er entschuldigte sich, schickte sie weg und führte mich in sein Haus.

Wie reinlich es da aussah! Ein Tisch stand in der Mitte, darum sechs Stühle, von einer Ecke zur andern hing eine Hängematte, und der Blick in die Nebenstube und in die auf der andern Seite liegende Küche lehrte mich sofort, daß auch dort eine in solchen Hütten sonst fremde Reinlichkeit und Ordnung herrschte. Ich sah mich weiter um und entdeckte zu meiner größten Ueberraschung in einer Ecke quergehängt eine ganz gute Radierung, die unsern Kaiser Wilhelm II. darstellte.

Erstaunt rief ich in deutscher Sprache: „Wie kommen Sie zu diesem Bild?“

Ohne eine Sekunde zu zögern, antwortete der Schiffer in tadellosem Hochdeutsch: „Es ist ein Ueberbleibsel aus besserer Zeit. Ich bin ein Deutscher.“

„Ein Deutscher! Wie kommen Sie denn hierher in den brasilianischen Urwald?“

„Teils durch Verhängnis, teils durch eigene Schuld. — Meine Frau bringt Ihnen hier Bananen und Orangen, mein Herr. Wollen Sie sich bedienen?“

Ich merkte, daß er nicht weiter sprechen wollte, und nahm einige der von der Negerin mir mit ausgesprochener Grazie dargebotenen Früchte. Während ich aß, stand der Schiffer auf, ging ins Freie, und ich vernahm, daß er in freundlicher Weise portugiesisch mit seinen Kindern sprach. Nach etwa einer Viertelstunde kehrte er zurück und sagte deutsch: „falls es Ihnen recht wäre, wollen wir weiterfahren. Wenn die Ebbe kommt, ist es nicht mehr so hübsch.“

Ich wollte der Negerin etwas Geld geben. Sie lehnte es aber ebenso entschieden ab wie ihr Mann.

Ich stieg in das Kannot, wir fuhren ab, die Negerin und die Kinder winkten uns nach Auf der Fahrt beschäftigte ich mich viel mit meinem Schiffer. Wer war er? Er sprach aber kein Wort, und ich hatte eine gewisse Scheu, ihn zu fragen. Zwei und eine halbe Stunde vergingen. Wir waren wieder nahe an Morretes. Da begann er: „Wenn es Ihnen recht ist, landen wir an jenem Hügel. Ich führe Sie auf den Gipfel. Von dort haben Sie eine schöne Aussicht und erreichen die Station noch schneller als vom Landungssteg im Ort.“

Ich war einverstanden. Bald kamen wir oben an, ein prächtiges Panorama der Bai von Paranaguá und Antonina lag vor mir. Ich setzte mich auf einen Stein und breitete meine Landkarte vor mir aus, auf der sich mein Stempel mit Name und Adresse befand. Plötzlich zeigte der Schiffer auf den Stempel und fragte: „Ist dies Ihr Name?“

„Ja.“

„Ich kenne ihn gut. Ich habe manches Ihrer Bücher über den Krieg von 1870, 71 gelesen, als ich noch deutscher Offizier war.“

„Wie, Sie waren deutscher Offizier?“

„Ja, Herr Hauptmann.“

„Und jetzt?“

„Jetzt ein armer Caboclo, d. h. ein Landarbeiter, ein Tagelöhner, eine Art von Halbindianer.“

Er mochte in meinem erstaunten Blick die Frage lesen: „Was haben Sie nur begangen, um so zu sinken?“

Da sah er mich fest an und fuhr fort: „Herr Hauptmann, ich weiß aus Ihren Büchern, wie Sie denken. Ich will Ihnen meine Geschichte erzählen. Es thut mir wohl, mich einmal auszusprechen.“

Er setzte sich neben mich und begann: „Ich war der einzige Sohn. Meine Mutter starb früh, mein Vater war Geheimrat mit altadeligem Namen. Ich wurde Kavallerieoffizier. Leichtfüßiges Leben, Spielen, Schulden, Ehrenschulden, nicht eingelöste Wechsel und schlichter Abschied. Das war mein Weg. Mein Vater zahlte mir noch die Reise nach Amerika. Dann verließ er mich. Allmählich hat er alle meine Schulden abbezahlt. Unser Vermögen ging dabei drauf. Vor sechs Jahren ist er aus Gram gestorben. Ich fuhr damals — es war 1892 — nach Brasilien. Da begannen hier die unruhigen Zeiten der Revolution gegen den Präsidenten Floriano. Ich meldete mich bei der Kavallerie in Rio, wurde sofort angenommen und wäre sicher gleich Unteroffizier geworden, wenn ich portugiesisch verstanden hätte. Ich bemühte mich, die Sprache schnell zu lernen. Während dieser Zeit erkaunte ich aber, in was für eine Gesellschaft ich geraten war. Eine scheußliche Bande. Es gab dabei Verbrecher, viele frühere Negerklaven, nur ungebildete, rohe Burschen, einen wahren Auswurf der Menschheit. Eines Tags kam ich durch Zufall in die Lage, ein Negermädchen vor Roheiten eines Kameraden zu bewahren. Die kleine Schwarze erwies mir von da an viele Freundlichkeiten. Sie wohnte in der Nähe der Kaserne bei ihren Eltern, armen Tagelöhnern. Fast täglich brachte sie mir Obst und Blumen. Ich gewann Zuneigung zu ihr. Einige Zeit später fühlte ich mich nicht wohl und wollte einmal spazieren gehn. Ich weiß nur noch, daß ich nahe vor dem Haus Marias, so hieß die Negerin, ohnmächtig umfiel. Später hat man mir erzählt, was folgte. Ich hatte das gelbe Fieber be-

kommen. Maria sah meinen Fall, stürzte auf die Straße, schleppte mich trotz des Widerstandes der Leute auf ihr Lager, wies alle Versuche, mich wegzutragen, mit Löwenmut ab und pflegte mich Tag und Nacht. Neun Tage lag ich bewußtlos in ihrem Bett, fünf Wochen dauerte die ganze Krankheit, das treue Wesen kauerte stets vor meinem Lager auf dem harten Boden, sie ließ niemand zu mir, ohne Scheu vor Ansteckung sorgte sie für mich, sie hat mich errettet. Im Siebospital wäre ich damals sicher gestorben, wie die meisten armen Opfer, die man dorthin brachte. Während meiner Rekoneszenz lernte ich sie lieben. Sie haben sie gesehen, sie ist jetzt die Mutter meiner Kinder, meine Frau, wenn auch noch kein Priester unsern Bund gesegnet hat."

Er machte eine Pause. Da ich schwieg, fuhr er fort: "Als ich genesen war, kehrte ich zum Regiment zurück. Zwei Jahre diente ich als Reiter und Unteroffizier. Als ich die portugiesische Sprache verstand, wollte man mich zum Offizier machen. Ich lehnte ab. Meine drei Jahre, zu denen ich mich verpflichtet hatte, mußte ich aushalten. Aber länger bei einer solchen Bande zu dienen, war mir unmöglich. Und Offizier werden konnte ich nicht. Ich hätte dann Maria, die mir damals schon meinen ersten Knaben geschenkt hatte, verlassen müssen, und das verboten mir mein Herz und meine Anschauung über Ehre und Recht."

"Das war brav von Ihnen."

Sein Auge leuchtete bei dieser meiner Unterbrechung. Dann erzählte er weiter: "Wir zogen in den Krieg gegen die Empörer hier in Paraná. Maria mit ihrem Kind machte, wie alle Soldatenweiber und Soldatengenossinnen, sämtliche Märsche mit. Sie hat fabelhaftes geleistet. Ein Krieg war es aber nicht, nur eine Farce. Endlich, 1896, war er beendet, ich wurde frei. Mit dem wenigen Geld, das ich mir erspart hatte, erwarb ich das Recht, mich hier im Urwald anzusiedeln. Da leben wir nun im sechsten Jahr. Anfangs aßen wir Waldbeeren und einige Bananen. Ich arbeitete als Lastträger in Morretes. Seit mehreren Jahren geht es uns besser. Wir bauen Bananen, Mais und Gemüse, verkaufen diese in Morretes, und ich verdiene als Schiffer oder sonstwie hier und da Geld. Ich bin ein echter Caboclo geworden." Er schwieg.

"Denken Sie nie daran, nach Deutschland zurückzukehren?" fragte ich nach einer Pause.

"Nach Deutschland! Nein. Was sollte ich dort, ein mit schlichtem Abschied entlassener Offizier! Und mein Weib, meine Lebensretterin, die ich liebe! Und meine herzigen kleinen Mulattenkinder, die so sehr an mir hängen? Sollte ich die mitnehmen? Sie sehen, es geht nicht. Mein Weg ist klar vorgezeichnet. Noch zwei Jahre Arbeit, dann habe ich mir so viel verdient, daß ich mir in einer der neuen Kolonien im Innern Brasiliens ein genügend großes Stück Land kaufen kann. Dann werde ich Kolonist, geht es mir gut, später vielleicht Fazendeiro, und wer weiß, ob ich mir dabei nicht so viel verdiene, daß ich nach vielen Jahren doch einmal nach Deutschland reisen kann, unerkannt, zum Besuch mit meiner schwarzen Frau und meinen Mulattenkindern. Das ist mein höchster Wunsch, denn die deutsche Heimat werde ich nie vergessen!"

Die Erzählung hatte mich bewegt. Ich stand auf und gab dem Caboclo meine Hand. Er drückte sie innig. Dann bemerkte ich: "Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen. Kann ich Ihnen helfen? Ich vermag Ihnen eine kleine Summe leihweise zu geben."

Ohne Zögern entgegnete er: "Ich danke Ihnen, Herr Hauptmann, muß aber ablehnen. Ich habe mir selbst den Schwur geleistet, nie mehr und unter keiner Bedingung Schulden zu machen. Ich werde auch ohne fremde Hilfe mein Ziel erreichen."

Ich gab dem Manne nochmals die Hand, ohne ein Wort zu sagen. Ich erkannte, wie ihm der Beweis meiner Achtung wohlthat.

"Also kann ich gar nichts für Sie thun?"

Nach einer kleinen Pause sagte er schüchtern: "Ja, Herr Hauptmann. Schicken Sie mir hierher postlagernd Morretes einige alte Bücher, die sie nicht mehr brauchen. Geistige Nahrung fehlt mir so sehr. — Nun aber müssen Sie gehn. Dieser Weg führt sie in zehn Minuten zur Bahn."

Ich wollte ihm für die Fahrt einen 20 Mille Reisschein geben. Er wies ihn kurz ab: "Ich kann nicht wechseln. Sie haben hier ja kleine Scheine."

Ich gab ihm die ausgemachten 6 Mille Reis und notierte seinen angenommenen Namen: Federico Silveira.

"Sie sollen Bücher erhalten, leben Sie wohl."

Noch einen Händedruck, dann ging ich zur Bahn, er kehrte durch den Wald zu seinem Kammot zurück.

Das war meine Begegnung mit einem Caboclo in Paraná im brasilianischen Urwald.

Ferienbriefe eines kleinen Jungen.

Wortgetreu nach den Originalen.

I.

An
meinen ordi narjuslerer her brant.
liber her brant.

Du wolest doch soh gerne das wier dier mal ein brif schreiben liber her brant. nu binich Glücklich angekommen und es war furchba foll Im kupe und weil es so furchba fol im kupe war da kenten wier unz garnich bischen Hin legen zun schlafen und da hat fater mich auf sein knih genommen und da habich doch noch bischen geschlafen und fater sacht ich hap orulich geschnarcht, sacht fater. und di Urme lifemaus mußte in ner ecke

sidzen di ganze nacht. soh enk wardas weil ein differ her soh furchba dif war. und tante di hat gleich bihsichdek gemacht und denn noch for her buljong und dennoch schoten und dennoch puttink. is das nich ne masse? liber her brant. und die schoten die heißen hir aasten und di morüben di heißen hir wuddeln und wen die läute gans richtig hochdäudsch schprechen den sagen sie ärbßen und wurdzeln dazu. ich hap so fihl gegessen bis ich garnichmer konte und über morgen Sacht tante gieptes schon wider puttink. und nu grüis ich dich fihlmals und das alles hat geschriben

dein liber jürgen.

II.

lieber her brant.

ich mus dier was feines Er zelen. ich hap ein karninchen und das heist mufi und das is gans klein aber das wekst halt gros und das frist tante alle blumen Ab aber zun Glück getes nich andi him bären. das wer man schade. und neulich sind wier mit fater und lifemaus und ich in walt gegang und da habich sefs frosche gefang. und die habich alle in meine pu Canisfirtromel geschdekt und da hat lifemaus geschrihn. foi jürgen foi. da is ja noch dein butter Brot drin. es war aber ein honich Brot und das essich doch noch wenes auch bei sefs kleine frosche geschdekt hat. sie wern es ja nich gans auf essen. und den mus ich dier noch was feines er zelen. fater is mit unz weit gereist. erst nach bremen. Da warich schon öfter. das is nämlich da wo es immer soh heise buljong giept und den nach ham Burch. und den nach Lübek. da wares fein. da warn wier in einen garten an einen kanal und das hihs lakswer und da war ein kleiner felner und den nante fater immer pif koloh aber er kante in noch garnich und da sacht fater zu den kleinen pif koloh. haben si eis und da sachter ja. und da sacht fater speise eis und da sachter ja. und da sacht fater zum essen? und da sachter i beware das brauchen wir zum kalt schdellen von das bir. und da hat fater mechtich gelacht und ich auch und lifemaus auch und der kleine pif koloh auch und wier wusten doch garnich warum. und in lübek habn wier geschlafen. in ein ho Tell. und den sind wir andern morgen nach kuhl gefarn. lieber her brant kennstu kuhl? Das is nämlich di statt wo männi wont. männi war mein bester freunt und der solte auch mit aufs genasiom und bei dir fleisch lärnen und da konter nich weil sein fater auf ein schif muste was zu den schwarzzen menschen fert. und da is männi seine muter und männi und alle nach kuhl gezogen bis sein fater widerkomt. siesdu das is kuhl. nu musich auf hörn weil mufi kol bletter fressen mus un wèn mufi zufihl frist. den kriches auch baudh kneipen.

fihle fihle grüsse schigt dier dein jürgen.

III.

lieber her brant

nu wilich dier noch was er zelen. muter di hatmier nu brif geschriben und da schdet drin das di kleine schwester schon lachen kan. und das sie was er zelt aber das ferschedet blos muter. und alle läute sagen si siet aus wi jürgen ganz genau und schreien tutsi auch wi ein junge. und weisdu lieber her brant den glaubich auch gans gewis das es doch noch ein kleiner bruder wirt den hatich mier soh gewünscht. und di kleine hat doch noch gar keine schdimme. wi woln die läute den doch wissen, das es ne schwester is wen die kleine es noch garnich sagen kan. das meinsdu doch auch nichwa? muter di hat auch gefracht op ich abents immer bete. aber ich hap ir geschriben das ich doch meine ärsten grosen Pferjen hap und in den Pferjen braucht man doch nichzu beten. gestern hat meine tante gescheltet. aber es war nich ser schlim. Den ich hap heimlich geseen wi si gans bischen gelacht hat. ich hat nämlich den karnal genfogel sein schdüf zucker geschdi Bizt und ich wiles auch nich wider tun und meine tante di heist tante gretchen aber euglich heist si mager rete. und in kuhl warn wier auf ein krichschif da war ales soh blank und fein und da mustich mich so kuhl wundern und dabei binich die schifs Trebbe runtergefalln und da hatmier ein freuntlicher onkel karl bol aufs beim gemacht. Das mach ich soh gern riechen aber lifemaus di sacht foi wi schäuslich das schdinkt. und Nu Kom ich halt wider zur schule und muter hatmier ferscheden ich sol mal wurst Brot mithabn und denn zeichich es dier. und den er zelsdu fon das große regenwasser und von den guten man der soh eenlich hies wi meine archenoa. und den wilich auch wider schön auf passen da mit ich wider eine feine zensur krich. nämlich für eine gute zensur krichich kumb zich fenich und für einen ausgezognen zan blos 10 fenich. und Nu bedank ich mich auch kuhlmal für den schönen brif und di bunte karte di du mier geschigt hast. und nu komt entlich halt wider dein lieber jürgen.

Was die Aerzte sagen.

Ernährung auf der Reise.

Die große Wohlthat, die viele, leider nicht alle Menschen, sich durch Reisen verschaffen können, wird nicht selten illusorisch durch die schlechten oder unzureichenden Ernährungsverhältnisse, auf die man angewiesen ist. Im Sommer pflegt man wohl meistens das Gebirge oder die See, jedenfalls am wenigsten die großen Städte aufzusuchen. Nun mag das Essen in irgend-einem Gebirgsdörfchen an sich ganz gut sein, und doch behagt und vor allen Dingen bekommt es dem Reisenden nicht. Der menschliche Organismus verlangt nach einer gewissen Regelmäßigkeit und Ordnung und nach einer bestimmten, ihm gerade zusagenden Ernährungsweise. Damit soll nicht gesagt sein, daß man nun immer dasselbe essen soll, im Gegenteil, es muß Abwechslung sein, aber die „Küche“ muß der Heimatsküche einigermaßen entsprechen. Natürlich spielt auch bei dieser frage das Alter eine nicht unerhebliche Rolle. Kinder und alte Leute vertragen am allerwenigsten derartige Ernährungswechsel. Gesunde Erwachsene dagegen mögen sich viel eher daran gewöhnen. Sehr bedenklich sind diese Nahrungs-differenzen für Kranke. Wie oft ist es schon vorgekommen, daß Leidende zu ihrer Erholung verreisen und elender zurück-

kehren, weil die Ernährung nicht für sie geeignet war. für solche Fälle und um die erwähnten Uebelstände zu vermeiden, soll man sich auf einer Reise mit bekannten, gewohnten, haltbaren Nahrungsmitteln versehen, um jeder unangenehmen Eventualität aus dem Wege gehen zu können. Zu diesem Zweck eignen sich in ganz hervorragender Weise die aus der bekannten fabrik von Knorr in Heilbronn stammenden Präparate. Diese fabrik ist wohl die größte und leistungsfähigste ihrer Art. Ihre Produkte sind weltbekannt und im Gebrauch ebenso bequem, wie wohlschmeckend. Nach einem ganz besonderen Verfahren werden die Gemüse aller Art so gründlich entwässert und komprimiert, daß in einem kleinen, wenige Zentimeter großen Würfel ausreichende Mengen für mehrere Personen vorhanden sind. Die Knorr'sche Erbsenwurst eignet sich in vorzüglicher Weise zur schnellen Bereitung einer wohlschmeckenden Suppe. Das bekannte Knorr'sche Hafermehl, Copiocasuppe, Grünkernextrakt, und wie die vielen verschiedenen Präparate alle heißen, sind unersetzliche Hilfsmittel, um sowohl zu Hause als ganz besonders auf Reisen die Herstellung einer gesundheitszuträglichen Kost zu ermöglichen. Ehe man sich daher den Eventualitäten einer ungewohnten und ungeeigneten

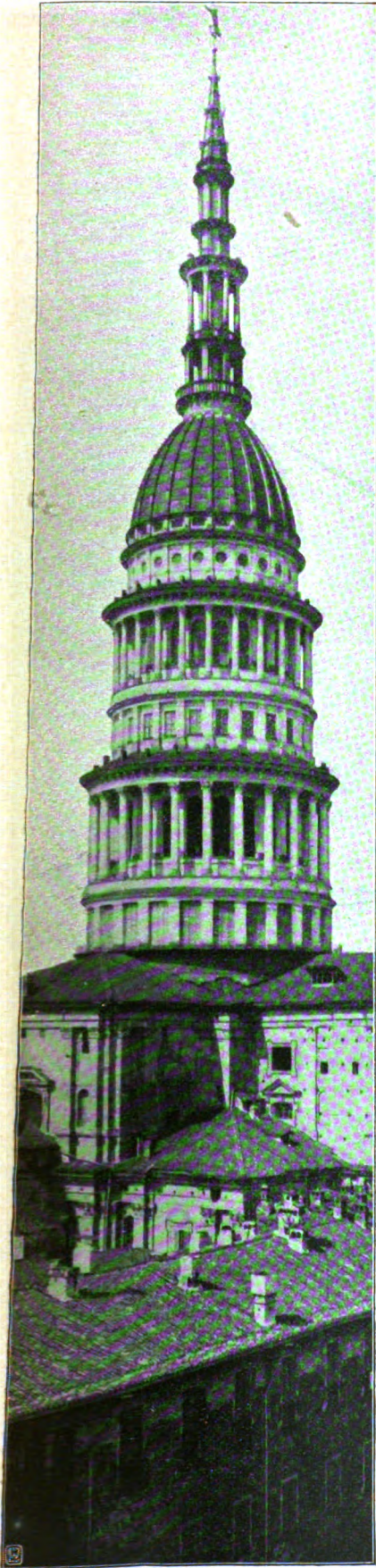
Bilder aus aller Welt.



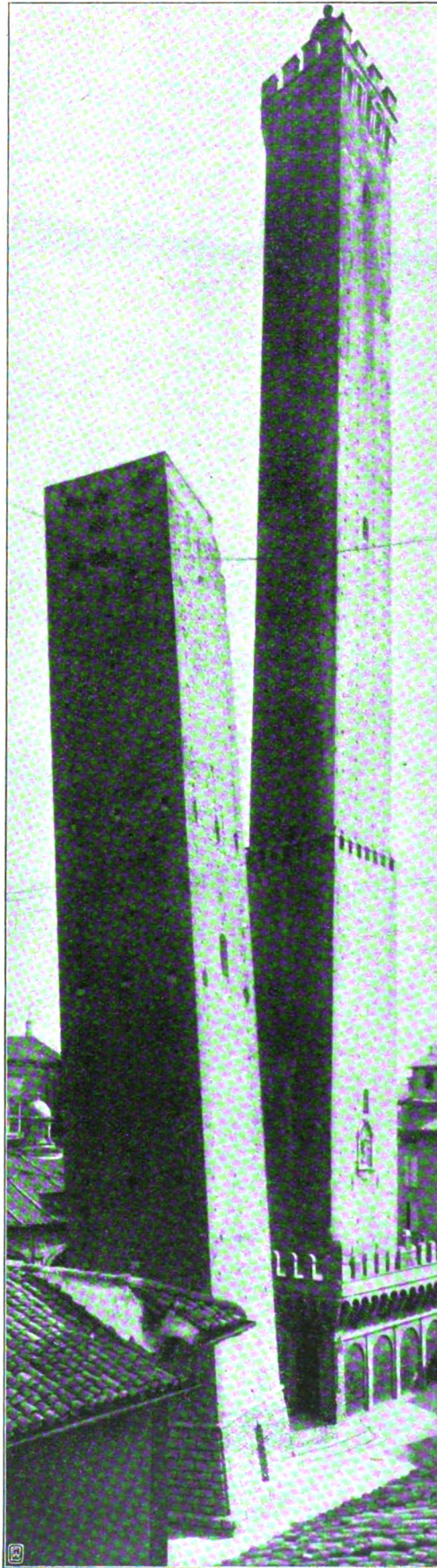
Der Tanz der Negerinnen.



Die Haupttänzerinnen in ihrem vollen Schmuck.
Bilder aus Dar-es-Salaam: Der grosse Festball der Dorfhäuptlinge.
Phot. Coutinho Prof., Dar-es-Salaam.



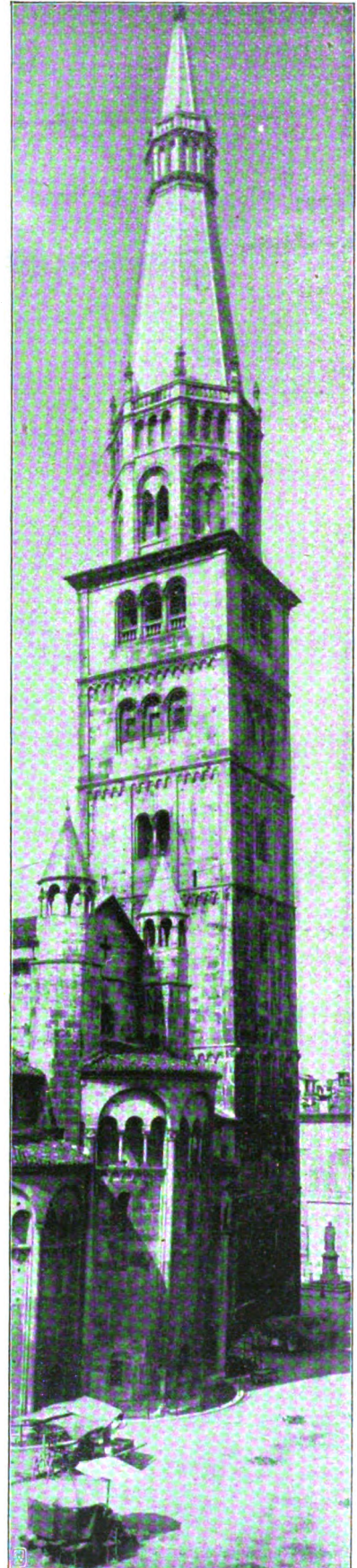
Der Turm der San Gaudenzikirche
in Novara.



Die schiefen Türme Asinelli und Garisenda
in Bologna.

Gefährdete Türme in Italien.

Phot. Alfieri & Lucroir.



Der Glockenturm (La Ghirlandina)
in Modena.



1. Zinkeisen. 2. Niederwald (München). 3. Grosche. 4. Holtfeld. 5. Hellmund. 6. Hempel. 7. Carljohn. 8. Teutschler. 9. Hingische. 10. Schmitz. 11. Rieseberg (Karlsruhe). 12. Sturjel. 13. Berthold. 14. Jurf (Jena). 15. Zimmermann (Hamburg). 16. Rechtsanwalt Barth. 17. Hussen (Breslau). 18. Hoffmann. 19. Pasche (Berlin). 20. Engelmann (Stuttgart). 21. Meyer. 22. Rief.

Von der Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Buchhandlungsgehilfenverbandes in Leipzig: Vorstand und Vertrauensmänner.
 Phot. Karl Bellach, Leipzig. — Photoillustration Hans Franke & Co., Berlin.

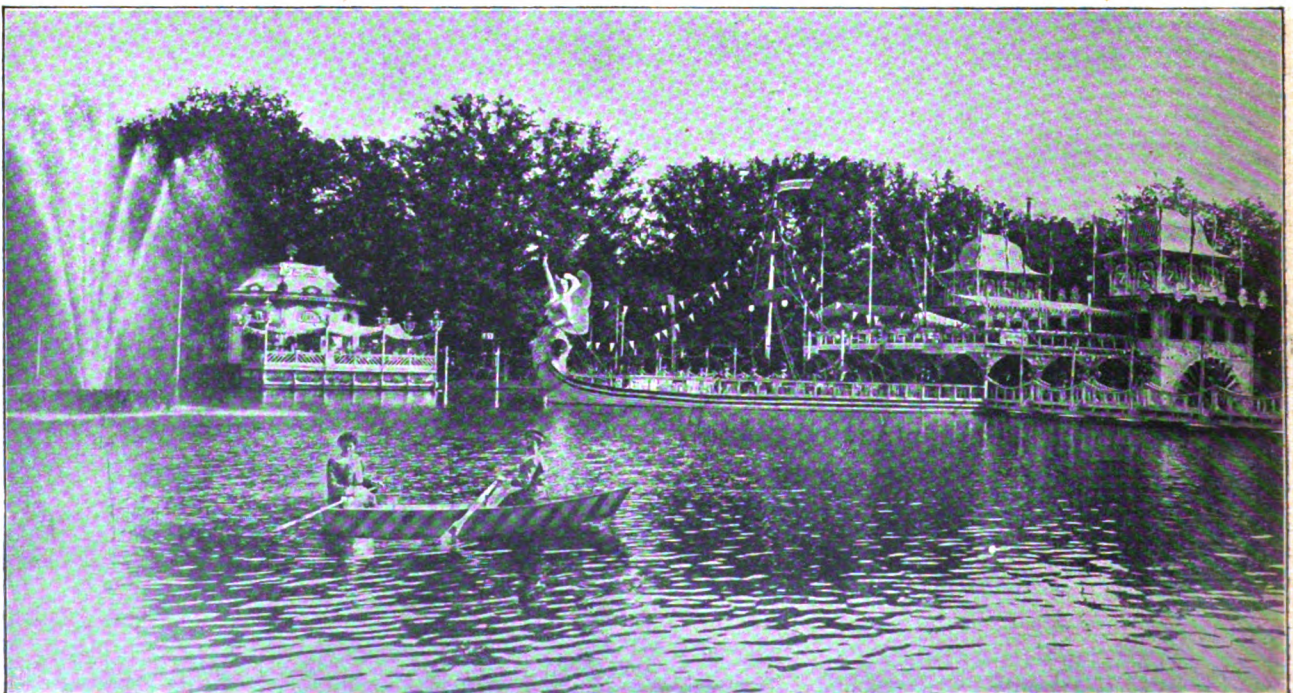


Eingang zur Maschinenhalle.



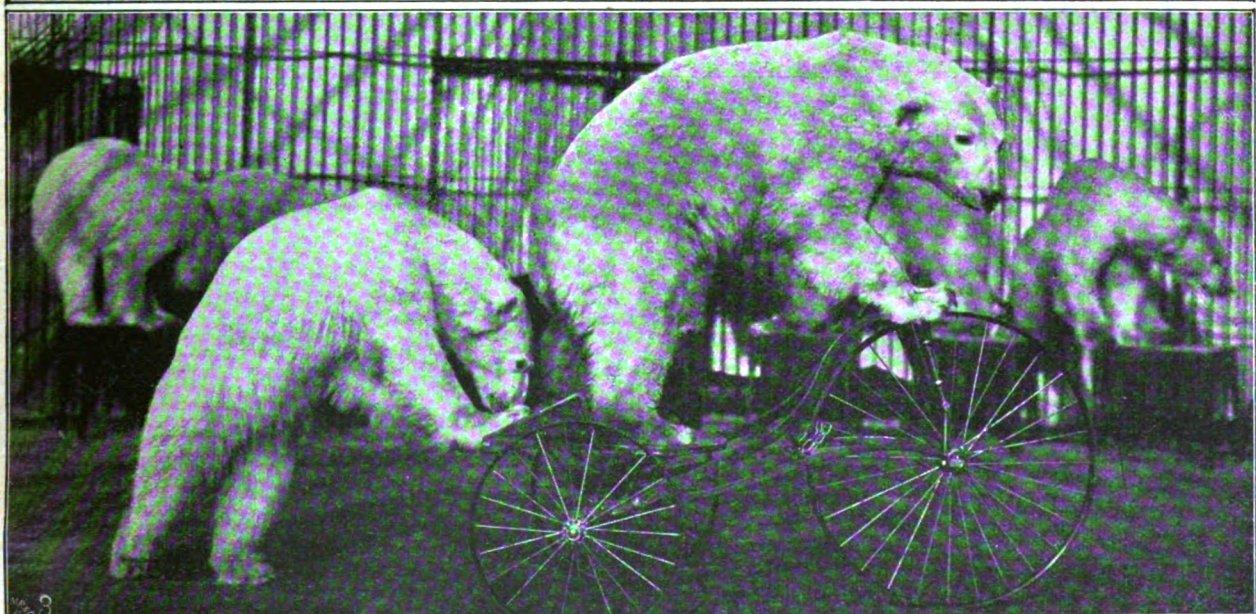
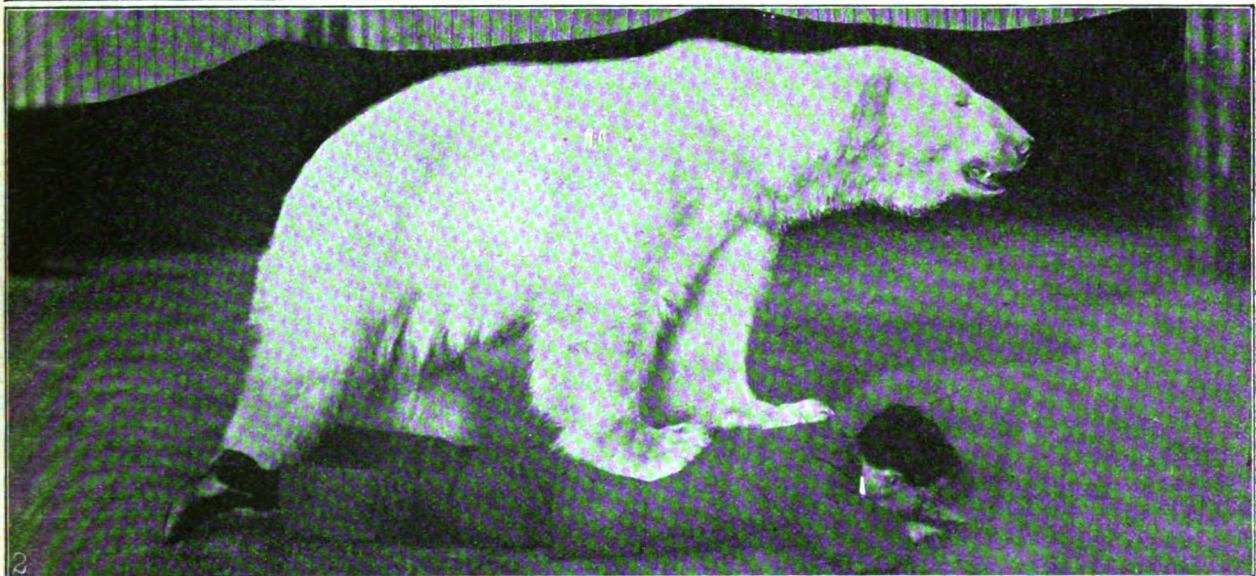
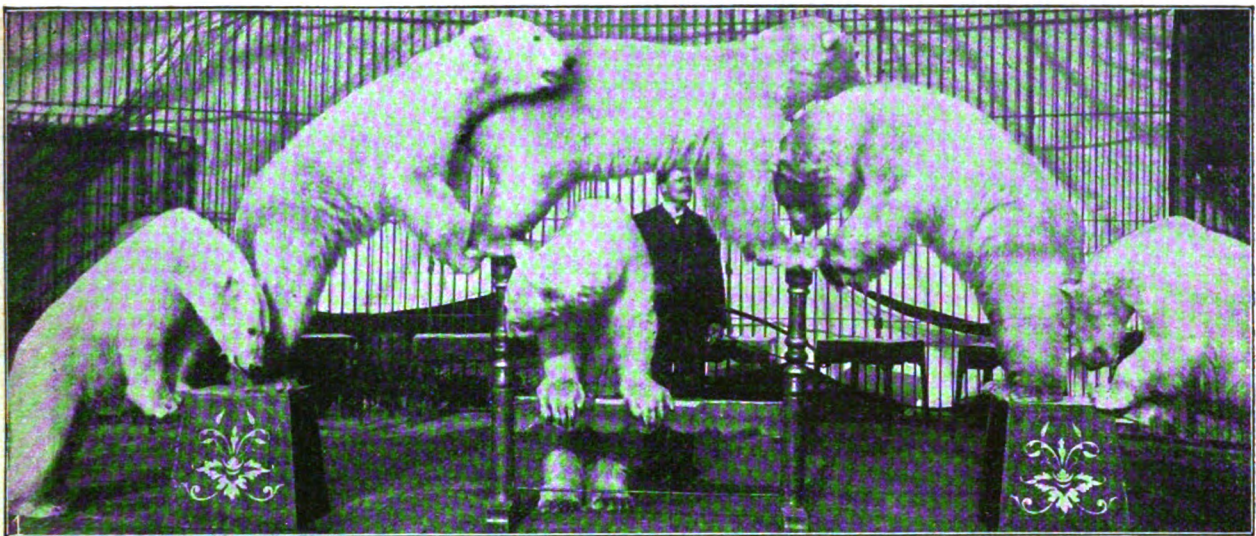
Aussichtsturm und Festhalle.

Die Deutsche Gewerbe-, Industrie- und Landwirtschaftliche Ausstellung in Cetzchen a. S.



Von der Oberlausitzer Gewerbe- und Industrieausstellung in Zittau: Der Reichsdampfer.

Phot. Heinr. Schmorde, Bernstädt i. S.



1. Neue Tiergruppe von sechs dressierten Eisbären. 2. Der besiegte Tierbändiger im Ringkampf mit dem Eisbären. 3. Eine Radfahrt.

Kunststücke der Tierdressur.

Phot. Th. Reimers, Hamburg.



Von der Zusammenkunft der Angehörigen des ehemaligen Frankfurter Linienbataillons in Frankfurt a. M.: Gruppenbild der Kameraden. Spezialaufnahme für die „Woche“ von dem Kgl. bayr. Hofphot. 2ld. Baumann (Prof. Hansjürgis Nachf.), Frankfurt a. M.



Vom Taubenfernflug Rom-Brüssel:
Anflug von 2500 Militärbriefstauben in Rom.



Die neue Schutzhütte auf dem Streifenjoch bei Kufftein.
Phot. H. Karg.

Schluss des redaktionellen Teils.

Odol

Die Verbreitung des Odols über die ganze Erde steht ohne Beispiel da.

Odol ist nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher dasjenige Mundwasser, welches zur Zeit den Anforderungen der Zahn-Hygiene am vollkommensten entspricht.

DIE WOCHE.

Nummer 33.

Berlin, den 16. August 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 33.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1526
Rudolf von Bennigsen † Von Cajus Moeller	1526
Petersburger Sommerfeste. Von U. von Lurich	1527
Mischau	1528
Musik	1528
Spiel und Sport	1529
Unsere Bilder	1529
Das Buch der Woche	1531
Die Börienwoche	1532
Die Losen der Woche	1532
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1533
Es war ein alter König Von Rudolph Strag. (Fortsetzung)	1541
Isolde. Gedicht von Anna Ritter	1545
Die Schulaug des Auges. Von Prof. Dr. med. et phil. Hermann Cohn in Breslau	1547
Malichulen auf Reisen. (Mit 6 Abbildungen)	1549
Ein Besuch bei Jules Verne. Von F. P. Freyberg. (Mit 3 Abbildungen)	1553
Fauschmann und Crodenfäule. Von Dr. Rudolph Woy (Breslau). (Mit 6 Abbildungen)	1555
Auf dem Leuchtturm. Skizze von Gustav Keiner	1557
Frauen und Liebe. Aphorismen von Maria Stora	1560
Am belgischen Strand. Von Alfred Ruhemann. (Mit 9 Abbildungen)	1561
Die größte Musikinstrumentensammlung. Von Max Stempel. (Mit 7 Ab- bildungen)	1565
Sylter Sommerfeste. Von Fritz Hallberg. (Mit 2 Abbildungen)	1567
Bilder aus aller Welt	1569

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Provinz bei der Hauptredaktion Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preiskarte Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29. Bremen, Oberstr. 29; Breslau, Schweidnitzerstr. 6. Dresden, Seifstr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 59; Elberfeld, Herzogstr. 38. Essen a. Rh., Limbdeckerplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63. Göttingen, Lüneburgerstr. 16; Halle a. S., Mittelstr. 9. Edle Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstr. 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holtenauerstr. 6; Köln a. Rh., Hohestr. 145; Königsberg i. Pr., Anekdötische Langgasse 55; Leipzig, Petersstr. 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstr. 25 (Domfreiheit); Nürnberg, Lorenzerstr. 30; Stettin, Breitenweg 45; Stuttgart, Königstr. 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26; Zürich, Rennweg 48.
Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

7. August.

Der berühmte Politiker Rudolf von Bennigsen stirbt auf seinem Gut Bennigsen.

Das britische Unterhaus vertagt sich bis zum Herbst.

8. August.

König Eduard von England erläßt am Vorabend seiner Krönung eine Botschaft mit der Ueberschrift „An mein Volk“.

Die Zolltariffkommission des Reichstags hält ihre hundertste Sitzung ab.

Der Kaiser verläßt an Bord der „Hohenzollern“ Reval und begiebt sich nach der Insel Wisby.

Der bayrische Landtag wird nach zehnmonatiger Tagung geschlossen.

König Georg von Sachsen feiert in aller Stille seinen siebenzigsten Geburtstag. Er erläßt eine Amnestie für Personen, die zu Haft oder Geldstrafen verurteilt sind.

Der Kaiser sendet an den Sohn des verstorbenen Oberpräsidenten a. D. Rudolf von Bennigsen aus Reval ein Beileidstelegramm.

Kanzler der englischen Schatzkammer wird Ritchie anstelle des zurücktretenden Hicks Beachs.

9. August.

Die Krönung König Eduards von England geht in London unter lebhafter Teilnahme der Bevölkerung von statten.

Ein Mitglied der bayrischen Kammer der Reichsräte stellt der Staatsregierung 100 000 Mark zum Ankauf ausgezeichneter Kunstwerke zur Verfügung.

10. August.

Aus Hamburg wird gemeldet, daß nach Prüfung des Ulfenmaterials gegen beide an dem Untergang des Dampfers „Primus“ beteiligten Schiffsführer die Anklage erhoben ist, die vor dem Ulfenaer Landgericht zur Verhandlung kommt.

In der Bretagne wird ein französischer Oberleutnant wegen Gehorsamsverweigerung verhaftet, weil er erklärte, seine religiösen Gefühle verböten ihm, bei der Schließung der Kongregationschule in Ploërmel, wie ihm befohlen war, mit zuwirken.

11. August.

Die Zolltariffkommission des Reichstags beendet die erste Lesung des Tarifs.

Wie aus München gemeldet wird, hat der Prinzregent nunmehr das Abschiedsgesuch des Kultusministers von Landmann genehmigt und zu seinem Nachfolger den Freiherrn von Podewils ernannt.

Gegen den Gouverneur von Charkow wird im dortigen Civoligarten ein Revolverattentat verübt. Es werden vier Schüsse abgegeben, von denen einer den Gouverneur am Hals leicht verwundet. Der Täter ist verhaftet.

12. August.

Die Zolltariffkommission des Reichstags lehnt die Verwendungsanträge ab und vertagt sich nach Einsetzung einer siebenmitgliedigen Subkommission bis zum 22. September.

In Gegenwart des Kaisers findet auf der Werft des Dulkans bei Stettin der Stapellauf des Lloydampfers „Kaiser Wilhelm II.“ statt.

13. August.

Ueber Newyork wird gemeldet, daß die Aufständischen in Venezuela die Hafenstadt Barcelona erobert und geplündert haben. Sie bemachtigten sich des französischen Kabelamts und der Konsulate von Amerika, Italien und Holland.



Rudolf v. Bennigsen †

10. Juli 1824 — 7. August 1902.

Von Cajus Moeller.

„Herr Dr. v. Bennigsen hat das Wort.“ Die elektrischen Apparate des Reichstags haben das Ende einer Dauerrede angekündigt, und erwartungsvoll strömte alles in den eben seit ganz gelichteten Saal. Man sammelt sich um den Redner, wie man sich um den Fürsten Bismarck, um den Feldmarschall Moltke, um die kleine Excellenz Windthorst gesammelt hatte. Der vormalige Präsident des Nationalvereins hatte nicht mehr die stärkste Fraktion des Reichstags hinter sich, aber man lauschte seinen Worten, als trage er noch die Beschlüsse der annähernden parlamentarischen Mehrheit in der Hand. Die Rede war kurz, eindringlich, wirksam, auf Geißt zielte sie nicht ab und ebensowenig auf politische Leidenschaft, aber sie war unvergleichlich logisch und klar und überzeugend, eine gleichmäßige Leuchtkraft ging von ihr aus, und sie endete stets unter lebhaftem Beifall nicht nur der Parteigenossen. Witz und Ironie wandte sie nur gelegentlich an, dann aber



Das Leichenbegängnis Rudolf v. Bennigfens im Schlosspark zu Bennigfen.
Nach einer photographischen Aufnahme von Hofphot. Höffert-Hannover gezeichnet von P. Brodmüller.

um so treffender. Als auf dem hannoverschen Parteitag von 1885 Herr v. Bennigfen einmal von den homerischen Redekämpfen der Berliner Parlamente sprach, deren Helden sich doch nicht eben durch ionische Grazie auszeichneten, hat das Organ des damit gemeinten Parteiführers wochenlang protestiert.

Politisch hat Bennigfen die höchsten Ziele erreicht, persönlich nicht. Der Begründer des Nationalvereins durfte das Jahr 1870 sehen und die Verwirklichung seiner politischen Ideale erleben. Aber er konnte Minister werden und schlug es aus, weil er der Partei Treue halten wollte und diese unter dem Einfluß rednerischer und formalistischer Talente die Bedeutung des Augenblicks verkannte. Seine Ministerkandidatur um die Wende der Jahre 1877/78 scheiterte daran, daß er die Herren v. Forckenbeck und Freiherr v. Stauffenberg mit in die Kombination hineinziehen wollte. Aber Kaiser Wilhelm I. hätte schon ungern in die Berufung Bennigfens gewilligt und wollte nicht mehr liberale Parteipolitiker in der Regierung sehen; zwischen dem Fürsten Bismarck und Herrn v. Forckenbeck standen überdies die Erinnerungen des preußischen Verfassungskampfs. Bennigfen bewies damals auf beide Männer größere Rücksicht, als diese wenigstens später gerechtfertigt haben. Der Klein-schlaue, aber nach höheren Ansprüchen unpolitisch angelegte Weisfale und der geistvolle, liebenswürdige, aber bestimmbare Franke — beide haben dann 1880 die Sezession des linken Flügels von der nationalliberalen Partei eingeleitet. Zwischen Bennigfen und Stauffenberg soll es später eine Auseinandersetzung gegeben haben, wobei der sie herbeiführende Stauffenberg nicht im Vorteil war; zu Forckenbeck hatte der hannoversche Führer wohl niemals in näherem Verhältnis gestanden. Bennigfen muß jenes Auftreten tief empfunden haben, daß er sich überhaupt zu einer solchen Auseinandersetzung herbeiließ, denn dieser wahrhaft vornehme Charakter kannte und bethätigte lange vor den 99 Tagen des Kaisers Friedrich den Satz, daß man leiden können muß, ohne zu klagen. Er war Undank gewöhnt und hatte im Grunde an der Politik niemals besondere Freude empfunden, aber er übte sie, weil er wußte, daß jedermann dem Vaterland sich selbst und sich ganz schuldig ist. Entsprechend war sein Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck, der ihn häufig enttäuscht hat und enttäuschen mußte; man weiß jetzt besser, daß der erste Deutsche Kaiser für seinen genialen Minister keineswegs der bequeme Herrscher war, für den ihn die Mitwelt ansah. Als im Sommer 1883 Bennigfen seine beiden Berliner Mandate niederlegte, war ein persönlicher Bruch mit dem Reichskanzler vorangegangen. Aber als 1887 die große Frage des Militärsseptennats die deutschen Gemüter in Bewegung setzte, versagte sich der 63jährige Mann der nationalen Sache nicht; er trat von neuem in den Reichstag und hat ihm dann noch drei Legislaturperioden angehört; erst 1898 schied er endgiltig aus. Gleichzeitig legte er das Oberpräsidium der Provinz Hannover nieder, das er 1888 übertragen erhalten hatte, nachdem er vorher lange Landesdirektor jener seiner Heimatprovinz gewesen war.

Die Parteiverblendung hat Rudolf v. Bennigfen einen Totengraber seiner engeren Heimat genannt. Das war er nicht. Er hatte stets gewünscht, sein Heimatland als selbst-

ständigen Staat in einem unter preußischer Führung stehenden Deutschen Reich zu sehen. Er hat in den Junitage von 1866 König Georg V. beschworen, die preußischen Bedingungen anzunehmen, aber dieser wollte nicht hören; noch nach Königgrätz und Nikolsburg hätte Preußen ein selbständiges Hannover unter dem Sohn Georgs V. bestehen lassen, aber der verblendete Monarch wollte seinem Land und seiner Dynastie nicht einmal das Opfer des persönlichen Rücktritts bringen. Damals hat Bennigfen die ihm angebotene Verwaltung von Hannover abgelehnt; er wollte auch nicht den Schein der Zufriedenheit mit dem Schicksal Hannovers auf sich laden. Aber über diesem stand ihm allerdings Deutschland, und somit hielt er das Schicksal seines Heimatlandes für unwiderruflich und wünschte es nicht noch einmal geändert zu sehen. Im übrigen war Hannover nach politischer und geographischer Zusammensetzung unter den staatlichen Gebilden des Wiener Kongresses bei weitem das unnatürlichste, was doch wirklich etwas sagen wollte; es war schon auf der Landkarte eine wahrhafte Spottgeburt. Der Osna-brücker Bürgermeister und spätere hannoversche Minister J. C. B. Stüve war entschiedener Partikularist und Großdeutscher, den selbst das Jahr 1870 mit der Wendung von 1866 nicht versöhnen konnte. Aber er hat über die deutschen Mittelstaaten das ungemein treffende Wort geäußert, sie seien gar keine Staaten, sondern ein unorganisches Gemisch von Reich und Rittergut. Auf feins dieser Länder traf das so zu, wie auf Hannover, das übrigens mit mehr als der Hälfte seines Bodens gar nicht dem ursprünglichen Welfengebiet angehört hat.

Das obenerwähnte kühle Pflichtverhältnis zu der Politik als Lebensberuf machte zugleich die politische Stärke und die Schwäche Bennigfens aus. Er übte diese Beschäftigung als Pflicht und nicht als Liebhaberei, wie noch immer so viele Deutsche thun; schon im 16. Jahrhundert macht ein Berichterstatter des venezianischen Senats die Bemerkung, daß die Deutschen abgeneigt seien, ernsthafte Dinge auch mit Ernst zu betreiben. Ein wenig von diesem politischen Dilettantismus hat z. B. trotz großen Pflichtgefühls und lebhaften Ehrgeizes auch der begabtere unter den vorgenannten zwei früheren Parteigenossen Bennigfens zeitweilig bewiesen. Aber eben aus dieser kühlen Empfindung heraus war Rudolf v. Bennigfen kein Mann der politischen Initiative; ebensowenig nach den Tagen der Jugend ein Agitator; auch die politische Detail- und Kleinarbeit überließ er gern andern Leuten. Das geht in England, wo die Nation politisch geschult ist; es geht auch in Frankreich und in sonstigen romanischen Ländern, wo die Völker von Natur mehr zur Disziplin neigen, aber in dem eigenwilligen Deutschland geht es nicht; bei uns muß ein politischer Führer sich stets von neuem wieder seine Stellung verdienen, will er nicht die Macht seinen Händen entgleiten sehen. Für den täglichen Wettbewerb des kleinen Ehrgeizes war Bennigfen überdies viel zu vornehm; mit dem Bamberger und Forckenbeck kam er da nicht mit. Sein altes Familienwappen zeigt eine Streitaxt, aber er war keine Kämpfernatur, bei tiefgründigem Scharfblick fehlte ihm auch der blitzähnliche Einfall und besonders jener geniale Leichtmut, den die sehr großen Gestalten der Geschichte im entscheidenden Moment bewiesen haben. Zu ihnen ge-

zählt zu werden, hätte Bennigsen für eine persönliche Herausforderung gehalten. Für Hannover hatte er sich ausgezeichnet mit dem etwas jüngeren, aber vor ihm abberufenen Johannes Miquel ergänzt, dessen zugleich feurige und listentreiche Natur deutlich die südeuropäische Herkunft verriet; in den größeren deutsch-preussischen Verhältnissen ist ihm eine solche Ergänzung versagt geblieben.

Bennigsen war eine durchaus anspruchslöse Natur. Gegen den Schluß ruhiger Reichstagsitzungen nahm er wohl neben dem hannoverschen Landsmann und politischen Gegner Dr. Windthorst Platz, und die beiden Herren tauschten heimliche Erinnerungen aus, die sich wahrscheinlich auf die alten Zeiten in dem gemütlichen Beamtenklub Lernförde der Stadt Hannover bezogen. Ohne ein großer Zechfreund zu sein, liebte Bennigsen das harmlose Abendgespräch mit vertrauten Genossen in öffentlicher Lokalität. Andererseits war er ein Mann von feinsten Bildung und ungewöhnlichen allgemeinen

Kenntnissen. Wie bezeichnete es ihn, daß er als 74-jähriger Mann 1898 nach dem Auscheiden aus dem öffentlichen Leben eiligst nach der alten Studienstätte Heidelberg reiste, nicht um dort Universitätserinnerungen zu pflegen, sondern um nach so viel Jahren politischer Mühe ungestört auf der Bibliothek arbeiten zu können. Von Person war der Verewigte groß und stattlich; die früh verlängerte, aber erst sehr spät völlig kahle Stirn zeigte in der Mitte eine tiefe Narbe, über deren Ursprung von einer Säbelklinge oder einer Pistolenkugel die Ueberlieferungen geteilt waren. Die braunen Augen blickten etwas schwermütig, wie bei einem Mann, der früh vom Leben wenig zu erwarten gewöhnt war.

Kein Staatsmann ersten Ranges oder genialen Willens, aber ein ausgezeichnete Patriot von seltenen Gaben, großer Selbstlosigkeit und fleckenlosem Charakter ist in Rudolf v. Bennigsen dahingegangen. Mit der Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches wird sein Name für immer untrennbar verbunden bleiben.

Sommerleben in Petersburg.

Eine Eigentümlichkeit, die keinem Großstädter der Welt so sehr eigen ist, besitzt der Petersburger, ich meine den Zug ins freie. Sobald sich kaum der erste grüne Schimmer an Baum und Strauch zeigt, beschäftigt ihn auch schon die Frage des Datschenaufenthalts (Datsche = Landhaus). Den Sommer in der Stadt zu verleben, dünkt dem Petersburger eine Strafe des Himmels. Er muß hinaus, sei's auch nur fünfzehn Minuten weit entfernt. Die Sehnsucht nach der Datsche besetzt nicht etwa nur den bemittelten Mann, nein, selbst der sich mühsam Durchstümpernde glaubt sich dazu berechtigt. Finden sich in der Kasse nicht genügende Mittel vor, so wandert alles für den Sommer Entbehrliche dorthin, „wo sie Geld vorschießen“, um die ersehnte Datsche zu mieten, sei sie auch noch so primitiv. Ja, primitiv sind sie fast alle mit ganz geringen Ausnahmen, doch herrschen Frohsinn und Gemütlichkeit darin, die den fehlenden Komfort ersetzen helfen. Die klimatischen Verhältnisse der russischen Hauptstadt sind freilich nicht derart, daß sie einen Sommeraufenthalt auch nur halbwegs angenehm gestalten, daher ist die fast ausgestorbene Stadt erklärlich. Außer Geschäftsleuten und Beamten, die schnell aneinander vorüberfahren, und einige Einläufe bevorzugen, erblickt man wenig Publikum in den Straßen, wo auch Kinderwagen eine Rarität bilden. Der echte Petersburger schämt sich wirklich, einen Sommer in der Stadt zu verbringen. Die Fremden erhalten mithin von Petersburg im Sommer ein recht unvollkommenes Bild. Der nordischen Schönen steht das grüne Gewand nicht, sie imponiert und bestrahlt nur in glitzernder, weißer Toilette. Schneeflocken und Schlittengeläute sind ihr Charakteristikum. Sogar die berühmten Baudenkmäler, die Isaak- und Kasanische Kathedrale, sind nur entzückend im Winter, wenn die Granitfäulen und Pfeiler eisbesponnen wie filigrane Arbeit bewunderungswürdig den schweren dunklen Eisenkapitälern standhalten.

In dem entsehrlichen Sommer dieses Jahres sind auch hier Regenschirm und Gummischuhe favorit. Das Petersburger Datschenpublikum seufzt unter den losgelassenen Schleusen des Himmels, ist aber immerhin noch beneidenswert gegenüber den „Zurückgebliebenen“. Die wenigsten Häuser der Residenz kennen den Segen der Balkons, nur vereinzelt und dann sicherlich verwaist findet man sie an den kasernenähnlichen Bauten, die mit geringen Ausnahmen eine musterhafte Monotonie fortpflanzen.

Der Zug nach den „Datschen“ beginnt gewöhnlich in der zweiten Hälfte des Mai, wenn Universität, Schulen, Hoch- und Musikschulen ihre Pforten schließen, um sie erst Ende August wieder zu öffnen. Von Sommerferien kann man also in Petersburg nicht gut sprechen, da eigentlich der ganze Sommer aus einer ferienperiode besteht, bequem sowohl für Eltern wie Lehrer. Wahrhaft bedauernd sind während

des Sommers nur die armen Ehemänner, die Datschenväter, die trotz ihres täglichen Dienstes noch all die Aufträge der zärtlichen Gattin auszuführen haben. Mit Packen und Päckchen beladen, sieht man sie keuchend der Eisenbahn oder dem Dampfer zustürmen. Ach, sie wollen es alle zum letztenmal gethan haben — bis zum nächstemal halten sie ja auch getrenntlich Wort, doch — na, ich schweige schon.

Zu den vornehmsten Datschenorten in der Umgegend Petersburgs zählt immer noch Peterhof, wo der Hof im Sommer residiert. Ein entzückendes Fleckchen Erde, hart am finnischen Meerbusen gelegen, mit seinen herrlichen Wasserfällen, die denen von Versailles in keiner Weise nachstehen. Früher, zu Zeiten Alexanders III., zählte noch Gatschina als beliebter Sommeraufenthalt der Petersburger, trotz seiner bekannten Feuchtigkeit. Die Kaiserinmutter hält ihn noch immer in pietätvoller Erinnerung als ihre Sommerresidenz fest. Sehr lebhaft geht's in Zariskoje Sjelo, dem Lieblingsaufenthalt des jungen Zarenpaares, zu. Als einer der teuersten Orte bekannt, findet er trotzdem großen Anklang im Sommer, erstens liegt das idyllische Städtchen bedeutend höher als die Residenz, zweitens ist Pawlowsk, die fashionable Musikstadt, der nächste Nachbar. Sehr beliebt sind auch die Sommerfrischen an der finnländischen Bahn in nächster Nähe der Residenz, sowie die Nawa stromabwärts. Hier findet man noch verschiedene deutsche Kolonien aus Katharinas II. Zeit, die sich dank des musterhaften Fleißes der dort ansässigen Württemberger bedeutenden Wohlstandes erfreuen. Seit der rücksichtslosen Russifizierung Finnlands meiden die Russen selbst, Finnland als Sommerfrische aufzusuchen, wohl begreifend, daß sie in dieser bewegten Zeit keine willkommenen Gäste sein können, ihnen auch viel Ungelegenheit daraus erwachsen könnte.

Die Nähe des Wassers um Petersburg herum legt den Gedanken nahe, daß der Ruder- und Segelsport hier florieren müsse. Dazu ist der Russe nun zu bequem, er sieht sich Segelregatten und Wettfahrten lieber vom Ufer aus an, als daß er sie mitmache und darin ein spezielles Vergnügen fände. Der Wassersport liegt fast ganz in den Händen der Deutschen, Finnländer und einiger Engländer. Meist sind es junge Kaufleute, die nach des Tages Mühen im Jachtklub Umwechslung und Erholung suchen. Der echte Russe sucht sein Sommerplaisir in einem gemütlichen Spielchen. Der grüne Tisch wird vors Haus oder auf die Veranda gerückt, der Nachbar hinübergewinkt, und dann geht der „Wint“ (Schraube) los. Diesem Sport huldigt auch das ewig Weibliche, oft noch passionierter als die Männer. Selbst junge Mädchen, die zunächst noch dem Jüngling Gelegenheit geben sollten, erötend ihren Spuren zu folgen, beteiligen sich mit heiligem Eifer am Kartenspiel. Während „Matuschka“ (Mütterchen) gemütlich ihre Zigarette paßt, ärgert sich das Töchterchen

über die unglaublich dumme Kombination ihres Partners. Das Petersburger Klubleben, das im Winter so typisch ist, denn jeder Stand hat seinen Klub, hört auch im Sommer nicht auf. Da die Luft in den dumpfen Lokalen zu beengt ist, zieht auch der Klub auf die Datsche und floriert hier weiter. Sämtliche Klubs ohne Ausnahme existieren fast nur vom Kartenspiel, etwas anderes wird dort kaum getrieben, bis auf einige „Familienabende“ im Winter, wobei die „Familie“ oft schwer zu entdecken ist. Der Jahresbeitrag ist nicht sehr hoch, dagegen kann man viel los werden, die Erfahrung machten auch die Damen, als sie noch Eintritt zu den Spielfällen hatten. Die niedliche „Muscha“ (Fliege) kostete ihnen manches Wirtschaftsgeld und manches kostbare Andenken des Gatten. Bis auf die Ruderklubs, die im Sommer wirklich eine schöne Zerstreuung auch den Nichtmitgliedern bieten, sehen die übrigen Unterhaltungstempel alias Klubs ziemlich verwaist da.

Mit Beginn des Sommers verlassen auch sämtliche in Petersburg stationierten Regimenter, mit Ausnahme kleiner Truppenabteilungen, der Wachkommandos, die Garnison, um „das Lager“ in der Umgegend der Stadt zu beziehen. Das ist ein charakteristisches Merkmal, das auch allen übrigen Garnisonen des Reichs eigen ist. Die Truppen sollen sich an Abhärtung gewöhnen, was ihnen durch Kampieren auf freiem Feld in leichten Zelten vollauf gelingt. Macht man einen Sommerausflug mit der baltischen Bahn, so erscheint Krasnoje Sjelo (rotes Dorf) und Duderhof wie ein gewaltiges Heerlager.

Der Leser wird aus meiner Plauderei ersehen, daß die Phrase: „Petersburg ist im Sommer fast ausgestorben“ ihre volle Begründung hat, und im Grunde des Herzens ein leichtes Mitleid mit den Zurückgebliebenen haben, speziell wenn er erfährt, in welcher Umgebung sie hausen müssen. Portier und Hausknecht sind pflichtgetreu auf ihrem Posten. Beide sind meist mit einer reichen Kinderschar gesegnet, die teils auf der Straße, teils im Hof ihre Sommererholung finden, ohne Rücksicht auf die paar „lumpigen“ Einwohner, die nicht, wie jeder „anständige Mensch“, auf der Datsche sind.

U. von Aurich.

Umichau.

Die Zolltarifkommission des deutschen Reichstags hat sich bis zum 22. September vertagt, nachdem sie in nicht weniger als 102 Sitzungen die erste Lesung der ihr zur Vorberatung überwiesenen Vorlage zu Ende geführt hatte. Eine Arbeit ist vollbracht worden, an deren Gelingen anfangs gar viele Personen nicht recht glauben wollten. Die Verhandlungen haben einen andern Verlauf genommen, als man ursprünglich voraussetzte. Die Vertreter der Sozialdemokratie haben, gerade, wie sie es im Plenum häufig thun, Reden gehalten, die den Gegnern zu lang erscheinen wollten, aber von einem Versuch, Obstruktion zu treiben, war nichts zu spüren. Ueberhaupt erschienen in den ersten Sitzungen, als es sich um die landwirtschaftlichen Zölle handelte, nicht sie und nicht die Freisinnigen, sondern die Agrarier als die Hauptgegner der Regierung. Die entschiedene Linke wandte ihre Kampfeslust in viel höherem Maß, als gegen die Regierung, gegen die Vorsitzenden der Kommission, deren Geschäftsführung ihr nicht behagte. Es kam, auch nachdem Herr von Kardorff den Vorsitz niedergelegt und in Herrn Kettich einen Nachfolger erhalten hatte, mehrfach zu bewegten Zwischenfällen und zeitraubenden Geschäftsordnungsdebatten, die die Arbeit verzögerten. Indessen, schließlich kommt es ja auf ein paar Tage bei einem solchen Gesetzeskoloss nicht an, und die nahezu tausend Positionen, die der Tarif enthält, sind — das ist die Hauptsache — durchberaten worden. Was allerdings von der Arbeit der Kommission übrigbleiben wird, ob und in welchem Umfang ihre Beschlüsse überhaupt einmal Gesetzeskraft erlangen werden, kann noch niemand sagen. Es wird noch viele Kämpfe um den Zolltarif geben, und sie werden am heißesten wieder bei der Festsetzung der Agrarzölle entbrennen, über die einstweilen

eine Einigung zwischen der Regierung und der Mehrheit nicht herbeigeführt ist. Im Gegenteil, es sind gerade in dieser wichtigen Frage Beschlüsse gefaßt worden, die die Vertreter des Bundesrats innerhalb und außerhalb der Kommission als unannehmbar bezeichnet haben. Ob die Regierung eine Mehrheit finden wird, die sich mit ihr darüber verständigt, ist ungewiß, aber die Aussichten haben sich doch einigermaßen gebessert. Die Konservativen sind ein wenig vom Bund der Landwirte abgerückt, sie betonen stärker als zuvor, daß der Zolltarif als Grundlage für den Abschluß neuer Handelsverträge betrachtet werden müsse, und Graf Posadowsky hat in einer der letzten Kommissionsitzungen eine Aeußerung fallen lassen, die es nicht ausgeschlossen erscheinen läßt, daß die Regierung am letzten Ende doch noch von ihrer als unverrückbar betrachteten Position wenigstens einen kleinen Schritt zurückweicht. Der Staatssekretär des Innern sagte da, die verbündeten Regierungen hätten ihre ganz bestimmten Ansichten, über die sie zu gegebener Zeit sich auslassen würden. Danach scheint es, als seien die Hoffnungen der Rechten doch nicht ganz unbegründet, daß der Bundesrat in der Kommission das letzte Wort noch nicht gesprochen habe. So ungewiß also das Schicksal der Regierungsvorlage noch ist, das eine steht fest, daß die dazu gestellten Vordräge über die Verwendung der Mehreinnahme aus den landwirtschaftlichen Zöllen keine Annahme finden; sie sind bereits in der ersten Lesung, die mit ihrer Beratung schloß, von der Kommission abgelehnt worden.

Während in Europa selbst die Nationen in ungetrübtem Frieden miteinander leben, drohen den europäischen Staaten Verwicklungen durch die Zustände in überseeischen Ländern. Die Spannung, die schon seit längerer Zeit zwischen Frankreich und Siam existiert und die sich neuerdings ziemlich stark zugespitzt hat, dürfte allerdings friedlich gelöst werden. Aber die Revolutionen in den unterschiedlichen amerikanischen Republiken könnten leicht ein Eingreifen einzelner europäischer Mächte notwendig machen, denen sich dann vermutlich die nordamerikanische Union anschließen würde. Eine solche Situation scheint namentlich in Venezuela nahegerückt, wo die Aufständischen große Erfolge erzielt haben, bei deren Ausnutzung sie nicht die gebührende Achtung vor Eigentum und Leben von Ausländern zeigen. Sie haben beispielsweise bei der Plünderung der von ihnen eroberten Hafenstadt Barcelona sich auch an dem französischen Kabelamt und an den Konsulaten von Amerika, Italien und Holland vergreifen. In Venezuela hat auch gerade das Deutsche Reich ganz bedeutende Interessen zu schützen, die freilich schon gefährdet schienen, als Präsident Castro das Heft noch in Händen hatte. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn mit einer Landung deutscher Truppen dort gerechnet wird. Amerika aber würde in einem solchen Fall uns nicht nur keine Schwierigkeiten machen, sondern unserm Beispiel folgen und wahrscheinlich mit uns gemeinsam vorgehen. Die zweite Republik, in der die Fortschritte undisziplinierter Revolutionäre im Innern eine auswärtige Intervention erforderlich zu machen drohen, ist Haiti. Allein, man darf nach früheren Erfahrungen annehmen, daß hier das bloße Erscheinen eines Kriegsschiffs gegebenenfalls genügen würde, um den gerade am Ruder befindlichen Herrschaften den nötigen Respekt beizubringen.



Das Prinzregententheater zu München hat dieser Tage seine Pforten zum zweitenmal geöffnet zu einem sommerlichen Zyklus besonders glanzvoller Wagneraufführungen. Mancherlei, was im vorigen Jahr äußerlich und innerlich noch zu wünschen übrigließ und den Erfolg des großgedachten Unternehmens herabminderte, hat seither die verbessernde Hand gespürt; so ist die Ausstattung des amphitheatralisch sich aufbauenden Zuschauerraums von einigen Geschmacklosig-

keiten befreit worden, und gegen die Mängel der Musik, die sich unter allen Umständen vielleicht am unangenehmsten bemerkbar machten, hat man wirksame Vorkehrungen zu treffen gewußt. Inzwischen hat auch die Umgebung des imposanten Kunsttempels auf der Bogenhauser Höhe ein freundlicheres Gesicht bekommen, und in erster Reihe ist es die nunmehr fertiggestellte Prinzregentenbrücke, die das äußere Bild des ganzen vornehmen Stadtteils wesentlich hebt.

Mit den „Meistersingern von Nürnberg“ wurde der im ganzen zwanzig Aufführungen umfassende Zyklus eingeleitet. Des weiteren werden „Cristan und Isole“, „Tannhäuser“ und „Lohegrün“ in regelmäßiger Abwechslung zu Gehör gebracht. Ernst von Posart, dessen ungewöhnliche Energie und Zielsicherheit vor Jahren schon die Münchner Wagnerfestspiele, wie nun auch die Begründung des eigenen Wagnerkünstempels zu Stande gebracht, hat einen Stab auserlesener Künstler nach München berufen, die mitsamt den Münchner Kapellmeistern — an ihrer Spitze Generalmusikdirektor Zumpe — dem nicht weniger als 135 Mann starken Orchester und einem trefflich geschulten Chor von 112 Köpfen nicht alltägliche Darbietungen gewährleisten. Theodor Reichmann, Leo Slezak und Frau Förster-Kauterer kamen aus Wien, aus Berlin der ausgezeichnete Beckmesser Nebe, aus Dresden die Tenoristen Anthes und Forchhammer sowie der stimmungswalrige Bassist Wachter und die Altistin Gisela Staudigl. Selbst aus London sind einige Kräfte herbeigerufen worden, Frau Nordica, die 1894 in Bayreuth die Elsa sang, der Tenorist Albert Reiß und die früher in München sehr beliebten Künstlerinnen Milka Ternina und Fritz Scheff. Eine stattliche Schar in München heimischer Künstler schließt sich ihnen an. — Bei den Freunden Wagnerscher Kunst begeben die Münchner Festspiele dem Lebhaftesten Interesse. Obwohl in diesem Sommer auch in Bayreuth gespielt wird und für die dortigen Aufführungen kaum noch Plätze zu haben sind, ist auch der Andrang zu den Münchner Vorstellungen außerordentlich stark. Merkwürdigerweise ziehen die Ausländer, namentlich die Amerikaner, diesmal in größerer Zahl nach dem Festspielhaus an der Isar, während auf dem lieblich-grünen Hügel im Frankenland von den feierlichen Fanfaren vornehmlich deutsche Kunstpilger zum ersten, erhebenden Kunstgenuß zusammengerufen werden.

nationalen Turnieren (1862 in London und 1870 in Baden-Baden) die Palme festhielt.

In Hannover waren nun in diesem Jahr die ersten Koryphäen aus den verschiedensten Ländern erschienen. Es wurde eine Unsumme von Scharfsinn, von Schlagfertigkeit und Kombinationen aufgeboten, und täglich wurden die wechselnden Chancen mit größter Spannung verfolgt. Selbstverständlich konzentrierte sich das allgemeine Interesse auf den schließlich Sieger Herrn D. Janowski, der mit dem glanzvollen Resultat von 13 1/2 Gewinnpartien den ersten Preis von 1200 Mark errang. Janowski ist im Jahr 1868 zu Wolkowial in Rußland geboren. Da er schon frühzeitig großes Schachinteresse zeigte, wurde er anfangs der neunziger Jahre Berufsspieler, ohne aber in den ersten Jahren große Erfolge zu erzielen. Noch in München 1900 kam er nicht über den achten Preis hinaus. Erst das Schachturnier in Monte-Carlo im Frühjahr 1901 brachte ihm einen großen Erfolg, denn er wurde erster Sieger. Von da ab verbesserte er sich stets und ständig und kann heute als einer der besten Spieler gelten, dessen Stärke hauptsächlich im Angriff liegt. Die 15. Runde des Turniers brachte als Hauptereignis den Kampf zwischen den beiden Preisandidaten Pillsbury und Janowski. Ersterer eröffnete spanisch. Im Mittelspiel machte der Amerikaner einen Fehler, der, von Janowski geschickt ausgebeutet, zum Verlust des Spiels führte. Von da ab war der Sieg nicht mehr zweifelhaft. Den zweiten Preis von 900 Mark erhielt Pillsbury. Amerika mit 12 Gewinnpartien, den dritten Preis, 600 Mark, Attkins-England mit 11 1/2 Gewinnpartien, den vierten, 400 Mark, Mieses-Deutschland mit 11 Gewinnpartien, den fünften, 300 Mark, Wolf-Oesterreich mit 10 Gewinnpartien, den sechsten, 250 Mark, Napier-Amerika ebenfalls mit 10 Gewinnpartien, den siebenten, 200 Mark, Tschigorin-Rußland mit 9 Gewinnpartien und den achten, 150 Mark, Olland-Holland mit 8 1/2 Gewinnpartien. Aus den Einzelberichten geht übrigens hervor, daß die meisten Meisterspieler im Angriff stärker waren, als in der Verteidigung.



Spiel und Sport

Das Schachturnier in Hannover.

Der deutsche Schachbund hatte in den letzten Wochen mit dem Meisterturnier, das er in Hannover veranstaltet hatte, die Aufmerksamkeit aller jener auf sich gelenkt, die Liebhaber und Anhänger des „königlichen Spieles“ sind. Das Schachspiel ist thatsächlich das verbreitetste und geistreichste aller Spiele, in dem nicht die Zufälle des Glücks, sondern nur Umsicht und Scharfsinn zum Sieg führen.



D. Janowski.

Das Schachspiel hat bekanntlich eine uralte Geschichte. Es ist indischen Ursprungs und kam zuerst durch die Araber nach Europa; Griechen und Römer haben sicherlich nie etwas von dem Spiel gewußt. Das Verdienst, große Schachturniere ins Leben gerufen zu haben, gebührt den Engländern, die 1851 zum erstenmal die besten Spieler aller Länder nach London einluden.

Der erste Preis fiel bei dieser Gelegenheit einem Deutschen, A. Anderffen, zu, der seitdem auch in zwei folgenden inter-



Unsere Bilder.

Die Zusammenkunft Kaiser Wilhelms mit dem Zaren Nikolaus in Reval (Abb. S. 1537 u. 1538) ist nun auch vorüber; sie trug, wie übereinstimmend bekundet wird, einen ungewöhnlich herzlichen Charakter. Niemals hat das alte Wort: Si vis pacem, para bellum mehr Geltung gehabt, als in der Gegenwart. Die Welt starrt in Waffen, aber gerade die Zusammenkünfte der Monarchen verschiedener Staaten dienen als Beweis, daß die Rüstung nur angelegt wird, um den Frieden zu schützen. Ein stolzes Geschwader, das Tod und Verderben wirken kann, lag in der Bucht von Reval, aber die beiden Kaiser, die miteinander die Pinasse des Zaren bestiegen, bieten die Gewähr, daß die Kriegsschiffe ihre feuerschlände für den Ernstfall in unsern Gewässern nicht öffnen werden.

Eine Gedächtnisfeier für die Kaiserin Friedrich (Abb. S. 1534) fand am Todestag der hohen Frau in der Stadtkirche zu Kronberg statt, wo die Verewigte die Jahre ihrer Wittenschaft verlebte hat. Der Stuhl, den in früherer Zeit die Kaiserin benutzte hatte, und der Altar waren mit Blumen geschmückt. Ein zahlreiches Publikum hatte sich eingefunden, um an der Feier in dem kleinen Gotteshaus teilzunehmen, an der Spitze die Töchter der Kaiserin Friedrich mit ihrem Gefolge. Auf unserm Bild sehen wir den Kronprinzen und die Kronprinzessin von Griechenland, sowie den Prinzen und die Prinzessin Friedrich Karl von Hessen.

Die Krönung König Eduards VII. von England (Abb. S. 1539 und 1540) ist ohne jeden störenden Zwischenfall von statten gegangen. Die Elastizität, womit der

König die bedeutenden Anstrengungen der Zeremonie überwand, beweisen, daß er von seiner schweren Krankheit wieder vollkommen genesen ist. Die Londoner Bevölkerung bereitete dem Königspaar sowohl, als es sich zur Westminsterabtei begab, wie bei der Rückfahrt nach dem Buckinghampalast jubelnde Ovationen. Die Herzlichkeit, mit der der Monarch begrüßt wurde, war die altgewohnte, das äußere Bild aber hatte sich einigermaßen geändert, die Uniform spielte eine viel größere Rolle als bei früheren ähnlichen Gelegenheiten in England.

2

Der König von Rumänien in Ischl (Abb. S. 1536). König Karol von Rumänien hat lezthün dem Kaiser Franz Josef in Ischl einen Besuch abgestattet, bei dem die freundschaftlichen Beziehungen der beiden Monarchen mit besonderer Deutlichkeit zu Tage traten. Unter anderm haben sie gemeinschaftlich mit der Prinzessin Gisela und der Erzherzogin Marie Valerie einen Ausflug nach dem Attersee gemacht. Hier, wie überall, wo sich die beiden Fürsten zeigten, wurden ihnen von der Bevölkerung lebhafteste Ovationen dargebracht. Unser Bild stellt ihre Landung in Unterach nach der Fahrt über den See dar.

2

Kaiser Franz Josef in der Kadmer (Abb. S. 1535). Die alte Kirche im „Graben“ in der Kadmer ist in diesem Jahr von Grund aus erneuert und in ihrer neuen Gestalt vor kurzem eingeweiht worden. Für die Kadmerer, die stolz darauf sind, jetzt eins der schönsten Gotteshäuser von ganz Steiermark zu besitzen, gewann das Jubiläum an Wert durch die Teilnahme des Kaisers Franz Josef, der der Gemeinde eben sein besonderes Interesse bekundet hatte. Er spendete nämlich eine Gedenktafel für den jüngst verstorbenen, in der Kadmer allgemein beliebten Pfarrer Kaufsstein, die auf seinen Wunsch die Kirche bei der Jubiläumsfeier bereits zierte.

2

Ein Reiterfest der siebenten Ulanen (Abb. S. 1535) fand unlängst in Saarbrücken statt. Es wurde die Erinnerung an den Tag feierlich begangen, an dem vor fünfzig Jahren der Großherzog Friedrich von Baden, dessen Namen das Regiment seit 1891 trägt, als Chef an seine Spitze gestellt wurde. An dem Fest, das durch die Anwesenheit des Erbprinzen von Baden und seiner Gemahlin ausgezeichnet wurde, nahm die Einwohnerschaft der Städte St. Johann und Saarbrücken, in denen das Regiment garnisoniert, den regsten Anteil.

2

Ein Grabdenkmal für die Gräfin von Alvensleben (Abb. S. 1540). Im Auftrag des Kaisers hat der Berliner Bildhauer Caner für die im Jahr 1897 verstorbenen Gemahlin des Kammerherrn Grafen von Alvensleben-Neugattersleben ein Grabdenkmal geschaffen. Es ist ein Sarkophag, auf dem in Lebensgröße die Gestalt der Verewigten ruht. Darüber erhebt sich als Baldachin ein architektonischer Aufbau in gotischem Stil mit reichem Schmuck.

2

Ein Reliefdenkmal der Königin Luise (Abb. S. 1540) ist in Heiligenstadt enthüllt worden. Es trägt unter dem Porträt der Verewigten die Inschrift: „Zur Erinnerung an den Aufenthalt der Königin Luise in Heiligenstadt am 14. und 15. Oktober 1806. — Hundert Jahre unter preussischem Zepter, widmete dieses Zeichen ehrfurchtsvoller Liebe am 3. August 1902 die allzeit getreue Stadt Heiligenstadt.“ Es waren mit die schrecklichsten Tage im Leben der unvergeßlichen Königin, die sie dort zubrachte; denn hier traf sie die Nachricht von der unglücklichen Schlacht bei Jena, die den Fall Preußens besiegelte. Blutenden Herzens folgte die treueste Landesmutter von dort ihrem Gemahl, dem König Friedrich Wilhelm III., nach Ostpreußen, wo sie den regsten Anteil an dessen Schritten nahm, die später zur Wiedererhebung des Königreichs führten.

2

Dom Luxemburgischen Hof (Abb. S. 1570). Als der jetzige Großherzog von Luxemburg Adolf infolge der Er-

eignisse von 1866 des hessisch-nassauischen Throns verlustig ging, stellte er sich bald mit den siegreichen Preußen auf einen guten Fuß. Er schloß einen Vertrag, der ihm eine Abfindungssumme zusicherte, und konnte, wenn auch nicht mehr als regierender Fürst, doch unbehelligt in seiner deutschen Heimat leben, wenn es ihm behagte. Des öftern verbrachte er den Sommer auf Schloß Königstein im Taunus, und auch jetzt, nachdem er als Großherzog von Luxemburg längst wieder in die Reihe der Regierenden eingetreten ist, nimmt er mit seiner Gemahlin dort gern Aufenthalt. Tann kommen wohl auch die Enkelkinder, um Großmutter zu besuchen, und in den alten Mauern geht es lustig her. Das sind festtage nicht nur für die Bewohner des Schlosses, sondern für alle Bewohner des Orts. Ein reizendes Bild entwickelte sich dort wieder vor kurzem, als die weibliche Schuljugend in sommerlich festlicher Kleidung mit Blumen erschien, um die beiden ältesten Töchter des luxemburgischen Erbherzogs, die Prinzessinnen Marie Adelheid und Charlotte, zu begrüßen, die zur Großmutter in die Sommerfrische gekommen waren.

2

Zwei Burenführer (Abb. S. 1538). Wie wenig der äußere Anschein Gewähr für die Lebenskraft des Menschen bietet, beweist das Ende des Burengenerals Lukas Meyer. In bester Gesundheit, wie man annehmen mußte, hatte er die Reise über England nach dem europäischen Festland gemacht, als ihn in Brüssel, von wo er sich nach Dresden begeben wollte, plötzlich der Tod ereilte. Hingegen scheint sich der Gesundheitszustand des ehemaligen Präsidenten des Oranjesfreistaats Steijn, den man bei seiner Ankunft in Europa schon als Todeskandidaten glauben betrachten zu müssen, erfreulicherweise in Scheveningen bereits gebessert zu haben.

2

Die Ravensburger Jahrtausendfeier (Abb. S. 1536). Die württembergische Oberamtsstadt des Donaufreises Ravensburg hat unlängst das Jubiläum ihres tausendjährigen Bestehens gefeiert. Zwar lassen sich Beweise, daß sie schon so lange besteht, nicht beibringen, aber die Einwohnerschaft glaubt es, und das genügte zu der Feier, die übrigens jedes offiziellen Charakters entbehrte, aber trotzdem einen ausgezeichneten Verlauf nahm. Die festlichen Veranstaltungen, die etwa 10 000 Fremde nach der Stadt gelockt hatten, gipfelten, wie bei solchen Gelegenheiten üblich, in einem historischen Festzug.

2

Lenaus Geburtshaus (Abb. S. 1535). Am 13. August waren hundert Jahre verflossen, seit der Dichter Nikolaus Lenau das Licht der Welt erblickte. In Esztabad in Ungarn stand seine Wiege. Nichts natürlicher, als daß man dort ein Erinnerungszeichen an ihn errichtet hätte. Allein Nikolaus Lenau war ja ein deutscher Dichter, und deshalb wurden dem Komitee, das sich gebildet hatte, um ihm ein Denkmal zu setzen, die größten Schwierigkeiten bereitet. Man befürchtete im Land der Magyaren, daß eine Lenaufeier zu einer politischen alldutschen Feier ausgenutzt werden möchte. Wir nehmen den hundertsten Geburtstag des unglücklichen Poeten zum Anlaß, unsern Lesern wenigstens sein Geburtshaus im Bild vorzuführen.

2

Ein Denkstein zur Erinnerung an die Schlacht von Idstedt (Abb. S. 1570) ist auf dem Friedhof der kleinen Stadt Marne in Süderdithmarschen am Jahrestag der Schlacht enthüllt worden. Die Veteranen aus dem schleswig-holsteinischen Krieg gegen die Dänen, Männer, die heute fast achtzig Jahre alt sind, haben das schlichte Denkmal ihren im Tod voraufgegangenen Kameraden geweiht und wollen an ihm, so lange sie noch leben, alljährlich eine Gedenkfeier veranstalten.

2

Kameruner Gäste in Berlin (Abb. S. 1570). Der Reichshauptstadt hat kürzlich der Oberhäuptling von Kamerun, Manga Bell, mit seinem ältesten Sohn einen Besuch abgestattet. Wenn man dies Ereignis in Vergleich stellt zu den Kämpfen, die vor wenigen Jahrzehnten mit seinem Vater King Bell durchgekämpft werden mußten, wird man nicht

leugnen können, daß unsere Kolonialverwaltung trotz mancher unliebsamer Vorfälle im Westen Afrikas moralische Eroberungen zu machen verstanden hat. Und das Verständnis für die deutschen Kulturziele wird sicherlich weiter fortschreiten. Hat doch Manga Bell nicht nur den Thronfolger, sondern auch dessen jüngeren Bruder und seinen vierjährigen Sohn mit zu uns gebracht. Der zukünftige Oberhäuptling, der sich übrigens Rudolf Manga Bell nennt, sieht uns schon näher, er beherrscht nämlich bereits die deutsche Sprache, die dem Vater noch ein verschlossenes Buch ist.

Die preußische Kriegsakademie in Berlin, die bereits im Jahr 1756 von Friedrich dem Großen als Académie des nobles gegründet wurde, später Allgemeine Kriegsschule hieß und ihren jetzigen Namen seit 1858 trägt, darf als militärische Hochschule für das ganze deutsche Heer bezeichnet werden. Denn nur Bayern hat eine ähnliche Anstalt, die Offiziere aller andern Kontingente besuchen die Berliner Akademie, deren Frequenz daher sehr stark geworden ist. Wir bringen heute (S. 1569) ein Gruppenbild der Teilnehmer an einer Schießübungsreise der Abteilung IIIb, die erst in neuerer Zeit entstanden ist. Die große Zahl der die Akademie besuchenden Offiziere hat ihre Einrichtung nötig gemacht, während man früher mit drei Cöten zu je 100 Schülern auskam.

Das italienische Kriegsschiff „Carlo Alberto“ (Abb. S. 1569) war seiner Zeit nach der Reede von Kronstadt beordert, um die italienische Flotte beim Besuch König Viktor Emanuels am Zarenhof zu repräsentieren. Man wird sich erinnern, daß die beiden Monarchen auch zusammen an Bord des Schiffes gewesen sind. Der „Carlo Alberto“ ist aber nicht an der deutschen Küste vorbeigefahren, ohne auch bei uns freundschaftlich anzugraben; er hat vielmehr im Kieler Hafen Station gemacht.

Eine Konkurrenzfahrt von Motorlastwagen (Abb. S. 1569) ist lethhin zwischen Leipzig und Eisenach veranstaltet worden, deren praktischer Wert vielleicht höher zu veranschlagen ist, als die großen Rennfernfahrten, die die letzten Jahre gebracht haben. Denn während es sich dort nur darum handelte, zu zeigen, was einzelne Fahrer oder Fahrzeuge in Ausnahmefällen zu leisten vermögen, kam es bei der Leipzig-Eisenacher Fahrt mehr darauf an, die Verwendbarkeit des Automobils unter normalen Verhältnissen zu erproben.

Personalien (Porträts S. 1535). Den siebzigsten Geburtstag feiert heute, am 16. August, der Leipziger Philosoph Gehheimrat Professor Dr. Wilhelm Wundt, einer der universellsten deutschen Gelehrten. Nachdem er in Heidelberg, Tübingen und Berlin Medizin studiert hatte, habilitierte er sich 1857 als Privatdozent für Physiologie an der Universität Heidelberg, an der er ein paar Jahre später außerordentlicher Professor wurde. Von dort ging er nach Zürich, und 1875 folgte er einem Ruf als Professor der Philosophie nach Leipzig, wo er seitdem lebt. Wundt ist der Begründer der modernen Psychologie auf physiologischer Grundlage, er hat durch seine Forschungen auch auf dem Gebiet der Philosophie, so namentlich auf die Ästhetik, befruchtend eingewirkt. — Sein sechzigjähriges Dienstjubiläum feiert in München der Generalkapitän der Kaspische Graf Derra della Bofia. — Der Wiener Professor Dr. Ernst Sellin entdeckte auf einer Studienreise in Palästina eine alte kananitische Stadt. — Nachdem der italienisch-schweizerische Zwischenfall durch Vermittlung der deutschen Regierung beigelegt worden ist, sind die beiderseitigen Gesandten abberufen worden. Als neuen Gesandten hat die Eidgenossenschaft den Dr. jur. Pioda nach Rom geschickt. — In Wien starb im Alter von achtzig Jahren der Hofopernkapellmeister Eder, ein bedeutender Orgelspieler und Komponist, der außerhalb seines Wohnorts weniger bekannt geworden ist, weil er von seinen zahlreichen geistlichen und weltlichen Kompositionen niemals etwas drucken ließ.



Aus der Triumphgasse.

„Ein Kunstwerk mag wohl durch Nacht und Grauen hindurchgehn, soll uns aber doch schließlich zum Licht führen; denn dazu ist der Künstler da, daß er den durch Zweifel und Ratlosigkeit gemarterten Menschen die verworrenen Erscheinungen deutend löse.“

Also spricht sich Riccarda Huch, eine der tiefsten und eigenartigsten Dichterinnen unserer Zeit, in ihrem schönen Buch „Die Blütezeit der Romantik“ über das Ziel der Kunst aus.

Daß es ihr heiligernst um ihre hohe Forderung ist, zeigt sie mit ihrem letzten Roman „Aus der Triumphgasse“ (Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Es ist ihre und wohl überhaupt der neuen Frauenliteratur reifste Schöpfung, groß und klar als Kunstwerk, tief und wahr als Wirklichkeitschilderung. Durch Nacht und Grauen führt das Buch hindurch; aber überall fühlt man die ordnende Schöpfergewalt des Künstlers, die in die verworrenen Erscheinungen Klarheit und Harmonie bringt und das Chaos zu einer lichtvollen Welt zu gliedern weiß. Riccarda Huch schildert viel Trauriges und Schreckliches in ihrem Werk; doch auch das Niedrigste kleidet sie in Schönheit, und auch das Vergänglichste taucht sie in das Licht der Ewigkeit. So ersteht eine Welt vor uns, die bei aller Wirklichkeitstreue doch heimlich über die Erde emporgehoben ist und Freude und Frieden über uns niederströmen läßt.

Die „Triumphgasse“ ist eine elende Straße in dem Armenviertel einer italienischen Stadt. An ihrem Eingang erhebt sich ein altes, römisches Siegesthor, durch das einst die im Triumph heimkehrenden Cäsaren ihren feierlichen Einzug hielten. Daher ihr stolzer Name, zu dem ihr heutiges Wesen und Aussehen einen grellen, hohnvollen Gegensatz bildet. Hier wohnt die trostloseste Armut, hier haufen Schande und Elster und Verzweiflung, das ganze traurige Gefolge des Hungers.

In diese düstere Welt dringen die Leser bangen Herzens mit der Dichterin ein, und siehe da, unter der segnenden Berührung ihrer Schöpferhand blühen auch in diesem Dunkel Freude und Schönheit auf. Selbst in dem verworrensten Menschen zeigt sie uns die göttliche Seele mit ihrer Sehnsucht nach dem Licht, und nach in dem tiefsten Elend, in dem hoffnungslosesten Jammer enthüllt sie uns den Glauben an die Sonne, den Willen zum Glück, die niemals völlig im Menschen sterben. Ein feiner Schimmer von Grazie und Schönheit steigt um die zerlumpten Gesichter, die armeligen Häuser und Wohnungen und übergießt diese ganze düstere Welt mit Licht.

Riccarda Huch läßt die Chronik der Triumphgasse von einem Reichen erzählen, der auf der Sonnenseite lebt und den mehr ein Zufall als ein innerer Drang zu den Armen und Enterbten führt. Aber nachdem er einmal in diese Welt hineingekaut hat, läßt sie ihn nicht wieder los. Immer wieder treibt es ihn in die Triumphgasse, und immer tiefer nimmt er teil an den kleinen Freuden und den großen Leiden der Bewohner des Armenviertels. Eine heimliche Umwandlung und Läuterung geht in ihm vor: er lernt auch in den Armen und Ärmsten den Gott erkennen, der durch Schutt und Trümmer aus Licht drängt. Ein starkes Gefühl des Mitleids, der Brüderlichkeit wächst übermächtig in ihm, und am Schluß ergreift ihn fast wie ein Schwindel die Sehnsucht, sich hinabzustürzen zu den Gefheiterten.

Der große und in der Frauenliteratur überaus seltene Vorzug des Romans von Riccarda Huch ist seine völlige Tendenzlosigkeit. Das Werk sucht seine Wurzeln nicht in einer flüchtigen Zeitidee, sondern allein im Ewigmenschlichen.

Paul Kemer.

Die Börsenwoche

Es hat in diesen Tagen recht unliebsames Aussehen erregt, daß stärkere Nachwehen der großen kommerziellen und gewerblichen Krisis sich noch immer geltend machen und ganz unerwartet Schäden zu Tage treten, die unbegreiflicher Weise bisher verdeckt blieben. Man wird so recht zur Unzeit daran erinnert, daß wir uns noch keineswegs, wie dies Optimisten in der letzten Zeit oft genug behaupteten, in dem Stadium der Befundung befinden. Die gegenwärtige Lage wird wohl am richtigsten damit charakterisiert, daß man sie als den Beginn einer Konvaleszenz mit Unterbrechungen bezeichnet. Die Enthüllungen, die die deutsche Genossenschaftsbank von Soergel, Parrisius und Comp. so recht post festum zu veröffentlichen genötigt war, können freilich nicht beanspruchen, als typisch für den gegenwärtigen Stand der Verhältnisse betrachtet zu werden. Durch Leichtsinns auf der einen und eine unbegreifliche Indolenz auf der andern Seite blieben diese Dinge der Öffentlichkeit bisher verhüllt, während sie schon ganz gut beim letzten Jahresabschluß dieses Instituts hätten an das Licht gezogen werden können und müssen. Es wäre auch durchaus verfehlt, die Irrungen und Wirrungen bei dieser, ursprünglich in bescheidenen Grenzen und vorwiegend ihrem eigentlichen Wesen entsprechend, auf dem Gebiet des genossenschaftlichen Kredits arbeitenden Bank etwa gar als charakteristisch gelten zu lassen für die Zustände bei einer oder der andern unserer übrigen Kredit- und Emissionsinstitute. Man darf heute ruhig behaupten, daß derartige oder ähnliche peinliche Ueberraschungen bei diesen letzteren als völlig ausgeschlossen gelten können. Unsere großen Banken werden ja auch voraussichtlich im Geschäftsjahr 1902 keine goldene Ernte machen, und der Aktionär wird gut thun, seine Dividendenexpectationen nicht zu hoch zu spannen. Allein man wird erwarten können, daß in den meisten Fällen den Verhältnissen angemessene Erträge erzielt werden, zumal wenn, wie kundige Geschäftsfreie erhoffen, im Herbst, also im letzten Drittel des Geschäftsjahrs, eine Belebung der Unternehmungslust zu erwarten steht.

Die Haltung der Börse war in diesen Tagen, nachdem zu Anfang der Woche eine wirklich empfindliche Verstimmung und Mutlosigkeit eingerissen war, wesentlich kräftiger. Vielleicht war die Erholung vorwiegend nur auf börsentechnische Momente zurückzuführen; denn das außenstehende Publikum hält sich noch immer sehr zurück, und die gewerbsmäßige Spekulation hatte sich lehtthin wieder mit Leerverkäufen einigermaßen vorgewagt. Bei dem so billigen Geldstand und angesichts der Chatsache, daß das Papiere besitzende potente Publikum zu den heutigen Kursen sich nicht zum Verkauf entschließt, ist es recht leicht, Deckungskäufe zu erzwingen, zumal wenn Käufer ersten Ranges am Markt erscheinen. Dies gilt besonders für das Gebiet der Industriepapiere, auf dem durch die Befestigung der Geschäftsapparate ja ohnehin nur schwerfällig funktioniert. Die Nichterneuerung der Kohlenkontrakte der Hamburg-Amerikaline mit dem Rheinisch-Westfälischen Syndikat bildete sogar den Ausgangspunkt einer Preiserhöhung für Kohlenaktien, die freilich durch jenen Vorgang, der ja verflauend hätte wirken können, nicht veranlaßt worden ist.

Die auswärtigen Märkte haben während des letzten Berichtsabschnittes kaum nennenswerten Anlaß zu Bemerkungen geboten. Die Londoner Krönung bildete bis nach ihrem Vollzug ein geschäftshinderndes Moment an der Themse, und seitdem haben sich sowohl die arg herabgedrückten afrikanischen Goldminen wie auch die ausländischen Rentenpapiere dorten im Preis erholen können. Ein Moment der Unsicherheit trug aber die Unbeständigkeit der Newyorker Börse auch in das diesseitige Geschäft. Ungeachtet einer bevorstehenden

glänzenden Ernte der Vereinigten Staaten gewann die dortige Unternehmung noch keinen festen Halt, wohl infolge der unsteten und nicht unbedenklichen Erscheinungen, die das über Gebühr emporgewucherte Trustwesen gezeitigt hat und noch Tag für Tag an die Oberfläche treibt. Wenn sich aber ab und zu in unserer einheimischen Fachpresse sehr apodiktisch lautende Urteile hervorwagen, die den Zusammenbruch des amerikanischen „Schwindelgebäudes“ voraussagen, so ist solchen selbstbewußten Expektationen doch einiges Mißtrauen entgegenzubringen. In einer unlängst von Oesterreich aus angestellten Enquete, zu der die ersten wissenschaftlichen und geschäftlichen Autoritäten der Union das Wort ergriffen hatten, wurden mit einer seltenen Einmütigkeit ganz anders lautende Beurteilungen ausgesprochen. Vielleicht darf man jene amerikanischen Stimmen zum Teil als besangen und bis zu einem gewissen Grad als optimistisch bezeichnen. Keineswegs aber gestatten sie uns, zu direkt ungünstigen Schlüssen über die amerikanische Geschäfts- und Marktlage zu gelangen, zumal jetzt drüben, wie schon oben gesagt, eine überaus günstige Ernte unter Dach gebracht wird.

Deraus.

Die Toten der Woche.

Rudolf v. Bennigsen, hervorragender Politiker, † 7. August zu Bennigsen (Portr. S. 1533).

Generalleutnant z. D. Franz v. Berg, † am 9. August zu München.

Condichter Karl de Brois von Bruyck, † zu Waidhofen im 74. Lebensjahr.

Danzel, Vizepräsident der Hamburger Bürgerschaft, † 12. August.

Louis Deschamps, französischer Maler, † am 8. August zu Montélimar.

Eduard Elben, Redakteur und Teilhaber des Schwäbischen Merkurs, † am 9. August zu Stuttgart.

Giovanni Emanuel, italienischer Schauspieler, † am 8. August zu Turin.

Senator General Ferrero, früherer italienischer Gesandter in London, † am 7. August zu Rom.

Christian Förster, bekannter Zeichner Hamburgischer Volkstypen, † am 6. August zu Hamburg im 77. Lebensjahr.

Schriftstellerin Adine Gemberg, † im 42. Lebensjahr zu Wittenberg.

Georg Goldberger, belgischer Generalkonsul zu Berlin, † am 12. August.

Volkschriftsteller Franz Göze, † zu Chemnitz im 60. Lebensjahr.

Justizrat Horn, Stadtverordnetenvorsteher zu Elbing, † im 71. Lebensjahr.

Max Kegel, Redakteur des „Wahren Jakob“, † am 10. August zu München.

Maler und Radierer Otto Keitel, † zu München im 40. Lebensjahr.

Baronin Amélie Langenau (Wien), Witwe des österreichischen Botschafters Generals v. Langenau, † im 69. Lebensjahr zu Bangor (England).

Birengeneral Lukas Meyer, † am 8. August zu Brüssel (Portr. S. 1538).

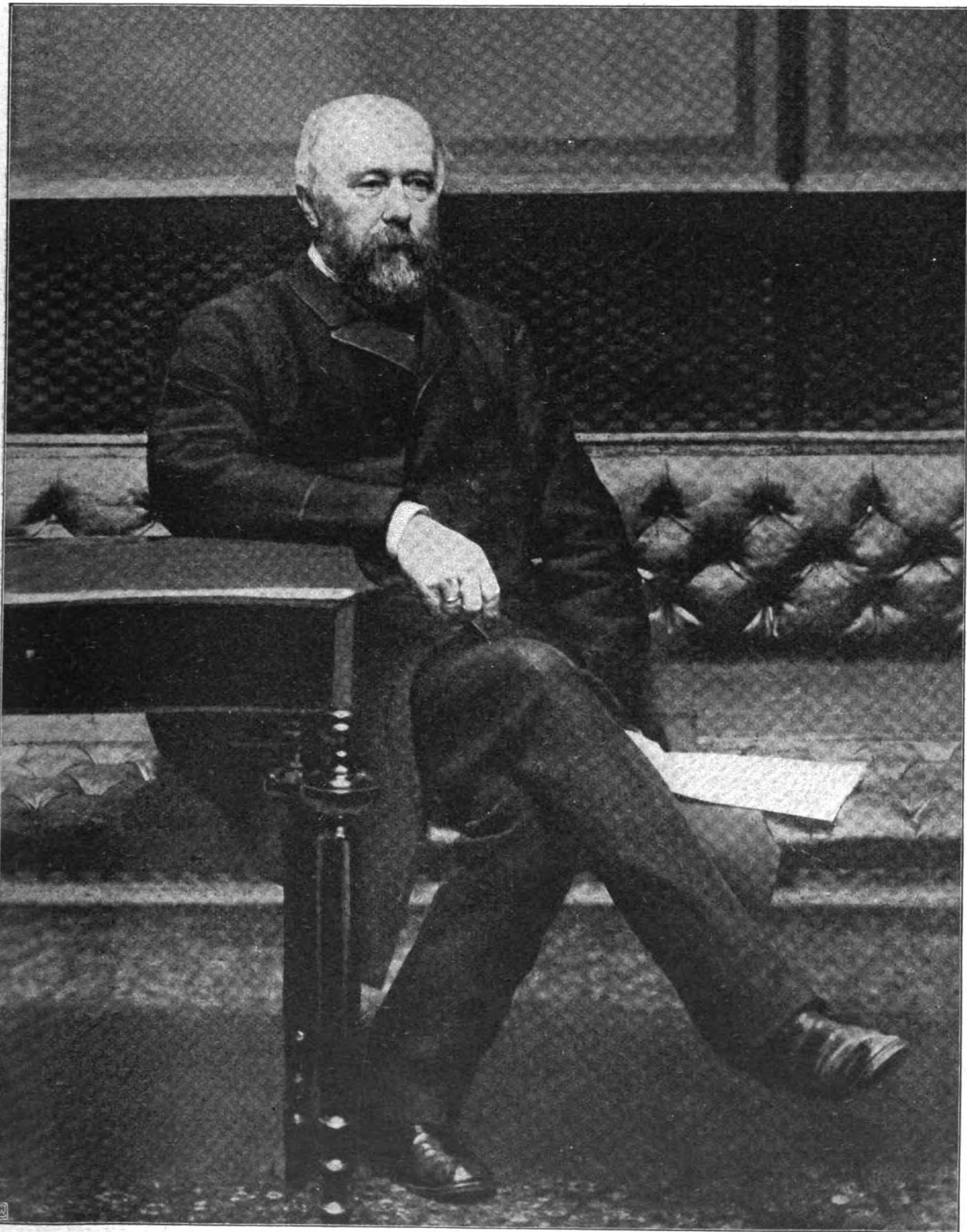
Moriz Szeps, Wiener Zeitungsherausgeber und Journalist, † 9. August zu Wien.

Feldzeugmeister Baron Gustav Choemmel, † zu Peuma bei Görz.

James Tissot, bekannter französischer Maler, † am 9. August zu Buillon im 66. Lebensjahr.



Bilder vom Tage.

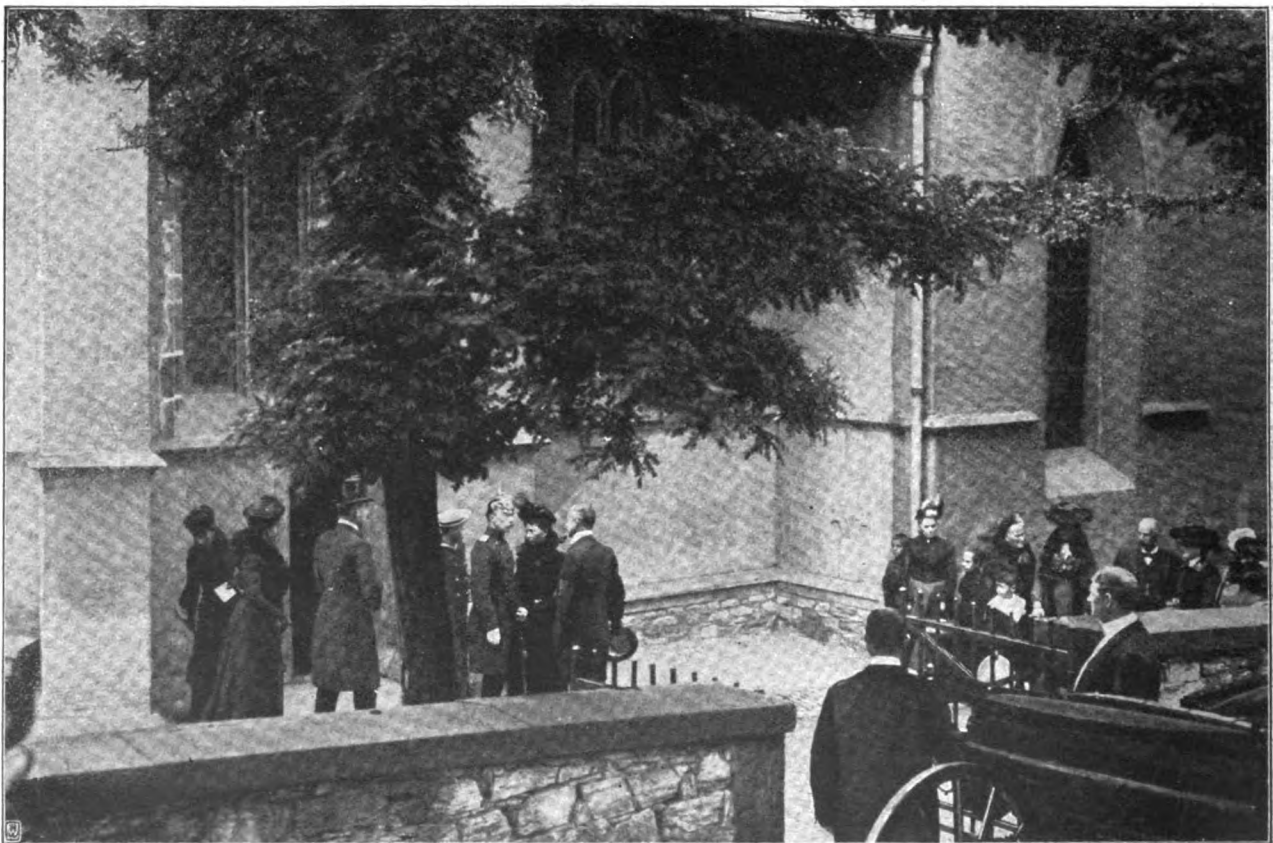


R. v. Bennigsen

Hierzu der Artikel „Rudolf von Bennigsen †“ auf S. 1525.



Zum Heimgang Rudolf von Bennigsen: Die Aufbahrung der Leiche im Schloss Bennigfen.
Hofphot. Hüffert, Hannover, phot.



Von der Gedächtnisfeier für die Kaiserin Friedrich in der Stadtkirche zu Kronberg:
Prinz und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen und das griechische Kronprinzenpaar verlassen die Kirche.
Hofphot. Franz Schilling, Königstein, phot.



Zum Besuch des österreichischen Kaisers in der Radmer:
Die Kirche im „Graben“.



Zum hundertsten Geburtstag Lenaus:
Sein Geburtshaus in Ciabad.



Graf Verri della Bosia,
Generalkapitän der Kaiserschützen, feiert in
München sein 60 jähriges Dienstjubiläum.



Geheimrat Prof. Dr. Wilhelm Mundt, Leipzig,
feiert am 16. August seinen siebenzigsten Geburtstag.



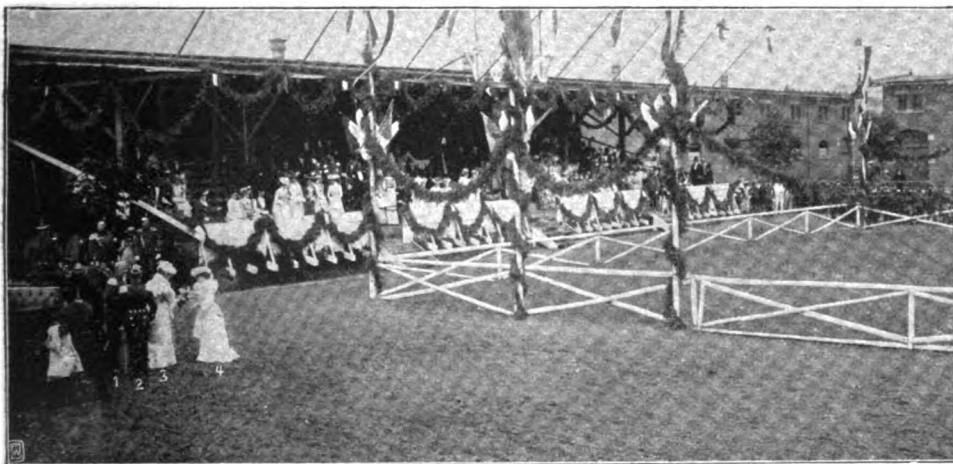
Prof. Dr. Ernst Sellin, Wien,
entdeckte auf seiner Studienreise in
Palästina eine alte kananitische Stadt.



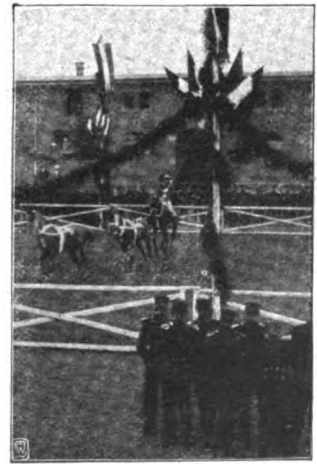
Dr. jur. Oioda,
der neue Schweizer Gesandte in Rom.



Hofpfarrkapellmeister
Eder, Wien †



1. Erbgroßherzog von Baden. 2. Oberstleutnant Fries. 3. Erbgroßherzogin von Baden. 4. Frau Fries.
Vom Reiterfest des Ulanenregiments Großherzog Friedrich von Baden (Rheinisches) Nr. 7 in Saarbrücken.
Hofphot. Leibrod und Hamann, Saarbrücken, phot.



Doppelte Fahrzule. •



König Karol. Kaiser Franz Josef.

Der König von Rumänien in Ischl: Landung des österreichischen Kaisers und seines Gastes in Unterach nach der Rundfahrt auf dem Attersee.
Arthur Floed, Unterach, phot.



Die Ravensburger Jahrtausendfeier: Der Wagen der Württembergia im Feltzug.
Wörndel, phot.



Kaisertage in Reval:
Die vereinigten Geschwader auf der Reede von Reval.





Kaisertage in Reval: Der Kaiser und der Zar in der russischen Kaiserpinasse.
Ch. Jürgensen phot.



General Lukas Meyer † und seine Gemahlin.
Leo Weinthal phot.



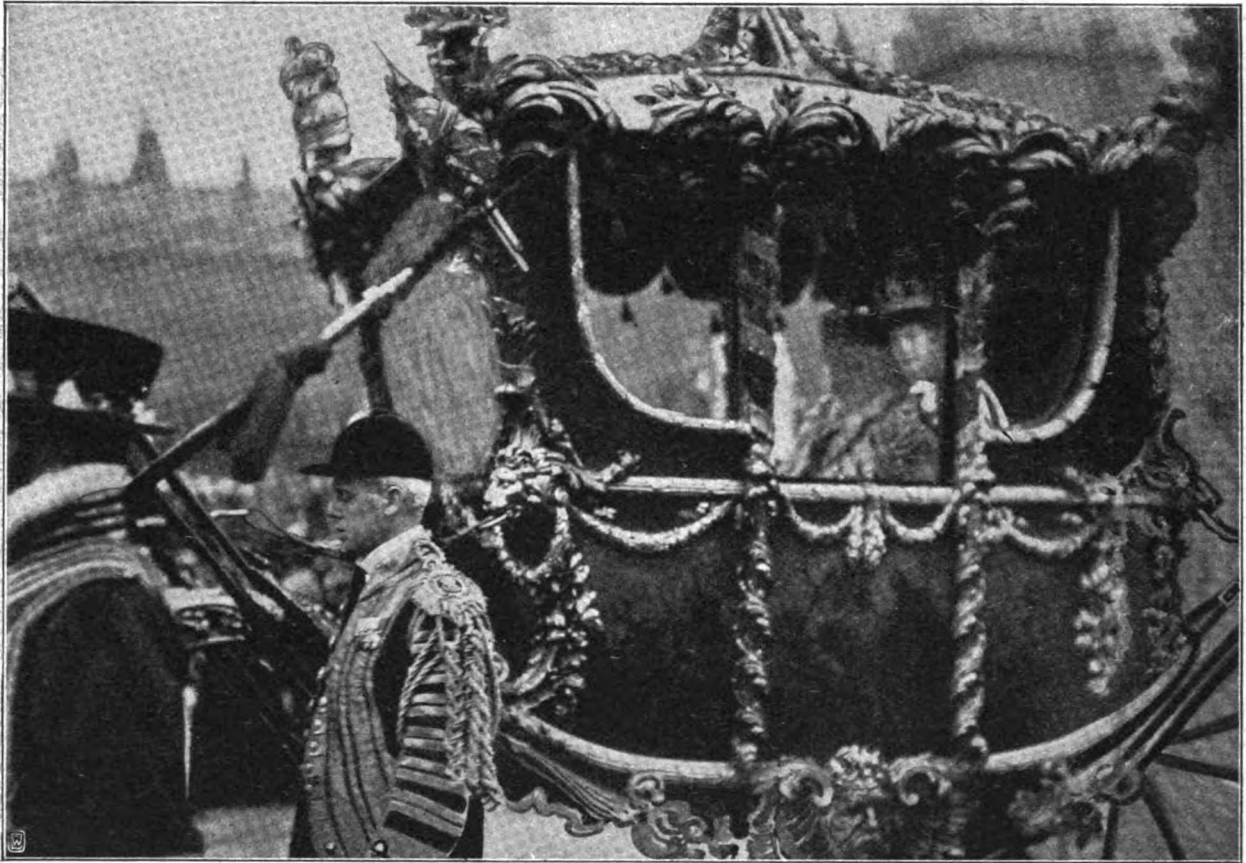
Ankunft des ehemaligen Präsidenten des Oranjerestsatts Steijn in Scheveningen.
Nijgh & van Ditmar phot.



Die Krönung König Eduards:

König Eduard und Königin Alexandra begeben sich in die Westminsterabtei.

Art Reproduction Co., London, phot.



Von der Krönung König Edwards: Rückkehr des gekrönten Königspaares von der Westminsterabtei zum Buckinghampalast.
Robert & Shiel, London, phot.



Das am 12. August zur Enthüllung gelangte Grabdenkmal für die Gemahlin des
Kammerherrn Grafen v. Alvensleben-Neugattersleben.
Einhorn phot.



Reliefdenkmal der Königin Luise
zur Erinnerung an ihren Aufenthalt in Helligesfald.
Pet. Duderstadt, phot.

Es war ein alter König . . .

Von

Rudolph Stratz.

4. Fortsetzung.



Wie Schweigsamkeit des alten Hünen fiel allmählich auf. Man war gewohnt, daß Excellenz von Braunscheidt sonst als aufmerksamer Hausherr gewissermaßen sich selbst als Hauptstück seines Menüs servierte und mit seinen gesalzenen und oft auch gepfefferten Witzgen die Speisen würzte, froh, Zuhörer genug und Gelächter am Ende jeder Pointe zu haben. Heute enttäuschte er. Und niemand vertrat ihn. Der einzige, der als Berühmtheit des Tages die ganze Gesellschaft hätte interessieren können, fehlte noch. Arvid hatte aus dem Auswärtigen Amt telephonieren lassen, daß er erst später kommen könne. Sein Stuhl stand leer. Das Auge seines Vaters ruhte zuweilen darauf, und dann versank er wieder in Brüten, und der Diener neigte sich über seine Schulter, um ihm das Glas wieder voll zu gießen.

Darüber machte nach aufgehobener Tafel der Medizinalrat seinem Wirt Vorwürfe: „Excellenz . . .“ sagte er, in dem Havannaistischen wählend, „Excellenz . . . Ich hab Sie bei Tisch wohl beobachtet. Bismarck meint, wir brauchten eine halbe Flasche Sekt ins Blut — schön — aber wenn man, wie Sie, gleich mit zwei Flaschen Bordeaux anfängt . . .“

„Pah —“ sagte Herr von Braunscheidt zerstreut und hob sich in den mächtigen Schultern.

„Ja — Pah. Es giebt mehr eingebilddete Gesunde als eingebilddete Kranke. Das weiß jeder alte Arzt. Sie haben jetzt schon wieder einen ganz roten Kopf. Wie soll denn das enden?“

„Wie alles in der Welt mal endet.“

„Aber möglichst spät. Das ist meine Pflicht. Und darum nochmals: wenig Wein, wenig Aerger, wenig Arbeit, keine Aufregung . . .“

„. . . Kurz, ganz so, wie ich nun mal lebe.“

„So sollten Sie eben nicht leben. Ueberhaupt nicht hier. Wer zwingt Sie denn dazu? Ein Mann wie Sie gehört aufs Land.“

Der andere nickte ihm zu. „Erzählen Sie das mal meiner Frau. Auf die Antwort bin ich gespannt.“

„Glauben Sie, Ihrer Frau Gemahlin würde etwas Ruhe schaden? Im Gegenteil. Vorhin, wie ich ihr ‚Mahlzeit‘ sagte, kriegte ich unversehens ihren Puls zu fassen. Das reine Sturmbläuten! Ohne jeden Grund!“

Herr von Braunscheidt schaute düster lächelnd auf ein Teppichmuster am Boden. Erst als sein Berater nochmals wiederholte: „Also gehen Sie in sich, Excellenz. Es giebt wirklich sonst einmal ein Unglück,“ hob er den Kopf und sagte gelassen, aber mit einer Stimme, durch die die Ungeduld durchdrang: „Ein Unglück wär es, wenn man nicht sterben könnte, mein lieber Medizinalrat. Aber wir sind todbeglückt, wie der Dichter sagt. Darin liegt der Trost. Das ist das große Ereignis. Was liegt daran, ob die Overture vorher

— das bißchen Leben — nun zehn oder fünfzehn Minuten gedauert hat? Die meisten Menschen kommen bekanntlich zur Overture zu spät. Ich bin auch zu spät gekommen. Nun will ich wenigstens den Rest gründlich genießen.“

Während er sprach, horchte er unruhig auf. Er hatte Arvids Stimme im Vorsturz gehört. Gleich darauf trat sein Sohn ein.

„Nochmals Verzeihung,“ sagte Arvid. „Sie haben mich nicht losgelassen, in eurer Wilhelmstraße. Der Brief von der Kongoregierung ist da. Da war nun des Herumsitzens um den grünen Tisch und des Redens kein Ende. Die Leute wollen auch, ich soll gleich wieder nach Afrika zurück.“

„Und thust du's?“

„Ich hab mir Bedenkzeit ausgebeten.“ Er warf einen Blick durch die halböffene Thür. „Entsetzlich — da sind schon wieder die gleichen Menschen, die ich eben verlassen hab . . . Wo ist denn Jutta?“

„Nach einem Herrenessen? Sie hat sich in ihre Gemächer zurückgezogen.“

„Dann entschuldige mich, bitte, bei ihr, wenn ich ihr nicht erst guten Abend sage. Ich muß gleich wieder weg.“

„Warum denn?“

„Werdenthien wartet unten.“

„Deswegen kannst du doch einen Augenblick zu Jutta.“

„Nein — es eilt. Es betrifft den Handel mit Belling. Der zweite Kartellträger, ein Freund Werdenthiens, will mich sprechen. Morgen muß sich die Geschichte entscheiden.“

„Wie du willst. Ich werde also Jutta einen Gruß ausrichten, und du läst morgen.“

„Ja — hoffentlich,“ sagte Arvid ruhig.

Sein Vater warf ihm einen scharfen Blick zu. „Hast du dir denn wirklich ein Zimmer im Hotel genommen?“

„Ja. Am Bahnhof Friedrichstraße.“

„So weit von hier?“

„Es liegt mir bequemer. Meine Sachen werden nachher geholt. Also gute Nacht, Papa.“

„Gute Nacht,“ sprach Herr von Braunscheidt finster und kehrte voll erneuten, düsteren Argwohns und Zweifels zu seiner Gesellschaft zurück. Unterwegs ordnete er seine Züge zu jener Mischung von Jovialität und Tücke, durch die er sich von jeher überall im Leben Zuhörer und Feinde erwarb. Und dabei graute es ihm, seine eigene Schwelle zu überschreiten. Sein Lieblingspruch fiel ihm ein, daß man sich vor zweierlei auf der Welt hüten müsse — vor engen Stiefeln und vor engen Seelen. Vor Leuten, wie die da drinnen.

„Wo ich bleibe?“ sagte er. „Meine Herren, ich Sorge als gewissenhafter Hausherr für das Amüsement meiner Gäste. Ich verschwinde und gebe dadurch die

schönste Gelegenheit, ausgiebig über mich zu schimpfen. Das ist doch das größte Vergnügen an so 'nem Abend. Na — seien Sie nicht so entrüstet. Ich meine es nicht so böse. Ich bin mir nur meiner Minderwertigkeit bewußt. Ich selbst bin ja eine Null. Nur groß als Gatte und Vater. Ich hab eine schöne Frau und einen berühmten Sohn. Ich wandle zwischen Sonne und Mond. Was meinen Sie, Durchlaucht? Ich taugte selbst noch was? Ich tanzte noch mit leidlicher Grazie auf dem gespannten Drahtseil der Wilhelmstraße? Ach: nichts Schlimmeres, als ein alter Kunstreiter, dem schon alle Knochen weh thun! Hilft nichts: das Publikum hat gezahlt. 'rauf auf den lahmen Parteiklepper, 'rin in die Manege, los mit den unübertrefflichen Saltomortales! Na — die meisten von Ihnen können es ja noch schöner als ich. Bei mir dauert's nicht mehr lange. Man möchte doch mal seinen Mitmenschen 'ne Freude machen. Zu dem Zweck muß man abtragen. Der Erfolg ist garantiert. Allgemeine Zustimmung — ehrende Nachrufe — gedruckte Krokodilsthränen. Ach, 's ist keine Kunst, ein Mensch zu sein, aber eine Strapaze. Besonders wenn man alt ist wie ich. Die Naturvölker haben dagegen ein gutes Hausmittel. Dort schlagen die Kinder den Vater beizeiten tot, rein aus Pietät, um ihm den allmählichen Verfall zu ersparen. Hier thut einem keiner den Gefallen. Mein Sohn am wenigsten. Aber, meine Herren — Sie wollen doch nicht schon gehen?"

Doch — es trieb die Geheimräte heim. Sie verabschiedeten sich dankend, gaben dem Diener im Flur ihre Abschlagszahlung auf Speise und Trank und tasteten sich die Treppen hinab. Nur der kleine Herr von Neumeister, der schließlich doch gekommen, blieb noch einen Augenblick, um sich eine Zigarre anzuzünden.

„Schimpfst du schon wieder?“ sagte er mit seinem verschlafenen, listigen Lächeln. „Wenn dir das Leben hier und der Dienst und die geölten Male, wie du uns Kollegen nennst, so greulich sind — so pfeife doch auf den ganzen Krempel. Zieh auf deine Güter. Du kannst es ja. Du bist ein freier Mann.“

„Frei? Also sprach ein alter Junggeselle! Ich hab eine junge Frau. Der hab ich gelobt, in dieser Wüste von Backsteinen und Schutzleuten zu leben.“

„Und davon kommst du nicht los?“

„Nein,“ sagte Herr von Braunscheidt kaltblütig und geleitete seinen Freund zur Treppe. „Ich bin ein altfränkischer Mensch von anno dazumal und finde es trotz aller Errungenschaften der Neuzeit ganz nett, wenn man sein Ehrenwort hält. Meine Frau weiß, was sie will. Ich thu, was sie will. Und damit ist meine Weisheit zu Ende — wenn nicht einmal ein Wunder geschieht. Und ich bin kein Freund von Wundern. Na — gute Nacht, lieber Neumeister . . .“

„Gute Nacht! Und überlege es dir noch einmal mit dem Land! In mancher Hinsicht wär es ganz gut . . .“

VI.

Am nächsten Morgen erschienen alle Zweifel, dies giftige Mißtrauen, diese quälende Angst des vergangenen

Tags Excellenz von Braunscheidt nur noch wie im Traum. Das war ein Alpdruck gewesen, unfassbar, schattenhaft und doch atemraubend mit seinem die Brust zusammendrückenden Bleigewicht, und verschwand jetzt vor der langsam über den schneebedeckten Dächern aufsteigenden Morgen Sonne und vor der langsam zu Rechte kommenden Vernunft. Was lag denn eigentlich vor? Nichts — aber auch gar nichts: Hirngespinnste — Grillenfängerei — eine Furcht vor dem schwarzen Mann wie im Ammenmärchen — mit solchem Altweibertram — nein, mit solchem Altmännertram hatte er sich unnütz herumgeschlagen und sich vor sich selbst lächerlich gemacht. Er mußte sich besser im Zaum halten. Schon um Juttas willen. Was gab es Abgeschmackteres als Eifersucht in seinem Alter?

Ja — das war traurig. Alt sein. Am Ende. So weit, daß man tagelang verzweifelt mit Windmühlen sichts und noch froh sein muß, wenn man dabei kein schadenfrohes Publikum hatte! Und dankbar dafür, daß es eben schließlich doch nur Windmühlen gewesen! Er war in einem wehmütigen Galgenhumor, während er am Frühstückstisch saß — so ungefähr wie in seiner Jugend nach einer verlustreich durchspielten Nacht, wo er sich voll Aerger, Beschämung und Reue oft innerlich gefragt: wie konntest du nur so dumm sein? Wie konntest du dich nur zu so etwas hinreißen lassen? Und dann war damals, sobald die letzten Nebel vor den Fenstern draußen und im Kopf drinnen sich lösten, allmählich der Trost gekommen: es ist ja nicht so schlimm. Es läßt sich verschmerzen. Es geht noch nicht ans Leben. Und zum Schluß der feierliche Vorsatz: aber nun nie wieder!

Hatte er sich so in jenen Tagen mit seinem inneren Menschen abgefunden, einem sonst in seiner Art sehr nachsichtigen Tyrannen, der nur gegen Dummheit unerbittlich war und alles, was lächerlich machte und verkleinerte, nie verzieh — dann kehrte rasch seine gute Laune wieder und ein ärgerliches Behagen, doch noch rechtzeitig den Kopf aus einer selbstgeknüpften Schlinge gezogen zu haben. Und dieses vergnügliche Buß- und Betgefühl, dies erquickende Bewußtsein, einen neuen Menschen angezogen zu haben, wie ein frisches Armeisünderhemd, erwärmte ihn auch jetzt immer mehr mit Wohlbehagen, je weiter sein Frühstück fortschritt. Er nahm es heute einsam ein, zeitiger als sonst, weil ihn mittags die Pflicht in den Reichstag und vorher zur Erledigung der dringendsten Akten in das Ministerium rief. So fehlte Jutta und mit ihr die sonstige Zuhörerinnen dieser Morgenstunde, in der er sich stets am frischesten fühlte, alte und neue Bosheiten gegen seine Freunde, vergiftete Liebenswürdigkeiten gegen seine Feinde auf den Lippen führte und zwischen Theetassen und Schinfeintellern plaudernd mit der Welt da draußen Fangball spielte, wie die Kage mit der Maus. Diesmal mußte er sich selbst Gesellschaft leisten, stumm — nur zuweilen mit einem belustigten Wetterleuchten über das Gesicht, das den blühschnellen Zickzack seiner Gedanken verriet. Und mehr noch von diesem mephistophelischen Geist lebte in ihm auf, als er, ohne Jutta erst gestört zu haben, sein Haus verließ. In tiefen

Jügen sog er die kalte Winterluft in die mächtigen Lungen. Seine Wangen röteten sich, seine Augen wurden scharf, und da kam auch das sicherste Zeichen der Genesung: der vollblütige Nerger und Hohn über sein Tagewerk.

Eine schöne Beschäftigung für einen freien, alten Edelmann vom Lande! Von der Wilhelmstraße an das Reichstagsufer, vom Reichstagsufer in die Wilhelmstraße — hin und her, wie der Eisbär im Käfig — und ebenso unermüdetlich und zweckreich wie dieses Pelztier. Von den Schreibern im Ministerium zu den Schreibern im Parlament. Von den Vorgesetzten zu den Feinden. Feinde, so viel man wollte. Jeden Tag mehr. Sie entstanden ganz von selbst, wie die kleinen Frösche nach dem Gewitterregen, über die er sich oft beim Spazierritt über sein Gut mißbilligend erstaunt hatte. War das eine Welt — grüne Tische — grauer Staub — gelbe Amtsgesichter — o — er hatte wieder herzlich Ekel am Metier.

Dieser Widerwille gegen den papiernen Kerker wurde noch stärker, als er sich nun stöhnend und brummend an seinem Arbeitstisch niederließ und einen grimmen Blick auf die ihm kampfbereit entgegenleuchtenden Berichte, Denkschriften und Eingaben warf. Heute fühlte er sich diesem Froschmäuselkrieg mit verbissenen Bittstellern, lederjähren Behörden und rebellischen Stadtvätern nicht gewachsen. Er kam sich vor wie Gulliver unter den Zwergen. Alle Augenblicke zertrat man unversehens irgendwo irgendetwas in der kleinen Wimmelwelt unter sich, und dann kam gleich darauf das Echo, das tausendstimmige Summen und Singen aus dem Bienenkorb der öffentlichen Meinung.

Zu was sich Tag um Tag zerstechen lassen, zum Gaudium der Steuerzahler, die solche Märtyrer aus ihrer Tasche unterhielten? Mochten die Kollegen heut wie alle Tage sich hinter den Älten die Leber anschoppen und für Karlsbad reifen lassen — er ging heute hinter das Ministerium. Eigentlich hatte er von dort direkt in den Reichstag fahren wollen. Aber nun fiel ihm ein, daß er Jutta dann den ganzen Tag nicht zu Gesicht bekommen würde. Denn ehe er von der Sitzung nach Hause gelangte, war sie schon längst in ihrer Matinee. Dorthin, zu dem Theegelabber und den Schreiverfuchsen am Klavier, wollte er ihr nicht folgen. Aber wenn er heute einmal ganz ausnahmsweise, trotz seines gewissenhaften Altpreußentums, etwas von seinen Dienststunden abbrach, dann fand er sie noch daheim. Und er hatte Sehnsucht, sie zu sehen. So zu sehen, wie all die Zeit bisher, das ganze Jahr seiner Ehe — es war noch nicht einmal ein ganzes Jahr! Er wollte ihr Bild vor seinen Augen wieder klären. Das trieb ihn, in einem wunderlichen weichen Reuebängen eines alten Mannes, nach einigen kurzen Worten an seine Herren, daß er zu seiner heutigen Rede im Reichstag noch der Vorbereitung bedürfe, aus dem Tintenteich fort und nach seiner Wohnung.

In Wirklichkeit dachte er auf dem Heimweg gar nicht an das, was er zu Arvids Gunsten heute im hohen Hause sagen wollte. Die nötigen Notizen hatte er sich gemacht, und im übrigen verließ er sich wie immer auf

die augenblickliche Eingebung seines Temperaments. Dann ging's am besten. Dann saßen die blißschnellen Dolchstiche rechts und links, Lärm und Gelächter hinterher. Das wußte er. Er war der rechte Stegreifkämpfer und stolz darauf als ein Erbteil uralten Raubritteradels, aus dem er stammte.

Ihn drängte es nur zu Jutta. Angestium schlug er daheim die Portiere zurück und blieb betroffen stehn. Jutta lag halb auf einer Chaiselongue, das Gesicht von ihm abgewandt und ohne ihn zu bemerken. Sie bewegte sich nicht. Nur zuweilen durchzitterte es sie wie ein unterdrücktes Schluchzen. Er legte ihr leise die Hand auf die Schulter. „Jutta,“ sprach er gedämpft.

Sie fuhr herum und schaute zu ihm empor, mit einem erschrockenen Auaatmen, einer Bewegung unwillkürlicher Angst. Und nun konnte sie die Thränen nicht verbergen, die über ihr blaßes Gesicht geflossen waren und jetzt noch an ihren Wimpern hingen.

Sie hatte geweint. Nur einmal, seit er sie kannte, hatte er sie bisher in Thränen gesehn — damals, als sie nach dem Begräbnis ihres Vaters schwarzgekleidet und stumm neben ihm im kalten Sprühregen durch den Gottesacker den Rückweg in das Leben hinaus gesucht und unwillkürlich, schußbedürftig sich auf den Arm gelehnt hatte, den er ihr bot. Damals war ihm zum erstenmal fest und unerschütterlich der Gedanke gekommen, sie nicht aus diesem Arm zu lassen sein Leben lang. So war sie seine Frau geworden, und ihre Augen waren heiter, kalt und trocken geblieben, wie der Wintermorgen draußen, bis zu dieser Stunde . . .

„Warum weinst du denn eigentlich, um Gottes willen?“ fragte er finster.

Sie stand langsam auf und strich das Haar glatt. Ihr schönes Gesicht verfärbte sich noch mehr.

„Es sind nur die Nerven,“ sagte sie halblaut. „Aengstige dich nicht.“

„Deine Nerven waren doch bisher gut genug.“

„Es scheint doch, daß ich ihnen zu viel zugemutet hab. Nun kommt einmal ein solcher Anfall. Es ist nichts.“

„Mit so etwas soll man nicht spaßen,“ sagte er ganz mechanisch, mit einem leeren Blick durch das Fenster.

Sie nickte: „Weißt du, was das Beste wäre? — Wozu ich jetzt Lust hätte?“ . . .

„Nun?“

„Einmal ganz ausspannen. Vier Wochen aufs Land. Zu uns.“

Er glaubte seinen Ohren nicht zu trauen. „Du aufs Land?“

„Nun ja.“

„Jetzt mitten im Winter? Aus der vollen Saison heraus?“

„Wenn mir die Saison mitten im Winter über geworden ist . . . Du denkst dir das auch doch sonst immer so schön — Ruhe und Schnee und Eis und Wald um einen.“ —

„Aber nicht, wo Arvid eben angekommen ist.“

„Ach so — Arvid,“ sagte sie schnell, als sie ihn der jetzt erst ein. „Freilich . . . obwohl ich glaube, viel werden wir hier auch nicht von ihm haben . . .“

Dabei war sie wieder bleich geworden — gerade wie am Tag vorher. Er bemerkte es wohl und unterdrückte ein Stöhnen.

Wieder wälzte es sich ihm dumpf durch den Kopf: sie flieht vor ihm — er flieht vor ihr — und beide wissen, warum sie sich voreinander fürchten. Dann hörte er wieder ihre leise, halb fragende Stimme: „Schließlich — ich meinte nur so — es ist nur so ein Gedanke . . .“

„Mehr wird es auch nicht,“ sagte er. „Es ist keine Rede davon, daß ich jetzt mitten im Januar vier Wochen Urlaub krieg. Also das schlag dir nur aus dem Kopf.“

„Schade.“

Sie versuchte zu lächeln, aber das verstärkte nur den starren, leidenden Ausdruck ihres Gesichts. Er ging langsam im Gemach auf und ab. Er hielt an sich, mit all seinen Kräften — wie die da drüben es ja jedenfalls auch that. Nur daß ihr das Leben, obwohl sie Weib war, noch nicht so viel Verstellungskunst gelehrt, wie ihm, dem alten Kämpen. Aber trotz seiner Selbstbeherrschung fühlte er mit Schrecken: es war alles wieder da — das tödliche Bangen, das nagende Mißtrauen, die ganze Qual des vorigen Tages.

Nein, es war mehr wie Mißtrauen. Eine innere Stimme sagte ihm unerbittlich: du irrst dich nicht.

„Geht's besser?“ fragte er endlich.

„Ja.“

„Dann wird es aber Zeit zu deiner Matinee.“

„Ich hab abgesagt.“

Er blieb stehen und warf einen scharfen Blick auf sie. „Abgesagt?“

„Schon heute morgen.“

„Und die Katharina Cornaro?“

„Sie sollen sich ohne mich behelfen. Ich mag das nicht mehr alles mitmachen. Ich bin müde. Ich kann nicht!“

Er setzte seine Wanderung durch das Zimmer fort. Das Herz that ihm weh. Endlich forschte er mit verändertem Ton, leicht hin, aber ohne sie anzusehn: „Sag mal, war Arvid eigentlich heute schon hier?“

„Nein. Meines Wissens noch nicht.“

Wieder war es zwischen ihnen still. Dann richtete sich Jutta auf und ging langsam zur Thür. Er drehte sich nach ihr um.

„Willst du dich hinlegen?“

„Ja. Ein bißchen. Verzeih — es ist ja wirklich kindisch von mir . . .“

„O — bitte,“ sagte er trocken und hörte, am Fenster stehend, wie das leichte Fegen ihres Kleidersaums weiter und weiter durch die Räume sich verlor. Da stöhnte er auf und ließ sich schwer auf einen Sessel sinken.

Die Hände auf die Lehne gestützt, den Blick starr, saß er da. Er bemühte sich, seiner Gedanken Herr zu werden. Aber er bekam nichts zu fassen. Das drehte und wälzte sich da drinnen und überstürzte sich in schadenfroher Hast, wie die wilde Jagd, allerhand Spuß und Fragen, grinsende Zerrbilder seiner selbst und der Menschen um ihn, im Wirrwarr nickend und raunend: du bist verraten. Du bist verraten. Und wieder kicherte

es schrill in seinen Ohren und tanzte rot vor seinen Augen: du bist, in Gedanken, verraten — von deiner Frau und deinem Sohn.

Er schaute verstört um sich, als stünde da irgendjemand, der ihm das erklären könne — dies Ungeheuerliche. Das Grauen in ihm wuchs. Es fiel ihm ein, was er Arvid bei seiner Ankunft gesagt: Ich bin alt, und sie ist jung! und höhnisch hallten ihm jetzt seine eigenen Worte zurück.

Es schwankte und wogte alles in ihm auf und nieder. Zuweilen fiel wieder ein Lichtstrahl von Ueberlegung in das Chaos und zeigte ihm den wichtigen Grund für einen so schweren Sturm — ein paar Thränen, die eine junge Frau ohne rechte Ursache geweint, ein paar Worte von Wegreisen, die sie achtlos gesprochen. Was bewies das? An den Trost klammerte er sich. Er suchte ihn krampfhaft festzuhalten. Aber umsonst. Der Schrecken hatte ihn erschlaft. Er trieb willenlos auf den Wellen.

Und allmählich stieg ein bitterer Haß gegen den Mann in ihm auf, der ihm sein Einziges auf der Welt wegnahm. So lohnte sein Sohn die Liebe des Vaters, so die Hand der Freundschaft, die er ihm gestern geboten. Dazu war er über Länder und Meere herbeigereist, um einem alten Mann sein Letztes im Leben zu zertreten. Bei dieser Vorstellung wurde ihm bitter weh. Er fühlte in Hilflosigkeit das Wasser in die Augen steigen, und in Scham und Gram darüber ballte er wieder die Fäuste und bewegte lautlos die Lippen.

Einmal dachte er: was kann denn Arvid dafür? Er geht nicht darauf aus, Herzen zu gewinnen. Frauenherzen am wenigsten. Wenn es geschah, geschah es ohne seine Schuld. Aber was hilft das? Zum Bettler macht er mich doch.

Zum Bettler in der Einbildung? Der Haß in ihm sagte: nein. Der schlug immer wieder in dem gleichen Flammenspiel empor: wäre Arvid nicht in das Haus gekommen! Wäre er drüben, im dunklen Erdteil geblieben! Wäre er dort — ihm graute. Er wagte nicht weiter zu denken . . .

Da klopfte es. Arvid trat ein, hastig, zerstreut und ohne viel auf den Gesichtsausdruck des Vaters zu achten. „Wir haben den Kerl, den Belling, also glücklich festgemacht,“ sagte er. „Er steckt in der Sackgasse. Die Zähne zeigen oder zu Kreuz kriechen — eine andere Wahl hat er nicht. In zwei Tagen ist er tot oder ich.“

Die Worte klangen seltsam von den Lippen eines Mannes, der wie ein blasser, stiller Gelehrter ausah. Aber der kalte, grausam-harte Zug um die Lippen bewies, wie ernst er es meinte.

Herr von Braunscheidt wandte sich ab. Seine Gedanken waren gebannt durch ein unheimliches Bild: eine Waldwiese. Morgengrauen. Ein Pulverwölkchen in der Luft. Schnee am Boden. Im Schnee ausgestreckt eine Gestalt, andere stumm daneben. Und dann ein gedämpftes Murmeln — ein Auseinandertreten — vorbei . . .

Wer war der, der da lag und das Licht der Sonne nie mehr sah? Ihn schauderte. Vielleicht verließ der da drüben seine und Juttas Welt so rasch, wie er in

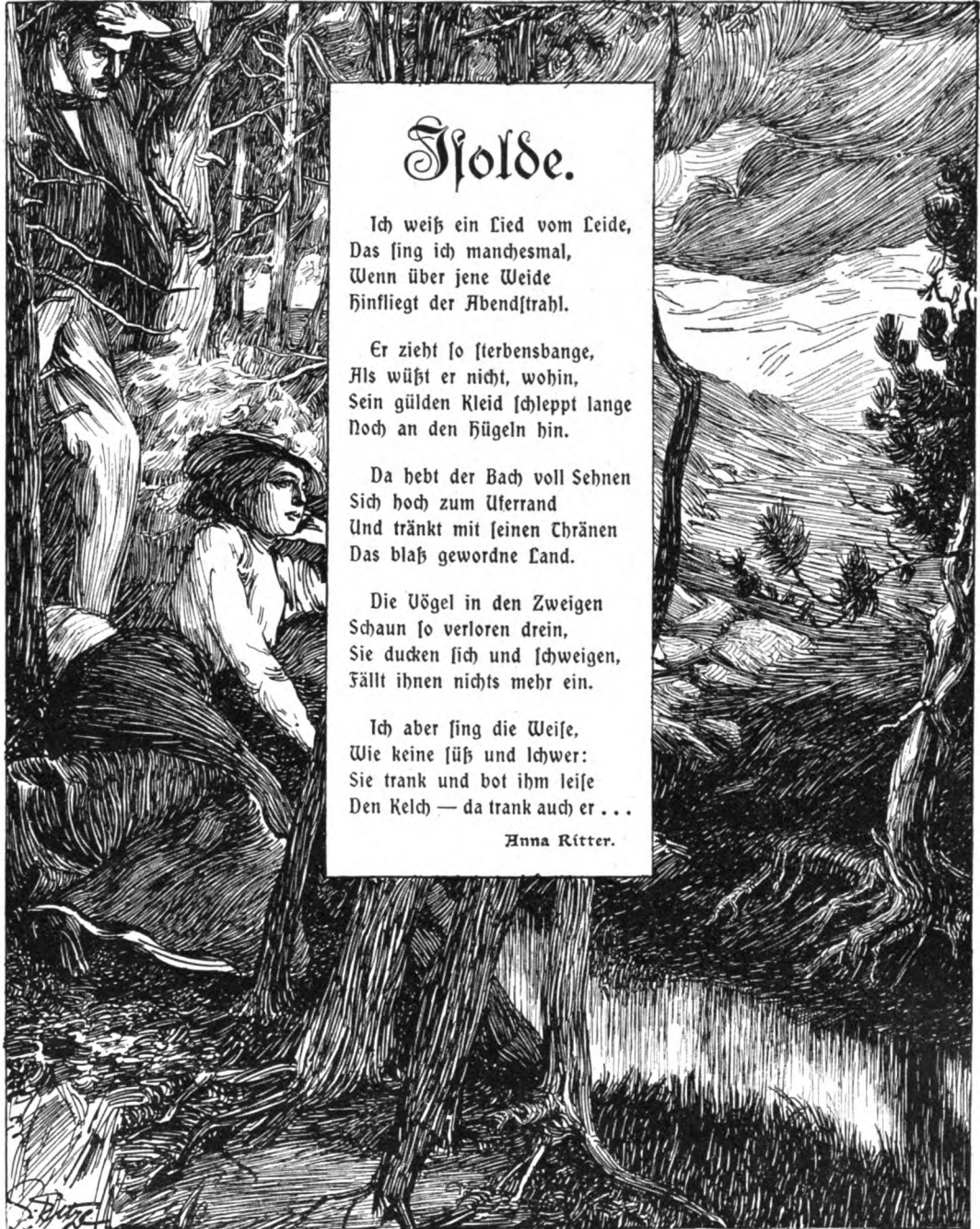
sie eingedrungen, und alles war zu Ende. Alles wie zuvor. Die Ringe verzitterten über dem Wasserspiegel. Es gab ein Geheimnis mehr in einem Grab.

Und der, an dessen Tod er dachte — das war sein Sohn. Sein Fleisch und Blut. Der Erbe seiner Tage, der ihm und seinem Haus Ehre machte vor Gott und den Menschen, auf den er stolz war in seiner herrischen, steifnackigen Art, um dessen Freundschaft er gestern noch bittend, mit ausgestreckter Hand geworden. Und von dem er nichts Böses wußte! — Nur ein Ahnen und Zweifeln, eine Art quälenden Hellsiehens überreizter Nerven . . .

Er bezwang sich, ging auf Arvid zu und legte ihm, einen inneren Widerstand überwindend, die schwere Rechte auf die Schulter. Dann räusperte er sich.

„Na — die Sache wird schon gehen. Du bist schon mit andern Leuten fertig geworden. So'n Groschenlicht, wie den Belling, bläst man einfach aus. Hast du anständige Pistolen? Sonst nimm meine. — Kannst es ruhig. Du hast ja nie daraus geschossen.“ Er öffnete die Flurthür und schrie mit seiner alten, dröhnenden Stimme: „Friedrich . . . Zum Deubel — liegt der Kerl wieder auf seinen Langohren? — Friedrich, bringen Sie mal das schwarze Kästchen oben von dem Uniformschrank!“

„Altes Familienstück,“ sagte er dann, die Kassette aufklappend. „Damit hat schon dein Großvater die Schlachzizen drüben in der Wasserpolackei im Zaum gehalten, wenn die seiner schönen Frau zu nahe kamen — sie war schön, meine Mutter — du hast sie ja nie gekannt — und mit den Dingen im Kutschkasten bin ich



Stolze.

Ich weiß ein Lied vom Leide,
Das sing ich manchesmal,
Wenn über jene Weide
Hinfliegt der Abendstrahl.

Er zieht so sterbensbange,
Als wüßt er nicht, wohin,
Sein gülden Kleid schleppt lange
Noch an den Hügeln hin.

Da hebt der Bach voll Sehnen
Sich hoch zum Uferrand
Und tränkt mit seinen Thränen
Das blaß gewordne Land.

Die Vögel in den Zweigen
Schaun so verloren drein,
Sie ducken sich und schweigen,
Fällt ihnen nichts mehr ein.

Ich aber sing die Weise,
Wie keine süß und schwer:
Sie trank und bot ihm leise
Den Kelch — da trank auch er . . .

Anna Ritter.

auch ein paarmal dreist und gottesfürchtig ins Morgenrot hinausgefahren und hab unsern guten Landrat an der Wade gestreift — den Alten von Anno dazumal. Gott hab ihn selig. Er war noch von der richtigen Sorte. Na, und nu nimm du die Pistolen und tritt den Kerl und tritt ihn gut. Das ist mein Kugellegen.“

Er meinte es ehrlich. Aber kaum war der Klang seiner eigenen Worte ihm im Ohr verhallt, so beschlich ihn vor Arvids unbeweglich ruhigem Gesicht wieder der Drang: könnt ich doch jetzt in deiner Seele lesen! Er hätte ihn packen mögen, ihn an den Schultern rütteln, ihm ins Antlitz hinein, Aug in Aug heischen: nun rede wahr, was ist mit dir? Was ist mit Jutta? Aber er wußte ja: auf solche Weise scheuchte man ein Geheimnis nicht auf den Markt hinaus. Nur noch

tiefer hinab in seine Gründe. Da schief es wohlverwahrt hinter undurchdringlichen Menschenmasken, wie überall im Leben, und harrte der Zeit und des Zufalls, um sich zu entschleiern.

Ein Säbel klirrte draußen. Der Diener meldete den Hauptmann Werckenthien.

Der Kartellträger trat in Uniform ein, den Helm in der Hand. Aber sein Gesicht war nicht so ernst wie sein Amt. Ein verächtliches Lächeln ruhte darauf. „Guten Morgen, Excellenz,“ sagte er. „Morgen, Braunschmidt! Packen Sie nur ruhig Ihre Schießkolben wieder ein. Belling, der gute Mann, hält sich an den Paragraph 15: es wird weiter gekniffen. Pistolen keine Widerlegung — mittelalterlicher Unfug — Kampf mit geistigen Waffen — zwanzigstes Jahrhundert — na — wir kennen ja die Chosen. Und was sie auf deutsch heißen, wissen wir auch. Also, das Duell findet nicht statt. Da haben Sie das Protokoll und da den Entwurf der Zweikampfbedingungen zurück.“

Er warf die Papiere auf den Tisch, neben die Pistolen, setzte sich und zündete sich eine Zigarre an, die Excellenz von Braunschmidt ihm bot. Das Antlitz des alten Hünen war finster. Die Aufwallung, in der er sich noch einmal seinem Sohn genähert, der Ernst der Todesweihe, der Schauer vor dem Unberechenbaren war wieder einmal ein Schabernack des Alltags gewesen.

Nun kam bei ihm der gewohnte Umschlag in die Mephistolaune. „Also werde ich für dich allein in die Schranken reiten müssen,“ sagte er trocken. „Auf ungesatteltem Prinzipienreiter. In einer Stunde beginnt die Vorstellung am Reichstagsufer. Kinder und Soldaten die Hälfte. Heutzutage redet man und thut nichts. Der Mund schlägt die Faust, statt umgekehrt. Die Schneidergeißeln behalten recht. Ueberall der rote Schlips, überall das heilige ‚Ja‘ und ‚Nein‘. Wo ist die Zeit, wo der Hutten von sich sagen konnte: ‚Ich bin der Niemand‘, das heißt eben: ich bin jemand? Ich bin ich — ohne behördlichen Gebrauchsstempel auf der Rückseite! Dazu haben wir nun den eisernen Kanzler gehabt. Eisen thut uns not. Auch Eisen vor der Stirne, nicht bloß ein einfaches Brett, womit sich jetzt unsere Zeitgenossen bis in die höchsten Stände hinauf begnügen.“

Er unterbrach sich und schüttelte zornig den Kopf. „Verzeihen Sie, meine Einfälle laufen wieder spazieren. Aber ich kann sie zurückpfeifen, wie die Jagdhunde. Ich brauche ein paar davon nachher im Reichstag. Das giebt Lärm. Da hören sie zu. Meine Mohrenwäsche wirkt. Ich haue dich heraus, Arvid, so schwer das ist, wenn man in eigener Angelegenheit das Wort ergreift. Einem andern würden sie solche Donquixotterie vielleicht gar nicht erlauben. Aber ich gelte nun einmal als die bête noire der Partei, und meine Thorheit ist immer noch amüsanter, als die Weisheit der andern.“

„Ich danke dir,“ sagte Arvid. Seine Augen hatten wieder den unbestimmten, leeren Ausblick in die ferne. „Ich gehe inzwischen in das Auswärtige Amt. Und nachher möchte ich dich gern in einer wichtigen Angelegenheit sprechen.“

„Hole mich im Reichstag ab.“

Sein Sohn nickte, in Gedanken verloren. „Also auf Wiedersehen,“ sprach er und ging, zusammen mit Werckenthien, den der Hausherr bis zur Flurthür begleitete.

Nachdem die sich hinter den beiden geschlossen, atmete er schwer auf, wieder von dem alten Alp gedrückt, und in ihm wuchs das leidenschaftliche Sehnen: nur eine Entscheidung — irgendwie. Eine Gewißheit — gleichviel um welchen Preis.

Als er in das Zimmer zurücktrat, sah er da Jutta.

Sie stand über den Tisch gebeugt, auf dem die Pistolen und Zweikampfprotokolle lagen. Ihre Augen waren starr vor stummem Schrecken. Bei seinem Nahen fuhr sie zusammen. „Verzeih,“ sagte sie halblaut, „ich glaubte, du seist auch mit den Herren fort.“

„Na — und weil ich weg bin, spionierst du darum — was?“ Sein tiefer, behaglicher Bass zitterte kaum, während sein Auge unruhig von Juttas verführten Zügen zu den Waffen und wieder zurückglitt.

Sie stockte. „Ich sah Werckenthien in Uniform über die Straße kommen — und dann rieffst du im Flur nach dem Pistolentasten . . .“

„Vielleicht will ich nach der Scheibe schießen.“ Er ließ sie nicht aus den Augen. Sein Gesicht lächelte im Sieber des Spiels zwischen Katz und Maus.

„Oder sonst wer,“ setzte er hinzu. „Frage doch Arvid.“

„Er schlägt sich . . .“

Kaum waren diese Worte aus ihrem Mund, da trat sie, weiß wie die Wand werdend, einen Schritt zurück. Sie beide wußten: jetzt war es offenbar. Der Schrecken hatte ihre Lippen entsiegelt. Das war ein selbstvergessener Naturlaut gewesen — ein Aufschrei des Herzens, das seine Last nicht mehr trug . . .

Einen Augenblick war es still.

„Er schlägt sich nicht,“ sagte Herr von Braunschmidt dumpf in der ersten Regung des Mannes von Ehre, keine Lüge aufkommen zu lassen. Er wunderte sich selbst, wie unheimlich ruhig er war. Dann trat er vor sie. „Sieh mich an.“

Sie wich vor ihm zurück.

„Sieh mich an,“ wiederholte er.

Sie begann heftig zu zittern, die Augen am Boden. Kein Wort kam aus ihrem Mund.

Und zum drittenmal murmelte er, diesmal weicher, mit einer letzten, ersterbenden Hoffnung: „Sieh mich an.“

Da sank sie plötzlich an der Thür, wo sie stand, auf den Boden. Neben einem Stuhl hingekniet, preßte sie das Gesicht in die Kissen und ihre Hände darüber, wie um sich vor der Welt zu verbergen. Ein verzweifeltes Schluchzen erschütterte ihren Leib.

Nun war es entschieden. Alles vorbei.

Er ging still ins Nebenzimmer. Kein Aufbrausen jähher Mut nach seiner sonstigen Art war über ihn gekommen, nur eine tiefe Betäubung. In der lehnte er am Fenster, Thräne um Thräne lief über seine Wangen. Er weinte bitterlich und merkte es kaum.

Dann, nach langer Zeit, raffte er sich auf. Leise auf den Fußspitzen näherte er sich wieder der Thür zum Seitengemach und schaute hinein. Jutta war weg.

Und jetzt erst kam ihm eigentlich zur Besinnung, was geschehen war.

Er setzte sich schwer in einen Lehnstuhl, voll einer matten Genugthuung, sich nicht mehr aufrecht halten und beherrschen zu müssen. Die Wohnung kam ihm wie ausgestorben vor in ihrer Stille. Einmal, als Jutta ein paar Tage verreist war, da war auch auf Schritt und Tritt hinter ihm ein schwarzer Gedanken gegangen: sie kommt nicht wieder. Du bist ganz allein. So war es auch jetzt. Er fühlte sich einsam und schwach und müde. Und alt . . . so alt. Von allen verlassen — den Fernsten und den Nächsten. Von allen verraten.

Dabei legte es sich zuweilen wie ein dunkler Schleier über seine Augen, wie eine Selbstvergessenheit, ein beruhigendes, lautloses Wandern und Träumen in fernen Landen. Die Dinge verwischten sich. Die plötzliche Erschöpfung spiegelte ihm allerhand vor — Erinnerungen — Klänge — Bilder von einst. Er dachte daran, wie auf seinem Herrenstuh im Osten jetzt der Schnee da draußen auf den Feldern lag, richtiger weißer Weihnachtsschnee, nicht grau und schmutzig wie in dem verhassten Berlin — wie die Schlittenschellen ferne klingelten und nachmittags, beim Sinken der blutroten Sonnenscheibe, der Rehbock scheu sichernd aus dem Stangenholz trat und der Fuchs auf der Wildspur die Schneisen entlang schnürte. Und weit über den Schnee, vom dunklen Wald her tönten Abendglocken. Alle Dorfkirchen in der Runde läuteten. Man trug einen einsamen Mann zu Grabe. Viele Kränze, viele Kriegervereine, viele Excellenzen und Große des Landes hinter dem mächtigen schwarzen Sarg. Aber alles kalte Gesichter. Alles frostig, schattenhaft, im Winternebel. Und am frostigsten eine schöne junge Frau im schwarzen Witwenkleid . . .

Er fuhr mit einem irren Blick empor. Was träumte er da sein eigenes Begräbnis? Er lebte doch noch. Sie sollten ihn nicht so leicht haben. So kampflos gab er sich nicht. Er reckte sich empor, seine Säuste ballten sich. Aber doch fühlte er sich gebrochen im Mark.

Es war gar kein Grimm mehr in ihm. Sonst war er ein guter Hasser, aus voller Seele und ganzem Gemüt. Das war auch eine Kunst — schwerer und seltener als die Liebe, das Gänseblümchen, das jeder und jede am Wegrain pflückt und sich an den Hut steckt. Hassen konnte nur, wer stark und einsam war. Er hatte es Zeit seines Lebens bitterehrlich mit seinen Feinden gemeint.

Jetzt nicht mehr. Er war hilflos. Und plötzlich fing er wieder krampfhaft an zu weinen. Nun hatte sich erfüllt, was er vorgestern auf dem Weg vom Bahnhof im Geplauder mit Arvid gesprochen:

Es war ein alter König —
Sein Herz war schwer, sein Haupt war grau;
Der arme, alte König,
Er nahm eine junge Frau . . .

Der Diener trat ein. Herr von Braunscheidt drehte sich herum, so daß jener sein Antlitz nicht sehen konnte. Kein Mensch sollte ihn weinen sehen. Er hörte nur die Meldung: „Excellenz, der Wagen ist vorgefahren.“

„Der Wagen?“ fragte er geistesabwesend. „Wohin?“

„Excellenz haben den Wagen zum Reichstag befohlen.“

„Ach so — ja — Friedrich — wo ist meine Frau?“

„Excellenz sind in ihren Gemächern.“

„Es ist gut.“

Er wollte hinzusetzen: „Der Wagen soll warten.“ Aber er brachte das Wort nicht über die Lippen, bis der Diener wieder das Zimmer verlassen.

(Schluß folgt.)

Die Schulung des Auges.

Von Prof. Dr. med. et phil. Hermann Cohn in Breslau.

Schon im vorigen Jahrhundert erzählten viele Reisende, daß sie von den Sehleistungen der wilden Völkerschaften überrascht gewesen seien. Humboldt teilte im Kosmos mit, daß die Indianer in Chillo seinen Freund Bonpland, der den fast vier geographische Meilen entfernten Basaltkegel des Pichincha erklimmen, mit bloßem Auge früher sahen, als Humboldt ihn mit dem Fernrohr fand. Bergmann berichtete von einem Kalmücken, der auf zwanzig Kilometer Entfernung angab, daß jemand auf einem Scheffel einen Hügel hinaufreite, was sich in der That bewahrheitete. Stanley erzählte, daß die Waganda mit ihren Augen die Leistungen eines guten Fernrohres übertrafen, und Fischer berichtete, daß die Elefantenjäger in Ostafrika Antilopen öfters mit bloßen Augen wahrnahmen, die er mit seinem Opernglas nicht zu erkennen vermochte.

Großartige Leistungen beobachtete neuerdings Ranke bei den brasilianischen Indianern, den Bakairi. Diese schossen auf den Stromschnellen des Paranatinga mit Pfeilen eine Anzahl Fische, eine außerordentliche Leistung sowohl wegen der Schnelligkeit der Bewegung und der

Undeutlichkeit, mit der man den Fisch nur wie einen Schatten am Kanoe vorbeihuschen sieht, als auch wegen der richtigen Schätzung der Strahlenbrechung im Wasser, die uns den Fisch an anderer Stelle erscheinen läßt, als er sich befindet. Die Bakairi sahen einen in den Nesten eines nahen Baumes versteckten Affen oder Auerhahn, den Ranke vergebens suchte; sie schossen in einem Busch, an dem sie vorüberfuhr, mit ihren zwei Meter langen Pfeilen einen Leguan herunter, der nur schwer von der gleichfarbigen Umgebung zu unterscheiden war. Auch konnten sie auf mehrere hundert Meter angeben, ob ein Reh ein Bock oder eine Geiß sei; ebenso konnten sie sicher einer Spur folgen, während Ranke auf dem steinigen Boden vergeblich nach Spuren suchte.

Man glaubte früher, daß die großen Sehleistungen der Wilden auf einem feineren Bau der Netzhaut ihrer Augen beruhten. Dem ist aber keineswegs so. Allerdings konnte ich schon vor langen Jahren nachweisen, daß die Nubier, die Kalmücken, die Helgoländer, die Dahomeyneger, namentlich aber die Beduinen und Bischarin, die ich vor vier Jahren in Afrika untersuchte,

durchschnittlich doppelt und dreimal so weit die Sehproben erkannten, als die deutschen Schulkinder. Ich hatte früher aber die letzteren stets in den Schulzimmern geprüft.

Als ich jedoch in Breslau 50 000 Schüler unter freiem Himmel untersuchte, fand ich zur größten Ueerraschung, daß hier, wie bei den Wilden, 45 Prozent ein- bis zweifache und 37 Prozent zwei- bis dreifache Sehschärfe besaßen.

An der Möglichkeit, daß die Ueberszahl der Deutschen eben so weit sehen könne, als die Wilden, ist also gar nicht mehr zu zweifeln. Wenn sie dennoch in ihren Sehleistungen weit hinter den Unzivilisierten zurückbleiben, so kann die Ursache nur daran liegen, daß sie ihr Auge nicht so schulen wie die Wilden.

Und in der That erklärten die Bakairi, bei denen Ranke nur eine ein- bis zweifache Sehschärfe gefunden, ihre Wunderleistungen in sehr einfacher Weise. Nicht durch anatomische Merkmale, etwa durch die Entfernung der Spitze des Geweihs vom Ohr, konnten die Indianer auf mehrere hundert Meter einen Bock oder eine Rinde unterscheiden, sondern an einem eigentümlichen Galopp-sprung erkannten sie die Böcke. Ein Förster aus unserm schlesischen Gebirge erklärte mir auch, daß er aus dem Gang, nicht aus dem Geweih auf sehr große Entfernungen das Geschlecht der Rehe erkenne.

Die Bakairi zeigten auch Dr. Ranke den Kniff, daß man nicht nahe vor sich auf den Boden starren, sondern in einer Entfernung von 25 bis 30 Meter schräg auf den Boden blicken müsse, so daß auch er dann die Spur wie ein Stück einer Schlangenlinie sah. Es kommt eben alles auf die Aufmerksamkeit beim Sehen an. Von der Feinheit der Schulung dieser Aufmerksamkeit rühren auch die staunenswerten Orientierungsgabe des Indianers im wegelosen Terrain und das schnelle Wiederfinden eines vor Jahren begangenen Weges her. Ranke sagt sehr treffend: „Uns immer in Gedanken versunkenen Europäern, die wir stundenlang dahinschlendern können, ohne uns der Umgebung voll bewußt zu werden, erscheint der Indianer wie durch einen eigenen Instinkt geleitet. Man sieht hieraus, daß die ununterbrochene Aufmerksamkeit und das Bewußtsein der Wichtigkeit, die die äußeren Gegenstände haben, auch das Gedächtnis schulen.“

Aus den Untersuchungen der Augen der Breslauer Kinder folgt aber, daß gar kein Grund vorliegt, warum nicht auch die Europäer durch Schulung ihrer Aufmerksamkeit zu so feinen Sehleistungen gelangen können wie die Wilden; die gemessenen Sehschärfen sind ja gar nicht verschieden; warum sollen wir unsere Kinder nicht auch in dieser Hinsicht schulen? Ich habe diese Frage schon vor vier Jahren in meinem Buch „Die Sehleistungen von 50 000 Schulkindern“ aufgeworfen.

Erfreulicherweise hat sich nun endlich ein Mann der Ausbildung und Schulung des Auges angenommen, der als früherer Kompagniechef der Militärschießschule diese Materie völlig beherrscht und jetzt in den Sommerferien auf dem Tempelhoferfeld bei Berlin den ersten praktischen Kursus für Schulung des Auges abhielt; es ist der Hauptmann a. D. von Ziegler aus Rummelsburg.

Er empfiehlt in seiner kleinen, bei Abel in Berlin erschienenen Schrift, die Schulung des Auges auf dem Turnplatz, in nächster Nähe der Schule und auf Spaziergängen vorzunehmen. Er läßt z. B. auf dem Schulhof Entfernungen von 50 oder 25 Meter abstecken, die die Schüler aberschreiten müssen, damit sie sich merken, wie

viel Schritte sie zur Zurücklegung dieser Distanzen nötig haben. Um genauer sehen zu lernen, muß man kleinere Gegenstände, z. B. Buchstaben oder Abbildungen, recht schnell in größerer oder geringerer Entfernung den Augen zeigen und rasch wieder verschwinden lassen. Bei Spaziergängen wird eine Leine, mehrere unten spitze, hölzerne Stäbe und ein rechtwinkliges Maß aus Holz mitgenommen und zunächst Entfernungen von 300 Meter abgemessen und durchschritten, z. B. Länge von Zäunen. Rechte Winkel, Quadrate, Rechtecke müssen nach dem Augenmaß abgesteckt und dann nachgemessen werden.

Sehr nützlich ist es, zwei Abteilungen von Schülern in 100 bis 300 Meter Entfernung einander gegenüberzustellen; ein jeder muß sich schnell einprägen, welche Körperteile des Gegenüberstehenden er in diesen Entfernungen noch genau sehen kann. Wetterfahnen und Kirchturmspitzen in der Ferne werden beschrieben. Später läßt v. Ziegler größere Entfernungen abschätzen und lehrt die Unterschiede der Schätzung bei klarem oder trübem Wetter, sowie die Täuschungen bei hellem oder dunklem Untergrund.

Auch der Orientierungssinn wird ohne Kompaß geübt an Baumsrümpfen, an alten Bäumen, an Steinen, die nach Norden immer mehr verwittert sind. Immer wieder müssen die Schätzungen auf 600 Meter wiederholt werden, weil das die Grenze des Infanterieeinzel- feuers ist, und weil die militärische Erziehung viel leichter sein würde, wenn bei der Einstellung schon die Rekruten diese Übungen gemacht hätten.

Es leuchtet ein, daß Schüler, die ihr Auge so schulen, auch später ganz anders ihre Aufmerksamkeit den Gegenständen im freien zuwenden werden.

Was mir aber die Hauptsache zu sein scheint, ist, daß nun endlich einmal die Kinder durch methodische Fernblicksübungen der Entstehung und Zunahme der Kurzsichtigkeit vorbeugen können, die sie durch allzuviel anhaltende Naharbeit zweifellos in Tausenden von Fällen erwerben. Haben doch meine neuesten Untersuchungen gezeigt, daß noch immer, wie vor 36 Jahren, die Breslauer Studenten 60 Prozent Kurzsichtige aufweisen.

Mit Recht sagte unser Kaiser, der auf dem Gymnasium in Kassel unter seinen 21 Mitschülern in Prima 18 Kurzsichtige gesehen, in seiner hervorragenden Eröffnungsrede der Schulreformkommission im Jahr 1890: „Die statistischen Angaben über die Verbreitung der Kurzsichtigkeit sind wahrhaft erschreckend. Bedenken Sie, was uns für ein Nachwuchs für die Landesverteidigung erwächst. Ich suche nach Soldaten; wir wollen eine kräftige Generation haben, die auch als geistige Führer und Beamte dem Vaterland dienen. Diese Masse von Kurzsichtigen ist meist nicht zu brauchen; denn ein Mann, der seine Augen nicht brauchen kann, wie will der nachher viel leisten? Es geht so nicht weiter. Meine Herren, die Männer sollen nicht durch Brillen die Welt sehen, sondern mit eigenen Augen und Gefallen finden an dem, was sie vor sich haben, an ihrem Vaterland und seinen Einrichtungen. Dazu, meine Herren, sollen Sie jetzt helfen.“

Aber Abhilfe gegen die bereits entstandene Kurzsichtigkeit ist unmöglich. Nur Verhütungsmaßregeln können wir angeben durch eine verständige Schul- und Arbeitshygiene, und zu dieser gehört sicher auch häufige Übung des Fernblicks. Daher ist der Plan des Hauptmanns v. Ziegler so dankens- und nachahmenswert.

Malschulen auf Reisen.

Hierzu 6 Aufnahmen von H. Traut, München.



armes Malweiblein sieht schon zeitig morgens bei Sonnenaufgang vor ihrer Staffelei im freien, um eine „Morgensimmung“ auf die Leinwand zu bannen, sie malt und malt, wenn die Sonne im Mittag steht, und sie malt unentwegt an dem gleichen Bild weiter, wenn der West sich rötet nach Sonnenuntergang. Der Witiz war nicht einmal schlecht. Er sollte den Uebereifer, den manchmal fast unvernünftigen Fleiß der Malerin illustrieren.

Aber im Grund ist da gar nichts zu witzeln. Sie sind ehrlich fleißig, meinen es bitter ernst mit ihrer Kunst und bringen es nicht selten zu ziemlich gleichwertigen Leistungen wie die tüchtigen Männer vom Fach. In den Damenateliers wird rastlos gearbeitet. Das Studium ist lang und kostspielig, durch den Ehrgeiz, die künstlerischen und rein technischen Schwierigkeiten meistern zu können, werden die geistigen und körperlichen Kräfte angestachelt. Und schwer genug wird es den Malerinnen wahrlich gemacht. Wo findet man staatliche oder private Stipendien, die einer Malerin eine Studienreise erleichtern oder überhaupt ermöglichen? Welche Akademie läßt Frauen in ihre Lehrsäle ein? Nun giebt es ja zum Glück kompetente Beurteiler der Sachlage, die den letzteren Umstand, anstatt ihn für eine Erschwerung des Studiums zu erklären, eher für geradezu nützlich und heilsam halten. Teils wegen des drohenden Ueberhandnehmens eines künstlerischen Proletariats, teils deshalb, weil die unbeschränkt freie Wahl des Lehrers jedenfalls ein ersprießliches Studium verheißt. Jeder Maler von Ruf, der als tüchtiger Lehrer gilt und ein Schülerinnenatelier eröffnet, hat naturgemäß großen Zulauf und muß oft genug Erneuerliche, die sich melden, auf später vertrösten, weil es augenblicklich an Platz fehlt.

So ist es überall. In den Pariser Ateliers, wo Schülerinnen aus aller Herren Ländern zusammenströmen, liegt das eigentliche geschäftliche Unternehmen meist in

der Hand von Damen, während der Professor gewöhnlich ein- oder zweimal in der Woche zur Korrektur kommt. Denn die Pariser Eltern sind vorsichtig und würden es für durchaus unangebracht erachten, ihren Töchtern den Besuch des Ateliers bei einem — man stelle sich vor! — unverheirateten Künstler zu gestatten. Den vorurteilsloseren Ausländerinnen, die in Paris studieren, nötigte auch ein oftmals an der Wand des Studios angehefteter Anschlag ein unwillkürliches Lächeln ab, denn er besagt, daß den Begleiterinnen der jungen Mädchen (nämlich gewissenhaften Müttern oder auch Gouvernanten und Diensthboten) der Aufenthalt im Atelier während des Unterrichts erlaubt ist.

In den beiden größten deutschen Kunstzentren, in Berlin, das hauptsächlich die Malbefähigen aus dem Norden Deutschlands vereinigt, und in München, wo die Kunstjüngerinnen aus den süddeutschen Staaten ihre Ausbildung erhalten, hat sich längst die Sitte eingebürgert, daß während der guten Jahreszeit die Lehrer, besonders die Landschaftler, mit der Schülerinnenschar in die nähere oder weitere Umgebung der Stadt übersiedeln. Wem sind nicht schon bei sommerlichen Streifereien in der Umgegend Berlins an den Grunewaldseen, besonders in Schlachtensee, in Klein-Machnow, in der Gegend des Müggelsees oder im mückengesegneten Spreewald emsige Damen begegnet, die mittels Wasser- oder Oelfarben die Reize der Landschaft auf Papier oder Leinwand zu bannen versuchten? Unsere Bilder stellen eine Münchner Malerinnenschule unter Leitung des bekannten Land-

schaftsmalers Peter Daul Müller dar.

Schon früh am Morgen — auch sonst unverbesserliche Spätaufstieherinnen entsagen ihrer süßen Gewohnheit und schließen sich tapfer an — geht es zu der oft in beträchtlicher Entfernung vom Hauptquartier gelegenen Arbeitsstätte. Am Transport der felddienst-



Der Huzug.

mäßigen Ausrüstung, die meist ziemlich kompliziert ist, denn sie besteht aus Malkasten, Feldstaffelei, Feldstuhl, Pinseltasche, Malschirm u. s. w., beteiligt sich mit großer Vorliebe die trinktgeldlüsterne Dorfjugend, die überhaupt einen nicht unerwünschten Zuschuß für die Sparbüchse bezieht, wenn sich eine Malerinnenkolonie in ihrem Heimatsort niederläßt.

Sobald jede der Arbeitenden ihren Standpunkt ge-



„Mehr Kremserweiss, Fräulein! Mehr Kremserweiss!“

funden hat, fängt das fleißige Schaffen an, das um so intensiver wird, je näher die Stunde heranrückt, in der der Lehrer zur Korrektur erscheint. Schon vorher wird das aufrichtige Urteil irgendeiner maßgebenden Kollegin angerufen, die ihre Meinung darüber abgeben muß, ob diese Stelle nicht „herausfällt“, ob jene Baumgruppe nicht wie „aufgeklebt“ wirkt, ob das Wasser auf der Studie auch „naß“ genug aussieht. Bei der Korrektur selbst achtet man mit nicht minderem Interesse auf die Meinung des Lehrers über die Leistung der Nachbarin, als auf die Kritik der eigenen Arbeit. Mit einem einzigen kräftigen Pinselstrich von der Hand des Professors wird oft einer etwas frauenhaft schüchternen Studie ein Accent aufgedrückt, der einfach schlagend wirkt. Mit ein wenig Neid — denn wir sind alle nur Menschen — wird die rückhaltlose Anerkennung der einen, mit ein wenig Schadenfreude der schroffe Tadel an einer andern Arbeit registriert. Man erzählt von einem berühmten Malpädagogen, der statt jeder Kritik vor einer gänzlich unzureichenden Arbeit nur das eine Wort „Dja!“ ganz kurz herauszustossen pflegt. Aber in diese Interjektion

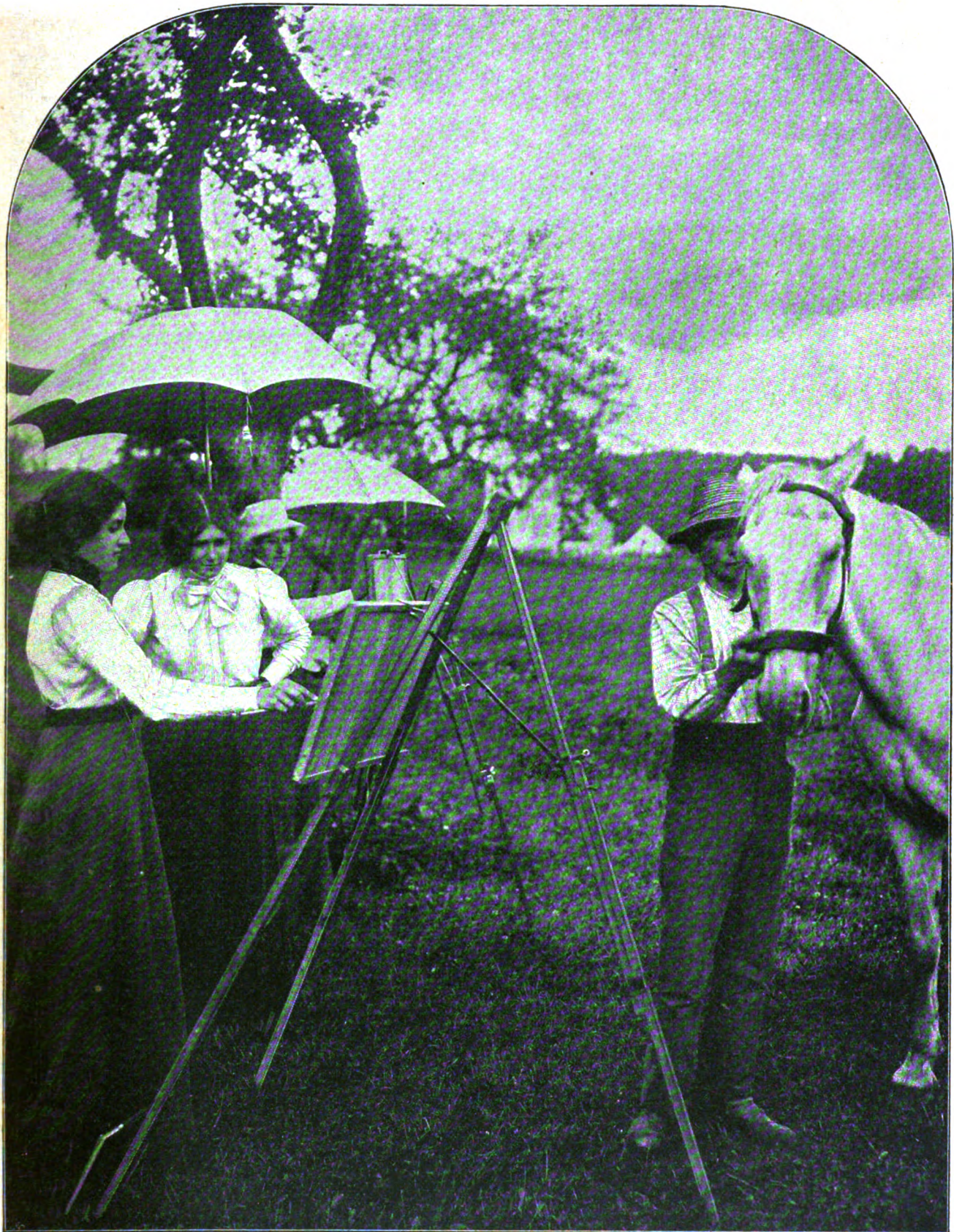
legte er so viel Verzagttheit, Ratlosigkeit und Ironie, daß jede seiner Schülerinnen eine lange, schonungslose Aufzählung der begangenen Fehler diesem einzigen Wörtchen vorziehen würde.

An die Kritik schließt sich dann die Kritik der Kritik, und wieder folgt fleißige Arbeit. So geht es alle Tage, vorausgesetzt, daß das Wetter beständig bleibt, was in diesem traurigen Sommer von 1902 auch nicht drei Tage hintereinander der Fall zu sein pflegt. Um die Zeit des aufreibenden Wartens auf eine wenigstens annähernd ähnliche Stimmung und Beleuchtung, wie sie das angefangene Bild zeigt, auszunützen, greift man zu neuen Motiven. Entweder eine der Malerinnen opfert sich in kollegialer Uneigennützigkeit und steht den Genossinnen zu einer schnell hingeworfenen Figurenstudie, oder ein alter geduldiger Albergaul muß herhalten, der sich gutmütig von allen Seiten abkonterfeien läßt und dafür von zarten Händen sanft gestreichelt und mit Zucker gefüttert wird.

Mittags wird im Dorfkrug die verdiente Rast gehalten. Das Mahl ist ländlich einfach, ebenso ländlich



Eine schneidige Pöse.



Ein geduldiges Modell.

Um Malobjekte ist die fleißige Malerin nie verlegen. Ist es keine Blume, dann ist es ein Baum, ist es kein Baum, dann ist es eine Kollegin, ist es keine Kollegin, dann ist es irgend ein Tier, wie zum Beispiel dieser Uckergaul, der den Mangel an Temperament aufs vorteilhafteste durch brave Gesinnung ersetzt.

einfach der Schauplatz der Handlung, die manchmal im Garten des Wirtshauses dort vor sich geht, wo die Männer des Dorfs sonntags ihre Kräfte im Kegelspiel messen. Aber was thut das? Man ist hungrig und durstig, die Wirtin kocht zuweilen über-

raschend gut, einen frischen Trunk giebt's überall, es werden lustige Malerschnurren erzählt, und das Volk der Hühner freut sich der Krumen, die von den Tischen fallen.

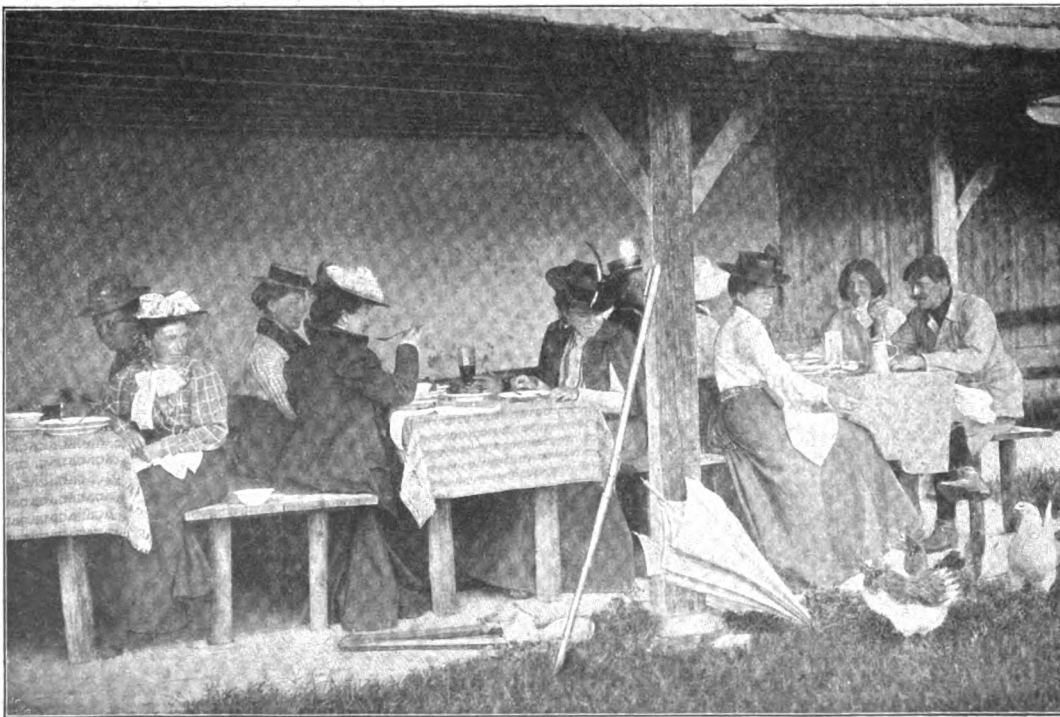
Das ist die erste Hälfte des Tags der fahrenden Malerinnen. Die zweite Hälfte gleicht, abgesehen von dem nicht zu zügelnden Eifer einiger besonders Ehrgeizigen, die sich an der Arbeit des Vormittags noch nicht genug thaten, dem Nachmittag in irgendeiner Sommerfrische, wo Großstädter weilen, die Erholung brauchen und suchen. In Hängematten, im Gras wird Siesta gehalten, es wird korrespondiert und gelesen, geradelt, gerudert und sonstiger Sport getrieben. Vor allen Dingen aber werden endlose Kunstgespräche geführt, der Streit der Meinungen wogt hitzig herüber



Die Kritik des Meisters.

und hinüber. Keine der Gegnerinnen wird aber natürlich dadurch veranlaßt, auch nur um ein Jota von der einmal gefaßten Meinung abzugehen, und auch, leider muß es gesagt sein, die Kunst wird nicht wesentlich dadurch gefördert. Trotz aller klugen Worte. Und man spricht auch von dem allen Kunstjüngern wohlbekannten, bei allen gefürchteten Tier, dem tüchtigen Malkater, der die vom Rausch der Begeisterung Trunkenen plötzlich zu grausamster Ernüchterung in seine scharfen Krallen packt und den, der einmal ergriffen ist, nicht so bald wieder freigiebt. Es ist der Zweifel an der eigenen Begabung, das Verzagen, die lähmende Erkenntnis von der Unzulänglichkeit des Könnens, die plötzliche, unüberwindliche Unlust zur Arbeit. Ein böses, böses Tier. Aber dennoch: es lebe die Kunst!

Obwohl die Meister der Palette im allgemeinen gesellschaftsfreudige und gute Kameraden sind, gähnt doch, wie oben schon angedeutet wurde, zwischen den „Malweiblein“ und ihren stärkeren Kollegen eine gewisse, nicht leicht zu überbrückende Kluft. Es giebt ja äußerst tüchtige und befähigte Malerinnen, aber leider Gottes auch so viele, bei denen alles heiße Bemühen unnütz verpufft, weil ihre unzulängliche Be-



„Gut Essen und Trinken hält Leib und Seele zusammen.“

gabung niemals imstande ist, ihnen mitten in der Flut so vieler Talente einen festen Halt zu verschaffen. Die Maler sehen deshalb in nicht allzu rosenroter Stimmung auf das besiffene Häuflein ihrer Schwestern in Apoll und sind ihnen, wenn sie auch Ausnahmen gelten lassen und respektieren, im allgemeinen doch nicht hold. Solche Stimmungen übertragen sich unwillkürlich auch auf den geselligen Verkehr, deshalb kann es nicht wunder-

nehmen, daß beide Teile am liebsten „unter sich“ sind. Aber das sieht die tapferen Malerinnen nicht an, und wer einmal erfahren will, wie die Damen auch ohne Herren sich ausgezeichnet zu amüsieren verstehen, der lasse sich von ihren wundervollen Kostüm- und Karnevals-festen erzählen, wo kein profanes Männerauge „korrigierende“ Blicke spielen, kein profaner Männermund herbe Worte der Kritik verlauten läßt! e. m.

Ein Besuch bei Jules Verne.

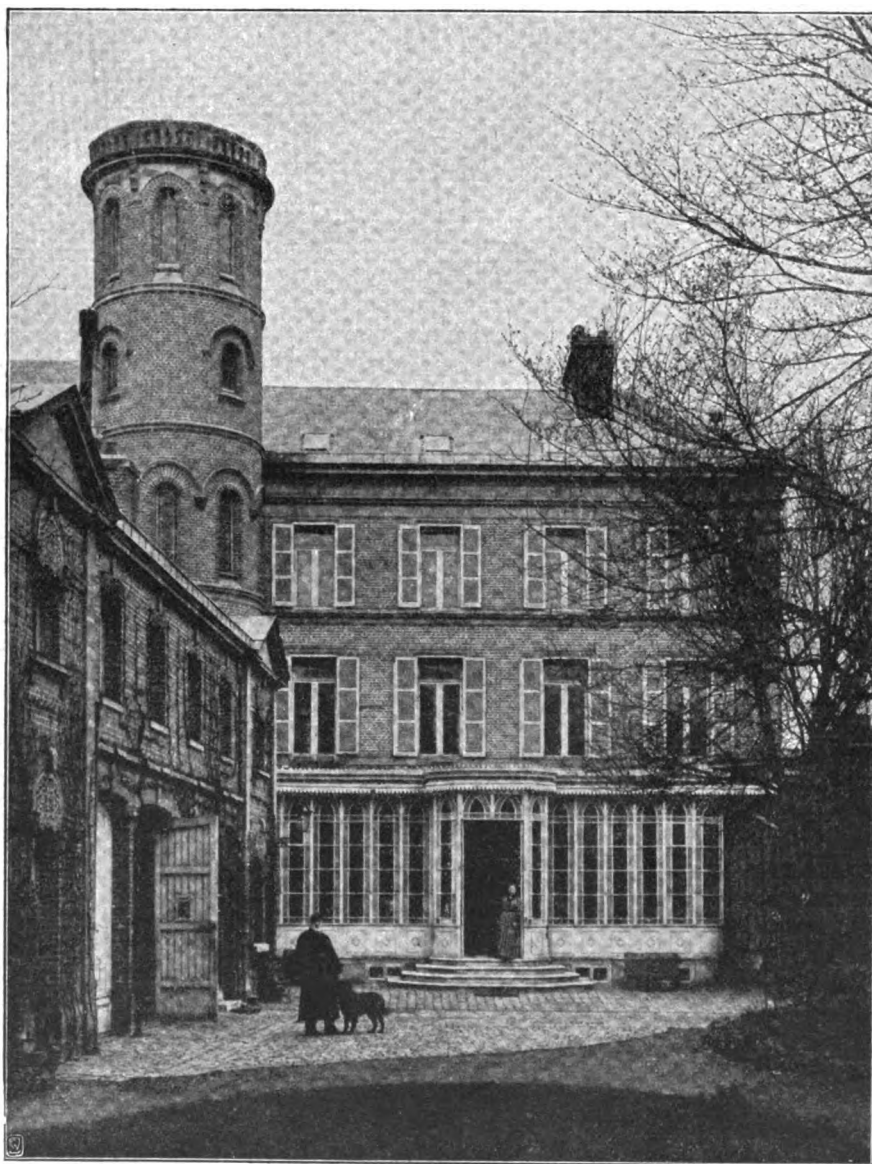
Hierzu 3 Aufnahmen von Ch. Herbert, Amiens.

Der weltberühmte Verfasser der Erzählungen „Fünf Wochen im Ballon“, „Die Reise nach dem Mond“ und zahlreicher ähnlicher Werke lebt in dem friedlichen und malerischen Amiens, der Hauptstadt der ehemaligen Picardie im nördlichen Frankreich. Dort war es auch, wo ich vor kurzem das Vergnügen hatte, Jules Verne zu begrüßen, den ich in stiller Zurückgezogenheit im Lesezimmer der „Société Industrielle“ dieser Stadt fand. Von mittlerer Größe, weißem Haar, geröteter Gesichtsfarbe und von einer noch seltenen Lebenskraft — so gleicht der ungefähr 75 Jahre zählende Schriftsteller einem Schiffskapitän, der den Abend seines Lebens auf dem festen Land zu verbringen gedenkt. Obgleich er noch immer an einer Wunde am Fuß leidet, die ihm vor einigen Jahren die Kugel eines Wahnsinnigen riß und ihm das Gehen ziemlich erschwert, verweilt Jules Verne doch noch einen großen Teil seiner Zeit in freier Luft und widmet sich sogar noch überaus lebhaft den städtischen Interessen seiner adoptierten Heimat.

Jules Verne erzählte mir, daß er in Nantes geboren sei, fügte aber gleichzeitig nicht ohne Stolz hinzu, Pariser Abkunft zu sein. Nur durch die Geschäfte des Vaters hätten sich seine Eltern seiner Zeit von der heimatlichen Scholle trennen müssen.

„Meine Jugend verbrachte ich in meinem Geburtsort und beendigte dort die Universitätsstudien, um dann nach Erlangung des juristischen Doktorgrades nach Paris überzusiedeln. Infolge meiner natürlichen Neigung zur Litteratur verließ ich aber bald den mir vom Vater vorgezeichneten Weg. Als ich kaum mein einundzwanzigstes Lebensjahr erreicht hatte, glückte

es mir schon, meine erste Bühnendichtung ‚Les Pailles rompues‘ im Theater Vaudeville (1850) aufgeführt zu sehen. Es folgten dann noch einige andere Stücke, bis ich mich endlich im Jahr 1863 dem



Jules Verne. Frau Verne.
Das Wohnhaus Jules Vernes in Amiens.

wissenschaftlich-belehrenden Roman zu wandte, einer Litteraturgattung, die man bis dahin noch nicht kannte. Jede Art von Wissenschaft hatte stets die größte Anziehungskraft auf mich ausgeübt, und deshalb war es natürlich, daß meine ersten Essays aus dieser nie versiegenden Quelle geschöpft waren. „Fünf Wochen im Ballon“ war mein erster Versuch in dieser Richtung, und der lebhafteste Beifall, den meine „Entdeckungsreise“ überall fand, ließ in mir den Entschluß reifen, auf dem Pfad weiterzugehen, den ich mir selbst vorgezeichnet hatte.“

„Und seit dieser Zeit ist Ihre Feder wohl stets thätig gewesen?“

„Ja, bis heute habe ich ungefähr hundert Bücher geschrieben, die in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurden.“

„Und Ihr nächstes Buch?“

„Mein nächstes Buch wird ein Trauerspiel im Stillen Ozean behandeln. Die Erzählung, die auf Thatsachen beruht, trägt den Titel ‚Die Brüder Keepe‘ und beschreibt hauptsächlich die tragischen Abenteuer zweier Brüder. Ich will gleichzeitig bemerken, daß es mein Grundsatz ist, jährlich zwei Bücher zu schreiben, die stets halbjährlich erscheinen.“

„Und wie ist es Ihnen möglich, so viel Arbeit im Lauf eines Jahres zu bewältigen?“ fragte ich weiter.

„Vermutlich gebrauchen Sie die Hilfe eines Sekretärs?“

„Keineswegs!“ antwortete der liebenswürdige Schriftsteller. „Jede Zeile meiner Werke ist von meiner eigenen Hand geschrieben. Ich benutze weder Schreibmaschine, noch irgend andere fremde Hilfe. Augenblicklich will jedoch die Arbeit nur langsam vorwärtsschreiten, da ich am rechten Auge leide. Ich hoffe aber, daß mir ein operativer Eingriff demnächst das Augenlicht vollkommen wiedergeben wird. Trotzdem lese ich täglich doch, so viel es eben geht; denn es ist von jeher mein Prinzip gewesen, mich über alle Vorgänge, sei es in der Litteratur, sei es auf dem Gebiet der Erfindungen und Entdeckungen, möglichst auf dem laufenden zu halten. Sie möchten auch gern wissen, welche Methode ich bei meiner Arbeit verfolge? Ich beginne damit, die Resultate meiner fortgesetzten Lektüre, sowie erschöpfender Forschungen in Gestalt von Notizen aufzuhäufen, die ich dann mit Rücksicht



Jules Verne

auf den Gegenstand, den ich zu behandeln gedenke, sorgfältig prüfe. Hierauf entwerfe ich die Zentralidee meiner Erzählung, die mir dann gleichsam als Gerüst für meine gesammelten Aufzeichnungen dient. Erst wenn der psychologische Moment zur Arbeit gekommen ist, mache ich mich ans Werk, schreibe jeden Tag mehrere Stunden und raste nicht eher, als bis die letzte Seite vollendet ist.“

Jules Verne teilte mir dann weiter mit, daß in früheren Jahren, als er noch nicht jene Fußverletzung erlitten, sein bevorzugtester Sport die Schiffahrt gewesen sei. Er hat in seiner eigenen Yacht „St. Michel“ die hauptsächlichsten Küsten Europas, Amerikas sowie Afrikas besucht, und gerade diese reizvollen Fahrten bildeten die Hauptquelle für seine „phantastischen Entdeckungsreisen“.

Von allen Wissenschaften war Geographie sein Lieblingsstudium, und vor allem sind es wohl seine bedeutenden naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sowie ungewöhnliche Beschreibungsgabe gewesen, welche Werke entstehen ließen, die gewiß noch lange einen ersten Platz in den Jugendbibliotheken behaupten werden.

„Und nun,“ fragte ich zum Schluß, indem ich mich zum Gehen anschickte, „gestatten Sie mir noch die eine Frage: welche seltsamen Entdeckungen hat die Wissenschaft der Zukunft dem kommenden Mann wohl noch zu offenbaren? Werden wir den Globus in lenkbaren Luftschiffen umfahren? Wird es uns möglich sein, eine Verbindung mit den Bewohnern des Mars zu eröffnen?“

Der alte Schriftsteller schüttelte sein Haupt und lächelte: „Das ist wirklich mehr, als ich Ihnen sagen kann. Aber, daß uns die Wissenschaft noch einige staunenswerte Wunder bringt, die die Lebensbedingungen auf dieser Erde vollständig ändern, das glaube ich sicher und noch mehr: viele dieser Wunder werden

gewiß noch in unserer Zeit erscheinen. Die Wissenschaft, hauptsächlich die der Elektrizität, steckt ja bis jetzt noch in ihren Kinderschuhen. Und wenn ihre Mysterien sich uns noch weiter und voller entfalten, dann wird die Zeit gekommen sein, wo die ‚Wunder‘ des Schriftstellers bedeutungslos werden tieferen und selteneren der Gegenwart verschwinden müssen.“



Blick in Jules Vernes Arbeitszimmer.

E. P. Freyberg.

Hauschwamm und Trockenfäule.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.



den letzten Jahrzehnten sind die Preise für Grund und Boden in unsern Groß- und Mittelstädten fast sprungartig in die Höhe gegangen. Auch die Baumaterialien und Arbeitslöhne haben sich erheblich verteuert, während gleichzeitig die Ansprüche an die innere Ausstattung des Hauses, an Ofen, Decken u. s. w. gewachsen sind, so daß insgesamt

die für einen Neubau aufzuwendende Geldsumme sich jetzt sehr viel höher stellt, als etwa noch in den siebziger Jahren. Während des Baus selbst ist das Geld für den Bauherrn zinslos. Es ist daher leicht erklärlich, daß mit allen Mitteln dahin gestrebt wird, so schnell wie möglich zu bauen und die Wohnungen sobald als irgend zugänglich mietsfähig und dadurch zinsbringend zu machen.

Durch diese überhastete Bauweise werden nun für gewisse Pilze, die unter dem Sammelnamen „bauholzzerstörende Pilze“ zusammengefaßt werden, die günstigsten Wachstumsbedingungen geschaffen. Die Schwammkalamität hat infolgedessen eine früher nicht entfernt beobachtete Höhe erreicht. Es giebt Straßenzüge, in denen ein innerhalb der ersten drei Jahre gesund gebliebenes Haus geradezu zur Ausnahme gehört. Während aber früher der echte Hauschwamm (Thranenschwamm, Mauerschwamm) fast ausschließlich als Holzzerstörer auftrat, macht sich seit Mitte der neunziger Jahre ein zweiter Pilz sehr unliebsam bemerkbar und hat an Häufigkeit des Vorkommens den echten Hauschwamm schon überflügelt. Es ist dies der Pilz der

Trockenfäule, den ich, um ein Beispiel seiner Häufigkeit zu geben, seit Mitte der neunziger Jahre bereits in über 300 Häusern der Provinz Schlesien zu beobachten Gelegenheit hatte. Das hierorts fast epidemisch zu nennende Auftreten dieses Pilzes ist nicht zufällig, sondern dem Umstand zuzuschreiben, daß im Osten Deutschlands als Balkenmaterial mehr und mehr galizisches Tannenholz Verwendung findet und der Trockenfäulepilz geradezu ein spezifischer Schädling der Tanne genannt werden kann, während sich der echte Hauschwamm vorzüglich am Kiefernholz findet. Die Umstände, unter denen sich

die Thätigkeit des Trockenfäulepilzes dem unglücklichen Hausbesitzer offenbart, pflegen ein doppeltes Bild zu zeigen. In den schwereren Fällen stürzt etwa Ende des zweiten oder Anfang des dritten Jahres nach Fertigstellung des Baus die herrlich in Öl gemalte und reichlich mit Stuck verzierte Decke der Hauseinfahrt herunter.

Die zwischen Dielung und der Einschneidedecke eingebrachte Füllung samt Einschneidedecke und der Schaldecke sind herabgefallen, die Balken selbst und die Dielen dagegen bleiben liegen. Die Besichtigung zeigt, daß die ersteren in eine weiche, gelbbraune Masse verwandelt sind, in die man ein Messer ohne sonderlichen Kraftaufwand bis ans Heft hineinstoßen kann und die daher den Nägeln, mit denen die Schaldecke befestigt war, keinen Halt mehr bieten konnte. Ebenso morsch ist die Einschneidedecke, sie trug die Füllung nicht mehr, die

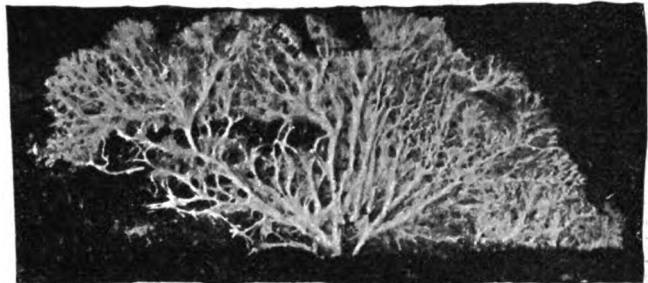


Abb. 1. Mycelien.

aus Anlaß irgendeiner besonderen Erschütterung auf die Schaldecke herunterfiel und diese mit herabriss. Balken, Einschneidedecke und öfters auch die Dielenunterseite zeigen schneeweiße, watteartige Ueberzüge, vom Botaniker „Mycelien“ genannt. Diese haben, wenn es dem Pilz besonders gut gegangen ist, die in Abb. 1 ersichtliche, fächerartige oder eisblumenähnliche Verzweigung. Die Zwischenpartien verschwinden jedoch meist rasch durch Eintrocknen, so daß häufig nur die dickeren Stämme als wollfadenartige Stränge zurückbleiben, die unter besonderen Umständen fast garnartig eintrocknen können (Abb. 2).

Bei der leichteren Form falten sich die Dielen zuerst den Nagelungsstellen entlang über den Balken in eigenartiger Weise und werden hier so weich, daß sie mit Leichtigkeit durchstoßen werden können. Meist pflegt ein Stuhlbein durchzubrechen und auf den Schaden aufmerksam zu machen. Legt man nun den Balken durch Aufheben der Dielen bloß, so ist dieser wiederum gelbbraun verfärbt und ganz morsch. Das Holz hat einen eigenen, seideartigen Glanz, läßt sich zwischen den Fingern ganz leicht zu einem feinen Mehl zerreiben und hat einen ausgesprochen sauren, etwas an Eichenholz erinnernden Geruch. Von Mycelien findet sich aber sehr häufig so gut wie gar nichts. Nur bei besonderer Aufmerksamkeit bemerkt man



Abb. 3. Stützträger des Trockenfäulepilzes.



Abb. 2. Wollfadenartige Mycelien.

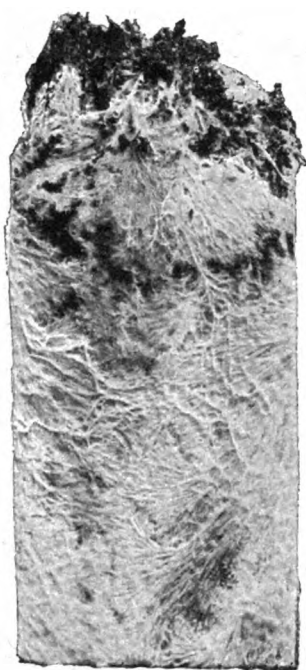


Abb. 4. Hauschwammkultur.

an der Stelle, wo die Dielen den Balken fest aufliegen, ganz feine Bezüge, die die gleichen Formen, wie oben beschrieben, aufweisen.

Nimmt man jedoch ein solches Balkenstück ohne Mycelien in Kultur, so entwickelt sich aus ihm in mehr oder minder langer Zeit der Pilz in einer Weise, die an seiner Identität mit dem, der den Deckeneinsturz verursacht, keinen Zweifel läßt. Eine solche Kultur läßt namentlich im unteren Teil, dem Boden, die eisblumenartige Verzweigung deutlich erkennen. Der Trockenfäulepilz hat in frischem Zustand einen eigenartig bitter-aromatischen Geruch, der etwa an den Steinpilz erinnert, während der echte

hauschwamm intensio nach Champignon riecht.

Setzt man die Kultur dieses Pilzes genügend lange fort, so geht er zur Fruchtkörperbildung über, die in wechselnder Weise erfolgt und Veranlassung gegeben hat, daß ein und derselbe Pilz unter verschiedenen Namen aufgeführt wird, als *Polyporus medulla panis*, wenn der Fruchtkörper besonders fein und gleichmäßig geport ist, z. B. wie in Abb. 2 unten, oder als *Polyporus destructor*, wenn er wässrig-fleischig ist und aus verhältnismäßig langen Röhren besteht. In Prozessen hat die verschiedene Benennung ein und desselben Pilzes seitens der Sachverständigen schon vielfach Verwirrung gestiftet.

Noch in einem in den achtziger Jahren spielenden Schwammprozeß in München, wo es sich zweifellos um *Polyporus vaporarius* gehandelt hat, wurde bestritten, daß ein Pilz die Ursache dieser als Trockenfäule bekannten Holzzerstörung sei. Da diese Art der Zersetzung für den *Polyporus vaporarius* die häufigste und ganz charakteristisch ist, habe ich diesen Pilz statt des bisher üblichen deutschen Namen „Lohporenschwamm“ direkt den Trockenfäulepilz genannt, eine Bezeichnung, die sich bei den schlesischen Gerichten bereits völlig eingebürgert hat.

Abb. 6 zeigt uns einen trockenfaulen Balken im Querschnitt und zugleich eine weitere Eigentümlichkeit unseres Pilzes. Der Trockenfäulepilz verzehrt vornehmlich die Holzpartien in der Richtung der Jahresringe, so daß sich die einzelnen Lagen blätterartig abheben lassen. Der photographierte, etwa $\frac{1}{2}$ Meter lange Balken hat sich, wie das Bild zeigt, in seiner ganzen Länge glatt abheben lassen.

Es kann kein Zweifel bestehen, daß der Trocken-

fäulepilz schon im lebenden Baum siedet. Er konnte aus ganz frisch angekommenen galizischen Tannen herausgezüchtet werden. Oesters verrieten sich erkrankte Stämme durch ähnliche Risse und gelbliche Flecken, wie sie in Abb. 6 sichtbar sind. Das Schicksal eines schon waldkrank eingelegten Balkens ist gleichwohl sehr verschieden. Liegt der Balken luftig, kann er also weiter austrocknen, so bleibt er unverändert. Wird jedoch durch zu frischen Anstrich der Dielen, Verlegen gespundeter Dielen, Stab- oder Parkettfugboden, Gelstrich der Decke u. s. w. die Luftzirkulation gehindert, so „erstickt“ der Balken, er verwandelt sich ohne Entwicklung von

Mycelien in jene gelbbraune, zerreibliche Masse. Wird dem Balken aber außerdem noch Feuchtigkeit zugeführt, etwa durch Verlegen neben einer nassen Mauer, Hineinlegen des Balkenkopfs in nasse Mauern, Einbringung feuchter Füllung, besonders eines Lehmstrichs, der nicht genügend lange zum Trocknen offen liegen bleibt, oder gar durch direkte Benässung in der Nähe von Ausgüssen, Badestuben u. s. w., so entwickeln sich Mycelien in oft staunenerregender Ueppigkeit. So fand ich einmal in einer Küche den Raum zwischen Schaldecke und Einschneidedecke geradezu mit Mycelien ausgefüllt, ein anderes Mal Stränge bis fingerdicke.

Solche Fälle gehen sehr häufig oder besser gesagt fast regelmäßig Veranlassung zur Verwechslung des Trockenfäulepilzes mit dem echten Hauschwamm. Für die gerichtliche Beurteilung eines Pilzschadens in den so gefürchteten Schwammprozessen besteht aber zwischen beiden Pilzen ein ganz fundamentaler Unterschied. Der Trockenfäulepilz ist von beiden Pilzen der schlechter ausgerüstete. Er hat ein großes Feuchtigkeitsbedürfnis, aber nicht die Fähigkeit, durch Auscheidung von Strängen sich das Wasser aus weiter Entfernung holen zu können. So sehen wir, daß er sich häufig nur ganz eng begrenzt, der von außen gebotenen Feuchtigkeit entsprechend, ent-



Abb. 5. Trockenfäulepilzkultur.

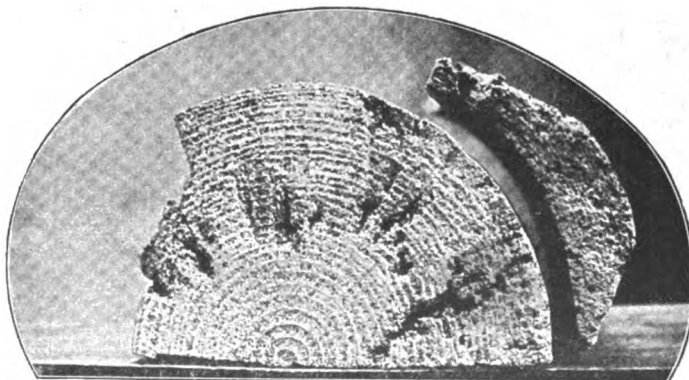


Abb. 6. Trockenfauler Balken im Querschnitt.

wickeln kann, etwa nur der feuchtverlegte Balkenkopf vermorscht, oder der vor dem Küchenausguß liegende Teil. Meist wird auch nur der direkt von feuchter Füllung umgebene Teil des Balkens zwischen Einschneidedecke und Diele schlecht, der freiliegende Teil zwischen Einschneidedecke und Schaldecke bleibt gesund. Eine weitere Folge ist, daß der Trockenfäulepilz

nur geringe Fähigkeit hat, auf fremdes Holz überzuwachsen, so nur an jenen Stellen auf die Dielen, wo diese durch die Nagelung innig mit dem kranken Balken in Berührung kommen, und auch dann nur in unmittelbarer Umgebung dieser Nagelungsstellen weiterwachsend. Verliert sich die Feuchtigkeit, so stellt der Trockenfäulepilz sein Wachstum alsbald ein und nimmt es nur schwer wieder auf. Die Hauptentwicklungszeit dieses Pilzes ist daher das erste bis dritte Jahr nach Fertigstellung des Baus, und man ist berechtigt zu sagen, daß, wo er sich in dieser Zeit nicht entwickelt hat, er überhaupt nicht mehr zu fürchten ist. In die Mauern und Füllungen treibt er nur ganz kurze, dürftige Stränge. Entfernt man das erkrankte Holz, so ist auch der Pilz definitiv beseitigt. Mauer und Füllung können von der Reparatur unberührt bleiben. Schlägt man von einem am oberen Teil erkrankten Balken diesen Teil fort, bis das Holz sich unverfärbt zeigt, so wächst er unter normalen Feuchtigkeitsverhältnissen, wie sie sich auch in einem schnell und naß gebauten Hause nach etwa 3 Jahren eingestellt haben, im Restbalken nicht weiter. Bohlen, die zur Stütze einem trockenfaulen Balken direkt angelegt werden, bleiben in gleicher Weise ohne Infektion seitens des kranken Balkens. Kurz, die Reparatur ist sehr einfach, die Beseitigung der Trockensäule leicht und sicher, für deren dauernden Erfolg man sich verbürgen kann. Ganz anders der echte Hausschwamm! Dieser hat

vor allem die Fähigkeit, meterlange Stränge entwickeln zu können, die wie eine richtige Wasserleitung fungieren, so daß er unabhängig ist von der Feuchtigkeit an der derzeitigen Wachstumsstelle. Ferner durchwächst er Mauern und Gewölbe mit einer verblüffenden Leichtigkeit. Erst kürzlich fand ich eine 60 Zentimeter dicke Mauer durch und durch mit feinen Mycelien in den feinen Rissen durchwachsen. Der Pilz war durch sie hindurch auf eine Flurtreppe übergegangen. Der echte Hausschwamm ist von einer Lebens- und Ansteckungsfähigkeit sondergleichen. Daher muß bei einer Reparatur alles entfernt werden, wohin er irgendwie gekommen sein kann. Weder Mauer, noch Füllung, noch scheinbar ganz gesundes Holz darf liegen bleiben. Die Reparaturen sind daher wesentlich umfangreicher und kostspieliger. Gleichwohl kann eine Garantie, daß der Hausschwamm nun gründlich beseitigt ist, nicht geboten werden. Erst wenn nach einer angemessenen Zeit, etwa 3 Jahren, sich ein abermaliges Wachstum nicht zeigt, darf die Beseitigung als gelungen gelten.

Abb. 4 ist eine etwa ein Jahr alte Kultur von echtem Hausschwamm, Abb. 5 eine ebensolche vom Trockenfäulepilz, Abb. 3 ein Fruchtkörper des Trockenfäulepilzes in fleischiger Form. Sämtliche Photographien sind in meinem Laboratorium nach der Natur durch cand. chem. Franke ausgeführt worden.

Dr. Rudolph Woy (Breslau).

Auf dem Leuchtturm.

Skizze von Gustav Renner.

Die Dämmerung kam und legte, fast unmerklich noch, einen ganz leichten, silbernen Schleier über alles. Die Farben wurden matt, gebrochen, verschwommen. Der Himmel nahm den milchigen, halbdurchsichtigen Ton eines Opals an, und wie verloren stand darin die Mondichel, bleich und ohne Leuchtkraft. Ringsum alles still, sinnend, wie nachdenkend über den Tag der vergangen war und nie wiederkam. Auch das Meer war ruhiger geworden und schob nur leise, leise die breitflächigen, müden Wellen den Strand hinauf und sog sie ebenso wieder ein.

Weiterhin am Ufer lag das Stranddörfchen, aber es regte sich nichts darin, denn es war Sonntag, und die Bewohner saßen in der Kirche, die mit ihrem dicken, runden Turm und den kleinen Fenstern in den alten, festen Steinmauern fast wie ein kleines Kastell ausah.

Hier hinaus aber, zu dem Leuchtturm, der nur durch einen ganz schmalen Pfad mit dem Land verbunden war, drang weder der volle, dröhnende Wohlklang der Orgel, noch der Gesang der Gemeinde. —

Der alte Leuchtturmwächter stieg mühsam die enge Wendeltreppe hinauf. Nach kaum zwanzig Stufen mußte er immer einhalten und mit leuchtender Brust Atem schöpfen. Das war beschwerlich, aber wenn man nur oben war, so war es gut.

Ja, droben war es gut. Dort war es still.

Der rings von dicken Glaswänden umgebene Raum, in dessen Mitte der Leuchtapparat angebracht war, bot allerdings nicht viel mehr Platz, als für einen kleinen Tisch, einen Stuhl und eine Etagere, auf der einige Bücher lagen, erforderlich ist.

Hier saß der Alte jeden Nachmittag und wartete, bis es dunkel wurde. Von unten herauf sprach das Meer, schmeichelnd, zärtlich, klagend oder drohend. Es vereinigte alle Empfindungen der menschlichen Seele in sich, nur ins Ungeheure vergrößert. Wenn das Wetter ruhig und der Himmel klar war, dann lag die See und schlief, und die Sonne deckte einen unendlich feinen, flimmernden Lichtschleier über sie, und wenn eine der laullos dahinschwebenden weißen Möwen die Spitzen ihrer langen Flügel in den glänzenden Spiegel tauchte, so erzitterte dieser leise in traumhaftem Schauer.

Dann war die See schön und verlockend und weckte eine tiefe Sehnsucht nach Ländern voller Licht und Glanz und Frieden und Glück.

Aber verlockend ist sie auch, wenn sie zürnt und es heraufklingt in tausend Stimmen, wild, schrill, dumpf und gewaltig, als hätte sich eine zahllose Menge seltsamer Ungeheuer aus der Tiefe erhoben, die miteinander kämpfen und nur einzig sind in dem einen Wunsch, zu vernichten. Und dazwischen brüllt und

pfeift der Sturm, unerbittlich anspornend, und Welle auf Welle hebt sich mit einem tiefen, gurgelnden Ton und stürzt sich über die nächste, um dann, verstärkt, nach dem Land hinzurollen. Dort angelangt, voll wilden Unwillens über den Widerstand, zieht sie sich erst zurück, als wolle sie Atem schöpfen, richtet sich dann, mit dem Brüllen eines Raubtiers, doppelt hoch auf und stürzt sich wie in sinnloser Wut über die Klippen.

Wenn aber der Sturm gestillt ist und das Meer ruhiger wird und der Mond, durch eilig dahinziehende Wolken abwechselnd verdeckt und enthüllt, irrende Lichter auf das Wasser wirft, dann klingt aus der durch die Dünung erzeugten Brandung ein Singen herauf, mächtig anschwellend bis zum höchsten Diskant, begleitet und abgelöst von einer tieferen, volleren Stimme — die Sirenen, die Sirenen!

Wie viele Jahre hatte er es gehört, dieses wilde, sehnsüchtige, verlockende Lied, das auch ihn einst hinausgetrieben, bis er, müde des Suchens nach einem unbekannten, traumhaften Glück, hierher zurückgekehrt, von wo er einst ausgegangen. Ja, er liebte die See und haßte sie doch zugleich, sie erschien ihm wie ein wildschönes Weib, unbändig, unersättlich, das ihn mit allen seinen Hoffnungen verraten hatte und dessen Zauber er trotz allen Grauens sich nicht entziehen konnte.

Nein, das war vorbei. Er haßte sie nur noch, und wenn er auf der schmalen Galerie, die vor der „Lanterne“ angebracht war, stand, so fühlte er sich als den Herrn des Meeres.

Und war er nicht hier der Herrscher über Leben und Tod? Eine Unvorsichtigkeit, eine Nachlässigkeit konnte unberechenbares Unglück herbeiführen. Aber das wird nie geschehen, so lange er hier oben steht; was an ihm ist, so wird er dem launenhaft tückischen Element jedes Opfer entreißen. Wie das Meer ihn betrogen hatte, so sollte es auch betrogen werden, und wenn es tief da unten grollte und säurte und mit unartikulierten, wilden Lauten nach Beute schrie, dann bereitete es dem Alten eine freudige Genugthuung, den blendenden Lichtstrahl hinausenden zu können, daß er denen, die da draußen der Willkür des Wassers preisgegeben waren, den Weg weise, sie tröste, warne, ermutige und leite.

Ja, nun haßte er die See. Sie hatte ja nicht allein alle die jugendlichen Erwartungen und Hoffnungen getäuscht, sondern hatte ihn — und das war das Schwerste — an seiner tiefsten, verwundbarsten Stelle getroffen, eine Wunde hinterlassend, die immer wieder aufbrach und aus der jene schreckhaften Träume aufstiegen, die ihn nicht schlafen ließen. Wie oft war es ihm, wenn er sich zur Nacht auf dem Bett hin und her wälzte, als riefte ihn eine Stimme, eine so wohlbekanntete Stimme, angstvoll und flehend, wie die eines Ertrinkenden, so daß er aussprang und an den Strand hinunterstief.

Dort saß er dann oft lange und sah auf das Meer hinaus, das sich in der Nacht wie eine schwarze Wand gegen den Himmel erhob, undurchdringlich und rätselhaft finster, unzugänglich jeder Frage und Bitte.

Warum hatte es ihm das Einzige noch genommen, das ihm nach einem langen, enttäuschungsreichen Leben noch geblieben war? Warum auch ihn, den einzigen Sohn, an sich gelockt? Und wer wußte, ob es ihn nicht schon längst verschlungen hatte, ihn, wie so viele tausend andere, die da unten lagen und deren klagende Stimmen zwischen dem Dröhnen und Brausen der Wogen hervordrangen, ein klagender Gesang der Versunkenen all der Jahrhunderte, der mit jedem Jahr, mit jedem neuen Opfer wuchs und anschwellte zu einem gewaltigen, herzzerreißenden Chor.

Hatte er denn nicht alles gethan, um seinen Sohn vor diesem Schicksal zu bewahren? Ach ja — und doch war es vergeblich gewesen.

Was hatte es geholfen, daß er den halberwachsenen Jungen nach dem Binnenland zu einem Kaufmann in die Lehre brachte? Daß er all die beweglichen Bitten in den Briefen des Sohnes, der es in diesem Beruf nicht aushalten konnte, unbeachtet ließ? Eines Tags hatte der Junge, bestaubt und abgerissen, wieder an seine Thür geklopft. Er war einfach davongelaufen und hatte den weiten Weg zu Fuß gemacht, ohne ein Stück Geld, im freien oder in Bauernhäusern nächtigend. Auf die Frage, was er hier suche, erklärte er, daß er auf die See gehen wolle, denn ein solches Leben ertrage er nicht länger.

Der Alte antwortete darauf nichts, sondern hieß ihn nur sich waschen und umkleiden. Dann schickte er ihn ins Bett.

Am andern Morgen nahm er den Sohn, ohne sich an dessen Fragen und Bitten zu kehren, bei der Hand und fuhr mit ihm nach der Stadt zurück.

Nach sechs Wochen war der Knabe wieder da, diesmal störrisch, eigensinnig und verbittert. Er sagte kein Wort, selbst als ihn der Vater schlug, sondern wiederholte nur, daß er doch zur See gehen werde.

„Das wollen wir sehen!“ sagte der Alte darauf, und brachte ihn mit Gewalt abermals zurück, diesmal in ein anderes Geschäft, da man ihn auf der ersten Stelle nicht mehr haben wollte. Dort verließ er ihn mit schweren Drohungen für den Fall, daß er auch da nicht aushalte.

Es ging eine Weile, aber der Vater hörte nichts Gutes von ihm. Der Junge wurde liederlich und nachlässig, auf briefliche Ermahnungen antwortete er gar nicht oder nur das eine: „Laß mich doch gehen! Ich will zur See, und wenn du das nicht zugiebst, so werde ich eben leben, wie ich muß und will!“

Eines Tags aber war der Junge verschwunden und mit ihm eine Summe Geldes. Seitdem hatte man nichts mehr von ihm gehört, außer daß er in Hamburg zur See gegangen sein solle. — —

Wo war er jetzt? Und lebte er überhaupt noch? Vielleicht lag er längst da unten in der Tiefe und schlief, traumlos und sehnsuchtlos. Aber was half das ihm, dem Vater, in dessen Seele er noch lebte und immer leben würde als quälende Erinnerung, mit stummen Vorwürfen und Anklagen auf den Lippen.

War er nicht vielleicht zu hart gewesen gegen den Knaben? Hätte er nicht vielleicht mit Liebe erreicht,

was die Gewalt nicht vermocht hatte? Doch er hatte ja das Beste seines Kindes gewollt! Ja, aber besaß er überhaupt das Recht, selbst wenn er der Vater war, ihm das, was er für das Beste hielt, aufzuzwingen? Vielleicht wäre alles anders gekommen, wenn er nicht so gehandelt hätte, oder es würden wenigstens nicht diese nagenden Vorwürfe, diese immer quälende Reue an ihm zehren.

Ach ja, das Leben ist hart und unbarmherzig, Tag um Tag kommt und Nacht um Nacht und zerbröckelt und zermürbt an einem, bis nichts übrigbleibt, als eine dumpfe, stumpfe Ruhe und zuletzt das Schweigen, in das man hineinsinkt, wie in das Meer, und wo man für immer vergessen wird.

Der Alte hatte die Augen geschlossen, aber er atmete tief und schwer. Allmählich wurde es ruhiger und ruhiger in ihm, eine wunderliche, erwartungsvolle Stille umgab ihn, daß er kaum noch zu atmen wagte, um sie nicht zu stören. Und diese Stille war zugleich Licht, ein mildes, schattenloses Licht, das das ganze kleine Gemach erfüllte und alle Gegenstände darin durchtränkte und durchleuchtete, so daß er sogar durch die Wände hindurchsehen konnte, auf das Meer, das in stillem Glanz weit ausgebreitet dalag.

„Was ist das?“ dachte der Alte. „Die Sonne ist doch schon untergegangen. Was ist das für ein Licht?“

Er rührte sich aber nicht von seinem Sitz, denn er fürchtete, daß das friedvolle Entzücken, das ihn durchströmte, dann aufhören würde.

Der Himmel war klar und strahlend, und dem Alten schien es, als weite er sich vor seinem Blick mehr und mehr, als müsse aus diesem rätselhaften, tiefen Blau etwas hervorbrechen wie eine unfaßbare Freude, ein Glück, das nicht mit Namen zu nennen war, eine überschwengliche Antwort auf alle seine Fragen, auf alles, was er gewünscht und gehofft und gelitten.

Am äußersten Horizont schwamm ein einziges weißes Wölkchen, es blähte sich und näherte sich mehr und mehr, und nun sah er, daß es das Segel eines Schiffes war, das ganz still und leicht über das Wasser daherkam, gerade auf ihn zu.

„Das ist seltsam,“ verwunderte sich der Alte. „Es geht doch nicht ein Küstchen, und doch segelt das Schiff so schnell, und alle Segel sind beigelegt.“ Und eine fast ängstlich zitternde, erwartungsbange Freude erfaßte ihn.

Das Schiff kam immer näher, und nun sah er, daß jemand am Bugspriet stand, die Hand über die Augen hielt und nach ihm ausschaute, ja, gerade nach ihm.

„Ist das nicht Jens,“ dachte der Wärter. „Er hat ja einen Bart, und damals war er noch ein glatter Bursche, aber es ist Jens.“

Ja, und was war denn das? Ist es nicht, als ob das Meer zu singen anfänge, lauter, schwellender, mächtiger? Oder ist es eine Orgel, eine ungeheure Orgel? Wie denn? Und diese hohen Töne dazwischen — ist das nicht Harfenklang? Freilich, ja. Es sind ja Saiten gespannt zwischen Himmel und Meer, goldene Saiten, und der Wind fährt durch sie hindurch und weckt diese seltsamen Töne. Das ist doch wunderbarlich.

Und was für ein Geschrei ist da unten? Als ob Hunderte von Menschen da ständen und riefen. Wenn man sie nur verstehen könnte! Ja, und auch Schüsse dazwischen.

Jetzt ist das Schiff gleich am Ufer. Der Lärm wird größer, und die Schüsse mehren sich. Und Jens — wie er so ruhig dasteht und nach dem Vater hinschaut! Sein Gesicht ist bleich und bewegt sich nicht — kennt er ihn denn nicht mehr? Nein, sieh doch, jetzt lächelt er, aber es ist doch ein wunderliches Lächeln. Nun, das thut nichts.

Wozu aber dieser Lärm? Er wird immer brausender und betäubender. Ach ja, jetzt weiß er's. Die Leute empfangen Jens, und sie rufen ihm zu, alle, alle, und die Schüsse sind ja Freudenschüsse. Nun, das ist gut von den Leuten, das ist gut, das ist gut. Das hätte er gar nicht erwartet, sie waren also doch nicht so —

Aber, nun mußte er doch Jens entgegengehen, er vor allen andern.

Er wollte sich erheben, vermochte es aber nicht. Die Glieder versagten ihm den Dienst. Doch, wie wunderbarlich: er saß ja unten am Strand, und nun stieg Jens aus, geradezu ins Wasser. Nun, das war nicht schlimm, denn hier war es leicht. Warum aber waren die Menschen auf einmal still? Eine tiefe Stille ringsum. Seltsam, daß man auch keinen sah, man fühlte es nur, daß sie alle versammelt waren und stumm auf ihn und Jens blickten. Ja, und der kam nun daher durch das Wasser und streckte die Arme nach ihm aus und lachte, lachte so herzlich, wie er es als Kind gethan hatte.

Warum kann er nur nicht aufstehen? Es geht nicht, nein. Und Jens kommt — aber warum biegt er nicht nach rechts ab? Er muß doch wissen, daß vor ihm eine Untiefe ist, das wußte er doch als Kind schon. Doch er geht gerade darauf zu, immer mit seinem glücklichen Lachen.

Eine furchtbare Angst ergreift den Alten. Er versucht zu schreien und vermag es nicht. Wie soll er ihn warnen?

Ja — und was ist das? Hinter Jens taucht etwas hervor aus dem spiegelnden, durchsichtigen Wasser, etwas Weißes, Schimmerndes. Ist das ein Weib? Ein nackter, feuchter Leib, ein fremdartig-schönes Gesicht. Um den Mund liegt ein Lächeln, grausam, hart und doch verführerisch und lockend. Und die Augen! Groß, weit offen, li'los, von unbestimmter Farbe, stetig wechselnd zwischen tiefstem Blau bis zum hellsten Grün. Das Gesicht von Haaren umgeben, die, goldig-grün, lang nachschleppen im Wasser, in das sie ganz übergehen. Und hat sie nicht Schwimmhäute zwischen den Fingern?

Und Jens ahnt nichts. Was will sie von ihm? Sie hebt sich, tückisch lächelnd, über ihn hinaus, dann beugt sie sich von hinten über ihn, reißt ihm leidenschaftlich den Kopf zurück und küßt ihn auf den Mund. Er wehrt sich nicht, er kann sich nicht wehren, und so sinken beide, Mund auf Mund, tiefer und tiefer.

„Jens! Jens!“ klingt es klagend und stöhnend oben in der Stube des alten Leuchtturmwärters, dann wird es still . . .

Unten am Strand wimmelt es von Menschen. Sie schreien, laufen, stürzen, raffen sich wieder auf und laufen weiter. Vereinzelte Lichter von Laternen und Fackeln springen und zucken über bleiche Gesichter, erhobene Hände, über die Klippen und den feuchten Sand. Welle auf Welle, vom Sturm emporgehoben und wieder niedergedrückt, rollt heran, zerschellt am Fels und spritzt den Schaum weithin über die harrende Menge.

Weiter oben auf den Klippen steht ein ganzer Haufen Menschen zusammengedrängt, nur als dunkle Masse in der Finsternis erkennbar. Plötzlich ein scharfer Knall — und zischend zieht eine Rakete in leuchtendem Bogen über den schwarzen Himmel.

Sie bringt die Rettungsleine.

Eine zweite folgt. Eine dritte, noch mehr. Sie ziehen hinaus, verheißungsvolle, lichte Boten in der starrenden, ungewissen Finsternis, gefolgt von den angstvollen Blicken der versammelten Menschen und begleitet von deren Wünschen.

Werden sie Rettung bringen? —

Was war geschehen? Man saß in der Kirche mit dem beruhigenden Gefühl der Sicherheit, und das unaufhörliche Summen des Meeres begleitete den Gesang der Gemeinde und vermischte sich mit ihm zu einer vollkommenen Harmonie zwischen Mensch und Natur.

Mit einem Mal wurde es dunkler. Der Himmel, durch die teilweise farbigen Fenster hier und da nur sichtbar, zeigte ein fahles, dunkles Gelb. Eine brütende Stille, gleich einer Gewitterwolke, lagerte sich über der Versammlung. Um dieses bange Schweigen zu unterbrechen, stimmte der Lehrer die Orgel an, aber niemand fiel mit Gesang ein. Der eine oder andere erhob sich schon, von einer stillen Angst getrieben, von der er dem Nachbar sich nichts zu sagen getraut. Die Frauen beugten sich tiefer auf die Gesangbücher und murmelten leise Gebete.

Ein Windstoß. Die Fenster kirrten und ihre bunten Farben leuchteten plötzlich geisterhaft auf unter einem Blitz. Ein paar Ziegel schollerten über das Dach draußen und fielen krachend zur Erde. Man sprang auf und drängte rasch der Thür zu, ohne auf den Prediger zu hören.

Was war das? Ein Schuß!

Die Thür wurde von außen aufgerissen. Ein paar Greise und Kinder, die zu Hause geblieben waren, standen draußen und schrien. Niemand verstand es. Durch die offene Thür drang das Brausen des empörten Meeres herein. Der Himmel war ganz schwarz geworden. Der Sturm fegte heulend dicht am Erdboden hin, daß man sich fest aneinander halten mußte. Wieder richtete sich die Natur gegen den Menschen auf, wieder begann sie den endlosen Kampf mit ihm.

Wieder ein Schuß. Noch einer. Das kommt vom Meer her.

„Ein Schiff! Ein Schiff in Gefahr!“

Man drängt zum Strand. Einige holen Fackeln, andere laufen nach dem Schuppen, um die Rettungsgerätschaften herbeizuschaffen. Der Strandvogt schreit. Man hört ihn nicht, der Sturm verichlingt seine Worte. Aber man weiß auch so, was zu thun ist.

Warum brennt das Leuchtfeuer nicht? Erst jetzt bemerkt man es. Hundert Augen richten sich hinauf nach dem Turm, der, kaum erkennbar in der Dunkelheit, schweigend und ernst in all dem Lärm da draußen auf der Landspitze steht.

Was ist das mit dem Alten da oben? Wenn man nur da hinauskönnte. Aber das ist unmöglich. Der schmale Verbindungsweg ist längst von den Wogen überschäumt. Und jedes Boot wäre unrettbar verloren.

Rakete auf Rakete fliegt hinaus. Die Kanonenschüsse schweigen. Ist alles umsonst? Sind alle auf dem Schiff verloren? Vermag das rettende Tau keinen zu erreichen? —

Es wird stiller. Der Sturm legt sich mehr und mehr. Nur die Wogen beruhigen sich noch nicht. Sie bringen einige Planen. Ein Kompaßhäuschen treibt an. Halt! Ist das ein Mensch, das Dunkle dort? Bootshaken her! Man zieht es heran. Eine Wasser-tonne.

Aber dort, dort! Das Seil strafft sich. So hat es doch einen erreicht? Hilfe her! Zieht, zieht!

Noch immer schweigt das Licht dort oben auf dem Turm. Man wird morgen mit dem Alten abrechnen. Hat er nicht alle da draußen auf dem Gewissen?

Zieht, zieht!

Ein Mensch, ja! Um Gott — fest! Eine Woge kommt, sie wirft ihn an die Klippen. Ob er davon gekommen ist?

Langsam kommt es daher, eine dunkle Masse, auf- und niedertauchend. Jetzt ist es am Strand. Es ist ein Mann. Das bärtige Gesicht ist ruhig, still, bleich. In der Hand hält er ein Büschel grünen Seerangs, es sieht fast aus wie Frauenhaar.

Noch eine Fackel her. Der Vogt beugt sich über ihn.

„Da ist nichts mehr zu helfen. Aber — habe ich den nicht schon einmal gesehen?“ —

Der Leuchtturm steht noch immer da, schwarz und schweigend. Morgen wird ein anderer das Licht anzünden müssen.



Frauen und Liebe.

Aphorismen von Maria Stora.

Sage mir, wie du liebst — und ich sage dir, wer du bist.

✽

Die Ehe ist das Fideikommiß der Liebe.

✽

Liebesbriefe sind Küsse, die man durch die Ferne tauscht.

✽

Leidenschaft ist die flackernde Flamme, die verzehrt; Liebe das gefangene Feuer, das verklärt.

✽

In der Liebe ist es so seltsam: wenn man aufgehört hat, das Glück des Geliebten zu sein, dann ist man schon längst seine Last.





Der Kurfaal in Ostende.

Am belgischen Strand.

Hierzu 9 photographische Aufnahmen.

Der belgische Badestrand ist berühmt, darüber ist weiter kein Wort zu verlieren. Er ist eigenartig, insofern zunächst, als er nur Düne, sandige Düne mit allerpärllichster Vegetation zeigt. Was den heimischen Ostseestrand und die Ostseefelsen auszeichnet, Düne mit Wald, bewaldete Klippen, das fehlt ihm leider. Alle Vorzüge findet man eben selten vereint. Diese Verschiedenheit der natürlichen Vorbedingungen erzeugte denn auch bald eine völlige Abweichung in der Art des Badelebens, in der Art der Anlage der Badeorte. An der Ostsee schmiegten sich letztere mit ihren Häusern kokett den Wellenlinien der Anhöhen und Waldpartien an, am belgischen Strand steht die vorderste, die fürstliche Reihe der Strandvillen stramm in Reih und Glied; erst rückwärts streben Straßen und Gäßchen willkürlich in die Tiefe, aber immer mit dem Charakter der Stadt, mit einem Zug des Ewigen, festgefügt. Dann auch waltete ein Gesetz des Schönen, Aesthetischen über den Badeorten selbst, wie über der Erbauung dieser eleganten Villen und Paläste. Jede Einförmigkeit, jeder disziplinierte Stil ist verbannt. Der Architekt ließ angesichts der Launen des erhabenen Nordmeeres seinen eigenen schöpferischen Einfällen den weitesten Spielraum. Unter dem Eindruck der gewaltigen ozeanischen Natur fielen die Fesseln der akademischen Konvenienz von ihm ab, und er schenkte den Neptunstöchtern den Ausblick auf steinerne Paläste mit Türmen, Balkonen, Erkern, Wölbungen und Friesen, deren Urgedanken und Urbilder sich weder im Land der Söhne Muhammeds, noch bei den Belgiern selbst, bei den Enkeln Van Eycks, vorfinden. Ostende und Blankenberghe machten mit dieser fürstlichen Architektur, würdig, in den Hauptstädten der Nationen zu prangen, den Anfang. Und nun ahmen ihnen die kleineren Orte des

Perlenkranzes der belgischen Strandorte aus Kräften nach. Badsteingebilde, mächtig und gedrungen allerorten, sobald man über die dürren Dünen zur Küste herniedersteigt. Ich glaube, die einzige Ausnahme macht noch das schnell aufkommende Le Coq, das, wahrscheinlich infolge seiner Lage in den Dünen selbst, den Cottage- und Chaletstil glücklich erwischt hat und wohl beibehalten wird. La Panne, dieses einstige Eldorado der Künstler an der französischen Grenze, wird mehr und mehr Stadt. Knocke, der letzte Badestrecke an der holländischen Grenze, mit der Aussicht auf Waldheren, wird bald die Idylle abgestreift haben; er kann dem steinernen Zwang, eine Badestadt zu werden, nicht entgehen. Noch wehrt die Anwesenheit der großen belgischen Künstler, das Andenken an den unsterblichen Tiermaler Verwée, der Knocke in die Mode brachte, dem Unwesen der Spekulanten. Ein, zwei gute Saisons jedoch, und Knocke kapituliert ebenso, wie es die jüngeren Brüder Heyst, Menduyne, Westende,

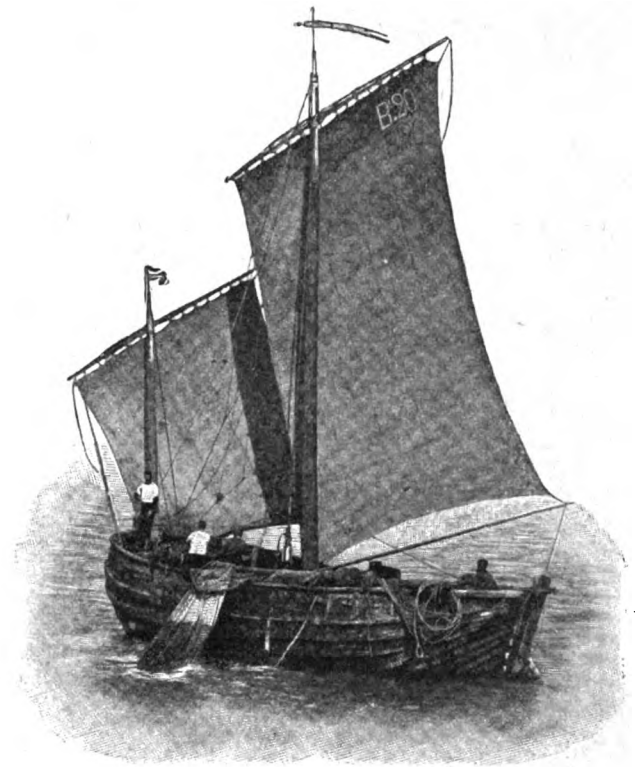
Coryde, die Maria, Middell, Oostduinkerke, La Panne und Newport gethan haben. Und merkwürdigerweise nicht zu ihrem Schaden, denn auch diese Eigenart des belgischen Strandes, daß man von einem Land- und Badeleben, wie es uns Binnenländern von der Ostsee und unserer Nordsee her bekannt ist, dort gar nicht reden kann, findet ihre Liebhaber.



Die „Ettakade“ in Ostende.

Viele lieben diese städtische Villegiatur auch deshalb, weil kein Zwang zu Ausflügen, wenigstens kein dringender Zwang vorliegt. Man lebt nur seinem Behagen, seiner Ruhe, man wird zum Schema. Kein noch so holder, frischer Morgen vermag die Gäste der belgischen Badeorte aus ihren Betten, keine noch so zauberhaft glänzende Mondnacht später als sonst in diese zu treiben. Von elf bis zwölf Uhr wird gebadet, wobei man sich auch auf der Digue begrüßen und etwas plaudern darf; es ist das das »petit lever«. Nachmittags von fünf bis sieben ist die Promenade auf der Digue — bei uns hieße das „am Strande“ — »de rigueur«. Toilettenzwang. Dann das Diner daheim oder hinter den Glaswänden der Hotels »à la mode«. Konzert im Kursaal, und man rauscht oder wandelt nach Hause. Schwärmen, Bummeln, diese entzückende, lebenslustige Poesie unserer Badeorte, wer kennt sie hier? Man schont und erholt, man langweilt sich vielleicht noch dazu; aber das ist es eben, was so gut bekommt. Ausflüge? Die Fremden müssen notgedrungen auf der Heimreise durch die Städte, die die Perlen der flandrischen Schätze enthalten. Brügge, Gent, Antwerpen, Brüssel, Npern —

wer würde sie nicht besuchen? Auch wagt man wohl einen Abstecher nach Holland und Frankreich hinüber, weil das „Jenseits der Grenze“ stets einen gewissen Reiz behält. Aber man reist selten. Lustig geht es dagegen auf den Uferbahnen und elek-



Fischerbarke von Blankenberghe.

trischen Trams zu, die zwischen den einzelnen Orten verkehren. Das ist bequem und unterhaltsam, gar nicht anstrengend. Man macht sich auf diese Weise Kaffeewisiten, besser gesagt Aperitivvisiten, denn Belgier und Franzosen nehmen den Kaffee unmittelbar nach dem Essen. Die Deutschen namentlich sind daher das Glück der Konditoren in Blankenberghe und heyst um die vierte und fünfte Nachmittagsstunde. Frau Nachbarin, noch ein Täschchen?



Die „Rue de l'Eglise“ in Blankenberghe.



Villen an der Digue von Blankenberghe.



Der Ostender Strand, vom Kurfaal aus gesehen.



Strand und Düne von Middelburg.



Burgenbauten im Sand.

Ich komme aber nochmals auf die Eigenarten des belgischen Badestrandes zurück. Ich habe sie im geographischen und architektonischen Sinn und auch im geselligen erklärt. Es fehlt nur noch die Auslegung der gesellschaftlichen Eigenart dieser Orte. Ich glaube fast, daß sie es in erster Reihe ist, die die Leute aus dem deutschen Hinterland so gern und immer mehr an den belgischen Strand zieht, selbst dann noch, und dann vielleicht noch mehr wie je, wenn in Ostende die Kugel des Roulette nicht mehr rollen wird. In den belgischen Bädern weht die Freiheit. Bitte, Freiheit und nicht Unanständigkeit, sagte ich. Hier lebt jeder nach seinen Launen und giebt aus, was und wie er will. Man lebt und läßt leben, man bewundert, aber man beneidet nicht. Und dahinein rauscht und braust das Meer, das ja wohl oder übel mit von der Partie sein muß. Glückliche Kinder traben auf geduldigen Eiern vorüber oder patschen mit aufgerollten Höschen, Buben und Mädels, durch die Lachen, die die Ebbe auf dem Meeresboden gelassen hat, um Krabben und sonstige Schalthiere zu fangen. Die Digue, die Strandpromenade, monumental mit ihren glänzenden Fliesen, dieser unbeschreibliche Salon kosmopolitischer Eleganz und des Luxus, diese Digue, die über dem eigentlichen Strand in der Sonne flimmert und gleißt, sie, mehr oder weniger prächtig, ist der Stern der Schönheit, der traumhafte Zauber, der die belgischen Badeorte umkreist und in ihrer Art einzig dastehen läßt.

Wen könnte die Ungebundenheit des Badeslebens hier wohl verletzen, wer nur daran denken, das flüchtige Glück dieser Stunde durch Gesetze und Bedenken beschränken zu wollen? Der Freiheit keine Badeschranken. Verrauscht die Stunde, wo jede Etikette fällt, verrauscht so schnell, wie der Gisch der Wogen, so kehrt die form und höfliche Lebensart zurück unter die Gesellschaft, die des Vormittags noch gemeinsam schäkerte und tobte, die aber des Nachmittags kalt und förmlich im starren Panzer der Konvention und der gegenseitigen Duldung aneinander vorüberbrauscht, als hätte nie die böse Welle ein kapriziöses Spiel mit ihr getrieben. Aus dem Wasser, aus dem Sinn, könnte man hier sagen. Und so muß man dem belgischen Badesleben das Lob des Eigenartigen, Reizvollen, Pikanten singen. Es öffnet sich allen Bänden. Selbst unter den Orten des belgischen Strandes waltet ja eine gewisse Hierarchie. Beugen sich auch die übrigen Orte vor Ostende wie vor einer Königin, und vor Blankenberghe wie vor deren Oberhofmarschall — in ihrem organischen Wesen, in ihrem Leben und Streben gleichen sie sich alle. Derselbe Wind der Freiheit, der gesunden Ungezwungenheit weht über sie dahin, und über ihnen allen funkeln die alten Sterne ungeschmälerter Daseinsfreude. Wer von den belgischen Badeplätzen heimkehrt zu den eigenen Penaten, nimmt ein Teilchen jenes Blutes wunderbarer, lebenskräftiger Urwüchsigkeit mit, die im

Boden Flanderns weht und sich regen wird, so lange das Meer an seinen Dünen schäumt.

Alfred Rühemann.



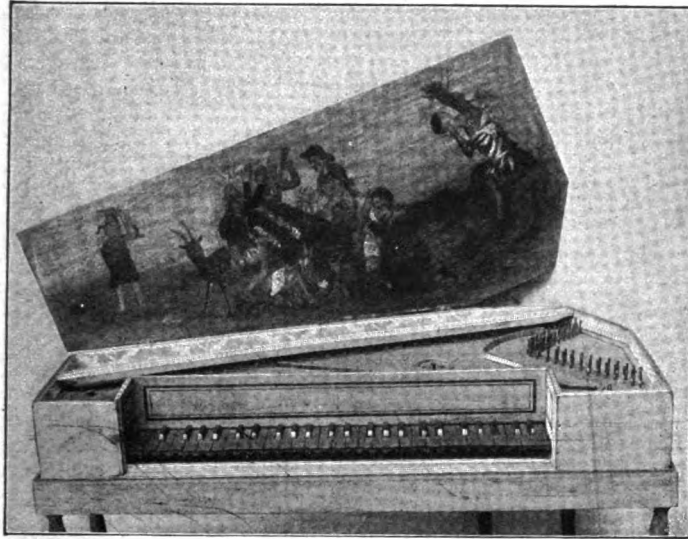


Abb. 1. Sechsfaitiges Spinnett aus dem 16. Jahrhundert.



Abb. 2. Kleineres und grösseres italienisches Cympanon.

Die grösste Musikinstrumentensammlung.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Die Berliner Königliche Sammlung alter Musikinstrumente, die unter der thatkräftigen Leitung ihres Begründers und langjährigen Vorstehers, des Universitätsprofessors Dr. Oskar Fleischer, eine immer sich steigende Beachtung gewann, hat unlängst durch den Ankauf der Snoeckschen Musikinstrumentensammlung in Gent einen imponierenden Zuwachs erhalten, der insofern entscheidend für ihre Bedeutung ist, als er sie mit einem Schlag an die Spitze selbst der hervorragenden aller ähnlichen staatlichen und privaten Sammlungen stellt. Wir verdanken diesen in wissenschaftlicher, künstlerischer, wie

kunstgewerblicher Hinsicht gleich wichtigen Erwerb ausschließlich der weitstichtigen Liberalität unseres Kaisers, der die Mittel dazu im Betrag von zweihunderttausend Mark, nachdem das preussische Finanzministerium jahrelang geäußert und sich zweimal geradezu ablehnend verhalten hatte, großmütig aus dem kaiserlichen Dispositionsfonds bewilligte.

Es kann hier selbstverständlich der hohe Wert dieser anerkannt berühmtesten Privatinstrumentensammlung der Welt, die sich aus mehr als zwölfhundert Nummern zusammensetzt, nicht einmal andeutungsweise erschöpfend gewürdigt werden. Wir müssen uns vielmehr darauf beschränken, dem Leser aus der Fülle der vor-

Kuriosa und Unika auf Geratewohl einige wenige illustrativ und beschreibend vorzuführen, um ihn dadurch zum späteren Besuch der königlichen Sammlung anzuregen, die freilich erst im kommenden Herbst in den eigens für sie bestimmten Riesen Sälen der neuen Charlottenburger Heims unserer königlichen Hochschule für Musik dem Publikum zugänglich sein wird.

Auf Abb. 3 erkennt man un schwer in dem aufrecht stehenden Flügel des ehemaligen Wiener Instrumentenbauers J. Wachtl einen Vorgänger unseres heutigen Pianinos. Der Resonanzboden des aus dem Anfang des neunzehnten Jahrhunderts stammenden Instruments ist aufwärtsgerichtet; durch diese senkrechte Lage der Saiten zur Taste wird der Hammermechanismus natürlich gleichfalls verändert: der Hammer schlägt die Saite nicht von unten, sondern seitlich an. Offenbar hat der Erbauer bei einer derartigen technischen Spezialität in erster Linie auf die damals in Bürgerhäusern üblichen kleinen Stuben Bedacht genommen; denn der Vorteil, den der Flügel gewährt, besteht fast lediglich in der starken Raumersparnis beim Aufstellen, während der Nachteil darin zu suchen ist, daß die aufwärtsstrebende rechtwinklige Dreiecksform sich nicht jedem Zimmerinterieur wohlgefällig einordnet. Diesen ästhetisch fühlbaren Mißstand hat der Künstler durch eine geschmackvoll angebrachte Draperie und durch allerlei Figurenwerk, besonders durch eine wundervoll aus Holz geschnitzte Apollonfigur mit vergoldeter Lyra, erfolgreich wettzumachen versucht. Auch in allen übrigen Einzelteilen verrät der Flügel die Sorgfalt eines Meisters, der mit seiner Schöpfung individuell verschmilzt.

Ein aufgeklapptes, zum Spielen fertiges Bibelregal bietet uns Abb. 5. Das Bibelregal ist eine Erfindung des Nürnberger Instrumentenbauers Koll, der im sechzehnten Jahr-



Abb. 3.

Flügel aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

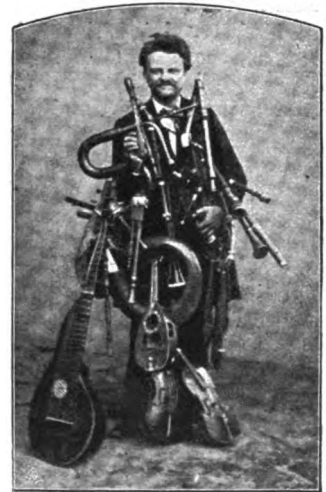


Abb. 4. Dr. César Snoeck, bisher Besitzer der Genter Musikinstrumentensammlung.

hundert auf die Idee kam, als Ersatz für die Orgel ein kleineres Instrument zu erbauen, das nicht wie diese einen umfangreichen Apparat an Pfeifen und Bretterwerk brauchte und doch einen hinreichend starken Klang von sich gab, um beim Gottesdienst den Gesang der Gemeinde zu unterstützen. Er erzielte diesen Klang durch die Anwendung sogenannter Schnurrpfeifen, bestehend aus kleinen Metallkapseln mit abgestimmten Zungen, die durch den Wind eines Blasebalgs in Vibration gebracht wurden und beim Spiel der Finger auf den Tasten erklangen. Gewissermaßen ist so das Bibelregal der Ahn unseres heutigen Harmoniums, das freilich im Lauf einer dreihundertjährigen Entwicklung, und namentlich im letzten Jahrzehnt, an Klangschönheit unendlich gewonnen hat, dafür aber auch immer größer und komplizierter geworden ist. Von dem lächerlich primitiven Vorfahr konnte man naturgemäß keine Himmelsharmonien erwarten. Der Ton ist schnarrend, knarrend, quietschend, so daß seine oft unfreiwillig komische Wirkung noch heut in dem Ausdruck „Schnurrpfeiferei“ sprichwörtlich weiterlebt. In der damaligen religiöseren Zeit durfte zwar dieser allzu irdische Klang des Bibelregals, das in seine einzelnen Teile zerlegt und vom Organisten bequem unterm Arm getragen werden konnte, wie vom Pastor die Bibel, die frommen Kirchgänger kaum in ihrer Andacht gestört haben. Von den sehr wenigen auf uns gekommenen Exemplaren des Instruments gilt das in der Snoeck'schen Sammlung als das schönste; es ist aus Buchsbaum gefertigt, kunstvoll in Einlegearbeit ausgeführt und trägt auf dem Sammetbezug das seidengestickte Wappen des Kardinals de Granvelle.

Auch das sechssaitige Spinett aus dem sechzehnten Jahrhundert, das Abb. 1 zeigt, würde mit seinem näselnden Ton einem Paderewski oder d'Albert schwerlich genügen. Bemerkenswert an diesem Instrument ist das allerliebste, mit Emblemen aus der Welt der Tiere und Narren geschmückte Geinilde auf der Innenseite des hochgeklappten Deckels, das in der Hauptsache die sogenannte Katzenorgel König Philipps des Zweiten von Spanien bildlich vor Augen führt. Die Katzenorgel war die grausame Erfindung eines in Ungnade gefallenen Höflings, der Katzen verschiedener Größe und verschiedenen Alters dergestalt in eine leere Orgel sperrte, daß die Pfoten der gequälten Tierchen die Tasten und ihre Schwänze die Blasebalgzüge bildeten; durch Drücken der Pfoten und Ziehen der Schwänze kam eine Katzenmusik im wahrsten Sinn

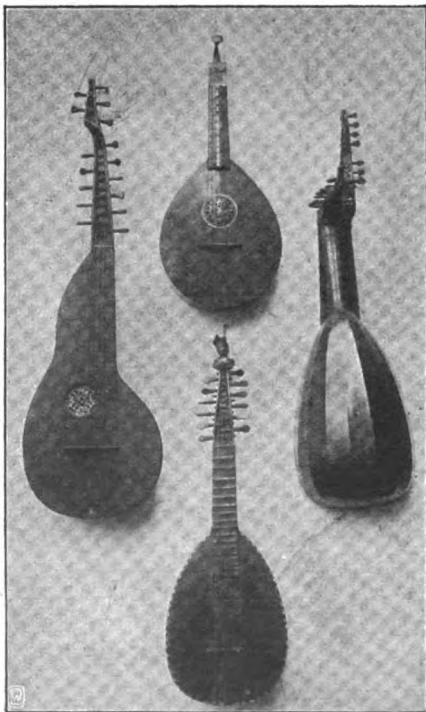


Abb. 6. Vier verschiedene Formen der Laute.

des Wortes zu stande, deren klägliche Töne die Ohren des bigotten Königs wie seiner höfischen Schmeichler mit höchstem Entzücken erfüllten und dem schlauen Erfinder die Gunst des Monarchen im Flug zurückgewannen. Heutzutage würde man gegen eine so raffinierte Brutalität vermutlich schleunigst die Polizei und den Tierschutzverein mobil machen.

Auf Abb. 2 erblicken wir oben ein kleineres, unten ein größeres italienisches Tympanon, gebräuchlicher Zimbel genannt, beide Vorfahren des späteren Spinetts, dessen Name Klavizimbel an den noch heute üblichen Namen dieses Instruments erinnert. Wer jemals, etwa in einem der vornehmen, aristokratischen Restaurants im Wiener Prater, echte Zigeuner mit unverfälschter orientalischer Verve und Virtuosität das Zimbel spielen hörte, der wird es den Damen des achtzehnten Jahrhunderts gewiß nicht verdenken, daß sie das damalige Tympanon zu ihrem Lieblingsinstrument erkoren. Zu den eifrigsten Liebhabern des heutigen Zigeunerzimbels gehörte der verstorbene Johannes Brahms, der gern und häufig seinen perlenden Klängen zu lauschen pflegte.

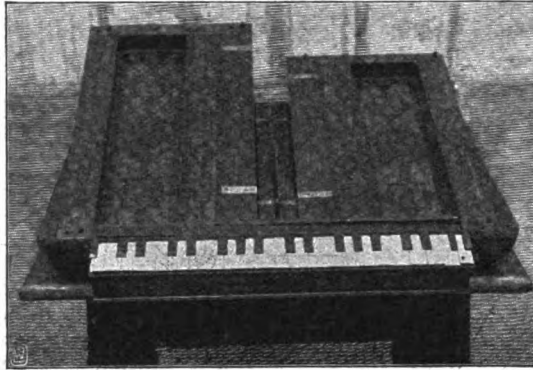


Abb. 5. Bibelregal in aufgeklapptem Zustand.

Auch die Laute, von der Abb. 6 vier verschiedene Formen aufweist, war einmal, vornehmlich im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, das bevorzugte Instrument der feinen Gesellschaft, und sie spielt noch heute in den Herzensergüssen schmachtender Poeten eine Rolle, obwohl nicht viele von ihnen ein leibhaftiges Exemplar dieser Gattung je gesehen haben dürften. Unter den vier auf dem Bild vereinten größeren und kleineren Lautenvarietäten ist die linksseitige, größte eine französische Basslaute, der man den wunderlichen, noch nicht erklärten Namen Theorbe gegeben hat. Ihre untere französische Kollegin zeichnet sich durch besonders reizvolle künstlerischezier aus: auf dem hellgoldenen Lack sind farbig schön abgestimmte Guirlanden sichtbar, und das Wirbelbrett wird von dem prächtig geschnitzten Kopf einer gepanzerten und behelmschten Frau, einer Art Walküre, gekrönt. Die obere Laute ist englische, die rechtsseitige italienische Arbeit.

Zwei Lauten kleinerer Form aus dem achtzehnten Jahrhundert, wie sie noch heute in den italienischen Mandolinen sich lebendig erhalten haben, finden wir links und rechts unten auf Abb. 7. Das Mittelstück unmittelbar darüber stellt eine Flügelharfe aus dem siebzehnten Jahrhundert dar, deren durchgehender Resonanzboden beiderseitig, vorn und hinten, mit dünnen Metallsaiten bezogen ist und die man, vor sich auf den Tisch gestellt, mit beiden Händen spielt. Zu den Perlen der Sammlung zählen die links und rechts der Flügelharfe abgebildeten zwei Minnesängerharfen aus dem fünfzehnten Jahrhundert, deren wehmütige Betrachtung eine ganze Reihe lyrischer Empfindungen auszulösen ver-

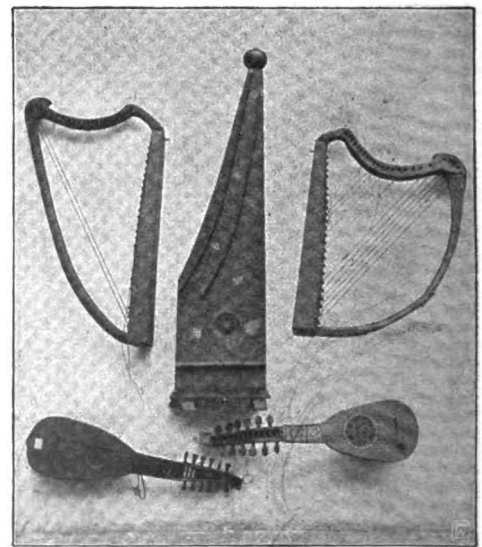


Abb. 7. Zwei Minnesängerharfen, eine Flügelharfe und zwei kleine Mandolinen.

mag, wenn auch die Saiten dieser Harfen zerrissen sind und ihr silberner Klang längst für immer verhallt ist.

Den findigen Entdecker und unermüdblichen Häuser aller der seltenen Kostbarkeiten, die die Sammlung enthält, lernen wir auf Abb. 4 kennen: sie zeigt uns den 1898 verstorbenen Genter Advokaten und Großkaufmann Charles César Snoeck

(sprich Snuck) als jungen Mann, umgeben von seinen Lieblingsinstrumenten, deren eins, die Baglaute, wir schon oben erwähnt haben. Unter den übrigen Instrumenten fällt neben Geigen, Klarinetten, Mandolinen und Schalmeyen ein Serpente genanntes Schlangeninstrument besonders auf; auch an einem schottischen Dudelsack fehlt es nicht. Max Stempel.

Sylter Sommertage.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Die größte der nordfriesischen Inseln im schleswigischen Wattenmeer, das altfriesische Silendi, Seeland, jetzt Sylt, sieht von Jahr zu Jahr ein festes, stets wiederkehrendes Stammespublikum auf seinem Boden. Nicht der Luxus moderner Modebäder, nicht übermäßige Eleganz und jeglicher mühsam der Hauptstadt entnommene Komfort ziehen diese Getreuen von Sylt in jedem neuen Sommer an den sturm- und wogenreichen Strand. Nein, im Gegenteil, man hat sich mit Fleiß und Erfolg bemüht, jenes dem wirklich Erholungsbedürftigen unerträgliche Uebermaß von Kulturwohlthaten und Raffinementsfortschritten diesem ungefesselten, echten Nordseebad künstlich vorzuenthalten. Das wilde Meer dort oben will nicht übertriebenen Genuß, sondern freies Genießen, nicht milde Fortsetzung des Großstadtlebens, sondern frischen, fröhlichen Kampf mit Wind und Wetter, nicht parfümierte, wohlaufrichtig frisierte See, sondern Sturm und Wellen seinem Freund und Gönner geben.

Darum kommen nach Sylt nicht die Modelustigen und die Internationalen. Ein treuer, naturfreudiger Stamm von Badegästen, ein paar Tausend wetterfester Menschen kehren jeden Sommer wieder und suchen und finden dort neue Kraft. Auch in diesem bösen Sommer unseres Mißvergnügens bauen in Westerland und Wennigstedt die Unermüdblichen ihre kühnen Strandburgen und trotzen allem Wasserüberfluß und Segen von oben. Denn auch im Nebel, in den wasserschweren Dünsten und Schwaden, bei grauem, dumpffolgendem Meer mit den weißen, sich überschlagenden Schaumkronen ist Sylt schön und genussreich.

Der gemeinsame Familienbadestrand, den die Badewerwaltung als eine der ersten in Deutschland der zusammengehörigen Familie eingeräumt hat, giebt Eltern und Kindern neue Freuden und ungeahntes Behagen. Der stetig, unaufhaltfam fallende Regen hält die Familienmitglieder so wie so



Scene aus dem Sylter Luftspiel: „Der Freier von Morsum“ von J. Johannsen.
Die beiden Liebesleute erhalten die Einwilligung des Vaters zur Heirat.

schon eng zusammen, man drängt sich in die kleinen Stuben und bei nur einigermaßen erträglichem Wetter in die Strandkörbe, man braut sich Grogg, trinkt gemeinsam eine mächtige „Sylter Welle“, ein steifes Gemisch von Punsch, Rotwein, Zitrone und Zucker, oder spielt einen soliden Skat, wie ihn unser Bild aus dem Sylter Atelier des Westerlanders Malers Korwan lebendig vorführt. Da sitzen berühmte Größen der Berliner Musikwelt, der Hofcellist Grünfeld, der Kammervirtuose Professor Sajic, der Kammerfänger der Wiener Hofoper Demuth, mit dem Inhaber der gemütlichen Stube fröhlich beisammen — bei Karten, Tobak und einem guten Trunkf.



1. Kammerfänger Demuth (Wien). 2. Kammervirtuose Sajic (Berlin). 3. Hofcellist Grünfeld (Berlin). 4. Maler Korwan (Westerland).

Ein gemütlicher Skat im Künstleratelier.

Schau-Hamburg, phot.

Und wenn man nicht derart genießt oder nicht badet oder nicht schläft, dann kann man auf dieser schönen Insel eine der interessantesten ethnographischen Studien machen, die uns Deutschland überhaupt noch bietet. Es geht auf dem Sylt der heutigen Tage ein starker Zug des Interesses von Westen, von Wennigstätt und Westerland, nach Osten, nach den uralten Dörfern Keitum und Morsum.

Die Kultur hat zwar auch hier, wie allerorten, die schöne Sylter Tracht, die eigenartige Sylter Bauart der Häuser, den ständigen Gebrauch der Sylter Sprache stark in den Hintergrund gedrängt, aber doch kann man in diesen Dörfern all dies in seinen Urbestandteilen noch finden, der Sylter hat hier seine alten Trachten noch, er spricht noch seine alte, friesische Sprache. Und es ist ein zweifellos großes Verdienst von Sprach- und Volkswissenschaft, wenn diese alten, echten Bestandteile durch Studien und Niederschrift, durch künstlerische Bearbeitung und Darstellung der Vergessenheit und Verkümmern entrisen und erhalten werden. Die Sylter Sprache (jü Sörling spröf), die sich natürlich am reinsten in den vom Fremdenverkehr abgelegenen Orten, in Keitum, Archsum und Morsum, bewahrt hat und die noch heute von ungefähr 3000 Einwohnern der Insel gesprochen wird, giebt ein typisches Bild der Friesen, einem harten, energischen Geschlecht, voll Eigenart und Widerspruch, aber fest in sich selbst und — wie der Sylter Wahrspruch lautet — lieber tot als Sklav!

Ein Sylter Zimmermann aus Keitum, ein armer, schwer arbeitender Mensch, Jarf Johannsen, hat durch seine Lust, zu fabulieren, durch prächtige Sylter Schauspiele die allgemeine Aufmerksamkeit der Kenner auf Ursprache und Sitte dieser alten Friesen gelenkt. Er dichtet in seiner freien Zeit nach des Tages Arbeit, er ist Regisseur seiner Stücke und Hauptdarsteller, er führt die langen, stillen Winterabende über seine Schwänke und Lustspiele im Verein mit jungen Syltern auf und findet bei den Zuschauern lebhaften Beifall und stets sich steigende Anerkennung seines Schaffens.

Bis vor kurzem waren diese Schauspiele nicht gedruckt, aber doch allenthalben bekannt, sie gingen beinahe homerisch von Mund zu Mund, und Johannsens Lieder wurden überall gesungen. Der Greifswalder Universitätsprofessor Dr. Theodor Siebs hat zwei Stücke Johannsens niedergeschrieben, mit Uebersetzung, Erläuterungen und Wörterbuch versehen und unter dem Titel: „Sylter Lustspiele“, den „Freier von Morsum“ und die „Liebeswerbung auf Sylt“ herausgegeben. Die Liebeswerbung ist ein gereimtes Sylter Liederpiel in einem Aufzug; schon das Personenverzeichnis schafft eine gute Laune:

Anne Marie, ein junges Blut —
Sylter Schlag, voll Uebermut.
Friedrich (Seemann), eifersüchtig,
Liebt sie sehr, ist brav und tüchtig.
Sören (Birknecht), ist ein Mann,
Der nur halbwegs Syltersch kann.
Mett, Sörens Schwester, wohnt ganz nah,
führt ihre kleine Wirtschaft da.

Das ist eine ursprüngliche, köstliche Naivität, die an Hans Sachs erinnert. Der Inhalt des Stückes ist dem Personenverzeichnis entsprechend.

„Der freier von Morsum“ (Di Frier fan Moasum, En klöchtlich karakterskelt me sjungen ön gen aptoch), ein lustiges Charakterbild mit Gesang in einem Aufzug, zeigt den Kampf eines lustigen, übermütigen Liebespaares mit einem unerwünschten freier, der nach der Personalcharakteristik „ein einfältiges, dummes, gutes Menschenkind aus Morsum“ ist. Das Stück beginnt mit einem einfachen Duett, das die Liebenden nach einer alten Sylter Canzweise singen:

Er: Sehnd vom Nachbarhaus
Blick ich nach dir stets aus;
Weiß doch ganz Sylt genau,
Wonach ich schau.

Sie: Wir werden Mann und Frau,
Vater ist doch nicht so schlau;
Mag er auch drohn und schrein,
Wir sagen nein!

Beide: 's ist ja doch nicht meine Schuld,
Glaub mir's und hab Geduld!
Herzinnig lieb ich dich
So wie du mich.

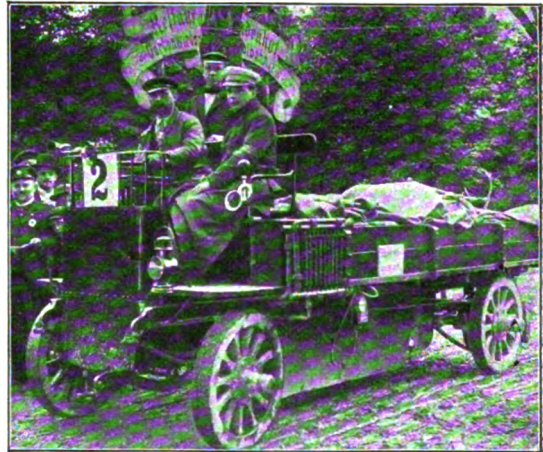
Die zwei Proben geben ein eindrucksvolles Beispiel von der schlichten, wahrhaften Volkspoesie, die hier in der Abgeschlossenheit der Insel, auf dem Boden eines reinen Volkscharakters und eines unvermischten Sprachstamms blüht.

Frig Hallberg.

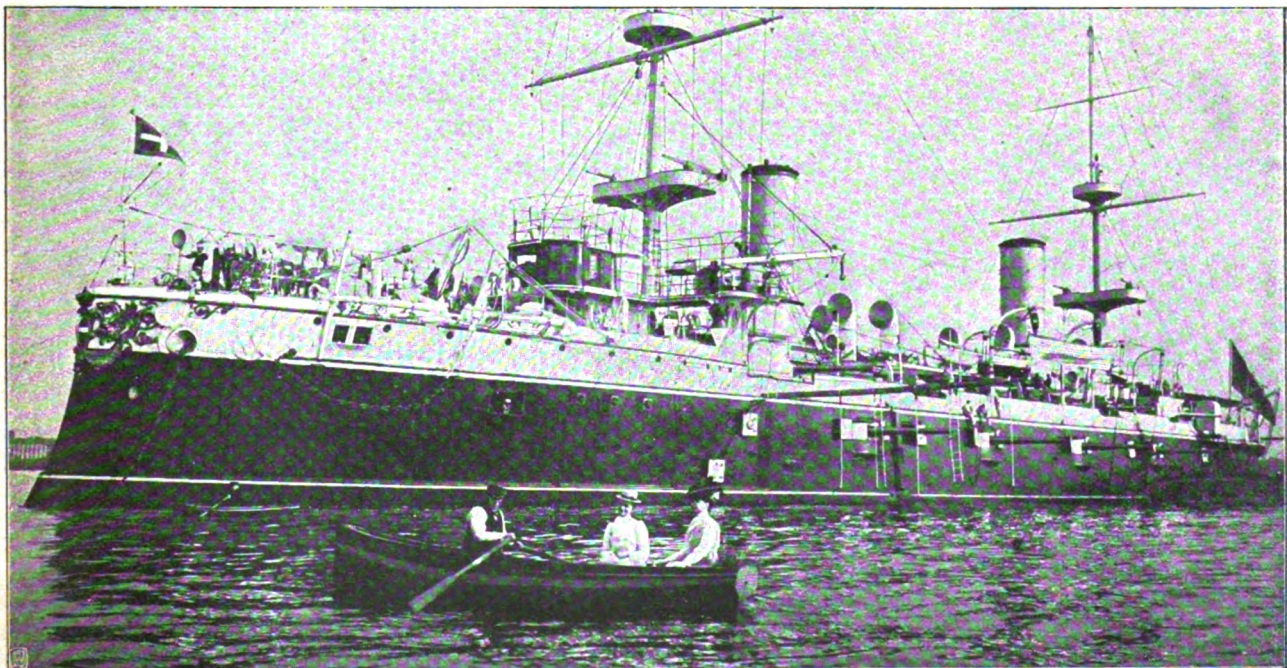
Bilder aus aller Welt.



1. Major v. d. Eich. 2. Major Jochmus. 3. Major v. Steuben. 4. Major Kubl. 5. Major Bahndorf.
Von der Schießübungsreise der Abteilung III b der Kriegsakademie: Gruppenbild der Teilnehmer.
 Hofphot. Karl Remde, Eisenach.



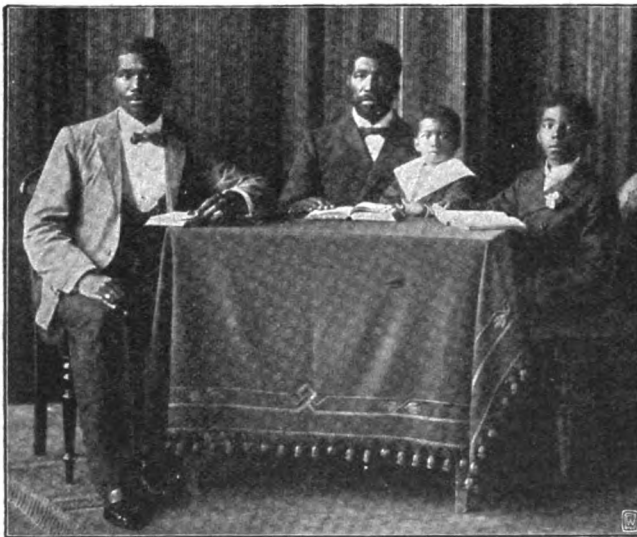
Der Lastwagen der Verkehrstruppen. Motoromnibus (I. Preis). Lastwagen (II. Preis).
Von der Konkurrenzfahrt der Motorlastwagen Leipzig-Eisenach.
 Hofphot. K. Jagemann, Eisenach.



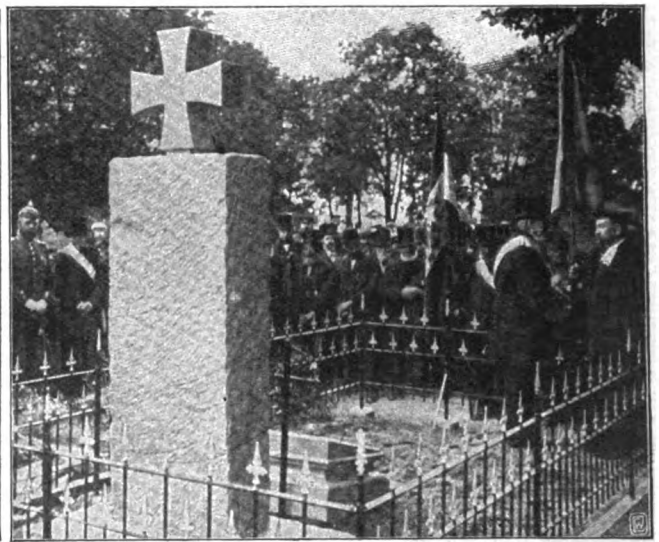
Das italienische Kriegsschiff „Carlo Alberto“ im Kieler Hafen.
 Phot. Arthur Renard, Kiel.



Vom Besuch der Töchter des Erbgrossherzogs von Luxemburg, Prinzessin Maria Adelheid und Charlotte, bei ihrer Grossmutter, Grossherzogin von Luxemburg, in Königstein im Taunus: Begrüßung durch die Schuljugend. f. Schilling phot.



Rudolf Manga Bell. Manga Bell. Manga Bell, Kameruns Oberhäuptling, und sein Sohn Rudolf Manga Bell in Berlin. Spezialaufnahme für die „Woche“.



Enthüllung des Denksteins zur Erinnerung an die Schlacht von Idstedt (1850) auf dem Friedhof von Marne in Süderdithmarschen. Ch. Badens, Marne phot.

Schluss des redaktionellen Teils.



DIE WOCHE.

Nummer 34.

Berlin, den 23. August 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 34.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1571
Umschau	1571
Die Nibelungenpiele zu Pöchlarn. Von Ignaz Pauer	1572
Table d'hôte	1573
Unsere Gardeschützen in Rheinsberg. Von Paul Bliß	1573
Unsere Bilder	1574
Das Buch der Woche	1577
Frauenchronik	1577
Die Coten der Woche	1578
Die Bortenwoche	1578
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1579
Gwendolin. Roman von August Niemann	1587
Die Brieftaube im Kriegs- und Seesdienst. Von E. Müller	1593
Aus der Welt der Blaujacks. Von Graf E. Reventlow. (Mit 10 Abbildg.)	1594
Gewürznelke und Kokospalme. Von Kurt Coeppen. (Mit 8 Abbildungen)	1598
Auf den Järder. Von Karl Eugen Schmidt. (Mit 8 Abbildungen)	1599
Der Pariser Robinon. Von Käthe Schirmacher. Paris. (Mit 3 Abbildg.)	1603
Es war ein alter König Von Rudolph Strag. (Schluß)	1604
Eine polnische Tragödin in ihrem Heim. Von J. Korm. (Mit 1 Abbildung)	1608
Neues von den Unifern. Von Dr. E. Bade. (Mit 3 Abbildungen)	1610
Die lieben Nächsten. Plauderei von Max Kretzer	1611
Die Lieberjarte. Gedicht von Elia Laura von Wolzogen	1612
Das erste Offiziersdamenheim. Von Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein. (Mit 4 Abbildungen)	1613
Was die Richter sagen.	1614
Bilder aus aller Welt	1615

Man abonniert auf die „Woche“:

In Berlin und Vororten bei der Hauptredaktion Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberrnstr. 29; Breslau, Schweidnitzerstr. Ede Karstr. 1; Cassel, Obere Königsstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Seestr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 89; Eibfeld, Herzogstraße 38; Effen a. Rh., Limbederplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63; Görtitz, Luisenstr. 16; Halle a. S., Mühlstr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holstenstraße 6; Köln a. Rh., Hohenstraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 65; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 26 (Domfreiheit); Nürnberg, Lorenzstraße 30; Stettin, Breitelstraße 45; Stuttgart, Königsstraße 11. Wiesbaden, Kirchgasse 26; Zürich, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

14. August.

Wie aus Lyon gemeldet wird, hat das dortige Appellgericht die Anlegung von Siegeln an der Ordenschule von Saint Charles für ungesetzlich erklärt.

Beide Kammern von Neusüdwales nehmen ein Gesetz betreffend das Wahlrecht der Frauen an.

15. August.

Der Kaiser trifft zum Besuch der Ausstellung in Düsseldorf ein und tritt von dort aus eine Rheinreise an.

Aus Lüdenscheid kommt die Nachricht vom Ausbruch einer heftigen Typhusepidemie.

In Hamburg bricht wegen einer neuen von der Polizei erlassenen Droschkenordnung ein gemeinsamer Streik der Fuhrherren und Kutscher aus. Sämtliche nummerierten Droschken und Taximeter bleiben außer Betrieb.

In China wird die Uebergabe Tientsins an die chinesischen Behörden vollzogen.

Nach der amtlichen Zählung der bei der Reichstagsersatzwahl im Kreis Kulmbach-Forchheim abgegebenen

Stimmen ist eine Stichwahl zwischen dem Kandidaten der Zentrumspartei und der Nationalliberalen notwendig.

16. August.

Die Burengenerale Botha, De Wet und Delarey kommen in London an, wo sie von Roberts, Kitchener und Chamberlain empfangen und von der Bevölkerung begeistert begrüßt werden.

Das deutsche Kriegsschiff „Gazelle“ geht von Curaçao nach La Guaira, der Hafenstadt von Caracas, in See.

König Eduard von England hält auf der Reede von Spithead eine Flottenparade über 108 Kriegsschiffe ab.

17. August.

Im Hafen von Kapstadt findet ein Zusammenstoß zwischen der britischen Bark „Higfields“ und dem Hamburger Dampfer „Kaiser“ statt. Dieser wird nur leicht beschädigt, während die Bark zu Grunde geht. Von der Besatzung werden nur vier Personen gerettet, während dreiundzwanzig den Tod finden.

Aus Caracas wird gemeldet, daß die Kommandanten der fremden Kriegsschiffe vor Punto Cabello mit dem Befehlshaber der Stadt für den Fall eines Angriffs der Aufständischen auf die Stadt Vereinbarungen zum Schutz der Ausländer getroffen haben.

18. August.

In der Bretagne werden die letzten drei Ordenschulen geschlossen.

In Frankreich werden die Sitzungen der Generalräte eröffnet.

19. August.

Bei der Enthüllung des Kaiserin Friedrichdenkmals in Homburg v. d. H. hält der Kaiser selbst die Gedächtnisrede auf die verewigte Mutter.

Eine Versammlung der Ausständigen in Hamburg beschließt, den Droschkenstreik einstweilen auszusetzen, unter der Voraussetzung, daß die neue Droschkenordnung geändert wird.

Der Schweizer Bundesrat verbietet zwölf französischen Orden und Kongregationen den weiteren Aufenthalt in der Eidgenossenschaft und fordert sie auf, die Schweiz innerhalb drei Monaten zu verlassen.

Die Burengenerale Botha, De Wet und Delarey treffen im Haag ein.

20. August.

In Fulda tritt die Konferenz der preussischen Bischöfe zusammen.

In Kronberg findet unter Teilnahme des Kaisers die Enthüllung des Kaiser Friedrichdenkmals statt.



Umschau.

Die Ablehnung der Mittel für Kunstzwecke durch die Mehrheit des bayrischen Abgeordnetenhauses hat den Kaiser zu einer bemerkenswerten Kundgebung veranlaßt. In seiner temperamentvollen Art hat er an den Prinzregenten Luitpold ein Telegramm abgesandt, worin er seiner Empörung ungeschminkten Ausdruck verleiht über die schändliche Undankbarkeit, denen sich nach seiner Auffassung die Kammermehrheit durch ihren Beschluß gegen das Haus Wittelsbach und insbesondere gegen den Prinzregenten schuldig gemacht hat. Zugleich bittet der Kaiser, die abgelehnte Summe zur Verfügung stellen zu dürfen. In seiner Antwortdepesche sagt der Prinzregent dem Kaiser für sein hochherziges Anerbieten wärmsten Dank und fügt hinzu, daß durch den Edelsinn eines seiner Reichsräte die

bayrische Regierung bereits in die Lage versetzt sei, die Kunst weiterfördern zu können. Auf die parlamentarischen Vorgänge geht der Prinzregent nicht ein. Die Veröffentlichung des Depeschenwechsels, die von Berlin aus veranlaßt wurde, oder, wie in Bayern behauptet wird, sogar auf Befehl des Kaisers geschehen ist, hat dort große Erregung hervorgerufen. Die Bayern, zumal die bayrischen Partikularisten, wollen das Telegramm des Kaisers nicht als eine private Meinungsäußerung gelten lassen, sondern erblicken darin einen Eingriff des Reichsoberhauptes in die innere Politik des Bundesstaats.

Die tapferen Burengenerale Botha, De Met und Delarey sind in England von den offiziellen Kreisen in einer ehrenvollen Weise empfangen worden, die die Sieger ebenso ziert, wie die Besiegten. Auch hier zeigte sich wieder das Bestreben, die Buren nach Möglichkeit die Vergangenheit vergessen zu machen. Chamberlain, der während des Guerillakriegs die Worte zur Verurteilung der süd-afrikanischen „Banden“ nicht hart genug wählen konnte, fand sich mit Roberts und Kitchener zur Begrüßung der Führer ein, und König Eduard selbst ließ bei der Audienz, die er ihnen gewährte, keinen Zweifel, wie sehr er die tapferen Vaterlandskämpfer in ihnen achte.

Der französische Kulturkampf hat in seinem weiteren Verlauf doch noch zu allerhand recht unliebbaren Zwischenfällen geführt; namentlich die Landbevölkerung in der Bretagne hat sich mit großer Hartnäckigkeit der Schließung der Ordenschulen widersetzt. Allein, wenn es auch für Gendarmerie und Militär sehr unangenehm ist, bei Erfüllung ihrer Pflichten mit Unrat und brennenden Strohbindeln beworfen zu werden, so sind doch andere Erscheinungen bedenklicher. Das schlimmste ist, daß Offiziere sich der Gehorsamsverweigerung unter Berufung auf ihr religiöses Gefühl schuldig gemacht haben. Die französische Regierung ist der Meinung, daß der Widerstand gegen ihre Maßnahmen nicht auf religiösen, sondern auf politischen Gründen beruhe, sie sieht darin royalistische Umtriebe. Leider aber haben die bedauerlichen Vorkommnisse sie selbst nervös gemacht. Der Kriegsminister André hat es sich nicht versagen können, um die Notwendigkeit unbedingter Subordination zu erweisen, in einer Rede mit dem Gedanken eines Revanchekriegs zu spielen. Durch eine Ministerrede wird zwar der Friede nicht in Frage gestellt, aber die Ansprache des Herrn André zeigt doch, daß in Frankreich immer noch die Neigung besteht, innere Schwierigkeiten durch Ablenkung der Aufmerksamkeit nach dem Ausland zu bekämpfen.

In Hamburg ist ein Droschkenstreik bereits nach fünf-tägiger Dauer beigelegt worden, aber die kurze Zeit hat genügt, um die verhängnisvollen Folgen eines solchen Ausstands allen klar vor Augen zu führen. Hervorgehoben war er durch eine neue Droschkenordnung, die am 1. September in Kraft treten sollte. Einzelne Bestimmungen des neuen Reglements stießen sowohl bei den Fuhrherren, als auch bei den Kutschern auf den lebhaftesten Widerspruch, und da die Polizeibehörde zunächst nicht die mindeste Neigung zur Nachgiebigkeit bekundete, machten in diesem Fall einmal Arbeitgeber und Arbeitnehmer gemeinsame Sache und stellten den Betrieb ein. Den Droschkenkutschern schlossen sich bald andere an, und bereits drohte der Anschluß der Straßenbahnangestellten. Der Verkehr litt in solcher Weise, daß nunmehr die Polizei doch vorzog, Entgegenkommen zu zeigen. Sie erklärte sich bereit, wenn der Fahrbetrieb sofort wieder aufgenommen würde, den Termin für das Inkrafttreten der Droschkenordnung bis zum 1. Januar hinauszuschieben und inzwischen das neue Reglement unter Berücksichtigung der Wünsche der Interessenten noch einmal nachzuprüfen. Auf dieser Grundlage kam eine Vereinbarung zu stande, die dem Streik vorläufig ein Ziel setzte.

Die Nibelungenspiele zu Pöchlarn.

Wer das herrliche Stück Niederösterreich, so da Wachau benamset ist, kennt, durch das die Donau in vielfachen Windungen und Krümmungen schlängelnd dahinflutet, dem drängt sich wohl der Gedanke an das schlafende Dornröschen auf, mit dem Wilhelm Schriefer diesen prächtigen Erdenwinkel so treffend verglichen hat. Dornröschen an der Donau schläft im stillen Gottesfrieden schon manch Jahrhundert, und die Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft sorgt dafür, daß seine Ruhe auch in moderner Zeit nicht mutwillig gestört werde, und läßt ihre Schiffelein daher nur selten verkehren, obwohl die landschaftlichen Reize hier sich mit denen des Rheins wohl messen dürfen.

Nun aber ist der Moment der Erlösung erschienen, der Prinz „Gedanke“ ist gekommen, im flimmernden Kleid, hat Dornröschen wach geküßt, und schon beginnt es sich zu regen, und mit ihm erwachen auch die Helden und Recken wieder, die in grauer Vorzeit gekämpft und gelitten, die minniglichen Frauen und Mägdelein, von denen uns deutsche Lieder und Sagen Kunde geben, sie erstehen wieder, um aufs neue zu haften und zu lieben wie einst . . .

Wilhelm Schriefer, der Sänger der österreichischen Romanzen, hat es angeregt, dem edlen Grafen Rüdiger zu Pöchlarn — dem Bechelaren des Nibelungenliedes — ein Denkmal zu errichten. Gleich jenem Denkmal Hermanns im Teutoburger Wald sollte es ein Wahrzeichen deutscher Creue, deutscher Sitte und Gesinnung werden und, weiß Gott, die durch Parteihader aller Art voneinander getrennten Deutschen Oesterreichs haben, wie sonst wohl nirgends, ein solches Denkmal nötig, zu dem sie pilgern könnten in den Zeiten schwerer Heimsuchung und an dessen Stufen sie sich finden würden, um gemeinsam anzukämpfen gegen die gemeinsame Gefahr slawischer und magyarischer Ueberhebung.

Diese Idee ergänzend, schlug Schriefer dieser Zeilen vor, dort auf historischem Boden volkstümliche Nibelungenspiele zu veranstalten, deren Erträgnis zur Deckung der Denkmalkosten bestimmt sein sollte. Der Gedanke wurde mit Begeisterung aufgenommen, und die gesamte Presse spendete ihm einmütigen Beifall.

Es bildete sich schnell der Verein „Bechelaren“, dessen Mitglieder sich aus den einflußreichsten Persönlichkeiten Pöchlarns und Niederösterreichs zusammensetzten. Man trat an den Landtag heran, und dieser bewilligte eine namhafte Summe als vorläufigen Beitrag für die ersten Vorauslagen. Nun soll ein großes Festspielhaus errichtet werden, von dem aus die Zuschauer einen Ausblick auf die Donau und die Reste der Burg Rüdigers genießen. Dort landet das zu erbauende Nibelungenschiff mit mehr als fünfhundert Personen. Diese ungeheure Comperferie wird aus den Einwohnern gestellt, während die führenden Rollen von tüchtigen Berufsschauspielern übernommen werden sollen.

Für die beste volkstümlich-dramatische Bearbeitung des Nibelungenliedes sollen Preise ausgesetzt werden.

Und nun noch eins!

Infolge der politischen Verhältnisse Oesterreichs wird alles, was immer austauchet und die Öffentlichkeit bewegt, sofort durch die Parteidrille betrachtet. Das sollte aber in diesem Fall nicht geschehen. Das Nibelungenlied ist ein National-epos der Deutschen, ein Sang, wie kein Volk der Welt, außer den Griechen, einen ähnlichen aufzuweisen hat, und jeder Deutsche, mag sein politisches Glaubensbekenntnis wie immer lauten, hat Anrecht auf seine Literatur, Anrecht auf seine Dichter, deren Besten einer uns in Begeisterung einst die mahnenden Worte zugerufen hat:

„Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern,
In keiner Not uns trennen und Gefahr!“

Dann werden die Nibelungenspiele zu Pöchlarn vielleicht dazu berufen sein, den Deutschen Oesterreichs den Weg zur Einigung auf dem Boden nationaler Kunst und Dichtung zu weisen, um sie so, nach langen Irrfahrten, endlich wieder heimfinden zu lassen.

Ignaz Pauer.

Table d'hote.

Ich weiß nicht, wer die Table d'hote erfunden hat, aber es muß wohl derselbe Menschenfreund gewesen sein, dem wir die unregelmäßigen griechischen Verba verdanken.

Stellen Sie sich gefälligst vor: da kommen Sie auf der Reise ins Hotel, Sie möchten gern nach eigenem Gusto, zur gewohnten Stunde und im beliebigen Tempo speisen, Sie möchten, nachdem Sie einen halben Tag im dicksten Volksgewühl auf den Beinen waren, ihren kulinarischen Ehrgeiz in stiller Beschaulichkeit befriedigen, vielleicht eine Zeitung dabei lesen — ja, was möchten Sie nicht alles! Reist man doch hauptsächlich, um ein freier Mann unter Fremden zu sein.

Doch was sind Hoffnungen, was sind Entwürfe! Ihre Gelüste kollidieren mit den Absichten einer höhern Instanz. Der Hotelwirt dekretiert den Table d'hote-Zwang, und dieser Zwang ist, wie Sie wissen, beinahe ein physischer. Suchen Sie sich ihm zu entziehen, so werden Sie vom ganzen Betriebspersonal mit Blicken bedacht, die das Gegenteil schmeichelhafter Würdigung ausdrücken — und als alter Weltbummler wissen Sie, welches Maß von Geringschätzung die feierlich Befrachten in ihre Blicke zu legen verstehen, ganz gleich, ob Sie sich im Reich der Mitternachtssonne oder im Schatten des Aetna befinden. Ueberdies haben Sie eine bedeutende Erhöhung des Zimmerpreises zu gewärtigen. Wollen Sie apart speisen, so zahlen Sie für ein einzelnes Gericht fast soviel wie für die ganze Table d'hote. Also, es hilft Ihnen nichts, und widerstrebend fügen Sie sich aufs neue in den Zwang der Ihnen unsympathischen Massenabfütterung.

Eine lange, langweilige Tafel mit zwei Reihen Menschen, die sich gebärden, als ob sie eben an einer wüsten Insel gestrandet wären und nichts als Wasser und Luft um sich hätten. Stimmung reserviert, wie im Wartezimmer eines Arztes; nur ganz verstohlen huschen neugierige Blicke über die Tafel. Man ist sehr vornehm, denn man thut auf Reisen immer gern so, als ob man mit dem Großherzog von Gerosstein auf du und du stände, und man braucht es ja nicht aller Welt auf die Nase zu binden, daß man ein Kravattenmacher aus Dingsda ist. Deshalb bestreift man sich gern jener kalten, hochmütigen Gezwungenheit, die bei unsern Steifsteinen als unübertrefflich „korrekt“ und „tadellos“ gilt, aber jeden natürlichen Menschen ungefähr so animiert, als wenn man ihm untersehens einen Cocktail zwischen Hals und Hemdtragen gießt.

Diesem großartigen Inkognito, in das sich der reisende Kulturmenschen gern hüllt, entspricht so recht die pomphaft aufgedonnerte Armseligkeit der Durchschnitts-Table d'hote in manchen Sommerfrühen und Badeorten. In Deutschland ist es löblicher Weise selbst in sehr wohlhabenden Kreisen nicht üblich, mittags mehr als drei bis vier gute Gänge zu servieren, dazu wird ein Glas Bier oder ein Schoppen leichten Weins getrunken. Die Vornehmthuerei der Table d'hote nötigt uns zwar sechs bis acht Gänge auf, aber man braucht trotzdem keine Magenüberfüllung zu befürchten, denn aus jeder schlechtgefüllten Schüssel grinst uns ein Dantesches „Lasciate“ an. Dazu müssen wir einen teuren Wein trinken, dessen Etikette einen pompösen Namen trägt, während die Qualität oft genug nach Schlesiens lieblichen Nebenhängeln zuständig ist. Bekennt sich der Gast zum Antialkoholismus und fordert Seltwasser, so ist das, aus der Oberkellnerperspektive betrachtet, nicht bloß ein Unglück, sondern geradezu ein Malheur.

Man soll mir nicht Uebertreibung vorwerfen. Ich räume gern ein, daß es ausgezeichnet geleitete Hotels giebt, in denen man an der Table d'hote gut und preiswert speist, und fasse hier nur die minderwertigen ins Auge. Ich gebe ferner zu, daß man an diesen Wirtstafeln häufig angenehme und interessante Gesellschaft trifft. Meine Glöffen richten sich nur gegen die Institution im allgemeinen, weil sie mir höchst reformbedürftig erscheint. Ich verkenne ja keineswegs, daß ihr sehr praktische, das heißt für den Hotelwirt praktische Erwägungen zu Grunde liegen, denn erstens

ist der Hotelbetrieb — zumal in solchen Gegenden, die eine zeitlich eng begrenzte Saison haben — so kostspielig, daß der Wirt aus den Zimmereinnahmen allein nicht auf seine Rechnung kommt, sondern reichlich am Essen verdienen muß, und zweitens wird durch die gemeinschaftliche Speisung die Regie außerordentlich vereinfacht und verbilligt. Aber wenn die Hotelwirte so energisch ihre Interessen wahrnehmen, so kann man es den Couristen nicht verdenken, daß sie sich von ähnlichen Trieben leiten lassen. Nun giebt es allerdings viele Reisende, besonders Geschäftsreisende, die sehr gern an der Table d'hote speisen, aber nach meinen Erfahrungen befinden sie sich doch in der Minderheit; die überwiegend meisten Couristen möchten gern ihre Mahlzeiten einnehmen, wo, wie und wann es ihnen behagt. Ueberdies beeinträchtigt die Table d'hote, die in deutschen Hotels um 1 Uhr zu beginnen pflegt, in störender Weise die Tagesdispositionen.

Soviel ich weiß, haben wir es bei der Table d'hote mit einer spezifisch deutschen Einrichtung zu thun, wenigstens wird sie in andern Ländern bei weitem nicht so rigoros gehandhabt, wie bei uns. Alle Achtung vor der strammen deutschen Disziplin und gutgesinnten Vorschriftsmäßigkeit, aber daß es gerade nötig ist, diese Eigenschaften auch beim Essen in bengalische Beleuchtung zu rücken, will mir nicht recht in den Kopf, wenigstens nicht, wo Erwachsene in Frage kommen. Da ist mir der französische Stil, der von fast allen außerdeutschen Hotels adoptiert worden ist, in seiner legeren Zwanglosigkeit doch lieber. In Frankreich wird das Dejeuner zwischen 11 und 1 Uhr serviert, man kann innerhalb dieser Zeit kommen, wann man will, denn die schnell zu bereitenden Gerichte, wie Eierspeien, Kotelett und Fisch, sind immer fertig. Abends zwischen 7 und 8 Uhr findet das Diner statt. Man speist gewöhnlich an kleinen Tischen, allein oder in geschlossener Gesellschaft, getrunken wird fast durchgängig nur der bescheidene Landwein, von dem bei jedem Couvert eine Flasche à discretion steht und der im Preise der Mahlzeit eingeschlossen ist. Noch vernünftiger sind die größeren österreichischen Hotels, die zwar höhere Zimmerpreise als die unserigen nehmen, aber sonst keinerlei Essenszwang ausüben. Die Speisewirtschaften sind dort, auch wenn sie sich im Hotel befinden, vom Hotelbetrieb fast immer getrennt und unter selbständiger Regie.

Kein vernünftiger Mensch wird verlangen, daß die Hotelwirte mit Unterbilanz arbeiten sollen. Aber so viel ist sicher: die allermeisten Reisenden zahlen lieber einen höheren Zimmerpreis und sind dafür aller sonstigen Verpflichtungen ledig, als daß sie bei billigerer Unterkunft ein unverhältnismäßiges Plus für die aufgenötigte Kost zahlen und obendrein noch den lästigen Zwang der Table d'hote auf sich nehmen. Das Hotel wird dem anspruchlosen Couristen am meisten behagen, das ihm komfortable Zimmer und Betten liefert, ihn sonst aber so wenig wie möglich in Anspruch nimmt und das glückliche Gefühl der Ungebundenheit völlig auskosten läßt.

Globe-Trotter.



Die Gardeschützen in Rheinsberg.

Hierzu die Abbildung S. 1585.

Als ich vor zehn Tagen hier in Rheinsberg ankam, regnete es, langsam, aber sicher; der Himmel war bleigrau, und leichte Nebel hingen in den Bäumen, so daß von dem Idyll, das ich erhoffte, nichts zu sehen war, als eine Anzahl kleiner Häuschen, von Regen triefend, und trüblich dreinblickende Menschen, die ihren verschiedenen Beschäftigungen nachgingen. Das war mein erster Eindruck — schön war er gewiß nicht. Aber dennoch blieb ich hier und wartete, daß es besser werden würde. So wartete ich zehn Tage. Aber jeden Morgen zeigte der unbarmherzige Himmel dasselbe trostlos graue Gesicht, und jeden Tag beglückten uns immer von neuem die lieblichen Regenschauer, die schließlich auch den dickfelligsten Menschen durchnässen. Endlich war auch ich des Wartens müde und rüstete zur Abreise. Da

aber kamen einige hoffnungsstrolche Bürger und sagten: „Reisen Sie nicht, denn jetzt wird es bestimmt besser; jetzt kommen die Schützen, und wenn die da sind, ist es noch immer gutes Wetter geworden.“

Was glaubt man in der Sommerfrische nicht alles!

Und wenn man einen solchen Park hat, wie Rheinsberg ihn sein nennt, wird einem das Warten — selbst bei solidem Dauerregen — nicht allzuschwer.

Dieser Park! Jeder alte Baum, jedes alte Gemäuer weckt Erinnerungen, und Friedrich der Große, das ist der Name, der uns hier nicht mehr losläßt. Hier hat er vier Jahre als Kronprinz residirt, und hier schuf er ein Jpyll, das zum großen Teil für das spätere Sanssouci vorbildlich wurde. Zwar ist hier alles kleiner und schlichter, dafür aber wirkt es um so anheimelnder und ladet zum behaglichen Genießen ein.

Wie gesagt, selbst kalte Regentage lassen sich hier ertragen — wenn man warm angezogen ist.

Aber schließlich nimmt ja alles mal ein Ende, und so kamen denn am Sonnabend den 16. d. M. die so sehnsüchtig erwarteten Gardeschützen an. Hei, das gab ein Leben, als die schmucken Grünröcke einmarschierten! An allen Ecken und Enden regte es sich, und manches junge Mädchenherz schlug höher. Und siehe, kaum war das Militär eingerückt, da schien die Sonne, die wirkliche, warme Sonne, auf die ich seit zehn Tagen vergeblich gewartet hatte — nun war auch ich militärfreudig.

Seit dem Jahr 1885 kommen die Gardeschützen aus Groß-Lichterfelde alljährlich um diese Zeit hierher, um eine acht- bis zehntägige Schießübung hier abzuhalten, und jedesmal sind sie gerngesehene Gäste, die von den Bürgern aufs beste bewirtet werden. Zum Dank für die dargebotene Gastfreundschaft veranstaltet das Bataillon dann eine Vorstellung in dem eigenartigen Naturtheater des Parks, deren Ertragnis der Armenkasse Rheinsbergs zufließt.

Das Naturtheater, 1758 vom Prinzen Heinrich, des großen Königs Bruder, geschaffen, liegt versteckt in einem lauschigen Winkel des schönen Parks. Die Bühne, vom Zuschauererraum durch eine Tannenhecke getrennt, ist etwa dreiviertel Meter erhöht und wird nach hinten zu ganz schmal, die Kulissen werden abwechselnd von Tannen- und Buchenhecken gebildet. Der amphitheatralische Zuschauererraum faßt nahezu 2000 Personen. Kopf an Kopf gedrängt saß und stand das Publikum in diesem Theatersaal, dessen Plafond der herrlichste blaue Himmel war, dessen Wandschmuck das duftige Waldgrün bildete. Um halb fünf begann die Vorstellung. „Kyriz-Pyrix“ wurde gegeben. Darsteller waren Mannschaften des Gardeschützenbataillons. Natürlich wurden auch die Damenrollen von Männern gespielt.

Ich hätte gewünscht, die Verfasser Wilken und Justinus hätten diese Vorstellung noch erlebt. Sie hätten ihre helle Freude gehabt, mit solcher Hingabe und so flott wurde gespielt. Von geradezu verblüffender Wirkung waren die Darsteller der Damenrollen, die sich ehrlich mühten, ihre rauhen Kriegerstimmen zart abzutönen; und wenn dann und wann mal die Kopfstimme versagte und ein rauher Männerton mittenhinein sich verirrete, so wirkte das um so erheitender.

Der Erfolg war rauschend und wohlverdient, und Herr Hauptmann von Krosigk, der das Stück mit großem Geschick inscenirt hatte, konnte mit seiner strammen Truppe auch hier zufrieden sein.

Den Beschluß des festlichen Tages bildete ein Feuerwerk, das die Mannschaften auf dem Schloßplatz abbrannten.

Dann aber ging's zum Tanz, denn Rheinsbergs Mädchen wollen auch etwas von dem Vergnügen für sich haben.

Um Mitternacht war die Urlaubskarte abgelaufen. Schluß des Jubels, denn Montag früh um halb fünf heißt es, frisch sein: der Dienst beginnt!

Als ich aber Montag um 7 Uhr erwachte, war die Sonne jort, und wieder regnete es in Strömen . . . Paul Blig.

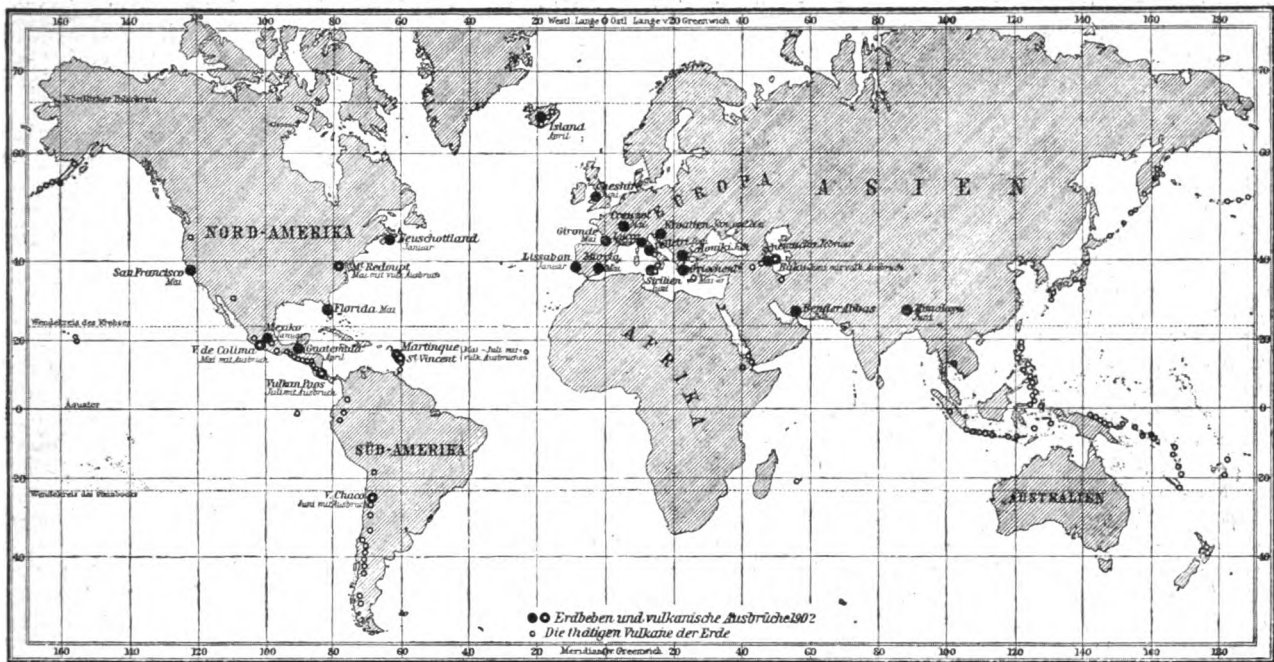
Unsere Bilder.

Der Kaiser auf der Düsseldorf'schen Ausstellung (Abb. S. 1579). Am 15. August hat unser Kaiser der Stadt Düsseldorf den Besuch abgestattet, den er ihr bereits vor einigen Wochen zugesagt hatte, der damals aber wegen des Todes des Königs Albert von Sachsen unterbleiben mußte. Leider konnte die Kaiserin, die sich während der letzten Tage ihres Aufenthalts in Kadinen ein leichtes Fußleiden zugezogen hat, ihn nicht begleiten. Im übrigen war es für die Stadt ein Festtag, den nicht der leiseste Mißklang störte. Vom Bahnhof, wo ihn Oberbürgermeister Marx begrüßte, begab sich der Kaiser alsbald durch die künstlerisch geschmückte Feststraße nach der Ausstellung, die er unter Führung der beiden Komiteevorsitzenden, Geh. Kommerzienrat Lueg und Professor Roeber, eingehend besichtigte. Den Eindruck, den das Ganze auf ihn machte, faßte er beim Abschied in die Worte zusammen: „Telegraphieren Sie meinem Sohn (der Kronprinz ist bekanntlich Protektor der Ausstellung, D. Red.), daß ich mit der Ausstellung höchst zufrieden bin.“ Eine besondere Freude wurde dem Kaiser durch den Empfang zu teil den ihm der bergbauliche Verein bereitere. Vor dessen Ausstellung waren nämlich zwei Kompagnien Bergleute in Galauniform aufgestellt, mit Kriegsmedaillen geschmückt. Der Kaiser gab seiner Genugthuung über diese Huldigung Ausdruck, indem er einige der älteren Teilnehmer durch kurze Ansprachen auszeichnete.

Denkmäler für Kaiser und Kaiserin Friedrich (Abb. S. 1580). Im Kurpark zu Homburg ist das erste Denkmal für die Kaiserin Friedrich errichtet und am 19. August in Gegenwart des Kaisers und der kaiserlichen Familie feierlich enthüllt worden. Der Kaiser selbst ließ es

sich nicht nehmen, auf die Mutter die Gedenkrede zu halten, in der er kurz den Lebenslauf der Verewigten und ihre hervorragenden Eigenschaften schilderte. Professor Josef Uphues hat in dem Kaiserin Friedrichdenkmal ein genaues Gegenstück zu seinem gleichfalls im Homburger Kurpark stehenden Denkmal des edlen Kaisers geschaffen. Die Büste aus Laaser Marmor erhebt sich in doppelter Lebensgröße auf einem einfachen Postament aus schwedischem Granit. Sehr kunstvoll hat Uphues die Verbindung zwischen Büste und Postament durch das Spitzentuch gebildet, das den Nacken und die Brust umhüllt. Das Antlitz hat der Künstler so dargestellt, wie er es aus jener Zeit in der Erinnerung trug, da die Kaiserin der tiefste Schmerz ihres Lebens getroffen hatte, der Tod ihres verehrten Gemahls. Am folgenden Tag fand wiederum in Gegenwart der kaiserlichen Familie die Enthüllung des gleichfalls von Uphues geschaffenen Denkmals für Kaiser Friedrich in Kronberg statt. In der Uniform der Pafewalker Kürassiere, ohne Helm, mit dem herabwallenden Mantel des Schwarzen Adlerordens, erhebt sich die Gestalt des Kaisers auf einem Postament inmitten einer halbrunden Balustradenanlage aus hellem, poliertem Granit. Uphues, der ein gleichartiges Standbild bereits für Wiesbaden geschaffen hat, folgte dabei den Intentionen der Kaiserin Friedrich.

Die Enthüllung des Kriegerdenkmals in der Sachsenklemme (Abb. S. 1581) war eins der denkbar eigenartigsten Feste. Sachsenklemme heißt der Ort bei Sterzing, wo am 7. August 1809 der heiße Kampf begann, in dem die Tiroler Schützen auf die unter Ronge herandrückenden Franzosen Steinlawinen und Baumstämme losließen. Das Denkmal ist der Erinnerung an den heldenhaften Freiheits-



Karte der Erdbeben und vulkanischen Ausbrüche im Jahre 1902.

Kampf der Tiroler geweiht. Das Eigenartige ist aber, daß dadurch nicht nur die siegreichen Tiroler geehrt werden sollen, sondern auch die Bayern und Sachsen, die damals an der Seite der unterliegenden Franzosen gegen die Tiroler kochten. So erklärt es sich, daß an den Enthüllungsfestlichkeiten außer dreitausend alten Tirolern auch weit über tausend bayrische Veteranen unter Führung des Generals von Waagen teilnahmen. Die ehemaligen Feinde des Tiroler Volks, das mit Stolz auf die ruhmreichen Tage von 1809 zurückblicken darf, haben sich eben, wie bei dem Festmahl der Statthalter Freiherr von Schwarzenau sagte, längst in Freunde verwandelt.

Die Rückgabe Tientsins an die Chinesen (Abb. S. 1582), die am 15. August stattgefunden hat, bedeutet einen weiteren Schritt zur Wiederherstellung normaler Zustände im Reich der Mitte, der vielfach einer falschen Beurteilung begegnet ist. Es handelt sich dabei keineswegs um ein über die Bedingungen des Friedensvertrags hinausgehendes Entgegenkommen der Mächte, sondern lediglich um die Erfüllung eingegangener Verpflichtungen. Denn nicht eine militärische Uebergabe ist vollzogen worden, sondern es hat nur die provisorische Regierung nach Beendigung ihrer Aufgabe die bürgerliche Verwaltung an die chinesischen Behörden zurückgegeben. Gleichzeitig hat allerdings ein großer Teil der fremdländischen Truppen die Stadt geräumt, aber es sind von ihnen so viel zurückgeblieben, wie vertragsmäßig vorgesehen war. Die angebliche Räumung Tientsins hat also nur infolge eines Mißverständnisses an manchen Stellen Beunruhigung hervorgerufen.

Die Wirren in Venezuela (Abb. S. 1582), die wir wiederholt besprochen haben, machen den Aufenthalt fremder Kriegsschiffe in den Gewässern des Karaischen Meeres zu einer unabweislichen Notwendigkeit. Deutschland hat bereits mehrere dort, die allerdings vorläufig noch an verschiedenen Stellen liegen, aber es könnte wohl kommen, daß, wie es früher schon einmal der Fall gewesen ist, „Dineta“, „Falke“ und „Gazelle“ gemeinsam vor La Guaira Stellung nehmen, eine Situation, wie sie anlässlich jenes früheren Vorganges auf unserm Bild dargestellt ist. Denn schließlich müssen sich ja die Aufständischen auch nach diesem Hafen der Hauptstadt Caracas wenden, wenn sie ihre bisherigen Erfolge durch einen endgiltigen Sieg krönen wollen. Denn so lange sie die Hauptstadt und ihren Hafen nicht in Besitz haben, wird Präsident Castro schwerlich einen

anderen den Platz an der Spitze der Republik räumen. Ob es geschieht, kann uns gleichgültig sein. Die deutschen Kriegsschiffe haben nur die eine Aufgabe, Eigentum und Leben der deutschen Reichsangehörigen in Venezuela zu schützen. In die Händel zwischen dem Präsidenten Castro und seinen Widersachern werden sie im übrigen selbstverständlich nicht eingreifen.

Die Umbildung des englischen Kabinetts (Porträts S. 1584), die durch den Rücktritt Lord Salisburys notwendig wurde, ist jetzt vollendet. Die meisten der Herren, die neue Ämter erhalten haben, waren bereits Mitglieder des vorigen Kabinetts. So bekleidete Ritchie, der anstelle von Sir Hicks-Beach zum Schatzkanzler ernannt wurde, bisher den Posten des Ministers des Innern. Sein Nachfolger wird der bisherige Minister der öffentlichen Arbeiten Alfred Douglas. Ein neuer Mann aber ist Austen Chamberlain, der Sohn des Kolonialministers, der, bislang Unterstaatssekretär des Schatzamts, als Generalsekretär Sitz und Stimme im Ministerium erhielt. Zum Sekretär des Reichsschatzamts wurde Hayes bisher ernannt.

Stapellauf des Lloyd dampfers „Kaiser Wilhelm II.“ (Abb. S. 1584). Unmittelbar nach seiner Rückkunft von Reval hat der Kaiser dem Stapellauf des neuesten Schnelldampfers des Norddeutschen Lloyd auf der Werft des „Vulkan“ bei Stettin beigewohnt. Das Schiff, das von frl. Wiegand, der Tochter des Generaldirektors, auf den Namen des Kaisers getauft wurde, ist der größte Passagierdampfer der Welt. Bei einer Decklänge von 215,54 und einer Spantenbreite von 21,94 Meter wird er 1868 Reisenden Raum gewähren. Die Geschwindigkeit des neuen Dampfers, dessen Maschinen 40 000 Pferdekraft repräsentieren, ist auf 23 1/2 Knoten garantiert.

Der „Triumph von Saint-Cyr“ (Abb. S. 1585) wird ein großes Fest genannt, das alljährlich den Abschluß der Prüfungen an der berühmten französischen Offizierschule bildet. Im vorigen Jahr war es freilich auf höheren Befehl ausgefallen, weil man befürchtete, daß die Zöglinge in der Verspottung bestehender Staatseinrichtungen, die bei dem Fest stets eine große Rolle spielt, man könnte sagen, sein Wesen bildet, zu weit gehen würden. In diesem Jahr war die Feier des Triumphs auf Bitten der Zöglinge wieder gestattet worden, unter der Bedingung, daß das ganze Programm in

allen seinen Einzelheiten einer strengen Zensur durch eine Jury von Offizieren unterworfen wurde. Nun, die vorhergehende Kontrolle hat der Stimmung nicht Eintrag gethan, es herrschte eine ausgelassener Lustigkeit, wie nur je zuvor.

Interessante amerikanische Persönlichkeiten (Porträts S. 1585). Von den amerikanischen Milliardären beschäftigt im Augenblick die öffentliche Meinung am meisten Mr. Clarence Hungerford Mackay, der, erst 28 Jahre alt, durch den Tod seines Vaters plötzlich in den Besitz eines ungeheuren Vermögens gekommen ist. Man fragt sich, wie er es verwalten wird. Viele wollten bisher in ihm nur den Sohn seines Vaters sehen, weil er sich an der Leitung der umfangreichen Mackayschen Geschäfte aktiv nicht beteiligt hat. Die ihn näher kennen, halten aber große Stücke auf ihn, es wird ihm vor allem nachgerühmt, daß er sich auf die schwere Kunst versteht, Maß zu halten. In der Gesellschaft schätzt man ihn als einen Freund jeglichen Sports und als einen Mann, den ungewöhnliche Gastfreierheit auszeichnet. In ihrer Ausübung wird er aufs beste unterstützt von seiner Gattin Katharina, die in der amerikanischen Gesellschaft schon seit Jahren eine hervorragende Rolle spielt. — An den diesjährigen Kaisermanövern und den Festtagen in Posen werden auch einige Vertreter der amerikanischen Armee teilnehmen. General Corbin kommt mit seiner Gemahlin übers' große Wasser, ferner die Generale Wood und Young mit ihren Adjutanten Frank Rog und James C. Mc Kinley.

Erdbeben und vulkanische Ausbrüche, die zwar nicht nach wissenschaftlicher Anschauung, wohl aber nach der Auffassung des Publikums wegen ihrer verheerenden Folgen als besonders schwer betrachtet werden, haben im laufenden Jahr die öffentliche Meinung wiederholt in Erregung versetzt. Es dürfte daher unsere Karte (S. 1575), auf der alle diese Ereignisse wie überhaupt alle noch nicht erloschenen Vulkane verzeichnet sind, in hohem Maß interessieren.

Der Reise des Herrn v. Poddzielski nach Masuren (Abb. S. 1615) haben wir bereits in unserer Nr. 31 einen besonderen Artikel gewidmet. Wir bringen heute dazu einige Momentaufnahmen, die den temperamentsvollen Landwirtschaftsminister auf seiner Studienreise zeigen.

Die Torpedoboote (Abb. S. 1616) sind mit der fortschreitenden Technik ein immer wichtigerer Faktor im Seekriegswesen geworden. Die Marineverwaltungen der verschiedenen Länder lassen es sich daher angelegen sein, jede Verbesserung von Torpedos und Torpedobooten für ihre Flotten zu verwerten; die deutsche steht in dieser Beziehung hinter keiner andern zurück. Unser Bild zeigt die Torpedoboote des neuesten Typs auf einer Übungsfahrt.

Das internationale Schachturnier in Hannover (Abb. S. 1615). Viele Tausende von Personen sitzen täglich vor dem Schachbrett und schieben die Figuren nach den Regeln der Kunst von einem Feld aufs andere. Aber nur ein geringer Bruchteil von ihnen hat mit den Regeln auch die Kunst selbst erfaßt, und auch von diesen können wieder nur wenige auf den Meistertitel Anspruch erheben. Von den 64 Teilnehmern am hannoverschen Schachturnier beispielsweise, deren Gruppenbild wir heute bringen, nur 20. Indessen sie werden weiter üben, und mancher wird in Zukunft noch das Ziel seines Ehrgeizes erreichen, wenn vielleicht auch keiner Aussicht hat, einem Janowski oder Pillsbury gleichzukommen. Hat Janowski in dem Turnier selbst am besten gespielt, so hat Pillsbury nebenher eine staunen-erregende Leistung vollbracht, indem er an einem Sonntag nicht weniger als einundzwanzig Partien gegen starke Spieler blindlings spielte. Er verlor davon nur sieben, machte elf Remis und gewann drei. Sehr hoch ist auch die Leistung des Engländers Atkins einzuschätzen, der zum ersten Mal an einem Turnier teilnahm und trotzdem mit 11½ Gewinnpartien den dritten Preis errang. Vierter wurde der

Deutsche Mieses, der während des ganzen Turniers vorzüglich spielte, während er bei frühern Kämpfen meist gegen den Schluß abfiel. Mieses, der großen Ruf als Theoretiker des Schachs genießt, legt auf Eleganz in der Praxis mehr Wert als auf Sicherheit, er hat schon wiederholt die Spezialpreise für die schönste Partie auf Turnieren erworben. Von den Matadoren des Schachspiels fehlten in Hannover Carrasch, Lasker, Maroczy und Schlechter, hingegen war wieder der Russe Tschigorin auf dem Platz, unter allen vielleicht der eifrigste Turnierkämpfer. Tschigorin spielt sehr verschieden, manchmal ist er auf der Preisliste unter den ersten zu finden, manchmal kommt er gar nicht darauf. In Hannover brachte er es zum Schluß durch glänzendes Spiel noch zum siebenten Preis, während er in der ersten Hälfte völlig ins Hintertreffen geraten war. Im Ganzen wurden an die Spannkraft der Teilnehmer in Hannover nicht so große Anforderungen gestellt, wie bei den letzten Kämpfen in Paris und Monte Carlo, bei denen alle Remispartien mit wechselndem Anzug wiederholt werden mußten.

Aus dem Musikleben (Porträts S. 1616). Noch herrscht im musikalischen Leben Deutschlands sommerliche Stille, die nur an vereinzelt Stellen durch Veranstaltungen größeren Stils unterbrochen wird. Aber allenthalben rüftet man sich bereits für die Ereignisse des kommenden Winters, und allenthalben Nachrichten über Engagements und Pläne einzelner Künstler finden ihren Weg in die Öffentlichkeit. Die Trägerin eines in der Theaterwelt berühmten Namens, Fräulein Ernestine Poffart, wurde für das Stadttheater in Köln am Rhein verpflichtet. Fräulein Marie Wille beabsichtigt, einigen großen Künstlerinnen ein interessantes Experiment nachzumachen. Bisher hat sie sich als ausgezeichnete Soubrette bewährt, die zuletzt unter dem Namen Wilkens im Siederspielhaus des Neuen Königlichen Operntheaters zu Berlin die größten Erfolge erzielte. Sie geht mit Beginn der neuen Spielzeit ins dramatische Fach über, Fräulein Helene Stagemann, die im vorigen Winter ihre Laufbahn als Konzertsängerin erfolgreich begann, wird sie im nächsten fortsetzen, ebenso wird Frau Sella-Wolter sich durch ihre Bühnenthätigkeit nicht abhalten lassen, auf dem Podium zu ihren alten Hörern neue zu gewinnen. Fräulein Julie Hartung schließlich wird, wenn sie wieder den Konzertsaal betritt, es als Kammerländerin thun. Der Großherzog von Sachsen-Weimar hat ihr den ehrenvollen Titel verliehen.

Personalien (Porträts S. 1580 und 1586). Den neunzigsten Geburtstag feiert in Wien am 28. August der Aquarellist Rudolf Alt. Die ersten künstlerischen Anregungen erhielt er Jubilar von seinem Vater, dem Landschafts- und Architekturmalers Jakob Alt, seine eigentlichen Studien machte er auf der Akademie der bildenden Künste in seiner Vaterstadt Wien. Als Zwanzigjähriger unternahm er große Fußwanderungen durch die österreichischen und norditalienischen Alpen und schuf nach den Eindrücken, die er dabei gewann, eine große Zahl ausgezeichneter Landschaftsaquarelle. Daneben schuf er unter der Nachwirkung des Besuchs der lombardischen Städte prächtige Architekturstücke. Später hat er viele andere Länder bereist, und überall fand er neue Motive zu Landschaften und Architekturstücken, die seiner Individualität am meisten zusagten. — Die natürliche Folge der Beilegung des italienisch-schweizerischen Zwischenfalls war die endgiltige Abberufung der beiderseitigen Gesandten in Rom und Bern, die thatsächlich ihre Posten ja schon vor Monaten verlassen hatten. In der Eidgenossenschaft wird Herr Silvestrelli, der durch sein schroffes Vorgehen den Konflikt heraufbeschoren hat, durch den bisherigen italienischen Gesandten in Athen, Herzog von Avarna, ersetzt. — In Schwanberg in Steiermark ist der bekannte Embryologe Professor Leopold Schenk, zwei- und sechzig Jahre alt, gestorben, der, wie man wohl sagen darf, seinen Ruhm überlebt hat. Ungeheures Aufsehen erregte vor einigen Jahren seine Behauptung, daß er einen Weg gefunden habe, um das zukünftige Geschlecht ungeborener Kinder zu bestimmen. Allein seine Theorie erwies sich in

der Erfahrung nicht als richtig. Er hat das Mittel nicht gefunden, die Natur so weit zu meistern, daß Eltern nach ihrem Wunsch mit Mädchen oder Knaben beschenkt werden. An der Ueberzeugung, daß er recht habe, ist er zu Grunde gegangen. Die Art, wie er seine sehr scharf angegriffene Methode verteidigte, veranlaßte den Senat der Wiener Universität, Schenk, der bis dahin das größte wissenschaftliche Ansehen genossen hatte, zur Niederlegung seiner Professur zu bewegen. — Der sächsische Kriegsminister Edler von der Planitz ist nach längerer Krankheit in Hofierwitz bei Dresden gestorben. Als König Georg vor einigen Wochen die Regierung übernahm, war bereits die Rede davon, daß Herr von der Planitz sich ins Privatleben zurückziehen würde. Doch besserte sich sein Zustand derartig, daß man bereits wieder auf völlige Genesung des Ministers hoffte. Nun hat ein unerwarteter Tod dieser Hoffnung ein Ende gemacht. Herr von der Planitz ist als Bevollmächtigter zum Bundesrat auch oft in Berlin gewesen und hat sich an den Reichstagsitzungen beteiligt. — August Niemann, der Verfasser un'eres neuen Romans „Gwendolin“, gehört schon seit langer Zeit zu den geschätztesten deutschen Erzählern. In Hannover am 27. Juni 1839 geboren, widmete er sich zunächst der militärischen Laufbahn. Er gehörte der Armee seines engeren Vaterlandes von 1856 bis 1866 an. Nachdem er den Abschied genommen, betätigte er sich zunächst als militärischer Schriftsteller und wurde Mitredakteur des Gothaischen Hofkalenders. Ende der siebziger Jahre trat er zuerst mit einem Roman in die Öffentlichkeit, dem seitdem andere gefolgt sind. Eine Anzahl wissenschaftlicher Arbeiten zeigt, daß Niemann sich auch eifrig mit Philosophie beschäftigt hat. Daher erklärt sich leicht die Vertiefung seiner Lebensanschauung, wie sie in seinen Romanen zum Ausdruck kommt.

verheißungsvollen Lebens, das der Schablonenerziehung der Schule zum Opfer fällt. Schon früh erwacht in dem jungen Heiner die vom Vater ererbte Anlage zur Musik: das Brausen der Stürme, das Rauschen der Bäume, das satte Summen der Mittagstille — alles weckt verwandte Melodien in seiner bange aufstrebenden Seele. Seine Kindeswelt ist voll Klang und Gesang, und so lange er ungestört in ihr leben darf, genießt er die reine Freude eines nach seinem eigenen Gesetz wachsenden Menschen. Aber dann kommt die Schule und sucht seine reiche Entfaltung in die enge Form ihrer Schablone zu zwingen. Im Anfang geht es noch leidlich gut; der Heiner ist ein williger und fleißiger Schüler, der seine Schuldigkeit thut und das tote Wissen ohne großen Schaden für seine lebendige Klangseele in sich aufnimmt. Bis die böse Mathematik, die schon so manche künstlerische Natur furchtbare und fruchtlose Kämpfe gekostet hat, unter den Anforderungen der Schule auftrachtet. Sie bleibt auch für Heiner trotz allen mühseligen Liebeswerbens ein ewig unenthülltes Geheimnis, so daß er auf dem Gymnasium mehr und mehr zurückbleibt und das Abiturientenexamen, der Tag der Freiheit und Erlösung, in immer weitere Fernen rückt. Der Vater, der selbst in jungen Jahren der Musik seine schönsten und reichsten Lebensstunden verdankt, versteht wohl das Martyrium seines Jungen. Aber er hat einst in herber Selbstüberwindung seine geliebte Geige einem praktischen Beruf geopfert; er verlangt auch von seinem Sohn so viel Willenskraft, daß er wenigstens die Schule durchmache, und bleibt unerbittlich bei seiner Forderung. Da flüchtet der verzweifelnde Heiner sich schließlich zu „Freund Hein“, der ihn barmherzig von allen Mißlängen des Lebens erlöst.

Der Grundgedanke, die sittliche Forderung des Buches, wird mit gut-schwäbischer Grobheit in den Worten ausgesprochen: „Wenn nun einmal ein Kind kommt, dem sein Beruf aus allen Poren dringt, weil ihm Gott selbst ihn ganz unmittelbar mit seinem Blut gab, dann laßt in Dreiteufelsnamen die Finger davon und bedenkt, daß dieses Kind der Natur und den ewigen Gesetzen, kurz, dem Herrgott nähersteht als ihr — daß ihr es aus der Flugbahn, in die Gott es warf, nicht herausdrängen könnt, ja nicht einmal aufhalten könnt, ohne daß es zu Grunde geht!“ Paul Bremer.



Die Geschichte eines Knaben.

Jedes Kind, das zum Leben erwacht, ist ein kleiner Künstler. Es schaut die Wirklichkeit mit reinen Augen an und fragt noch nicht nach Zweck und Nutzen. Der Baum ist ihm wirklich ein Baum, ein lebendiges Wesen, nicht ein Lieferant von Balken, Wiegen und Särgen. Ja, das Kind sieht den Dingen noch so nahe, daß es mit ihnen spielt und je nach Lust und Laune ihnen dieses oder jenes Märchenkleid umhängt. In demselben Baum sieht es heute einen waffenstarrten Ritter, morgen einen düstervermummten Mönch und übermorgen vielleicht eine Orgel, auf der der Kantor Wind einen Choral spielt.

Diese Jahre, in denen der Kindmensch mit bewundernswürdiger Vorstellungskraft sich aus der Wirklichkeit sein Märchenreich erdichtet, sind die glücklichste Zeit des Lebens, unser verlorenes Paradies nach dem eine mehr oder minder dunkle Sehnsucht immer in uns rege bleibt. Die sogenannte „Erziehung“ hat uns daraus vertrieben — Schule und Elternhaus mühen sich meist im engen Verein, die Chore zu jener Unschuldswelt fest vor uns zu verschließen, daß auch nicht durch die kleinste Spalte mehr ein Lichtstrahl fällt. Und es gelingt in der Regel so gut, daß die Zeit kommt, da wir als hochmütige Erwachsene die Worte „Kind“ und „Künstler“ nur mit einem halb mitleidigen, halb verächtlichen Lächeln aussprechen. Aber es gelingt doch auch nicht immer ohne Kampf und Qual für die Kindesseele, die nur widerwillig das ihrige aufgibt. Reich an kleinen und großen Tragödien ist der Uebergang, wann der Verstand die Unschuld mordet und das Wissen die kindliche Weisheit überwuchert.

Eine solche Tragödie mit düsterem Ausgang entwirrt und entwickelt Emil Strauß, ein süddeutscher Erzähler, in seinem Roman „Freund Hein“ (Verlag von S. Fischer, Berlin). Es ist die Geschichte eines Knaben, eines reichen,



Ten Gewerbeinspektionen ist nunmehr, anknüpfend an die Etatslesung im Reichstag vom Januar d. J., vom Reichskanzler Grafen Bülow die Aufgabe gestellt worden, genauen Bericht über die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen einzuliefern. Die Gewerbeordnung setzt eine täglich elfstündige Arbeitszeit fest. Es soll nun ermittelt werden, ob eine Verminderung auf zehn Stunden Tagesarbeit durchführbar und zweckmäßig erscheint, und ob der fünfjähreschluß am Sonnabend — der eine halbe Stunde und mehr an Freiheit bedeutet — ohne Nachteile für die wirtschaftliche Lage der Fabrikarbeiterinnen zu befürworten wäre. Bei dieser angestrebten Verkürzung der Arbeitszeit handelt es sich auch um die Frage der verlängerten Mittagspause, die für verheiratete Arbeiterinnen von der größten Wichtigkeit ist. Eine Mehrgewährung von 30 Minuten erscheint auf den ersten Blick zwar als eine Gabe, der das Beste: die Möglichkeit nutzbringender Verwertung, fehlt, näher betrachtet, schließt diese halbe Stunde jedoch eine Fülle von Vorteilen, hauptsächlich für die Frauen, ein. In kleinen Städten oder auf dem Lande, wo die Wohnungen in der Nähe der Arbeitsstätte liegen, wird die Frau in den meisten Fällen danach streben, die (am Abend vorher vorbereitete) Mahlzeit selbst zu kochen. Sie wird sich ihrem Hauswesen, ja selbst ihren Kindern, die der Fabrikkindergarten oder eine gefällige, meist arbeitsuntaugliche und deshalb kaum zuverlässige Nachbarin beaufsichtigt, widmen können. Sie wird den inneren Zusammenhang mit ihrem Heim festigen

zum Segen der Jhigen, statt nur Kostgängerin zu sein, die im Sommer auf dem Fabrikhof, im Winter in den zugigen Vorhallen ihr langes Essen — am Morgen mitgebracht oder gegen Entgelt zubereitet und gebracht — verzehrt. Die Frage der verlängerten Mittagspause sollte also auch vom Standpunkt der sittlichen Forderungen an erster Stelle stehen und eingehendere Beachtung finden.

Auf Grund der obenerwähnten Leistung sind übrigens schon an vielen Orten von der Kommission für Arbeiterstatistik Nachforschungen über die Arbeitszeit der weiblichen im Verhältnis zu jener der männlichen Arbeiter aller Fächer angestellt worden und haben ganz ungeahnte Resultate ergeben. Danach arbeitet durchschnittlich die Frau länger als der Mann, wobei sich bei der gleichen Arbeit der Verdienst der Frauen geringer stellt, als der der Männer. Diese schlechter bezahlte und trotzdem besser auszunutzende Arbeitskraft der Frauen hat nun eine auffällig große Anzahl von Arbeitgebern dahin geführt, dem Angebot von Frauenarbeit entgegenzukommen zu Ungunsten des männlichen Arbeiters, der sich aus einzelnen Gewerben insgedessen fast verdrängt sieht. Auf dem IV. deutschen Gewerkskongress in Stuttgart wurde dieses Mißverhältnis vor wenigen Wochen im vollsten Umfang bestätigt. Beispielsweise kommen im Buchbindergewerbe auf 100 Männer 265 Frauen. Der Tarif setzt für Männer 45 Pfennig für Frauen 25 Pfennig für die Stunde fest, wohlverstanden für die gleichwertige Leistung. Man kann es den Frauen nicht verdenken, wenn sie gegen dieses Herabdrücken des Lohnes energisch Einspruch erheben, denn der Einwand, die Frau schaffe nur im „Nebenerwerb“, beweist nur die mangelnde Kenntnis der einschlägigen Verhältnisse. Dem Staat liegt die Pflicht ob, jeden Arbeiter seines Lohnes wert zu machen und ihn vor der Willkür zu schützen. Nur so kommen wir aus der Zwickmühle der längeren bzw. kürzeren Arbeitszeit und der wirtschaftlichen Selbständigkeit der weiblichen Arbeiter endlich heraus.

C. Doehorn.



Die Toten der Woche.

frl. Wanda de Boncza, Mitglied des „Théâtre Français“ zu Paris, † in Turin im Alter von 30 Jahren.

Der Schwager Vanderbilts, Fair nebst Gattin, † am 15. August durch Unfall auf einer Automobilfahrt.

Ernst Willy Frißsch, Herausgeber des „Musikalischen Wochenblatts“, † in Leipzig.

Oberregisseur a. D. Leopold Günther-Schwerin † am 16. August im Alter von 77 Jahren.

Oesterreichischer Landtagsabgeordneter Gottfried Gay, † am 17. August zu Waidhofen an der Ybbs.

Nationalrat Josef Keel, St. Gallen, † in St. Fiden bei St. Gallen im 65. Lebensjahr.

Dr. Largin, Gerichtspräsident des Amtsbezirks Bern, † 16. August durch Absturz vom Nadelhorn.

Scheich Mohammed-es-Senussi, Oberhaupt der religiösen Sekte der Senussi, † im Kanengebiet.

früherer Tenorist Mosbrugger, † in San Francisco.

Paul Edler von der Planitz, sächsischer Kriegsminister, † am 17. August (Portr. S. 1580).

Universitätsprofessor Dr. O. Ploß, † in Budapest.

Professor Leopold Schenk, früherer Professor der Physiologie an der Wiener Universität, † am 18. August (Portr. S. 1580).

Heinrich Schwaiger, bekannter Alpinist, † 15. August auf dem Moserboden.

Generalmajor a. D. Hermann v. Wickede, † zu Warnemünde im Alter von 74 Jahren.



Die Börsenwoche

Es war von alters her eine Art Ruhmestitel der Börse, daß sie die kommenden Ereignisse mit feinen Instinkten vorausahne und ebenso war es eine überlieferte beglaubigte Thatsache, daß sie die berechnete Eigentümlichkeit besitze, herannahende Ereignisse schon frühzeitig in der Kursbewegung zu quittieren, so daß es sich häufig genug ereignete, daß solche Geschehnisse, wenn sie erst thatsächlich eingetroffen waren, eine ihrer Natur entgegengesetzte Kursbewegung im Gefolge hatten. Es ist schmerzlich, eingestehen zu müssen, daß unsern Märkten neben so vielem andern, das sie eingebüßt haben, auch jene Hülfsleistung abhanden gekommen zu sein scheint; denn man konnte in der ganzen letzten Zeit vergebens nach feinfühligem „Eskomtierungsversuchen“ der Spekulation forschen aus Anlaß der von verschiedenen Seiten angekündigten Besserung in einzelnen wichtigen heimischen Gewerben. Die Mutlosigkeit und das Mißtrauen sind eben in unsere Geschäftskreise so tief eingedrungen, daß man sich von den Ereignissen überraschen oder gar überrennen läßt, anstatt mit weitschauendem, geschäftlichem Blick das Prävenire zu spielen. Die im Lauf dieser Woche in die Erscheinung getretene Preisbewegung auf einzelnen Marktgebieten spricht in dieser Beziehung eine deutliche Sprache.

Man hat schon vor Wochen angekündigt, daß sowohl vom Ausland, als auch seitens unserer Eisenbahnverwaltungen größere Schienenmaterial- und sonstige Bestellungen einlaufen oder in naher Aussicht stehen. Man hat auch in den Ziffern der Wagengestellungen in den Kohlenbezirken erkannt, daß sich eine Besserung zum Herbsttermin vorbereitet. Außerdem mußte es jenen klar werden, denen nicht eine erbliche Pessimismusbelastung den Blick vollständig getrübt hatte, daß die sogenannte amerikanische Gefahr, die man aus dem dortigen Trustwesen gefolgert hatte, für absehbare Zeit infolge der außerordentlich günstigen Ernte ad acta zu legen sei. Auch der südafrikanische Friedensschluß verhieß, wenn auch nicht für die allernächste Epoche, einen großen Aufschwung des internationalen Ausfuhrhandels nach jener goldgesegneten Landspitze unterhalb des Aequators. Allein, wie gesagt, die Börse hat ihre traditionelle Fähigkeit der Hellseherei völlig eingebüßt, und wenn es auch heute den Anschein hat, als wolle sie endlich aus ihrer hartnäckigen Unempfindlichkeit heraustreten, so kann doch vorläufig von einem überzeugten frischen Wagemut nicht die Rede sein, sondern nur von einem langsamen, unentschlossenen Taften der der Börse zunächststehenden Geschäftskreise, während das außenstehende Publikum und die Kundenkreise in der Provinz sich noch immer ängstlich zurückhalten.

Die Wiener Börse schien diesmal die anscheinend herannahenden besseren Zeiten früher erkannt zu haben, als der Berliner Platz; denn von dort kamen seit einer Reihe von Tagen günstige Notierungen. In London hat auch in dieser Woche bisher die Besserung am Goldminenmarkt angehalten, und da an der Petersburger Börse infolge der reichen russischen Ernte eine starke Preissteigerung eingetreten ist, so ermannt sich nunmehr auch das mit russischen Industriewerten bekanntlich sehr stark behaftete Paris und schließt sich den internationalen Hausinteressen an; es steht zu hoffen, daß sie keine neue Enttäuschung bei dem diesmaligen Tanz um das goldene Kalb erleben werden. Ein gutes Zeichen ist jedenfalls die am in- und ausländischen Frachtenmarkt sich bemerkbar machende Belebung, die die gute Ernte sämtlicher Exportländer zur zuverlässigen Grundlage hat. Gute Politik und reicher Erntesegen sollten sich als sichere Grundpfeiler der zu erhoffenden Regeneration der Märkte erweisen. Verus.

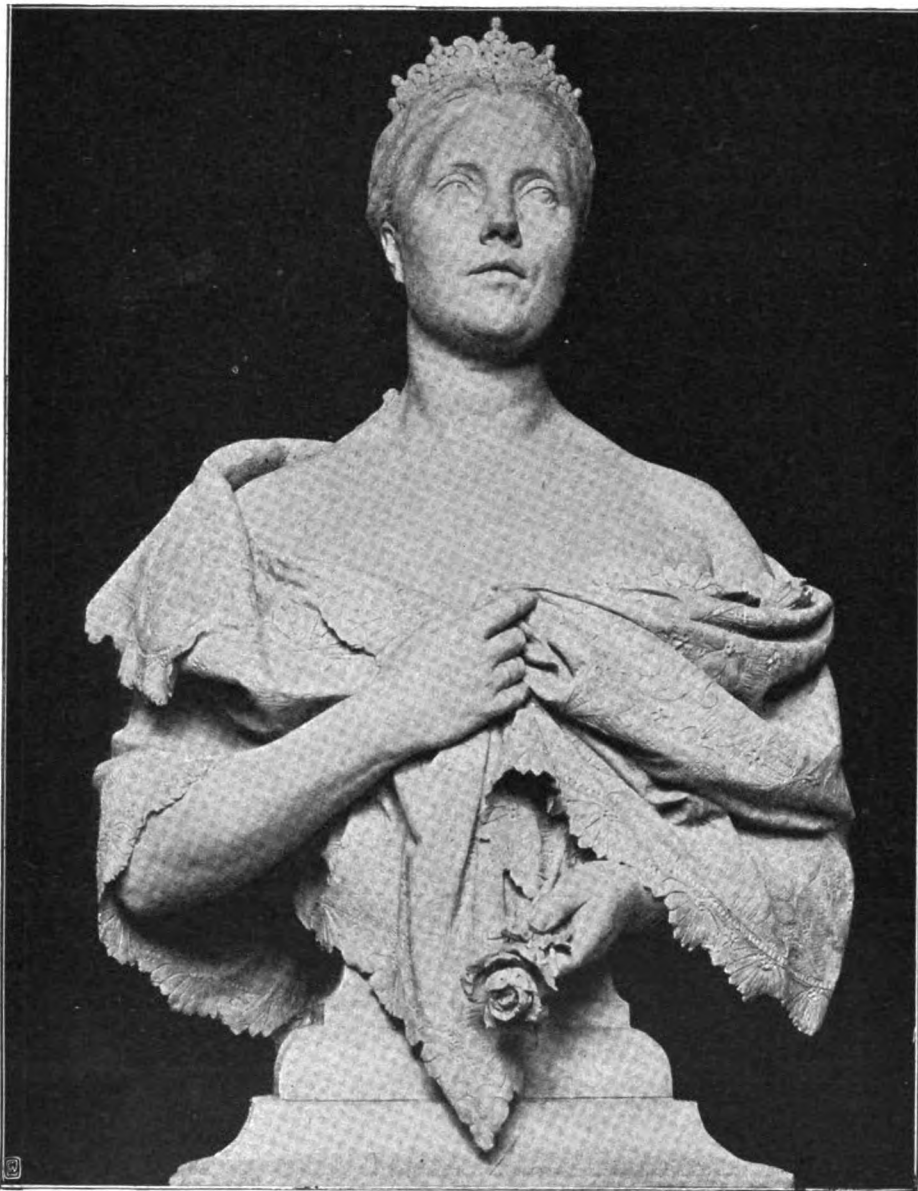
Bilder vom Tage.



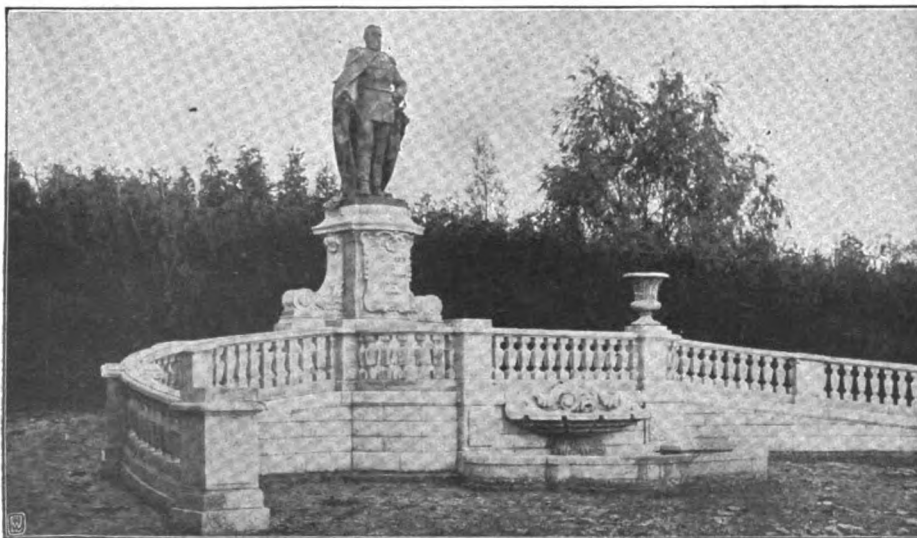
Die Huldigung der Bergleute vor der Ausstellung des bergbaulichen Vereins.



Der Kaiser mit Geheimrat Lueg und Professor Roeder.
Kaiser Wilhelm in der Ausstellung zu Düsseldorf.
Benninghoven phot.



Das Kaiserin Friedrichdenkmal im Kurpark von Homburg v. d. H.: Marmorbüste der Kaiserin.
O. Kennig phot.



Das am 19. August enthüllte Kaiser Friedrichdenkmal in Kronberg.
Hofphot. Franz Schilling, Königstein i. C., phot.



Maler Rudolf Alt, Wien,
wird am 28. August 90 Jahre alt.



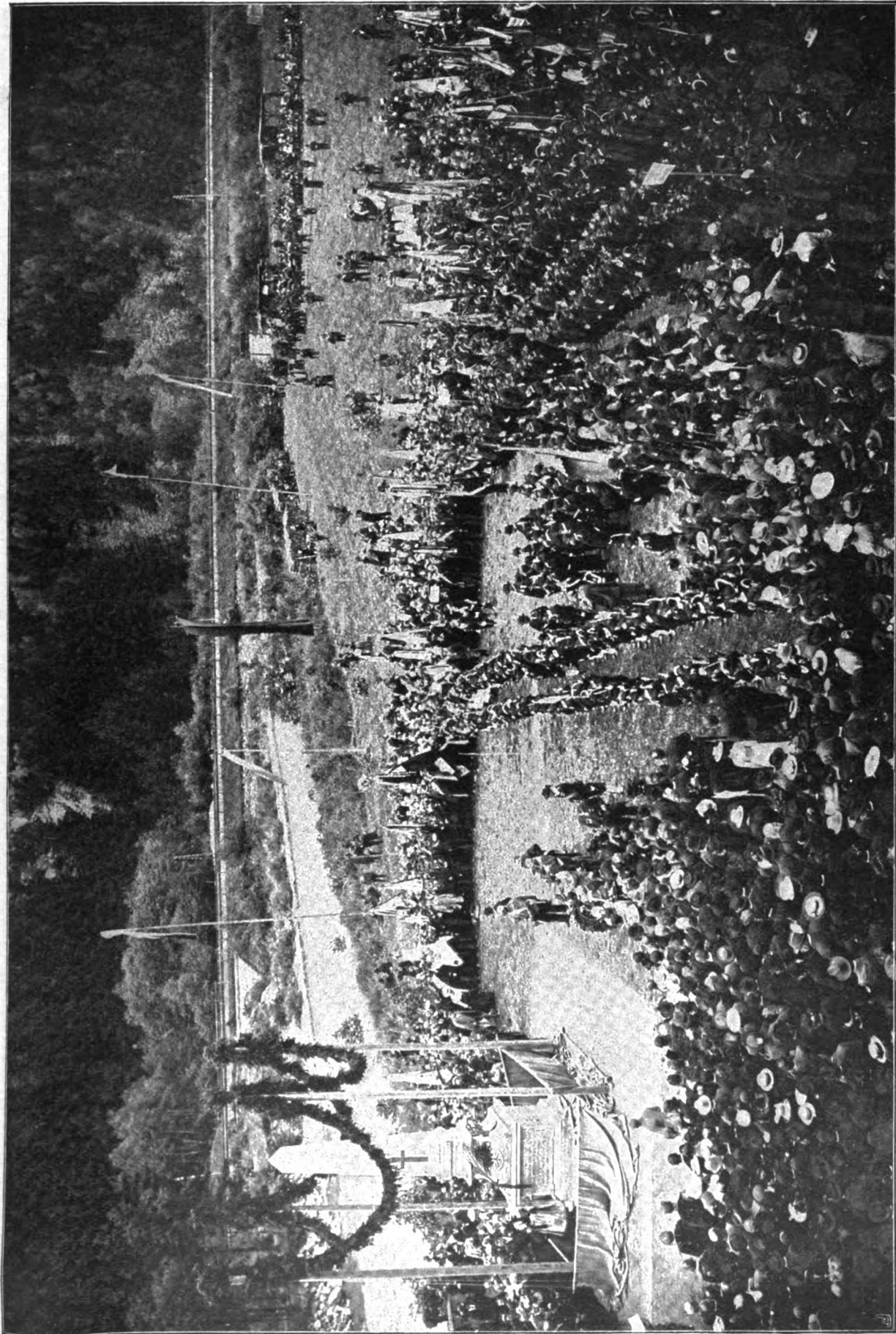
Herzog von Avarna,
der neue ital. Gesandte in Bern.



Prof. Leopold Schenk,
Wien, †

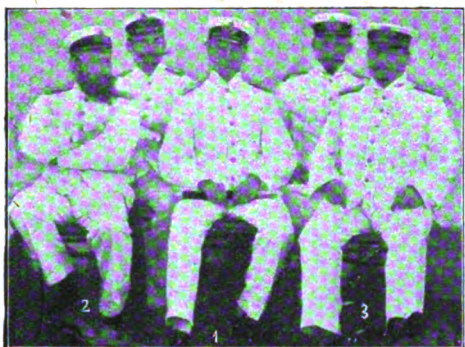


Paul Edler v. d. Planitz,
sächsischer Kriegsminister,
† am 19. August.



Die Enthüllung des Denkmals in der „Sachfenklemme“ bei Sterzing (Tirol).

2. Langgoll-Bären phot.



Von den Ufern in Venezuela: Das deutsche Geschwader „Vineta“, „Gazelle“, „Falke“, vor La Guaira.
Oben links die Schiffskommandanten: 1. Stiege, 2. Graf v. Oriola, 3. Musculus.



In der unteren Reihe, von links nach rechts, die Kommandeure: Oberstlt. Miyama (Japan), Generalmajor von Kobrichardt (Deutschland), Generalmaj. W. M. Creagh (England), Generalmajor de Wogad (Rußland), Generalmajor Lucillon (Frankreich), Kommandant Kirchmayr (Westerr.-Ung.), Oberstlt. Salia (Italien). In der oberen Reihe, von links nach rechts, die Chefs der Stäbe: Schiffst. Haslinger (Westerr.), Kapitän Harada (Japan), Col. W. Sullivan (England), Major v. Falkenbain (Deutschland), Kapitän Desmaret (Frankreich), Kapitän Kahojsky (Rußland), Kapitän Bongiovanni (Italien).

Zur Uebergabe Pientsins an China: Die kommandierenden Offiziere der bisherigen Besatzungstruppen.



Mr. Clarence MaDay,
der Millionenerbe, auf dem Rennplatz.



Mrs. Guiral Corbin,
begleitet ihren Gatten zu den
deutschen Manövern.



Mrs. C. MaDay,
in Gesellschaftstoilette.



General Wood.



General Corbin.
Die amerikanischen Offiziere, die den
deutschen Manövern beiwohnen werden.



Generalmajor Young.



Lt. Frank Rog,
Adjutant des Generals Wood.



Lt. James Mc Kinley,
Adjutant des Generalmajors Young.

Interessante Personen aus der neuen Welt.



Austen Chamberlain,
Generalpostmeister.



Lord Windsor,
1. Kommissar f. öffentl. Arbeiten.



Ritchie,
Schatzkanzler.

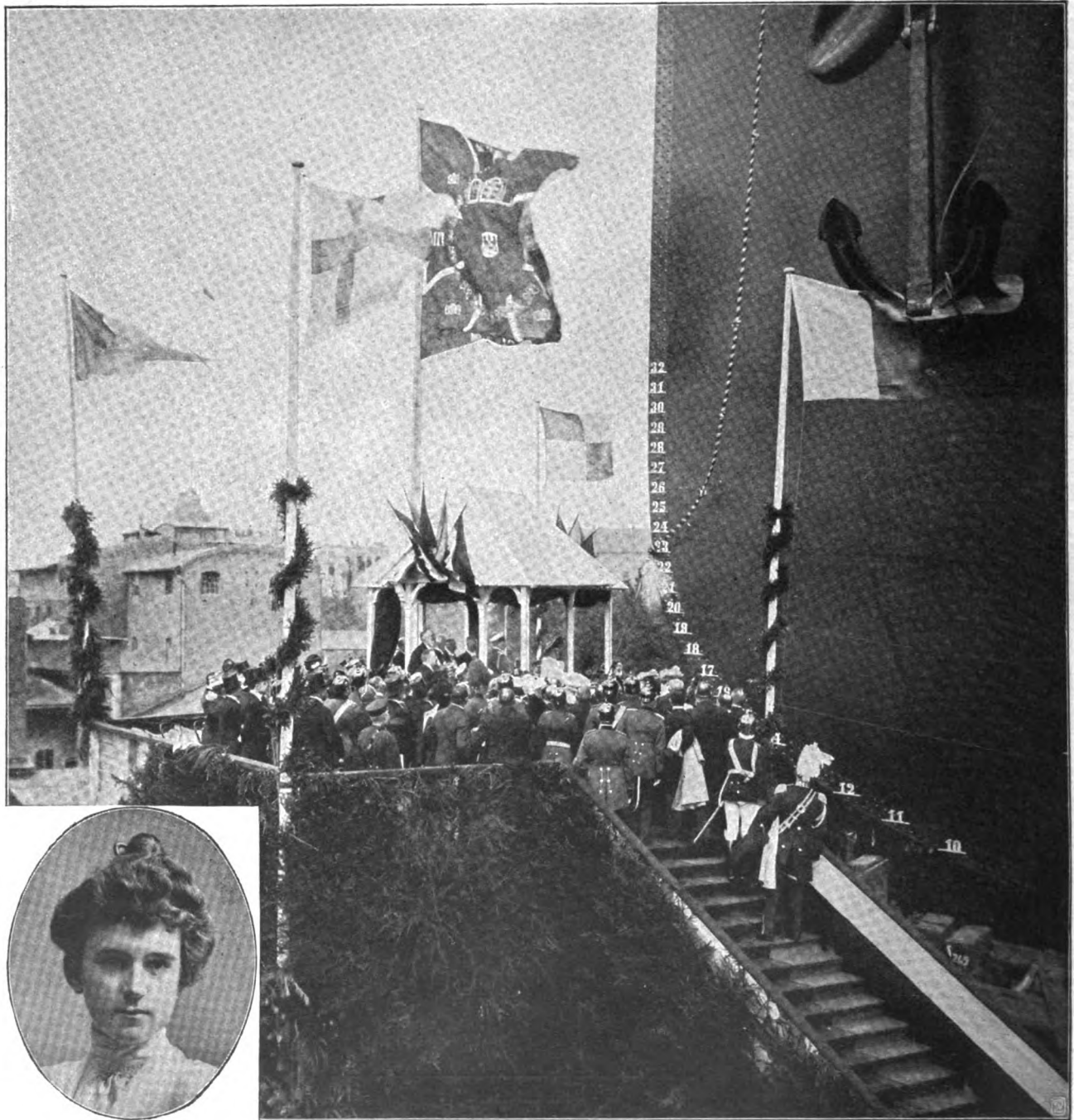


Alfred-Douglas,
Minister des Innern.



Hayes Fisher,
Sekretär des Schatzamtes.

Zur Umbildung des englischen Ministeriums.



Frau Elise Wiegand, die Taufpatin.

Der Segelzug auf der Taufkanzel.
Vom Stapellauf des neuen Lloyd dampfers „Wilhelm II.“ auf der Stettiner Vulkanwerft.

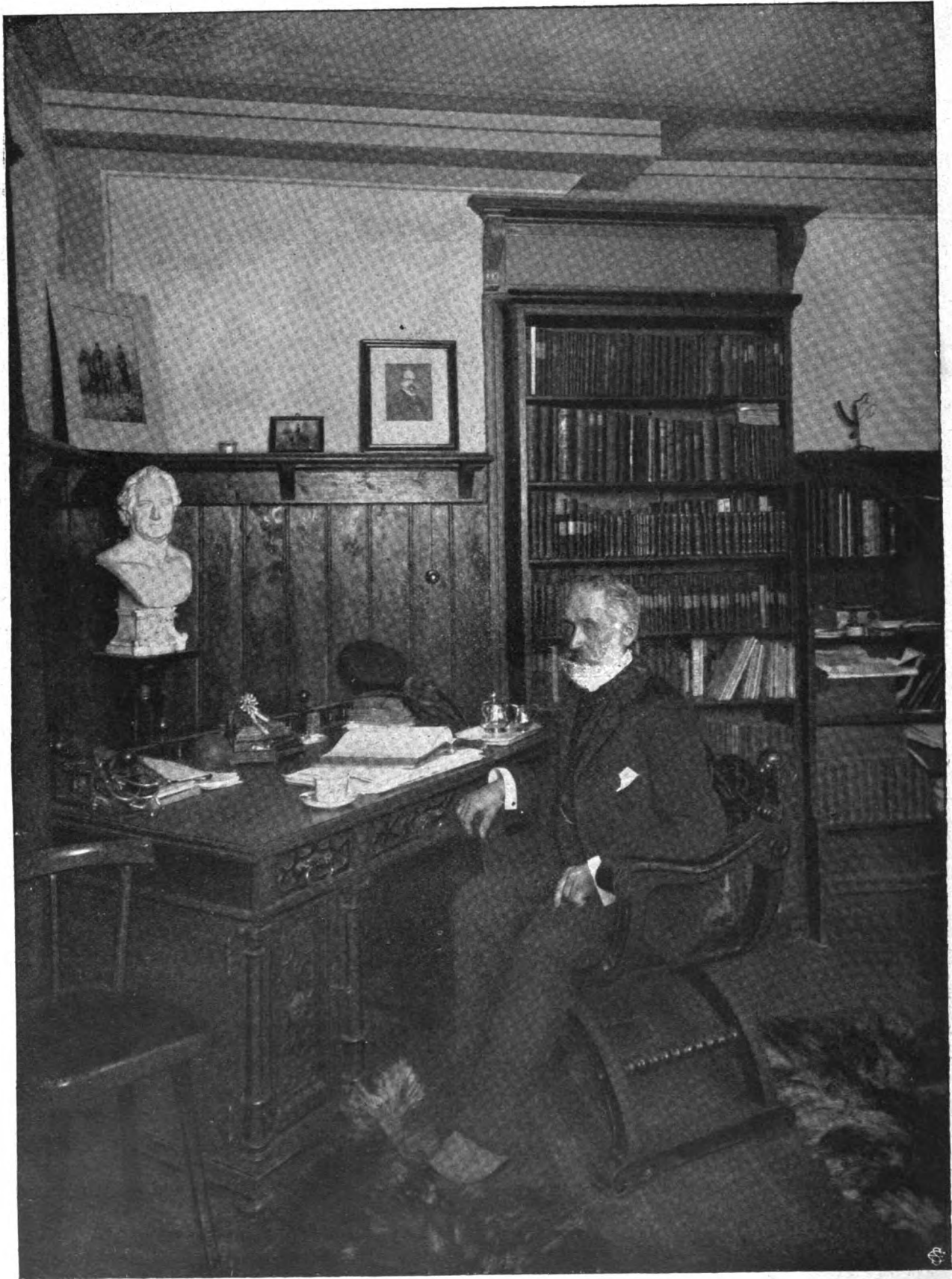
Hofphot. Alex. Matthaei-Stettin phot.



1. Clowns. 2. Aus der Bitterzeit. 3. Flirt während der Pause. 4. Festwagen.
 Der „Triumph“, Festspiel zur Examenfeier an der französischen Kriegsschule Saint-Cyr.
 Chaffeau-Flaviens phot.



Von der Theateraufführung der Gardeschützen im Naturtheater zu Rheinsberg: Scene aus „Kyritz-Pyritz“.
 (Hierzu der Artikel: „Unsere Gardeschützen in Rheinsberg“.) Zander & Labisch, Phot.



August Meumann

Der Verfasser unseres neuen Romans „Gwendolin“ in seinem Heim.

Hofphot. Brännlich & Tesch-Jena phot.

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

Ein schöner Stall! Ein berühmter Stall, wenn Berühmtheit darin liegt, daß man in hundert Kavalleriegarnisonen davon spricht, wie vortrefflich General Brogidos Pferde gewartet und gepflegt werden, und welch ein ausgezeichnete Trainer Graf Brogido selbst geworden sein würde, wenn er nicht einem vornehmen Stand angehörte und berufen wäre, eine Kavalleriebrigade zu kommandieren.

Die Frühlingssonne scheint mit goldenem Licht hernieder und giebt dem großen Viereck niedriger Gebäude, worin die edlen Tiere wohnen, einen lebendigen, heiteren Anstrich. Die Gebäude schließen einen Hof ein, und ein Duzend Thüren führen vom Hof aus in die Ställe. Hier stehen die Tiere auf frischem Stroh, und damit sie sich nicht langweilen in der Einsamkeit, hat ein jedes in seiner Box einen Rattenfänger oder einen Fottier oder eine Katze bei sich. Nur ein Gaul begnügt sich nicht mit solcher Gesellschaft, das ist Lucifer, das beste Chargenpferd des Generals, ein mächtiger Rappe. Lucifer verlangt menschliche Gesellschaft, deshalb sitzt bei ihm ein Dragoner, der wieder und wieder einen Kolportageroman liest, worin die Erlebnisse des Scharfrichters Schreckenstein erzählt werden.

Doch noch in einer andern Box ist heute morgen menschliche Gesellschaft. Hier steht die braune Stute Ankaet, das Leibpferd der Komtesse Gwendolin. Die Thür ist offen, und einander gegenüber lehnen an den Thürpfosten Komtesse Gwendolin selbst und ihr eifrigster Verehrer, der Baron Hugo Firks von Firkingen.

Baron Firks ist ein Mann von dreißig Jahren und hat den starken Nacken eines Gladiators oder Ringkämpfers. Die Intelligenz, die aus seinen blauen Augen leuchtet, spricht von praktischen Fähigkeiten eines Geschäftsmanns. Der Baron ist Großgrundbesitzer und versteht sich auf die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, hat ein gutes Urteil über Pferde, Rindvieh und Haustiere. Er trägt eine gelbbraune Joppe, hat den Reitstock in der rechten Tasche stecken, ist in Reittiefeln und hat seinen Filzhut mit Jagdfluß auf das rechte Ohr gerückt, so daß ihn die Sonne nicht blendet und er die junge Dame, mit der er redet, ungehindert betrachten kann.

Sie ist es wert, betrachtet zu werden, die Komtesse Gwendolin. Eine schlanke Gestalt, der das enganschließende Tailor-made-Kostüm von dunkelblauem Tuch vortrefflich steht. Ihr Gesicht ist von länglichem Oval, eine feine, gerade Nase, ein kleiner Mund, dessen Linien fein, doch ein wenig fest gezeichnet sind, als sei nicht gerade Willensschwäche ein Fehler ihres Charakters. Ihre braunen Augen sind tief und gedankenvoll, der Ausdruck der deutlich ausgeprägten Züge ist der des Stolzes. Sie hat die Hautfarbe der freien Luft, sonnendurch-

leuchtet, und ihre Haltung, ihre Bewegungen sprechen von körperlicher Übung. Sie ist kein Gretchen, sie ist eine Dame der großen Welt. Ihre Mutter war die Tochter einer Lady Gwendolin, die von ihrer Familie streng verurteilt worden war, weil ihr abenteuerlustiger Sinn sie zur Heirat mit einem Edelmann des Kontinents verleitete.

Die Unterhaltung zwischen den beiden ist schleppend.

Es scheint, als hätte der Baron eine schwierige Sache im Sinn, die der Diplomatie bedarf, um richtig vorgebracht zu werden. Er räuspert sich, er senkt den Kopf, er sieht die junge Dame mit mißtrauischem Blick von der Seite an, er zieht den Reitstock hervor und arbeitet damit an einem Sporn, er giebt sich nach längerer Pause einen Ruck und sagt: „Ich weiß, daß mich die Geschichte nichts angeht, Komtesse. Ihr Vater kann in seinem Haus empfangen, wen er will. Aber schließlich ist es die Dame, die in den geselligen Beziehungen maßgebend ist, und nicht der Herr; und Sie haben eine allerliebste Manier, verehrteste Gräfin, den alten Herrn um den Finger zu wickeln.“

„Finden Sie? Sie wollen wohl Zwietracht säen? Uebrigens würde mein Vater sich schön bedanken für den ‚alten Herrn‘. Es ist merkwürdig, was junge Leute für Ansichten vom Alter haben.“

„Sie wissen schon, wie ich es meine.“

„So sprechen Sie gewöhnlich, wenn ich Sie nicht verstehe und wenn Sie sich nicht deutlich ausdrücken können, Baron. Dann sagen Sie immer, ich wüßte schon, was Sie meinten. Aber ich weiß es gar nicht. Denn Sie werden doch wohl nicht die Prätenston haben, meinem Vater vorzuschreiben zu wollen, wen er in seinem Haus empfangen soll!“

„Schwerer Stand im Disputieren mit Ihnen, Komtesse. Aber sehen Sie, was ich meine, ist, daß Ihre gute, selige Mama sehr früh gestorben ist, und daß Sie eine große Selbständigkeit haben. Sie sind ein und alles im Haus. Der General kommandiert die Brigade, und Sie kommandieren den General. Ich habe ja auch nichts gegen das Kommandieren, aber ich meine nur als Freund des Hauses, daß Damen manches anders ansehen als wir und vielleicht einige Verhältnisse nicht so praktisch beurteilen, sondern mehr vom poetischen Standpunkt aus, wenn ich so sagen darf. Der Herr Eugen Dietmar, der bei Ihnen verkehrt, mag ja recht schöne Verse machen können, aber er gehört doch eigentlich nicht zu uns.“

„Warum gehört er nicht zu uns?“ fragte Gwendolin, einen flammenden Blick auf den Sprecher richtend. „Wollen Sie damit sagen, daß er gescheiter ist als wir?“

„Nun, werden Sie nur nicht böse, Gräfin. Sie meinen, er wäre gescheiter als wir, aber es giebt eine Sorte von Gescheitheit, die für die gute Gesellschaft nicht paßt.“

„Mein lieber Baron Firks,“ entgegnete Gwendolin mit hochmütigem Ton, „bekümmern Sie sich um Ihre

Pferde und Ihre Meliorationen, aber nicht um Dinge, die Sie nichts angehen und die Sie nicht verstehen."

Die braune Stute kam in diesem Augenblick wieder heran, lugte aus der Thür in den Hof und schnupperte dann an der Tasche im Kleid der jungen Dame. Der Baron schob sie mit ungeduldiger Bewegung zurück und sagte: "Vielleicht verstehe ich das nicht gut! Aber nach dem, was Sie von meinen Absichten und Wünschen wissen, Gräfin, glauben Sie doch selbst nicht, daß es mich nichts angehe."

"Entschuldigen Sie mich jetzt, Baron," entgegnete sie, auf ihre Uhr blickend, "es ist Zeit, daß ich mich umkleide. Ich habe mit meinem Vater einen Spazierritt verabredet."

"Ich bitte Sie, Komteß, hören Sie noch eine Minute zu. Ich denke, Sie müssen es lange gesehen haben, daß Sie mir nicht gleichgiltig sind," sagte er. "Alles, was Sie angeht und was Ihr Haus angeht, Ihren Herrn Vater und so weiter, das berührt mich so, als wenn es mich selbst beträfe. Vom ersten Mal an, wo ich Sie sah, habe ich mir gesagt, wenn jemals eine Frau geeignet ist, in Schloß Sirklingen zu repräsentieren, so ist es die Gräfin Gwendolin. Ihre Hand, teuerste Komteß," er griff bei diesen Worten nach ihrer herabhängenden Hand, aber sie entzog sie ihm, "Ihre Hand ist das, wonach mein ganzes Streben gerichtet ist. Ich wäre der glücklichste Kerl unter der Sonne, wenn Sie 'Ja' sagen und mein werden wollten."

Baron Firks schöpfte tief Atem nach dieser Rede. Er war etwas blaß geworden vor Erregung. Er sah die junge Dame erwartungsvoll an, er konnte sich eigentlich nicht denken, daß sie "Nein" sagen sollte.

Gwendolin aber erwiderte mit leiser, doch fester Stimme: "Ihr Antrag ist mir eine Ehre, Baron Firks, aber ich bitte Sie, niemals wieder auf dieses Thema zu kommen, weil ich wünsche, daß wir noch recht lange gute Freunde bleiben."

"Gute Freunde — Ehre —," stieß er hervor, "aber zum Henker, Komteß, so etwas wollen Sie mir doch nicht antun! Kommen Sie, Gwendolin, geben Sie mir eine andere Antwort! Das kann doch nicht Ihr Ernst sein!"

"Ich würde niemals Scherz treiben mit einer so ernstlichen Sache," entgegnete sie. "Ich erkläre, daß es mir wirklich eine Ehre ist, Baron. Aber meiner Ueberzeugung nach gehört noch etwas anderes zu einer glücklichen Ehe, als was Sie für das Wichtigste zu halten scheinen."

"Was gehört denn zum Heiraten? Ich liebe Sie, Gräfin, ich liebe Sie gewiß und wahrhaftig. Ich habe nie jemand geliebt, wie ich Sie liebe. So überlegen Sie doch nur! Sie brauchen ja im Augenblick noch keinen definitiven Bescheid zu geben."

"Ich brauche nicht zu überlegen. Ich werde von meiner jetzigen Entscheidung nicht zurückkommen. Ich schätze Sie als Freund, aber Liebe empfinde ich nicht für Sie."

"Sie lieben jemand anders!" stieß er hervor. "Es ist dieser junge Herr von Habenicht's und Binnicht's!"

Komteß Gwendolin hob den Kopf empor und sah den Baron mit halb zugedrückten Augen an. "Was beliebten Sie zu bemerken?" fragte sie mit kaum geöffneten Lippen.

"Ich sage, Komteß, daß Sie unter allen Koketten, die ich bis jetzt kennen gelernt habe, die Schlimmste sind. Ja,

das sind Sie, Sie sind eine gefährliche Kokette, der es Spaß macht, ehrliche Leute zum besten zu haben. Sie haben längst gemerkt, wie ich für Sie fühle. Und Sie haben es sich ruhig gefallen lassen, daß ich immer wie Ihr Schatten und wie ein richtiger Narr hinter Ihnen her war."

"Ich verbitte mir diesen Ton und diese Sprache," sagte sie kalt und stolz. "Ueberlegen Sie Ihre Worte, und behelligen Sie mich nicht wieder mit solchen Unverschämtheiten!"

Sie schien sich auf die Behandlung derber Landjunker zu verstehen.

"Verzeihen Sie, Komteß," sagte er. "Ich habe Sie nicht beleidigen wollen, aber Liebe kann einen Mann toll machen."

"Grob und gemein darf er niemals werden."

"Schon gut," sagte Baron Firks mit mürrischem Ton. "Aber ich will Ihnen etwas sagen, Komteß. Sehen Sie die Sache noch einmal von einer andern Seite an. Man muß doch auch ein wenig den Verstand hören. Was haben Sie denn nur gegen mich? Sie sind die Tochter des Generals und natürlich Nummer eins in allen Geschäften. Ich will dem Herrn General auch von Herzen wünschen, daß er noch einmal Kommandierender wird. Aber wissen kann man das doch nicht, und heutzutage ist ein starker Wechsel in den höheren Kommandostellen. Was haben Sie dann, wenn Ihr Herr Vater eines schönen Tags in Pension geht? Dann ist der ganze Glanz dahin. Vermögen — unter uns gesagt — ist nicht viel da. Der General hat, wie Sie doch auch wissen, fast sein ganzes Geld in die Pferde gesteckt. Er hat den schönsten Stall, ganz gut, aber wenn er in Pension geht, kann er die Pferde nicht behalten, und sein Geld kriegt er nie wieder. Wenn Sie klug sind, Komteß, benutzen Sie die Zeit Ihres Glanzes. Es fragt sich, ob später noch einmal ein freier kommt, wie ich einer bin. Mein Gott ja, ich will mich nicht selbst loben, ich mag ein brutaler Kerl sein. Aber ich habe doch meinen schönen Besitz, und mit mir würden Sie die größte Dame auf zwanzig Meilen in der Runde werden. Kommen Sie, Gwendolin, denken Sie darüber nach. Es ist nicht so dumm, was ich Ihnen sage, wenn es Ihnen auch nicht so schön vorkommen wird, wie die Liebeszene in Romeo und Julia und diese Art Zauber."

"Dumm ist das gar nicht, was Sie sagen," entgegnete Gwendolin ganz ruhig. "Im Gegenteil, Sie schildern die Lage ganz richtig. Und Ihre Besitzungen, mein lieber Baron, sind wirklich so schön, daß ich mich nicht lange besinnen würde, den Besitzer zu heiraten, wenn er nur interessanter und weniger plump wäre. Aber so, wie er nun einmal ist, danke ich für seine Reichthümer. Ich habe mir fest vorgenommen, wenn ich einmal heiraten sollte, nur auf die Person und nicht auf die Sache zu sehen, deshalb — Sie sehen, wie es ist, Baron, und nun Adieu!"

Sie wandte sich ab, winkte einem Pferdeburshen auf der andern Seite des Hofes, trug ihm auf, nach Antaret zu sehen, und ging langsam dem herrschaftlichen Hause zu, während Baron Firks, die Zähne zusammengebissen, verliebt und wütend hinter ihr her sah. —

Gwendolin hatte sich in Gegenwart ihres Freiers so kalt und fest gezeigt, wie sie zu sein wünschte, aber so bald er sie nicht mehr sehen konnte, wich der energische Ausdruck aus Miene und Gang. Gwendolin dachte nach und war nervös. Sie hatte doch eine für sie wichtige Viertelstunde durchlebt und war durchaus nicht unerschüttert geblieben. Ein unangenehmes Nachgefühl drückte sie. Die Berührung mit dem ordinären Leben hatte ihre feine Empfindung beleidigt. Und bei alledem fragte sie sich doch, ob sie klug gehandelt hatte, den reichen Bewerber abzuweisen. Auch in Gwendolins Brust kämpften zwei Seelen miteinander. Die eine war edel und hochstrebend, die andere aber weltflüchtig und hatte reichliche Nahrung an der Tagesmeinung und allerhand Büchern gefunden.

„Er ist für einen Reitknecht gerade gebildet und feinführend genug,“ sprach eine Stimme in ihrem Innern in Bezug auf Baron Firks.

„Du hättest ja aus ihm machen können, was du wolltest, und sein Geld ist schätzenswert,“ flüsterte eine andere Stimme.

So schritt Gwendolin langsam die Treppe hinauf und ging durch den Salon, um sich in ihr eigenes Zimmer zu begeben, als sie eine Gestalt bemerkte, die sich von einem der Fenster des Salons wie ein Schatten loslöste und auf sie zukam. Es war der jugendliche Dichter Eugen Dietmar, über den Baron Firks so erzürnt gesprochen hatte.

„Sie sind hier?“ fragte Gwendolin, indem sie stehen blieb. Er war für sie gerade jetzt eine sehr angenehme Abwechslung. Er brachte eine Atmosphäre mit sich, die sofort die peinliche Nachwirkung des Gesprächs im Hof verwischte, eine Atmosphäre von Wohlbehagen und Geistigkeit. „Aber das ist schön von Ihnen. Haben Sie lange gewartet?“ setzte Gwendolin hinzu.

Der junge Mann antwortete nicht. Sein feines, bewegtes Gesicht war leidenschaftlich verzerrt, und seine dunklen, tiefen Augen flammten zornig.

„Es ist das letzte Mal, daß ich hierherkomme,“ sagte er schwer atmend und mit bebender Stimme. „Es ist genug, ich kann es nicht mehr ertragen. Leben Sie wohl, Gräfin. Leben Sie wohl!“

Gwendolin war erstaunt und ganz verwirrt.

„Was ist denn, Herr Dietmar?“ fragte sie besorgt.

„O, Sie sind sehr gütig,“ sagte er. „Sie wollen mich schonen. Aber ich will keine Schonung. Bemitleidet zu werden, ist mir ein entsetzlicher Gedanke. Ich weiß jetzt alles! Ich habe alles gesehen! Leben Sie wohl! Auf ewig Lebwohl!“

„Was ist es denn, Herr Dietmar?“ drängte Sie. „Was haben Sie denn? Sprechen Sie sich doch verständlich aus.“

„O,“ sagte er heftig, „ich zürne mir, nicht Ihnen. Meiner Blindheit zürne ich. Ich habe Sie für ein Mädchen gehalten, dessen Seele hoch über das Gewöhnliche hinaus trachtete. So erschienen Sie mir in unsern Gesprächen wie ein Geschöpf, das sich aus dem Himmel verirrt hätte in diese triviale Welt. Aber Sie haben nur ein Spiel mit mir getrieben.

Denn hier vom Fenster aus habe ich gesehen, wie Sie im zärtlichen Gespräch eine Stunde lang sich von einem Mann haben den Hof machen lassen, der alles das ist, was ich einer fein empfindenden Seele unangenehm machen müßte.“

Gwendolin hörte ihn geduldig an. Sie fand ihn entzückend in seiner Einfalt. Er war noch so jung, einundzwanzig Jahre, zwei Jahre älter als sie selbst, und sie kam sich ihm gegenüber alt und verständig vor. Er war so schrecklich verliebt und so schrecklich dumm. Er war schlank und zierlich, sein Gesicht eher das eines Mädchens als eines Mannes, noch bartlos, von feiner Farbe. Sein Mund hatte ein Spiel, als wäre er ein geübter Schauspieler. Sie hatte diesen Mund oft mit Verwunderung betrachtet. Tausend Scherze und witzige Einfälle, ein bezauberndes Lächeln umspielten gewöhnlich diese geschwungenen, roten Lippen, und jetzt bildeten sie ein zuckendes Durcheinander von Schmerz, Hohn und Jörn. Die Augen waren die eines Kindes, sonst so weltfremd, so gedankenvoll, jetzt sprühend von Eifersucht. Von dem dunklen Haar hatte sich eine Locke auf die breite, weiße Stirn gesenkt, und Gwendolin fand, daß ihm das reizend stand.

„Sie sind ein Kind und ein rechter Thor,“ sagte sie sanft und schüttelte dabei tadelnd den Kopf.

„Sagen Sie mir nur die Wahrheit,“ bat er. „Lieben Sie den Baron Firks?“

„Es wäre vielleicht gut, wenn ich ihn lieben könnte,“ entgegnete Gwendolin mit einem Seufzer. „aber zum Unglück ist er mir sehr langweilig.“

„Sie lieben ihn nicht? So haben Sie sich nicht mit ihm verlobt?“

„Aber Herr Dietmar, was sind das für unpassende, zudringliche Fragen! Werden Sie sich denn niemals an gute Manieren gewöhnen?“

„O Gräfin, Gräfin!“ sagte er stöhnend. „Sie haben ja keinen Begriff von meinen Leiden! Sie können ja alles mit mir machen, was Sie wollen. Ich denke nur an Sie. Worte können nicht beschreiben, wie ich Sie liebe.“

„Still!“ sagte sie. „So etwas will ich nicht hören. Sprechen Sie hübsch vernünftig, und wenn Sie nur Vertrauen zu sich selbst haben, und wenn Sie tüchtig arbeiten, so können Sie ein berühmter Dichter werden und alles erreichen, wonach Sie sich sehnen.“

„Alles, Komteß? Auch Sie?“ fragte er leise, wie hingehaucht.

Gwendolin that, als hätte sie nicht gehört.

„Ich habe das größte Vertrauen zu Ihrem Talent. Und denken Sie sich, wie schön es sein wird, wenn Ihre Stücke auf der Bühne bewundert werden und wir gewöhnlichen Sterblichen andächtig in der Loge sitzen und sagen: ‚Ja, das ist ein Dichter, so spricht ein Dichter. Er beherrscht unsere Herzen.‘ Stolz werde ich dann sagen: ‚Ich kenne ihn persönlich, den berühmten Eugen Dietmar.‘“

Er ergriff ihre Hand, küßte sie, blickte Gwendolin stumm an, sein Gesicht wurde immer begeisterter, gleich als sei ein inneres Feuer in ihm entzündet worden, das nun mit jeder Sekunde heller brenne, und plötzlich um-

schlang er Gwendolin und drückte seinen Mund auf ihre Lippen. Sie wollte sich losmachen, aber er hielt sie fester und küßte sie wieder und wieder in einer wahren Trunkenheit.

Doch sie stieß ihn jetzt kräftig zurück, und erzürnt, atemlos und bestürzt sagte sie: „Das ist zu stark! Das ist unerhört! Sind Sie denn ganz toll geworden? Ich werde nie wieder mit Ihnen allein bleiben dürfen.“

Er schien gar nicht auf den Sinn ihrer Worte zu achten. Er starrte sie bewundernd und ganz im Glück verloren an. Sie aber faßte sich bald wieder bei dem Gedanken, daß dieser junge Mensch anders beurteilt werden müsse als ein ganz zurechnungsfähiger Mann.

„Was haben Sie sich denn nur gedacht?“ fragte sie. „Stehen Sie nicht so da, und gaffen Sie mich nicht so an! Gehen Sie fort, ich will Sie hier nicht mehr sehen!“

„Wie ich Sie liebe!“ sagte er sanft und träumerisch. „Und wenn ich wirklich berühmt werde, so wird es mein höchster Triumph sein, Sie zu gewinnen, Komteß. Sie müssen die meine werden. Versprechen Sie es mir!“

„Sie bilden sich wohl ein, ich würde einem Jüngling, wie Sie sind, die Heirat versprechen?“

„O nein, ich möchte Sie nicht heiraten.“

„Wie? Was?“ rief sie lachend.

„Heiraten ist etwas Schreckliches. Es ist gar so spießbürgerlich. Sie dürfen niemals heiraten, Komteß, denn Sie sind zu gut dazu, viel zu fein, viel zu ätherisch, viel zu genußfreudig. Warten Sie nur einige Jahre. Wenn ich berühmt sein werde und der elende Mammon mir zu Füßen liegt, dann hole ich Sie, Komteß, und wir ziehen uns auf eine glückselige Insel zurück.“

„O, Sie sind sehr freundlich. Ich danke Ihnen schön, Herr Dietmar. Wir reden darüber noch einmal, wenn Sie erst wirklich berühmt sind. Jetzt gleich reisen wir noch nicht nach der Insel, Herr Dietmar. Auf Wiedersehen!“

Sie winkte ihm mit der Hand, und er blieb stehen und sah ihr träumerisch nach.

* * *

„Der Herr General sind im Speisezimmer,“ meldete die Jungfer.

Gwendolin hatte ihre Toilette beendet. Sie trug ein schwarzes Reitkleid mit langer Schleppe und einen schwarzen Zylinder mit blauem Schleier. Nun nahm sie ihre gelben Stulphandschuhe und die Reitpeitsche mit goldenem Griff, ein Geburtstagsgeschenk ihres Vaters, und begab sich zum Frühstück.

Der General stand am Tisch. Er ging seiner Tochter entgegen, und sie erhob sich auf den Zehen, ihm einen Kuß zu geben.

Er war ein stattlicher Mann mit offenem, freundlichem Gesicht und dem gewinnenden, vertrauenerweckenden Ausdruck, den man oft bei hohen Militärs findet.

General Graf Brogido war beliebt bei seinen Untergebenen, und seine Vorgesetzten sahen in ihm einen Mann, der die höchsten Posten erringen würde. Er war fünfzig Jahre alt, doch hätte man ihm nach der Elastizität seiner Bewegungen und dem dunklen Haar und Schnurrbart höch-

stens fünfundvierzig gegeben. Nur wenige graue Haare zeigten sich an den Schläfen.

„Ich habe dich warten lassen,“ sagte er. „Es gab allerhand zu thun, und ich habe eine Nachricht erhalten, die dich sehr interessieren wird. Meine Beförderung steht nahe bevor, und es ist wahrscheinlich, wenn nicht gewiß, daß ich die zweite Gardedivision bekomme. Also großer Umsturz, mein Liebchen. Die Idylle nimmt ein Ende, und die Weltstadt wird dich umrauschen.“

„O Papa, das ist schön! Idylle oder Weltstadt, ich sehe nichts als dein Avancement.“

„Du bist eine echte Soldatentochter. Aber es giebt doch mancherlei zu bedenken.“

„Was ist da zu bedenken? Der König befiehlt, und wir gehorchen.“

„Gewiß gehorchen wir. Immerhin — Berlin ist teuer, und einen solchen Stall können wir uns dort nicht bauen.“

„Wir werden uns schon einrichten, und für Ankauf wird sich schon ein Platz neben deinen Säulen finden. Mir ist es, ganz abgesehen von allen wichtigen Dingen, lieb, daß wir hier wegkommen.“

„Warum, mein Herz?“

„Man rostet ein. Sechs Jahre sind wir hier, vier als Oberst, zwei als General. Vorher waren wir in einem noch kleineren Nest. Ich freue mich auf Berlin.“

„Aber es ist immer schwer, sich aus einer angenehmen Geselligkeit loszureißen. So behaglich finden wir es nicht wieder.“

„Man wird zu intim. Ich will es dir nur lieber gleich sagen, Papa. Baron Firks wird gar zu intim. Heute morgen hat er mir einen Antrag gemacht.“

„Und du? Was hast du geantwortet?“

„Was sollte ich antworten? Ich bin für dich da, Papa, und will keinen andern Mann heiraten.“

„Das hast du ihm gesagt?“

„Nein, Papa! Wie kann ich ihm denn so etwas sagen? Das würde ihn ja gar nicht abschrecken.“

„Und abschrecken willst du ihn?“

„Natürlich, Papa. Ich mag ihn doch nicht leiden.“

„Das ist schade,“ kam es unwillkürlich über des Generals Lippen.

„Warum schade?“

„Ich meine nur so.“

„Ich bin zu sehr durch dich verwöhnt, Papa. Ich kann mich nur noch für Vollblut interessieren.“

„Und das ist Baron Firks nicht?“

„Die Seele eines Pferdehändlers.“

„Hm! Der Mann hat mir nicht übel gefallen.“

„Du willst mir wohl zureden?“

„Wenn du ihn nicht leiden magst, so ist die Sache abgemacht, aber ich hoffe ernstlich, daß du nicht etwa mir zuliebe Körbe austeilst. Solche Opfer könnte ich nicht annehmen.“

„Gieb dir keine Mühe, Papa. Mich schüttelst du nicht ab. Ich habe keinen andern Wunsch und keinen andern Ehrgeiz, als dir das Haus zu führen.“

„Ich weiß es zu schätzen. Aber meine liebste Gwendolin, um einmal ganz nüchtern und berechnend zu reden — denn jedermann muß rechnen — wenn einmal wieder ein so begüterter Herr wie Baron Firks um deine Hand an-

hält, so wäre es vorteilhaft, ihn leiden zu mögen. Denn erstlich ist Heiraten doch nun einmal des Weibes Bestimmung, und wenn ich einmal die Augen zuthue, findest du Gold weder in Barren noch gemünzt."

Gwendolin sprang auf und legte ihren Arm um des Vaters Hals.

"Du sollst nicht so schreckliche, häßliche Dinge sagen, Papa!" rief sie. "Hörst du? Nie wieder sprichst du so etwas!"

Der General richtete auf sie einen Blick unendlicher Liebe, der ihr zeigte, daß er trotz allem, was er über ihre Verheiratung und die Zukunft gesagt hatte, doch in ihr sein Lebensglück sah.

Auf Gwendolins Arm gestützt, schritt der General in den Hof, wo die Pferdeburtschen den mächtigen schwarzen Lucifer und die elegante Ankalet sattelten.

"Befehlen, Herr General," sagte der Dragoner, der die Ehre hatte, Lucifers Gesellschafter zu sein, "ich glaube, Lucifer wird krank."

"Weshalb?"

"Er frißt nicht ordentlich, und wenn man ihm unter den Bauch kommt, schlägt er. Er will sich nicht satteln lassen. Ich glaube, er hat es in den Nieren."

"So?" sagte der General, das Pferd betrachtend.

"Nun, du kluger Doktor, ich weiß nicht, was er in den Nieren Unrechtes haben sollte. Der Gaul macht so seine Fagen, weil er nicht genug zu thun hat. Aber ich werde ihm das schon austreiben. Sattelt nur, Leute!"

"Befehlen, Herr General."

Der Sattel wurde aufgelegt. Lucifer legte die Ohren an, als die Gurten angezogen wurden, und blickte mit zornigen Augen zur Seite, zuckte auch ein wenig mit dem rechten Hinterfuß, als ob er schlagen wollte, aber ließ es sich doch gefallen.

Der General half Gwendolin in den Sattel und stieg selbst auf. Die Hofthür wurde geöffnet, und Vater und Tochter ritten hinaus.

Die Hofthür führte zu ausgedehnten Wiesen, der General hatte ein großes Stück davon gepachtet und mit einem Lattenzaun umgeben lassen. So hatte er einen sehr schönen Platz zum Trainieren seiner Pferde gewonnen.

Der General und seine Tochter ritten im Schritt über den eingefriedigten Platz, und neben ihnen ging ein Pferdeburtsche, der das Jaunthor am andern Ende öffnen wollte. Aber der General hieß ihn zurückbleiben. Er wollte Lucifer über das Thor springen lassen, um ihm von vornherein die Fagen abzugewöhnen.

"Er kann dir das Thor öffnen, wenn ich hinüber bin," sagte er zu Gwendolin.

"Das ist nicht notwendig!" rief sie mit kühn blickenden Augen. "Ankalet kann das springen."

"Du solltest doch nicht!" sagte er bedenklich. "Für eine Dame ist das Thor reichlich hoch."

"Nicht im geringsten zu hoch," sagte sie und setzte ihr Pferd in Galopp. Jetzt war sie vor dem Thor, ein heller Ruf, und mit herrlichem Sprung flog die braune Stute hinüber. Gwendolin hielt, sah sich um und winkte grüßend mit der Hand.

Nun setzte der General sein Pferd in Galopp, und der Rappe stürmte machtvoll heran. Aber dicht vor dem

Thor scheute er und bog zur Seite aus, die Ohren bödsartig zurücklegend. Ein Peitschenhieb traf ihn hinter den Gurten, der General führte ihn in der Volte herum und trieb ihn von neuem mit kräftigem Spornstoß gegen das Thor.

Diesmal sprang der Rappe. Er hob sich hochempor, aber der Sprung lief schlecht ab. Das Pferd stieg mit den Vorderhufen gegen den Rand des Thores, und mit einem Krach lagen Hof und Reiter jenseits auf dem grünen Rasen.

Ein Schrei des Entsetzens ertönte von Gwendolins Mund. Im Nu war sie vom Pferd herunter und lief auf den Vater zu, der unbeweglich am Boden lag; nur seine Augenlider hoben und senkten sich. Sie richtete seinen Kopf auf — Blut lief ihm aus dem Mund.

Mehrere Leute rannten herbei, öffneten das Thor, hoben den General auf und trugen ihn zurück. Gwendolin half. Sie trug den Kopf des Vaters auf ihren Armen und starrte mit weit geöffneten Augen auf das bleiche, entstellte Antlitz.

Endlich kam der Regimentsarzt, nach dem man geschickt hatte, und stellte seine Untersuchung an.

"Komteß," sagte er tief bewegt, "Ihrem Vater ist nicht mehr zu helfen."

"Er ist tot?" schrie sie laut auf.

Der Arzt schwieg.

* * *

Die ersten schrecklichen Tage unfassbaren Jammers waren vorüber. Das Haus war noch erfüllt vom Geruch der Totenkränze und der Kerzen, es schien nach dem Gedränge vieler Menschen, nach so vielen Schritten und leisem Sprechen eine wahre Oede auszuatmen, eine trostlose Einöde zu sein, da der Herr, der angesehene, verehrte und geliebte Herr fehlte.

Der feierliche Pomp des Begräbnisses eines vornehmen Mannes hatte nichts zurückgelassen als einige welke Blümchen und verdorrte Blätter auf der Treppe, in den Winkeln des Flurs und auf dem Hof vor der Hausthür.

Die Dienerschaft war wie verstört, eine verwirrte Geschäftigkeit, vom Schluchzen unterbrochen, herrschte im Viereck um den Brunnen ebenso wie im Haus.

Gwendolin stand, eine Hand auf den Tisch gestützt, sinnend in ihrem Zimmer. Ihr Gesicht war bleich, die Augen von vielem Weinen gerötet.

Heute sollte Familienberatung sein. Eine Tante aus einem weltlichen Kloster in Mecklenburg und ein Onkel mit seiner Frau, sowie ein entfernterer Verwandter waren gekommen, und man wollte über Gwendolins Zukunft entscheiden.

Die Tante war eine ältere Schwester ihres Vaters, der Onkel ein pensionierter Major, sein älterer Bruder. Der Landgerichtsdirektor von Orzen, der als Jurist die Ordnung der Hinterlassenschaft übernehmen sollte, war ein Vetter des Verstorbenen.

Gwendolin zauderte, ihr Zimmer zu verlassen und in den Salon zu gehen. Hier ihr eigenes Zimmer war eine vertraute Heimstätte ihres Schmerzes, aber im Salon bei den Verwandten würde die kalte Luft der

Welt sie anwehen. Sie waren ja freundlich und teilnehmend, die lieben Verwandten, aber Gwendolin wußte wohl, daß ihr vieles nicht verziehen wurde. Sie bekam die Verwandten, da sie in andern Städten wohnten, nur selten zu sehen, aber wenn sie einmal mit ihnen zusammentraf, konnte sie bemerken, daß die Art der Erziehung, die sie bei ihrem Vater genoß, nicht die Billigung der älteren Damen fand.

„Gwendolin!“ rief es an der Thür. „Ich bin es, Tante Bertha. Ich möchte dich sprechen.“

Gwendolin öffnete, und die Frau Majorin trat mit sehr wichtiger Miene ein.

„Gwendolin,“ sagte sie, „ich habe dir etwas mitzuteilen, was mit einem Schlag alles ändern kann. Ich bin speziell beauftragt, mit dir zu sprechen.“

„Alles ändern?“ fragte das junge Mädchen. „Ich verstehe dich wirklich nicht.“

„Ich meine die faktischen Verhältnisse,“ sagte die Tante ungeduldig. „Wir sehen doch, daß die Verhältnisse nicht so gut sind, wie wir dachten, das heißt, dein Onkel ist niemals darüber im Zweifel gewesen, daß dein lieber, seliger Vater, zum mindesten gesagt, nichts zurücklegte, aber wir haben doch nicht erwartet, daß so wenig da sein würde. Doch will ich hier von jetzt nicht reden. Es ist das eine Thatsache, die wenig ins Gewicht fällt, wenn ich erwäge, welche Aussicht sich dir jetzt bietet: Baron Sirks ist eben bei mir gewesen und hat in der edelsinnigsten und großmütigsten Weise um deine Hand angehalten.“

Gwendolin zuckte zusammen. „Edelsinnig? Großmütig?“ fragte sie mit schneidendem Ton, ihren stolzen Blick auf die kleinen, grauen Augen der Tante richtend. „Bin ich ein Bettelmädchen, das man aus Barmherzigkeit von der Straße holt? Das Wort Barmherzigkeit fehlte noch.“

„Aber Gwendolin!“ rief die Tante erschrocken. „Wie entsetzlich nervös bist du!“

Gwendolin lachte höhnisch auf. „Ich will dir die Antwort sogleich geben, Tante Bertha. Dieser Baron Sirks ist nicht so schüchtern, wie du glaubst. Ehe er sich an dich wandte, hat er mir schon direkt einen Kaufantrag gemacht. Aber ich bin auf das Geschäft nicht eingegangen.“

„Gwendolin, du verübdigst dich!“ rief die Tante. „Um Gottes willen, Mädchen, wie sprichst du! Wenn du den Antrag des Barons so ohne weiteres ablehnst, bist du reif fürs Irrenhaus! Du bist ganz ohne Vermögen. Du mußt heiraten oder bei deinen Verwandten leben. Und da ist es doch eine Gnade des Himmels, für die du auf den Knien danken solltest, daß ein solcher Mann dich heiraten will.“

„Gehen wir hinüber!“ sagte Gwendolin. „Ich will die Abrechnung des Onkels Oerzen sehen, ich will ganz klar sehen, ich will alles wissen.“

Sie schritt zum Zimmer hinaus, und die Tante folgte trippelnd in hoher Aufregung der prachtvollen Gestalt, die mit dem ihr eigenen anmutig gleitenden Gang vorauseilte.

Die Verwandten saßen im Salon um den Tisch, und Herr von Oerzen hatte einen Stoß Papiere vor sich. Sie unterbrachen ihr Gespräch beim Eintreten der beiden

Damen und begrüßten sich mit Gwendolin. Der Major gab ihr einen Kuß. Er hatte einige Ähnlichkeit mit dem General, doch war er kleiner und hatte nicht die offenen, männlichen Züge seines Bruders. Er hatte seit langen Jahren, seitdem er pensioniert worden war, nicht auf dem besten Fuß mit dem General gestanden, denn es nagte an ihm der Neid, und er war überzeugt, daß er selbst ein viel besserer Offizier wäre.

„Da wären wir also alle zusammen,“ sagte der Landgerichtsdirektor. „Ich habe hier eine Aufstellung dessen gemacht, was mein seliger Vetter hinterlassen hat, und dessen, was von der Hinterlassenschaft abgerechnet werden muß. Es wäre wohl zweckmäßig, mit dieser Aufstellung anzufangen, damit klar zu erkennen ist, worauf Gwendolin für ihren Lebensunterhalt zu rechnen hat.“

„Ja, das möchte ich wissen,“ sagte Gwendolin.

Die Stiftsdame räusperte sich und warf einen Blick zur Decke empor, als wollte sie für alle Fälle bei dem Auftreten ihrer Nichte die göttliche Gnade anrufen. Herr von Oerzen aber fing nun an, mit der geschäftsmäßigen und gründlichen Art eines tüchtigen Beamten, alle Aktiva und Passiva, wie er sagte, aufzuzählen. Er nannte fast eine Stunde lang alle möglichen Zahlen, so daß es Gwendolin in den Fingern zu kribbeln anfing, und kam dann zu einem Schlusse, der geradezu niederschmetternder Art war. Die Rechnung lief nämlich darauf hinaus, daß nach Abzug alles dessen, was zu bezahlen war, etwa dreitausend Mark als Gwendolins Vermögen und einziger Besitz übrigbleiben würden.

Gwendolin saß in starrer Haltung da, und ihre Augen blickten in die ferne. Sie war nicht unwissend in Geldgeschäften, denn sie hatte den Haushalt geführt. Aber die Einsicht in die Anforderungen des Lebens fehlte ihr doch, insofern als sie niemals darüber nachgedacht hatte, wieviel ein einzelner Mensch von bestimmter Lebensstellung an Geld nötig hätte.

Nach längerem Schweigen ergriff die Stiftsdame das Wort. „Die gräfliche Familie Brogido,“ sagte sie, „hat die Anwartschaft auf Berücksichtigung im Stift Malchin. Allerdings ist gegenwärtig kein Klosterplatz frei, aber ich denke, daß sich für Gwendolin mit der Zeit durch Fürsprache ein Freiplatz erlangen ließe, und ich bin bereit, sie bis dahin bei mir aufzunehmen. Wie denkst du darüber, Gwendolin?“

„Ich habe nicht die Absicht, ins Kloster zu gehen,“ antwortete das junge Mädchen. „Du bist sehr gütig, liebe Tante, aber ich könnte das Leben in deinem Kloster mit den beständigen Zänkereien über Kleinigkeiten nicht aushalten.“

Die Tante verzog das Gesicht. „Halte ich es doch aus!“ sagte sie scharf.

„Du weißt vielleicht nicht,“ sagte jetzt die Stiftsdame, „wie schwer es in unserer Zeit für ein Mädchen aus guter Familie ist, ohne Vermögen durchzukommen. Für ein Mädchen vom Land, das kräftige Arme hat und kochen kann, ist es ja sehr leicht, denn an Frauenzimmern, die etwas Nützliches verrichten können, ist bitterer Mangel, und jede Hausfrau klagt. Aber für die Töchter von Beamten und Offizieren ist es ungeheuer schwer, sich durchzubringen, weil sie sich an nützliche Arbeit

nicht heranzumachen wollen. Sie sind zu gebildet. Alle können fremde Sprachen, zeichnen, malen, Klavier spielen und Romane lesen. Danach ist aber nicht genug Nachfrage. Nun möchte ich wohl wissen, was du mit deinen dreitausend Mark Vermögen eigentlich werden willst."

"Das weiß ich auch nicht," entgegnete Gwendolin.

"Na also, liebes Kind!"

"Meiner Meinung nach," sagte der Major, indem er aufsprang und im Zimmer auf und niederging, um seine Verlegenheit zu verbergen, "meiner Meinung nach kann eine Gräfin Brogido weder Lehrerin, noch Buchhalterin, noch Telegraphistin werden. Bis auf weiteres kannst du zu uns ziehen, Gwendolin, wenn es der Tante recht ist. Das Spätere wird sich finden."

"Erlaube, Karl!" sagte Tante Bertha sehr energisch. "Gewiß bin ich völlig damit einverstanden, daß Gwendolin zu uns kommt, obwohl ich nicht glaube, daß sie unsere bescheidene Einfachheit goutieren wird. Aber zuerst muß ich doch noch etwas zur Sprache bringen, was der Familienrat wissen muß. Ein sehr reicher und angesehenener

Herr, der Baron Firks auf Firkingen, bewirbt sich um Gwendolins Hand. Ich habe es Gwendolin gesagt, aber sie ist noch unentschlossen."

"Wie?" rief die Stiftsdame, indem sie den Kopf erhob und in hoher Spannung auf Gwendolin sah.

"Wie ich sagte. Der Baron hat bei mir um meiner Nichte Hand angehalten. Gwendolin mag sich entscheiden!"

"Sich entscheiden?" rief die Stiftsdame, sich zur ganzen Höhe ihrer hageren Figur aufrichtend. "Was ist da zu entscheiden? Natürlich sagt sie ja! Das ist ja da große Los! Was? Da soll noch auf eine Entscheidung gewartet werden?"

Gwendolin war totenbleich. Gedanken und Entschlüsse der verschiedensten Art kämpften miteinander in ihrer Brust. Sie blickte umher — hier konnte sie zu keinem Entschluß kommen. Diese Verwandten regten sie zur Opposition auf, erbitterten sie. Sie stand plötzlich auf.

"Ich will es überlegen," sagte sie und entfloh, die betroffenen und beleidigten Onkel und Tanten allein lassend.

(Fortsetzung folgt.)

Die Briefftaube im Kriegs- und Seedienst.

von E. Miller.

Schon im Mittelalter wußte man den gefiederten Friedensboten, die von Sage und Dichtung verherrlichte Taube, den Zwecken des Kriegsdienstes nutzbar zu machen. So wissen wir zum Beispiel, daß zuseiten Kaiser Rotbarts lombardische Emissäre durch Taubensbotschaften das Nahen kaiserlich hohenstaufischer Heere in Mailand und Oberitalien verkündeten.

Die Möglichkeit der Benützung dieser sanften Tiere als Kriegs- und Friedensboten beruht auf ihrer Eigenschaft, selbst aus den größten Entfernungen die heimatlichen Schlage wiederzufinden. Die Taube besitzt ein ungemein scharfes Auge, äußerst hohe Orientierungsfähigkeit, Ausdauer im Flug, starke Brustmuskeln und unüberwindliche Sehnsucht nach der Brutstätte. Im Flug legt sie durchschnittlich binnen einer Minute einen Kilometer zurück. Vor Erfindung der elektrischen Telegraphie benutzten hauptsächlich große Bankiers die Taube zur Beförderung von Kursdepeschen. Als aber der Telegraphendraht die Erde zu umspannen begann, ward ihr allerorten der Dienst gekündigt, und nur noch reiche Privatliebhaber trieben Züchtung und Dressur von Briefftauben als kostspieligen Sport. Im Orient allein, wo sie zwischen Teheran und Tabris niemals zu kurfieren aufhörte, diente sie noch als offizieller Kursthier. Sonst war sie gänzlich verschwunden. Da kam der deutsch-französische Krieg und brachte sie mit einem Schlag wieder zu hohen militärischen Ehren. Nachdem die französischen Heere geschlagen, Metz und Paris vollständig eingeschlossen waren, konnten diese beiden festen Plätze, von jeder Verbindung mit der Außenwelt abgeschnitten, auf keinem andern Wege mehr, als durch die Luft, mit der Außenwelt verkehren.

Gleich die ersten Versuche wurden von Erfolg gekrönt. Man stellte einige Proben an. Pariser Tauben wurden in Ballons nach Tours und Poitiers geschafft; dort ließ man sie wieder fliegen, und alle fanden rasch

und sicher die heimatlichen Schlage wieder. Nachdem der Diktator Gambetta selbst Paris mittels Luftballons verlassen und den Sitz der provisorischen Regierung nach Tours verlegt hatte, wurde ein regelrechter Briefftaubendienst zwischen beiden Städten organisiert, der aber den günstigen Fortgang, den man nach den ersten Versuchen erhoffte, nicht zu verzeichnen hatte. Von 370 aus Paris abgelassenen Tauben kehrten kaum 60 in ihre Brutstätten zurück. Die strenge Kälte schwächte den Orientierungssinn der Tierchen, auch fielen Tauben in erbeuteten Ballons in die Hände der Deutschen. Das meiste aber mag wohl die in Paris herrschende Konfusion und Ueberstürzung, wie auf allen, so auch auf diesem Gebiet, zu dem geringen Erfolg beigetragen haben.

Mit den Leistungen der angekommenen Tauben aber kann man recht zufrieden sein. Sehr kam dem neuen Unternehmen die Photomikroskopie zu statten. Ehe man dieses moderne Hilfsmittel kannte, schrieb man die Mitteilungen auf Seidenpapier, das man in einem Stück federkiel verbarg, während man dieses wiederum an einer Schweiffeder der Taube befestigte.

Dagron, dem Erfinder der Photomikroskopie, gelang es, 1870 eine volle Seite des Journal officiel auf den sechsten Teil eines Quadratzoils zu übertragen.

Daher beauftragte man Dagron, der sich von Anbeginn an zu der provisorischen Regierung in Tours begeben hatte, amtlich mit der photomikroskopischen Uebertragung aller für das belagerte Paris bestimmten offiziellen und privaten Depeschen. Der bedeutende Erfinder brachte auf einem Stückchen Seidenpapier von 12,76 Quadratcentimeter im Umfang 35 000 Nachrichten mit zusammen 700 000 Worten unter.

Der erste gefiederte Postbote beförderte am 14. November 1870 die gesamte Regierungskorrespondenz von Tours nach Paris, dabei befanden sich auch 230 Privatnachrichten. Auf dem Pariser Gouvernement wurde die

merkwürdige Postsendung sofort photographisch vergrößert, und die Privatnachrichten wurden den Empfängern regelrecht zugestellt.

Das „Bulletin de la Réunion des officiers“ erzählt uns in seiner Nummer vom 11. Juni 1885, daß während der Belagerung gegen 150 000 offizielle Depeschen und über eine Million private Nachrichten, sowie für 190 000 frank Postanweisungen durch Tauben nach Paris befördert worden sind.

In England gab man den Tauben schwerere Depeschen mit, sonst erstrebt man überall ein leichteres Gewicht. Seit einiger Zeit wendet man vielfach statt des immer noch zu schweren Seidenpapiers die leichteren Kollodiumblättchen an. Ein solches Blättchen von 15 Quadratcentimeter Umfang umfaßt 300 Mitteilungen; 18 solcher Blättchen mit rund 5000 Mitteilungen wiegen noch kein halbes Gramm.

Die neueste Zeit kennt auch eine Seebrieftaubenpost. Nach einem Bericht des Direktors der Compagnie Transatlantique wurden auf den nach Newyork fahrenden Dampfern dieser Schiffsgesellschaft Versuche mit Brieftauben gemacht. Das Unternehmen begann am 1. April 1899, und schon im Lauf von 1900 waren wirkliche Erfolge erzielt. Vom 15. März bis 31. Dezember 1900 wurden in Le Havre jede Woche eine Anzahl Brieftauben eingeschifft. Von 36 Aufflügen erreichte nur zweimal keine Taube den Schlag, so daß die Depeschen verloren waren. Der von den Tauben damals zurückgelegte Weg schwankt zwischen 120 und 350 Seemeilen. Der bemerkenswerteste Flug war der am 29. Juli 1900 auf der „Corraine“ veranstaltete. Die Tauben verließen den Dampfer um 5 Uhr morgens, und die erste langte 2 Uhr nachmittags im Schlag an. Sie hatte in neun Stunden 324 Seemeilen zurückgelegt. Am 9. September hatte ein anderer auf der „Corraine“ veranstalteter Flug ein hervorragendes Resultat zu verzeichnen. Um 5 Uhr früh aufgelassene Tauben erreichten ihren Schlag am Abend desselben Tages wieder, nachdem sie einen Weg von 360 Seemeilen oder 650 Kilometer zurückgelegt hatten.

Dem gegenüber ist die Behauptung interessant, die 1877 in St. Navaire nach einer einjährigen Periode von Brieftaubenversuchen aufgestellt wurde. Man kam damals zu dem Schluß, die Brieftauben verlören bei einer Entfernung von 50 Seemeilen vom Land ihr Orientierungsvermögen. Von 261 Tauben der Compagnie kehrten im Jahr 1900 nur 113, also 56 Prozent zurück.

Fassen wir an der Hand der vorstehenden Thatsachen das Urtheil über die militärische Bedeutung der Brieftauben kurz wie folgt zusammen: eine Armee, ein Kriegshafen, deren Verbindungen durch einen sie ringsum einschließenden Feind unterbrochen sind, besitzen in ihnen ein immer verfügbares, wenn auch nicht stets zuverlässiges Mittel, sich mit den festen Plätzen, Armeen, ja unter Umständen selbst mit Geschwadern, von denen sie getrennt sind, wieder in Verbindung zu setzen.

Der Brieftaubendepeschendienst verlangt aber vor allem eine vernunftgemäße, auf das physiologische Studium der einzelnen Tauben basierte Dressur als Grundbedingung des Erfolges, methodische Auswahl und Zucht und systematische Pflege des häuslichen Sinnes, der Liebe zum Nest. Auf Grund der wichtigen Dienstleistungen der Tauben im Krieg 1870/71 haben die einzelnen Regierungen die Brieftaube als Kriegsmittel erwählt und einen methodischen Betrieb der Brieftaubenabrichtung für Kriegszwecke organisiert.

Die erste Forderung im deutschen Militäretat fällt in das Jahr 1875 mit 3600 Mark. Seitdem sind an vielen Orten Kasernen mit Spiel- und Übungsplätzen, ja selbst Krankensälen für die geflügelten Rekruten errichtet worden. Frankreich hat im Pariser Akklimatisationsgarten eine Generalstation erbaut, von der aus die gesiederten Boten über alle Festungen und Kriegshäfen des Landes verbreitet werden sollen.

Der Hauptmangel liegt darin, daß die Beförderung von Taubendepeschen meist nur in einer Richtung möglich ist. Will man z. B. von Berlin nach Köln Taubendepeschen versenden, so muß man die Tierchen vorerst von Köln nach Berlin gebracht haben, von wo sie dann mit der an einer Schweife befestigten Depesche nach Köln zurückfliegen, in entgegengesetzter Richtung verkehren sie nur selten. Um das kostspielige Hin- und Hertransportieren der Tauben, sowie ihr Gefangenhalten an einem fremden Ort zu vermeiden und einen regelmäßigen Verkehr zu erzielen, kam man schon längst auf den sinnreichen Einfall, die Tierchen so zu dressieren, daß sie sich an der einen Station ihr Futter, an der andern ihr Wasser holen, wo sie zugleich auch ihre Nester zum Brüten haben. Man giebt ihnen z. B. in Ulm Wasser, dann transportiert man sie nach Straßburg, wo sie reichliches Futter finden, aber keinen Tropfen Wasser. Nun läßt man sie nach ihrem Nest in Ulm zurückfliegen, wo sie ihren Durst löschen können.

Aus der Welt der Blaujacken.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen von H. Renard in Kiel.

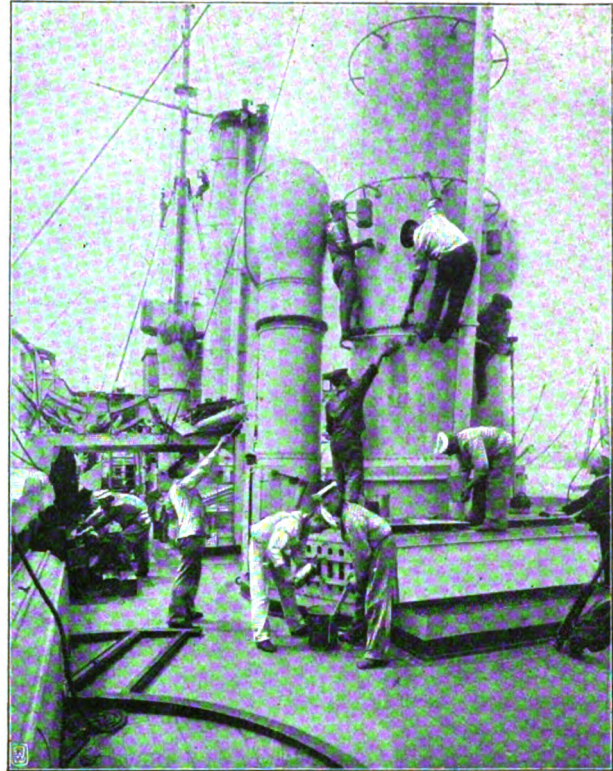
Zwar ist das Leben an Bord der Kriegsschiffe nicht mehr völlig eine terra incognita für den Augenstehenden, wie noch vor wenigen Jahren, wo man, besonders in Badeorten, die Frage hören konnte: „Was machen Sie eigentlich den ganzen Tag auf dem Schiff, wie bringen Sie die Zeit nur hin?“ oder „Können die Schiffe auch des Nachts fahren, kann man auch ordentlich kochen an Bord?“ u. s. w. Das waren dann auf der andern Seite so starke Lockungen für unsere Seeleute, von dem Pfad der Wahrheit abzuweichen, daß sie meist der Versuchung erlagen und die ungeheuerlichsten Dinge berichteten. Hatte aber

einer den Mut der Wahrheit, so begegnete er ungläubigem Lächeln der Zuhörer, die sich gerade auf einen angenehmen Schauer vor den Härten des Seemannslebens gefaßt gemacht hatten.

Der deutsche Kriegsschiffsmaatrose hat es in der That recht gut, besser meist als je zuvor, oder nach der Dienstzeit in seinem Zivilberuf. Selbstverständlich giebt es manches, über das er sich ärgert, aber Uerger erweckt die Lust zum Schimpfen, Schimpfen macht hungerrig, und die Kost ist gut und reichlich — ergo zeigt die strenge Logik, daß der Uerger nahrhaft ist; was wollen die steuerzahlenden Eltern der seefahrenden Jünglinge mehr!



Aussenbordarbeiten.



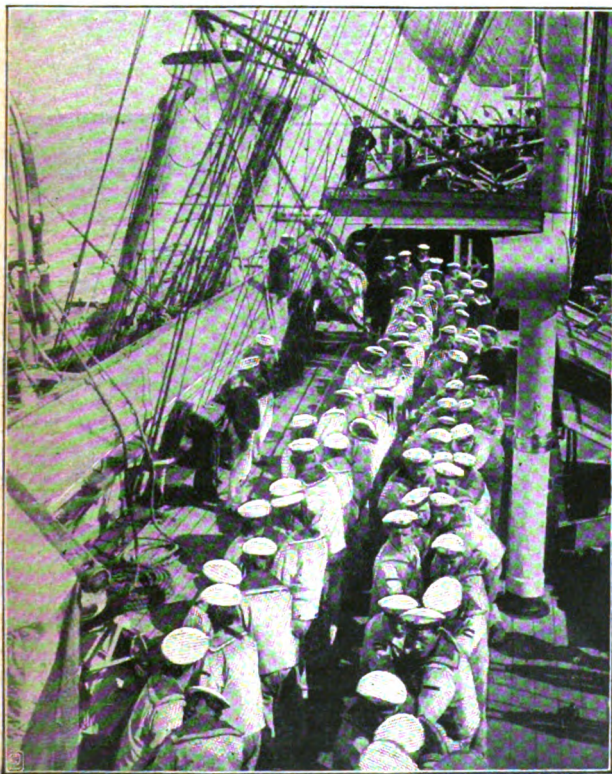
Schornsteinanstreichen.

Da wir gerade beim Essen sind, so mag auch erwähnt werden, daß jeden Mittag der Kommandant, der Navigationsoffizier und der wachhabende Offizier die Gerichte probieren, und, wie unser Bild auf Seite 1597 zeigt, auf dem Flaggschiff sogar der Admiral. Dies ist ein außerordentlich zweckmäßiger und nützlicher Brauch, für den die Offiziere dienstlich verpflichtet sind und der

keineswegs bezweckt, bloß einen „reizenden Charakterzug“ auf die photographische Platte zu fixieren.

Das Gebot der Diät, nach dem Essen ein wenig zu ruhen, hält der Seemann gewissenhaft inne, getreu seinem Spruch:

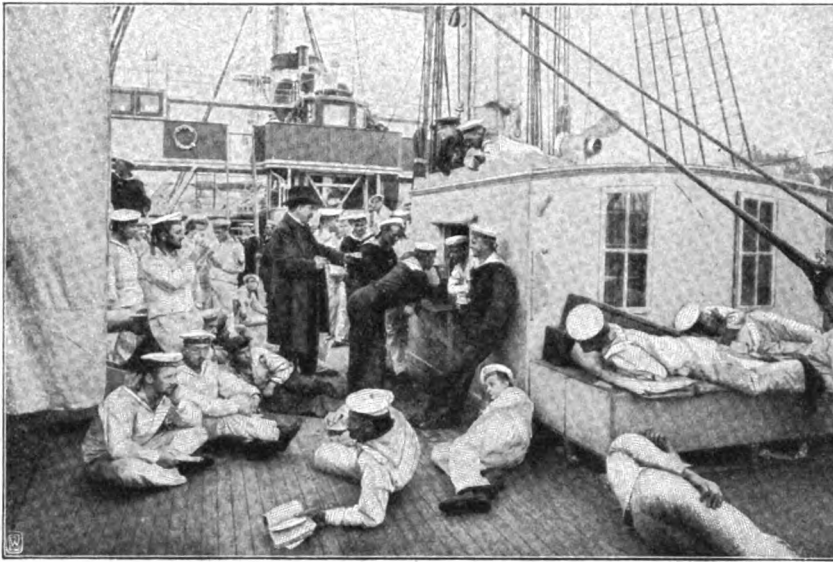
„Nach dem Essen sollst du rauchen
Oder in die Koje krauchen“,



Bootaussetzen.



Posten bei schlechtem Wetter.



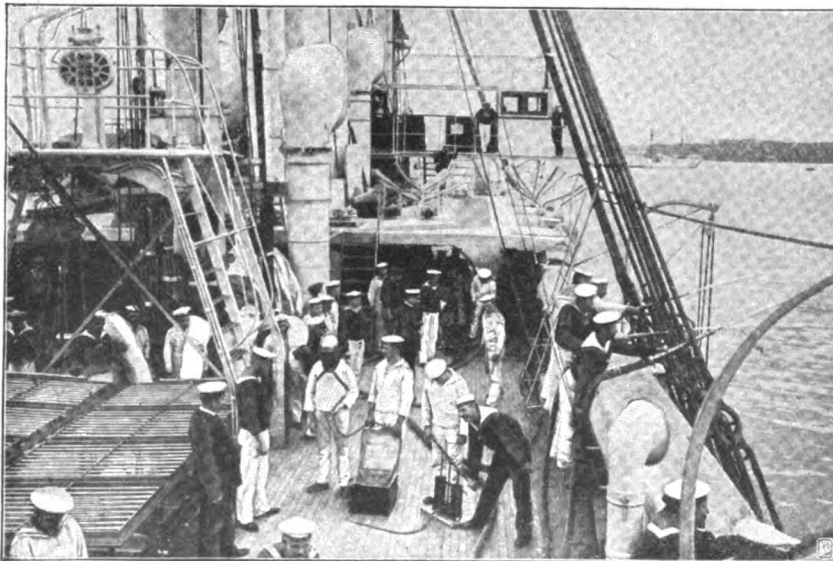
Vor der Kambüse: Siesta.

was allerdings nur der glückliche Kammerbesitzer voll bethätigen kann, während die übrigen das Deck so lange zum Surrogat der Kojen befördern müssen.

Nach dieser anderthalbstündigen Siesta beginnt der Dienst, der heute, wie wir aus den Bildern der vorigen Seite ersehen, zunächst darin besteht, dem Schiff mit dem Pinsel — oder schiffstechnisch gesprochen: dem Quast — ein hochzeitlich Kleid um seine Eisenhaut zu legen. Malen ist eine äußerst beliebte Beschäftigung, denn man kann, wenn auch mit Vorsicht, eine Unterhaltung mit seinem Nebenmaler riskieren, und dann macht es auch viel Spaß, mit einem dicken, farbenassen Quast über glatte Flächen zu streichen; warum? — das sind eben die Imponderabilien im Seemannsleben. Ueber das Malen geht



Bierverteilung an die Sieger im Bootsrudern.



Feuertöschübung.

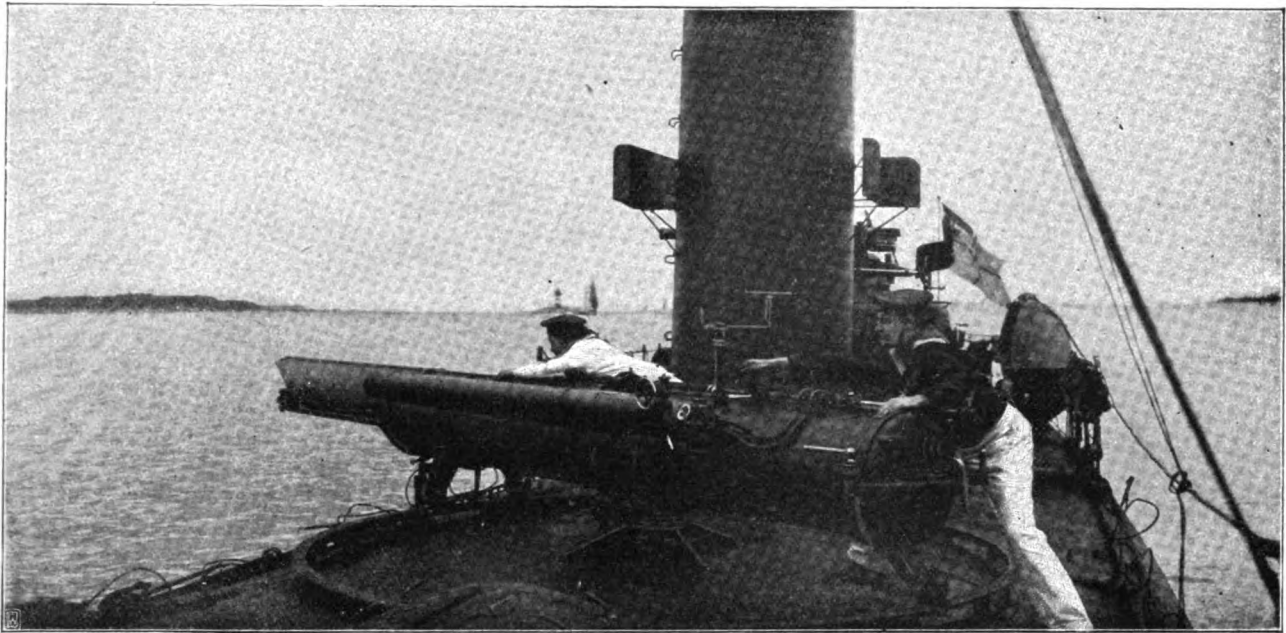
allerdings noch das Schrapen, und es ist eine unbestrittene Thatsache, daß der Seemann selbst die Freizeit vergift, wenn er mit einem scharfen Messer alte Farbe vom harten Holz abschrapen kann. Wer das nur einmal in seinem Leben versucht, den nimmt der Zauber gefangen.

In der Ausübung des Reinigungsdienstes nehmen die Außenbordsreiniger die geachtetste Stellung ein, denn der „Schauerprahm“ steht zu ihrer ausschließlichen Verfügung, und die häufig eintretende Notwendigkeit, das Schiff außenbords zu reinigen oder die Farbe auszubessern, macht sie hier nötig, auch wenn die übrige Mannschaft Exerzierdienst hat. Deswegen rühmt sich der Außenbordsreiniger auch mit Recht, das besondere Vertrauen des ersten Offiziers zu genießen und in einem

unmittelbaren Verhältnis zum Oberbootsmann zu stehen. Bekleidet sind diese Leute bei ihrer Arbeit meist mit dem sogenannten Takelzeug, das über den eigentlichen Anzug gezogen wird; die Takelhose würde, in das Agrarische übersetzt, korrekt als „Hir- und Herbüß“ bezeichnet werden können.

Die schornsteinmalenden Heizer sind weniger zu beneiden; ringsum vorgefeste, so daß Diskussionen mit großer Gefahr verbunden sind, und ferner der besonders dem Maschinenpersonal abholden Bootsmann, der nur wartet, daß Farbentropfen auf „sein“ Deck fallen, um einen fürchterlichen Entrüstungssturm losbrechen zu lassen.

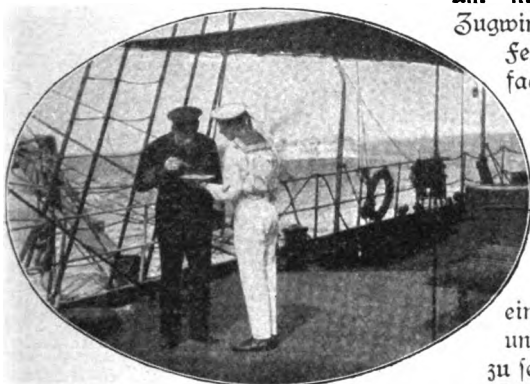
Schrille Glockenschläge unterbrechen plötzlich die friedliche Stille und rufen jeden auf die Station, die er bei



Übungen am Torpedofchnellladegeschütz.

Ausbruch von Feuer im Schiff einzunehmen hat. Die Pumpen werden in Bewegung gesetzt, die Schläuche nach dem durch Pfeifensignal bekannt gegebenen Ort des Feuers hingeleitet, und alle Luken wie Seitenfenster werden geschlossen,

um nicht durch Zugwind das Feuer anzufachen; in den Munitionskammern ist alles fertig, um sie durch Öffnen eines Ventils unter Wasser zu setzen, falls Gefahr vorliegt, daß sie



Der Admiral probiert die Mannschaftskoft.

vom Feuer ergriffen werden. Die Pumpen beginnen sogleich zu arbeiten, wenn die Schläuche an die richtige Stelle geleitet worden sind, damit der Kommandant feststellen kann, wie lange es im Ernstfall dauern würde, bis die Löscharbeit beginnt, jedoch wird bei derartigen Übungen natürlich kein Wasser in die Schiffsräume gespritzt, sondern nach außenbords.

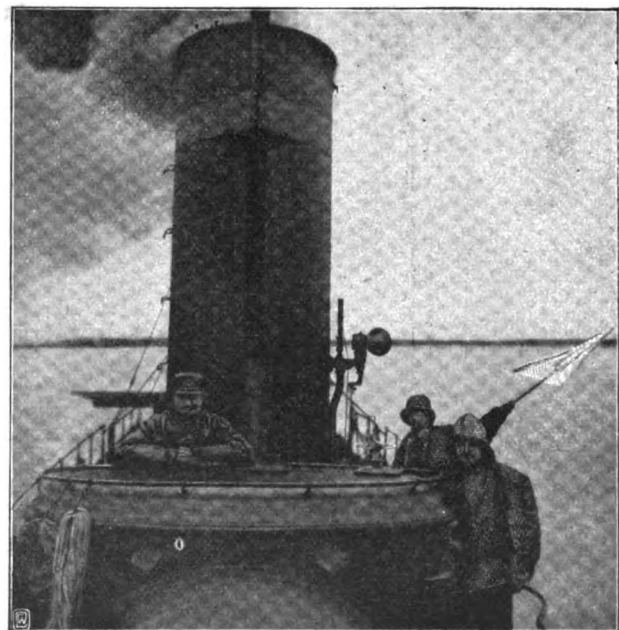
Oft wird der Nachmittagsdienst auch durch ein improvisiertes Wetttrudern sämtlicher Schiffsboote beschlossen.

Es ist bekannt, ein wie großer Wert heutzutage allgemein auf diese Übungen gelegt wird, und mit Recht, denn sie wecken frischen Ehrgeiz, stählen den Körper und sind auch für die täglichen Anforderungen des Dienstes unerlässlich, da ja ein großer Teil unseres Marineerjages aus Nichtseeleuten besteht, und diese die dem Seemann geläufigen Vorrichtungen erst unter erheblichem Aufwand von Zeit und Mühe sich aneignen müssen.

Ganz anders ist das Leben auf dem Torpedoboot. Da ist die Besatzung so gering, und stellt der Dienst so

hohe Anforderungen an jeden Einzelnen, sei er Offizier oder Unteroffizier, Matrose oder Heizer, daß vom Exerzieren selten die Rede sein kann. Während der Fahrt kann der Kommandant kaum seinen Platz hinter dem Kommandoturm verlassen, wenn ihn auch trotz Welrocks die überschlappenden Seen bis auf die Haut durchnässen, und die Unteroffiziere oder die als solche fungierenden Obermatrosen richten selbständig die Torpedoausstoßrohre auf das Ziel und feuern den Torpedo ab. Offiziere und Mannschaft sind dann natürlich vorher bereits sorgfältig ausgebildet und von ausgesuchter Brauchbarkeit. Wie jeder junge Offizier das Kommando eines Torpedoboote erstrebt, so sind auch die Mannschaften dort trotz der großen Anstrengungen mit Vorliebe an Bord, und mit stillem Neid sieht der Ausguckposten auf dem großen Schiff die schnellen kleinen Fahrzeuge vorbeifahren.

Graf E. Reventlow.



An Bord des Torpedoboote.

Gewürznelke und Kokospalme.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen.



Die wichtigsten Kulturpflanzen Ostafrikas sind unzweifelhaft Kokospalme und Gewürznelke. Erstere ist überall in den Tropen zu finden und für die Eingeborenen geradezu unentbehrlich. Es ist unglaublich, was alles von der Kokospalme gewonnen wird. Nehmen wir erst die Nuß: aus ihrem Bast werden Stricke gefertigt, Matten geflochten, Füllung für Matratzen gewonnen u. s. w. Dann kommt die harte Schale der Nuß, die zu den mannigfaltigsten Trink- und Schöpfgefäßen verarbeitet wird und auch als Brennholz dient. Der Kern

selbst wird hauptsächlich zum Reiskochen verwandt, und man kann wohl annehmen, daß dreiviertel aller in Ostafrika geernteten Kokosnüsse zu diesem Zweck im Land selbst verbraucht werden. Etwa ein Viertel nur kommt in Gestalt von Kopra zum Export. Die Gewinnung der Kopra ist sehr einfach. Die Nüsse werden zuerst vom Bast befreit, was der Neger mittels eines in den Boden geschlagenen spitzen, festen Stockes in unglaublich kurzer Zeit vollbringt. Die Nuß mit beiden Händen haltend, stößt er sie auf den Stock, der sich in den Bast einbohrt; dann reißt er einfach seitwärts, wodurch der Bast gelöst wird; mit drei, vier Schlägen ist eine Nuß enthüllt. Die harte Schale wird zerbrochen, indem man die Nuß in der Mitte auf einer scharfen Kante oder auf einen Stein aufschlägt. Manche gebrauchen auch ein Messer, mit dem sie durch einen oder zwei Schläge die Nuß in zwei Teile teilen. Wenn der Kern schon ganz reif ist, so ist fast gar kein Wasser mehr in der Nuß enthalten, und er löst sich leicht von der Schale; weniger weit fortgeschrittene Kerne sitzen ganz fest. Nachdem

die Nüsse gespalten sind, legt man sie mit der Innenseite nach oben an die Sonne zum Trocknen, und in wenigen Tagen ist die Kopra dann fertig zum Versand. Der Kopraexport von Sansibar betrug 1899: 3,227,150 Kilogramm gleich 879,077 Mark; 1900: 5,961,763 Kilogramm gleich 1,422,614 Mark.

Die Blätter der Kokospalme werden zu sogenannten Makuti geflochten und zum Dachdecken verwandt. Ein solches Makutidach hält mehrere Jahre dicht, brennt aber natürlich bei trockenem Wetter wie Stroh, deshalb kommen auch in den Negervierteln der Stadt Sansibar so leicht Feuer aus, die aber häufig auf Brandstiftung zurückzuführen sind. Merkwürdigerweise brennt es nämlich fast immer, wenn sehr viel Stangenholz zum Aufbau der Dächer am Markt ist.

Das Holz der Palme ist nicht sehr widerstandsfähig und findet nur wenig Verwendung zu Thürschwellen in Lehmhäusern. Die Blattrippen werden bei kleinen, mit Makuti gedeckten Häusern bisweilen als Sparren verwandt und liefern auch Brennholz für den armen Mann, dessen bester Freund die Palme ist.

Um eine Pflanzung anzulegen, gräbt man kleine, lange Furchen, in die die Nüsse in kleinen Abständen flach hineingelegt werden, wobei man sie nur ganz leicht mit Erde bedeckt;



Einsammeln der geprükten Kokosnüsse.

in zwei bis drei Monaten zeigt sich der junge Crieb. Die Umpflanzung geschieht aber am besten erst im fünften oder sechsten Monat nach dem Aussetzen der Nüsse und dann möglichst während der feuchten Jahreszeit, also etwa im April. Der größte Feind neuer Anpflanzungen sind die schwarzen Nachbarn, die die Nüsse, noch ehe sie gekeimt haben, nachts ausgraben und ihren Reis damit kochen. Es ist vorgekommen, daß keine einzige Nuß aufging, und als man nachsah, fand man den sehr einfachen Grund: es war keine übriggeblieben. Der Baum verlangt wenig Pflege. Im sechsten Jahr trägt er die ersten Früchte. Man erntet drei- bis viermal im Jahr; manche Bäume geben, wenn sie in voller Kraft sind, hundert und mehr Nüsse.

Unsere Illustrationen zeigen einige Episoden der Kokosnußernte. Meist werden zum Pflücken der Nüsse kleine Jungen verwandt, die für jeden Baum einen Pesa (2 Pfennig) bekommen. Natürlich ist es nicht leicht, die himmelhohen Palmen zu erklettern, und fast unmöglich, den dicken Stamm mit den Beinen zu umklammern, deshalb bindet sich der Schwarze die Füße mit einem Strick zusammen, wodurch es ihm erleichtert wird, am Stamm hinaufzukriechen.

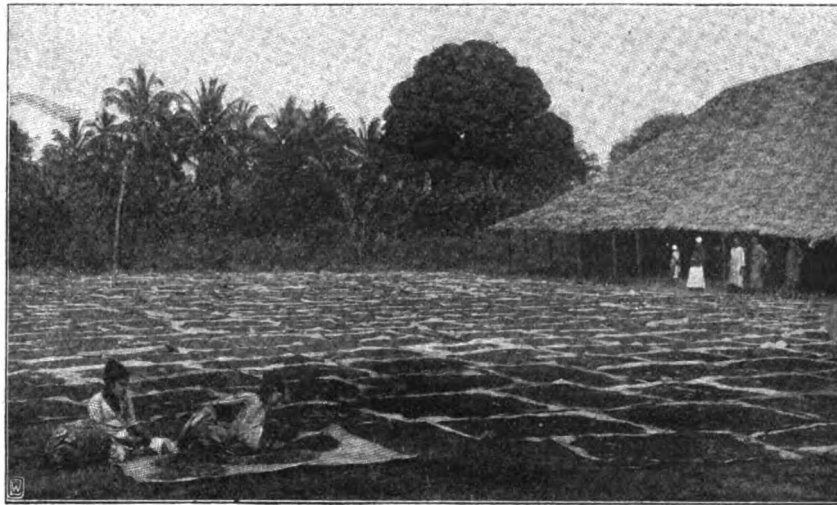
Die Gewürznelke ist gewissermaßen Monopol von Sansibar und der benachbarten Insel Pemba; etwa sieben Achtel aller Nelken kommt von dort, das andere Achtel aus Penang, von den Molukken, aus Guayana u. s. w. Aus der Heimat der Sansibarnelke, von den Masarenen, kommt so gut wie nichts



Pflücken der Gewürznelken.

mehr. Die Ernten sind sehr verschieden; der Durchschnitt der letzten zehn Jahre betrug 400 781 1/2 Fasila, was fast sechs und eine halbe Million Kilo ausmacht.

Man sollte denken, daß jetzt wo es so gut wie keine Sklavenarbeit mehr im Sultanat Sansibar giebt und somit die Arbeitskräfte Geld kosten, daß jetzt auch die Nelken teurer geworden sind. Das Gegenteil ist der Fall, die Preise sind immer mehr zurückgegangen. Indessen wäre es voreilig, daraus zu schließen, daß die Nelkenkultur eine ungesunde Anlage ist. Das Gegenteil beweist die Sultansplantage Matschui, die unter europäischer Aufsicht gute Erträge abwirft, und noch mehr die Plantage Kizimbani auf Pemba, die bei bezahlter (nicht Sklaven-) Arbeit in einem Jahr — allerdings bei vorzüglicher Ernte — mehr Reingewinn abwarf, als ihr Kaufpreis betrug.



Trocknen der Gewürznelken auf der Plantage Matschui.

Die Nelken reifen vom Monat August ab bis in den Dezember hinein, man hat also reichlich Zeit zur Ernte. Ein schönes helles Rot ist das Zeichen der Reife. Das Trocknen besorgt man auf Matten einfach in der Sonne. Wenn keine Regenschauer fallen, genügen drei bis vier Tage, der Nelke schöne braune Farbe zu geben. Bei den primitiven Einrichtungen auf dem Land kann man nachts meist die

Nelken nicht ausgebreitet liegen lassen, sondern schüttet sie in Haufen. Die Nelken fangen sofort an, sich zu erhitzen, was der Qualität stets Abbruch thut.

Die Nelkenplantage hat etwas sehr Eintöniges, da die Bäume in langen, regelmäßigen Reihen gepflanzt sind, aber der wundervolle Duft und das frische, saftige Grün leisten vollkommen Entschädigung dafür.

Kurt Coeppen.

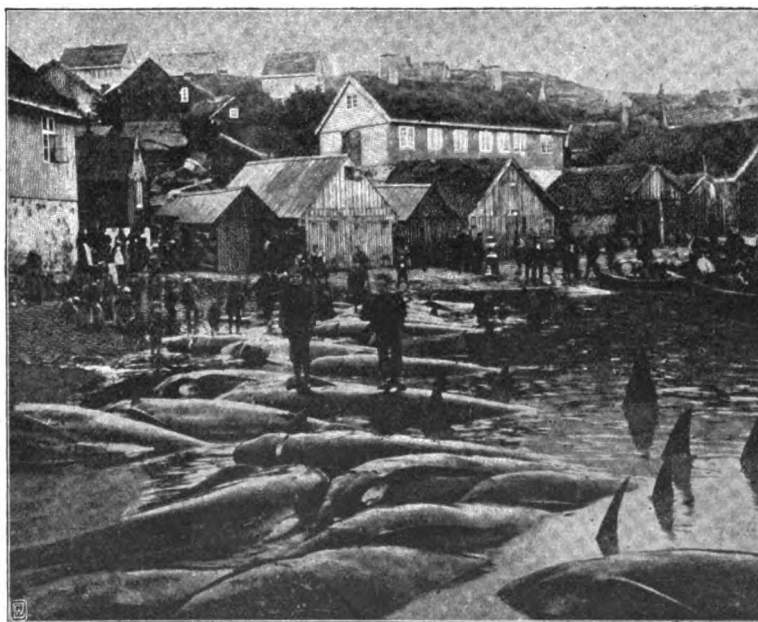
Auf den Färöer.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen.

Die Färöer, jene nordischen Inseln, die mit den Orkaden, den Shetlandinseln und Island die allein noch sichtbaren Zeugen eines versunkenen Kontinents sind, der sich einst von Schottland bis nach Grönland hin erstreckte, bieten den Reisenden die eigentümlichsten und grandiossten Bilder. Ungeheure Felswände heben sich zu schwindelnder Höhe schroff aus dem Meer auf, das seine Wellen wütend in weißen Sprühwolken emporwirft. Hier und da ist es dem zornigen Element gelungen, die harten Basaltmassen zu zersägen oder zu durchlöchern: Pfeiler und Säulen von seltsamer Gestalt, zuweilen einem von Menschenhand errichteten Denkmal, einer Bildsäule oder einem Postament mit aufgetürmten Obelisken gleichend, sind von dem Felsengestade abgetrennt, und donnernd stürzt sich der weiße Gischt an diesen unbeweglichen, Jahrtausende alten Gebilden hinauf; ander-

wärts sind die Felsen zu tiefen Grotten ausgehöhlt, und an mehreren Stellen gehen diese Grotten ganz durch den Basalt, so daß man ein Stückchen Himmel und Meer durch den schwarzen Felsen glänzen sieht. An den schroffsten dieser Felsen nisten zu Hunderttausenden und zu Millionen die Seevögel, deren Guano an den senkrechten Wänden große weiße Flächen und Streifen bildet.

Einige der Gestade steigen vom Meer bis zum höchsten Gipfel senkrecht auf, so daß die Menschen nur an einzelnen günstigen Punkten landen und den Aufstieg wagen können. Die meisten aber ruhen gleichsam auf einer senkrechten Mauer, die von fünf bis hundert und mehr Meter hoch ist. Auf die Mauer folgt eine schräge Halde, mit glänzendgrünem und frischem Gras bewachsen, bis eine neue dunkelbraune Basaltmauer zu einer höheren Terrasse hinaufführt. Und so wechseln braune Basaltmauern



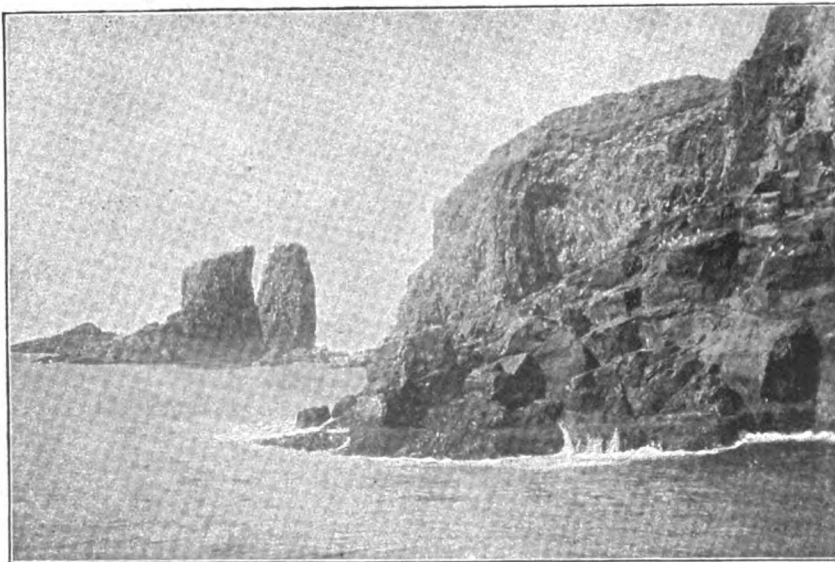
Erlegte Grindwale im Hafen von Westmanna.



Alte Strandhäuser in Thorshavn.



Strassenbild aus Thorshavn.



Kap Mögenaes auf den färöer.

mit grünen Wiesenhalden in stetiger Verjüngung vier bis zehnmal ab bis zu dem von schroffen, phantastisch geformten felszacken gebildeten Gipfel. Nirgends findet sich ein lang hingestreckter Bergrücken, sondern die Inseln sind ganz aus einzelnen pyramidenförmigen Gipfeln zusammengekehrt, und mitunter bilden diese Pyramiden wie mit dem Zirkel gemessene, gleichschenklige Dreiecke.

Einige der Inseln sind gänzlich unbewohnt, da sie nirgends Raum zu einer Ansiedlung bieten, andere haben so wenig nutzbares Gebiet, daß sich nur ein einziger Hof anlegen ließ. Aber wo immer die Beschaffenheit des Geländes eine Ansiedlung gestattet, haben sich die Färinger festgesetzt. Von weitem erkennt man einen solchen Hof an der frischeren und helleren Farbe des Gras. Selten habe ich eine Gegend gesehen, die sich so sehr zur farbigen Wiedergabe in Lithographie oder Holzschnitt eignet, wie diese entlegenen Inseln. Alles baut sich in breiten farbigen Flächen auf: das bei Sonnenschein blaugrün glänzende, bei trübem Wetter schwarzgrüne Meer, die braunen Basaltmauern, die hellgrünen Halden, die von grauen Nebelwolken eingehüllten Gipfel, hier und da ein leuchtend weißer Fleck, wo hoch oben ein Rest Schnee in einer Kluft oder Schlucht liegengelassen ist. Und dieser Eindruck des farbigen Holzschnittes wird beim Näherkommen der Küste noch verstärkt: mitten in dem hellgrünen Wiesenland des Hofes, das von den unbebauten Bergeshalden durch eine Steinmauer getrennt ist, liegen die Häuschen der Anwohner, klein, zierlich, sauber und nett wie Nürnberger Spielwaren. Obgleich es hier so viele Steine und gar kein Holz giebt, denn nirgends ist ein Baum oder auch nur ein Busch zu sehen, sind die Häuser fast ausschließlich aus Holz gebaut. Sie haben nur ein einziges Stockwerk, das auf Grundmauern auf braunem Basalt ruht. Die Holzwände sind dunkelbraun, braunrot oder braungelb gestrichen, und aus diesen dunkeln Flächen heben sich die leuchtend weißen Rahmen der Fenster und der Hausthür ab. Der farbige und freundliche Eindruck eines solchen Häuschens wird noch erhöht durch das Dach, das nur in den größeren Hafentorten und auch da nur sehr selten aus Wellblech, in den allermeisten Fällen aber aus einer starken Rasenschicht besteht, die in viereckigen Stücken aus den Wiesen



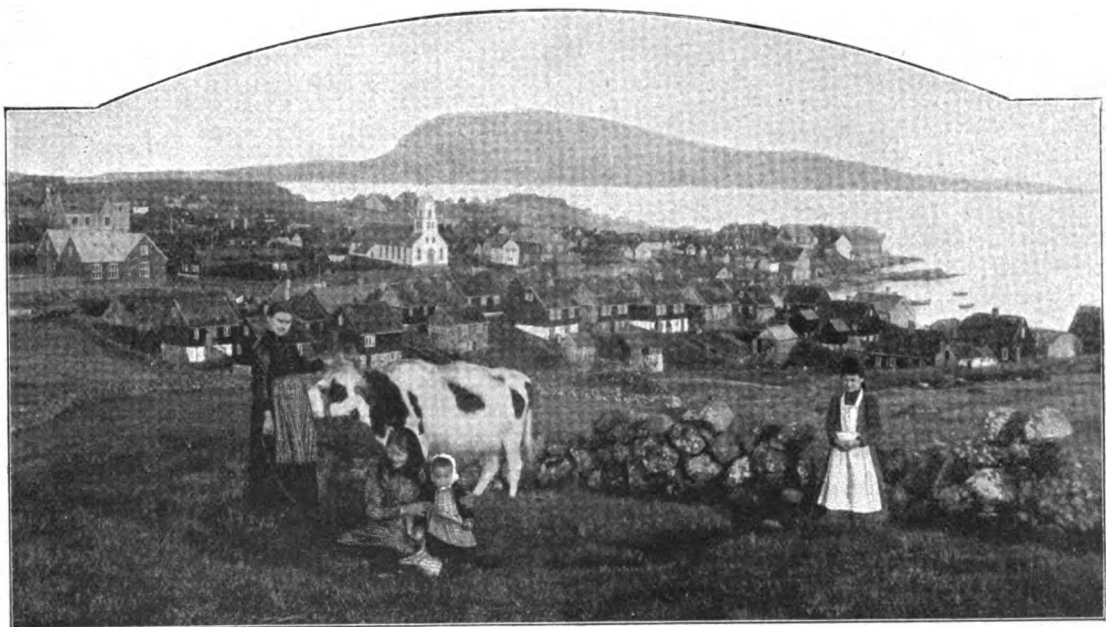
färingerin beim Sortieren der Schafwolle.

ausgestochen und auf das vorher mit Birkenrinde gedeckte Dach gelegt wird, wo das Gras lustig weiter grünt und in solchen Fällen, wenn das Dach an eine Halde stößt und somit leicht zu erreichen ist, von Schafen besucht und als Weide benutzt wird.

Ein solches Häuschen besteht aus zwei Räumen und einem kleinen Anbau. Der erste Raum, den man betritt, ist die Küche, wo auf einem großen Herd ein schwaches Torffeuer glimmt, dessen Qualm Wände und Dach geschwärzt hat und dessen Geruch sich mit der Luft in der selten ventilirten Schlafstube und dem Parfum der zum Trocknen aufgehängten Fische zu einem nicht gerade angenehmen Nasenschmaus vereinigt. Aus der Küche, deren Fußboden die

festgetretene Erde bildet, führt eine schmale Thür in die Schlafkammer, die überall mit Holz ausgezimmert ist und in ihrer netten Sauberkeit an eine Puppenstube erinnert. Auf der andern Seite der Küche ist der als Vorrathshaus dienende Anbau, und außerdem wird die Außenseite des Häuschens zum Aufbewahren von Fisch und Fleisch benutzt. An langen Schürren hängen unterhalb des niedrigen Daches, so daß man sie bequem mit der Hand ergreifen und herunternehmen könnte, Fische und Fleischstücke, die hier von der frischen Luft getrocknet und konserviert werden.

Nur der kleinste Teil der rund 15000 Bewohner der Färöer lebt in den drei Städten Thorshavn, Klaksvig und Trangisvaag und verdient seinen Unterhalt am Hafen. Die drei hauptsächlichsten Erwerbsmittel sind Schafzucht, Fischfang und Vogelstellen. Wenn die beiden letzten Künste wirklich so schlimm wären, wie es das deutsche Sprichwort will: „Fischfangen und Vogelstellen verdarb schon manchen Junggesellen,“ so müßte es mit den Färingern schlecht bestellt sein. Etwas Wahres mag schon an dem Sprichwort sein: erstens kommen außerordentlich viel Färinger bei diesen gefährlichen Beschäftigungen zu einem vorzeitigen Ende, und zweitens scheint mir, daß eine solche regellose Thätigkeit den Hang zur Bummelerei sehr fördert. Wenigstens habe ich zu meinem eigenen Erstaunen die Beobachtung gemacht, daß diese rotblonden und blauäugigen Söhne der Wikinger mit keinem andern Volk so richtig verglichen werden können, wie mit den Siesta liebenden Andalusiern und dem Dolce-far-niente verehrenden Neapolitanern. Die Art, wie die Kerle „arbeiten“, ist wunderbar, stundenlang liegen sie am Boden ihres Boots in der Sonne und duffeln so vor sich hin. In Trangisvaag hatte unser Dampfer einen Tag Verspätung, weil es regnete und die wackeren Färinger sich weigerten, bei Regenwetter zu arbeiten und die Ladung in Empfang zu nehmen. In Thorshavn und Klaksvig, wo die Sonne schien, luden sie zwar aus und brachten die für ihre Handelshäuser bestimmten Kisten und Fässer an Land, aber sie thaten das mit so herzerquickender Langsamkeit, wie man sie sonst nur bei den Bewohnern



Thorshavn, die Hauptstadt der Färöer.



Am Hafen in Thorshavn.

südlich warmer Länder gewohnt ist. Ihrem Aeußern nach sind die Färinger freilich nordisch genug: alle haben rotblonde Haare, rote frische Backen und klare blaue Augen, und die meisten Männer erfreuen sich dichter struppiger Bärte. Ihre ganze Kleidung entstammt der weiblichen Hausindustrie: auf dem Kopf eine rot- und blaugestreifte Mütze, der süditalienischen Fischermütze ähnlich; an den Füßen sehr einfache dünne Sandalen, bestehend aus einem Stück Leder, das vorn über den Zehen und hinten an der Ferse zusammengenäht ist und durch Bänder am Fuß festgehalten wird; bei schlechtem Wetter wird der so beschuhte Fuß in einen mit dicken hölzernen Sohlen und Absätzen versehenen, hinten offenen Ueber Schuh gesteckt, der den arabischen Babuchas auch insofern gleicht, als er beim Betreten der Zimmer abgestreift und vor der Thür stehen gelassen wird. Ueber der dicken wollenen Unterkleidung tragen die Färinger eine wollene Jacke ohne Kragen, die bis ganz oben zugeknöpft wird und mit großen Messingknöpfen besetzt ist, wollene Kniehosen, die unter dem Knie mit Messingknöpfen zugeknöpft werden, und von einem bunten Strumpfband hochgehaltene wollene Strümpfe. Alle diese Kleidungsstücke sind dunkelbraun oder grau. Am Gürtel trägt ein jeder Färinger, vom achtjährigen Jungen bis zum neunzigjährigen Greis, ein in der Scheide steckendes Messer mit Holzgriff, das an Feiertagen durch ein schönverziertes Messer ersetzt wird. Ein solches Sonntagsmesser ist an Griff und an Scheide mit eingelegten Metallplättchen ausgestattet, die das darstellen, wozu die Messer vorzüglich dienen: Delfine, Harpunen, Ruder und Boote, somit andeutend, daß das Messer beim Fang der Delfine eine wichtige Rolle

spielt. An den Frauen habe ich keine besondere Tracht bemerkt: sie tragen wollene Röcke und wollene Tücher um Schultern und Kopf. Indessen scheinen auch sie an Feiertagen mit schöngestickten und verzierten Tüchern, Schürzen und Röcken zu prunken.

Von Landwirtschaft ist auf den Färder kaum die Rede. Bei den Häusern findet man kleine Gemüsegärten mit Kartoffeln, Kohl und weißen Rüben, und besonders in der Hauptstadt Thorshavn haben sich viele Leute einen richtigen Garten mit Sträuchern und kleinen Bäumen angelegt. Die Hauptsache ist das von niedrigen Mauern eingeschlossene Wiesenland, dessen saftiges Grün anzeigt, daß es zum Unterschied von dem jenseits der Mauern gelegenen Gelände gepflegt und gedüngt wird. Dieses mit dichtem grünem Gras bewachsene Land sieht mit seinen zahlreichen Butterblumen und Gänseblümchen sehr hübsch aus, und die kleinen Rinnale, die von den Bauern gegraben werden, um das überschüssige Wasser abzuleiten, geben ebenfalls vielen bunten Blumen Gelegenheit zum Fortkommen. Die Wiesenkultur hat die größte Bedeutung für die Färinger, weil von ihr die Schafzucht abhängt. Im Sommer werden die Schafe auf die Berge getrieben, wo sie leicht ihre Nahrung finden; im Winter aber, wenn alles mit Schnee bedeckt ist, müssen sie im Stall gehalten und mit Heu gefüttert werden. Hat dann der Bauer nicht vorgesorgt und genügend Heu gemacht, so kann ihm darüber seine Schafherde, d. h. sein kostbarster Besitz, zu Grunde gehen. Außer Schafen giebt es auch Rinder und kleine Pferde, welche letztere als Last- und Reittiere wichtig sind. Die Schafe werden im Frühjahr, ehe man sie auf die Berge treibt und frei weiden läßt, mit einem Zeichen am Ohr versehen, woran sie der Besitzer im Herbst wiedererkennt. Geschoren werden sie nicht, sondern in der natürlichen Abfallszeit, wo die Tiere ohnehin die Wolle verlieren



Ein Wintertag auf den Färder.

würden, zupft man die äußere lose Schicht ab, läßt aber den unteren Nachwuchs sitzen.

Nächst der Schafzucht verdanken die Färinger ihren Unterhalt dem Fischfang. Ihre Spezialität aber ist der Grindwal, eine Delfinart, die vornehmlich im September in großen Schwärmen die Insel aufsucht und hier von den Einwohnern zu Tausenden erlegt wird. Die Fischer treiben mit ihren Booten die Schwärme in eine Bucht und harpunieren und töten die hilflosen Tiere in so großen Mengen, daß das Blut das Meer rot färbt.

Endlich muß noch des dritten Erwerbszweiges der Färinger gedacht werden. In den senkrechten Felswänden der Küsten nisten Millionen von Seepapageien, Lummern, Möwen, Sturmvögeln, Tauchern u. s. w. Um hinaufzugelangen, schlägt der geschickteste Vogeljäger spitze Eisen in die Felswand und klettert so zur Höhe, indem er immer das unterste dieser Steigeisen herauszieht und höher oben wieder einschlägt, dann läßt er ein Seil hinab und zieht seine Kameraden herauf, worauf die Ausbeutung der Nester beginnt.

Karl Eugen Schmidt.

Der Pariser Robinson.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen von J. Valla, Paris.

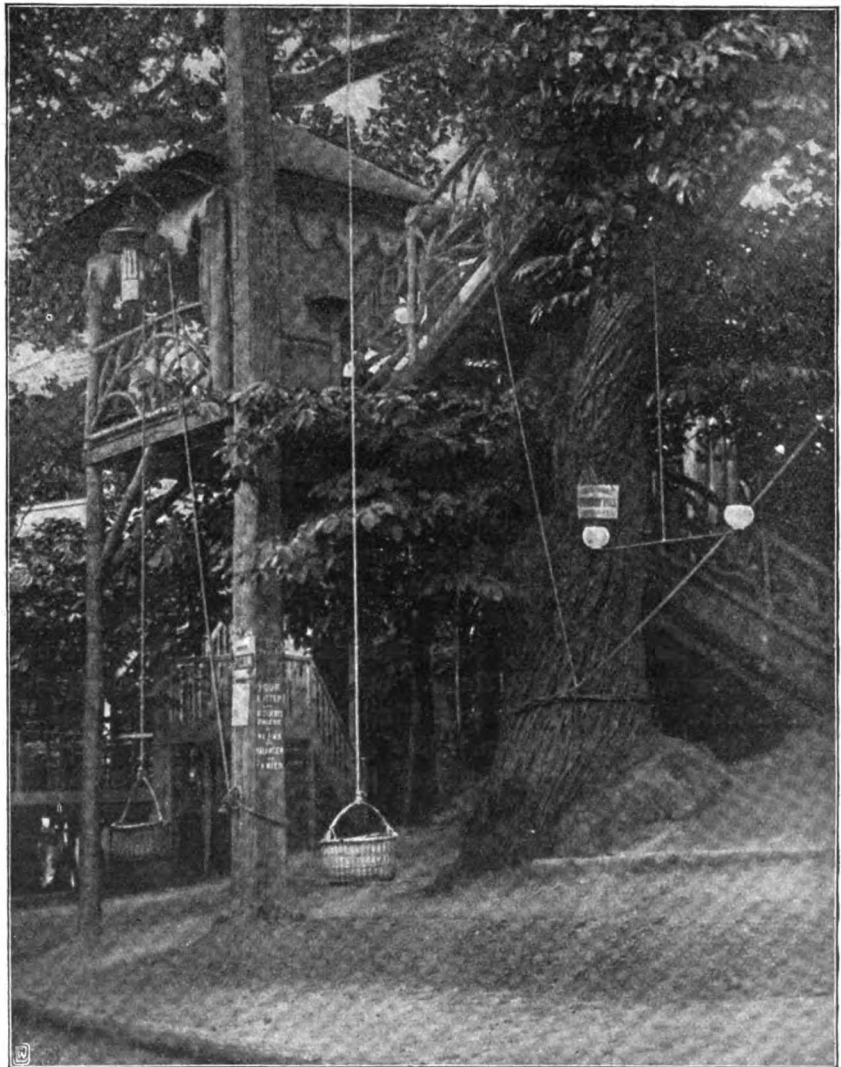
Nicht von Robinson Crusöe, auch nicht von dem „Schweizer Robinson“ soll hier die Rede sein, sondern von einem französischen Robinson, bei dem die beiden andern freilich Gevatter haben.

„Robinson“ — lockender Name, Entzücken des Quartier latin, Ziel der Sonntagsreiter, Ambition der Näh- und Wäschermädel, du öffnest deine grünen Pforten dicht bei der großen Stadt Paris. Deine schönen, runden Stämme standen lang in unberührter Ruh, sie breiteten ihre starken Nester zum Himmel, lichtfroh und sonnenfreudig. Das bescheidene, aber so fleidsame Moos bedeckte rund umher eine jener leichten, welligen Anhöhen, die rings um Paris den alten Meeresboden verraten und der Gegend ein so abwechslungsreiches Gepräge geben. Der liebliche Ort war jedoch nicht besonders besucht, bis er aus seiner idyllischen Beschaulichkeit aufgeweckt wurde. In dem stürmischen Jahr 1848 war's. Ein wohlhabender Industrieller warf damals sein Auge auf einen der schönsten unter den alten Bäumen, kaufte ihn, nahm geheimnisvolle Arbeiten daran vor, und bald verbreitete sich dann in dem friedlichen Landkreis das Gerücht, ein neuer Robinson habe sich eingefunden, er wohne in dem großen Kastanienbaum und habe dort seine Hütte aufgeschlagen. Thatächlich hatte der Baumliebhaber auf zwei der stärksten Nester ein Bretterhäuschen errichten und um den Stamm eine Wendeltreppe dazu hinaufführen lassen. Da saß er nun wie ein Eiskater in seinem Nest, die gezackten Blätterbüschel ließen die goldenen Sonnenstrahlen in das Robinsonhäuschen dringen, und da der gastfreundliche Baum nicht etwa zu den gemeinen Rostkastanien, sondern zu der edlen, eßbare Früchte tragenden Familie gehörte, durfte dem neuen Emsiedler, im Herbst wenigstens, auch um seine Nahrung nicht bange sein.

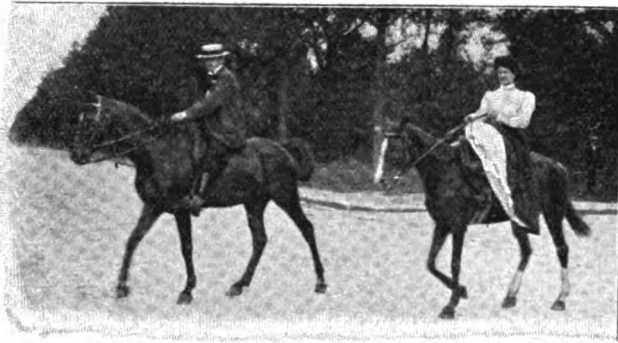
Die originelle Idee fand bald Nachahmer. Was der reiche Mann zu seinem Vergnügen erfand, benutzten

andere zum Erwerb. Bald wendeltreppte es an allen großen Bäumen, bald hingen fünf, sechs Robinsons in der Luft, bald siedelten sich Gastwirte und Restaurateure aus Paris auf dem sanften Abhang an, ein kleiner Ort entstand, aus Schenken, Karussells, Schießbuden, Ringelspielen bestehend, ein Sommerort, ein Studentenparadies, ein Volkshimmel, wie z. B. die englischen Küstenorte es sind, zu denen am Sonnabendnachmittag bereits alles in dichten Scharen hinausströmt.

Da war es um die Einsamkeit und Stille denn gethan.



Baumrestaurant „Robinson“: Die Speisekörbe werden aufgewunden.



Pariser Sonntagreiter zu Pferde —

Robinson ward unter dem zweiten Kaiserreich der Wallfahrtsort all derer, die sich das Leben der Bohème zum Vorbild nahmen. In Banden zog und zieht man nach „Robinson“. Schweigende Sittsamkeit ist die Sache dieser „Robinsonjugend“ nicht. Sie haben alle das Gefühl, etwas vom Strick los zu sein, an den Busen von Mutter Natur zurückzukehren und sich ein wenig primitiv benehmen zu dürfen.

Fliegt der lustige Schwarm dann in das Kastanienwäldchen, so schimmert es ringsum von hellen Kleidern. Alle Moden seit 1848 haben unter diesen alten Bäumen defiliert, doch ist allem Wechsel des Kostüms zum Trotz der Herzschatz dieser Jugend stets der gleiche geblieben, und das Echo von Robinson wiederholt nur einen Ton: Je t'aime.

In dem hellen Sommermorgenschein hüpfen und fliegen die hellen Gestalten, aus den Schießbuden knallt

es, langohrige Esel galoppieren mit schreienden Jungfräulein vorbei, steife Sonntagsreiter paradien auf noch steiferen Rossen, bald fliegt ein Jüngling in den Sand, bald schreit ein störrischer Esel, dahinein tönt die kreischende Musik der Karussells, auf denen jung und alt sich in die Runde schwingt.

Die „haute volée“ aber diniert oder soupiert in einem Baumrestaurant, die kleinen Füßchen in zierlichen Schuhen klettern die Treppen hinauf, und oben in dem Bretterhäuschen, das, rings von Grün umgeben, ungehinderten Ausblick in die Zweige bietet, läßt man sich nieder, zu zweit, zu dritt, zu viert, ja in dem „Urrobinson“ finden



— und zu Esel.

sogar fünfzehn Personen Platz. Und dann beginnt das Schmausen, Pariser Küche und ein guter Tropfen; kein Kellner stört das trauliche Beisammensein, denn alles, was zu Leibes Nahrung und Notdurft gehört, wird in einem Korb heraufgeholt. Käthe Schirmacher, Paris.

Es war ein alter König . . .

Von

Rudolph Stratz.

Schluf.

Excellenz von Braunscheidt versuchte sich zu erheben. Seine Füße weigerten den Dienst. Sein Wille auch. Jetzt unter fremde Gesichter zu treten, zu reden — bei dem bloßen Gedanken daran sträubte sich alles in ihm. Das war wider die Natur. Das ging über Menschenkraft. Wohl hatte er sein Manneswort verpfändet, für Arvid einzustehen. Aber galt das auch jetzt noch? Gegenüber dem Zerstörer seines eigenen Lebens?

Er sollte jenem alles wiedergeben: die makellose Ehre, das Vertrauen der andern für künftige Thaten. Und vorher schon hatte jener ihm alles geraubt, woran sein Herz auf Erden hing. Das war sein Dank und seine Liebe!

Er rang nach Luft. Der alte Redenzorn duchzuckte ihn. Auge um Auge. Zahn um Zahn. Bist du mein Feind, laß ich dich deinen Feinden! Dann sind wir quitt. Mögen sie dich zum Bettler machen, wie du

mich. Ich schaue mit verschränkten Armen zu. Rufe nicht: „Ich bin dein einziger Sohn.“ Ich hab keinen Sohn mehr.

Das war der Mensch in ihm, der so dachte und fühlte, der verbitterte, gebrochene, mitten ins Herz getroffene Mensch. Aber etwas anderes regte sich dagegen, das Vermächtnis des Bluts — der Ahnen. Was seit sechshundert Jahren eine lange Reihe von Vögten und Kriegsleuten, von Landjunkern und Staatsdienern im alten nüchternen Preußen so heilig gehalten wie das „Amen“ in der Kirche — der Glaube an eines Edelmanns Wort und Art, das rief ihm zu: deine Pflicht bleibt. In dem alten Studentenlied steht es geschrieben: wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht — der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht. Öffne die Lippen und gib der Wahrheit die Ehre! Für deinen Sohn.

Er erhob sich. Er fühlte: in ihm wohnte in diesem Augenblick ein fremder Mensch. Auch ein Braunscheidt.

Aber nicht er. Vielleicht einer, der bei Zorndorf für den großen König gefallen, oder ein anderer mit schwarzem Kreuz auf weißem Ordensmantel, den im Pregelsumpf ein Litauerpfeil gefällt — einer derer, denen er alles verdankte — Namen, Reichtum, Wappen, Wuchs und Kraft — und die nun ihren Lohn heimforderten, daß er sein solle wie sie.

Er ging in den Flur und nahm Zylinder und Pelz. Die Stimmen der Vorzeit waren stärker als er. Er hatte früher oft, in seinen frivolen Nachtschlaggesprächen, wenn seine Laune zwischen Sektperlen und Havanna-wölkchen in allen Regenbogenfarben über die Tafelrunde hin spielend blitzte — er hatte da trocken behauptet: heutzutage in der allgemeinen Verbrüderung und Verpöbelung ist es für uns Männer vom alten Schlag doch ein großes Glück, daß unsere Vorfahren noch am Leben sind, weit lebendiger als wir! Wer gute Augen hat, kann sie am hellen Mittag Unter den Einden in Helm und Schuppenpanzer oder im Zopf und Dreispitz herumgeistern sehen. All die Leute, die je vom Kremmer Damm bis Gravelotte ins Gras gebissen haben, sind unser moralisches Rückgrat. Von denen haben wir den steifen Nacken und sehen uns durch!

So redete sonst seine Weinlaune. Aber jetzt merkte er: die Geister, die er rief, waren Tyrannen. Die duldeten keine Halbheit. Bist du unser, sei es ganz.

Er stieg die Treppe hinab. Es war, als gäbe der altpreussische, kategorische Imperativ seinen zögernden Schritten den Takt: du mußt — du mußt — du mußt . . . wie der Trommelschlag im Gefecht den vorwärtsmarschierenden Reihen. Eine fremde Hand zog ihn weiter und öffnete ihm das Hausthor. Und schon stand er auf der Straße und befahl dem Kutscher mit heiserer Stimme: „In den Reichstag.“

Es war Excellenz von Braunscheidt, als ob er träume, während er jetzt da drinnen in dem hohen Halbkreis der Lederbänke sich von seinem Sitz auf der äußersten Rechten des Reichstags erhob und zum Reden räusperte. Um ihn tiefe Stille. Das Haus war fast leer, wie immer. Überall gähnten unten die unbefestigten Reihen, hinter den Balustraden verloren sich die einzelnen Würdenträger des Reichs, zu denen er hier nicht als preussischer Kollege, sondern als Mann des Volkes sprach, und oben auf den Tribünen saßen spärliche kleine Gruppen von Fremden und Neugierigen und musterten ihn mit ihren Operngläsern, wie einen auf Engagement gastierenden Heldentenor.

Das alles kannte er von früher. Und wie früher ging er auch diesmal nicht zum Rednerpult, sondern stützte sich lässig auf seinem Platz mit den Händen auf die Tischplatte. Er plauderte eigentlich immer mehr, als daß er Sachliches vortrug. Das entsprach seinem Wesen. In nachlässiger Form einen tödlichen Streich führen — einen Giftpfeil mit einem trockenen Bonmot beflügeln — alles, nur keine Förmlichkeit, nichts, was an den hinter hohen Vatermördern diplomatisch die Worte fläuenden vormärzlichen Geheimrat erinnerte.

Dafür war man ihm dankbar. Wie immer hatten sich die paar Duzend anwesender Abgeordneten eng

um ihn gedrängt. Eine Runde von Grauföpfen und fahlen Schädeln bedeckte im Schatten seiner Hünen Gestalt die nächsten Bänke. Er war einer der wenigen Redner, auf die man um ihrer selbst willen hörte. Er amüsierte die Männer der Rechten wie die Roten mit seinen kaltblütigen Bosheiten, die giftig, wie aus einem wimmelnden Schlangennest voll Einfällen, nach allen Seiten zuckten und die Widersacher links und oben am Regierungstisch mit tödlicher Sicherheit in ihre Achillesferse flachen.

Derlei erwartete man von ihm, dem wohlbekannten, würdevollen Mephisto der Reaktion. Nicht nur die Handvoll Zuhörer — was kam es auf die an? Das war schließlich eine Komödie. Aber oben in der einzigen, gedrängt vollen Loge der Tribünen saßen die Stenographen mit gespitztem Bleistift bereit. Dort war der eigentliche Schallboden seiner Rede — dort verwandelte sie sich in krause Federzüge und dann in Druckerchwärze und sprach in ganz Deutschland zu den Augen der Millionen von Wählern, statt zu den Ohren der dreihundertsiebenundneunzig Gewählten, die wieder einmal nicht da waren.

Aber heute fehlte ihm die vergnügliche Pech- und Schwefelstimmung, die ihm sonst mit tausend flämmchen um den Mund zuckte. Die Worte hatten sich ihm in der Kehle fest — sie kamen trocken, hölzern heraus. Er mußte sie sich einzeln abringen, statt daß er, wie in seinen guten Tagen, Mühe hatte, das Gedränge dieser kleinen Sackelträger auf seinen Lippen zu bändigen und zu ordnen. Und zudem mangelte auch noch der rechte Anlaß zu heißem Hohn. Die Interpellation wegen der angeblichen Greuel in Afrika war außerordentlich maßvoll gewesen, mehr eine Anfrage, wie sich das wohl verhielte, als ein Angriff — vom Regierungstisch war schon kurz und bündig im Sinne Arvids geantwortet worden — wenn er, der Vater, jetzt noch das Wort ergriff, so machte man sich nur noch auf etwas Persönliches gefaßt, etwas voll heiterer Bosheit und ägenden Spottes.

Das sollte er — der Mann, in dem innen alles ausgebrannt und verwüstet war, wenn auch das grimmige Antlitz unverändert blieb, so wie die noch stehenden Quadermauern eines eingestürzten Gebäudes — den Schutt im Innern verbergen? Das konnte er nicht. Seine Stimme klang leiser wie sonst — schleppend — langsam — mühsam gab er die Notizen, die er sich gemacht, als Ergänzung und Erwiderung der vorhergegangenen Debatten — und dann war er damit zu Ende — er stockte — es schien, als ob er sich niederlegen wollte — zum erstenmal ein Redner ohne Erfolg und Beifall . . .

Da auf einmal lebten seine Augen auf, sein Bauschüttelte sich, die Säge quollen mächtig, in geschlossener Phalanx, hervor, und die Hörer vernahmen mit Erstaunen aus seinem Mund einen bisher nie vernommenen Ton: Excellenz von Braunscheidt, der greise Spötter, der listige Riese, der für alle Dinge der Welt ein tiefes, dröhnendes Lachen übrighatte — sprach ernst. Er griffen bis ins Innerste. Voll Wucht und Wärme.

Weit über Arvids Einzelfall und die Frage des Tages hinaus, über die Köpfe der Umstehenden hinweg schickte er seine Worte ins Land, in die Zukunft, wie die letzte Mahnung eines alten Recken: mißachtet nicht die Stärke! Sucht nicht hinter jedem Werk die Schuld — hinter jedem Gelingen das Verbrechen! Kränkelt nicht jedes trohige „Es werde“ schon im Entstehen mit eures Gedankens Blässe an! Ehrt unser bestes Erbteil, die deutsche Kraft! Die gesta Dei per Germanos. Sucht es zu verstehen, daß es auch im zwanzigsten Jahrhundert noch Männer giebt, in deren Hirn der Gedanke lebt: was schwach ist, schweige. Und That sei mehr als Wort. Sie schreite gepanzert über die Erde, und die Zeit möge kommen, wo keine That auf Erden mehr ohne ein Körnlein germanischen Salzes gedeiht.

Er pries die Kraft und wußte dabei: ich predige meinen eigenen Untergang. Ein Stärkerer hat mich verdrängt und stößt mich ins Grab, ohne es zu wollen, fast ohne es zu wissen. Arvids kurzes Leben war bisher That auf That, eine in die andere gehämmert und unverfügbare. Mein langes Leben war Rede und wieder Rede. Die schwindet hin wie der Schatten am Abend. Und aus dieser letzten Erkenntnis heraus kämpfte Excellenz von Braunschmidt seinen letzten Kampf. Gegen sich. Und nicht für den Sohn, nein: für den Mann, dem er sich seelenverwandt fühlte . . . trotz alledem . . .

Als er geendet hatte und hinausging, hörte er hinter sich eine Stimme erstaunt sagen: so hat der noch nie gesprochen — und dachte sich: so werde ich auch nicht mehr sprechen. Ich werde überhaupt nicht mehr sprechen und nicht mehr hier erscheinen, meine Zeit ist um.

In der großen, fast leeren Wandelhalle sah er schon von weitem Arvid. Er schritt ihm nicht entgegen. Er blieb starr stehen, wo er war, und hatte, als sein Sohn endlich auf ihn zukam, nur das Bangen: hoffentlich giebt er mir nicht die Hand. Ich kann sie nicht nehmen.

Arvid that es nicht. Sein Gesicht war finster und bleich, wie das seines Vaters, und er fragte nur: „Nun, wie war es?“

„Es ist alles in Ordnung.“

Herrn von Braunschmidts tiefer Baß klang so hoch und leise, daß Arvid für einen Augenblick beunruhigt zu ihm aufsaß. Es war, als schwebte eine Frage auf seinen Lippen. Aber er hielt an sich und sagte gleichgiltig, in seiner zerstreuten Weise: . . . „Papa . . . was ich dir vorhin nicht definitiv mitteilen wollte, ehe nicht die Geschichte mit dem Belling und hier im Reichstag erledigt war — also jetzt ist's entschieden. Ich war inzwischen wieder im Auswärtigen Amt. Die Verhandlung mit der Kongoregierung eilt. Es ist schließlich das Beste, wenn ich umgehend wieder nach Afrika zurückreise — und dann schon lieber heute als morgen.“

Und nach kurzer Pause setzte er hinzu: „Ich möchte jetzt gleich den Expresszug nach Genua benutzen.“

Der kleine Herr von Neumeister ging bei diesen Worten vorbei, winkte mit der Hand und rief Excellenz von Braunschmidt herüber: „Ich komme nachher mal zu dir in deine Wohnung. Ich hab dir was zu sagen.“

Und während jener nickte und Arvid mechanisch grüßte, wußten Vater und Sohn: nun ist es zwischen uns klar. Und noch einmal wandelte den alten Recken ein wilder Drang an, den da vor ihm an den Schultern zu packen und ihm ins Gesicht hineinzustöhnen: „Du — du — du mein Fleisch und Blut — was hast du mir gethan?“

Aber was that denn jener? Doch nur, was er mußte! Das einzigmögliche, das einzige eines Ehrenmannes Würdige. Er ging. Er legte Länder und Meere zwischen sich und die kleine Welt hier, die er zerstört. Die halbe Erde legte er dazwischen und vielleicht ein ganzes Menschenleben. Denn jetzt kam er nicht sobald aus Afrika zurück. Vielleicht nie mehr. Und eins war sicher. Jutta sah er nie wieder und sie nicht ihn. Man brauchte nur die eiserne, kalte Energie seines Gesichtes zu schauen.

„Ich werde mit auf den Bahnhof kommen,“ sagte Herr von Braunschmidt endlich dumpf. Aber Arvid lehnte, gleichgiltig, wie er die ganze Zeit über blieb, sein Anerbieten ab. „Wozu? Ich komme doch erst im letzten Moment. Und meine Freunde warten unten. Wir können ebenfogut hier voneinander Abschied nehmen.“

„Also leb wohl, Arvid.“

„Leb wohl, Papa.“

Jetzt reichten sie sich noch einmal die Hände, mit einem müden Druck, und blickten sich stumm ins Antlitz. Dann wandte sich Arvid ab und ging.

Und der Alte, der ihm, einsam in seiner ragenden Hünengestalt inmitten der breiten Halle stehend, nachschaute — der wußte: jetzt hab ich meinen einzigen Sohn verloren. Verloren fürs Leben, so gut wie wenn ihn drüben in Afrika der Tod ereilt hätte. Er wird Jutta und mir nicht mehr vor Augen treten. Er darf ja nicht . . .

Langsam, mit schweren Tritten stieg er über die Marmortreppen des Reichshauses hinab in den verschneiten, kahlen Tiergarten und wandelte, den Blick am Boden, auf einsamen Waldpfaden seiner Wohnung zu. Und in der tiefen, schläfrigen Winterruhe um ihn her dachte er immer wieder: „Nun hab ich keinen Sohn mehr!“ Der Gedanke schmerzte ihn nicht einmal. Es lag gleichgiltige Ergebung gegen das Schicksal darin. Er hatte verloren, was er eigentlich nie besaß. Möchte das alles dahinfahren, wenn ihm nur der letzte Rest seines Reichthums, seines Glückes blieb

Jutta — verzweifelnd flüsterte er den Namen vor sich hin. Jutta — dies Wort, das war der Stoß mitten ins Herz. Das raubte ihm, was ihn bisher, den Jahren zum Spott, aufrechtgehalten — das unbändige, trohige Selbstvertrauen. Das frag am Mark der alten Eiche. Er empfand, wie langsam etwas in ihm zusammenbrach. Seine Augen waren glanzlos. Auf seinem Gesicht trat ein greisenhafter Zug hervor, und er beschleunigte seine Schritte in der Richtung, wo er seine Wohnung wußte und sie darin, als müsse er eilen, um sie nicht ganz zu verlieren.

Und eine innere Stimme sprach dumpf dagegen: nimm nur deine Laterne und geh und suche Menschen

auf dem Markt des Lebens. Umsonst. Sie versagen sich dir, dem Mann, der tausend Feinde und keinen Freund hat. Alle wenden sich von dir und deinem steinernen Alter. Auch sie

Unermüdtlich ging das durch seinen Kopf: ich habe keinen Sohn. Ich habe keinen Freund. Ich habe keine Frau. Ich habe mich selbst nicht. Alles geht an mir zu Grunde. Und ich mit. Durch meine eigene Faust. Sie ist zu schwer. Sie zerdrückt, was sie liebt

Und über mich drängt die Jugend: mach Platz. Mach Platz. Deine Uhr ist abgelaufen. Und um so rascher, je bittender du dich zu uns gefellst.

Er erschrak. War das noch er, der so dachte? Er fühlte sich um viele Jahre gealtert — ein Mensch, der fertig war für sich und alle Welt. Eine tiefe, zornige Beschämung erfaßte ihn. Aber bald gewann die Gleichgültigkeit wieder die Oberhand: es war ja alles eitel. Es führte ja alles zum selben Ziel. Der Tod löschte alle Thaten aus. Mochte der Rest seines Lebens nun still im Sand verlaufen, draußen in der Einsamkeit — fern von dieser Stadt — fern von allen Menschen.

Mit Jutta in der Einsamkeit . . . Plötzlich begann sein Herz zu klopfen. In seine Züge, in seinen Gang kehrte die alte Spannkraft wieder. Noch hatte er sie ja. Noch war sie ihm nahe und mußte ihm nahebleiben, wohin er sie führte.

Eine stürmische, herrische Sehnsucht kam über ihn: du bist mein. Und ganz mein sollst du werden — abgetrennt von der Welt — draußen auf dem Land, auf meinem eigenen Grund und Boden. Jetzt hielt er sich an sein Wort, in der verhaßten Stadt zu bleiben, nicht mehr gebunden — jetzt erschien es ihm auf einmal ganz selbstverständlich, daß er seinen Abschied nahm und sich auf seine Güter im Osten zurückzog. Er sagte sich mit troziger Genugthuung über seine eigene Schwäche: Kerle, wie mich, kann der König nicht mehr brauchen. Die Schnüren am besten ihr Bündel und gehen still wie ein entlassener Knecht heim in ihr Dorf. Dabei lächelte er düster. Seine Brust weitete sich bei dem Gedanken. Und in ihm erwachte wieder das steifnackige Herrenbewußtsein: mögen sie thun, was sie wollen. Sie können mir dort das Meine nicht nehmen — die väterliche Scholle — den uralten Stammbaum, das eigene höhnischstarke „Ich“.

Und vor allem: dort konnten sie ihm Jutta nicht nehmen! Dort in dem großen, einsamen Haus, wo seine erste Frau gelitten und gestorben, dort hielt er sie fest. Keiner kam hin, dem er mißtraute. Ueberhaupt niemand. Er brauchte niemand, wenn er sie hatte, sein einziges Glück, und mit Demut und Innigkeit um ihr erstes, schwaches Lächeln warb . . .

Er spielte weiter und weiter mit diesem Traum, Jutta ganz allein für sich in der verschneiten Winterwelt da draußen zu haben, in der Angst des Geizhalses, der seinen Reichtum gar nicht sicher genug vor fremden Blicken bergen kann. Dann drang kein Fremdling mehr in sein verschlossenes Reich. Dann konnte er sagen, wie der Drache im Heldenlied: ich liege und besitze. Und niemand raube mir meinen Hort.

Aber dann erwachte wieder der Schrecken: da draußen war sie seine Gefangene — trotz aller scheuen Liebe, die er ihr bot. Sie verblaßte und verkümmerte. Und schließlich wurde sie still und saß den ganzen Tag vom Morgen bis zum Abend und wartete. Auf das Letzte, das sie wieder frei machen konnte! Der einzige Mensch auf Erden, den er liebte, wartete dann auf seinen Tod.

Und diese Todeserwartung und Todesbereitschaft erschien Excellenz von Braunscheidt plötzlich als die Quintessenz, als die letzte Rätsellösung des Lebens. Das Haupt gebeugt, in tiefen Gedanken, aber äußerlich ruhig, betrat er sein Haus und fragte, als ihm der Diener den Pelz abnahm, mechanisch, so wie schon früher: „Friedrich . . . wo ist meine Frau?“

„Excellenz sind schon vor zwei Stunden weggefahren.“ Einen Augenblick zuckte er zusammen. Aber sein Gesicht blieb unbewegt. „Davon wußt ich ja gar nichts,“ sagte er trocken.

„Das meinten Excellenz auch und haben einen Brief hinterlassen. Er liegt auf dem Schreibtisch.“

„Na — schön.“ Er nickte und ging in sein Arbeitszimmer. Da schimmerte zwischen den düsteren Altentischen, gerade vor seinem Sessel, ein blaßblaues Couvert. Und ehe er es in die Hand nahm, wußte er wie im Hellsehen den Inhalt. Und um ihn herum, im dämmerigen Gemach, war alles ganz licht und weiß vor Schrecken.

Er öffnete mit festem Faustgriff und las.

„Ich bin fort. Ich muß. Ich kann nicht anders. Ich kann nicht mehr bei dir bleiben. Arvid hat mir geschrieben. Er geht nach Afrika zurück. Wir werden uns nie im Leben sehen. Wir werden tot füreinander sein. Wir müssen. Das ist unsere Pflicht. Aber vergeblich kann ich nicht. Das geht über Menschenkraft. Es ist über mich gekommen. Ich muß es tragen. Aber mit dir zusammen kann ich es nicht.“

„Mein Leben neben dir ist immer eine große Lüge gewesen. Ich hab mich umsonst unter den Menschen zu betäuben gesucht. Ich hab den Menschen immer ein lachendes Gesicht gezeigt. Ich hätt es nie erraten lassen, wie unglücklich ich war. Niemand durfte es merken. Du am wenigsten.“

„Aber nun kann ich nicht weiter. Mit dem Gedanken an ihn an deiner Seite weiterleben — es ist wider die Natur — es ist mir ein Grauen wider mich selbst — deine Hand darf mich nicht mehr berühren. Ich muß fort.“

„Vergieb mir meine Schuld. Es ist nur eine Schuld in Gedanken — ein Schicksalschlag und alles ohne mein Wollen — und so rasch — fast ohne Bewußtsein. Ich bin vor dir schuldig — nicht von heute ab — sondern von der Stunde ab, wo ich ‚Ja‘ gesagt habe und nicht gewußt, was ich that. Das war der Verrat an dir und mir. Und daß ich es nicht allein büßen kann, sondern du mit mir, das ist das Bitterste für mich. Darum sei nicht böse, wenn ich jetzt noch, in dieser Stunde, sage: ich danke dir von Herzen für all die Liebe, deren ich nicht wert war.“

„Ich will mich allem fügen. Ich will alles auf mich nehmen. Ich will alles thun, was du anordnest. Nur zurück kann ich nicht.“

„Ich bin zu meiner Schwägerin nach Mex. Dort erwarte ich deine weiteren Verfügungen und . . .“

Excellenz von Braunscheidt ließ das Blatt sinken und zerdrückte es langsam in der Rechten. Aber es war kein Jörn dabei. Es war ein tiefer, feierlicher Frieden um ihn, wie er ihn nie in seinem Leben umfassen. Nun war es vorbei. Die Erdenlast der Liebe und des Hasses fiel von ihm. Er atmete ganz leicht. Er durchschaute das Menschendasein in seinem ewigen Kreislauf. Man kommt und geht. Mochten die Kinder draußen im Sonnenschein spielen und sich Arvid und Jutta nennen — einmal war auch ihre Zeit um, und alles ist gewesen . . .

Es flimmerte vor seinen Augen. Er machte eine Kopfbewegung, um die tanzenden Funken zu verscheuchen. Er hatte nur noch das Verlangen, zu ruhen.

Ruhen und vergessen. Vor dem unsäglichen Bangen Schutz suchen, das plötzlich sein Herz umspannte. Ihm schwindelte immer mehr. Sich auf die Möbel stützend ging er in das Nebengemach zum Diwan. Seltsam — der Diener hatte vergessen, die Kolläden aufzuziehen. Es war ganz dunkel darin. Und im Schreibzimmer, aus dem er kam, dämmerte es auch — rascher, immer

rascher — unversehens brach die Nacht herein — mit rauschenden, schwarzen Schwingen . . . Er griff um sich — er murmelte etwas . . . Und plötzlich stürzte er stumm wie eine gefällte Eiche in sich zusammen . . .

„Zu spät,“ sagte zehn Minuten darauf der Medizinalrat zu Herrn von Neumeister, den er auf der Treppe getroffen. „Herr von Braunscheidt ist tot.“

Der kleine Herr stand stumm neben seinem alten Jugendfreund, der jetzt still, feierlich ernst auf dem Lager ruhte. Behutsam zog er aus seiner Rechten ein zusammengeballtes Blatt Papier — warf einen Blick hinein und suchte zusammen.

„Wo ist denn eigentlich seine Frau?“ fragte der andere gedämpft.

„Verreißt!“

„Es wird sie hart treffen. Die Ehe war so glücklich.“

„Das war sie,“ murmelte Herr von Neumeister. Er ließ den Brief unauffällig, während der Arzt sich abwandte, in das Kaminfeuer gleiten und nickte dem friedlich schlafenden Hünen zu: „. . . Glauben Sie mir, lieber Doktor: dem wird da droben auch viel vergeben, denn in seiner Art — da hat auch er viel geliebt . . .“

Eine polnische Tragödin in ihrem Heim.

Zum nebenstehenden Bild der Madame Modjeska.

Unter den vielen paradiesischen Landsitzen, die das südliche Kalifornien aufzuweisen hat, ist kaum ein anderer mit so interessanten Erinnerungen verknüpft, wie das Heim der berühmten polnischen Tragödin Madame Modjeska am Santiago Cañon. Madame Modjeska hatte hier in Gemeinschaft mit ihrem Gatten, dem Grafen Bozenta, und dem Dichter Heinrich Sienkiewicz in den siebziger Jahren eine polnische Kolonie begründet, um ein idyllisch-ländliches Leben zu führen und literarischen und künstlerischen Studien zu leben. Wie diese Kolonie zu stande kam und wie sie sich wieder auflöste, das erzählt uns Madame Modjeska folgendermaßen: als im Jahr 1875 die Wogen der nationalen Erregung in Polen besonders heftig brandeten, gelangte eine Anzahl Zirkulare in einen von Litteraten und Künstlern gegründeten Klub zu Krakau, worin die Vorzüge des Lebens in Südkalifornien beschrieben waren. Man besprach den Plan, dort eine Kolonie zu gründen, so lange, bis man sich endlich 1876 entschloß, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen. Mit einem Kapital von 28 000 Pfund Sterling brachen die Kolonisten nach Newyork auf. Im Februar 1877 erreichten sie San Francisco, von da fuhren sie im Dampfer die Küste entlang und kauften schließlich 150 Aar in Santa Anathal, in der Nähe der alten deutschen Niederlassung Anaheim. Im Sommer 1877 wurde der Bau des Hauses beendet, die Felder sollten bestellt, die Bewässerungsgruben gezogen und der Boden für den Obstbau vorbereitet werden. Die thatkräftige Arbeit war jedoch den Kolonisten ein unangenehmer Gedanke, sie kümmerten sich um

nichts, sondern musfizierten, schrieben, veranstalteten Feste u. s. w.

Wie es bei dieser genialen Wirtschaftsführung nicht anders gehen konnte, war im Mai 1878 das ganze Geld ausgegeben, und im Juni löste sich die Kolonie auf. Einer nach dem andern verließ Anaheim und ging nach Europa zurück. Sienkiewicz ging nach Los Angeles und lebte dort vier oder fünf Monate, bis er nach harter Arbeit durch den Verkauf seiner amerikanischen Skizzen in Krakau und Petersburg genug verdient hatte, um wieder nach Hause zurückzukehren. Was Madame Modjeska betrifft, so siedelte sie nach dem Zusammenbruch mit ihrem Gatten nach einer kleineren Farm in der Nähe von Anaheim über. Um Geld zu verdienen, wollte sie wieder zur Bühne zurückkehren und es in englischer Sprache in Amerika mit ihrer Kunst versuchen. „Wir lebten,“ so schrieb sie damals, „von geborgtem Geld, und es war keine Zeit zu verlieren. Manchen Tag studierte ich mit kurzer Unterbrechung der Mahlzeiten bis 11 oder 12 Uhr nachts.“ Im September 1879 ging endlich Frau Modjeska mit einer Schauspielertruppe nach San Francisco, dort trat sie in ihrem Lieblingsdrama „Adrienne Lecouvreur“ auf und war über Nacht in Amerika ebenso berühmt, wie sie es längst in ihrer polnischen Heimat gewesen. Alle finanzielle Not war nunmehr gehoben. Vor etwa zehn Jahren kaufte sie einen andern „Ranch“ in den Bergen an, und dort gedenkt sie und ihr Gatte, Graf Bozenta, vergangener und künftiger Triumphe in ihrem herrlichen, von Blumen umgebenen Heim.

J. Korm.



Madame Modjeska auf ihrem kalifornischen Landfitz.



Bienenwohnungen verschiedener Systeme.

Neues von den Imkern.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen von O. Hoffmann, Weimar.

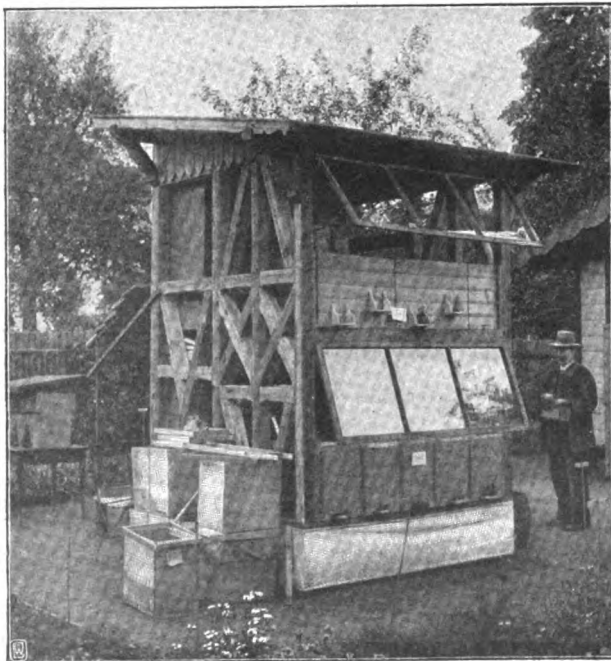
Unsere Imker sind ein rühriges Völkchen und immer darauf bedacht, die Einrichtungen für Bienenzucht beständig zu verbessern, sowie durch engen kollegialen Anschluß ihre Interessen zu fördern. Hierzu bot sich erst kürzlich Anlaß, als in Verbindung mit einer Ausstellung des Landesbienenzuchtvereins zu Weimar am 25.—29. Juli dort der erste allgemeine deutsche Imkertag, ein Kongreß sämtlicher Bienenzüchter deutscher Sprache, stattfand. Unter den wichtigsten Ergebnissen

dieses Kongresses ist besonders die Begründung eines deutschen Reichsvereins für Bienenzucht zu erwähnen. Es wurden sofort ein Vorsitzender und ein vorläufiger Geschäftsführer des neuen Verbandes gewählt und ihnen dreißig Mitarbeiter, aus jeder Provinz zwei oder drei, zur Seite gestellt, deren vorläufige Hauptaufgabe es ist, die einzelnen Vereine zum Anschluß an den Reichsverein zu bewegen.

Die oben erwähnte Ausstellung enthielt sehr vieles, was auch weitere Kreise lebhaft interessieren konnte und wovon wir einiges hier im Bilde festhalten. Da sehen wir die alte geschnitzte „Klotzbeute“, sie stellt die einfachste und älteste Form einer Bienenwohnung dar, ist jedoch überall, wo mit Erfolg und Nutzen Bienenzucht getrieben wird, nicht mehr im Gebrauch, sondern durch den bekannnten Bienenkorb verdrängt. Die Klotzbeute bietet nur noch historisches Interesse. Die photographische Aufnahme von Bienenwohnungen verschiedener Systeme zeigt in reicher Auswahl mannigfache Bienenbehäufungen, wie sie, mit Ausschluß der Klotzbeuten, heute auf dem Imkerstand angetroffen werden, und giebt eine lebendige Vorstellung, in wie verschiedener Weise die Bienenzucht betrieben werden kann. Das dritte Bild zeigt die zeitgemäße und besteingerichtete Bienenwohnung, einen Pavillon für zehn Bienenvölker nach dem System des Pfarrers Gerstung. Dieses sinnreiche System bürgert sich jetzt mehr und mehr auf den Bienenständen ein und wird die bekannnten Strohkörbe vielleicht ganz verdrängen, da sich in ihm die Arbeiten des Imkers mit großer Leichtigkeit und Einfachheit vollziehen lassen. Dr. E. Bode.



Alte Klotzbeute.



Gerstung-Pavillon für zehn Bienenvölker.

Die lieben Nächsten.

Plauderei von Max Kreßer.

Ich begreife nicht, daß es Leute geben kann, die sich über die lieben Nächsten ärgern, sei es nun im Hause, auf der Reise, im Theater oder irgendsonstwo. Zwar sagt Schiller schon: „Es kann der Frömmste nicht in Frieden leben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt,“ doch sehe ich für diesen Frömmsten nicht die Notwendigkeit ein, dem bösen Nachbar standzuhalten. Wie es auf der Straße ein Ausweichen vor den Unremplern giebt, so auch im ganzen Leben. Kein Mensch muß bekanntlich müssen. Deshalb braucht auch niemand von seinen lieben Nächsten Notiz zu nehmen, sobald er sich genug Egoist fühlt, ohne sie ein zufriedenes Dasein zu führen. Allerdings hat mir ein philosophischer Kopf gelegentlich ein Privatissimum gehalten, das in der etymologischen Auseinandersetzung wurzelt, schon das Gebot der Nächstenliebe enthalte die Verpflichtung, alle Absonderlichkeiten der lieben Nächsten verzeihungsvoll mit in den Kauf zu nehmen und lieber Leid zu ertragen, als Leid zu thun. Zwar gehört er gerade zu denen, die im gewöhnlichen Leben von ihrem Nebenmenschen alles das verlangen, was sie selbst nicht thun — doch will das weiter nichts heißen. Große Denker haben das Recht, eine eigene Moral zu befolgen.

Was mich betrifft, so liebe ich die lieben Nächsten und fühle mich immer am wohlsten, wenn ich ihre kleinen und großen Thorheiten in unmittelbarer Nähe genießen kann. Schon aus Gesundheitsrücksichten, weil ich einen ausgeprägten Sinn für Humor besitze und der Humor die Seele erheitert und eine heitere Seele nur in einem gefunden Körper wohnen kann. Ich lache überdies gern und sehe noch lieber andere Menschen lachen, vorausgesetzt, daß sie gesunde Zähne haben. Und wo ich nicht lachen kann, da lächle ich wenigstens, sei es auch nur stillvergnügt über Dinge, die andern vielleicht gar nicht auffallen, die aber einen lustigen Wiederhall auf dem Resonanzboden meines Gemüts finden. Und ich brauche für diese humoristische Erholung kein hohes Eintrittsgeld zu zahlen, ich kann sie mir gegen ein billiges leisten. So zum Beispiel für zehn Pfennig auf einer Fahrt in der Elektrischen. Die lieben Nächsten in der Straßenbahn haben stets ganz besonders mein Wohlgefallen erregt, vorausgesetzt, daß man nicht ihre Rückenansicht vor sich hat. Giebt es wohl etwas Schöneres, als zwei Reihen Menschen, die sich stumm gegenüber sitzen und sich mit Mienen betrachten, als hätten sie soeben einen frischen Wachaufguss von Castan erhalten? Eine Galerie von Schönheiten, und eine Galerie von Häßlichkeiten. Das Bild wechselt, je nachdem ich Glück oder Pech habe. Was für Nasenparaden kann ich abhalten, in was für unergründliche und nichts sagende Augen kann ich blicken, was für „gewichtige Menschen“ kann ich nach ihrem ungefähren Kilowert tagieren! Doch ich will meine lieben Nächsten nicht en masse behandeln, sondern sie in ihren typischen Gewohnheiten einzeln vorführen, indem ich dabei auf die Verschwiegenheit meiner Leser rechne. Ich beginne also die Fahrt.

Kaum habe ich Platz genommen und will den üblichen Nickel hervorholen, als ich sofort bemerke, wie meine Nachbarn zur Rechten und Linken das Bedürfnis

fühlen, mir in diesem Bestreben behilflich zu sein, und zwar mit einem langen Blick in mein Portemonnaie. Ich suche etwas umständlich und klappere dabei mit einigen Thalern. Den mir total fremden Nachbar zur Linken scheint das befriedigt zu haben, was ich daraus schließe, daß er das Seitwärtschielen einstellt und die Nase wieder erhebt. Das gleiche thut die dicke Nachbarin zur Rechten. Beide wissen nun, daß ich noch Geld im Beutel habe, und können beruhigt an der nächsten Haltestelle aussteigen, was sie auch thun. Natürlich führe ich dieses Interesse viel mehr auf die Sorge um mein finanzielles Wohlergehen zurück, als auf die unausstehliche Neugierde des lieben Nächsten. Ich werde mich hüten, es mit meinem Mitmenschen durch eine andere Auffassung zu verderben.

Ich habe nun Bewegungsfreiheit bekommen und hole die neusten fliegenden Blätter hervor, die ich an diesem Freitag frisch gekauft habe. Kaum habe ich begonnen, die Bilder zu betrachten, als mein neuer Nachbar zur Linken seinem Drange nach unentgeltlicher Lektüre nicht widerstehen kann. Er verfolgt nicht nur die Bilder — ich habe ihn sogar in Verdacht, daß er eifrig mitliest. Wie kommt dieser Mensch dazu, meine wohl-erworbene Litteratur zu nassauern! Ich rücke fort von ihm, er aber rückt unwillkürlich mit. Ich lache über den neusten Oberländer, und er lacht mit. Dadurch aufmerksam geworden, beginnt auch mein neuer Nachbar zur Rechten, ein Herr mit einem glänzenden Zylinderhut, dem ich nun beinahe auf den Leib gerückt bin, mit den Augen etwas von dem Inhalt zu naschen, zeigt sich dann aber durchaus korrekt, nachdem er einen vorwurfsvollen Blick empfangen hat. Mir gegenüber sitzt ein Schuljunge, der mit tiefgekrümmtem Oberkörper die Rückseite meiner fliegenden zu mustern beginnt. Zum Teufel, habe ich denn meine dreißig Pfennig für andere ausgegeben! Ich will doch hier auf meine Kosten kein Lachbabinett schaffen. Denn schon sehe ich, wie eine wohlige Heiterkeit sich auch auf den Zügen anderer Nächst-sitzenden breit macht. Schließlich komme ich dahinter, daß diese Heiterkeit nur ein Abglanz der meines Nachbarn zur Linken ist, der plötzlich ganz laut lacht. Schon will ich wirklich ärgerlich werden und ihm die Mit- lektüre durch einen kühnen Entschluß entziehen, als ich ihn mir genauer betrachte. Er ist ein dürres, armseliges Kerlchen, mit einem intelligenten Vogelgesicht. Eine lederne Mappe weist darauf hin, daß er einer der vielgeplagten Menschen ist, die treppauf, treppab müssen, um Rechnungen zu präsentieren, wofür sie manchmal mehr Grobheiten als Geld einstecken müssen. Seine andauernde Humorbegeisterung rührt mich, so daß ich nun meine Blätter absichtlich offener halte, als zuvor. Leider komme ich damit zu spät. Er muß aussteigen, nicht mir aber zum Abschied mit einer Miene zu, als wollte er sagen: „Danke, ich habe schon alles gelesen.“

Bald darauf hat mich ein behäbiges Paar in seine Mitte gezwängt, von dem ich erst durch das Kreuzfeuer der Unterhaltung, das in familiärer Ungezwungenheit an meinem Haupt vorüberprasselt, erfahre, daß es Eheleute sind. Sie sind ganz in Schwarz und wollen zum Begräbnis. Die Dame hat einen mächtigen Kranz

auf dem Schoß, der sich zum Teil auch mein Knie als Stützpunkt ausgesucht hat. Der Vertraute scheint ein Verwandter gewesen zu sein, denn die Unterhaltung dreht sich um Erbschaftsdinge, und zwar so laut, daß sämtliche Fahrgäste unwillkürlich Anteil daran nehmen. Die Frau ist nicht der Meinung ihres Mannes, was sie wiederholt sehr energisch bestätigt. Eine Spaltung droht auszubrechen. Ich will das Pärchen wieder in versöhnende Nähe bringen und erhebe mich, um höflich den Platz mit der Dame zu wechseln. Mein Bemühen wird aber dankend abgelehnt. Sie scheint sich in diesem Augenblick für die unmittelbare Nähe ihres Gatten nicht zu erwärmen, was vielleicht durch eine lange Erfahrung begreiflich sein mag, was ich aber sehr wenig rücksichtsvoll finde, denn sie bläst mir beim Vorbeisprechen den Atem ins Gesicht. Beim Mann finde ich größere Gegenliebe, und so kann ich nun weiterfahren, in dem Bewußtsein, diese lieben Nächsten wenigstens äußerlich wieder zusammengebracht zu haben. Doch kommt der Tote erst zur Ruhe, als die Erbschaftsstreiter eine andere Elektrische benutzen müssen.

Die Ruhe ist nun wieder hergestellt und der Wagen voll besetzt. Ich sehe aufs neue mir gegenüber die Galerie unbeweglicher Gesichter, die alle sehr sauer-töpfisch dreinschauen, was mit der plötzlichen Verfinsternung des Himmels zusammenhängen mag. Die meisten denken über die Zwecklosigkeit eines vergessenen Regenschirms nach. Ich versuche den Charakter der Menschen aus der Form der Nasen zu ergründen, komme aber zu keinem bestimmten Schluß, wenigstens was die normale Größe anbetrifft. Bei den auffallend großen und kleinen bin ich schon sicherer.

Zuletzt ist eine einfache Frau eingestiegen, die ein allerliebste kleines Mädchen mit sich führt. Es fängt an drollig zu werden. Eine wohlmeinende Dame erkundigt sich nach dem Alter, eine andere fragt nach den Zähnen, und ein Hagestolz, schon hoch in den Jahren, empfindet mit Bedauern seine Ehelosigkeit und tippt mit dem Finger auf das bloße Aermchen des Schoßkinds. Es hüpfet vor Vergnügen und lallt etwas Unverständliches. Der Herr und die Damen lachen, niemand will zurückbleiben, und so geraten schließlich auch die in Heiterkeit, die gar nicht den Grund dazu sehen. Auf allen Gesichtern lese ich das gleiche: „Wie nett. Reizend, nicht wahr?“ Das Gesicht der Mutter strahlt vor Stolz und Vergnügen.

Ich werde aus allen Himmeln gerissen. Eine sehr corpulente Dame hat mich schon verschiedene Male mit einem wütenden Seitenblick gemessen. Sie sitzt halb auf meinem Schoß, aber ich kann nicht weiterrücken, so klein ich mich auch mache. Endlich winkt sie den Kondukteur herbei und sagt gebieterisch: „Ach wollen Sie den Herrn ersuchen, etwas zusammenzurücken, dort ist noch Raum.“ Ihr aufdringlicher Moschusgeruch hat mich schon nicht angenehm berührt, und so nehme ich die Gelegenheit gern wahr, höflich zu bemerken: „Ich wäre Ihnen sehr dankbar, meine Gnädige, wenn Sie mir sagen wollten, wie ich das anstellen könnte.“ Ich sitze nämlich direkt am Trennungsbügel, der die Bank in zwei Hälften teilt. Sie wird über und über rot, bittet kleinlaut um Entschuldigung und verläßt gleich darauf den Wagen, noch vor ihrem Ziel, wie ich bestimmt glaube. Eine geborene Herrschernatur, hat sie die kleine Niederlage und die sich daranknüpfenden spöttischen Blicke nicht ertragen können.

Ein plötzlicher Regenschauer beginnt die Straßen zu überschwemmen. An der nächsten Haltestelle wird der Wagen gestürmt. Ein langer Herr stolpert an mir vorüber und tritt mir gerade auf mein empfindlichstes Hühnerauge, ohne ein Wort an mich zu richten. „Entschuldigen Sie nur, daß Sie mich getreten haben,“ bemerkte ich entgegenkommend. „Bitte, es war ganz gern geschehen,“ giebt er mit einer Grimasse der Höflichkeit zurück. Dann schreit er den Kondukteur an: „Hier soll doch noch ein Platz sein!“ Er zählt beide Reihen ab, entdeckt endlich einen kleinen Zwischenraum und setzt sich zwei jungen Mädchen beinahe auf den Schoß, so daß sie entrüstete Einwendungen dagegen machen. Zu seinem großen Aerger muß er wieder an die frische Luft gehen, denn mittlerweile hat ein anderer den richtigen Platz eingenommen, und auch der Hinterperron ist besetzt. Seine lauten Proteste verschulden es, daß der Wagen noch einmal halten muß. Ich sehe sofort: es ist ein Nervöser, der mit sich selbst durchgeht. Seine Grobheit muß ihm also verziehen werden.

Endlich bin auch ich an meinem Ziel und steige bei lachendem Sonnenschein aus, wobei mir Platens Wort einfällt: „Ein jeder glaubt ein All zu sein, ein jeder ist im Grunde nichts.“ Meine Meinung über die lieben Nächsten bleibt trotzdem unwandelbar. Ich liebe sie nach wie vor, mit allen ihren Vorzügen und Schwächen, schon aus dem Grunde, weil sie mir den Stoff zu dieser Plauderei gegeben haben.

Die Leberzarte.

Ein ganz weißes Schloßchen auf der grünen Wiese,
Selbstverständlich drinnen — eine Frau Marquise.
Gipsgeformte Putten an den weißen Decken
Und Lavendelbüsse rings in allen Ecken.

In dem Nachbarparke rechter Hand daneben
Will man heute abend fête champêtre geben.
Alle Schäferweisen, die herüberbringen,
Werden Frau Marquise sanft in Schlummer singen.

Im Marquisegarten lagert nächtliche Schwüle,
An den Rosenranken schwanken viel Gefühle —
Auf der feuchten Wiese bei den Beckengittern
Seufzerelegien der Marquise zittern.

Wenn die andern scherzend sich im Großjann sonnen,
Pfleget sie Sentiments und fühlt sie Schmerzswonnen.
Ueber weißen Puder Thränenperlen gleiten,
— Ihre zarte Seele hat zu feine Saiten. —

Elfa Laura von Wolzogen.



Von links nach rechts: Fräulein v. Kochow, Gräfin v. d. Redde-Volmarstein-Kleinburg, Fräulein v. Klitzing (Oberin), Graf zu Sayn-Wittgenstein, Erbprinzessin v. Sachsen-Meiningen, Erbprinz v. Sachsen-Meiningen, Major Freiherr v. Röder, Graf v. d. Redde-Volmarstein-Kleinburg, Fräulein v. Wangenheim, Fräulein v. Athenstaedt.
Besuch des Erbprinzen und der Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen in Charlottenheim.

Das erste Offiziersdamenheim.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von P. Fischer (Breslau).

Wenn der Wanderer seine Schritte nach Krummhübel an den Fuß des Riesengebirges lenkt, winkt ihm schon von fern ein edler, schlichter Bau entgegen. Nicht prunkvoll und prächtig ist das Haus, das er erblickt, nein, einfach, fast schmucklos und doch so harmonisch in seinem ganzen Gefüge bietet es sich dar. Von einer kleinen Anhöhe blickt es freundlich nieder, und die liebe Sonne spiegelt sich in seinen blanken Fensterscheiben. Das ist Charlottenheim, die Heimstätte, die die Schwester unseres Kaisers für die früh verwitweten, früh verwaisenen Angehörigen derer errichtet hat, die einst ihrem Vaterland in dem Kleid des Kriegers treu gedient hatten und nun dahingeshieden sind.

Auch mir war es vergönnt, das Stift kennen zu lernen, und zwar war es die hohe Frau selbst, die mich in die näheren Einzelheiten seines Entstehens einweichte und mir alles persönlich zeigte und erklärte. Am 24. Juli 1900 war es, als die Erbprinzessin den Beschluß faßte, eine derartige Schöpfung ins Leben zu rufen. Zahllose Bittgesuche aus den Kreisen verwitweter und verwaisener Offiziersangehöriger flößten ihr den Gedanken dazu ein. In schlaflosen Nächten — wie mir die hohe Frau selbst sagte — reifte der Gedanke zur Tat. Kein leichtes Unternehmen war es, viele Schwierigkeiten waren zu überwinden, viele Vorurteile zu besiegen. Aber das gütige Frauenherz mit dem Mannesmut rang durch. Es bildete sich der Offiziersdamenhilfsverein für das VI. Armeekorps, und man wurde aufmerksam auf das Unternehmen. Der Kaiser stellte sich dem Plan sympathisch gegenüber und zeichnete einen namhaften Beitrag, hervorragende deutsche Fürsten folgten seinem Beispiel, viele schlesische Magnaten schlossen sich an, Großgrundbesitzer und Großindustrielle der Provinz beteiligten sich

an der Beschaffung der nötigen Mittel. Tüchtige und hilfreiche Mitarbeiter standen der Prinzessin zur Seite, ihr hoher Gemahl, der Erbprinz, unterstützte sie mit seiner militärischen Erfahrung und seinem Rat, der Oberstleutnant von Gomlicki vom Generalkommando übernahm freudig das arbeitsvolle Amt des Schriftführers, und der Bankdirektor Rittmeister a. D. Fromberg verwaltete die Kasse als Schatzmeister. Eine Reihe bewährter Kräfte brachte die Gedanken der Prinzessin zur Ausführung. Der Architekt Grosse leitete die eigentlichen Bauarbeiten, und der Garteningenieur Menzel, beide aus Breslau, stellte die Gartenanlage her. Raslos in stiller Arbeit schritt das schöne Werk fort, Baustein auf Baustein baute sich auf, und heute steht das Stift vollendet da, zu Nutz und Frommen jener, für die es bestimmt, zur Ehre und Nachfeierung derer, die es erbacht. Denn die Seele des Ganzen war doch die Erbprinzessin selbst; Sommer und Winter fuhr sie von Breslau nach Krummhübel, um den Bau zu überwachen. Am 11. November 1900 wurde das Grundstück in der Größe von 55 Morgen von einem Bauern gekauft, fünf Morgen wurden zu Haus und Garten verwendet, die weiteren 50 sollen nutzbringend als Baustellen verkauft werden. Zu Pfingsten 1901 erfolgte der erste Spatenstich und am 24. Juli darauf die Grundsteinlegung mit Richtfest. Der Hammerspruch, den die hohe Frau bei dieser Gelegenheit sprach, lautete: „Harter Stein — schließe ein — der Arbeit Mühe — Gott schütz und kröne sie.“ Der Spruch steht eingemeißelt auf der Grundsteinmauer an der Stirnseite des Hauses. Nach der Prinzessin führten noch der Erbprinz, der Chef des Generalstabs des VI. Armeekorps Oberst Röhrl, der Hofchef Major Freiherr von Röder und viele andere Herren des Komitees die üblichen Ham-



Das Charlottenheim in Krummhübel.



Musik- und Unterhaltungszimmer.

merschläge aus. Am 1. Juli 1902 war Haus und Garten so weit fertig, daß das Institut seiner Bestimmung übergeben werden konnte, und heute wird es bereits von vierzig Damen unter dem Vorfig der Oberin Fräulein von Klitzing bewohnt.

Wenn man die Einzelheiten in Haus und Garten betrachtet, so merkt man deutlich, daß hier ein einziger leitender Grundgedanke vorgeherrscht hatte, der bis ins kleinste zäh und beharrlich durchgeführt worden ist. Von den im modernsten Stil hergestellten größeren Einrichtungen in Wohnräumen, Küche und Badezimmern, von den elektrischen Beleuchtungsanlagen und der Dampfheizung bis auf die kleinen schmucken Briefkästchen, die mit den Türen der Wohnzimmer in einem verbunden sind — einer besonderen Erfindung der Erbprinzessin — war alles von der hohen Frau selbst angeordnet und erdacht worden. Durchschreitet man den mit Geschmack und Kunstsinne angelegten Garten, der sich hinab bis an das wilde, mit Felstrümmern übersäte Bett der Komniz erstreckt, so fällt einem zuerst der schöne, von Kommerzienrat Richter aus Urnsdorf gestiftete und von Bildhauer Böse aus Berlin modellierte Monumentalbrunnen ins Auge. Den Brunnen ziert das Reliefbild der Erbprinzessin, sein Sockel ist errichtet aus Steinen und Felsstücken, die das furchtbare Hochwasser der Komniz im Jahr 1897 angeschwemmt hatte. Es war ein sinnreicher Gedanke, diese Steine zu verwenden, sie bilden für die Schwester des Kaisers noch ein anderes ehrendes Denkmal; denn unvergessen wird es bleiben, mit welcher Aufopferung und Hingebung Prinzessin Charlotte

in den kritischen Tagen des Jahres 1897 den schwer heimgefuhten Bewohnern dieses Landstrichs Trost und Hilfe brachte, unvergessen wird es in den Herzen der einfachen Riesengebirgler bleiben, daß sich die hohe Frau nicht scheute, über Geröll und Schutt zu klettern, durch Wasser und Schlamm zu waten, um in die einfachsten Hütten der Armen die Werke der Liebe und Barmherzigkeit zu tragen.

Doch betreten wir wieder die Innenräume des Heims. Alles ist höchst praktisch, einfach und doch modern eingerichtet. Die Zimmer sind geräumig, hell, luftig und freundlich. Den großen Speisesaal ziert die von Bildhauer Böse ausgeführte Büste der Prinzessin, die Gemälde von Kaiser und Kaiserin Friedrich schmücken die Wände. Sehr hübsch sind Küche und Speisekammern im echten schlesischen Bauernstil ausgeführt und doch mit allen Errungenschaften moderner Technik versehen. Die Erbprinzessin, deren ganzes Herz an ihrer schönen Schöpfung hängt und die bei ihren häufigen Besuchen niemals versäumt, irgendwelche nützliche Gegenstände für den Haushalt mitzubringen, machte in der liebenswürdigsten Weise



Wohnzimmer.

die Führerin durch das Stift; auch der Erbprinz ließ es sich sehr angelegen sein, als freundlicher Cicerone zu walten. Möge die Schöpfung der Erbprinzessin wachsen und gedeihen, und möge dieser edle Gedanke, der sich dort am Fuß des Riesengebirges verkörperte, auch in andern Teilen des Deutschen Reichs Nachahmung finden. Chlodwig Graf zu Sayn-Wittgenstein.

Was die Richter sagen.

Fürsorgezwangserziehung und Strafe.

Zu den bisherigen Mitteln für Schutz und Besserung der verwahrlosten Jugend, der Zwangserziehung und Strafe, ist seit dem 1. April 1901 noch die Fürsorgeerziehung getreten. Nach dem alten Gesetz konnten Kinder unter 12 Jahren zwangsweise erzogen werden, wenn sie eine strafbare Handlung begangen hatten und die Gefahr weiterer sittlicher Verwahrlosung bestand. Diese Voraussetzung der alten Zwangserziehung ist jetzt auch Voraussetzung der modernen Fürsorgeerziehung geblieben, und insofern vertritt die Fürsorgeerziehung die Bestrafung des Jugendlichen; daneben aber ist sie auch lediglich Mittel zur Verhütung der Verwahrlosung und zur Verhütung völligen sittlichen Verderbens von Kindern jeden Alters, deren Wohl durch Mißbrauch der elterlichen Erziehungsgewalt gefährdet wird oder bei denen die Einwirkung der Familie oder Schule unzulänglich ist.

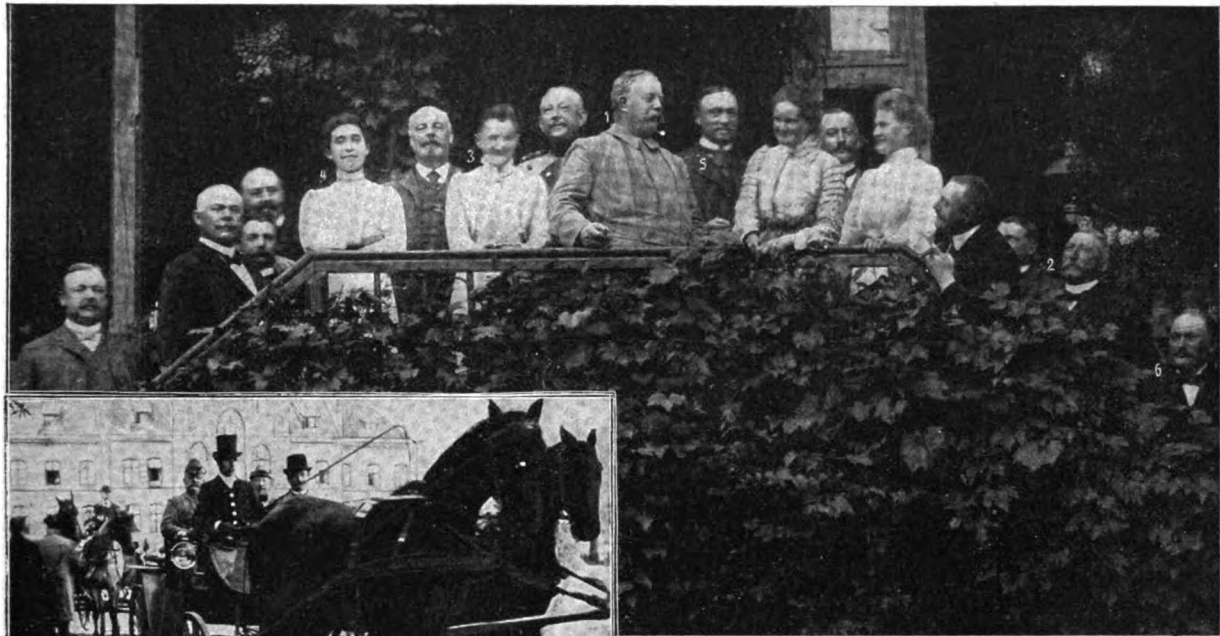
Das Verfahren wird auf Antrag des Landrats, Gemeinde- oder Polizeivorstands durch den Vormundschaftsrichter eingeleitet. Die Zöglinge werden sodann in einer Besserungsanstalt oder Familie untergebracht, wobei im letzteren Fall vom Kommunalverband ein Fürsorger (ein Amt, das auch von Frauen bekleidet werden kann) zu bestellen ist. Die Für-

sorgeerziehung kann durch Beschluß des Kommunalverbands wieder aufgehoben werden, wenn ihr Zweck erreicht ist, endigt aber in jedem Fall mit der Großjährigkeit des Zöglings.

Außer der Fürsorgeerziehung giebt es noch eine Zwangserziehung, die gegen jugendliche Ungeschuldigte im Alter von 12 bis 17 Jahren angeordnet wird, wenn diese die zur Erkenntnis der Strafbarkeit des begangenen Delikts erforderliche Einsicht nicht besessen haben.

Bei dem Vorhandensein dieser Einsicht dagegen wird ein solcher Jugendlicher bestraft, und zwar kommen gegen ihn mildere Strafbestimmungen zur Anwendung als gegen Erwachsene, insbesondere kann in leichten Fällen auf einen Verweis erkannt werden, der indessen als ordentliche Strafe gilt. Wird ein bisher unbescholtener Jugendlicher aber zu einer Freiheitsstrafe verurteilt, so vermittelt in der Regel die Strafvollstreckungsbehörde dann, wenn die dazu erforderlichen Auskünfte bei der Ortspolizei u. s. w. gut ausfallen, eine ministerielle Strafaussetzung, nach deren Ablauf bei weiterer guter Führung der Straferlaß erwirkt wird. Hierdurch wird die sittliche Besserung der Jugend bezweckt und in zahlreichen Fällen auch glücklich verhütet, daß der einmal Bestrafte zum zweitenmal mit dem Strafgesetz in Konflikt gerät.

Bilder aus aller Welt.



Als Gast in Ublid.
 1. v. Podbielski. 2. Landtagsabgeordneter Kullaf-Ublid. 3. Frau Kullaf. 4. Fräulein Kullaf. 5. Regierungspräsident Hegel. 6. Geheimrat Engelhard.

Der preussische Landwirtschaftsminister v. Podbielski in Masuren.

(O. Gutzeit, Köhnen, phot.)

Abfahrt von Johannisburg. (H. Piggotts, Sensburg, phot.)



1. Neumann. 2. Hauke. 3. Wendt. 4. Lange. 5. Heilmann. 6. Kewald. 7. Bernstein. 8. Wolf. 9. Gunsberg. 10. Napier. 11. Frau Pillsbury. 12. Pillsbury, zweiter Sieger im Meisterturnier. 13. Mieses. 14. Marshall. 15. Mason. 16. Janowski, erster Sieger im Meisterturnier. 17. Dr. v. Gottschall. 18. Schottländer. 19. Tschigorin. 20. Bier. 21. Komann. 22. van Dam. 23. Schapiro. 24. Effer. 25. Müller. 26. Smith. 27. Keuffen. 28. Atkins. 29. Dr. Olland. 30. Bleytmans. 31. von Bardeleben. 32. Einbild. 33. Piotrowski. 34. Dyckhoff. 35. John, Sieger im Hauptturnier A. 36. Kagan. 37. Liebenstein. 38. Dr. Hufnagel, Sieger im Nebenturnier A. 39. Egner. 40. Cohn. 41. Malthan. 42. Seligmann. 43. Carls. 44. Kerwel. 45. Mayer. 46. Post. 47. Gregori. 48. Hofenthal. 49. Middleton. 50. Dättsche. 51. Dr. Kauffmann. 52. Fuß. 53. Professor Dr. Gebhardt, Vorsitzender des Deutschen Schachbundes. 54. Fleischmann, Sieger im Hauptturnier B. 55. Eljaschoff. 56. Kappel. 57. Pollack. 58. Tabuntschikow. 59. v. Parisch. 60. Ottemann. 61. Dr. Brody. 62. Englund. 63. Lewin. 64. Prigel.

Die Teilnehmer am Meisterturnier des Deutschen Schachbundes zu Hannover.



Ernestine Poffart,
wurde an das Stadttheater zu
Köln engagiert.



Marie Wille,
erste Sängerin im Berliner
Liedertpielhaus.



Helene Stagemann,
bekannte
Konzertsängerin.
Aus dem Muffkleben.



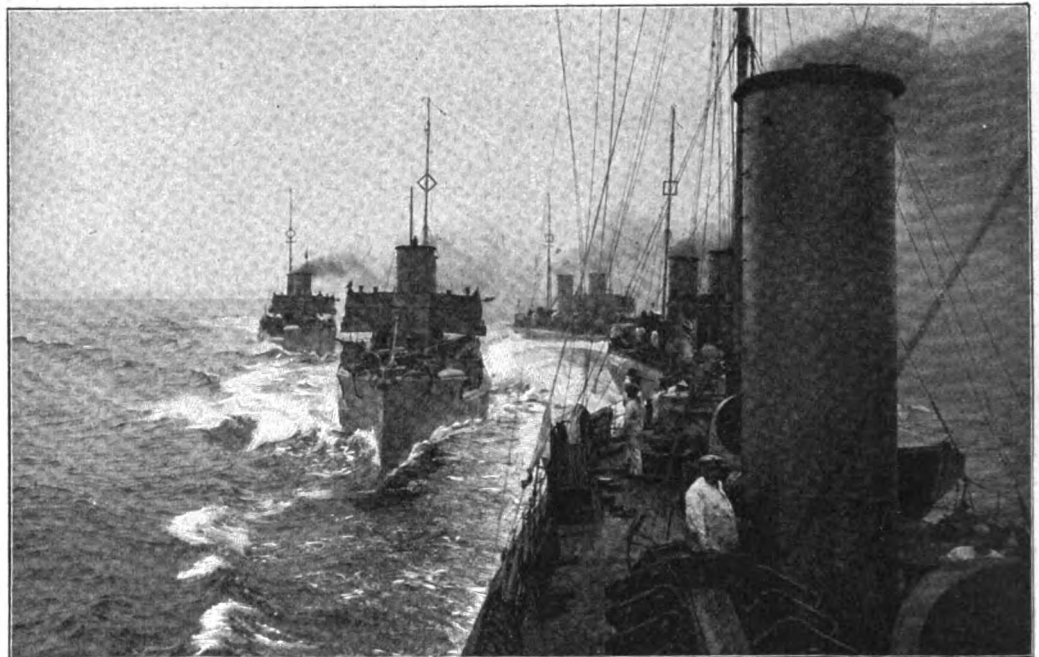
Julie Müller-Hartung,
wurde zur Großherz. sächsischen
Kammerfängerin ernannt.



Luise Geller-Wolter,
hervorragende
Oratorienfängerin.



Von der Taufe des Schnell-
dampfers Kaiser Wilhelm II.
am 12. August.
Künstlerisch verzierte Laufflasche mit
dem Lloydsekt aus der Kellerei von
Chr. Wbr. Kupferberg & Co., Mainz.



Eine Übungsfahrt der neuen Torpedoboote.
H. Renard, Kiel, phot.

Schluss des redaktionellen Teils.

*Brauch es brav, Du weisst's mir Dank -
Alle Zähne werden blank,
Niemals wird Dir einer krank -...
Warum lächelst Du, mein Sohn?
„Unser Lehrer sagte schon,
Ihr habt Euch besprochen wohl? -
Ganz dasselbe vom „Odol.“*

DIE WOCHE.

Nummer 35.

Berlin, den 30. August 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 35.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1617
Umichau	1617
Ein Theater fürs Volk. Von Anna Jules Cafe	1618
Spiel und Sport	1619
Unsere Bilder	1620
Das Buch der Woche	1623
Kaisermandover	1624
Die Toten der Woche	1624
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1625
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1633
Gänsemädels Kettenblumenlied. Gedicht von O. Wentorf	1637
Die Farbe in der Frauenkleidung. Modeplauderei von Paula Winkler	1638
Die Kinder des Präsidenten Roosevelt. Von Mary Oberberg. (Mit 7 Abbildungen)	1640
Birchgänge im hohen Norden. Von Reinhold Cronheim. (Mit 4 Abbildungen)	1644
Riefen der Pfingstzeit. Von Dr. Udo Dammer. (Mit 6 Abbildungen)	1646
Was der Vogel spricht. Plauderei von Hermann Berdrow	1649
Dienlicher Sport in der italienischen Armee. (Mit 10 Abbildungen)	1651
Silberberg und früh Reuter. Von Paul Reuter. (Mit 4 Abbildungen)	1654
Manerhäute. Erzählung von E. Vely	1656
Der Frauenleseverein in Kopenhagen	1659
Bilder aus aller Welt	1660

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberstr. 29; Breslau, Schweidingerstr. Ecke Karlstr. 1; Caffel, Obere Königstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Seestr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 69; Eberfeld, Herzogstraße 38; Essen a. Rh., Limbederplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63; Götting, Luitpoldstr. 16; Halle a. S., Minestr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holtenauerstraße 6; Köln a. Rh., Hohenstraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 55; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 26 (Domfreiheit); Nürnberg, Kornyerstraße 30; Stettin, Breitenstraße 45; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26; Zürich, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

21. August.

In Kapsstadt wird das Kapparlament nach jahrelanger Pause mit einer Rede des Gouverneurs wieder eröffnet.

Das deutsche Schulschiff „Stein“ trifft in der Bai von Dover ein. Zwischen den deutschen und englischen Offizieren werden sehr warme Sympathiebekundungen ausgetauscht.

22. August.

Bei der Stichwahl im Reichstagswahlkreis Forchheim-Kulmbach wird der National-liberale Faber gewählt.

In Christiania wird unter der Ehrenpräsidentschaft des Prinzen Oskar Bernadotte die Weltkonferenz der evangelischen Vereine eröffnet, zu der etwa 2000 Teilnehmer erschienen sind.

23. August.

Vizeadmiral Büchel, bisher Leiter des Marineministeriums im Reichsmarineamt, ist zum Chef des Admiralsstabs ernannt worden.

Die nach Johannesburg einberufene Versammlung, in der über die Schaffung einer repräsentativen politischen Körperschaft Beschluß gefaßt werden sollte, wird auf unbestimmte Zeit vertagt.

Der Deutsche Kronprinz hat eine Einladung des Kaisers Franz Josef zu den Großen Manövern in Ungarn für September angenommen.

24. August.

Das Kaiserpaar trifft, aus Homburg kommend, in Potsdam ein.

Die in Sagnitz und Kolberg angelegten Stationen für drahtlose Telegraphie, die 170 Kilometer voneinander entfernt sind, tauschen die ersten gedruckten und gesprochenen Depeschen aus.

25. August.

Der Berliner Rolandbrunnen, den der Kaiser der Hauptstadt zum Geschenk gemacht hat, wird in Gegenwart des Monarchen enthüllt.

In Mannheim tritt die neunundvierzigste Generalversammlung der deutschen Katholiken zusammen. Es werden Begrüßungstelegramme an den Papst, den Kaiser und den Großherzog von Baden gesandt.

Bei einer Festtafel im Neuen Palais bringt der Kaiser einen Toast auf die Mark aus.

Der Landwirtschaftsminister von Podbielski erklärt es den Vertretern der Posener Stadtbehörden gegenüber aus veterinärpolizeilichen Gründen für unthunlich, die Grenzen für ausländisches Schlachtvieh zu öffnen.

26. August.

König Viktor Emanuel tritt von Racconigi aus die Reise nach Deutschland an. In Göschenen wird er von einer Abordnung des schweizerischen Bundesrats empfangen. Beim Festmahl werden von dem Bundespräsidenten Zemp und dem König Toaste ausgebracht.

Der Kaiser bringt bei einer Festtafel im Neuen Palais einen Trinkpruch auf das dritte Armeekorps aus. Der Kaiser läßt der deutschen Katholikerversammlung in Mannheim durch den Chef des Zivilkabinetts von Lucanus für ihre Begrüßungstelegramm seinen Dank aussprechen.

27. August.

König Viktor Emanuel trifft als Gast des Kaisers in Potsdam ein.



Umichau.

Während diese Zeilen in den Druck gehen, dauern die Feste zu Ehren des Königs Viktor Emanuel (Porträt S. 1625) noch fort der am Mittwoch den deutschen Boden betrat, um unsern Kaiser seinen Besuch abzusuchen. Anders wird sich naturgemäß diesmal sein Empfang gestalten, als vor zwei Jahren, da er, selbst noch Kronprinz, als Vertreter seines Vaters, des Königs Humbert, zur Großjährigkeitserklärung unseres Kronprinzen nach Berlin kam. Die Hauptstadt hat es nicht an sich fehlen lassen, sie hat umfassende Vorbereitungen getroffen, um den Freund des Kaisers, den Herrscher des befreundeten Landes würdig und festlich zu begrüßen. Mit ihm kommt der Minister des Außeren Prinetti, den der Reichskanzler Graf Bülow im Reichstag seinen alten Freund genannt hat. Die beiden Staatsmänner werden also die persönlichen Beratungen fortsetzen können, die vor einigen Monaten bei der Anwesenheit des Grafen Bülow in Italien stattfanden. Rein politische Fragen werden allerdings zu langen Erörterungen keinen Anlaß geben. Der Dreibund ist in seiner alten Form erneut worden, unser Kaiser hegt seit seiner Rückkehr aus Reval noch größere Zuversicht für die Erhaltung des Friedens, als zuvor. In den Monarchen-zusammenkünften ist von vornherein nichts anderes zu

erblicken, als Kundgebungen für den Bestand des Friedens. Sie können aber, ohne daß irgendwelche bestimmten Vereinbarungen getroffen werden doch zu einer Vertiefung der zwischen den Staaten und Fürsten bestehenden Freundschaft führen. Bei dem Besuch in Reval ist es dem Kaiser vermöge seiner Liebenswürdigkeit gelungen, in ein herzlicheres Verhältnis zum Zaren zu kommen. Sicherlich zeitigt sein Zusammensein mit dem König Viktor Emanuel ähnliche Folgen. Jedenfalls ruft das deutsche Volk dem verbündeten jungen Monarchen ein freundliches Willkommen zu.

Die Stichwahl im fränkischen Reichstagswahlkreis Forchheim-Kulmbach hat wider Erwarten mit dem Sieg des liberalen Kandidaten Faber geendet, das Zentrum, das seit dem Jahr 1884 ununterbrochen im Besitz des Wahlkreises gewesen ist, hat seinen Kandidaten verloren. Das Ergebnis kam um so überraschender, da die vereinigten Liberalen bei der Hauptwahl gegen früher einen Stimmenverlust von mehreren tausend Stimmen zu verzeichnen hatten. Wo während der letzten vierzehn

Tage der enorme Zuwachs von Stimmen, von 4900 auf 9700, hergekommen ist, läßt sich genau nicht feststellen, aber sicher ist daß er zu einem sehr großen Teil aus Reserven des Liberalismus selbst bestand. Die Wahl verdient Beachtung, weil hier nach langer Zeit wieder einmal politische Erwägungen stärker ins Gewicht fielen als wirtschaftliche. Sie hat ferner die vielfach gehegte Befürchtung als irrig erwiesen, daß der Kunststreit mit seinen neuesten Begleiterscheinungen zu einer Stärkung des Partikularismus in Bayern führen könnte.

Auf das Zentrum hat übrigens die Niederlage keineswegs einen besonders tiefen Eindruck gemacht, es kann ja auch in der That noch am leichtesten den Verlust eines Wahlkreises verschmerzen, seine Macht und seine numerische Stärke sind bedeutend genug. Seine große Heerschau, die neun- und vierzigste Generalversammlung der deutschen Katholiken in Mannheim, lieferte dafür wieder einen sprechenden Beweis. Stärker noch als in den letzten Jahren war der Andrang, und an dem Festzug nahmen in der überwiegend protestantischen Stadt nicht weniger als 20 000 Personen teil

Ein Theater fürs Volk.

Macbeth unter freiem Himmel.

Kein Volkstheater, wenn man mit dieser Bezeichnung zu verstehen geben will, daß der Begründer nur an die bescheidenen Klassen der Gesellschaft gedacht hat, sondern ein Theater fürs Volk, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Arbeiter und Arbeitgeber, allen zur geistigen Anregung und zum Kunstgenuß — das war es, was dem Herrn Maurice Pottecher vorschwebte, als er aus eigenen Mitteln in Busfang, im östlichsten Frankreich unweit der elsässischen Grenze, mitten im grünen Mo'elthal, sein Theater erbante.

Am 1. September 1896 wurde es begründet, und seitdem finden alljährlich in der zweiten Hälfte des August und Anfang September mehrere Sonntagsvorstellungen dort statt. Die erste Aufführung ist immer ein neu einstudiertes Stück und vor zahlendem Publikum, die zweite dagegen eine Wiederholung des vorjährigen Stücks und gratis.

Aber nicht nur die menschenfreundliche Idee und kunstliebende Absicht geben dem Unternehmen einen eigentümlichen Reiz. Es ist die geradezu patriarchalische Organisation, die das Théâtre du peuple von ähnlichen, abseits von der großen Heerstraße gelegenen Kunststätten stark unterscheidet. In Orange und Beziers im Süden Frankreichs finden in den römischen Areen Festspiele mit den Künstlern des Pariser „Théâtre français“ statt. Bayreuth strebt bekanntlich danach, mustergiltige Aufführungen Wagnerischer Werke zu liefern. Die Passionsspiele im Ammergau kommen den Darstellungen von Busfang noch am nächsten, unterscheiden sich aber dennoch erheblich von ihnen: in Oberammergau hat sich im Lauf der Jahrzehnte eine ganze Schauspielergeneration gebildet, die nach Traditionen munt. In Busfang wird der Bedarf für das Haus in der engeren Hausgemeinde selbst bestritten. In der Hauptsache tritt die Familie Pottecher für alles ein. Herr Pottecher, seine Familie die Arbeiter der Fabrik seines Vaters, der eine der größten Zinklötlöfelfabriken für Militärlieferungen besitzt, und wer etwa noch am Ort den göttlichen Drang in sich spürt, bilden die ausübende Truppe, und das

Repertoire setzt sich aus eigenen schriftstellerischen Leistungen des Herrn Pottecher zusammen, oder es werden, wie in dem vorliegenden Fall, klassische Stoffe frei bearbeitet. Diesmal stand Macbeth auf dem Programm.

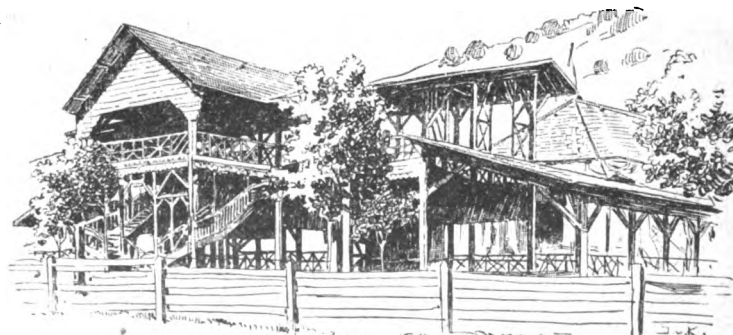
Ein endlos langer Extrazug führte am Sonntag, dem 17. August, die theaterlustigen Bewohner der Umgegend und die Kurgäste aus all den umliegenden Badeorten: Plombières, Mittel Lugeuil, von dem lieblichen und schmucken Städtchen Epinal aus, das in Frankreich durch seine Bilderbogen- und Buntdruckfabriken bekannt ist, nach Busfang zur Feinvorstellung. Auch ich benutzte den mit Menschen vollgepfropften Zug. Es war eine bunte Gesellschaft: Landberöllerung im Sonntagsstaat und elegante Pariser mit Panamahüten und mit photographischen Apparaten bewaffnet. Sie sollten leider ihren Besitzern keine Genugthuung verschaffen: drohende Wolken hingen über den Höhen der Vogesen, den rundlichen Kezelnbergen, die das Volk ihrer Form wegen „Ballons“ getauft hat.

Die Vorstellung war für zwei Uhr angesetzt. Wir hatten natürlich, wie bei solcher Gelegenheit üblich, eine starke Verspätung. Aber das beunruhigte niemand: man wußte, die Vorstellung würde nicht ohne uns Extrazügler beginnen.

Zehn Minuten vom Bahnhof auf einer leichten Erhöhung am Abhang eines mit herrlichen Wiesen bedeckten Berges steht das Schauspielhaus. Der Weg dahin ist schattenlos. Die Schar der Kunstpilger auf ihm wollte kein Ende nehmen, ein Gewimmel der verschiedenartigsten Menschenklassen, jedes Standes und jedes Alters; bunte Blusen und helle Strohhüte, betretete Feldjäger, Radfahrer, sonnengebräunte Bauern-

familien vom Säugling bis zur Großmutter, alles zog hinan zum „Théâtre du peuple“. Noch stand die Sonne blendend zwischen zwei schwarzen Wolken auf den langen Zug schaulustiger Menschen.

Das aus Baumstämmen und Brettern, die mit Fichtenrinden belegt sind, gezimmerte Theater macht einen recht primitiven Eindruck. Nur die Bühne



Das Volkstheater zu Busfang in den Vogesen.

deren Front das lothringische Doppelkreuz schmückt, ist aus Sieselsteinen. Rechts und links an den Seitenwänden steht in großen Buchstaben: par l'art — pour l'humanité. — Die Parkettbänke zu ebener Erde sind mit roten Kissen belegt. Gerade gegenüber der Bühne und an den beiden Seiten sind bedeckte Holzgalerien angebracht, zu denen man auf Treppen von außen gelangt. Für gewöhnlich sind die Parkettplätze durch ein großes Zeltdach, wie auf einem Schiffsdeck, gegen Sonnenstrahlen und Regen geschützt. Wir aber sahen nur noch die Striche, über die sich das Segeltuch sonst ausspannt. Ein Windstoß hatte es eine Stunde vor Beginn der Vorstellung gänzlich zerföhrt, und anstatt der schirmenden Leinwand hingien drohende Wolken über den Köpfen der Zuschauer.

Kurz vor Beginn der Vorstellung trat einer der Angestellten vor die grüne Moosrampe und las von einem Zettel eine kleine, sehr höfliche Entschuldigungsrede ab. Herr Pottecher hätte die Herrschaften, die die Unbilden des Wetters fürchteten und deshalb wieder weggehen wollten, sich an der Kasse das vorausgabte Geld zurückgeben zu lassen; die freundliche Ansprache schloß mit dem frommen Wunsch, daß der Himmel ein Einsehen haben und seine Schleusen nicht während der Aufführung öffnen möge.

Und nun begann das unsichtbare Orchester, das sich nach berühmten Mustern in einer Vertiefung zwischen dem Zuschauerraum und der Bühne befindet, ein kurzes Vorspiel zu Macbeth. Die Musiker spielten unter der grün bemalten Leinwanddecke, die dann und wann wie Meereswellen wogte, recht gut. Ein Freund Pottechers, Herr Michelot aus Paris, hatte die Musik zu Macbeth sehr geschickt und stilvoll komponiert. Andächtige Stille herrschte, die nur durch das Knipfen der Kodake unterbrochen wurde. Erwartungsvoll blickten Erwachsene und Kinder nach der weiß und rot gemusterten Gardine. In ähnlich primitivem Rahmen mochten wohl vor dreihundert Jahren die Zuschauer den ersten Aufführungen ihres größten Dichters gelauscht haben. Wir wohnten in gewissem Sinn einer Shakespearefeier bei, der Feier des größten Volksdichters.

Da teilte sich die Gardine. Auf wirklichen Felssteinen hockten die drei Hegen und wühlten mit ihren Stöcken in der wirklichen Erde. Zwei Drittel der Anwesenden hatten wohl kaum je etwas von dem großen Briten gehört. Viele waren gekommen, um endlich einmal Komödie spielen zu sehen. Herr Pottecher hatte in den vergangenen Jahren große Lacherfolge mit heiteren, volksbildenden Tendenzstücken erzielt. „Der Teufel als Weinhändler“ hatte sich besonderen Beifalls zu erfreuen gehabt. Die naiven Zuschauer, die auf den in allen Ortschaften verteilten Programmen Hegen- und Geistererscheinungen angekündigt sahen, erwarteten nicht die blutige Tragödie des Ehrgeizes, sondern vermutlich eine Art Zauberposse. Gleich die Hegen hatten einen sympathischen Heiterkeitserfolg. Es war kein böses Auslachen, sondern ein freudiges Verkennen der Situation. Der magere Darsteller des Macbeth mit einer blutigroten Perücke, einem roten, schleppenden Schlafrock als Königsmantel und einem Degen den er wie eine Sichel handhabte, hatte auch nichts Schauerliches. Seine lothringische Mundart heimelte die Landleute entschieden an, und König Macbeth rückte ihrem Empfinden dadurch viel zu nah. Selbst die wirklich talentvolle Lady Macbeth (im Leben die Gattin des Herrn Pottecher, übrigens eine frühere Schauspielerin) hatte Mühe, die gute Laune der Landbevölkerung in eine ernste Stimmung umzuwandeln. Die Menschen auf dem Land wie in der großen Stadt wollen nun einmal lieber lachen, und es bedarf eines großen Dichtergenies, um sie zu erschüttern. Die Unvollkommenheit der Darstellung hatte bisher der Dichtung geschadet. Aber als Lady Macbeth in der berühmten Scene nachtwandelnd, bleich, mit weit aufgerissenen Augen, von Gewissensqualen gepeinigt, verzweifelt das Blut, das sie auf ihren Händen vermutet, wegwischt und in den Schmerzensschrei ausbricht: „Alle Wohlgerüche Arabiens waschen diese kleine Hand nicht rein!“ . . . da hatte der Dichter gestiftet. Da wehte von der Bühne herab der göttliche Hauch, und die Menschen fühlten den Zauber, den wahre Kunst selbst auf

das einfältigste Gemüt ausübt. Leider wurde indessen die feierliche Stimmung durch eine andere göttliche Gabe schnell unterbrochen. Ein wolkenbruchartiger Regen rauschte plötzlich hernieder. Die Bühne verschwand fast unter dem nassen Schleier. Hunderte von schwarzen Glocken stülpten sich über die Köpfe des Publikums. Doch auch diese unfreiwillige Dusche konnte die gute Laune nicht verderben. Unter den Schirmen wurde gekichert, und auf der Bühne wurde tapfer weitergespielt. Einmal noch spürte die Menge die Gewalt des Kunstwerks, und zwar da, wo der liebe Herrgott sich mit in die Regie gemischt hatte und der Dichterphantasie zu Hilfe kam. Als sich die Gardine zum letztenmal teilte, war die Hinterwand der Bühne geöffnet, und der grüne Berg bildete den natürlichen Hintergrund. Den Abhang herab kam der „wandernde Wald“, die Soldaten mit den grünen Zweigen. Das wirkte! Groß und Klein, Gebildete und Ungebildete empfanden die überwältigende Poesie der Dichtung.

Als wir das Theater verließen, hatte es zu regnen aufgehört. Ich mischte mich unter die Gruppen der von nah und fern gekommenen Zuschauer. Mit ihren geschlossenen, wie Dachrinnen tropfenden Regenschirmen gestikulierend, füllten sie ihr Urteil über den englischen Autor mit dem so schwer auszusprechenden Namen. Leider erinnerten sie sich hauptsächlich der Stellen, wo sie gelaucht hatten.

Ich hatte daher das Gefühl, daß ein Theater fürs Volk, wenn seine Devise „Durch die Kunst für die Menschheit“ sich schön erfüllen soll, doch nur durch vollendete künstlerische Leistungen dem Volk etwas bieten kann, und daß es nicht möglich ist, mit allzu bescheidenen Mitteln volksbildend zu wirken.

Emma Ju'es Case.



Die Bedeutung der großen Woche von Baden-Baden liegt in ihrer Internationalität, die Bedeutung und die Gefahr für die heimischen Ställe. Wird es der deutschen Zucht schon schwer, sich der österreichisch-ungarischen gegenüber zu behaupten, so wachsen die Schwierigkeiten im Kampf mit englischen und französischen Pferden. Die Trainingsbedingungen sind bei uns gar so ungünstige, Monate gehn uns verloren, die jenseits der Vogesen und jenseits des Kanals für die Arbeit verwendet werden können. Erscheint am Start aus jenen Ländern ein Pferd, das zu Haus einer guten Klasse angehört, so ist für die deutsche Zucht von vornherein Aussicht auf Sieg nur vorhanden, wenn sie einen exzeptionell guten Galoppianer ins Treffen schicken kann. In diesem Jahr glaubte man



Sturz von „Crabe“ im alten Badener Jagdrennen.

einen solchen in Freiherrn von Oppenheims zweijährigem Hengst „Signor“ zu haben, dem nach seinem ersten Auftreten auf dem grünen Rasen schon eine Rennkariere gleich der seines Vaters „Saphir“ zugetraut wurde. So fest war die Ueberzeugung von seinen ungewöhnlichen Fähigkeiten, daß er im Zukunftsrennen als Favorit an den Start ging, obwohl sich im Feld Monsieur Caillaunts

„Mireille“ befand, die sich in Frankreich bereits vorzüglich bewährt hatte. Leider gab es eine herbe Enttäuschung, Signor unterlag. Er war der beste Deutsche, aber dieser beste Deutsche mußte sich nicht nur vor Mireille, sondern auch vor Monsieur Ephrussi's Eßling beugen. Mireille gewann unter dem Jockey J. Keiff spielend leicht, mit fünfviertel Längen verwies sie Eßling auf den zweiten Platz, während Signor hinter diesem noch zwei Längen zurückblieb. Zwei französische Pferde im Rennen und beide an der Spitze! Dies das Resultat des Zukunftsrennens, das die deutsche Züchterwelt wieder lehrt, wie viel ihnen noch zu thun übrigbleibt.

Den „Preis der Stadt Baden“ holte sich danach unter dem gleichen Reiter der bewährte „Over Norton“ in deutschem Besitz (Bindung und Strube), aber nicht aus deutscher Zucht. Zweites Pferd wurde Dr. Lemkes „Draga“. Den größten Preis der beiden ersten Tage, das Fürstenberg-Memorial, gewann, gesteuert von dem deutschen Championjockey Warne, Herrn U. v. Oergens „Nordlandfahrer“. Dem beharrlichen Züchter, der sich am deutschen Rennbetrieb schon seit mehr als dreißig Jahren beteiligt, war damit zum erstenmal im Thal der Oos ein großer Erfolg beschieden, da bisher auch seine besten Pferde gerade auf der Bahn von Iffezheim mit wenig Glück kämpften und selbst, wenn ihnen der Sieg sicher schien, sich mit dem zweiten Platz begnügen mußten.

Im alten Badener Jagdrennen, in dem Herrn H. Andersens „Sportman“ und Freiherrn U. v. Redwitz „Honst“ gleichzeitig als erste das Ziel passierten, ereignete sich leider ein schwerer Unfall. Der Favorit Crabe, der zuerst den Riesensprung resümiert hatte, warf beim zweiten Versuch seinen Reiter ab und sprang so unglücklich zur Seite, daß er sich auf dem eisernen Zaun, der die Bahn gegen das Publikum absperrt, förmlich aufspießte (vergl. Abb. S. 1619) und erschossen werden mußte. Zwei andere Pferde, Löwe und Eiger, stürzten weiterhin, ohne Schaden zu nehmen, so daß nur noch außer den bereits genannten Siegern ein Pferd, Röll, übrigblieb, dessen Kräfte aber nicht ausreichten, um den erst ihm sicher erscheinenden Sieg davonzutragen.

Das äußere Bild, das der Rennplatz bot, war so glänzend wie früher. Vermißte man auch, wie schon im vorigen Jahr,

König Eduard, der sich als Prinz von Wales regelmäßig eingestellt hatte, fehlte auch Prinz Hermann von Weimar, den der Tod hinweggerafft hat, so war doch die Gesellschaft und der Turf durch zahlreiche Träger und Trägerinnen ihrer besten Namen vertreten.

Das Homburger internationale Lawn-Tennis-Turnier ist in dieser Woche auf den prachtvoll gelegenen und prächtig gepflegten Tennisplätzen des Hamburger Klubs ausgekämpft und zum Abschluß gebracht worden. Die deutschen Spieler sind, wie stets bisher, auch in diesem Jahr in keinem einzigen der bedeutenderen Spiele Sieger geblieben. Aber sie haben in ihren einzelnen und Gesamtleistungen so erhebliche Fortschritte gegen das Vorjahr gezeigt, daß die Hoffnung nicht unbegründet ist, nach einigen Sommern die Deutschen der immer noch überlegenen Engländer Herr werden zu sehen. Es waren wirklich die ersten internationalen Kräfte, die sich auf dem Homburger Rasen zum eleganten, Auge, Hand und Kopf kräftigenden Ballspiel zusammensanden. Die Engländer hatten ihre besten Leute geschickt, die immer noch die Vertreter anderer Nationen im Kampf der Bewegungsspiele weit überragen. Das beweist besonders die eklatante Niederlage des Franzosen Decugis, der noch kurz vorher im internationalen Lawn-Tennis-Turnier der Homburger Lawn-Tennis-Gilde fast sämtliche Preise, so besonders die Meisterschaft von Deutschland im Einzelspiel, sich erkämpft hatte und der in Homburg von dem Engländer Ritchie schnell und sicher niedergespielt wurde. Der heißeste Kampf entbrannte um den Krönungspokal, den die Stadt Homburg im Wert von 500 Mark zum Einzelspiel für Herren als Eigentum des ersten Gewinners, gestiftet hat und den sich Ritchie (London) ebenso wie den Homburger Pokal erkritt. Unser Kronprinz, dessen warme Teilnahme an dem edlen Sport bekannt ist, zeigte lebhaftes Interesse an den einzelnen Turnieren, spielte hie und da selbst einmal mit und machte mit seiner Kamera verschiedene Aufnahmen fesselnder Gruppen. Die Preisverteilung wurde am letzten Sonntag abends $\frac{1}{2}$ 7 Uhr nach tüchtigen Endkämpfen vorgenommen, Prinzessin Henriette von Schleswig-Holstein überreichte den Siegern die Ehrenpreise persönlich.

Unsere Bilder.

Herzogin Margarete Sophie von Württemberg (Porträt S. 1626), in der das württembergische Volk seine zukünftige Landesmutter erblickte, ist in Gmunden im Alter von 32 Jahren gestorben. Sie war eine österreichische Erzherzogin, die am 24. Januar 1893 dem Herzog Albrecht von Württemberg die Hand zum Lebensbund reichte. In glücklicher Ehe hat sie ihm fünf Kinder geschenkt, drei Söhne und zwei Töchter. Ihr Gemahl gilt als zukünftiger Thronfolger, da dem König von Württemberg bisher männliche Nachkommenschaft versagt geblieben ist. Mit ihm betrauert das württembergische Volk den Tod der Herzogin, die sich durch ihre große Herzensgüte allgemeine Beliebtheit erworben hatte.

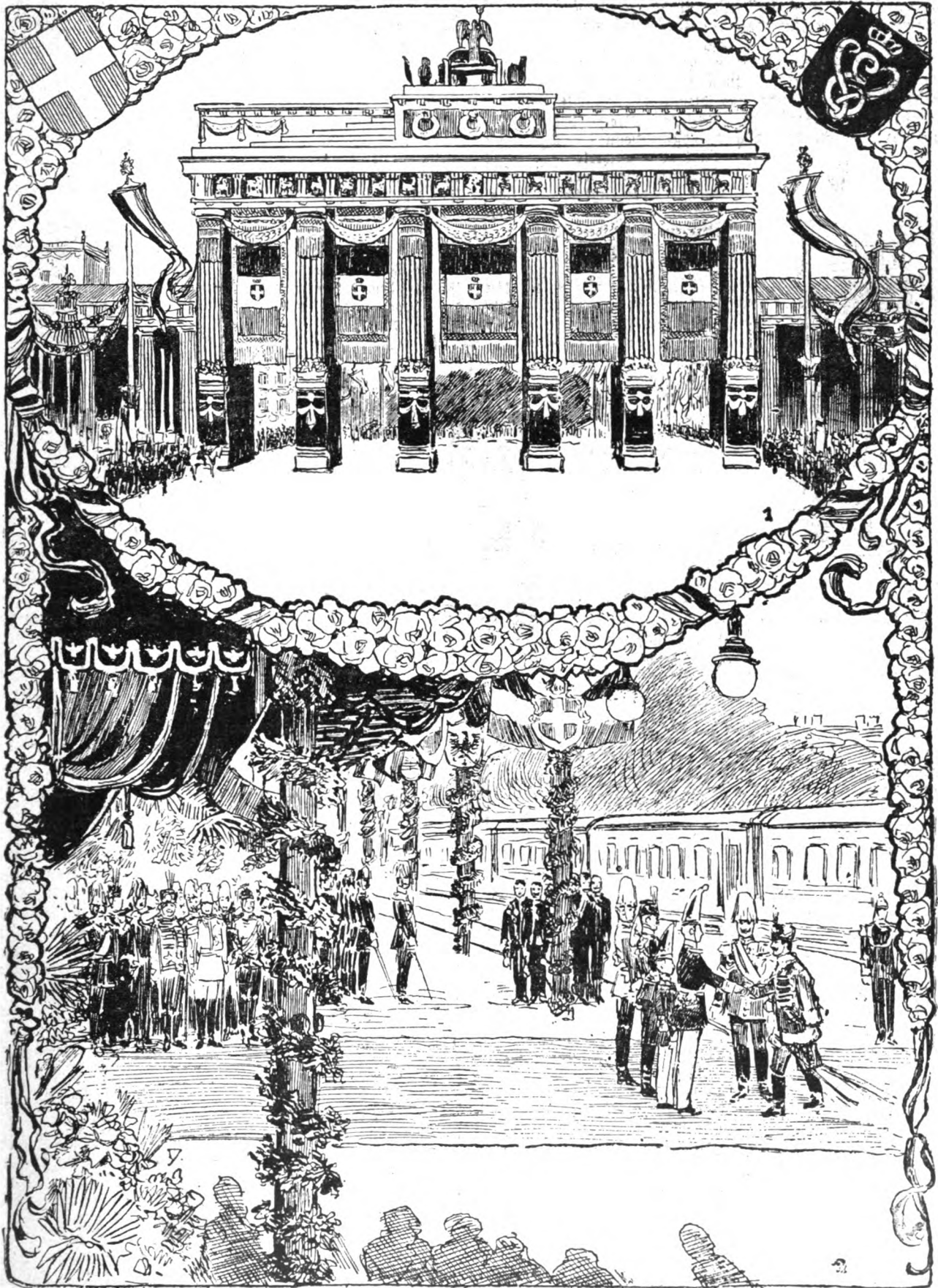
Das badische Großherzogspaar in Konstanz (Abb. S. 1628). Der Großherzog von Baden stattet jetzt mit seiner Gemahlin, gleichsam als Dank für die ihm bei seinem Regierungsjubiläum allgemein bewiesene Liebe, den größeren Städten seines Landes Besuche ab. So war er auch jüngst in Konstanz, wo ihn gleich nach der Ankunft am Dampferlandungsplatz der Oberbürgermeister Weber mit einer Ansprache begrüßte. Der Großherzog dankte dem Oberhaupt der Stadt und überreichte ihm für diese die große bronzene Jubiläumsdenkmünze.

Kaiser Franz Josef in Aussee (Abb. S. 1661). In Aussee wurde vor kurzem zum Besten des vom Statthalter Grafen Clary geschaffenen Notstandsfonds ein großes Fest veranstaltet, an dem sich die Damen der in Steiermark

weilenden Aristokratie, teils als einfache Besucherinnen, zum großen Teil aber auch als Patronessen der zahlreichen Verkaufszelte beteiligten. Eine besondere Weihe aber erhielt das Wohlthätigkeitsfest durch die Anwesenheit des Kaisers Franz Josef, der in Begleitung der Erzherzogin Gisela und mehrerer Erzherzöge von Ischl herübergekommen war. Unser Bild hält die Scene fest, da der Altanfører Bürgermeister Hölzlauer den Kaiser mit einer Ansprache begrüßt.

Das Jubiläum der Stadt Erfurt (Abb. S. 1631). Am 21. August waren hundert Jahre verflossen, seit Erfurt dem Königreich Preußen einverleibt wurde. Den Tag hat die Stadt, die sich unter der Herrschaft der Hohenzollern nach den verschiedensten Richtungen hin ausgezeichnet entwickelt hat, festlich begangen. Nach außen hin gipfelte die Feier in einem historischen Festzug, der in vierzehn Gruppen die Vergangenheit in die Gegenwart zauberte. Wir bringen von ihnen heute im Bild die Gruppe König Heinrichs I., des Stadtbegründers und Ungarnbesiegers, und die des Gartenbaus, der bekanntlich in Erfurt zur höchsten Blüte gediehen ist.

Die Burengenerale in Holland (Abb. S. 1627). Die drei großen Burenführer Botha, De Wet und Delarey sind in Holland überall, wo sie sich zeigten, mit der größten Begeisterung aufgenommen worden. Den ersten Besuch haben sie, wie wir bereits meldeten, dem kranken früheren Präsidenten des Oranjerestaats Steijn in Scheveningen abge-



Zum Besuch des Königs von Italien in Berlin.

1. Das Brandenburger Thor in Berlin. 2. Empfang des Königs an der Wildparkstation.

Originalzeichnung von Paul Brockmüller.

stattet. Unsere Aufnahme zeigt sie beim Verlassen der Villa Norma, in der Steijn Wohnung genommen hat.

Der Schah von Persien (Abb. S. 1628) ist in London ein geringerer Gast. Mag ihn die große Menge der Bevölkerung auch mehr aus Neugierde als mit bewußter Sympathie betrachten, die offiziellen Kreise haben seine Ankunft mit Genugthuung begrüßt. Denn der Schah hat England mancherlei zu bieten. Dementsprechend wurde er denn auch von der englischen Königsfamilie mit der größten Zu- vorkommenheit behandelt.



Der Roland zu Nordhausen.

Die Enthüllung des Rolandbrunnens zu Berlin (Abb. S. 1626), der den Abschluß der Siegesallee auf dem Kemperplatz bildet, hat am 25. August in Gegenwart des Kaisers stattgefunden. Die Feier vollzog sich unter Teilnahme der Spitzen der staatlichen und der städtischen Behörden. Eine Abbildung der Figur des Roland haben wir, wie sich unsere Leser erinnern werden, schon vor längerer Zeit gebracht, als das Werk noch im Entstehen war. Der Kaiser hat es der Stadt Berlin zum Geschenk gemacht, er hat ihr somit ein Wahrzeichen wiedergegeben, das einer seiner Vorfahren vor langer Zeit zertrümmert hat. Kurfürst Friedrich II. Eisenzahn sah in dem Roland eben das Symbol der städtischen Freiheit, die trotzig auch ihm gegenüber gewahrt werden sollte. Das sind sicherlich die Rolande auch im Lauf der Zeit geworden, obwohl sie ursprünglich vermutlich mehr Symbole des Rechts, und zwar des Rechts, das der König hütete, gewesen sind. Dafür sprechen das scharfenlose Schwert, das sie tragen, und der Schild mit dem Wappen des Reichs, den viele aufweisen. Wir bringen obenstehend die Bilder einiger charakteristischer Rolandstatuen.

Die Wasserkatastrophe in Tirol (Abb. S. 1630). Großes Unheil hat in den Tiroler Alpen, insbesondere in der Gegend von Meran und Obermais, ein Wolkenbruch angerichtet. Der Wildbach Naif schwoll binnen kurzer Zeit so stark an, daß seinen reißenden Wassermassen nichts Widerstand zu leisten vermochte. Unter andern brachten die Fluten die erst vor zwei Jahren neuverbaute Pension Naifmühle, obwohl sie aus massivem Mauerwerk aufgeführt war, wie ein Kartenhaus zum Zusammenbruch. Leider sind unter den Trümmern auch einige Menschen begraben worden.

Die Lenaufeier in Czadat, dem Geburtsort des Dichters, hat einen schöneren Verlauf genommen, als man ursprünglich angesichts gewisser politischer Agitationen erwartet hatte. Im Mittelpunkt der Feier stand die Grundsteinlegung zu dem Denkmal, das man im nächsten Jahr bereits enthüllen zu können glaubt, nachdem die Sammlungen, die noch nicht abgeschlossen sind, neuerdings einen guten Fortgang genommen haben. So wird also der verewigte Dichter seine Statue erhalten, der sich bisher mit Gedenktafeln (Abb. S. 1632) an seinem Geburtsort in Czadat und seinem Wohnhaus in Heidelberg begnügen mußte.

Das Binger Rochusfest (Abb. S. 1632). Hoch über der Stadt Bingen liegt die Burg Klopp, die einen wundervollen Ausblick auf den Rhein und den Rheingau gestattet. Ueber ihr aber noch thront der Rochusberg mit der Rochuskapelle, die, vor einer Reihe von Jahren durch einen Blitzstrahl zerstört, größer und schöner wieder aufgebaut wurde, als sie vorher gewesen. Hier strömen alljährlich Tausende zusammen, um das Fest des heiligen Rochus zu feiern, ein echtes Volksfest bei dem, wenn den religiösen Pflichten Genüge geschehen ist, die rheinische Gemütlichkeit zu ihrem Recht kommt.

Aus aller Welt. Ein Standbild des heiligen Bernhard (Abb. S. 1629) ist auf dem kleinen St. Bernhard in den Alpen, 2153 Meter über dem Meeresspiegel, von Franzosen und Italienern errichtet worden. Die bronzene Statue erhebt sich auf einem Tuffsteinunterbau, der zur Hälfte auf italienischem und zur Hälfte auf französischem Boden steht. — Als ein neues Zeichen des pietätvollen Gedankens der Deutschen in den Vereinigten Staaten von Amerika an ihr altes Vaterland darf man die Errichtung des deutschen Kriegerdenkmals (Abb. S. 1629) in Philadelphia betrachten, das am 2. September enthüllt werden soll. — Eine große Rolle spielen im militärischen Leben in Rußland die Regimentsfeste, bei denen stets große Dankgottesdienste abgehalten werden. Dem jüngst bei der Jahresfeier des ältesten Preobraschenskyregiments und der Gardeartillerie in Petersburg (Abb. S. 1630) veranstalteten Gottesdienst wohnte mit dem Zaren auch der Großherzog Friedrich Franz IV. von Mecklenburg-Schwerin bei, den wir auf einem anderen Bild (Abb. S. 1662) im Kreis seiner Verwandten in Heiligen-

damm weilend erblicken. — In dem ungarischen Bad Pestyán ist der Kaiserin Elisabeth ein Denkmal gesetzt worden, eine Büste, die der Budapester Bildhauer Jankowics in reinem Marmor ausgeführt hat (Abb. S. 1632). — Die deutsche Anthropologische Gesellschaft, die in Dortmund versammelt war, hat von dort aus eine Exkursion nach Holland unternommen (Abb. S. 1660) und dabei auch dem ethnographischen Reichsmuseum in Leiden einen Besuch abgestattet. Auf unserm Gruppenbild sehen wir unter andern Professor Ranke aus München und den Berliner Anatomen Geheimrat Waldeyer. — Unter den Gästen des Bades Langenschwalbach befanden sich in diesem Sommer auch Damen aus fürstlichen Familien. Häufig konnte man die Fürstin Marie Anna von Schanenburg-Lippe und die Großfürstin Konstantin von Rußland (Abb. S. 1662) in schweizerlicher Eintracht auf der Promenade beisammen sehen. Es sind die beiden ältesten Töchter des Prinzen Moritz von Sachsen-Altenburg. — Aus dem glänzenden Baden-Badener Gesellschaftsleben führen wir eine Aufnahme des Prinzen Gustav Biron von Kurland mit seiner zweiten Gemahlin, der geborenen Marquise Françoise de Jancourt, vor (Abbildung Seite 1662).

Personalien. (Porträts S. 1626, 1629 und 1630). Zur Krönung des Königs von England hatte auch der Kaiser von China den Prinzen Tche-Tchen in Begleitung Liangs entsandt. Während der Prinz in die Heimat zurückkehrte, ist Liang als chinesischer Gesandter anstelle des abberufenen Wu-Ting-fang nach Washington gegangen. — Zum viertenmal innerhalb Jahresfrist hat das belgische Ministerium für



Der Roland zu Bremen.



Der Roland zu Medel (Holstein).

Arbeit und Industrie seinen Leiter gewechselt. Jetzt ist der klerikale Abgeordnete Rechtsanwalt Gustave Francoite aus Lüttich auf den Posten berufen worden. — Graf Lanza di Sulca, der vor kurzer Zeit nach Italien reiste, nun mit dem Ministerium über die Reise König Viktor Emanuels nach Deutschland zu beraten, ist jetzt gerade zehn Jahre Botschafter in Berlin. Er steht im Alter von 65 Jahren. — In der französischen Diplomatie steht ein umfangreicher Personenwechsel bevor. Unter andern soll der Botschafter in Berlin, Marquis de Noailles, durch den bisherigen Gesandten in der Schweiz Bihourd ersetzt werden. Bihourd hat sich seiner Zeit als Präfekt in Nancy um die Regelung der Schnäbele-Affaire verdient gemacht. — Zum Dompropst in Bamberg wurde Dr. Keller, bisher Dompropst in Augsburg, ernannt. Dr. Keller, der am 20. Oktober 1831 in Herzogenaurach geboren wurde, hat früher schon als Domkapitular und Dompfarrer viele Jahre in Bamberg gewirkt. — Anstelle des aus dem aktiven Dienst geschiedenen Admirals von Diederichs ist der Vizeadmiral Büchsel, bisher Leiter des Marinedepartements im Reichsmarineamt, zum Chef des Admiralstabs ernannt worden. Büchsel, der am 12. April 1848 in Stralsund geboren wurde, ist in weiteren Kreisen durch die von ihm ausgeführte Befestigung von Kiautschau bekannt geworden. — Den achtzigsten Geburtstag feierte in Bad Liebenburg der Senior der Leipziger Universität Geheimrat Professor Dr. Fricke. den dreiundachtzigsten in Baden bei Wien der Dichter und Forscher Hermann Rollet.

N

Berühmte Cote (Poiträs S. 1624, 1629 u. 1630). In dem Hotel am Moserboden starb, 45 Jahre alt, der bekannte Alpinist Heinrich Schwaiger, der sich um die Touristik durch Herstellung vorzüglichster Ausrüstungsgegenstände die größten Verdienste erworben hat. Ein führender Bergsteiger, der manchen Gipfel zuerst erklimmen, war er auch litterarisch thätig; er verfaßte mehrere Spezialführer durch die ihm besonders vertrauten Alpengegenden. — Auf seinem Gut Strzalkowo in Russisch-Polen ist im Alter von fast 60 Jahren Heinrich Siemiradzki gestorben, dessen effektvolle Gemälde auf zahlreichen Ausstellungen Aufsehen erregt haben. — Einem Schlaganfall erlag in Prag der Generalgroßmeister des ritterlichen Kreuzhennordens Dr. Wenzel Horak. Der Vereingte war Mitglied des österreichischen Herrenhauses und des böhmischen Landtags. — An Altersschwäche starb in Newyork Franz Sigel, einer der Führer des badiischen Aufstands im Jahr 1849 und später General im amerikanischen Bürgerkrieg. Er hat ein Alter von 78 Jahren erreicht. — Oberst von Ziegler, der Kommandeur der Kriegsschule zu Potsdam, ist, nachdem er sich kaum von den Folgen eines im vorigen Jahr bei einem Manöver in Holland erlittenen Automobilunfalls völlig erholt hatte, nach kurzem Krankenlager an einer Blinddarmentzündung gestorben. — In Bremen starb im hohen Alter von beinahe achtzig Jahren Otto Gildemeister, der dreimal ein Lustum hindurch als Bürgermeister an der Spitze der Hansestadt gestanden hat. In ihm ist ein vielseitig begabter Mensch dahingegangen, der den Fragen des Alltagslebens das gleiche Verständnis entgegenbrachte, wie den Idealen der Kunst. Er war ein glänzender Journalist und feiner Kenner der Litteratur. Seine absolute Beherrschung verschiedener Sprachen bei ungewöhnlichem formalem Geschick ermöglichte es ihm, musterhafte Uebersetzungen fremder Dichter zu schaffen.



Ein Königsroman.

Die romantische Persönlichkeit des Bayernkönigs Ludwig II. übt noch immer einen seltsam zwingenden Zauber aus. Sein geheimnisumwobener Tod in den Fluten des Starnberger Sees hat ihn erst wahrhaft lebendig im Volk gemacht. Der Staub und Klatzch, den einst die langhin wallende Purpurschleppe seines Königsmantels aufwirbelte, ist verflohen, noch

reiner und klarer erscheint nun sein königliches Dasein der Nachwelt. In den tieferen Schichten der bayrischen Bevölkerung, in weltabgelegenen Scen- und Köhlerhütten begegnet man selbst dem Glauben, daß er überhaupt nicht gestorben sei, sondern irgendwo in Fremde und Verbannung gefangen gehalten werde. Und heimlich geht die Hoffnung um, daß er eines Tags in Glanz und Größe wiederkehren werde. Der Heiligenschein der Legende umstrahlt die blasse Trümersäule des unglücklichen Bayernkönigs.

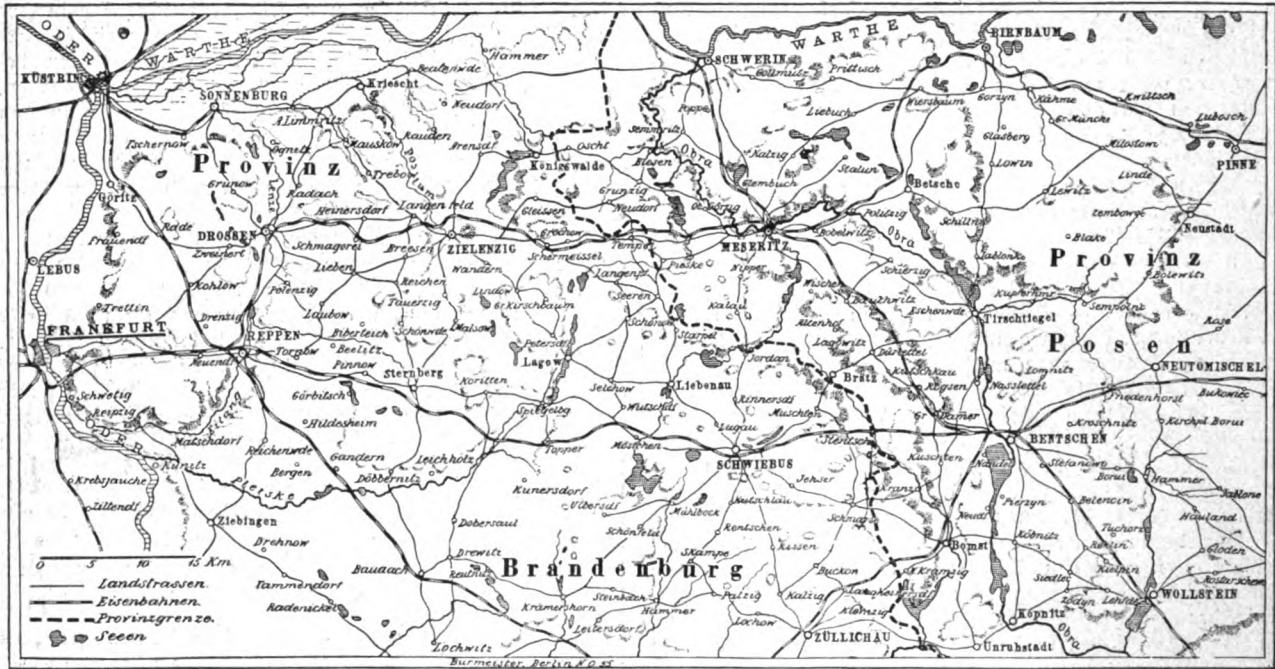
Aber auch freiere und aufgeklärtere Geister zwingt die eigenartige Erscheinung König Ludwigs immer wieder in ihren Bann. Man kommt nicht von ihm los — man hat das Gefühl, daß in ihm einer stolzen und einsamen Seele von einer kleinen, niedrigen Alltagswelt bitteres Unrecht geschehen sei. Die Irrenärzte haben seinen Geist für krank erklärt und glauben damit eine endgiltige Deutung all seiner Absonderlichkeiten gegeben zu haben. Aber was heißt krank in geistigen Dingen — offenbart nicht vielleicht gerade ein sogenannt „kranker“ Geist, der von keiner menschlich-platten Vernunft mehr eingeengt ist. Die letzten und tiefsten Geheimnisse der göttlichen Seele? Die letzte Lösung des Seelenrätsels, das sich hinter dem tragischen Geschick des Bayernkönigs verbirgt, ist für viele noch nicht gefunden, und stets lockt es Denker und Dichter, den einsamen Traumwegen dieses Lebens nachzugehen.

Michael Georg Conrad, der Münchner Dichter, der einst seine temperamentvolle Kampfnatur für die revolutionäre naturalistische Litteratur einsetzte, widmet seinen neuen Roman „Majestät“ dem Schicksal des Romantikers auf Bayerns Königsthron (Berlin, Verlag von Otto Janke). „Ein Märtyrer der Majestät in Sonnenhöhen, eine gequälte Seele im Rausch des Ideals, ein Stern, verschlungen von der Zeiten Unrast und Gemeingewöhnlichkeit“ — mit diesen Prunkworten schmückt er seinen Helden in der Einleitung. Und in dem gleichen pomphaften Stil, der das ganze Buch einkleidet und an glücklichen Stellen wie der schwere Faltenwurf eines Purpurmantels wirkt, fährt er fort: „Unverwelklicher Ruhm umblüht seinen Namen. Denn es ist der Name eines Siegers. Mit seinem leiblichen Tod ist er eingetreten in den Strahlenreigen der Weltüberwinder. Immerdar wird sein Geist wiederkehren, Verheißung und Siegel der triumphierenden Schönheit. Gedelt und selig gesprochen durch ihn sind alle höheren Menschen, die auf Erden leiden. Jedem Mut zum Ungewöhnlichen giebt er die Weihe. Seht, schon beginnt der Dornenkranz, der seine Krone umfließt, sich mit Rosen zu schmücken!“

In Michael Georg Conrads Auffassung ist König Ludwig ein Leuzkönig voll Schönheit und Kraft, eine große, lodernde Sonnenseele, die aus ihrem unerschöpflichen Reichtum Licht und Freude über die Menschen ausgießen will. Ungeheure Träume der Welterlösung und Weltbeglückung durch die Kunst träumt er, ein wahrhaft königlicher Mensch, dessen Majestät wie eine reine Feuerwolke über dem Land schweben soll, eine Offenbarung und eine Botschaft des Heils. Aber er hat dabei nicht den rücksichtslosen Willen des Welteroberers, der Menschen und Massen zu zähmen weiß; als der deutsch-französische Krieg sein Heer zu den Waffen ruft, bleibt er daheim in seinen Märchenschlössern sitzen. Seine Traumseele ist fein und überzart und zuckt aufs schmerzlichste zusammen bei jedem Widerstand der Außenwelt, statt sich in Trost und Thatkraft aufzurichten. So müssen seine himmelstürmenden Königsphantasien schließlich an der Wirklichkeit zerfallen, und die ihres irdischen Purpurs gewaltsam entkleidete Majestät — der „kranke“ Geist — wirft in einer letzten höchsten Befreiungsthat eigentherlich das Leben von sich. Als ein Sieger geht der entthronte König in den Tod und zerbricht alle Fesseln und gewinnt im Sterben Freiheit und Schönheit wieder . . .

Michael Georg Conrads Roman zeichnet sich wohl durch Größe der Auffassung und Anschauung aus, aber im eigentlichen Wesen ist er wirklichkeitsfremd, und läßt warmes überzeugendes Leben vermissen. Die romantische Persönlichkeit des Helden hat auch den Dichter zum Romantiker gemacht.

Paul Bremer.



Karte des Kaisermanövergebiets.

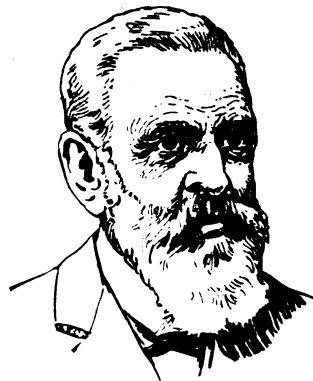
Kaisermanöver.

Wie im vorigen Jahr, werden sich die bevorstehenden Kaisermanöver auch diesmal im Osten des Reichs und in Gebieten abspielen, die im Ernstfall in allererster Linie für den Kriegsschauplatz in Frage kommen würden. Dadurch gewinnen die Friedensübungen wiederum ganz besonderes Interesse, und es ist wohl mehr als eine Höflichkeitsbezeugung darin zu erblicken daß der Kaiser eine Reihe russischer Offiziere zu den Manövern eingeladen hat, die am Dienstag, den 2. September, mit der Kaiserparade über das V. Armeekorps bei Posen beginnen werden. Am Tag darauf setzen sich das V. Korps und die mit ihm vereinigten Teile des VI. Armeekorps in Kr egsmärschen nach Westen in Bewegung, während das gegnerische III. Korps und die auf seiner Seite fechtenden Gardetruppen sich erst am Freitag bei Frankfurt a. O. zur Kaiserparade versammeln werden. Da die eigentlichen Übungen aber bereits mit Anfang der zweiten Septemberwoche beginnen sollen, ist anzunehmen, daß das erste Zusammentreffen nicht weit von der Grenze der Provinz Brandenburg und Posen stattfinden wird. Wie aus der obigen Kartenskizze ersichtlich ist, liegt das in Frage kommende Gelände im Gebiet der Warthe und ihrer südlichen Zuflüsse, von denen namentlich die Obra in den beiderseitigen Bewegungen eine wichtige Rolle spielen dürfte. Bemerkenswert ist noch, daß im Verlauf der diesjährigen Kaisermanöver zum erstenmal der sogenannte Burenangriff in unserer Armee erprobt werden soll. Man darf gespannt darauf sein, wie die aus dem Burenkrieg gezogenen Lehren sich auf unsere Verhältnisse anwenden lassen und bewähren werden.



- Charles Chincholle, bekannter Mitarbeiter des „Figaro“, † in Paris.
- Benjamin Crombez, Philanthrop, † in Brüssel.
- französischer General Demassien, † zu Martigny-les-Bains.
- Dunant, Konservator des archäologischen Museums in Genf, † am 21. August durch Abjurz vom Mont-Pleureur.

- Egger, württembergischer Landtagsabgeordneter, † im Alter von 72 Jahren.
- Otto Gildemeister, früherer Bürgermeister von Bremen und berühmter Uebersetzer, † am 26. August in Bremen im Alter von 78 Jahren (Porträt untenstehend).
- Generalmajor z. D. Goldschmidt, † zu Schreiberhau im Alter von 66 Jahren.
- Pastor Rudolf Haack, der erste preußische Marineprediger, † zu Greifswald im Alter von 78 Jahren.
- Graf Ludwig Herberstein, Mitglied des mährischen Landtags, † in Berlin.
- Dr. Wenzel Hora, General und Großmeister des Kreuzherrnordens, † am 20. August zu Prag im Alter von 57 Jahren (Porträt S. 1629).



Otto Gildemeister †

- Landtagsabgeordneter von Mendel-Steinfels, † auf einer Reise in Bayern.
- Oberstleutnant z. D. Krug v. Nidda, einer der Führer der „Berliner Bewegung“ in den achtziger Jahren, † am 23. August.
- Ultert Schirmer, früherer Direktor des Mainzer Stadttheaters, † zu Wiesbaden.
- Maler Professor Albert Schwendy, † am 17. August zu Dessau, 81 Jahre alt.
- Heinrich Siemiradzki, bekannter polnischer Maler, † am 23. August zu Strzalkowo in Polen (Porträt S. 1629).
- Franz Sigel, einer der Führer im badischen Aufstand vom Jahr 1849 und General im amerikanischen Bürgerkrieg, † im 78. Lebensjahr (Porträt S. 1629).
- Teresa Stolz, Verdis Freundin und Pflegerin, einstige Primadonna, † in Mailand, 72 Jahre alt.
- Maler Gustav Wertheimer, ein geborener Wiener, † am 24. August in Paris.
- Oberst v. Ziegler, Kommandeur der Kriegsschule zu Potsdam, † am 22. August zu Potsdam (Porträt S. 1630).

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



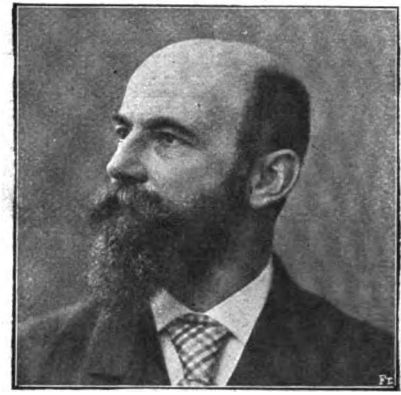
Zum Besuch des Königs von Italien in Berlin.
Neueste photographische Aufnahme Königs Viktor Emanuel III.



Liang,
der neue chinesische Gesandte in Washington.



Herzogin Margarete Sophie
von Württemberg †



Gustave Francotte,
der neue belgische Arbeitsminister.



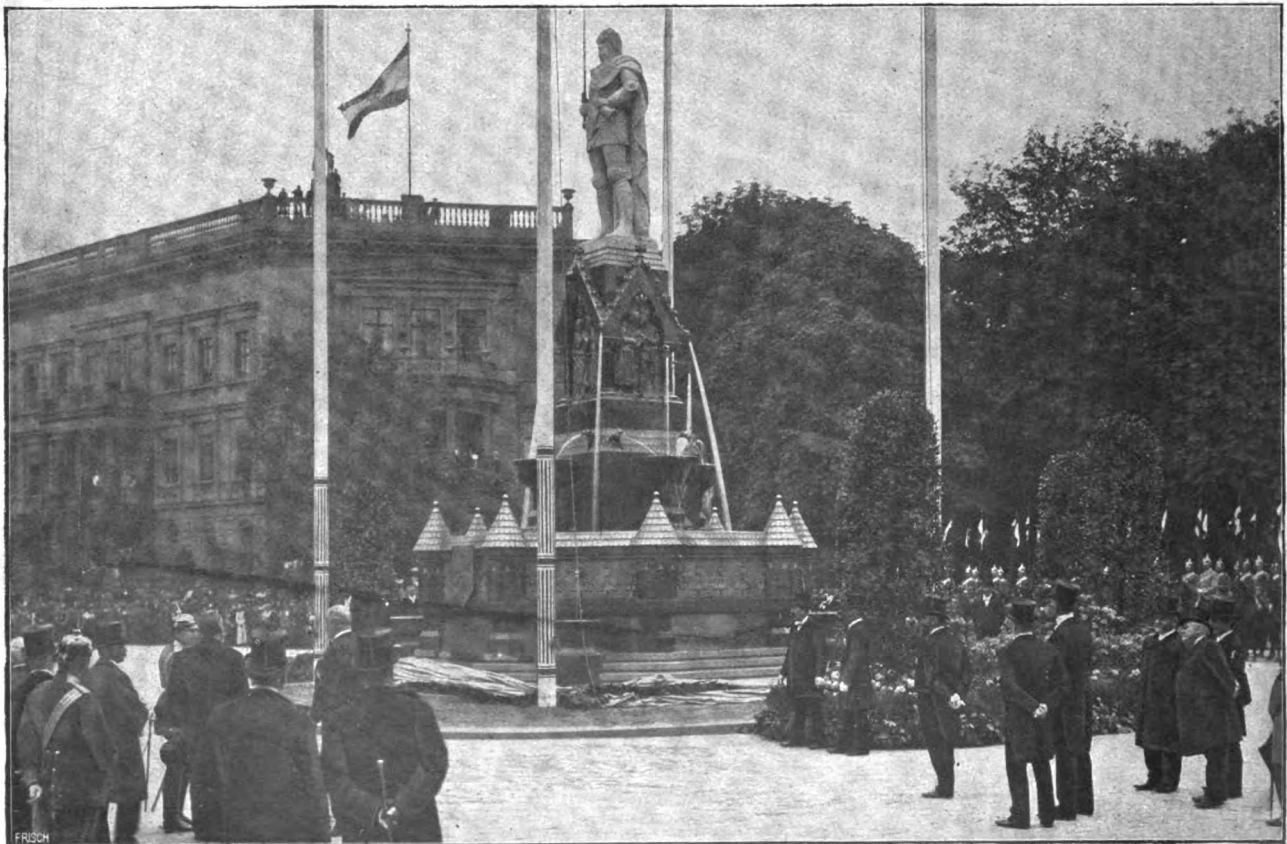
Graf Lanza di Busca,
italienischer Botschafter in Berlin.



Prinz Tche-Tchen,
Gesandter Chinas zur englischen Krönung.
Chusseau-Flaviens phot.



M. Bihourd,
französischer Botschafter in Bern, für den
Berliner Botschaftsposten in Aussicht genommen



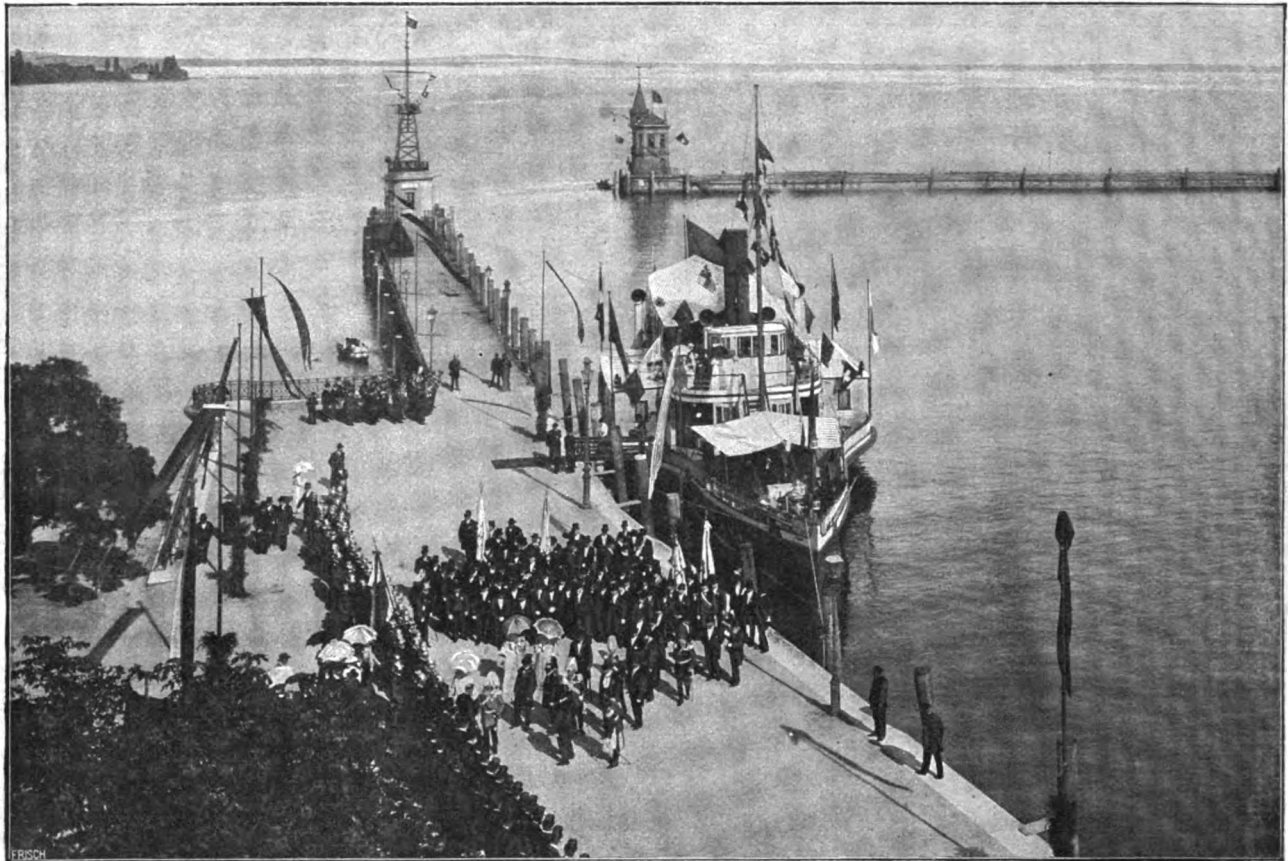
Die Enthüllung des Rolandbrunnens zu Berlin in Gegenwart Kaiser Wilhelms.
Zander & Labisch phot.



Delarey. Botha. De Wet.

Die Burengenerale in Holland.

Die Generale De Wet, Botha und Delarey verlassen die Villa Norma in Scheveningen nach ihrem Besuch bei Expräsident Stoljn.
Strauch phot.



Das badische Grossherzogpaar in Konstanz: Ansprache des Oberbürgermeisters Weber.
Hofphot. Alfred Wolf phot.



1. Der Schah. 2. König Eduard. 3. Königin Alexandra. 4. Prinz von Wales. 5. Prinzessin von Wales.

Der Schah im Kreise der englischen Königsfamilie.

Russell Sons, Southsea, phot.



Heinrich Schwaiger,
bekannter Alpinist †



Heinrich Siemitzki,
hervorragender Maler †



Dompropst Franz S. Keller-Lugsburg,
zum Dompropst in Bamberg ernannt.



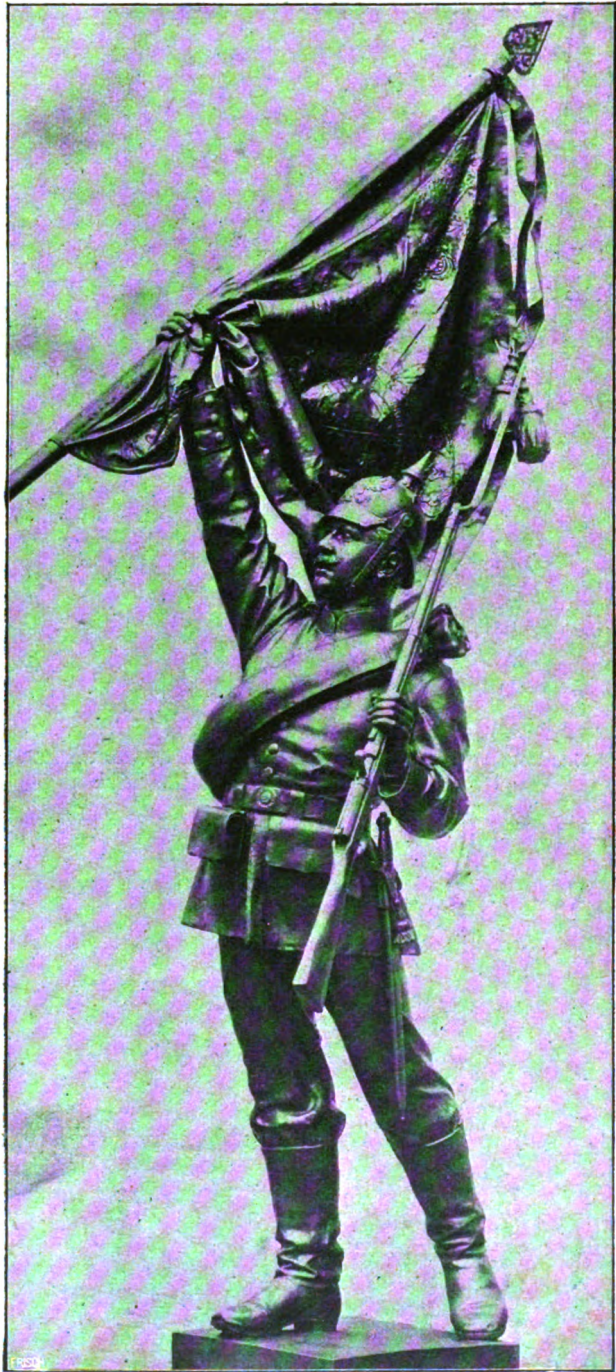
Großmeister d. Kreuzherznordens
Dr. W. Horal-Prag †



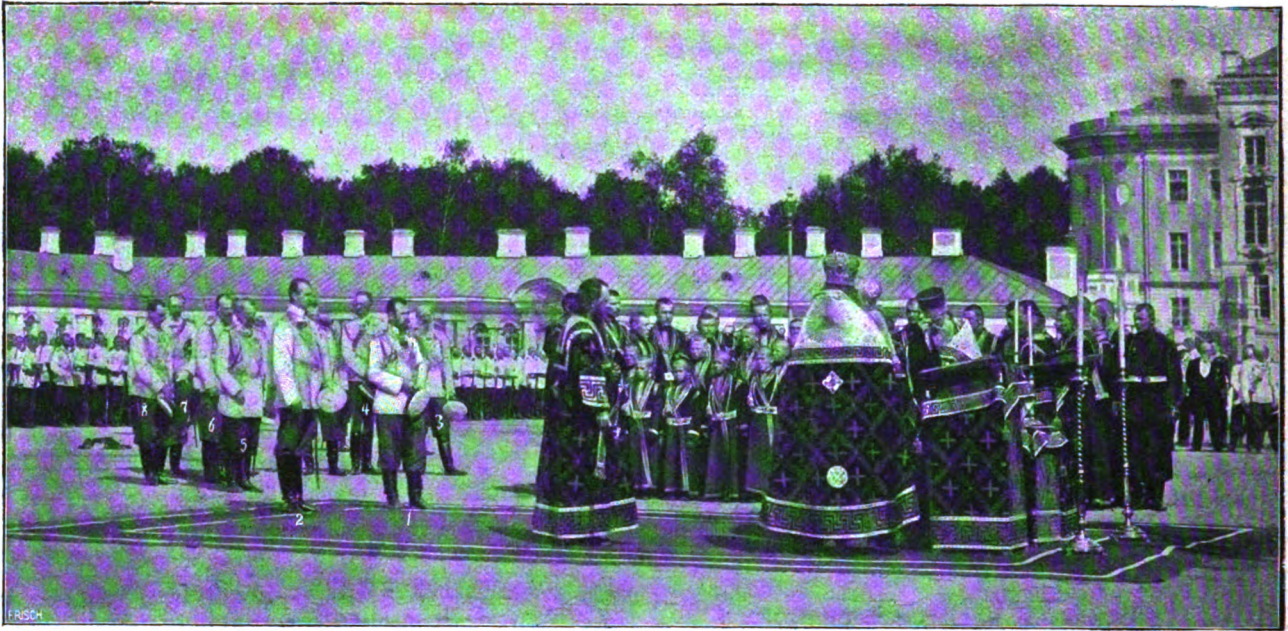
Franz Sigel, General
im amerikanischen Bürgerkrieg †



Das St. Bernhardsstandbild
auf dem Kleinen St. Bernhardsberg.
Stengel & Co. phot.



Das am 2. Sept. zur Enthüllung gelangende deutsche Kriegerdenkmal
in Philadelphia.
Modelliert von Albert Moritz Wolff.



1. Zar. 2. Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. 3. Großfürst Michael Nikolajewitsch. 4. Großfürst Nikolai Nikolajewitsch. 5. Großfürst Wladimir Alexandrowitsch. 6. Großfürst Alexei Alexandrowitsch. 7. Großfürst Sergei Michailowitsch. 8. Prinz Peter von Oldenburg.
Aus dem russischen Militärleben: Der Dankgottesdienst zur Jahresfeier des ältesten Preobraschenskyregiments und der Gardeartillerie.
 C. O. Bulla phot.



Oberst v. Ziegler,
 Kommandeur der Kriegsschule zu
 Potsdam †



Vizeadmiral Bäckfel,
 wurde zum Chef des Admiralsstabs
 ernannt.



Geh. Rat Prof. Friede-Leipzig,
 feierte seinen 80. Geburtstag.



Dr. Hermann Rollet,
 Dichter und Forscher,
 feierte seinen 83. Geburtstag.

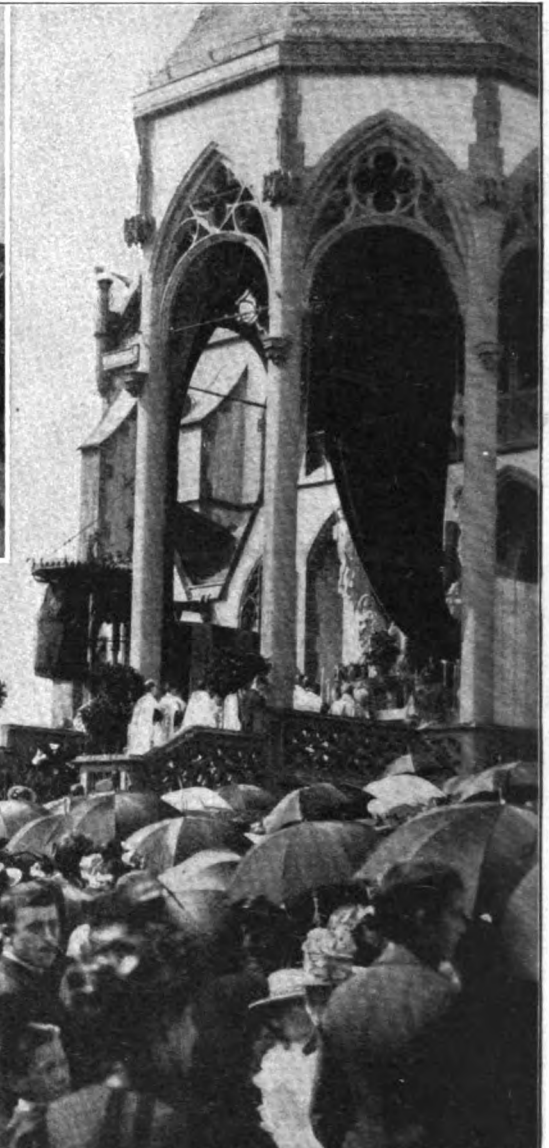


Die Wasserkatastrophe in Tirol: Trümmer der durch den Ausbruch der Naif bei Meran zerstörten Villa „Naifmühle“.
 v. Perdhämmer phot



1. Feld phot.

1. Gruppe des Gartenbaus. 2. Gruppe des Königs Heinrich I.
Der historische Festzug in Erfurt zur Feier der hundertjährigen Zugehörigkeit der Stadt zu Preussen.



1. Die Statue des St. Rochus in der Prozession. 2. Die Messe im Außenchor. 3. Würfelverkauf.

Hilsdorf phot.

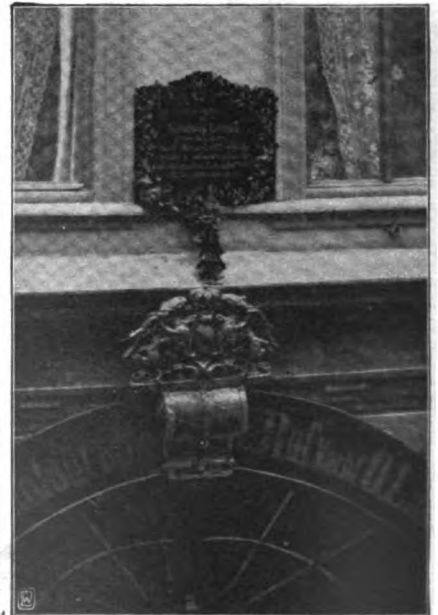
Vom St. Rochusfest zu Bingen.



Don der Kenaufel:
Die Gedenktafel am Geburtshaus zu Czadat.



Das Kaiserin Elisabethdenkmal
in Bad Püßtan.



Don der Kenaufel:
Die neue Gedenktafel am Wohnhaus Kenaus zu Heidelberg.

Gwendolin.

Roman von
August Niemann.

I. Fortsetzung.



Im Garten hinter dem Hause, neben dem viereckigen Hof mit den schönen Pferden war eine Laube, die in schwierigen Lebenslagen Gwendolins Zuflucht bildete. Hierhin floh sie, sank auf die Holzbank nieder und stützte das Gesicht in die Hände. Lange saß sie so und lauschte der Stimme des Frühlings, die ihren Seelensturm beschwichtigen sollte.

Sie suchte sich mit Gewalt in ruhiges Nachdenken zu vertiefen, sie rief alle Nervenkräfte auf, ihr Fieber zu besänftigen, aber es half nichts: immer wieder starrte sie, indem sie die Hände sinken ließ, in das wirkliche, traumlose Leben hinein und sagte sich: du mußt dich entscheiden.

Zwei Wege: der eine war der des Stolzes und der Armut. Sie konnte auf den Baron verzichten. Aber wie wurden die späteren Tage nach diesem ersten Tag des Stolzes? Abhängig von der Gnade der Tanten und Onkel? Entsetzlich!

Der zweite Weg war der der Demut, der Falschheit und des Reichtums. Sie konnte mit bescheiden gesenkten Augen zurückkehren und der Tante Bertha sagen: du meinst es gut, du bist so klug. Sprich mit Baron Sirks, ich nehme seinen Antrag an, richte du alles nach deinem besten Ermessen ein.

Dann war Freude und Jubel, dann kamen Diamanten und Gold, dann konnten sogar die Pferde bleiben und nach Schloß Sickingen übersiedeln. Aber — aber — noch entsetzlicher als die Abhängigkeit von den Verwandten war die Abhängigkeit von diesem Mann und eine beständige lächelnde Lüge, um ihn und sich selbst zu täuschen.

Noch einen Platz gab es, wo sie Frieden fand: den Friedhof, das Grab ihres Vaters. Sie brach einen Zweig von dem Jasmin, der die Laube umrankte, schritt durch den Garten, brach noch einen Zweig von einem blühenden Kirschbaum und ging über die Wiese, wo sie vor wenigen Tagen noch im Glück dahingaloppiert war, dem Friedhof zu. Ein Heckengang führte von dem Feldweg aus zu der Stätte der Toten, und während sie dahinschritt, hörte sie von der Vorstadt Leimbach her die Glocken läuten, die ein Begräbnis anzeigten. Der Ton klang ihr so anziehend, daß sie wünschte, er erklänge für sie selbst.

Sie erreichte das Grab ihres Vaters. Es war mit Rasen belegt worden, und auf dem frischen Hügel lagen die verwelkten Kränze. Gwendolin legte ihre Zweige hinzu, und erleichternde Thränen entströmten ihr. Sie lehnte sich an den Stamm einer nahen Esche und verhüllte die Augen mit dem Taschentuch.

Da hörte sie die Schritte vieler Menschen auf dem Kies des Weges knirschen, und als sie sich umwandte, erblickte sie einen Leichenzug.

Voran ging ein wunderlicher kleiner Mann in einem altmodischen, hochschultrigen, schwarzen Rock mit einem altmodischen, schwarzen Zylinderhut, der schon einen graurötlichen Schein angenommen hatte. Er trug in der einen Hand einen langen, schwarzen Stock mit Florbändern, in der andern eine Zitrone. Er ging schneller als die andern, und wenn er dem Zug ungefähr zwanzig Schritte weit vorausstolz war, dann schwenkte er mit einer feierlichen Bewegung sein Florfährnchen hoch, senkte es wieder, pflanzte sich, feierlich die Zitrone an die Nase führend, auf dem Weg auf, bis der Zug nachgekommen war, und ging dann mit geschwungenem Fährnchen weiter.

Dem Sarg voran schritt der Pfarrer, ein junger Mann mit ernsten, geduldigen Mienen. Der Sarg wurde von sechs Männern auf der Schulter getragen, und die Männer hielten Zitronen in den Händen. Unter den Leidtragenden, die singend dem Sarg folgten, bemerkte Gwendolin in der ersten Reihe ein bekanntes Gesicht: ein junges Mädchen, mit dem sie vor ihrer Konfirmation in derselben Schulklasse gewesen und mit dem zusammen sie dann konfirmiert worden war: Grete Mormann.

Der Leichenzug hielt, und die Beerdigung ging vor sich. Gwendolin stand nahe genug, um von der Predigt des Pfarrers die lauter gesprochenen Worte verstehen zu können. Sie verglich die Einfachheit dieser Feier mit dem kriegerischen Gepränge, das bei der Beerdigung ihres Vaters entfaltet worden war. Hier das alte Männchen mit der Florfahne, dort der Donner der Feuerwaffen und das Funkeln der Helme und Säbel. Aber nachher war alles eins

Der kleine Mann hatte seine Fahne in das aufgeworfene Erdreich gesteckt. Scharf hoben sich alle Umrisse der Scene in der klaren, blauen Luft ab. Als der Pfarrer geendet hatte, wurden die ersten Schollen hinabgeworfen und polterten als ein letzter Gruß auf den Sargdeckel. Jetzt zerstreute sich das Gefolge, und Grete schritt langsam mit einer alten Frau vom Grab zurück, als Gwendolin, von inniger Teilnahme erfaßt, unter der Esche hervortrat. Sie gab Grete die Hand, sprach thränenden Blickes einige Worte, umarmte die Schulfreundin und küßte sie.

Grete war sichtlich überrascht. Sie sah Gwendolin verwundert an, trat dann einen Schritt zurück und machte einen tiefen Knix.

„Um wen trauerst du?“ fragte Gwendolin.

„Um meinen Vater,“ antwortete Grete. „Aber Sie sind auch in Trauer, gnädigste Komtesse. Um wen . . .“

„Ich nenne dich doch du,“ unterbrach Gwendolin. „Bist du nicht mehr meine Freundin?“

„O, wenn die gnädigste Komtesse erlauben — um wen trauerst du denn?“

„Auch um meinen Vater. Wußtest du das nicht?“

„Ich bin gestern erst von Berlin gekommen und habe nichts davon erfahren.“

Die Begleiterin war weitergegangen, und die beiden jungen Mädchen waren allein geblieben.

„Du hast keinen Hut auf?“ fragte Grete, die in ihrer Verlegenheit nicht wußte, was sie sagen sollte.

„Ach, es ist wahr. Ich ging aus dem Garten und habe nicht daran gedacht. Ach Grete, wie unglücklich sind wir doch ohne Vater. Lebt denn deine Mutter noch?“

„Nein, sie ist schon seit drei Jahren tot.“

„Und warum bist du nicht bei deinem Vater geblieben?“

„Wir sind arm. Ich wollte verdienen. In Berlin verdiene ich Geld.“

„Womit denn? Wie machst du es, um Geld zu verdienen?“ fragte Gwendolin eifrig.

„Ich bin Verkäuferin in einem Konfektionsgeschäft, und weil ich eine gute Figur habe, diene ich auch als Probiermamsell. Ich ziehe die fertigen Kostüme und Mäntel an, und die Käufer denken dann, weil sie mir gut passen, sie müßten ihnen auch gut stehen.“

„So, so? Und damit verdienst du genug Geld, um angenehm leben zu können?“

„Angenehm? Nun, sehr angenehm kann man von dem Geld, das man verdient, gerade nicht leben. Aber ich wohne billig bei einer Frau, die mir auch Kost giebt, und ich komme aus.“

Gwendolin fragte sich, ob ihre eigene Figur auch wohl gut genug zur Probiermamsell wäre, aber diese Vorstellung verschwand bald wieder. Das war nur ein Spiel der erregten Einbildungskraft gewesen. Dagegen dachte sie ernstlich darüber nach, ob sich nicht ein anderer Weg fände, in Berlin selbstständig zu leben, wenn sie mit Grete zusammen dorthin ginge.

„Grete,“ fragte sie, sich an diesen Gedanken, wie an ein Rettungsseil anklammernd, „Grete, kann ich dich nicht heute abend oder morgen früh allein sprechen?“

„Aber gern,“ sagte diese. „Du müßtest indessen zu Küster Mormann kommen, bei dem ich wohne. Du kennst doch das kleine Haus gegenüber der großen Kirchthür? Im Oberstock wohnte mein Vater zuletzt, und nun, da er tot ist, hat mich Tante Mormann heruntergeholt. Wenn es dir jedoch lieber ist, so komme ich auch zu dir.“

„Nein, ich werde dich aufsuchen.“

Während die beiden Schulfreundinnen etwas abseits auf einem Seitenweg standen, gingen die Leute, die Gretens Vater das letzte Geleit gegeben hatten, erstaunt an der kleinen Gruppe vorbei.

„Jesses, des Generals Fräulein mit Mormanns Grete — ja — ja, der Tod führt Arm und Reich zusammen!“

Auch Küster Mormann verlangsamte seine Schritte, als er seine Nichte mit Gwendolin zusammen sah. Er war, ehe er den Friedhof verließ, noch ein wenig zwischen den Gräberreihen einhergegangen. Das war so seine Gewohnheit. Dann hielt er in Gedanken Zwi-

sprache mit denen da unten in der Erde Schoß und freute sich, daß er alleweil noch im Licht und in der Sonne wandelte, daß er noch nicht hinuntergestiegen war unter die blühende Erde.

Grete drehte sich nach dem Alten um und sagte erklärend: „Onkel Mormann, das gnädige Fräulein hat mir erzählt, wie sie gleiches Leid mit mir erlebt hat. Sie will mich morgen aufsuchen, sie will mich Verschiedenes fragen.“

Herr Mormann trat näher und zog seinen altmodischen Zylinderhut.

„Gehorsamer Diener. Komteß werden ein gern gesehener Gast sein. Das Unglück bringt die Leute zusammen — wer hätte das gedacht! Aber da kommt dein Vetter, Grete — Komteß, das ist mein Sohn Lucian Mormann, der neue Pfarrer von Lenzbach.“

Gwendolin sah in die ernstesten Mienen des Pfarrers: Ein merkwürdig forschender, fragender Blick begegnete ihr. Sie war so gewandt, so fertig in allen Formen, und doch, diesem Mann gegenüber fand sie nicht gleich das rechte Wort. Der Gruß, mit dem sie des Pfarrers Verbeugung erwiderte, fiel darum etwas scheu und verlegen aus. Und Lucian Mormann, der die Komteß nur zu Pferde und mit einer glänzenden Suite kannte oder wohl auch dann und wann ihr vornehmes Antlitz von weitem in der Kirche gesehen hatte, wenn er den alten Pfarrer von Lenzbach vertrat, wußte nicht recht, was dies alles zu bedeuten habe. Seine ernstesten, fragenden Augen zwangen Gwendolin unwillkürlich zum Reden. Sie erklärte ihm, daß sie Rat nötig habe und darum zu Grete kommen wolle.

Lucian Mormann war kein Mann von vielen Worten. Ganz im Gegensatz zu seinem beweglichen Vater, der mit altmodischer Höflichkeit alle seine Reden und Komplimente sehr wortreich gestaltete, zeigte er ein ruhiges, gehaltenes Auftreten. Er war nicht ein verschüchterter Dorfpastor, linksich und unbeholfen, nein, er besaß die feinen Manieren eines wohlherzogenen Weltmannes. Vater Mormann hatte es sich etwas kosten lassen. Sein Sohn hatte dank seiner Fürsorge eine freie, glückliche Jugendzeit verleben dürfen und sich nicht ängstlich durch die Semester hindurchzudrücken brauchen. Er hatte an der Hand geistig hochstehender Lehrer einen Werdegang durchgemacht, der alle seinen schönen Anlagen harmonisch entwickelte und ihm ein Maß von Freiheit gestattete, das ihm zum großen Vorteil gereichte. Gwendolin empfand diesen Zauber seiner Persönlichkeit, ohne zu wissen, woher er kam.

Als sie am Stadthor angelangt waren, verabschiedete sich Gwendolin von ihrer wiedergefundenen Freundin mit einem herzlichen Händedruck und dem Versprechen, morgen in das Küsterhaus zu kommen.

Sie bog in einen Seitenweg ein, um nicht die Unglücksstelle überschreiten zu müssen, die zum Wendepunkt ihres Daseins geworden war.

Vor dem Haus begegnete sie Tante Bertha. Mit fliegenden Haubenbändern und zum Himmel gewandten Augen, voll geladen mit Vormürfen und aufgeregter, kam die Tante auf Gwendolin zu.

„Ich war auf dem Friedhof,“ antwortete Gwendolin gelassen, „ich habe mir überlegt, was ihr mir vorgeschlagen und mitgeteilt über meine Verhältnisse.“

„Nun, und nicht wahr, du bist zur Vernunft gekommen — du wirfst den Antrag —“

„Liebe Tante, ich möchte meine Absichten dem Onkel, als meinem Vormund und dem Ältesten der Familie, mitteilen, allein, heute abend noch; denn ich möchte das, was ich thun will, bald thun.“

Wenige Minuten später stand sie dem Onkel in ihres Vaters Zimmer gegenüber.

Gwendolin begann ruhig und bestimmt: „Ich möchte dich bitten, mir mein kleines Erbteil so anzulegen, daß ich es jederzeit ratenweise abheben kann. Ich habe die feste Absicht, mir mit diesem Geld eine Existenz zu gründen. Ich werde keinem von euch zur Last fallen — darauf kannst du dich verlassen. Keinem! Aber ich werde weder den Baron heiraten, noch werde ich in ein Stift gehen, ich will meines Unglücks Meister ganz allein sein — vielleicht werde ich meines Glückes Schmied —.“ Ein stolzes Lächeln flog bei diesen Worten über ihr bleiches Antlitz.

Der Major hatte wortreiche Entgegnungen genug zur Hand, aber sie glitten alle an Gwendolin wirkungslos ab. Sie unterbrach ihn gar nicht einmal, widerlegte ihn auch nicht, sondern blieb ganz ruhig bei ihrem gefaßten Entschluß. Schließlich unterbrach der Major selbst seine eindringlichen Reden und ging.

Der Landgerichtsrat war noch der einzige, der Gwendolins Entschluß eine annehmbare Seite abzugewinnen suchte. Das führte von allen Seiten einen Sturm der Entrüstung herbei.

„Selbständige Frauen!“ rief die Frau des Majors. „Mein Gott, das kennt man ja, was dabei herauskommt! Na, ich danke, ich wasche meine Hände in Unschuld!“

„Aber zwingen können wir sie doch nicht, den Baron zu nehmen,“ warf der Landgerichtsrat ein; „sie liebt ihn nicht, und wie das Mädel nun mal veranlagt ist —“

„Liebt ihn nicht! Liebt ihn nicht!“ rief die Stiftsdame. „Carifari — Liebe — das kommt bei der modernen Erziehung heraus. Früher in der guten, alten Zeit —“ aber nun brach sie mit einem Mal ab, denn sie war dem spöttischen Blick ihrer Schwägerin begegnet.

„Es ist an der Sache nichts zu ändern,“ sagte der Major.

„Bitten wir Gott, daß er sie vor dem Straucheln bewahrt,“ rief Tante Bertha.

Zu diesem Resultat waren Gwendolins Verwandte während eines guten Abendbrotes gekommen, des letzten, das sie unter dem Dache des verunglückten Grafen einnahmen. Sie tranken dazu mit Verständnis die guten Weine und beklagten die Mißgriffe und die Verschwendungssucht des Toten

Gwendolin saß indessen allein in ihrem Zimmer und schaute auf die mondbeglänzten Wiesen hinaus. Im Schatten jener alten Linden, die die Kirche umgaben, stand das alte Küstlerhaus, mit seinem altmodischen Garten davor. Der Lattenzaun war grün vom Alter, und zu jeder Jahreszeit nickten andere Blumen herüber.

Winden und duftende Wiesen im Sommer, und im Herbst buntfarbige Malven und Georginen. An den kleinen Fenstern des alten Siebelhauses waren stets blendendweiße Mullgardinen angebracht und die alte Frau Mormann, die sonntags in einem schwarzen Seidenkleid auf der Bank vor der Thür saß, hatte ihr manchmal, wenn sie, die Blumen bewundernd, vorüberging, einen Strauß geschenkt, ihr und dem Vater, der eine so hinreißende Art hatte, mit Geringeren zu verkehren.

Und morgen würde sie wieder an dem Staketenzaun des Küstergartens von Lenzbach stehen, aber als eine Bittende, eine Bettlerin. Sie schloß die Augen und lehnte den Kopf zurück in die Polster des bequemen Sessels und stöhnte leise. Sie rang verzweiflungsvoll die schlanken Hände, aber dann sprang sie auf, strich das wirre Haar zurück und trat vor das Bild ihres Vaters, das über ihrem Schreibtisch hing. Sie schaute lange und ernst auf das strahlende Männergesicht. Sie sprach kein Wort, aber sie gelobte sich im stillen Mut und Unverzagtheit: „Ich nehme das Hindernis, und wenn es das Leben kostet,“ dachte sie.

Am andern Morgen reisten die zärtlichen Verwandten ab, bis auf die Stiftsdame, die als Ehren-dame zurückblieb, bis sich der gräfliche Hausstand vollkommen aufgelöst haben würde.

Wie wenig Gwendolin auf diese Ehrenwache Gewicht legte, wurde ihr bewiesen, als ihr von Gwendolins Kammermädchen am Spätnachmittag mitgeteilt wurde, die Komtesse sei ausgegangen, um eine Jugendfreundin zu besuchen.

Gwendolin wanderte nach Lenzbach. Es war ein wundervoller Maitag. Die grünen Saatefelder glänzten wie Sammet, die Lerchen stiegen jubelnd empor, und flinke Schwalben umkreisten die rüstig Auschreitende in weitem Bogen. Alles atmete frohes Leben und Gedeihen, Verheißung auf kommende Erntetage. Und wie der Frühlingwind Gwendolins heiße Wangen kühlte, die Sonne so freundlich am Himmel strahlte, frohe Vogelstimmen um sie erklangen, zog ganz lind und leise die Hoffnung in ihr armes, mißhandeltes Herz ein. Sie schritt rüstiger aus und erschaute heut alles in einem freundlicheren Licht.

Dann saß sie im Küstlerhaus in der kleinen, niedrigen Stube am runden Tisch, auf dem die besten Goldtassen standen, und erst nachdem Frau Mormann und Grete sie mit selbstgebackenem Kuchen und duftendem Kaffee gelabt hatten, durfte sie von ihren Sorgen und Plänen reden. Es kam ihr so gar nicht wunderbar vor, daß die alte Frau neben ihr auf dem Sofa saß und ihre feine, schlanke Hand zwischen ihren harten Arbeitshänden hielt, denn eine Fülle von Liebe und taktvoll geäußertem Mitleid strömte auf sie ein. Die alte Frau hatte Gwendolin, ohne sie zu unterbrechen, ausreden lassen; alle ihre Zukunftspläne und ihre trostlosen Verhältnisse hatte sie der Alten mitgeteilt. Auch als Gwendolin zu Ende war, schwieg Frau Mormann, Grete aber ergriff um so lebhafter das Wort:

„Ich gebe dir in allem recht, was du vorhast! Du sollst dich nicht an einen ungeliebten Mann binden, sollst auch keine Wohlthaten von deinen Verwandten oder

sonst jemand annehmen, das würde dich auf die Dauer zur Verweilung treiben! Aber du sollst auch nicht und du brauchst auch nicht, wie ich, dein Brot mit einer untergeordneten Arbeit zu verdienen. Laß mich ausreden! Ich weiß, was du sagen willst. Du denkst, Arbeit ist Arbeit! Ja, das meinst du wohl so, aber da ist ein gewaltiger Unterschied, mein liebes Herz. Du hast ein kleines Kapital, mit dem du dir eine Ausbildung verschaffen kannst. Du hast schöne Sprachkenntnisse, die du verwerten mußt. Komm mit nach Berlin und besuche dort eine Handelsschule. Drei Monate genügen vollkommen, um dich als Korrespondentin auszubilden. Eine Stelle findest du dann schnell, die dich, wenn auch nicht glänzend, so doch einigermaßen ernährt. Und dann vor allen Dingen: wir ziehen zusammen. In dem Pensionat, in dem ich wohne, findest du ein nettes Zimmer."

Gwendolin war Feuer und Flamme. Aber die alte Frau Mormann schüttelte den Kopf: "Wollen Sie nicht den Rat meines Sohnes hören, vielleicht auch ein verständiges Wort meines Mannes? Sehen Sie, liebe Komteß, der Sprung, den Sie da in eine so ganz neue Welt thun, ist zu groß, zu unvermittelt."

"Aber was Grete kann, warum soll ich das nicht auch können?"

"Gretel Grete! Das ist etwas ganz anderes! Die ist von klein auf in dem Gedanken aufgezogen, einmal für ihren Lebensunterhalt arbeiten zu müssen! Und leicht ist es auch ihr nicht geworden! Bis die sich eingelebt hat — gelt, Grete, es floß manche Thräne!"

Grete nickte etwas kleinlaut: "Ja, das ist wohl wahr. Und wenn mir Lucian nicht so treulich anfangs zur Seite gestanden hätte, was hätte ich wohl angefangen! Ein Glück, daß er gerade damals in Berlin war!"

Das feine Ohr der Alten hatte Schritte auf dem Gartenweg draußen gehört, und sie hatte sich nicht geirrt, als sie erfreut den Namen ihres Sohnes rief. Da stand er im Thürrahmen, fast reichte er bis oben an, der stattliche Mann. Heute trug er nicht den Priesterrock. Er erschien Gwendolin darum fremder als gestern, und es kam ein eigentümliches Gemisch von Verlegenheit und Verzagtheit über sie, während Grete in gut gemeinter Weise, manchmal etwas schonungslos, Gwendolins Lage schilderte. Und als ob er ihre Gefühle und Gedanken ahne und empfinde, sagte er plötzlich, Grete unterbrechend:

"Haben Sie wirklich schon alle Möglichkeiten erwogen? Giebt es denn gar keinen andern Ausweg als diesen?"

Gwendolin war es, als ob sie gewürgt würde. Sie schüttelte den Kopf und sagte gepreßt: "Es giebt, soviel ich auch sinne und denke, keinen andern, Herr Pfarrer!"

"Ich kenne Sie zu wenig, Komteß, um beurteilen zu können, ob Sie imstande sein werden, alle die Mißhelligkeiten, denen heute noch die arbeitende Frau ausgesetzt ist, zu ertragen. Ich meine, siegreich zu überwinden, ohne zu Grunde zu gehen an den tausend Nothelichen, denen diese Pioniere ausgesetzt sind."

"Ich muß und will — ich werde Wege finden, die zum Ziel führen."

"Dornenwege," sagte ernst Lucian Mormann, "steile, sonnenlose Pfade."

"Ach," sagte die alte Frau, "mir scheint es doch so furchtbar einfach. Ich mag ja im Grunde gar nichts von der Sache verstehen. Ich schöpfe meine Weisheit nur aus einem einzigen Buch und habe das Kapitel sogar vergessen, aber es war unser Trautert, und er lautete: 'Der Herr entsendet seine Jünger je zwei und zwei'; und dann glaube ich, es war wirklich sehr weise von Gott, daß er dem Adam im Paradies schon eine Gehilfin gab. Das ist aber das einzige, worin ich mit meinem Küster nicht ganz übereinstimme, indem er mir immer entgegenhält, daß durch das Weib die Sünde in die Welt gekommen sei. Ja, es mag wohl so gewesen sein in jenen alten Zeiten, und dagegen kann ich nichts einwenden, aber die Arbeit einer Mutter ist die schönste und seligste, und darum halte ich nichts von den ledigen Frauen und nichts von den Junggesellen. Aber ich bitte um Verzeihung, wenn ich so rede, wie ich's verstehe."

Lucian Mormann streichelte die Hand seiner Mutter und sagte: "Recht so, Mutterchen, vertritt tapfer deinen Standpunkt! Aber höre mal — bist du nicht selbst in Stellung gewesen, ehe du Frau Mormann warst?"

"Ja wohl, ja wohl, aber ich war mit deinem Vater versprochen von dem ersten Ball auf der Liedertafel an, und ich wußte doch, es nahm mal ein Ende, und ich hatte dann ein Nest, wo ich hineinflattern würde. Aber so arbeiten und arbeiten ohne eine tröstliche Aussicht, vielleicht einmal das Spittel —"

"Warum denn," lachte Grete, "warum denn gerade das Spittel? Vielleicht erarbeiten wir beide, Gwendolin und ich, nochmal Reichthum und Glück — auch verachte ich für mein Teil das Freien gar nicht! Aber man muß leben, darum arbeiten wir."

"Da siehst du's, Mutterchen, na also!" nickte Lucian Mormann freundlich der alten Frau zu. "Da hast du's, Grete ist gar nicht abgeneigt, deine Wünsche zu erfüllen, ja sie verbürgt sich sogar mit für die Komteß!"

Gwendolin war es so wohl ums Herz geworden bei den schlichten Worten der Alten, und die respektvolle Art des Sohnes floßte ihr Sympathie und Achtung ein.

Es war schon dämmerig geworden, als die Komteß sich zum Gehen erhob. Sie versprach, in den nächsten Tagen wiederzukommen, um Grete den Tag ihrer Abreise nach Berlin mitzuteilen; denn Grete mußte schon nach vier Tagen wieder abreisen. Gwendolin war noch durch geschäftliche Abmachungen und Regelungen ihrer Verhältnisse gezwungen, zwei Wochen in Lenzbach zu bleiben. Lucian Mormann begleitete Gwendolin nicht nur bis zur Gartenthür, er ging mit ihr durch die engen Straßen von Lenzbach, und sie wunderte sich über den wohlthuenden Einfluß, den diese schlichte, zielbewußte Persönlichkeit auf sie gewonnen. Sie war eine andere an seiner Seite. Es wandelte sich so sicher neben ihm. Er nahm ihren Schritt an und führte sie auf bequemen Wegen heim. Alles, was er zu ihr sprach, stärkte ihren Mut und weckte das Gute in ihr, ja, als



Gänsemädels Kettenblumenlied.

Ringel, ringel, Kettenblume,
 Gestern sprach die alte Muhme,
 Goldne Ringe drückten schwer,
 Wenn man noch nicht zwanzig wär!
 Vor den gelben Kettenblüten
 Sollt ich meine Finger hüten!
 Doch ich finde, dass ihr schmückt,
 Wie wär's möglich, dass ihr drückt?
 Um den Hut auf meinem Kopf
 Und am langen braunen Zopf,
 Um den Hals und um die Hände!
 Scheltet nicht, dass ich verschwende:



Doppelt leg zum Zeitvertreib
 Ich die Kette um den Leib,
 Und noch unten um mein Röckchen
 Heft ich sie mit Schlehdornpflockchen,
 Goldprinzessin bin ich nun,
 Auf dem Steine will ich ruhn.
 Ringel, ringel, Kettenblume,
 Gestern sprach die alte Muhme,
 Goldne Ringe drückten schwer,
 Wenn man noch nicht zwanzig wär.
 Vor den gelben Kettenblüten
 Sollt ich meine Finger hüten.

Von dem Stein in buntem Kleide
 Schau ich träumend über die Heide;
 Ueber die Heide, seh ich schon,
 Reitet ein reicher Königssohn,
 Schenkt dem jungen Blumenkinde
 Einen Ring zum Angebinde,
 Nimmt mich mit auf flinkem Rosse,
 Und ich wohn in seinem Schlosse,
 Und ich geh in goldnen Schuhn,
 Kann auf goldnen Stühlen ruhn,
 Und ich schlaf in Himmelbetten
 Voll von goldnen Blumenketten.
 Königsfrau bin ich dann,
 Und die Muhme — freut sich dran.
 Ringel, ringel, Kettenblume,
 Ei, wie freut sich da die Muhme!

O. Wentorf.

er ihr zum Abschied die Hand reichte, die schlanke, schön-geformte, weiche Hand, der man ansah, daß sie linde über ein krankes Haupt streichen konnte und Segen aus- teilte, wohin sie reichte, meinte sie wohlberaten und wohl- geführt zu sein, wenn sie diese Freundeshand halten könne.

Die Stiftsdame kam aus der Verwunderung und der Entrüstung nicht mehr viel heraus in den kommen- den Tagen und Wochen. Gwendolin war sehr karg in ihren Mitteilungen, und dadurch erhielt der alten Dame Phantasie Spielraum und Nahrung genug. Sie reiste nach vierzehn Tagen ab, nicht ohne in langen Briefen an die gesamte Verwandtschaft ihre Befürchtungen aus- gesprochen zu haben, daß Gwendolin der Familie noch manches zu raten aufgeben würde.

* * *

Es hatte die ganze Nacht gewittert, gegen Morgen war ein heftiger Regen gefallen. Gwendolin trat im ersten Morgengrauen über die Schwelle des Vaterhauses, in dem sie Jugendjahre voll Glück und Glanz verlebt hatte. Und sie meinte, es sei gut, wenn sie sich nicht um- schaue. Oft war in diesen letzten Tagen eine Lähmung aller Willenskraft über sie gekommen. Banges Ver- zagen an der eigenen Kraft, heiße Sehnsucht nach dem raschen Pulsschlag der Lust und der Freude, der bis jetzt ihr Sein und Leben begleitet hatte. Alles war da- hin, verschwunden, mußte ausgelöscht sein. Zuweilen kamen bittere Augenblicke, und einer davon war, als

man die edlen Tiere hinausführte und als die Wogen der Verzweiflung über sie zusammenschlugen. Dann weinte sie wohl heiße Thränen, und doch raffte sie sich immer wieder auf, und bei dem Gedanken, frei und allein auf sich selbst gestellt zu sein, weitete sich ihre Brust. Sie streckte die Arme empor und empfand wohlilig die ge- stählte Kraft ihres jungen Leibes, der sich gegen Zwang und Herrschaft jeder Art aufbäumte. „Ich werde mein Schicksal meistern. Ja ich will und werde das.“ Und dieser Gedanke erfüllte sie auch, als sie zum Bahn- hof schritt.

Ganz wie es einem armen Mädchen zukommt, nur mit einer kleinen Handtasche — ihr Gepäck war als Frachtgut vorausgeschickt — wanderte sie dahin. Es gab ihr keiner das Geleit, sie hatte es so gewollt. Auf dem Bahnhof stand Lucian Normann. Er brachte Grüße und Blumen und ein Päckchen mit Mürbekuchen, die feing sorgsame Mutter für die junge Gräfin gebacken hatte. Er löste ihr das Billet dritter Klasse, sorgte für einen möglichst bequemen Platz und reichte ihr mit einem bewegten: „Auf Wiedersehen und glückliche Reise!“ die Hand zum Abschied. Sie war zu sehr mit ihrem eigenen Herzeleid beschäftigt, um zu bemerken, wie verschleiert und weh seine Stimme klang.

„Bahnhof Friedrichstraße!“ Ein Klappen, Rasseln und Schnaufen, ein Drängen und Stoßen, eine be- klemmende, übelriechende, verbrauchte Luft empfing

Gwendolin nach fünfstündiger Fahrt in dem unbequemen Wagenabteil. Es war keine Seele am Bahnhof, sie abzuholen. Und das war ihr fast lieb, denn allzu wund und weh sah es in ihrem Innern aus, um Höflichkeitsphrasen wechseln zu können. Eine Droschke brachte sie zu Frau Berger in der Jerusalemer Straße, dicht an der Kirche. Sie lohnte den Kutscher ab und stand einen Augenblick still, ehe sie die Schwelle ihres neuen Heims überschritt. Das Leben der Großstadt wogte und flutete an ihr vorbei. Würde sie darin untergehen, oder würden die Wogen sie tragen, an jenes Ziel, das ihr, ach so unklar, noch vorschwebte?

„Pensionat für In- und Ausländer“ stand auf dem kleinen Porzellausschild oben an der Thür. Die Inländer bestanden aus drei jungen Damen, die in den nahegelegenen Konfektionsgeschäften arbeiteten, und einer

pensionierten Lehrerin. Die Ausländer setzten sich aus einer armen Amerikanerin, die englischen Unterricht erteilte, und einer Polin zusammen.

Frau Berger war eine Dame in mittleren Jahren. Sie war eine gute Hausmutter, und keiner brauchte Klage zu führen, der sich ihrem strengen Regiment fügte. Sie hielt auf Anstand und Sitte, das war ihr höchster Ruhm.

Gwendolin fand ein einfaches, aber peinlich sauberes Zimmer. Verständnisvoll nötigte Frau Berger Gwendolin nicht, an der allgemeinen Mittagstafel teilzunehmen, sondern brachte ein einfaches Mahl auf ihr Zimmer. Sie hatte eine merkwürdig diskrete Art, diese schlichte Frau. Sie belästigte die Müde weder mit Fragen, noch mit gleichgiltigen Erzählungen, und das nahm Gwendolin von vornherein außerordentlich für sie ein.

Fortsetzung folgt.

Die Farbe in der Frauenkleidung.

Modeplauderei von Paula Winkler.

Nirgends ist die Allmacht der Suggestion vollkommener, als auf dem Gebiet der Mode. Noch vor wenigen Monaten war die Zusammenstellung eines gewissen Grün mit einem gewissen Blau ein Unding, eine Geschmacklosigkeit. Da hat ein spekulativer Schneidergeist ein Ding in eben dem Grün und eben dem Blau als Angelt ausgeworfen — und der Fische, die anbeißen, gab es eine Menge. Oder es war vielleicht eine der Modefürstinnen unter den Bühnenkünstlerinnen, die einen Akt lang das Blau und Grün überzeugend zu tragen verstand.

Und nun ist es möglich — nicht nur möglich, nein, schön, bezaubernd, es geht nichts darüber und, wie die betreffenden Ladenbesitzer versichern: „Jede elegante Dame muß ein Kostüm in dieser Zusammenstellung haben.“

Wie ist es nur möglich, daß diese selbe Zusammenstellung, die uns vor kurzem schauerhaft, gewöhnlich, unästhetisch erschien, uns nun mit einem Mal über alles reizvoll vorkommt?

Was wir nächstes Jahr tragen und schön finden werden, haben die Herren Schneider und Fabrikanten längst beraten und zum Teil hergestellt. Wir sind die Marionetten, die sich gehorlamst am Drähtchen bewegen. Es ist nicht sehr angenehm, sich darüber klar zu werden — das geb ich zu — aber notwendig ist es vielleicht. Denn viele unter uns machen doch Anspruch auf eigenen Geschmack und eigenen Willen. Man könnte darauf antworten, es gäbe ja genügend Auswahl, zumal in großen Städten. Dennoch ist dies ein Irrtum. Die Auswahl in Farben, Geweben und Aufputz ist ungemessen beschränkt. Sie umfaßt nichts weiter, als was die Fabrikanten für je eine Saison auf den Markt zu geben belieben, und etwa die Reste der vorigen Jahre. Das ist alles. Etliche verschiedene Gewebe und einige Farben in mehreren Nuancen, die gerade vorrätig gehalten und der Dame, die zu wählen glaubt, mit unbemerkter, sanfter Gewalt aufgezwungen werden.

Nur jene, die für Unsummen Teilktegegenstände von den Weltfirmen beziehen, entziehen diesen

Schicksal, sowie jene seltenen, die mit künstlerischem Verständnis und selbständigem Geschmack zu suchen verstehen. Es giebt wirklich edles, unvordorbenes Material in wirklich reinen und guten Farben. Ich habe es zuweilen bei Bauern gefunden, zuweilen bei kleinen Webern und Färbern, die nach alten Vorschriften verfahren, zuweilen freilich auch auf den Lagern von ausländischen Fabriken, die für den raffiniertesten Luxus sorgen. Thatsache ist nur, daß dergleichen niemals in die breiten Schichten seinen Weg findet und fast niemals in den Modebazaren vorrätig aufliegt.

Nicht, daß der Geschmack überhaupt sich wandelt, ist das Tadelnswerte, ja Erschreckende an den Modeströmungen. Es ist natürlich und gut, daß eine Generation ihr Ideal von Gewandung langsam vervollkommenet und ausreift, daß eine junge sich ein neues wählt und dies veredelt. Aber daß das, was heute die höchste Eleganz darstellt, in zwei Jahren als absolut abgethan, unfein, häßlich und entstellend gilt, ist Unnatur und Widersinn.

* * *

Ein Kleid wird erst auf dem Körper der Frau, für die es bestimmt ist, seine letzte Beurteilung finden. Es kann an und für sich vollendet schön sein in Farbe, Form und Schnitt und doch an seiner Trägerin absolut unästhetisch wirken. Das ist eine Thatsache, die von vielen und oft verkannt wird. Man glaubt ziemlich allgemein, ein an sich schönes Kleidungsstück müsse jedes hübsche, weibliche Wesen vorteilhaft kleiden.

In der Wahl der Farbe werden unzählige Sünden begangen. Es giebt eine feststehende Anzahl von Groß- oder Urgroßmutterprüchen — vielleicht sind sie aber noch viel älter — die da mit absoluter Sicherheit verkünden, was Blondes, Braunes und Schwarzes am besten ansteht, was für Schlanke und Starke taugt, was für Kleine oder Große.

Wie reizvoll das Experiment ist, scheinbar spröde, ungewöhnliche Töne einander zu vermählen, und wieviel reizvoller oft noch das Resultat, das wissen die wenigsten.

Ahnen überhaupt viele, wie das selbstthätige Schaffen der Frau an der Ausgestaltung ihrer Gewandung dem Genuß des Künstlers, der am Werke schafft, gleichkommt? Doch wohl nicht, sonst überließe man dies nicht meist gleichgiltigen Spekulanten.

Ein Grundsatz kann als Gegenteil zu jenen traditionellen Sprichwörtern obenanstehen: nichts ist absolut schön, nichts absolut verwerflich. In der Wahl der Farbe, in der Wahl ihrer Verbindungen giebt es keine Regel. Die Erfahrung entscheidet und das Experiment. Ein Beispiel! Eine Rothhaarige vom Kopf bis zum Fuß in leuchtendes Gelb zu kleiden, ist ein Einfall, dem gegenüber die meisten sich skeptisch verhalten werden. Gelb kommt ja nach einem jener Sprüche nur den tief Brünetten zu. Nun habe ich einmal eine rothhaarige Frau in einem gelben Gesellschaftskleid gesehen. Freilich muß ich sagen — es war ein ausgesprochen schönes, reinrassiges, temperamentvolles Geschöpf von einer gewissen, beinahe überraffinierten Grazie — und dergleichen war es ein auserlesen schönes Gewand.

Das Bild dieser Frau in diesem gelben Kleid ist mir durch Jahre gegenwärtig geblieben. So oft es mir vors geistige Auge tritt, schafft es mir das tiefe und starke Gefühl jener ästhetischen Befriedigung, das ein meisterhaft gelöstes, künstlerisches Problem erweckt.

Diese Freude mischt sich manchmal mit der eigentümlichen Vorstellung, es sei das Bild einer der großen alten Meister, das in meiner Vorstellung so strahlend haftet.

Manchmal ist das Gewagte oder vielmehr das, was dem allgemeinen Sinn so erscheint, das Beste, und zu der tatsächlichen Schönheit gesellt sich dann der Reiz des Seltsamen. Aber wie selten ist der Mut zu solchen Wagnissen. Wie wenig Erfolg hatten bis jetzt alle Beobachtungen der Künstler auf dem Gebiet der Toilette! Wie wenig Frauen würden sich mit einem jener Kostüme, die wir nur auf Ausstellungen oder in kunstgewerblichen Zeitschriften zu sehen bekommen, unter die Leute wagen, selbst wenn sie es für vollendet in jeder Beziehung hielten oder wenn es sie wundervoll kleidete.

Man versuche hingegen, die maßgebenden Modejournale damit zu füllen — Versuche in dieser Richtung werden von den vorgeschrittensten Zeitschriften ja schon gemacht — oder man stecke eine erklärte Modelldwin in ein solches Kostüm, und der Erfolg wird bald der denkbar größte sein. Freilich aber auch nur insofern, als diese und ähnliche Kleider allgemein, aber in geistloser Nachahmung getragen würden. Und das ist ja nicht der Endzweck der Bewegung.

* * *

In der Wahl und Anwendung der Farbe haben wir eine große, vornehme Meisterin, die sich nie versagt — die Natur. Manche wird darüber lächeln — ungläubig lächeln. Ich kam vor einigen Jahren nach Tirol, in ein ziemlich entlegenes Thal, wo unter andern Freunden einer lebt, der ein Meister in unserm neuen Kunstgewerbe ist. Unmittelbar aus einer unserer Großstädte kam ich hin. Nun bin ich mein Lebtag grellen Farben an meiner Kleidung nicht hold gewesen und habe sie von je gemieden. Und gar damals, als ich in jener Großstadt lebte, war ich geradezu farbenscheu geworden, weil der Mißbrauch, der dort von der minder gebildeten Frauenwelt mit schreiend bunten Farben getrieben wird, mein Auge beleidigte.

So also kam ich nach Tirol und war recht sehr erstaunt, als mein Freund, der Kunstgewerbemann, mir

nicht gerade höflich, aber in treuherziger und freundschaftlicher Meinung anvertraute, daß meine Kleidung in ihren Tönen ihn an einen schlechten Farbkasten gemahne. Nun waren mir meine Farben in meiner früheren Umgebung so ungemein ruhig und zuweilen fast traurig erschienen. Ich sah aber bald, wie sehr gerecht der kameradschaftliche Spott war.

Was gegen die anilinetränkten Stoffmengen der Großstadt verblichen, matt und dunkel erschienen hatte, stach hier zwischen den grauvioletten Schroffen, zwischen den braunen und grünlichen Tönen des Waldes dermaßen unerschämt und falsch gegen die reinen und wahrhaften Farben der Natur ab, daß ich mich in meinen Hüllen beschämt und unglücklich fühlte.

Und ich lernte sehen.

Der rote, glühende Mohn im grünen Feld stand so warm da und schmiegte sich so weich ins Grün der Aehren, und der violette Tuff meines Hutes, der mir vorher fast zu tantenhaft matt für meine Jugend erschienen, sprang perfid und aufreizend aus den Farben der Umgebung heraus.

Wie war das Grau meines Mantels hart und stechend gegen die zarten, sanften und doch so leuchtenden Töne der Baumrinden!

* * *

Ausnahmslos gut und brauchbar in Bezug auf die Farbe in künstlerischer und praktischer Beziehung sind jene nach altem Rezept mit pflanzlichen oder tierischen Stoffen gefärbten Gewebe. Freilich stünden einer Wiederaufnahme dieser Färbemethode unendliche Schwierigkeiten entgegen. Fürs erste ist das Färben mit jenen Farben eine wirkliche und sehr komplizierte Kunst, zweitens würden die Gewebe durch die Kostspieligkeit einzelner Farbstoffe teilweise beträchtlich verteuert werden, und endlich ist die Auswahl der hervorzubringenden Nuancen viel kleiner als die meist aus Mineralien gewonnenen Färbemittel der modernen Technik.

Hingegen sind die Färbemittel der Alten nicht nur vom ästhetischen Standpunkt aus viel schöner, reiner und befriedigender und lassen in entsprechender Zusammenstellung einwandfreie Wirkungen erzielen — man denke an alte Handarbeiten und Teppiche — sie sind auch viel mehr geeignet, den zerstörenden Einflüssen des Lichts zu widerstehen, und greifen außerdem die Gewebefasern nicht an. Daß die mineralischen Farben den gefärbten Stoff zuweilen durch ihre zersetzenden Elemente wenig widerstandsfähig zum Gebrauch machen, ist ja allbekannt. Im Verbleichen unter dem Einfluß der Sonne, ja selbst des elektrischen Lichts entstehen bei dem mit mineralischen Stoffen gefärbten Gewebe zum Teil sehr unangenehme, ja direkt widerwärtige Töne. Man denke an den falschen, das Auge beleidigenden Stich ins Rote oder Grüne, den Grau häufig annimmt. Natürlich sind auch die Pflanzenfarben einer gewissen Veränderung unter dem Einfluß des Lichts ausgesetzt — jedoch vollzieht sich, wie gesagt, dieser Prozeß viel langsamer, und, was sehr bemerkenswert ist, selbst die verblähten und veränderten Töne behalten unbestritten starke, malerische, dekorative und Stimmungswerte für den ästhetischen Betrachter. So erinnere ich mich einer alten, verblichenen Bordüre in blaßem Rot und gedecktem Gold, die auf einer modernen bräunlich-hellen Seidenbluse ganz eigentümlich schön zur Geltung kam.

Es giebt noch eine Schule des guten Geschmacks in der Behandlung der Farben bei der Frauentoilette — das

sind die großen alten und modernen Meister in ihren Bildnissen und Darstellungen von bekleideten Frauen aller Zeiten. Auch hier würde jede moderne Durchschnittdame lächeln und erwidern, sie verlasse sich schon lieber auf ihren Schneider oder auf ein gutes Journal.

Und dennoch bin ich sicher, daß die Meister der Malerei die beste Quelle bieten, aus der die großen Schöpferinnen der Mode ihre Anregungen nehmen. Man denke an die Duse, die über und außer aller Mode steht, auch in ihren Gewändern. Man sehe sie, selbst in modernen Rollen, in ihren Kleidern. Man erkenne an diesen wunderbaren Hüllen, an dem Schnitt und an der Farbenbehandlung ihrer Kostüme, die sicher kein Schneider erfinden hat, so über alles deutlich, daß dieser Geschmack und diese Phantasie an den größten Vorbildern, an den italienischen Meistern der großen

Zeit sich genährt haben und über sie hinaus zu einer eigenherrlichen, bildnerischen und koloristischen Gestaltungsfähigkeit in der Gewandung gelangt sind.

Ich habe an vielen Frauen beobachtet, daß gute, künstlerische Darstellungen von bekleideten weiblichen Wesen eine bedeutende Anregung für ihren Geschmack bilden, und ich möchte beinahe sagen, daß ich nach dem koloristischen Straßenbild ihrer Frauen auf die künstlerische Tradition einer Stadt schließe.

Tausend Dinge wären da noch zu sagen: über das Verhältnis der Farben zu einander, über das Verhältnis der Farben zu den verschiedenen Arten der Beleuchtung, das sie je nach den Umständen verlieren oder gewinnen läßt. Eins noch zum Schluß: es giebt eine Auswahl von Nuancen, meist sind es helle, starke Töne, die nie als große Flächen auftreten sollten, in geringem Maß verwendet, jedoch von vorzüglicher Wirkung sind.

Die Kinder des Präsidenten Roosevelt.

Mit 7 photographischen Aufnahmen.

Als zu Beginn dieses Jahres die offizielle Trauerperiode um den ermordeten Präsidenten McKinley abgelaufen war, galt die erste festliche Veranstaltung im „Weißen Hause“ zu Washington der ältesten Tochter des neuen Staatsoberhauptes. Miß Alice Roosevelt, die seit ihrer Patenschaft bei der Taufe der deutschen Kaiserjacht „Meteor“ die interessanteste junge Dame in den Vereinigten Staaten geworden ist, wurde kurz vor ihrem neunzehnten Geburtstag in die Gesellschaft eingeführt. Seit den Zeiten der reizenden Dolly Madison hat wohl kaum eine holdere Mädchenblüte im Weißen Hause die ihr dargebrachten Huldigungen entgegengenommen. Wenigstens beherbergt die Residenz des Oberhauptes der Union zum erstenmal seit einem halben Jahrhundert wieder eine Tochter, die soeben die Grenze des Backfischalters überschritten hat und als lebensfrohe Debütantin häufig der Mittelpunkt einer Schar heiterer junger Menschen sein wird. Auch silberhelles Lachen und frohes Geplauder aus Kindermund haben die Mauern des Hauses am Lafayette-Square lange nicht vernommen. Drei Buben von fünf, sieben und elf und ein dunkellockiges Mädchen von neun Jahren — der vierzehnjährige älteste Knabe besucht die Schule zu Groton, Massachusetts — helfen der erwachsenen Schwester die letzten Schatten jener etwas schwermütvollen Stille verschrecken, die in den Räumen des „White House“ herrschte, als McKinley mit seiner leidenden Gemahlin dort weilte.

Und über all der Fröhlichkeit, von der jetzt die Wände des Präsidentensitzes wiederhallen, schwingt mit grazioser Hand eine Frau das Zepter, die wie kaum eine andere geschaffen ist, eine solche Stellung auszufüllen. Die zweite Gattin Theodor Roosevelts, geborene Edith Kermit Carow, eine schlanke, mittelgroße Gestalt mit schwarzen Augen, dunklem Haar und elfenbeinweißem Teint, besitzt in hohem Maß das Talent, sich in jeder Lebenslage sofort zurechtzufinden. Jahre hindurch hat sie in der New Yorker Gesellschaft eine hervorragende Rolle gespielt. Mit bestem Resultat leitete sie gleichzeitig verschiedene Hauswesen, und was die Erziehung ihrer Kinder — der Stieftochter und fünf eigener

Sprößlinge — anbetrifft, so kann man ihr nur seine Bewunderung aussprechen. Frau Roosevelt vereinigt in ihrer lebenswürdigen, äußerst sympathischen Person in der That alle Eigenschaften, die von der Herrin des Weißen Hauses nur verlangt werden können. Dank ihres feinen Taktgefühls, ihres Kunstverständnisses und ihrer Belesenheit verfügt sie über so viel Anmut und Gewandtheit in der Unterhaltung, daß die gelehrtesten Männer ein Vergnügen daran haben, stundenlang mit ihr zu plaudern. Obwohl Bescheidenheit und Zurückhaltung die Grundzüge ihres Wesens bilden, versteht sie es doch, sobald die Situation es erfordert, die wirkliche „große Dame“ herauszukehren. Sie besitzt die Gabe der wahrhaft vornehmen Frau, auf der Straße nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf sich zu lenken und doch, sowie es notwendig wird, der großen Menge gegenüberzutreten, dies mit Sicherheit und Eleganz zu thun. Niemand würde geahnt haben, daß die schwarzgekleidete, dicht verschleierte Dame, die mit einem kleinen Knaben an der Hand am Tage nach dem Hinscheiden McKinleys den Extrazug bestieg, der sie von Jersey City nach Washington bringen sollte, die gleiche war, die in exquisiter Pariser Gesellschaftstoilette in hoheitsvoller Haltung an der Seite ihres Gatten die Gäste empfing, die an dem ersten formellen Diner teilnahmen, das der neue Präsident im Kapitol zu Albany veranstaltete.

Als Edith Roosevelt noch Mädchen war, pflegte man von ihr im Scherz zu sagen, daß sie wahrscheinlich nie heiraten dürfte, da sie unter ihren zahlreichen Freundinnen die einzige sei, die eine wirklich ideale Gattin und Mutter werden würde. Und sie heiratete auch nicht eher, bis sie bei fast allen Jugendgefährtinnen Brautjungfer gewesen war. Dann erst lernte sie den jungen Witwer kennen, der bald die Ueberzeugung gewann, in ihr sein verlorenes Glück wiederzufinden. Er hat sich nicht getäuscht. Nach beendeter Hochzeitsreise installierte Theodor Roosevelt seine Gattin zuerst als Herrin seines idyllisch gelegenen Landsitzes in Oyster Bay unweit New York. Und hier erwartete die Neuvermählten ein blond-

lockiges, zierliches Mädchen, die dreijährige Alice Roosevelt. Dies Kind nahm die neue Mrs. Roosevelt im wahrsten Sinn des Worts an ihr Herz. Ihre eigenen Kleinen haben keineswegs mehr Liebe und Sorgfalt empfangen als dies Kind, das es nie zu fühlen brauchte, die rechte Mutter verloren zu haben.

Die Kinder aus zweiter Ehe: Theodore, Kermit, Archibald, Ethel und Quentin hängen mit ebenso inniger

bares Etwas, über das sich die blonden und braunen Kinderköpfe in erwartungsvoller Spannung beugen. Manchmal ist es ein ihnen noch unbekannter Käfer, der bald seine farbenschildernden Flügeldeckeln hebt, die fein darunter gefalteten transparenten Flügel ausbreitet und unverfehrt summend davonfliegt. Häufig ist es nur ein Stein, ein bißchen Moos, etwas Harz oder eine zartgrüne Flechte, die man zum erstenmal an einer Baum-



Theodore Roosevelt.



Alice Roosevelt.

Zuneigung an der Stiefschwester wie an ihrem lieben, kleinen Mütterchen — „dear little mother“ wird Frau Roosevelt fast stets von den Ihrigen genannt.

Wer sich von dem reizenden Familienleben der Roosevelts einen Begriff machen will, der muß sie in Oyster Bay, wo sie, wie alljährlich, auch jetzt den Sommer verbringen, beobachtet haben. Da sieht man oft eine kleinere oder größere Gruppe auf dem Rasen im Schatten einer mächtigen Buche gemütlich gelagert. Den Mittelpunkt bildet Frau Roosevelt, und auf ihrer Hand oder ihrem Schoß erblickt man irgendein wunder-

rinde entdeckt, auch eine Blume, von der man noch nichts weiß, die bunte Feder eines seltenen Vogels und dergleichen an und für sich wenig wunderbare Dinge mehr. Für die Präsidentenkinder aber besitzen diese Fundobjekte, die sie in freudiger Erregung der Mutter bringen, das tiefste Interesse. Denn Mrs. Roosevelt ist eine poetische, phantasievolle Natur und weiß ihren atemlos lauschenden Kleinen in Bezug auf jede neue „Entdeckung“ ein wunderhübsches Geschichtchen zu erzählen. Dann müssen die Kinder selbst ein kleines Märchen, in dem der Fund die wichtigste Rolle spielt,



Archibald Roosevelt.

erfinden und zum besten geben. Auf diese Weise weckt und stimuliert die Mutter in ihren Sprößlingen die Einbildungskraft, den Sinn für alles Schöne und Poetische in der Natur und impft ihnen somit die ihr selbst in so hohem Maß verliehene unschätzbare Fähigkeit ein, das ganze Leben, die ganze Welt durch rosenfarbene, goldumrandete Gläser zu sehen. Nur so kann nach Frau Roosevelts Ansicht ein Mensch wahrhaft glücklich sein.

Vater und Mutter thun alles, um in den Kindern die Liebe zur Natur, zu den Tieren und vor allen Dingen zu ihren Mitmenschen recht fest Wurzel fassen zu lassen. Nach Herzenslust dürfen die Knaben wie die Mädchen sich im Freien tummeln und jede Art Sport betreiben, zu der sie Lust bezeigen. Mit erstaunlicher Gewandtheit klettern die Jungen in dem üppigen Blätterdach der Bäume umher. Archibalds Lieblingsaufenthalt ist in der Krone einer Sykomore, auf deren einem Ast er oft viele Stunden, mit Lektüre beschäftigt, zubringt. Nebenbei sei bemerkt, daß Frau Roosevelt sehr wählerisch ist betreffs der Bücher, die sie ihren heranwachsenden Kindern zu lesen erlaubt. Von den üblichen Jugendschriften hält sie nicht viel. Am liebsten sieht sie es, wenn die beiden

älteren Knaben und Ethel sich in naturgeschichtliche Werke, von denen eine reichhaltige Sammlung im Hause ist, vertiefen. Miß Alices Lieblingsautoren sind Meredith, Scott und Chaderey, und ihr wie ihrer Mutter Lieblingsdichter ist Browning. „Teddy“ interessiert sich am meisten für Choreaun und Huxley.

In Oyster Bay dürfen die Kinder sich eine Unmenge von vierbeinigen und gefiederten „Pets“ halten. Da giebt es eine ganze Menagerie von Kaninchen, Meer-schweinchen, Hunden, Katzen und allem möglichen Geflügel. Jedes der Geschöpfe hat seinen speziellen Namen, und sobald eine Nachkommenschaft eintrifft, wird gewissenhaft Taufe gehalten. Frau Roosevelt und ihre Stieftochter reiten viel zusammen aus. Sie wirken beide sehr distinguiert im Sattel.

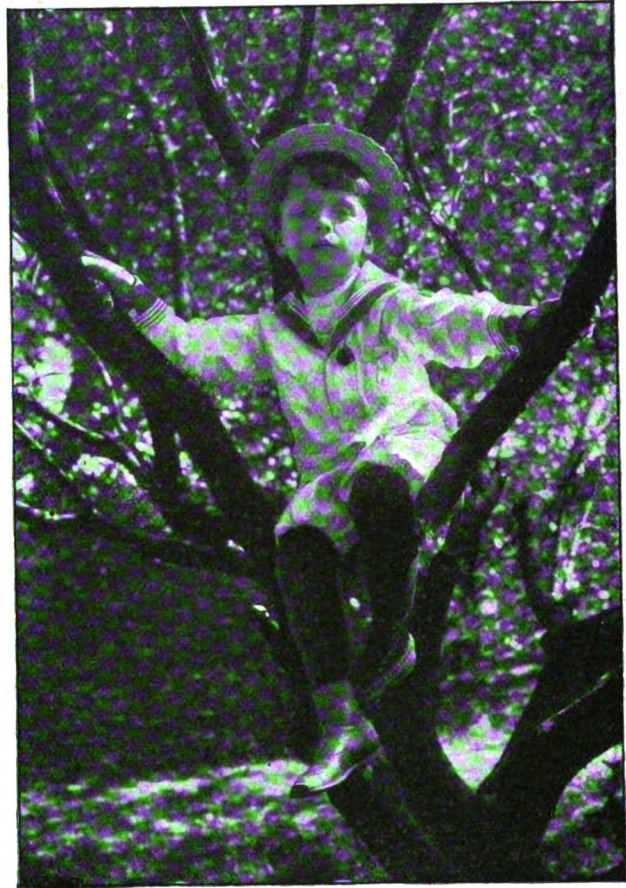
Der ehemalige kühne Anführer der berühmten „Rough Riders“, des aus Sportsmännern der besten Kreise und Cowboys von den Prairien Neumexikos und Arizonas gebildeten freiwilligenkorps, läßt seinen ältesten Sohn, der schon jetzt ein perfekter Reiter und trotz seiner vom Vater geerbten Kurzsichtigkeit ein sicherer Schütze ist, an allen Sportspielen teilnehmen und sogar im — regelrechten Faustkampf unterrichten. Er hegt die Meinung, daß ein Mann nicht nur mit sämtlichen Waffen unzugewandt wissen müsse, sondern auch, wenn er unbewaffnet ist, fähig sein soll, einen Angreifer abzuschütteln. Seine jüngern Knaben lehrt er selbst, wie man von seinen Fäusten den besten Gebrauch macht. Er hat es als Kind an seinem eignen, nur schwächlich gewesenen Körper erfahren müssen, daß es recht schmerzhaft und deprimierend wirkt, wenn man von seinen Schulkumpanen windelweich geprügelt wird und sich nicht revanchieren kann. Als liebevoll besorgter Vater will er seinen Sprößlingen ersparen, ähnlich trübe Erfahrungen zu machen. Sie sollen in der Lage sein, jede während der Schuljahre an sie ergehende Anforderung zum Faustkampf mit Vergnügen anzunehmen und zu zeigen, daß sie echte Söhne des unerfrockenen Generals der „Rauhen Reiter“ sind. Mary Oberberg.



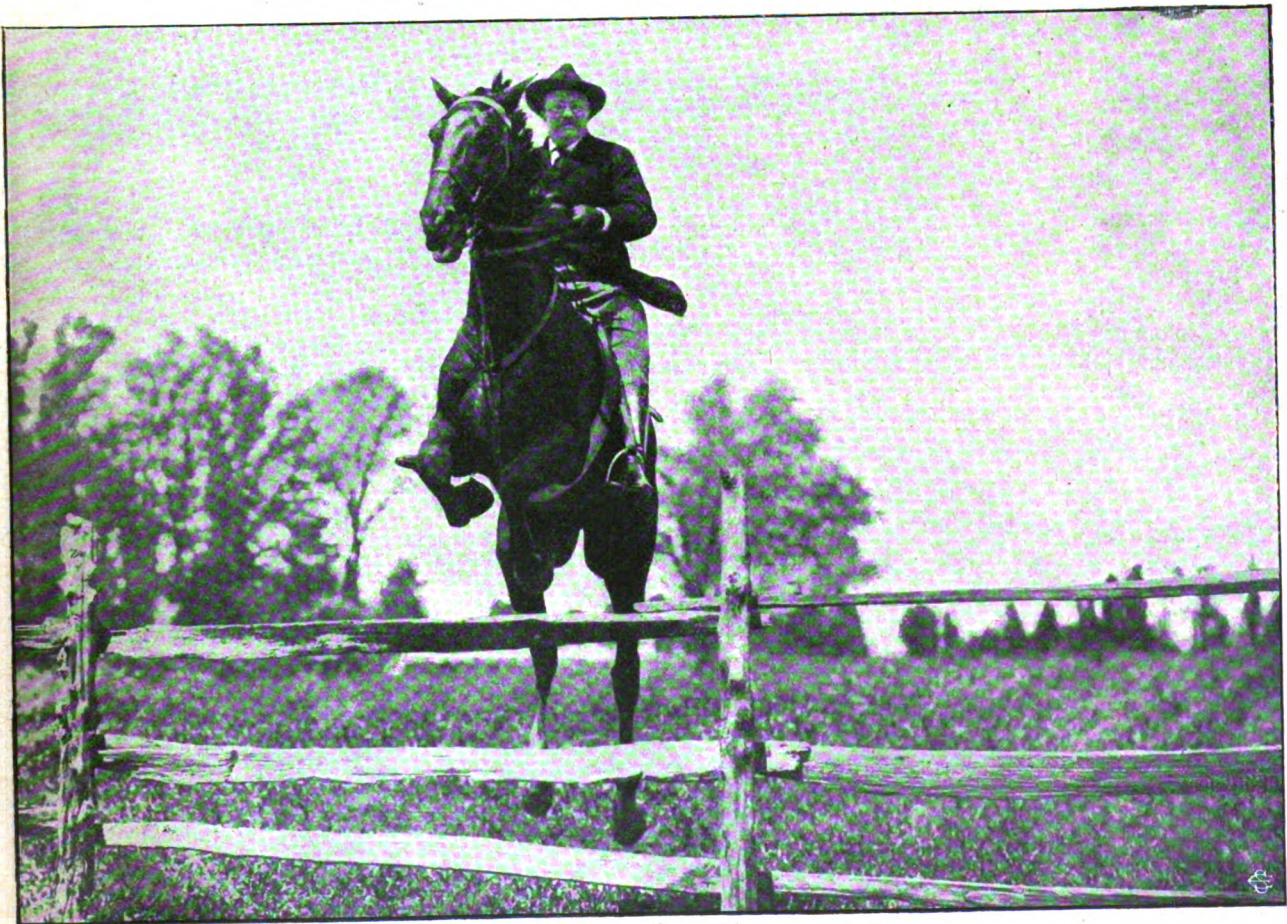
Kermit Roosevelt.



Ethel Roosevelt.



Quentin Roosevelt.



Präsident Roosevelt im Sattel.



Seltene Jagdbeute: Ein auf Sharrö erlegter Seeadler.

Birschgänge im hohen Norden.

Mit 4 Abbildungen.

Niemand, der die gespenstige Einsamkeit der Eisgefilde, ihre wunderbare, einförmige und doch so schillernde Farbenpracht, den Glanz der immerwährenden Sonne nicht genossen hat, kann sich ein Bild von der Majestät in der allgewaltigen Größe der arktischen Natur machen. Wer im Norden von Spitzbergen Versteinerungen gefunden hat, die davon Kunde geben, daß hier vor Jahrtausenden Palmenwälder rauschten, den wird ein Gefühl der Nichtigkeit von allem Menschlichen überkommen, der menschliche Verstand versagt in der Abschätzung solcher Zeiträume, und wir empfinden etwas von der grandios erhabenen Poesie des Psalmisten: „Tausend Jahre sind vor dir, wie der Tag, der gestern vergangen ist, und weniger denn eine Nachtwache.“

Aber damals, als wir dort waren, jagten wir den Eisbären, wir birschten auf das Renntier und erbeuteten Jagdtrophäen, die für alle Zeiten den Stolz des Jägers ausmachen werden.

Freiligrath singt: „Wüstenkönig ist der Löwe“ — in das Arktische übersetzt, heißt es: „König ist der Eisbär.“ Sorglos und unbekümmert zieht

er über die Eiskante dahin, er kennt keine Gefahr, niemals ist ihm in seinem Leben Widerstand entgegengetreten, höchstens wenn er im Liebesdrang einen unbequemen Rivalen niederkämpfen mußte. Dazu aber hat ihn die Natur mit einer Muskulatur ausgerüstet, die ihn befähigt, sein Recht in jeder Beziehung geltend zu machen. Es giebt in unserer ganzen Fauna kaum ein stärkeres Tier, wie den Eisbären, und es ist für den Eisbärenjäger immerhin ein Glück, daß sich der Bär seiner Stärke und Gefährlichkeit nicht bewußt ist, sonst würde jeder Fehlschuß verhängnisvoll werden. Die moderne Jagd mit den Präzisionswaffen hat der Jagerei vieles — vielleicht das Beste von ihrer Ritterlichkeit genommen. Wer eine ruhige Hand und ein sicheres Auge hat und einen Sieben-

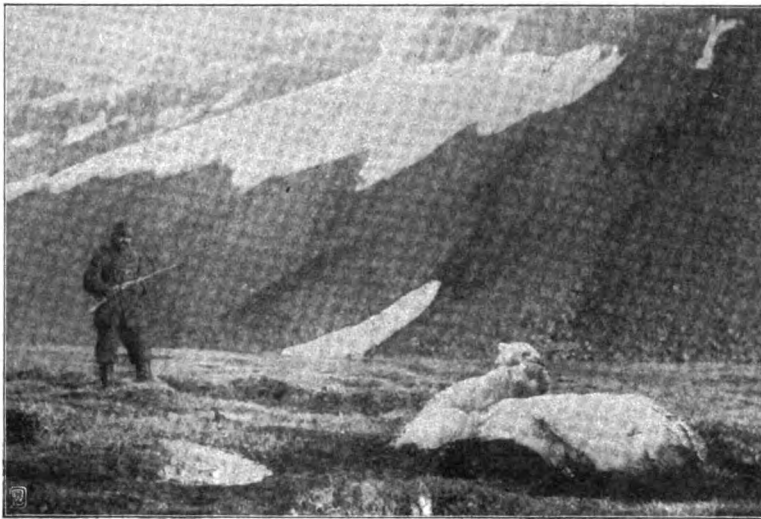
oder Achtmillimeter führt, der braucht sich vor einem Eisbären im allgemeinen nicht zu fürchten, und ich muß offen gestehen, daß selbst der umgelegte, kapitale Bock in unsern Wäldern mehr rein weidmännische Freude macht, wie der mehr oder weniger harmlose Bär, der den gefährlichen Schützen gar nicht zu würdigen weiß.



Kreuz in der Ujide Bay, Nordspitzbergen, errichtet i. J. 1827 zum Andenken an 30 verunglückte Russen.

Eins aber ist rührend und erhebend in dem Leben dieser kolossalen Bestien, und das ist die Mutterliebe der Bärin, die dieses Tier bis zum letzten Atemzug hegt und die erst mit dem rinnenden Herzblut schwindet. Nichts ist possierlicher zu beobachten, als eine spielende Bärenfamilie, nichts aber ergreifender, als eine todfranke Bärin, deren letzte Bewegung noch instinktiv ihren Jungen gilt. Im halb aufgetauten Sonnenschnee macht die Bärin mit ihren Jungen vollständige Rutschpartien von steilen Abhängen hinab, sie lassen sich auf dem Gefäß hinabgleiten und spielen dann im Schnee, wie die Katzen. Doch niemals dürfte man einem Jäger anraten, einer Bärin ein Junges wegzuschießen. Die Wut eines solchen Tieres kennt dann keine Grenzen. Andererseits verlassen die Jungen auch die tote Mutter nicht, und ich habe selbst gesehen, daß zwei junge Bären, von denen einer noch sehr schwer krank geschossen war, bei der toten Mutter, die im Nebel nicht gefunden werden konnte, eine ganze Nacht lang aushielten, bis sie schließlich von ihren Leiden erlöst werden konnten.

Verhältnismäßig wenig aufregend ist die Jagd auf wilde Rentiere, die sich vielfach in den Schluchten von Ostspitzbergen finden. Man kann sie wirklich niederschließen, wie die Kühe, weil diese harmlosen Tiere auch nur wenig Kenntnis von der Gefahr haben, die ihnen

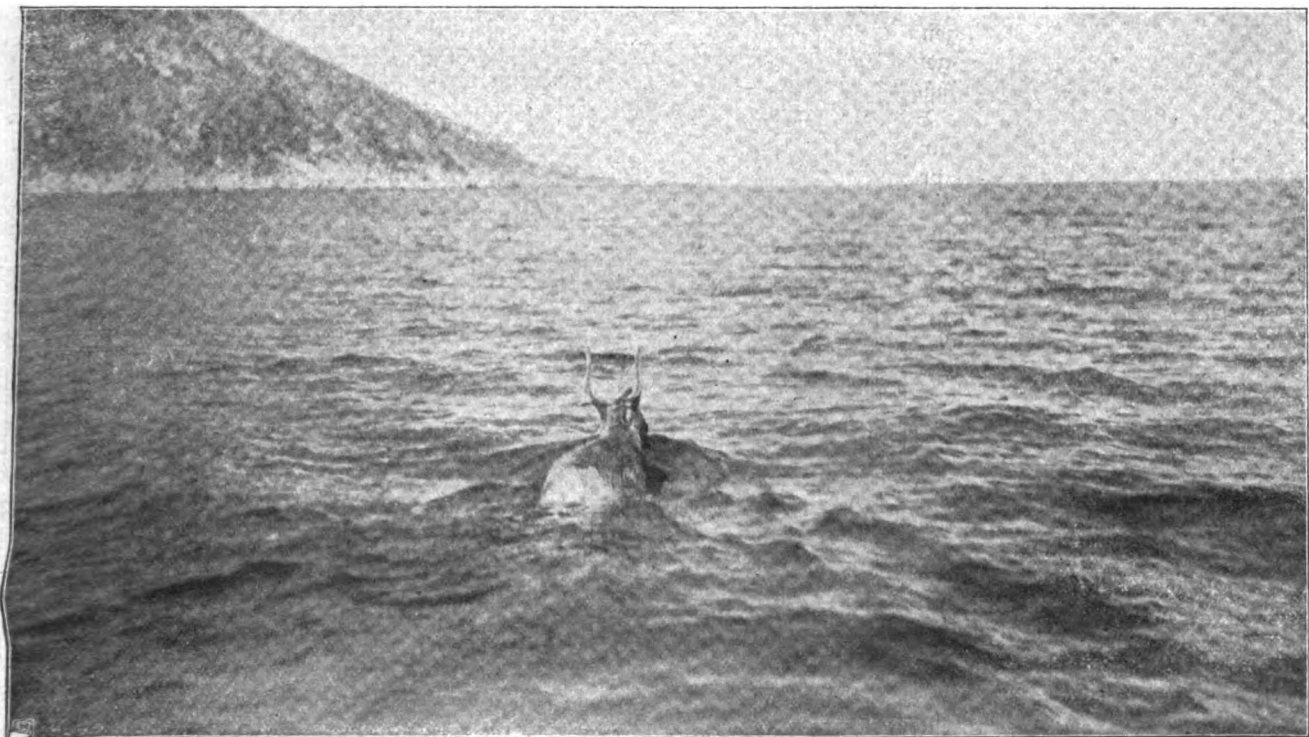


Eisbärenjagd auf der Jenainfel.

vom Jäger droht. Nur eine einzige aufregende Jagd blühte uns auf der Martensinsel im Norden von Spitzbergen. Meilenweit ist dieses kleine Eiland von jeder andern Küste entfernt, einige Steine mit spärlichem Moos, ein kleiner Süßwasserteich, einiges Treibholz, das ist alles, was auf dieser Insel gedeiht. Und doch lebte ein einzelnes Rentier an diesem Gestade. Bei der Annäherung von Menschen nahm es das Wasser — das un-

endliche Polarmeer — an, es schwamm gewandt, aber so hoch, daß sein Spiegel aus dem Wasser hervorrage. Es wurde im Wasser photographiert, dann geschossen und schließlich gegessen — Rentierschickfall!

Eine der schönsten Ausbeuten jagdlicher Natur hatte der heutige wohlbestallte mecklenburgische Oberförster Herrn von Stralendorff. Wir hatten die rein arktischen Gegenden schon hinter uns und lagerten auf der norwegischen Walfischstation Skarrö. In der kleinen Villa des Besitzers befand sich ein ausgestopfter Seeadler von mächtiger Spannweite. Rede gab Gegenrede: diese Adler kamen hier vor, wie man uns erzählte. Draußen aber entdeckte Herr von Stralendorffs geübtes Jägerauge einen winzigen Punkt über den blauen Bergen, er hatte sich nicht getäuscht: es war ein Seeadler. Und wacker ging er mit dem braven Hund, der unsere ganze Expedition begleitet hatte, auf den fernen Punkt zu, und als der



Schwimmendes Rentier bei der Martensinsel.

Adler auf den Grund stieß, gelang es dem trefflicheren Schützen, das Prachtexemplar, das zwei Meter dreißig Flügelbreite hatte, herabzuholen. Heute schmückt der Adler nun schon lange sein trautes Jägerheim — eine köstliche Trophäe, die dem unermüdligen Weidmann wohl von Herzen zu gönnen ist.

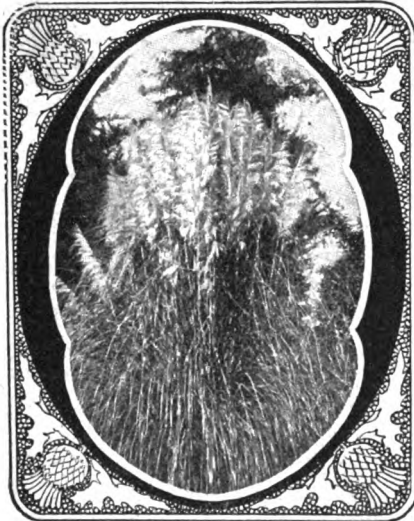
Nimmermehr aber vergißt man den Zauber und

die machtvolle Poesie der arktischen Gegenden. Ich habe die Tropen auch gesehen, dort, wo sie am wunderbarsten sind, in ihrer Fülle und Ueppigkeit, aber auch in ihrem Gift und ihrer schleichenden Gefahr: Reinheit, Köstlichkeit und Gesundheit sind aber nur dort oben, wo der ewige Schnee in unbesiegender Reinheit glänzt.

Reinhold Cronheim.

Riesen der Pflanzenwelt.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen.

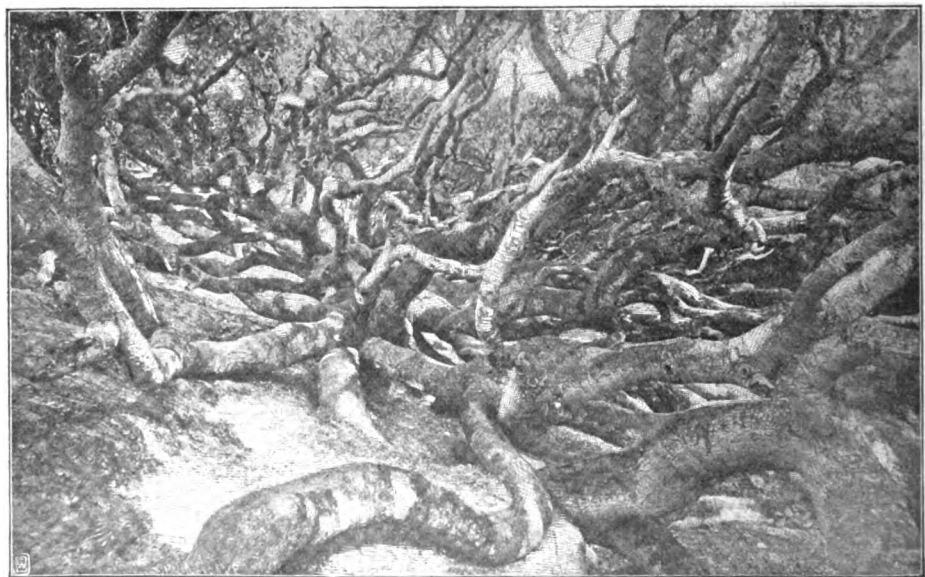


Pampasgras (Kalifornien).

ohne Zweifel übt der Anblick eines alten Baumes auf das Gemüt jedes Naturfreundes, einen mächtigen Einfluß aus: er weckt historische Erinnerungen, man vergegenwärtigt sich, wer alles wohl unter seinem Schatten geruht haben, welcher Ereignisse Zeuge er gewesen sein mag. Hat der Baum eine ungewöhnliche Stärke, so geht die Phantasie dem Beschauer leicht durch, und er läßt Jahrhunderte an seinem Auge vorbeigleiten, er schaut zurück in die graue Vorzeit des Landes, während, daß schon damals der Baum gestanden, gelebt und gegrünt habe. Der richtige Maßstab fehlt meist, und man schätzt sehr oft das Alter des Baumes zu hoch. Eins der auffälligsten Beispiele hierfür bieten die beiden alten Eibenbäume im Garten des preussischen Herrenhauses, von denen man lange Zeit annahm, daß ihr Geburtstag in jene Zeit fielen, als die Reichshauptstadt noch ein Fischerdorf war, die dann aber, als sie kürzlich wegen des Neubaus verlegt werden mußten, sich noch gewissermaßen als Jünglinge entpuppten. Die Höhe eines Baumes ist nicht immer bezeichnend für sein Alter, viel eher schon sein Stammdurchmesser, der aber bei den verschiedenen Baumarten sehr verschieden ist. Eine sichere Schätzung des Alters eines Baumes gewähren allein die Jahresringe, die aber bei alten Bäumen häufig infolge Hohlwerdens des Stammes nicht sämtlich abgezählt werden können. Wie abweichend sich Höhe und Durchmesser bei den ver-

schiedenen Pflanzen verhalten, mögen einige wenige Zahlen zeigen. Die bis jetzt bekannnten höchsten Bäume wachsen in Australien. Es sind Fieberheilbäume (*Eucalyptus amygdalina*), die bis 152 Meter hoch werden, dabei aber nur einen Stammdurchmesser von acht Meter erreichen. Auch der nächsthöhere Baum, der kalifornische Mammutbaum (*Sequoia gigantea*), der bis 142 Meter Höhe erreicht, wird nur elf Meter dick. Dagegen erlangt die Platane bei nur dreißig Meter Höhe bis 154 Meter Umfang, die mexikanische Sumpfsypresse bei 38,7 Meter Höhe 16,5 Meter Umfang und die Edelkastanie gar bei 35 Meter Höhe 20 Meter Stammumfang. Das Alter der Bäume wird meist, wie gesagt, überschätzt. Sowohl der berühmte Baobab (*Adausonia digitata*), der nach Adausons Berechnung auf Grund der Dicke des jährlichen Zuwachses 5000 Jahre alt sein sollte, wie auch der von A. von Humboldt geschilderte, jetzt leider nicht mehr vorhandene Drachenbaum (*Dracaena Draco*) von Orotava, der gar 6000 Jahre alt sein sollte, sind sicher viel jünger gewesen. Auch die große Platane von Bujukdere bei Konstantinopel hat wohl kaum die ihr nachgesagten 4000 Jahre. Dagegen wurden mit ziemlicher Sicherheit als äußerste Altersgrenze berechnet für die Zypresse 3000, die Eibe 3000, die Kastanie 2000, die Stieleiche 2000, die Libanonzedern 2000, die Fichte oder Kottanne 1200, die Sommerlinde 1000, die Zirbelkiefer 500 bis

Umgestürzte lebende Eiche (Kalifornien)



Umgestürzte lebende Eiche (Kalifornien)



Der Mammutbaum „Grizzly Giant“ (Kalifornien).

700, die Lärche 600, die Kiefer 570, die Silberpappel 500, die Buche 300, die Eiche 200–300 und die Hainbuche 150 Jahre.

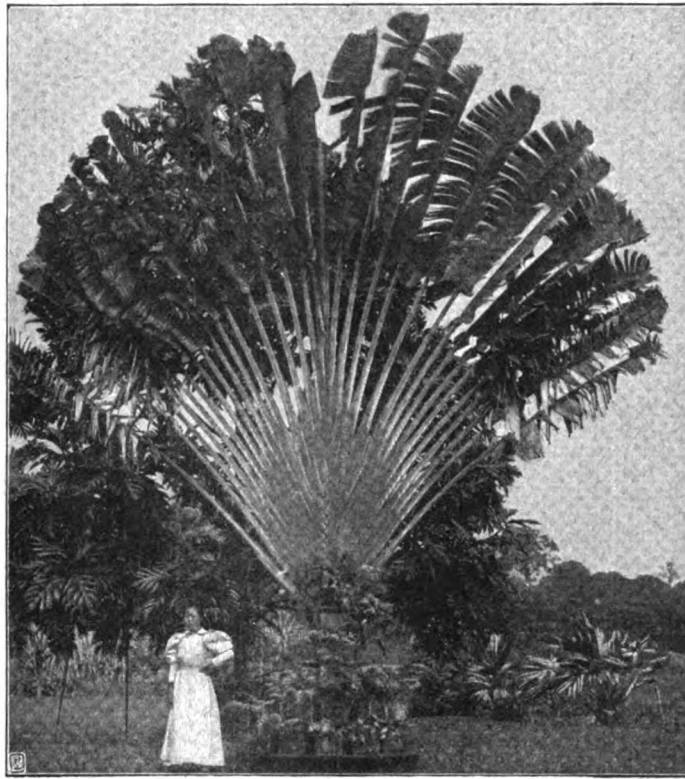
Dank der amerikanischen Reklame haben besonders die kalifornischen Mammutbäume eine gewisse Berühmtheit erlangt. Obige Abbildung zeigt uns einen der größten dieser Riesen, die eigene Namen erhalten haben, den Grizzly Giant, der einen Stammumfang

von 92 amerikanischen Fuß und einen Durchmesser von 53 Fuß hat. Im Berliner Botanischen Museum befindet sich ein elftes Segment eines Stammes dieser Art, der 1376 Jahresringe zeigt! Auffallend ist die gute Erhaltung des Holzes bis zum Kern.

Tropische Vegetation macht sich oft durch ihre gewaltigen Dimensionen bemerkbar. Nicht sowohl die Höhe und Dicke des Stammes, als vielmehr die mäch-

fige Entwicklung der Krone wirkt hier überwältigend. Tritt zu dieser Kronenentwicklung dann noch jene eigentümliche Erscheinung, daß von den horizontal abstehenden Ästen Luftwurzeln zur Erde wachsen, die schließlich gewaltige Dimensionen erreichen und dem Baum das Aussehen eines großen Säulendoms geben, wie es bei den Waringibäumen der Fall ist (Abb. s. unten), dann macht ein solcher Baum riese einen überwältigenden Eindruck.

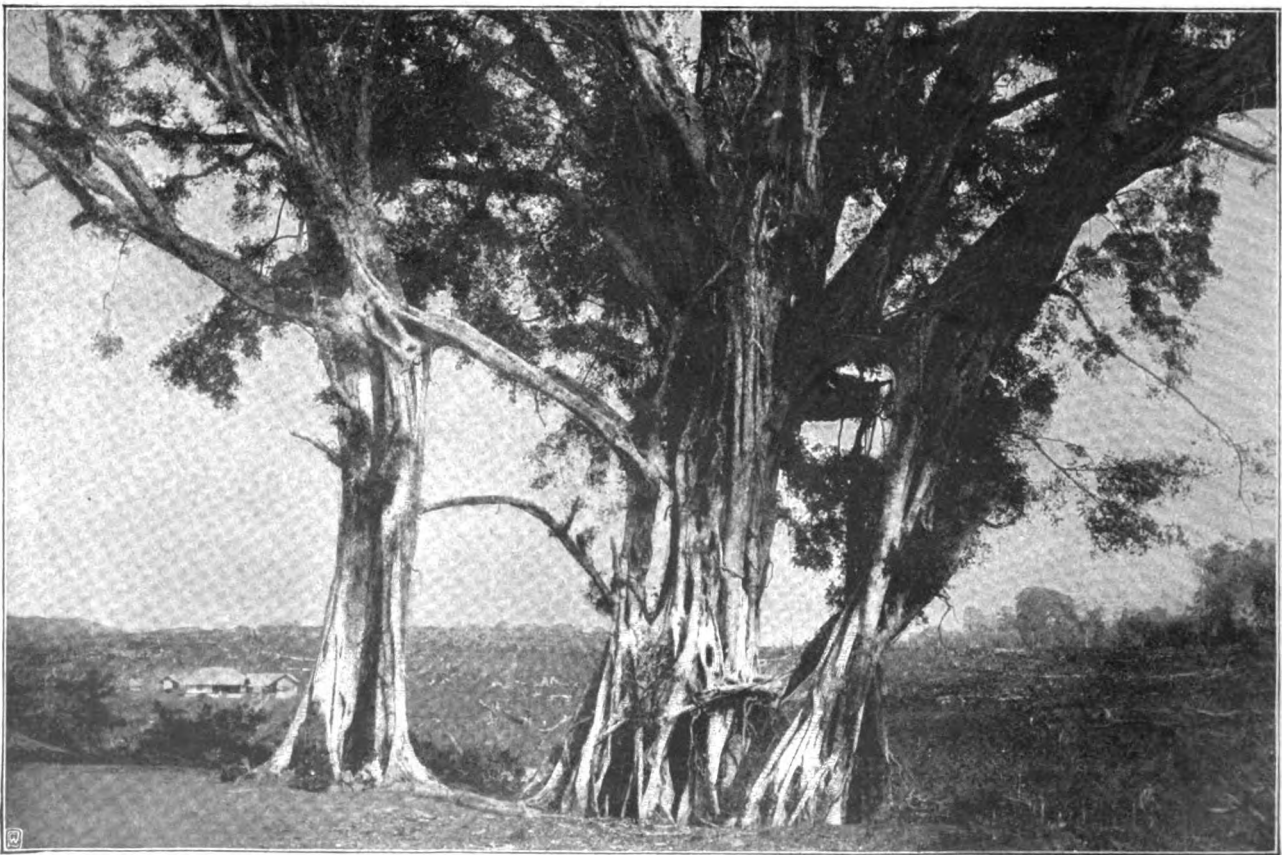
Riesen der Pflanzenwelt müssen aber auch jene Gewächse genannt werden, die nicht absolut, sondern nur relativ große Dimensionen erreichen. Allbekannt sind die kugelförmigen Kakteen, die ihrer schönen, großen Blumen wegen so vielfach kultiviert werden. Besitzt jemand davon einmal ein Exemplar von faustgröße, so glaubt er schon eine sehr starke Pflanze zu haben. Unser Bild (S. 1649) zeigt aber, daß so ein faustgroßes stacheliges



Der „Baum der Reisenden“ (Madagaskar).

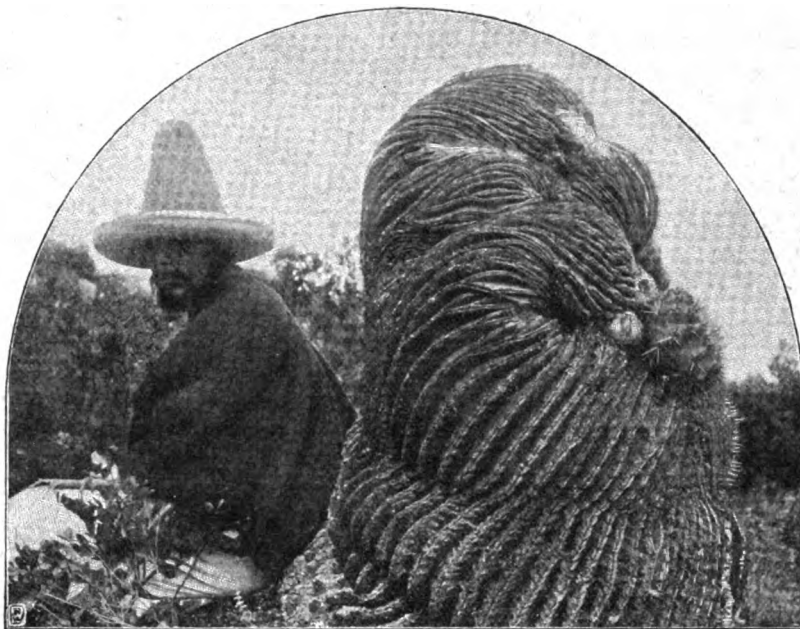
Ungeheuer doch nur ein Zwerg gegen die alten Riesen in der Heimat ist. Auch dem Pampasgras (Abb. S. 1646) muß man riesige Größe zusprechen, wenn man es mit unsern Wiesengräsern oder Getreidearten vergleicht.

Auf uns Nordländer, die wir nur an den Anblick mächtig großer Blätter gewöhnt sind, machen tropische Blätter leicht einen riesenhaften Eindruck. Die bekannte *Victoria regia* mit ihren zwei Meter im Durchmesser großen Schwimmblättern kommt uns deshalb immer noch als etwas Riesiges vor, während merkwürdigerweise die jetzt so vielfach angepflanzten *Musa*-Arten weniger stark wirken. Dagegen wird der mit letzterer Pflanze verwandte madagassische Baum der Reisenden (*Ravenala madagascariensis*, Abb. nebenstehend) durch die eigentümlich fächerförmige Stellung seiner gewaltigen Blätter stets einen riesigen Eindruck machen. Seinen



Heiliger Waringibaum mit stammartigen Luftwurzeln (Java).

Namen hat er von dem in seinen Blattachseln sich ansammelnden Wasser, das die Reisenden vor dem Verdursten retten soll. Uebrigens sind weder diese noch die Musablätter die größten im Pflanzenreich. Diesen Rang beanspruchen manche Palmenarten, so namentlich die Weinpalme *Raphia*, die bis 15 Meter lange Fiederblätter trägt. Unter den Palmen dürften auch die längsten Pflanzen anzutreffen sein, Verwandte unseres Rohrstocklieferanten, die bei nur geringer Stammstärke von wenigen Zentimetern sich als Lianen bis über 300 Meter weit durch das Geäst des tropischen Urwalds hinziehen.



Kiefiger Kugelkaktus (Westindien).

Ehrfurcht ergreift uns, wenn wir einem Riesen der Pflanzenwelt gegenüberstehn, dessen Alter uns unbekannt ist. Staunend bewundern wir die außerordentliche Lebensfähigkeit, die allen Unbilden der Witterung trotzt. Wehmut beschleicht uns, wenn wir einen solchen Riesen stürzen sehen, nachdem ihn das Alter vernichtet. Doppelttraurig aber werden wir gestimmt, wenn der Riese in voller Lebenskraft von einem verheerenden Wirbelsturm entwurzelt und umgerissen wird; selten nur kommt es vor, daß er, wie der auf unserm Bild S. 1646 wiedergegebene alte kalifornische Eichbaum, auch dann noch weiterlebt.

Dr. Udo Danmeyer.

Was der Vogel spricht.

Plauderei von Hermann Berdrow.

Tiefinnerste Wesensgleichheit, verbunden mit einer das menschliche Wissen überragenden Weisheit, sah im Tier jene Zeit, aus der Märchen und Sage einen schwachen Abglanz bis auf unsere Tage gerettet haben. Da pflegen die Vögel nicht nur miteinander der Wechselrede, deren Rätsel der moderne Tierpsychologe wohl auch heute noch zu ergründen sucht: der Mensch hörte sie vielmehr zu ihm selbst reden, und wer dieser Geheimsprache kundig war, dem spendete sie Rat, Warnung, Schicksalspruch. Da hält der Jäger Zwiesprach mit Wolf und Raben, seinen rauhen Weidgesellen; die Königstochter befragt des weisen Rosses Haupt; der Held, der den Drachen erschlagen, lauscht dem Rat der kleinen Waldvögel, und dem treuen Johannes offenbart sich sein herbes Geschick aus dem Geräusch der alten Raben.

Den kriegerischen Neigungen der Heldenzeit gemäß raten die geflügelten Seher vor allem zu Kampf und Beutezug. Dem jüngsten Sohn des Rig Jarl, wie er nach Knabenweise vogelfangend durch Röhricht und Wald streicht, ruft die Krähe vom Baum zu: „Knabe, du junger, was kurrst du Vögel? Richtiger wär's, auf die Rosse zu steigen, Schwerter zu schwingen, den Feind zu vernichten.“ Der Fink sang da sein: „Reit herzu!“ wie es in einem alten heraldischen Spruchgedicht heißt, und sogar der für unser Ohr nur Liebeslust und Sehnen atmende Sang der Nachtigall weckte vor Zeiten den Heldengeist und rief schlagfertigen Entschluß hervor.

Nun war freilich das Verstehn der Vogelsprache nicht jedem ohne weiteres gegeben. Es bedurfte seltsamer Mittel, diese Wundergabe zu erlangen, und bis-

weilen enthüllte der Zufall dem Glückskind das Geheimnis. Sigurd farnisbani versteht plötzlich das zukunfts kündende Gezwitzchen der Spechtmeisen, als seine Zunge zufällig das Blut des erschlagenen Wurms kostet. Nach isländischem Glauben mußte, wer der Vogelrede kundig werden wollte, einem Raben das Herz ausreißen und unter die Zunge nehmen. Bei den westlichen Slawen galt der Genuß von Schlangenfleisch für ein Mittel, in den Besitz dieser Gabe zu kommen, ein Motiv, das Baumbach in einem seiner schelmischen Spielmannslieder folgendermaßen verwandt hat:

Um Feuerherd der Frieder schürt
Die Glut mit einer Zange.
Was zischend sich im Kessel rührt,
Ist eine weiße Schlange.
Er schluckt und schlingt mit vieler Müh
Die graue Brüh.
Da wiro's im Kopf ihm wunderlich;
Jetzt weiß er, was der Vogel spricht.

Dem naturentfremdeten Städter, der längst der Märchenaugen, der Märchenohren verlustig gegangen ist, erscheint diese Auffassung der Vogellaute nur noch als eine primitive, wenngleich höchst poetische Naturanschauung. Für gewisse Kreise hat sie jedoch auch heute ihre alte Bedeutung noch nicht eingebüßt. Schon unsere kleinsten Beantworten in einer gewissen Periode ihres geistigen Erwachens den stummen Blick oder den eindringlichen Ruf eines unserer Haustiere nicht selten mit der Frage: „Was will es? Was sagt es?“ Während dieser kindliche Versuch, den Tierbrüdern menschlich näherzukommen, infolge des geringen Ent-

gegenkommens der Erwachsenen zumeist ohne weitere Folge bleibt, hat beim Landvögel die unaufhörliche und innige Berührung mit der Tierwelt wenigstens Reste jener Anschauung erhalten, und hier müssen wir nachfragen, wenn wir wissen wollen, was heute noch der Vogel in seiner eigenen Mundart spricht.

Zu den frühesten und unermüdetsten Sängern gehören die Finken, die ihre Sondernamen dem vorzugsweise ausgestoßenen Ruf und Futterlaut verdanken, der Edelfink seinem „fink, tink, tink, Frühjahr!“, der Grünfink dem langgezogenen „Schwunsch“, der Stieglitz seinem Lockruf „Didli“. Die kriegerischen Neigungen scheint der Fink vollständig eingebüßt zu haben und statt dessen, dem Zeitgeist huldigend, für die Freuden der Tafel zu schwärmen. So ruft er bei den Holländern: „Weet-je, weet-je mij van geenen dikken vetten prrreekheerrr“ (Wißt ihr mir keinen dicken fetten Maitäfer)? oder: „Weet-je, weet-je mij geenen biskwie-iet? 'kzing, 'kzing, 'kzing van buskewiet“ (Biskuit)! In Frankreich ist er zum fatten Bourgeois geworden, rühmt sich: „Je suis le fils d'un riche prieur!“ und schmettert den Parisern unermüdetlich sein: „Oui, oui, oui, oui, oui, je suis un bon citoyen!“ in die Ohren.

Mit den Finken wetteifert im Gesang die Schar der lustigen Meisen, überall den Bauer begrüßend und foppend: „Sijida, sijida, sijida!“ oder „Spiz den Schar, spiz den Schar!“ (d. h. den Pflugschar) ruft ihm die Kohl- oder Pinzmeise zu. Im Waldeckischen pfeift sie ihr „Schinkendieb, Schinkendieb!“, im Harz „Sick dich fer, sick dich fer“ (d. h. sieh dich vor!), in Nordwestdeutschland „Spinn dicke, spinn dicke!“ eine Mahnung an die Mädchen, gegen Ende des Winters die Flachsvorräte aufzuarbeiten.

Aus dem traulichen Gezwitz der Rauchschwalben klingt uns überall, nicht nur im Hoch- und Niederdeutschen, sondern auch im Dänischen, Schwedischen und Niederländischen der von Rückert in sein berühmtes Schwalbenlied aufgenommene Vers entgegen:

Als ick weg tog, as ick weg tog,
Was Schöne un sack vull;
Als ick wier kam, as ick wier kam,
Was alles verknickelt, verknackelt, vertiitert —

oder, mit ähnlichem Schluß: verslickert, verslackert, versliert — verquickelt, verquackelt, verheret un verteert. Underwärts ruft Schwälbchen: „Kittelchen sicken, Kittelchen sicken, hab aber keinen Zwiirn!“ und noch besser soll das Schwalbenlied in dem Vergilschen Hexameter: „Tityre, tu recubans patulae sub tegmine fagi“ wieder gegeben sein. Man sieht, die Vogelsprache ist international.

Nächst dem Schwalbenlied hat der Lerchensang Anlaß zu zahlreichen Deutungen gegeben. Die im Lenz emporsiegender Feldlerche scheint sich geradeswegs in den Himmel hineinsingen zu wollen: „Mein Vater ist im Himmel, da wollt ich auch gerne sein!“ Ermattet giebt sie's aber am Ende auf: „Doch ist's so weit, weit, weit!“ Die holländischen Lerchen, nicht ganz so tugendhaft veranlagt, singen im Emporsiegen zwar auch: „Zeezeken, zeezeken (Zeichen), open den hemel en laat mij in! 'k zal van mijn leven niet meer vloeken en zweren (werd in meinem Leben nicht mehr fluchen und schwören)!“ Da ihnen aber nicht aufgethan wird, so zetern sie beim Niedersteigen schon wieder lustig ihr „Sakkerdit, sakkerdit, sakkerdit!“

oder „Zielegods, zielegods, zielegods!“ Großes Wohlgefallen erwecken ihnen die schmucken jungen Dirnen. „Dat Wivertüch, dat Wivertüch, dat is jon niedlich Tüüch!“ oder „Ach wie hübsch, ach wie fein sind alle junken Mäken!“ singen sie im Braunschweigischen und werden sich kaum überzeugen lassen, wenn die erfahrene Schwalbe ihnen entgegenhält: „Wenn du se seihst, wie ick se seih, du mostest dik bräkn!“

Das Feld birgt noch einen andern Liebling des Volkes, die unscheinbare Wachtel. Ihren Einzug ins Korn feiert sie mit folgendem Marsch: „Kwidwidit, kwidwidit, kwakkel die int Koren zit! (Wachtel, die ins Korn zieht).“ Wie mannigfache Mahnungen ruft ihr in Daktylenrhythmus vorgetragenenes „Dickwerwid“ dem Lauscher zu! Dem kornschneidenden Landmann lautet es „Bück den Rück!“ — Böj din rygg! im Schwedischen — der Schneider bekommt ein „flick de Büg!“ der Wanderbursche ein „B'hält di Gott!“, der Bruder Studio sogar ein „Die cur hic“ auf den Weg.

Der gute Humor, den das gesiederte Völkchen ja auch in der Wirklichkeit stets und überall an den Tag legt, sowie nur die ärgste Bedrängnis vorüber ist, kommt in der Vogelsprache vielfach zum Ausdruck. Ein ganz frecher Bursche ist der Goldammer, der, seine eigene Schönheit mit dem Ruf: wie bin ich, bin ich so schön! bewundernd an den Vogel im Märchen vom Nachandelboom erinnert: Kywitt, kywitt, wat vör'n schön Vogel bin ick! Zur Winterzeit fleht er demütig: Bauer miet mich! Bauer miet mich! oder: Bur, Bur, loat mi in dien Schün! Im Sommer zetert er übermütig: Bauer, behalt deinen Dienst!

Ein guter Trunk spielt in der Unterhaltung der Vögel keine mindere Rolle als bei uns. Der Pirof, der Vogel Bülow, Schulze Milow oder „Bierhahn“, wie er anderwärts heißt, mahnt deutlich vernehmbar: Pflingsten Bier hol'n, ausaufen, mehr hol'n! Hinterdrein fordert er: Hast du gesopen, betahl och! Charakteristisch ist das Wechselsgespräch zweier Krähen, in dem das Getränk der beiden hungrigen Schwarzen wundervoll zum Ausdruck kommt. Ich weet ne Bra, weet ne Bra (einen Braten)! beginnt die erste. — War denn, war denn (wo denn)? — Hindern Barge, hindern Barge! — Is se fett, is se fett? — Knafendrö, knafendrö (knochentrocken)!

Mit den schmelzenden Strophen der großen Sangeskönigin, der Nachtigall, weiß der Volksmund nicht viel anzufangen. „Leide lei — ziküth, ziküth, ziküth!“ singt sie in dem Märchen von Jorinde und Joringel. Niederländer und Franzosen verknüpfen die einzelnen Strophen durch Worte zu schalkhaften Bildern häuslichen Lebens, die freilich unserer poetischen Auffassung des Nachtigallenschlages nicht entsprechen. Da singt z. B. der liebevolle Gatte: Mi wijf is altiit ziek ziek ziek, heel de weke en't sundags niet niet niet (mein Weib ist immer siech, siech, siech, die ganze Woche, nur sonntags nicht). Oder, echt französisch: Le bon Dieu m'a donné une femme que j'ai tant tant tant battue, que s'il m'en donne une autre, je ne la batterais plus plus plus — qu'un petit, qu'un petit, qu'un petit!

So möge denn diese Auslese aus dem reichen Sprachschatz unserer Sänger den Leser reizen, ihnen an schönen Sommertagen aufmerksam zu lauschen. Vielleicht, daß sie auch ihm ein Geheimnis offenbaren!





Schwimmübung beim Regiment des Grafen von Turin.

Dienstlicher Sport in der italienischen Armee.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Eine sportliche Veranstaltung, an der Kavallerieoffiziere fast aller Nationen teilnahmen, fand kürzlich in Turin statt. Ein italienischer Offizier, Kapitän F. Caprilli vom Regiment Genua, gewann den Ehrenpreis Kaiser Wilhelms II. für die Hochsprungkonkurrenz, auch im Weitspringen errang derselbe Offizier die Palme. In der Hochsprungkonkurrenz schuf der schneidige Reiter einen neuen Weltrekord; eine ebenso gewaltige Leistung war der Sprung über eine feste Barriere von 2 Meter 8 Zentimeter Höhe, wie im Weitspringen das Nehmen einer Hürde mit anschließendem Graben in einer Länge von 6 Meter 50 Zentimeter.

Manches Gesicht wurde damals in Turin lang und länger, manches Gemüt bang und bänger. Wer hätte eine solche grandiose Leistung gerade von einem italienischen Offizier ausführen zu sehen geglaubt, während der Italiener wie der Franzose nun einmal gerade nicht als Reiter und Pferdepfleger ersten Ranges gelten — wenigstens bisher in den Augen der sogenannten pferdeverständigen Nationen. Ja, die Zeiten haben sich eben geändert, und es thut not, das viele „Traditionelle“ in der Beurteilung fremder Armeen über Bord zu werfen und unzufangen das Neue zu prüfen. Aber welche Zeitung bringt denn auch bei uns etwas Großes

über fremde Armeen? Der Sachmann allein verfolgt das kleinste Detail.

Welch frischer Geist ist nicht in die italienische Kavallerie gefahren, wie wird nicht jeder Sport gepflegt, der irgendwie dazu beitragen könnte, frischen Wagenut Offizieren und Mannschaften einzuflößen! frisch und fröhlich reitet der Graf von Turin, Oberst und Kommandeur des 5. Kavallerieregiments Novara, querfeld, wirft sich in den Strom, und wie eine Schar losgelassener Teufel folgt ihm das Regiment.

Ein königlicher Prinz, scharf und schneidig, wirkt immer Wunder — und der Degenstoß, den der Prinz dem taktvollen forschungsreisenden Heinrich von Orleans im Duell für die Ehre der italienischen Armee versetzte, trug viel zu seiner großen Beliebtheit bei.



Der Graf von Turin bei einer Schwimmübung

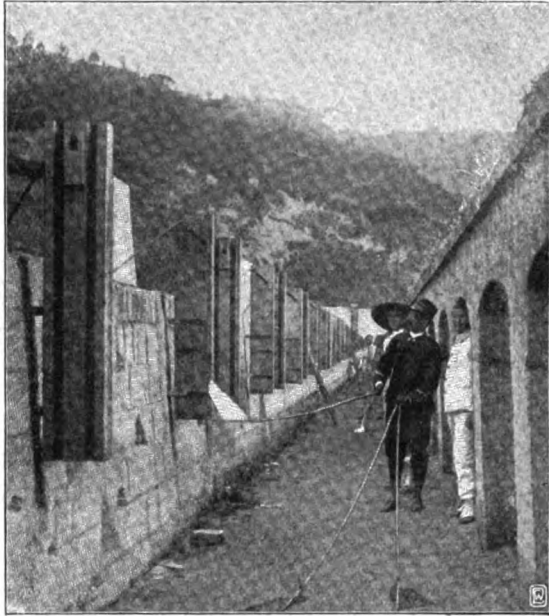
heit bei. Der Graf von Turin ist in der deutschen Armee nicht unbekannt, er steht à la suite des Garde-Kürassier-Regiments. Erst kürzlich war er der Einladung des Kaisers gefolgt und hatte den Kavallerieübungen auf dem



Nach Beendigung der Schwimmübung.

Truppenübungsplatz Alten-Grabow beigemohnt. In der Fechtkunst — ach, wie weit sind uns heute die Italiener überlegen, wie wirken aber auch Meister von der Form eines Cavaliere Pini, eines Luigi della Santa als Apostel ihrer vornehmen Kunst im Ausland,

licher Ausbildung zu erreichen. Ob das Hervortreten des Sportlichen, ich will nicht von Ueberwiegen reden, gerade zum Vorteil für die Ausbildung des einzelnen



Signaldienst im Schützengraben.



Gefechtsübung der Bersaglieri.

Photographische Aufnahmen von Charles Abénacar.

wie zeigen sie die Ueberlegenheit der italienischen Schule! Es herrscht überhaupt ein starker Zug zum Sport in der italienischen Nation, in der italienischen Armee. Der König besucht im selbstgelenkten Elektromotorwagen das Land, die Königin schießt wie ein „Junak“, wie ein „Grauer Falke der Crnagora“, die Königinmutter nimmt Bergriesen, und der Herzog der Abruzzen verliert fast Leib und Leben im höchsten Norden auf langen Expeditionen.

Daß so etwas abfährt, Stimmung und Schule macht, ist erklärlich, und in einzelnen Truppengattungen der Armee, bei den Bersaglieri und bei den Alpini, bemüht man sich rechtschaffen, das Höchste in sport-

Manne ist, lasse ich dahingestellt sein. Thatsache ist, daß ein frischer Zug in die Kolonne gekommen ist, und südländische Nationen vertragen eine tüchtige Portion Feuer.

Diese Bersaglieri, diese Elitetruppe in den Augen der Italiener von den in eisigem Schnee starrenden Alpenippen bis zur sonnenverbrannten sizilischen Küste begeistert juchzt das Volk seinen Lieblingen zu, wenn sie bei der Parade in dem ihnen eigenen Geschwindigkeit vorüberstürmen, den Oberkörper leicht vorgebeugt, nervig und flott, als hätten sie „den Teufel im Leib“; gleichsam die Verkörperung der militärischen Kraft des Landes in höchster Potenz. Dunkel, düster ist das Ge-



Alpenjäger im Gebirge.



Schneeschuhlaufen der Alpenjäger.



Ueberschlag mit dem Degen.

samtbild der Bataillone; der dunkelblaue Waffenrock, die weiten, in Gamaschen steckenden Beinkleider von der gleichen Farbe — schwarz sind sogar die Handschuhe der Mannschaften bei der Parade — werden nur wenig belebt durch die roten Armelaufsschläge und die breiten, roten Galons. Aber die Sonne spielt in dem dichten Busch schwarzglänzender Hahnenfedern, der an der rechten Seite des schwarzlackierten Rundhutes zu den raschen Schritten nickt, und die grünen Schnüre, die grüne Säbeltroddel — grün ist die international anerkannte Jägerfarbe — weisen auf die ursprüngliche Bestimmung der Truppe, auf das am meisten gepflegte Scharfschießen hin.

Dank dem Eifer der Offiziere und dank dem ausgesuchten Ersatz wird in sämtlichen zwölf Regimentern eine gute Schießfertigkeit erzielt. Kühn und wagemutig soll der Bersaglieri sein, will er sich seine Elitestellung in der Armee und im Volk bewahren; hierauf zielt aber auch die ganze Ausbildung hin. Dem Turnen wird besondere Aufmerksamkeit geschenkt, nur legt man weniger Wert auf eine streng geregelte, vorgeschriebene Ausbildung des einzelnen Mannes, man läßt Spielraum — selbst zu Kunststücken, wie es doch der Ueberschlag ist. Aber ein ganz klein wenig Theatralisches lieben die Italiener an ihren Lieblingen, lieben die Bersaglieri selbst, ob sie nun unter dem belebenden Fanfarengeschmetter ihres 36 Mann starken Hornistenkorps auf dem Exercierplatz eilen, im Manöver wie eine Schar losgelassener Teufelchen in malerischer Pose vom verkarsteten Klippenrand den abziehenden

Gegner mit Schnellfeuer überschütten, oder die letzten 5 Kilometer ihres Tagemarsches — 40 Kilometer in 8 Stunden einschließlich der Ruhepausen — im gleichen Tempo durchhalten.

Heiter, sonnig, lebhaft pulsierend ist das Temperament der Bersaglieri, der krassste Gegensatz zu ihren ernstesten Brüdern in St. Huberto, den Alpini, die weltfern, abgeschlossen in ihren Bergen, zwischen Schnee und Eis sitzen. Niemand kennt sie, diese wetterfesten, ernstesten Burschen, die unbeachtet ihren schweren Dienst an der oberitalienischen Grenze thun. Es ist wohl nicht allein das Pflichtgefühl, das sie zu den tollsten Touren, zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten antreibt. Auf der andern Seite des Alpenwalls nämlich, auf gut französischer Erde, sitzt ein Konkurrent, ein stiller, ruhiger Konkurrent, der französische Gebirgsjäger. Beiden ist die Sicherung des Alpen-

walls übertragen, beide liegen wie der Luchs auf der Lauer, jeder weiß vom andern, was er leistet, was er bisher geleistet hat. Aber was ich leisten kann, das weiß mein Comparsante nicht, denkt jeder — und er ruht nicht, er legt dem Freund etwas noch nie Dagewesenes vor, und das noch nie Dagewesene wird überholt bis —! Ein edler Wettstreit.

In den Hochalpen wird das alles ohne groß Geschrei, als etwas Selbstverständliches, abgethan, das Theatralische fehlt gänzlich.

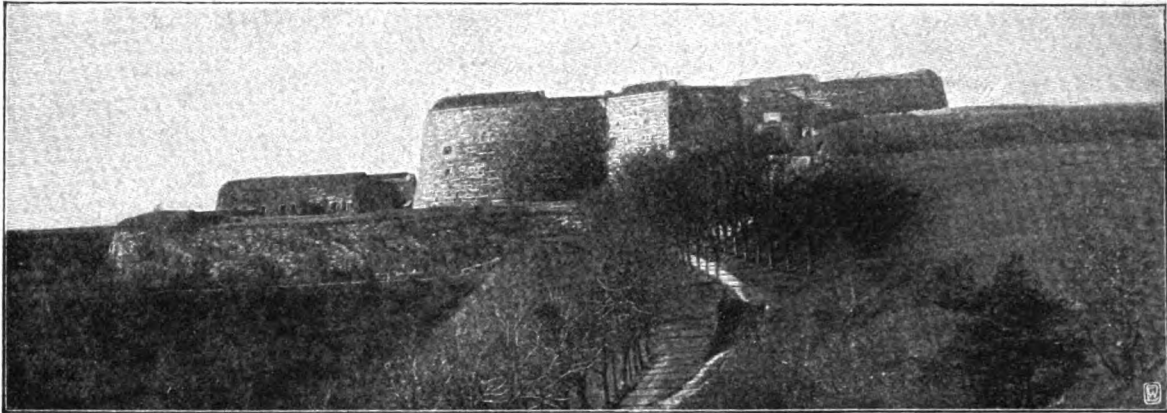
Vielleicht, daß darum die Alpini so wenig bekannt sind in ihrem eigenen Land? s. 6.



Saltomortale übers Seil.



Sprungübungen der Bersaglieri: Durch den Reifen.



Donjon, vom Hohenstein aus gesehen.

Silberberg und Fritz Reuter.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von S. Otte.

Die alte Festung Silberberg in Schlesien ist dem Verfall nahe. Ein Ausschuß hat sich gebildet, um durch eine Lotterie die nötigen Geldmittel für die Erhaltung des historischen Bauwerks zusammenzubringen. Friedrich der Große hat die feste mit einem Aufwand von acht Millionen Thalern erbaut (1765—77) und so seinen Kriegen mit Oesterreich ein stolzes Denkmal auf den schlesischen Bergen gesetzt. General von Schwerin hat sie in dem schweren Notjahr 1807 wider die Franzosen verteidigt und siegreich bis zum Friedensschluß behauptet.

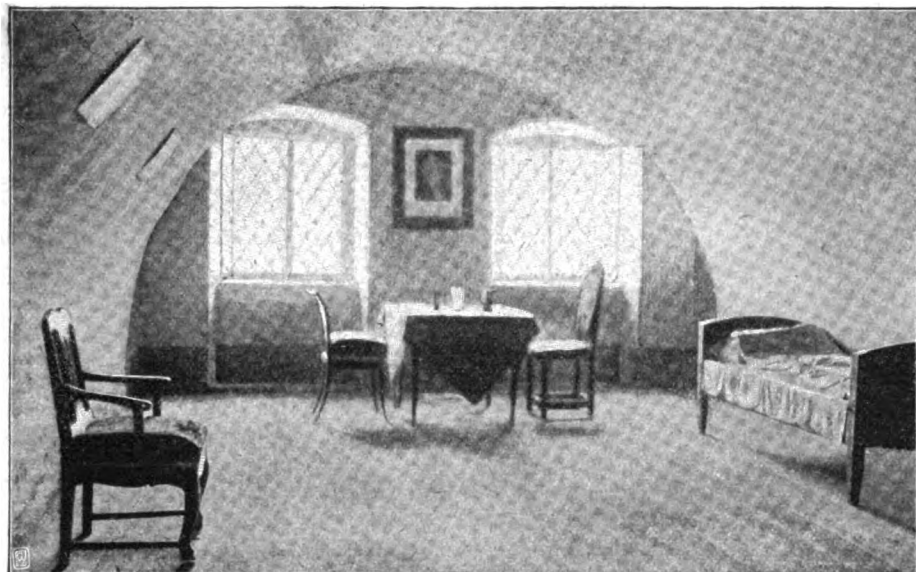
Doch auch eine weniger erhebende Erinnerung wird bei der Nennung der Festung Silberberg in uns wach. In ihren Kasematten, dem „Donjon“, hat einst einer unserer größten Dichter die trübste Zeit seines Lebens verbracht. Fritz Reuter hat in den Jahren 1834—37 als Untersuchungsgefangener dort „gefessen“ und auf das Endurteil in seinem Hochverratsprozeß gewartet. Die Zelle, in der er geschmachtet hat, ist erst vor kurzem nach den Angaben eines Leidensgefährten aus jener Zeit, des Geheimen Justizrats Wachsmut in Krossen, neu wieder hergerichtet worden. Der Raum hat das gleiche Aussehen erhalten, wie er es während der Haftjahre Reuters hatte. Die eine Wand schmückt ein lebensgroßes Brustbild des Dichters, und charakteristische Stellen aus seinen Werken sind angebracht, soweit sie sich mit dem Aufenthalt in Silberberg beschäftigen. Fritz Reuter hat wieder seinen Einzug in die alte, dumpfe Zelle gehalten, doch nicht als schwerer Staatsverbrecher, der durch seine Umtriebe „den preussischen Staat un den leinen Bundesdag bet dicht an den Afgrund bröcht“, sondern als Dichter und lachender Sieger, der eine Ehre und ein Stolz für seine deutsche Heimat geworden ist. Und die Reuterzelle dürfte ein Grund mehr sein für die Erhaltung der alten Feste Silberberg.

Am 12. November 1834 wurde der Studiosus Reuter als Untersuchungsgefangener nach Silberberg übergeführt. Er war bereits im Oktober 1833 verhaftet worden, während eines unvorsichtigen Aufenthalts in Berlin, und hatte zunächst in der Stadtvogtei und später in der Hausvogtei preussische Gefängnisfreunden kennen gelernt. Eine ungemein rücksichtslose Behandlung hatte er dort erfahren, besonders auf Veranlassung des Kriminaldirektors „Unkel Dambach“, wie er ihn in der „Festungstid“ nennt. Diesen düsteren Erinnerungen gegenüber versagt selbst der stets siegreiche Humor des Dichters, der sonst auch die schwerste Not mit einem fröhlichen Lachen zu überwinden weiß. Wenn er auf „Unkel Dambach“ und die Berliner Hausvogtei zu sprechen kommt, lodert noch in späten Jahren ein heller Zorn in ihm auf. Die Ueberführung nach Silberberg war deshalb auch für den Gefangenen gleich einer Erlösung, obwohl er es sich gefallen lassen mußte, wie ein gewöhnlicher Verbrecher von Ort zu Ort durch den harten Winter geschleppt zu werden.

Die Behandlung in Silberberg war besser und menschenwürdiger, und außerdem fand Reuter dort Leidensgefährten, besonders Wuthenow und den schon erwähnten Wachsmut. Er holte sein Zeichentalent hervor, das ihm über die schlimmste Einsamkeit hinweghalf, und begann auch einiges zu lesen und zu studieren. Aber mit seiner Gesundheit ging es hier bergab; die feuchten, düsteren Kasematten schwächten sein Augenlicht und griffen seinen guten mecklenburgischen Magen an. An den Vater berichtete er aus Silberberg: „Was meine übrigen Angelegenheiten betrifft, so kann ich dir nichts Tröstliches melden; meine Gesundheit ist sehr schlecht, an Arbeiten ist wenig zu denken, denn meine Augen halten es nicht aus; das Zeichnen, das einzige Vergnügen,



Donjonthor nach der Niederbaffion.



Die Reuterzelle im Donjon von Silberberg.

das ich noch hatte, habe ich seit zwei Monaten gänzlich unterlassen müssen. Mein Magen ist so schwach, daß ich wenig Speisen vertragen kann, und von Zeit zu Zeit leide ich an so heftigem Erbrechen, daß es zuweilen zwei Tage und Nächte anhält, bis endlich Blut kommt."

Dazu kam die fürchterliche Ungewißheit, in der Reuter sich über sein Schickal befand. Die Hoffnung, an Mecklenburg ausgeliefert zu werden und zu Hause mit einer gelinden Haftstrafe davonzukommen, mußte er allmählich aufgeben. Jahre vergingen dem Wartenden wie Ewigkeiten, und keine Entscheidung trat ein. Endlich, am 4. August 1836, fast drei Jahre nach seiner Verhaftung, gab das Kammergericht in Berlin die Urteile bekannt: über neununddreißig Studenten hatte es die Todesstrafe verhängt, und zu ihnen gehörte — Fritz Reuter! Doch auch jetzt noch gingen Monate ins Land, bevor Reuter und seine Festungsgenossen ihr Schickal erfuhren. Gerüchte von draußen drangen ja selbst durch die dicken Kasemattenmauern, gemunkelt wurde so mancherlei — aber keine Gewißheit kam! Erst am 28. Januar 1837, nachdem wiederum fast ein halbes Jahr unter Hängen und Bangen verfloßen war, wurde den Gefangenen von Silberberg ihr Urteil verlesen. Gegen Reuter lautete es auf die „einfache Todesstrafe, die Strafe des Beils“, die aber zugleich durch königlichen Gnadenakt in dreißig Jahre Festungshaft umgewandelt wurde. Mit welchen Gefühlen er diese Gnade entgegennahm, hat er später in der „Festungstid“ geschildert: „Awer

drei Johr hadd ick all seten: ik was taum Dod verurteilt; dat hadden sei mi schenkt, äwer dorför hadden sei mi dörting Johr festung schenkt. So'n Present kann keiner richtig tarieren, as einer, dei all drei Johr un ihrst drei Johr seten hett. De Utsicht was slimm, die Insicht slimmer."

Reuters Bleiben in Silberberg war nun nicht mehr lange. Bereits im Februar 1837 ward er nach der Festung Glogau „versezt“, und mit der Ueber-siedlung dahin, unter dem Ehrengelcit eines preußischen Gendarmen, beginnen die bekannnten Schilderungen der „Festungstid“. Von seinem Aufenthalt in Silberberg spricht er nur wenig und selten; es hat fast den An-

schein, als scheue er sich, diese Erinnerungen wieder zum Leben zu erwecken. Er muß viel dort gelitten haben, seelisch noch mehr als körperlich. In den Kasematten von Silberberg hat er Jugend und Zukunft begraben — hat er alle Hoffnung dahinten gelassen. Schwere Kämpfe hat wohl die junge Seele gekämpft, ehe sie sich zur Ruhe gab und ihr Schickal geduldig auf sich nahm. Aber als ein rechter Mann hat Fritz Reuter dann aus seinem Leiden sich die Leiter gezimmert, auf der er zur Höhe emporgestiegen ist.

Einer seiner Silberberger Genossen, der mehrfach genannte Wachsmut, konnte ihm in späteren Jahren schreiben: „Du bist eigentlich das lebendigste Argument gegen die Todesstrafe; denn was hätte unser Volk an dir verloren, wenn man uns damals dem Urteil gemäß zum Tod verurteilt hätte!“

Paul Bremer.



Blick auf Silberberg.

Mutterstärke.

Erzählung von E. Vely.



Die Strohlagen sind in dem inneren Schloßhof aufgeschichtet; jeden Schritt sollen sie dämpfen. Ein ganz feiner Aprilregen rieselt darauf hernieder. Für Viertelsstunden, für Minuten hört er auf, dann jagt eine Wolke rasch weiter, und die Sonne lugt hervor. Sie übergießt alles mit hellem Schein, die Renaissance-mauern, in deren Nischen steinerne Ritter Speere schultern, den viereckigen Turm und den spitzragenden, der einer stillen Zeit angehört und dessen Bekrönung ein St. Georg mit dem Drachen bildet. Das feuchte Stroh sieht dann aus wie Gold.

Kein Geräusch, als das Tropfen aus den wunderlichen Wasserspeiern. Es ist, als hielten sie den Atem an, die schwarzgekleideten Männer und Frauen, die sich unter der Thorhalle sammeln, wo der Burgfriede zu sehen ist, das kunstlos bemalte Brett mit dem Beil und der blutenden, abgehauenen Hand: „wer dieser purg friden briggt, wird also gerycht.“ Sie haben zu sprechen aufgehört, als sie sich in Gruppen dem Thor nähern. Beamte mit ihren Gattinnen, Honoratioren aus dem Städtchen, die zu Hof kommen. Sie sehen sich an, alle verständnisvoll; bekümmerte Blicke und traurige Mienen begegnen sich. Weiter ab stehen auf dem freien Platz Dienstmädchen, Kinder, kleine Bürgerleute, des Regengeriefels nicht achtend, viele mit bloßen Köpfen. Wenn die Kinder fragen wollen, werden sie mit halben Lauten zur Ruhe gewiesen, noch eh die frischen Stimmen erklingen können.

Geradeaus zum Thorbogen mündet der breite Weg in den Park, wo uralte Bäume stehen. Sträucher beginnen dort schon zu knospen, und das Grün des Rasens kommt hervor. Mächtiger, uralter Epheu umklammert da, wo in der Ferne der Pfad steil zur Höhe geht, ein graues Gemäuer mit gotischen Fenstern, die auch bunt leuchten, wenn der Sonnenstrahl sie trifft. Es ist scharfer Erdgeruch in der Luft, und ein leiser Duft geht aus von den schwellenden Baumrinden. Ein paar Späßen huschen flügel Schlagend, den Regen abschüttelnd umher. Links beginnt die Hauptstraße mit dem Marktplatz. Da sind in allen Häusern die Fenster besetzt, stehen Leute auf den Treppentufen. Neben der Rolandssäule, die eine Berühmtheit des Städtchens bildet, hockt „das Bübche“, ein blöder Gemeindegänger von siebzig Jahren, und wickelt ein Bindfadentnäuel auf und ab, immer das gleiche, und kümmert sich nicht um die Leute und forscht nicht, warum sie sich ansammeln. An dem Pranger, dem Pfahl mit dem alten, verrosteten Halseisen, lehnt ein wunderhübsches, blondes Mädchen mit einem Burfchen in der Bergmannstracht des nahen Hüttenwerks. Er hält ihre Hand. Zuweilen zieht sie sie aus der seinen und wischt über das regennasse Gesicht.

Manche blicken nach dem Stadtturm drüben; man sieht die großen und kleinen Glocken durch die Öffnungen der Schalllöcher. Aber sie bleiben stumm.

Geräuschlos, totenstill ist es in den Gängen des Schlosses. Hier und da taucht ein Diener auf; mit den Filzsohlen an den Schuhen gleitet er lautlos über die Teppiche. Wenn die Sonne durch die bunten Fenster blickt, giebt es ein zitterndes Farbenspiel an den Wänden, auf dem Boden, über die Ahnenbilder und Laternen, die bunten Fresken und die ernsten Gobelins hin.

Die Fürstin, schwarzhaarig, schlank und ganz blaß, mit tiefen blauen Ringen unter den großen Augen, steht mit dem Leibarzt und zwei Professoren von der nächsten Universität in dem Feldherrnzimmer, das so nach einem Helden der Familie heißt, der streng und ernst aus einem breiten Goldrahmen von der Wand herabsieht. Er hat ruhmreiche Thaten im dreißigjährigen Krieg vollbracht, sein Name glänzt in der Geschichte. Er hat ein Standbild in der Stadtkirche, und in der Familie heißt er: „Unser großer Hugdietrich.“

Und in den Städten und Dörfern des Fürstentums ist er der Held mancher Erzählung, und ein Lokaldichter hat ein Buch in Versen über ihn geschrieben.

Blutrot sind die Wände gestrichen, und allerhand Trophäen und Fahnen hängen und stehen umher. Sein Panzerhemd, sein Helm, seine Eisenhandschuhe werden von Besuchern angestaunt, und in einem Glaskasten liegt sein Gebetbuch.

Die Fürstin trägt ein knapp den Boden berührendes weißes Wollkleid, das am Hals, auf der Brust und an den Ärmeln mit Spitzen verziert ist. Keinerlei Schmutz; der schwere Haarknoten ist am Hinterkopf mit einem Elfenbeinkamm gehalten. Der wellige Scheitel umrahmt eine freie Stirn und legt sich tief an den Schläfen hinunter.

Ihre Altstimme fragt halblaut: „Sie sind zufrieden? Sie sagen die Wahrheit, meine Herren? — Sie müssen sie mir sagen, die volle Wahrheit!“ Mit einem Zusammendrücken der schlanken Hände: „Wie vorgestern! Von drüben!“ Und über die beiden Grauföpfe und den blonden jüngeren Mann gleitet ihr ängstlicher, forschender Blick.

Eine Verbeugung.

„Wenn keinerlei Aufregung —“

„Dafür steh ich!“

„Keine Komplikation —“

„So hoffen wir!“ schließt der Dritte.

Ein langer, schwerer Atemzug.

„Aber Durchlaucht selbst sollten —“ Sie macht eine leichte Bewegung.

„Gerade jetzt —“

„Gerade jetzt,“ wiederholt sie, und ihre Augen richten sich nach dem Fenster — „bin ich — stärker wie je. Vertrauen Sie mir, meine Herren! Lassen Sie mich wieder zu ihm —“ Und sich aufrichtend: „Denn ich will es, muß es! Also lassen Sie mich!“

Die Fremden sehen den Heimischen an. Er hat ein kaum merkliches Zucken der Augenlider, und sie sagen nichts mehr.

„Gerade jetzt! Zehn Minuten — eh —“ Die schlanke Frau bricht wieder ab, ein Tuch, das sie in der Hand hielt, schiebt sie in den Gürtel. Ihre Bewegungen bleiben gemessen, vornehm. „Unser guter Superintendent, meine Brüder und Schwäger wollten mich vorher noch sprechen. Ich habe es abgeschlagen. Ich will sie nicht in Gefahr bringen. Ich könnte auch nicht einmal ihre Teilnahme —“ Da bricht sie ab und neigt grüßend, entlassend den Kopf — „Er darf nichts argwöhnen.“ Und plötzlich ist der kummervolle Ausdruck aus ihren Mienen fort, wie ein Lächeln legt es sich um ihren Mund.

Sie geht durch das Zimmer, ganz aufgerichtet, dann durch noch eins, hebt den Vorhang, der die Thür bekleidet, und tritt ins Krankengemach. Als sie dem Bett nahe ist, kommt der Sonnenschein und übergießt sie mit vollen Strahlen.

„Blanda!“

Sie lächelt nun wirklich und legt den Finger auf den Mund. „Du, nicht — ich will dir erzählen —“ und in den Sessel sinkend, der jenseits des Fußendes des Bettes steht, und der Schwester, die sich drüben erhoben, und dem Kammerdiener ein Zeichen machend, daß sie ihre Plätze wieder einnehmen sollen, fährt sie in leichtem Ton fort: „Ganz zufrieden, die gestrengen Herrn! Außerst zufrieden, mein Herr Gemahl. Ich habe einen Kampf mit ihnen bestanden — da drüben, weißt du, in dem Feldherrnzimmer. Sie wollten mich schon diese Nacht von der hübschen Chaiselongue verbannen — aus deiner Nähe. Habe opponiert —“

Der kranke, blasse Mann versucht auch ein Lächeln. „Blanda — gut!“

Nicht das gewöhnliche Schlafzimmer, der weißgoldige Frühstücksalon ist's, in dem das Ehepaar den Morgen- thee zu nehmen pflegt, wo das Krankenbett steht. Viel Raum, Luft, Licht, Freundlichkeit, keine schweren Vorhänge, Stuck in Weiß und Gold, Fruchtstücke darstellend.

Guido Renis Aurora in Pastell ist das einzige Bild, in der Wandfüllung über dem Kamin angebracht. Allerlei weißglaziertes Krankengerät steht jetzt dort, wo sich sonst der Zeitungstisch befindet.

„Rekonvalescenz — aber Geduld haben!“ mahnt die Fürstin.

„Und unser Liebling?“

Sie nickt. „Ja, ja —“

„Unser Hugdietrich?“

„Hat's gut, Otto — gut!“ Sie lächelt wieder.

„Aber — er wird dich entbehren —“

„Er — entbehrt mich nicht!“ spricht sie zwischen den Zähnen hin, während ihre Rechte den vergoldeten Knauf des Bettes umfaßt.

„Der arme Junge — doch, doch! Du sahst ihn nun schon — wie lange nicht?“

„St!“

„Man bringt dir immer Nachricht?“

„Ja, Otto! Aber, du sprichst zu viel!“

Ein eigensinniger Zug kommt in das Gesicht des Liegenden. Mit den abgemagerten langen Fingern wühlt er ungeduldig in dem rötlichen Bart.

„Wenn ich doch besser bin?“ und nach kurzem Luft- ringen: „Wenn keine Ansteckungsgefahr mehr ist —“

Geduldig und sanft spricht sie zu ihm herüber: „Man muß vorsichtig sein!“

Eine Pause. Der Blick der blassen Frau wendet sich ab, gleitet nach der Gestalt der Pflegerin in dem schwarzen, faltigen Kleid und dem Gesicht des treuen Lorenzen mit seinen Kummerfalten.

„Blanda, wenigstens von weitem könntest du ihn doch sehen — von einem Balkon aus —“

Sie nickt.

„Und ihm zurufen!“

Wieder nickt sie. Lorenzen hustet drüben und wendet sich ab, den Kopf senkend.

„Und mir dann von ihm erzählen! Ja?“

„Ja!“

Mit nervöser Hast: „Gleich! — Geh gleich, bitte!“

„Gleich!“

„Und ruf ihm einen Gruß vom Vater hinüber!“

Sie steht auf, ganz gehorsam. Dann blickt sie nach der Uhr mit dem Lapislazuligestell — und wie eine Erstarrung überfällt es sie. Die Süße scheinen sie nicht vom Fleck tragen zu wollen.

„So — verlier doch keine Zeit, Blanda!“ bittet der Liegende, wie ein ungeduldiges Kind.

„Nein, Geliebter, nein!“ sagt sie, und doch ist es noch immer, als könne oder wolle sie sich nicht rühren. Wie eine Steingestalt steht sie da am Fußende.

„Ich möchte auch in die schöne Sonne hinaus!“ sagt der Kranke.

Mit abgewandtem Gesicht geht sie nun endlich. Im Nebenzimmer ist auch eine Uhr, nach der sie hinsieht. „Noch drei Minuten — dann! Man ist pünktlich hier!“

Mit dem Tuch wischt sie den kalten Schweiß von der Stirn. Ihr Atem kommt stoßweise. Aber sie kann vom Platz, sie hat schon das Feldmarschallzimmer, das jetzt leer ist, erreicht. Nach Hugdietrich hinüber sagt sie: „O du! Was sind eure Kriegsnöte und Heldenthaten!“ Und die Stimme ersticht ihr.

Dann hinaus in die berühmte Marmorvorhalle mit der riesigen Treppe, die der schönsten der Welt, der des Kapitols mit ihren drei Etnien, nachgeahmt ist. Die volle Höhe des Schlosses weist der Raum auf, und der Treppenabsatz, von dem die Marmorstufen rechts und links niedergehn, bietet Platz für Abpielung ganzer Festlichkeiten. Hier hat sie als einziehende Erbprinzeß den Willkommengruß des alten Fürsten erhalten — und überall waren Rosengewinde, und Rosenduft durchzog die Halle, und Frauenchöre sangen — Jugend, Schönheit, Freude spiegelte das alte, große Venetianerglas wieder, das die ganze Rückwand bekleidet. Auch eine Sehenswürdigkeit, die man früher angestaunt, als ein verschwenderischer Vorfahr das Schloß gebaut hatte. Der Spiegel wirft alles da unten zurück, wenn die Doppel- thür geöffnet ist, wie sie heute befohlen hat: den Schloßhof, den Durchblick durch die Chorhalle, den Parkweg, die Häuser links, das Mausoleum auf der Höhe.

Eine Sekunde lang sieht sie sich wie damals in rosenrotem Kleid, den geliebten Mann neben sich, beide der Mittelpunkt festlicher Freude. Tief in die Lippen beißt sie die Zähne, dann sinkt sie in die Knie, faßt mit den Händen je eine von den Stützen der goldenen Wappenschilder, die die Fassung des Spiegels halten, und blickt, den Rücken der niederen Balustrade zugewendet, hinein. Und noch ein paar Sekunden — da bewegt es sich über den Schloßhof, vom Prinzenflügel her, lautlos über die gelbe, feuchte Strohschicht.

„Jetzt! Jetzt!“ stöhnt sie leise.

Es blüht hell auf in der Sonne, das Kreuz, das der Schloßkantor voranträgt, dann die sechs Schloßsoldaten mit altertümlichen Hellebarden und eisernen Kappen. Nun der Superintendent, den weißen Kopf tief gebeugt, die Hände über einem Buch gefaltet. Jedem Schritt sieht man an, wie schwer ihm der Gang wird. Er geht ja auch eines Hauses erlöschener Freude, erstorbener Hoffnung voran.

Klar kann sie es denken, ganz klar.

Und sie sieht weiteres, deutlich, ganz deutlich: Fahnen, alte Schilde, Kränze — und dazwischen, darüber, hoch auf den Schultern von Trägern auf der Bahre, mit roter Sammetdecke umhüllt, den Sarg. Ihres Kindes Sarg! Des einzigen, das sie besessen hat, das sie je besitzen wird. Der Erbe des Landes, das Glück ihres Gatten, der Stolz ihres Herzens! Ihr liebes, liebes Kind, ihr Hugdietrich. Hingerafft von der tödlichen Krankheit, der ihr Mann widerstanden hat, von der er genesen soll, der nicht weiß, daß sie von einem Lager zum andern geeilt ist.

Hoch schwebt der Sarg über Fahnen und Häuptern. Uniformen hinter ihm, Brüder, Verwandte. Auch der, dem nun die Fürstenkrone zur Anwartschaft wird, kein Würdiger, Guter. Zu einem der Besten aber hätte sie ihren Hugdietrich erzogen, als solcher gab er sich.

Und nun liegt er in dem Schrein, den sie jetzt durch die Chorhalle tragen, lautlos, ohne Glockenklang. Dem sie nicht folgen darf, damit der Vater nichts ahnt. Sie muß sich stark machen. Es ist ihre Pflicht.

Sich stark machen! Fester die Finger um die Stäbe. Härter die Knie auf den Boden gedrückt! Schwarze Männer und Frauen unter dem Chorbogen, weiße Taschentücher; Schulkinder zwei und zwei. Jugend und Frische! Und ihr teurer Knabe — vor drei Tagen noch frisch — nun stumm! stumm!

Links herüber blüht dem Sarg das Wirtshauschild „Zum Prinzen Hugdietrich“ zu. Der Elfjährige las es stets, wenn er vorüberkam. Ihm zu Ehren hatte der neue Wirt es aus dem Hirschen umgetauft.

Sie weinen um ihren Jungen im Städtchen, wo sie den traurigen Zug sehen. Sie hatten ihn lieb und freuten sich seines artigen Grußes. Und alle nannten ihn: „Unsern jungen Hugdietrich.“

Sie dürfen weinen!

Ihr Auge muß trocken bleiben! O Qual! Qual! Nun steigt der Zug den Weg hman — die Purpurdecke mit den goldenen Ornamenten leuchtet in der Sonne.

Tief, ganz tief neigt sie den Kopf. An der Marmorschwelle ihn zerschellen zu dürfen — Nein! Nein! Der

da drinnen! Und Minuten um Minuten, immer das gleiche Bild, der höhersteigende Zug. Und ganz zuletzt eine nachtrottelnde Gestalt, die sie auch kennt: das schwach sinnige Bübche.

Die große Thüren des grauen Klosterbaus stehen offen.

„Jetzt! Jetzt!“

Nun ist das Rot fort, ist nur noch schwarzes Menschengewühl! Sie läßt los, tastet mit den Händen in der Luft, faßt dann nach dem Spitzengewirr, das über sie fällt, und zerreißt es. Wie die weißen Fetzen am Boden liegen, starrt sie darauf nieder, wischt über die Lippen, ein blutiger Tropfen bleibt an den Fingerfingern zurück. Hastig tilgt sie ihn mit dem Tuch, schließt, sich erhebend, die Augen eine Sekunde und meidet, als sie sie wieder öffnet, die glänzende Spiegelscheibe.

Nichts, als das leise Knistern des Regens auf dem Stroh im Schloßhof. Niemand hat sie hier gesehen — allein hat sie's durchgekämpft.

Aufrecht, nur aufrecht!

Ihre Schleppe schleudert das Spitzengekräusel rechts und links über den feurigroten Teppich hin. Sie tupft noch einmal auf ihre Lippen. Jetzt wird er schon ungeduldig auf sie warten, der ärmste aller Väter.

Aufrecht, nur aufrecht!

Und so geht sie den Weg zurück durch Korridore und Räume und tritt in das Krankenzimmer. Sie fühlt, daß Lorenzen und die Schwester sie prüfend ansehen. Sie will aber kein Mitleid; das, was sie eben ertragen — nein, das verträgt so etwas gar nicht.

Der Fürst hat geschlummert; die Eider sind noch geschlossen. Sie setzt sich auf ihren Platz. Da macht er eine Bewegung. „Du bist da? Ich fühle es! Sahst unsern Jungen?“ Und ehe sie antworten kann, ehe die gräßliche Starrheit sie verläßt: „Ist er geduldig? Hat er Freunde bei sich? Du hast doch dafür gesorgt, daß er nicht allein ist? Hast ihm gesagt, wie wir uns nach ihm sehnen?“ Und dann noch, während der alte Lorenzen wieder hustete und die Schwester Theodora die gefalteten Hände löst und über die Augen wischt: „Allein mag er ja nicht gern sein! Wenn ich ihn erst wieder haben darf, laß ich ihn gar nicht von mir!“

Sie kann nicht zurückbleiben, sie stürzt heran, die Hände nach ihm ausstreckend. Und wie sie seine beiden hält und er in ihr Gesicht blicken will: „Es geht ihm gut? Sag's doch!“ beugt sie sich herab und thut, was streng verboten ist, sie küßt ihn, mehrmals, und dann flüstert sie: „Gut! Er grüßt — er schickt das — das!“ Und legt den Kopf auf die Kissen, ihren wilden Schmerzensschrei zu ersticken. Die Finger des Kranken tasten nach ihrem Haar. „Bald haben wir uns alle wieder, bald!“

Mahnend tritt die Schwester heran. „Durchlaucht!“

Sie läßt sich willenlos nach dem Sessel hinführen. und Fürst Otto lächelt zufrieden und schläft wieder ein.

* * *

Das Stroh bleibt liegen, die Sonne hat es getrocknet.

Im Bett aufrecht sitzend, fragt der Fürst den Leibarzt: „Kommt denn die Fürstin heute wieder nicht? Ich meine, es ist schon der dritte Tag?“

„Durchlaucht, die Frau Fürstin bedarf der Ruhe — ernstlich. Die anstrengende Pflege!“

„Will mich ja auch bescheiden. Es ist nun bald alles besser. Darf sie denn jetzt zum Prinzen?“

„Sie ist bereits bei ihm, Durchlaucht.“

„Gut! — Der kleine Kerl! Den hat sie genug entbehren müssen! Gut! gut!“

Der Kammerdiener schlüpft hinter dem Arzt her durch die lautlos sich drehende Thür. „Herr Medizinalrat! Herr Medizinalrat!“ bittet er.

Der flüsternd Gerufene steht still. „Ja — Lorenzen! Sie sind wahrhaftig alt geworden in den Tagen! Kein Wunder! Wir fühlen es alle!“

Die Thränen rollen über das faltige Gesicht. „Unser Prinz! Unsere Fürstin! Und wenn's Durchlaucht nun endlich doch erfahren muß?“

Keine Antwort. Nur das Ticken der Uhr. Der Arzt zieht langsam an seinen Handschuhen. „Erst nach der Beisetzung. Das wird der schwerste Gang! Solch einen habe ich noch nicht gemacht. Hm! ja!“ und mit Zorn: „Daß sie auch noch gepackt werden mußte von der Würgerin. So tapfer, so tapfer! Lorenzen, das war eine Frau!“

Und der schlägt gegen seine Brust. „Weit und breit keine, wie die! Nicht in der Familie — und wo anders auch nicht!“ Dann ein tiefer Seufzer. „Ich

kenn doch alle, so viele Jahre. Länger wie Sie, Herr Medizinalrat, wenn Sie auch 'n Ortskind sind!“

„Ja, ja!“

„Unsereins sieht viel! Sein guter Engel war sie!“

Der eine blickt durch die Fenster in den Schloßhof nach den steinernen Rittern und der andere auf das Muster des Teppichs.

„Un' wenn sein Jähzorn, was 'n Erbteil vom Hochseligen war, kommen wollte, brauchte sie 'n nur anzusehen! Prinz Waldemar, an den die Herrschaft käme, der fürchtete sich ordentlich vor ihr. Dem sah sie so mit ihrem Blick auf den Grund der schwarzen Seele. Herr Medizinalrat, an Prinz Waldemar darf's doch nicht kommen. 'Ne Sünde wär's.“

Der Arzt sieht den alten, treuen Diener an. Dann legt er ihm die Hand auf die Schulter. „Das hat sie selbst noch bedacht, Lorenzen, mit letzter Kraft hat sie's auf einen Zettel für ihn geschrieben, so 'ne Art Testament. Ich habe ihn. ‚Wieder verheiraten! Kinder! — Hugdietrich und ich —‘ zu Ende ist sie nicht damit gekommen.“

Lorenzen horcht, nickt, sagt dann: „Wieder heiraten müssen wir — müssen wir — ja!“

Und dann knickt er zusammen und schluchzt und erschrickt selbst über den lauten Ton in den stillen Gängen des alten Fürstenschlosses.

Der frauenleseverein in Kopenhagen.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von Fred. Riise, Kopenhagen.

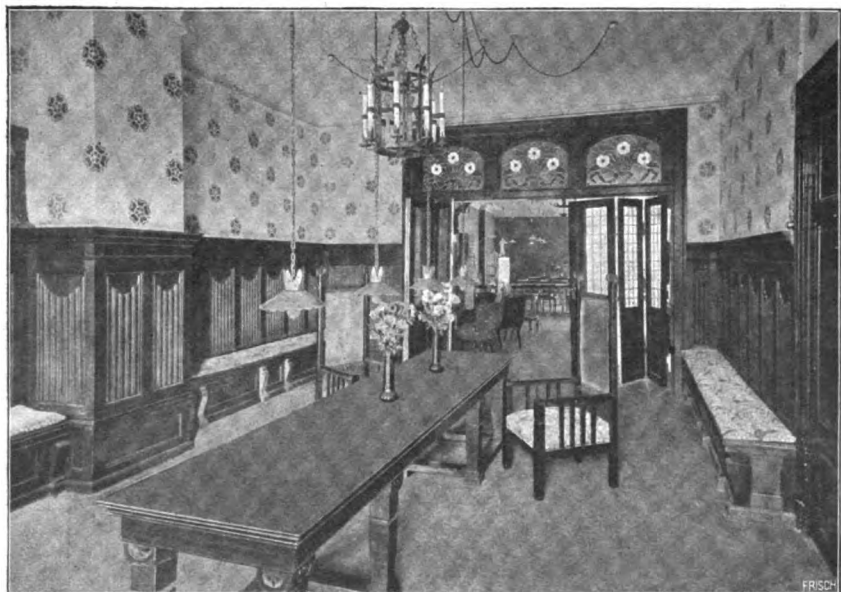


Fel. Sophie Alberti.

Unter der Frauenwelt Skandinaviens hebt man ohne Zweifel mit Recht die dänischen Frauen als diejenigen hervor, die am regsten an den Zeit- und Literaturströmungen des In- und Auslandes teilnehmen und sie eifrig verfolgen. Den sprechendsten Beweis dafür sehen wir in dem auf der ganzen Weltwohl einzig dastehenden

Frauenleseverein („Kvindelig Læseforening“) in Kopenhagen, aus dessen behaglich schönem Heim wir heute einige interessante Interieurs vorführen. Dasselbe umschließt eine Bibliothek von dem stattlichen Umfang von 200 000 Bänden, die von 2 000 Damen sowie deren Angehörigen so eifrig benutzt wird, daß im Jahr 1901 86 000 Entlehnungen verzeichnet wurden! Ueber die völlig modern eingerichtete Sammlung verschafft ein nach dem Dewey'schen Dezimalsystem geordneter Katalog, der gedruckt in den Händen aller Mitglieder ist, einen vorzüglichen Ueberblick. Die dänische Regierung bekundet ihr Interesse an dem Unternehmen durch einen jährlichen Staatszuschuß von 2 000 Kronen.

Rekapitulieren wir kurz die Geschichte des Vereins. Seine Begründerin war im Jahr 1872 Fräulein Sophie Petersen (gestorben 1874), die unter Assistenz ihrer Mitarbeiterinnen Frau Charlotte Klein und Frau Roosing eine bewundernswürdige Thatkraft in der Ueberwindung so vieler Vorurteile und Schwierigkeiten entsaltete. Es galt, die thörichte Furcht der Menge, die Frau könne allzu gebildet werden, zum



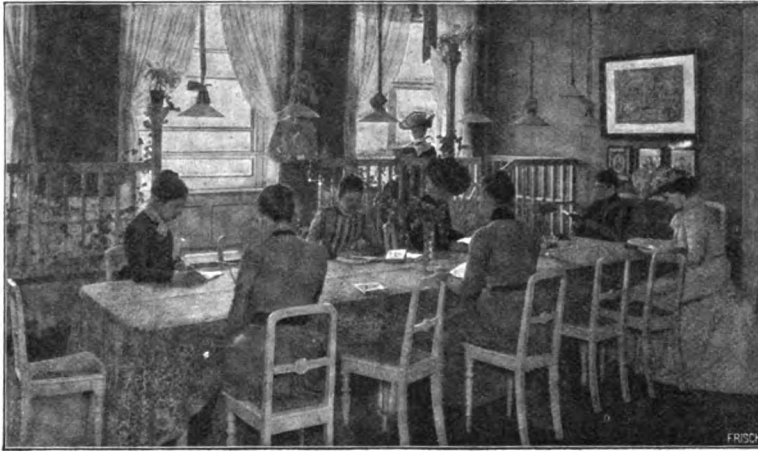
Vorfaal des Kopenhagener frauenlesevereins.

Schwinden zu bringen und auf das hinzuarbeiten, was die Begründerin in die Worte faßte: „Den Frauen den Zugang zu den Schätzen der Litteratur zu erleichtern, damit sie durch stille, ungestörte Beschäftigung mit diesen ihr Denken und fühlen, ihre ganze Lebensauffassung bereichern und so die Entwicklung ihres Charakters zu wahrer Persönlichkeit fördern könnten.“

Einen ganz besonderen Aufschwung hat der Leseverein genommen, seitdem er vor kurzem seinen Einzug in neue Räumlichkeiten halten konnte. Die Bibliotheksräume, die Lesezimmer und das ganz reizend eingerichtete Café sind in praktischer und



Bücherausgabe.



Lesezimmer.

stolz Mutter all der Herrlichkeit rühmen könnte, wiese sie nicht unser begeistertes Lob bescheiden zurück, gewährte mir noch ein Plauderstündchen bei einer Tasse Thee in der Konditorei. Sie ist die letzte in der stattlichen Reihe bedeutender dänischer Frauen, die als Leiter dieses Instituts unermüdlich an seiner Entwicklung arbeiteten, Fräulein Sophie Alberti, die dem Verein ihre reiche Begabung und ganze Sorgfalt und Zeit widmet. Fräulein Alberti, die Schwester des dänischen Justizministers, ist wie geschaffen, zu repräsentieren. Wer einmal das Glück gehabt hat, an einem Vortragsabend, wie ihn der Verein von Zeit zu Zeit seinen Mit-

gliedern bietet, teilzunehmen, wird nicht so bald die zwanglose und doch echt vornehme Stimmung vergessen, die da

ästhetischer Hinsicht mustergiltig. Vor allem gilt dies vom Journalzimmer, in dem 55 Zeitschriften ausliegen.

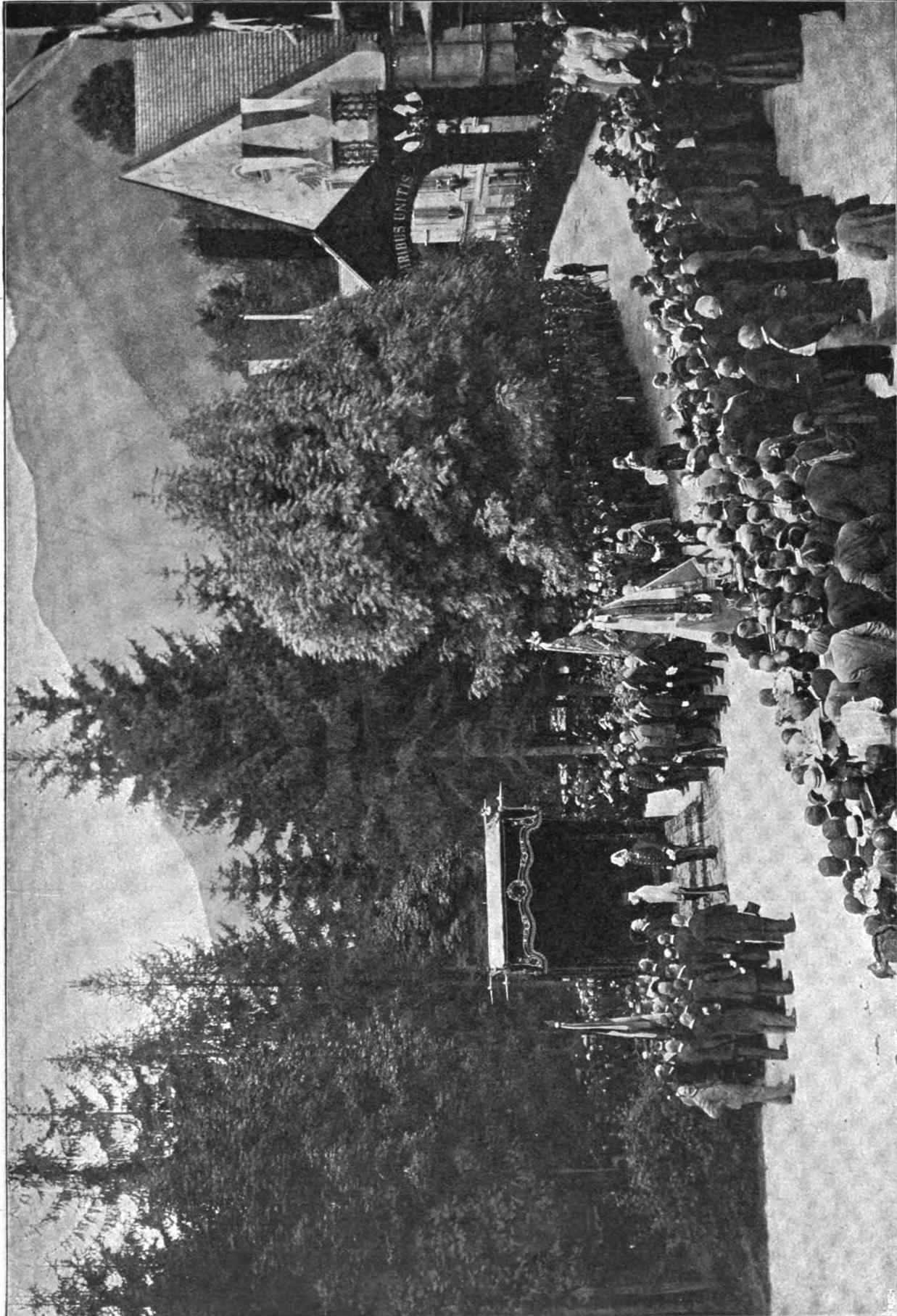
Die liebenswürdige Herrscherin in diesem Reich, die sich über dem Ganzen herrscht.

S. K. Hugason.

Bilder aus aller Welt.



1. Professor Ranke-München. 2. Dr. Schmeltz, Direktor des Museums zu Leiden. 3. Dr. Baron Andrian Warburg-Wien. 4. Geh. Rat Prof. Waldeyer-Berlin.
Exkursion der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft nach Holland: Besuch im Ethnographischen Reichsmuseum zu Leiden.
v. d. Stod, Leiden, phot.



Rechts vom Kaiser Statthalter Graf Clary.

Kaiser Franz Josef in Hulfsee: Ansprache des Bürgermeisters Bötzfauer.

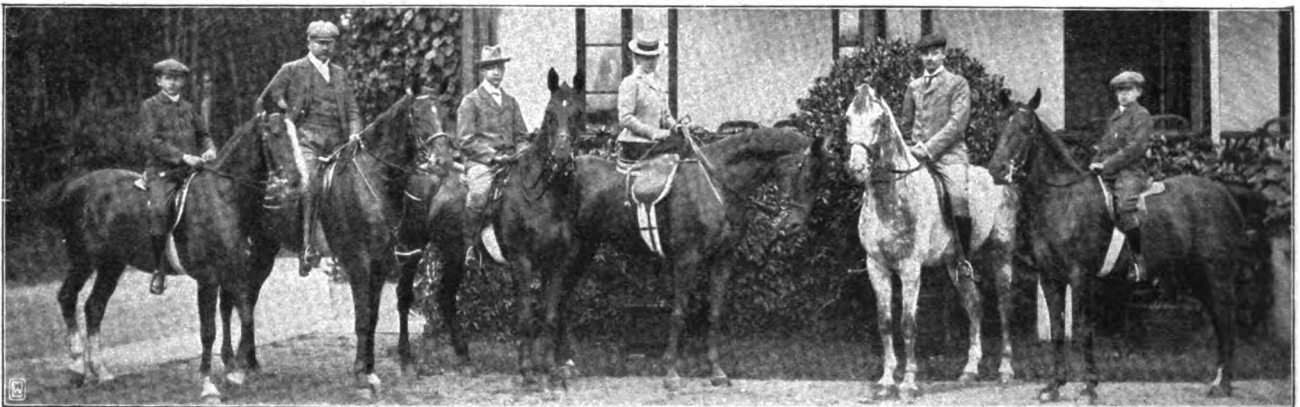
III. Hofer phot.



1. Fürstin Anna Maria v. Schaumburg-Elpe. 2. Großfürstin Konstantin von Rußland.
fürstliche Badegäste in Bad Langenschwalbach.



Prinz und Prinzessin Biron von Kurland
in Baden-Baden.
W. Kurgemüller phot.



Von links nach rechts: Prinz Reuß Sohn, Prinz Reuß Vater, Herzog Bowin, Prinzessin Reuß, Großherzog von Mecklenburg, Prinz Reuß Sohn.
Der Grossherzog von Mecklenburg und seine Verwandten in Heiligendamm.
H. Beckmann phot.

Schluss des redaktionellen Teils.

Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher*) entspricht Odol zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.

Wer Odol consequent täglich vorschriftsmäßig anwendet, übt die nach dem heutigen Stande der Wissenschaft denkbar beste Zahn- und Mundpflege aus.

Der Geschmack des Odols ist köstlich erfrischend.

Das Dresdener Chemische Laboratorium Lingner ist das größte Etablissement der Erde, welches Mundwasser herstellt.

Der Odol-Patentflacon ist eine Zierde für jeden Wasch- und Toiletteisch.

Um Jedermann auf wohlfeile und bequeme Art Gelegenheit zu geben, sich von den wohlthätigen Wirkungen des Odols auf Zähne und Mundschleimhaut selbst zu überzeugen, wollen wir Jedem, der eine Mark in Briefmarken einschickt, eine kleine Flasche (Original-Spritzflacon) Odol direct franko zur Probe zustellen lassen.

**DRESDENER CHEMISCHES LABORATORIUM
LINGNER**

DRESDEN.



*) Auszüge aus diesen wissenschaftlichen Veröffentlichungen senden wir Jedem, der sich dafür interessiert, auf Wunsch gern kostenfrei zu.

DIE WOCHE.

Nummer 36.

Berlin, den 6. September 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 36.

Die sieben Tage der Woche	Seite
Umichau	1663
Theater	1663
Das neue Sadaßila	1664
Namerecht und Namensänderung	1665
Unsere Bilder	1666
Spiel und Sport	1669
Das Buch der Woche	1669
Die Toten der Woche	1670
Börtenwoche	1670
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1671
Das Herrschaftsgebiet der Sprachen. Studie von Dr. Franz Oppenheimer	1679
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1681
Am Morgen. Gedicht von Wilhelm von Scholz	1683
Schwachsinnige Kinder. Von Dorothee Goebeler	1685
Das Ganze hält! Mandarbertrachtungen von Richard Schott. (Mit 5 Abbild.)	1687
Die mohammedanischen Länder des Jazens. Momentbilder aus Innerasien vom Orientaler Oskar Jahne. (Mit 7 Abbildungen)	1690
Die amerikanischen Jockeys und ihre Reitmethode. Von H. Friedländer. (Mit 7 Abbildungen)	1694
fräulein Elfe. Sommerbrief eines lachenden Pessimisten. Von G. J. Klein	1696
Heimkehr. Gedicht von Elfe Galen-Gube	1699
Pariser Colletten im Seebad. (Mit 4 Abbildungen)	1700
Die Kunst des Pflanzenannehmens. Von Dr. Udo Danmer. (Mit 4 Abbild.)	1703
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1704

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungskreisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberstr. 29; Breslau, Schweidnitzerstr. Ede Karlstr. 1; Cassel, Obere Königstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Seestr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 69; Elberfeld, Herzogstraße 58; Essen a. Rh., Einbiederplatz 8; Frankfurt a. M., Zeil 63; Göttingen, Kaiserstr. 16; Halle a. S., Mittelstr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Holtenauerstr. 6; Köln a. Rh., Hohenstraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 65; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 25 (Domstr. 25); Nürnberg, Lorenzstraße 30; Stuttgart, Breitenstraße 45; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26; Zürich, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

28. August.

Der Kaiser drückt dem Senat der Stadt Bremen anlässlich des Todes des ehemaligen Bürgermeisters Bildemeister sein Beileid aus.

Der König von Italien hält an der Seite unseres Kaisers seinen Einzug in Berlin und wird im Namen der Stadt vom Oberbürgermeister Kirschner begrüßt. Bei der Galatafel im königlichen Schloß tauschen der Kaiser und sein Gast in herzlichem Ton gehaltene Trinksprüche aus.

Anstelle des zum Kriegsminister ernannten Generals Freiherr von Hausen erhält Kronprinz Friedrich August das Kommando des 12. (sächsischen) Armeekorps.

29. August.

Der Katholikentag in Mannheim wird geschlossen.

In Zarstkoje Sjelo findet die Trauung der Großfürstin Helene mit dem Prinzen Nikolaus von Griechenland statt.

30. August.

Der König von Italien spendet je 10000 Lire für die Berliner und Potsdamer Armen.

Professor Rudolf Virchow trifft nach mehrmonatiger Abwesenheit wieder in Berlin ein.

Zum französischen Botschafter in Petersburg wurde anstelle des Marquis Montebello der bisherige Leiter der Handelsangelegenheiten im Ministerium des Aeußern Compad ernannt. Das Kapparlament hat die Indemnitätsbill in zweiter Lesung angenommen.

In China ist die Aufhebung der Binnenzölle (Eifin) amtlich angekündigt worden.

31. August.

Der Kaiser sendet dem Statthalter von Elsaß-Lothringen, Prinzen Hermann zu Hohenlohe-Kangenburg, zu seinem siebenzigsten Geburtstag ein Glückwunschtelegramm.

Der König von Italien reist von Potsdam nach Frankfurt a. M. ab.

Die Burengenerale Botha, De Wet und Delarey treffen wieder in London ein.

In Ugram kommt es aus Anlaß eines Tischlergesellenstreiks zu heftigen Straßentumulten.

1. September.

Kaiser Franz Josef trifft zu den Flotten- und Landungsmanövern in Pola ein.

Die Unterzeichnung des englisch-chinesischen Handelsvertrags ist verschoben worden.

Durch Verordnung des Generalgouverneurs Milner wird den männlichen Eingeborenen in Transvaal eine Kopfsteuer von zwei Pfund Sterling auferlegt.

Die Tumulte in Ugram gewinnen eine solche Ausdehnung, daß das Einschreiten von Militär notwendig wird.

2. September.

Das Kaiserpaar trifft in Posen ein. In seiner Antwort auf die Begrüßungsansprache des Oberbürgermeisters Witting teilt der Kaiser mit, daß er das Rayongesetz aufgehoben habe.

Der König von Italien langt wieder in seinem Sommerstz Racconigi an.

Durch einen neuen Ausbruch des Mont Pelée sollen auf der Insel Martinique mehr als tausend Personen ums Leben gekommen sein.

3. September.

Der Kaiser hält in Posen die Parade über das V. Armeekorps ab.



Umichau.

Kaum sind die dem König Viktor Emanuel zu Ehren veranstalteten Feste in Berlin und Potsdam verrauscht, da hat sich der Kaiser mit der Kaiserin schon aufgemacht, um in Posen neuen Festlichkeiten beizuwohnen. Leider gilt auch hier für ihn das Wort, daß ein Fürst niemals ganz Privatmann ist, und mehr noch als andere Sterbliche weiß er das Dichtervort zu würdigen: „Nichts ist schwerer zu ertragen, als eine Reihe von guten Tagen.“ Denn so herzliche Gefühle er seinen Verbündeten entgegenbringen mag, so sehr es ihn mit Genugthuung erfüllen mag, wenn er allerorten mit Jubel empfangen wird, für ihn bedeutet doch jede Feier, jedes Fest zugleich Arbeit. Er empfängt Gäste und stattet Besuche ab nicht zu seinem Vergnügen, sondern in Erfüllung der Pflichten, die ihm seine Stellung auferlegt. Die Festtage, die er jetzt in Posen verlebt, bilden nur die Einleitung zu den großen Manövern bei Frankfurt a. O., an denen das fünfte (Posener) und das dritte (Brandenburger) Armeekorps beteiligt sind. Der Kaiser ist in die Ostmark gegangen und

legt so Zeugnis ab, daß ihm alle Teile des Landes gleich nahestehen, mögen auch Widerstände gegen die von seiner Regierung befolgte Politik scharf zu Tage treten. Er spricht seine Gedanken offen aus, mitunter mit einer Rückhaltlosigkeit, vor der andere Monarchen zurückscheuen, aber wenn er in einer politischen Frage noch so schroff seine Anschauung zum Ausdruck gebracht hat, so ist er doch nicht unversöhnlich, weil es ihm eben um die Sache, nicht um die Personen zu thun ist. So hat er in Marienburg den Polen deutlich die Wahrheit gesagt, aber das hat ihn nicht abgehalten, einen polnischen Kammerherrn mit dem Dienst bei der Kaiserin während ihres Aufenthalts in Posen zu betrauen, wo viele Polen zu Hause sind. Sie können daran erkennen, daß es dem Monarchen fernliegt, sie zurückzusetzen, daß vielmehr nur ihre unberechtigten Verstöße gegen das Deutschtum abgewehrt werden sollen. Sie sollen erkennen und anerkennen lernen, was sie der deutschen, der preussischen Kulturarbeit zu danken haben. Diese Kulturarbeit fortzusetzen, darauf ist die Politik unserer Regierung gerichtet. Die Provinz und mit ihr die Provinzialhauptstadt sollen sich, so will es der Kaiser, weiter gedeihlich entwickeln, wie unter seinen Vorfahren. Der Entwicklung der Stadt aber stand bisher, wenn auch einige Mauern bereits gefallen sind, ihr Charakter als Festung entgegen. Deshalb hat der Kaiser ihr als Geschenk die Aufhebung des Rayongesetzes mitgebracht, sicherlich die erwünschteste Gabe, die die Posener von den Kaisertagen erhoffen konnten.

Li-Hung-Tschang ist seit Jahr und Tag tot, aber die diplomatischen Gaukler sind mit ihm in China nicht ausgestorben. Sie haben neuerdings wieder ein recht niedliches Spiel mit allerhand Hinterhältigkeit getrieben. Eines schönen Tags kam die Nachricht, die chinesische Regierung habe durch ein Edikt die Eisin-(Binnen-)Zölle aufgehoben, an deren Beseitigung einige europäische Mächte großes Interesse haben, am nächsten Tag aber hieß es, das Edikt sei nicht richtig gelesen worden, es kündigt nur die Aufhebung der Eisin für den Fall der Erhöhung der Einfuhrzölle an, und am dritten Tag wurde wieder behauptet, die erste Nachricht entspreche doch der Wahrheit. Die Chinesen können sich solche Scherze gefallen, weil die Europäer ihre Sprache nicht genau genug kennen, um sofort hinter ihre Schliche zu kommen. Sie müssen deshalb, wie eben England noch besonders erfahren hat, sehr vorsichtig sein. Vor einigen Wochen ist bekanntlich zwischen Großbritannien und China ein Handelsvertrag abgeschlossen worden, der jetzt unterzeichnet werden sollte. Im letzten Augenblick aber mußte die Unterzeichnung verschoben werden, weil der chinesische Text zu Mißverständnissen Anlaß gab und zwar, wie man es wohl annehmen darf, zu beabsichtigten. Und der Grund? China will offenbar zur Zeit sich vor allem Rußland gefällig zeigen, nachdem es vorher England Gefälligkeiten — zugesagt hat.

Der Präsident der Vereinigten Staaten, Herr Roosevelt, hat auf einer Reise verschiedene Reden gehalten, die in Europa verschiedenen Politikern Kopfschmerzen bereitet haben. Herr Roosevelt betonte energisch die Notwendigkeit, an der Monroeoktrin festzuhalten, nach der Amerika ganz den Amerikanern gehören soll. Ihre Durchführung aber, so führte der Präsident weiter aus, könne zu Konflikten mit andern Mächten führen, daher müsse die Union eine starke Flotte haben. Sofort erhoben sich in England Stimmen, die da meinten, Herr Roosevelt habe mit seiner Äußerung auf Deutschland abgezielt und den Fall einer deutschen Einmischung in Venezuela im Auge gehabt. Den Engländern hingegen wurde vorgehalten, nur sie könnten gemeint sein, und die Rede des Präsidenten sollte andeuten, daß auch Kanada amerikanisch werden müsse. Darauf aber hat Herr Roosevelt noch einmal das Wort ergriffen und versichert, daß seine Ausführungen überhaupt keine aggressive Tendenz gehabt haben. Man darf ihm glauben, er hat offenbar schon jetzt im Hinblick auf die nächstjährigen Wahlen den imperialistischen Gedanken vorförlig ausbeuten wollen.



Nicht so geräuschvoll, wie das vergangene Theaterjahr mit dem schauspielerischen Massenaufgebot der „Meisteraufführungen“ endete, hat das neue Theaterjahr eingeleitet. Als die ersten Plänkelleien schon zu Anfang August begannen, schlug zwar die Nachricht ein, Paul Lindau übernehme von F'Arronge das Deutsche Theater. Indes hat diese Chatsache für die zunächst kommenden Theaterereignisse keine Bedeutung, da Brahms noch bis 1904 die Direktion behält und Lindau wohl auch versuchen wird, den besonderen Vorzug des Deutschen Theaters, die Kraft des Ensembles im modernen Schauspiel, nicht preiszugeben. Wie weit ihm das gelingen wird, sei der Zukunft überlassen.

Mit dem Voraus sagen, wie sich nach den ausgegebenen Programmen das kommende Jahr gestalten könnte, ist es diesmal eine schwierige Sache. So viel steht fest: vorerst ist man entschlossen, einen lebhafteren und energischeren Schritt einzuschlagen, als im lässigen Kunterbunt des Vorjahrs. Die bekannten heimischen Dramatiker rücken vollzählig auf den Plan; gleich in der ersten regeren Theaterwoche kommt ein neuer Mann zu Wort; und zugleich ist man auf der Suche nach bedeutungsschwereren Dramen von Ausländern. So will das Deutsche Theater ein Schauspiel des Belgiers Rodenbach zum erstenmal auf deutscher Bühne darstellen.

So weit man die Theaterchronik verfolgen kann, will man auch das schauspielerische internationale Starwesen nicht überwuchern lassen, wengleich Sarah Bernhards Gastspiel im Schauspielhaus für den Oktober angefündigt ist. Frau Bernhard steht wohl am Ausgang ihrer Reise; aber immerhin hatte sie als künstlerische Persönlichkeit einen Weltruf, und selbst die gealterte Künstlerin hat für den Pariser Bühnengeschmack eine besonders persönliche Geltung.


Was bisher an theatralischen Geschehen geschlagen wurde, erscheint der Zahl nach allerdings beträchtlich; aber es ist nicht allzuschwer gewesen. Das Schauspielhaus hat mit einer Neuaufführung des 2. Teils von Heinrich IV. begonnen und damit eine Schuld vom Vorjahr eingelöst. Leider haben wir in Berlin keine überquellende Vollnatur für den Falstaff, wie sie etwa Baumeister in Wien noch vor wenigen Jahren war. Herr Pohl ist ein geschickter und in seiner Art auch ein behaglich verschmizter Falstaff, aber bei aller witzigen Kunst, aller sorgsamsten Arbeit: die strogende Fülle und Breite des Humors fehlt.

Mit feiner Schauspielnovität hatte das Schauspielhaus kein Glück; und die Aufführung wäre besser unterblieben, da das neue thüringische Volksstück „Die Heiterethei“ nach Otto Ludwigs Meisternovelle gleichen Namens, von Welcker bearbeitet, schon in Hamburg und Leipzig gespielt wurde. Man konnte leicht ersehen, wie aus einer prächtigen Heimat- und Seelenschilderung des gewissenhaften Poeten Ludwig ein gröbliches und gleichgiltiges Theaterstück vom „wilden Suabim“ und vom „trutzigen Diarndl“ wurde. Die zanken und raufen, bis sie sich glücklich kriegen. Auch der äußere Erfolg blieb leer.

Das Deutsche Theater brachte nur Neueinstudierungen der „Jugend“ und der „Nora“, um einige neuengagierte Mitglieder vorzustellen, die aber zunächst kaum in die erste Reihe rücken werden.

Mit freundlicher Wärme wurde im Lessingtheater Calderons galante Scherzkomödie „Dame Kobold“ in der Bearbeitung von Adolph Wilbrandt aufgenommen. Noch immer funkelt und blinkt der chevalereske Stil des altspanischen Klassikers; freilich hatte man schauspielerisch den Stil mehr ins Derbe verschoben, nach dem französischen Ränkespiel hin.

Eins dieser französischen Spiele hat nun das Residenztheater bereits herausgebracht, den „Fall Mathieu“ von Bernard. Der übermütige Ulf gefiel recht gut. In einem englischen Riesenoffen verborgen reißt ein Liebhaber (natürlich



Mit warmem Interesse hat das deutsche Volk das tapfere Ringen der Buren verfolgt, als sie im jahrelangen Kampf für die Erhaltung ihrer Freiheit stritten. Aber auch jetzt, da der Krieg ein Ende genommen hat, bekundet der Deutsche an dem Schicksal der zur englischen Kolonie gewordenen beiden Republiken den gleich regen Anteil. Was wird die Zukunft der Buren sein? Wie werden sich Sieger und Besiegte zusammensinden, um die großen Kulturaufgaben zu einem beide Teile zufriedenstellenden Ende zu führen? Wir haben uns entschlossen, diese Weltfrage, an deren Beantwortung das deutsche Volk ein sowohl rein menschliches als auch wirtschaftliches Interesse hat, in der „Woche“ zu behandeln. Es gilt das

„Neue Süd-Afrika“

wie es sich nach Beendigung des Krieges zu formen beginnt, in fesselnden Aufsätzen zu schildern. Zu diesem Zwecke hat sich unser Chef-Redakteur Herr **Hugo von Kupffer**, dessen Reisebriefe für den „Berliner Lokal-Anzeiger“ aus Nordamerika, dem Orient, Italien, Frankreich, England, Holland etc. so freundlichen Beifall gefunden haben, nach dem ehemaligen Kriegsschauplatz begeben, um objektiv gehaltene Berichte, insbesondere auch über die Lage des Deutschtums in jenen Gegenden, über die Minenentwicklung, das Leben und Treiben, die politischen Verhältnisse im neuen Südafrika hierher gelangen zu lassen.

Durch diese eigenartige und umfassende Sonder-Berichterstattung zeigt „Die Woche“ wiederum, daß sie treu festhält in ihrem Bestreben, den von ihr erzielten Erfolg durch stets neue wertvolle Anziehungsmittel für die Leser weiter auszubauen.

August Scherl G. m. b. H.

Berlin SW. 12.

„Berliner Lokal-Anzeiger“, „Die Woche“, „Der Tag“,
„Die Weiße Welt“, „Vom Fels zum Meer“ u. s. v.

Herr Alexander) der verehrten Dame nach. Darauf bauen sich die tollen Verwechslungen auf.

Die beiden Schillertheater, das Mutterhaus im Osten und seine erste Tochtergründung im Norden, sind nun auch eröffnet. Wie sich die Erweiterung gestaltet, darüber wird noch zu sprechen sein.

In den Theatern, die die Berliner Ausstattungsposse pflegen, im Metropol. und im Thalia-theater, verändert sich innerlich blutwenig. Es wechseln fast nur die Kostüme und die Coupletrefrains beliebter Komiker, wie sie Thomas oder Chielscher sind.

Die Kleintheater, die Zeugen aus der Zeit des Ueberbrettels, wollen es zumeist mit Aufführungen von Einaktern versuchen. Nur in Wolzogens „Buntem Theater“, dessen neue Theaterdirektoren Sichel und Salzer heißen, haben bewährte Kräfte des Ueberbrettels, wie Fräulein Bradsky, standgehalten, und eine neue Wiener Liedersoubrette, Ciny Senders, eroberte das Publikum durch ursprüngliche Komik.

Von der ersten und eigentlichen deutschen Schauspielnovität, dem Drama „Der Zeuge“ von Max Pezold, ist leider wenig Erfreuliches zu sagen. Das Lessingtheater hat mit der Förderung dieses Dramatikers dem deutschen Theater kaum einen Nutzen zugeführt. Ein völlig romanhafter Stoff wird ohne jegliche Vertiefung behandelt. Ein Unterbeamter in einer Bank könnte einen verdächtigten Kassierer durch seine Bezeugung entlasten. Aber er schweigt, aus Verbitterung und Haß wider den glücklichen Oberbeamten, bis die allvermögende Liebe den Sünder zum Reuigen wandelt. *fort.*



Namenrecht und Namenänderung.

In der Schweiz ist soeben ein interessanter Rechtsfall verhandelt worden. Eine Schauspielerin hatte sich den einzig dastehenden Namen einer sehr bekannten, alten schweizerischen Adelsfamilie als Bühnennamen beigelegt, allerdings mit der geringfügigen Abweichung eines i statt eines y und ohne Adelsprädikat, und hatte das Verlangen eines Mitglieds jener Familie, sich der Führung des angenommenen Namens fernhin zu enthalten, abgelehnt. In dem darauf angestregten Prozeß ist nun die beklagte Schauspielerin unterlegen; es wurde ihr unter Ausbündung der Kosten untersagt, den Bühnennamen weiterzuführen. Sie hat Berufung angemeldet.

Im Anschluß an diesen Fall, in dem das letzte Wort noch nicht gesprochen wurde und der jedenfalls noch lebhaftere Erörterungen veranlassen wird, ist es wohl von Interesse, die im Deutschen Reich in dieser Hinsicht geltenden Rechtsgrundsätze zu betrachten.

Das Recht auf den ihr zukommenden Namen gehört zu den unveräußerlichen, unvererblichen, höchstpersönlichen Rechten der Person. Dies hat insbesondere das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch ausdrücklich anerkannt. Wer jemand den Namen abstreitet, kann auf Anerkennung des Namens verklagt werden; wer einen Namen sich unbefugt anmaßt und dadurch die materiellen oder idealen Interessen eines andern beeinträchtigt, hat Klage auf Beseitigung dieser Beeinträchtigung, beziehungsweise auf Unterlassung fernerer Beeinträchtigung zu gewärtigen. Ein Romanschriftsteller Müller z. B., der die Kühnheit hätte, seine litterarischen Erzeugnisse unter dem Pseudonym „Friedrich Spielhagen“ in den Buchhandel zu bringen, kann von dem Verfasser der „Problematischen Naturen“ auf Beseitigung des fraglichen Buchtitelblattes gezwungen werden. Gleiches Schicksal hätte auch Wilhelm Häring treffen können, der bekanntlich seinen ersten Roman kühn genug unter dem Namen „Walter Scott“ herausgegeben hat.

Die Führung des dem Namensträger gesetzlich zukommenden Namens ist aber für diesen nicht bloß ein Recht, sondern in gewissem Sinn auch eine Pflicht. Und mit gutem Grund. Denn der Name bildet die sicherste Gewähr für die Identität der Person und damit für ein wesentliches Erfordernis der öffentlichen Ordnung. Wer einer zuständigen Behörde gegenüber sich einen falschen Namen beilegt, wenn auch nur aus Laune oder Uebermut, wird mit Geldstrafe oder Haft bestraft.

Auch zur Aenderung ihres Namens auf die Dauer ist die Einzelperson nicht befugt; niemand darf sich selbst umeintausen. Wer eine Aenderung seines Namens herbeizuführen wünscht, muß vielmehr eine Verfügung der Behörde oder des Landesherrn erwirken. Zwei scheinbare, aber auch nur scheinbare Ausnahmen von den dargelegten Grundsätzen bilden das Infognito und das Pseudonym.

Das Infognito, unter dem hohe, insbesondere regierende Herren zuweilen zu reifen pflegen, gehört teils dem Sonderrecht des hohen Adels, teils dem Staatsrecht an und soll hier nicht weiter in Betracht gezogen werden.

Das Infognito gewisser Privatpersonen, insbesondere vieler Schriftsteller und Künstler, ist das Pseudonym, wozu juristisch auch der Künstlername gehört. An der Ausnahme eines Pseudonyms ist im Allgemeinen niemand gehindert. Dem preussischen Kammergerichtsreferendar a. D. Wilhelm Häring war es unbenommen, seine Romane unter dem Namen Willibald Alexis zu veröffentlichen; Jean Paul Friedrich Richter war nicht gehindert, seine zahlreichen Schriften und Feuilletons unter dem abgekürzten Schriftstellernamen Jean Paul herauszugeben; niemand kann verbieten, daß schriftstellernde Damen ihre Autorschaft unter einem männlichen Pseudonym verstecken.

Aber wer solcher Pseudonyme sich wenn auch ständig, bedient, kann dadurch seines bürgerlichen Namens sich nicht entschlagen, und zumal den Behörden gegenüber bleibt der bürgerliche Name der allein ihm zukommende. Wenn der Freiherr von Münch-Bellinghausen, der sich als Dichter bekanntlich Friedrich Halm nannte, eine amtliche Urkunde mit „Friedrich Halm“ unterzeichnet hätte, so wäre dies Dokument null und nichtig gewesen; wenn ein auch noch so bekannter Dichter, der sich eines Pseudonyms bedient, eine Quittung oder einen Wohnungsmeldezetteln allein mit seinem angenommenen Namen vollziehen wollte, so wäre das vom juristischen Standpunkt aus als objektiv falsche Beurkundung aufzufassen.

Ebensowenig begründet ferner das Pseudonym für den Inhaber ein Recht, diese Namensbezeichnung für sich allein zu beanspruchen und andere von ihrer Benutzung auszuschließen. Ein Patent, ein Monopol auf Pseudonym giebt es nicht. Die Künstlerin, die ihren bürgerlichen Namen Ema Walldorf mit dem romantischer klingenden Namen Rita Rivera vertauscht, kann sich nicht darüber beschweren, wenn auch andere Kunstgenossinnen sich den gleichen Namen beilegen. Ja, auch der Philosoph Kaspar Schmidt, der sein berühmtes Werk über den „Einzigen und sein Eigentum“ unter dem Pseudonym „Max Stirner“ herausgab, hätte vermutlich kein Mittel in der Hand gehabt, um zu verhindern, daß irgendein mäßiger Skribent seine Produktionen unter gleichem Pseudonym drucken ließ.

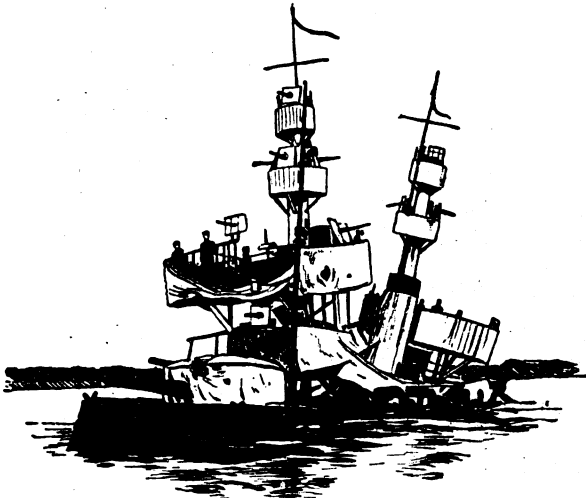
Nur dann wird der Träger des Pseudonyms den Doppelgänger belangen können, wenn sich dessen Gebaren als betrügerische, mindestens unanständige Manipulation darstellt — gleichviel, ob er dabei die Erlangung eines eigenen Vorteils im Auge gehabt hat oder nicht. Wer z. B. die Königin von Rumänien dadurch vorjährlich kränkt, daß er unter ihrem weltbekanntem Pseudonym Carmen Sylva einen Band geschmackloser Gedichte herausgiebt, haftet ihr zweifellos für den entstandenen Schaden, macht sich unter Umständen auch wegen Verleumdung strafbar. Wer ein fremdes Pseudonym zum Zweck der Täuschung anwendet und hierbei die Absicht verfolgt, sich oder einem andern einen rechtswidrigen Vermögensvorteil zu verschaffen, also das Vermögen eines Dritten beschädigt oder doch zu schädigen versucht, hat Strafe wegen Betrugs oder Betrugsversuchs zu gewärtigen. *Dr. G. A.*



Unsere Bilder.

Der Besuch des Königs von Italien (Abb. S. 1671 bis 1673) in Potsdam und Berlin liegt hinter uns, er hat einen für alle Teile mehr als befriedigenden Verlauf genommen. Viktor Emanuel hat es verstanden, die Sympathien, die man ihm als dem Sohn des Königs Humbert von vornherein ent-

gegenbrachte, für seine Person neu zu erwerben und zu festigen. Ein lebenswürdiger, besonnener und in der Politik wohl bewandter Herr; so lautet das allgemeine Urteil über den jungen Monarchen, der mit den andern Herrschern auf Europas Thronen seine vornehmste Aufgabe darin erblickt, seinem Volk und der Welt den Frieden zu erhalten. Am Mittwoch, dem 27. August, traf König Viktor Emanuel gegen Abend mit einem Sonderzug auf der Station Wildpark ein und wurde vom Kaiser und seinem Gefolge überaus herzlich begrüßt. Als bald ging es nach dem Neuen Palais in Potsdam, wo die Kaiserin ihres Gemahls und seines Gastes harrete.



Das Zielschiff während der Beschussung.

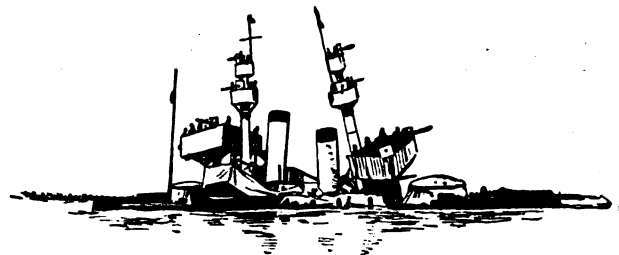
Hier fanden die beiden Monarchen zwischen den vielen offiziellen Veranstaltungen Gelegenheit, sich in Ruhe miteinander auszusprechen und einander persönlich näherzutreten. Noch am ersten Abend fand eine Familientafel statt, bei der der König, wie man im bürgerlichen Leben sagen würde, der Tischherr unserer Kaiserin war. Ueberhaupt erhielt der Besuch Viktor Emanuels dadurch ein gewisses intimes Gepräge, daß neben den Galafesten auch eine größere Anzahl familiärer Zusammenkünfte, teils beim Kaiserpaar, teils beim Prinzen Friedrich Leopold und seiner Gemahlin, vorgelesen waren. Nach Berlin kamen die Majestäten am Donnerstagsvormittag. Ihr Weg führte sie vom Potsdamer Bahnhof nach dem königlichen Schloß über festlich geschmückte Straßen durch eine nach vielen Tausenden zählende, begeisterte Volksmenge, geschützt durch ein glänzendes Spalier von Militär, Innungen und Kriegervereinen. Vor dem Brandenburger Thor, dem Wahrzeichen preußischer Siegesfreuden, begrüßte Oberbürgermeister Kirschner den italienischen König mit einer deutschen Ansprache, die dieser, da er sich des Deutschen nicht vollkommen Herr fühlte, in freundlichster Weise französisch erwiderte. Dann ging es weiter nach dem Zeughaus zu feierlichem, militärischem Akt. In der Ruhmeshalle fand die Nagelung von einunddreißen neuen Fahnen für das III. und V. Armeekorps statt; indem König Viktor Emanuel nach dem Kaiser auch je einen Nagel einschlug, kam die deutsch-italienische Waffengemeinschaft symbolisch zum Ausdruck. Unmittelbar daran schloß sich die Weihe der neuen Feldzeichen im Lichthof des Zeughauses. Bei der folgenden Galatafel im königlichen Schloß brachte der Kaiser einen herzlich schwungvollen Trinkspruch auf seinen Gast aus, den dieser mit gleicher Wärme in italienischer Sprache erwiderte. Nachdem der König im Lauf des Tages allein mehrere Besuche gemacht und Empfänge abgehalten hatte, führte ihn die Festvorstellung im Opernhaus wieder mit seinem kaiserlichen Gastgeber zusammen. Den Freitag verbrachten die beiden Monarchen ganz in Potsdam und Umgebung. Am Sonnabend kamen sie wieder nach Berlin, wo sie sich vom Bahnhof Großgörlischenstraße aus unmittelbar zu Pferd nach dem Tempelhoferfeld zur großen Herbstparade begaben. Am Sonntag

trat Viktor Emanuel die Rückreise über Frankfurt a. M. nach Italien an. Sein Besuch wird Früchte tragen. Wußte man auch, daß die guten deutsch-italienischen Beziehungen durch die Erneuerung des Dreibundes bereits gefestigt waren, so hat sich doch durch den Verkehr der beiden Monarchen vor aller Augen ihre Freundschaft in die Seele des Volkes geschrieben. Dem König Viktor Emanuel aber wird man nicht vergessen, daß er pietätvoll in den Mauern zu Charlottenburg und Potsdam an den Gräbern unserer beiden ersten Kaiser Kränze niederlegte und daß er mit offener Hand eine größere Summe zum Besten der Berliner und Potsdamer Armen spendete.

Bei den Marinemanövern (vergl. nebenstehende Abb.), die jüngst vor Danzig abgehalten wurden, ist Wert darauf gelegt worden, den Schießobjekten ein möglichst natürliches Aussehen zu geben. So waren unter anderem zwei alte Schiffe, ein Bordung und ein Steinfahrzeug, mit weißem Anstrich versehen und vollständig zu modernen Panzerschiffen aufgetafelt worden, bei denen es weder an einer Imitation von Kommandobrücken, Mastkörben und Schornsteinen, noch von Panzertürmen und Geschützen, noch schließlich von einer Besatzung fehlte.

Die Kaisertage in Posen (Abb. S. 1676 und 1677). Zweimal bereits hat Kaiser Wilhelm II. in den Mauern der Stadt Posen gewohnt, aber zum erstenmal ist er am 2. September dort mit der Kaiserin zu mehrtägigem Aufenthalt eingetroffen. Er hat manches dort verändert gefunden. Die Niederlegung der Festungsmauern hat die Entwicklung der Stadt mächtig gefördert. Neben dem berühmten alten Rathaus sind neue Serienswürdigkeiten entstanden, Gebäude, die der deutschen Kultur zu dienen bestimmt sind: so das neue Museum, so die Kaiser-Wilhelmsbibliothek. Die neueste Zierde Posens aber ist erst bei der Anwesenheit des Kaiserpaars eingeweiht worden, in seiner Gegenwart fiel die Hülle vom Denkmal Kaiser Friedrichs. Die Kaisertage in Posen stehen im Zusammenhang mit den Kaisermanövern bei Frankfurt a. O., aus welchem Grunde auch viele Manövergäste bereits an den Posener Festlichkeiten teilgenommen haben. Wir bringen heute die Bilder des Erzherzogs Ferdinand Karl von Oesterreich, des Generals der Infanterie v. Stülpnagel, Kommandeur des V. Armeekorps, das mit dem III. an den Manövern beteiligt ist; des Generalmajors von Wedel, Kommandeurs der 8. Infanteriebrigade, und des Generalmajors von Mitzlaff, der mit dem Grafen Waldersee zum Schiedsrichter berufen ist.

Die Beisetzung der Herzogin Margarethe Sophie von Württemberg (Abb. S. 1676) fand am 29. August in



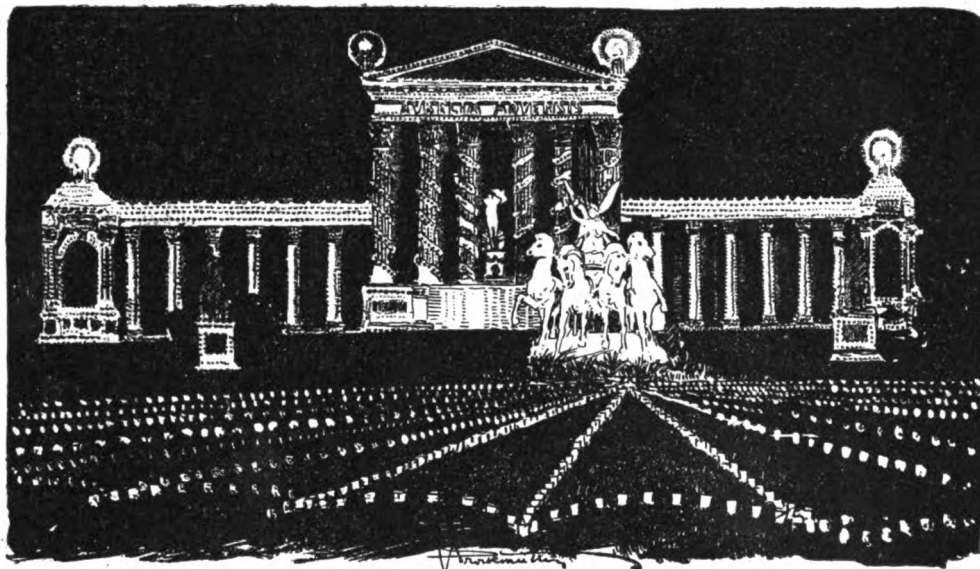
Das Zielschiff im Sinken.

der Familienruft des Schlosses zu Ludwigsburg statt. Die Leiche, die von Gmunden direkt nach Ludwigsburg befördert worden war, wurde vom Bahnhof aus in feierlichem Zug nach dem Schloß geleitet. Außer dem Gemahl der Verewigten, Herzog Albrecht, und dem König folgten viele Spezialgesandten und zahlreiche Würdenträger aus dem Königreich dem Leichenwagen, den die Königin mit den übrigen fürstlichen Damen im Schloß erwarteten.

Hochzeit am Zarenhof (Abb. S. 1674). Die Freundschaft zwischen dem griechischen und russischen Hof hat einen

neuen Kitt erhalten. Mit großem Pomp ist am 29. August in Jaroske Sjelo die Vermählung der Großfürstin Helene, der Tochter des Großfürsten Wladimir, mit dem Prinzen Nikolaus von Griechenland gefeiert worden. Die schönste Prinzessin aus dem Haus Romanow, die schon so oft verlobt gesagt wurde und auch schon einmal mit dem Prinzen Max von Baden tatsächlich verlobt war, wird nun dem Auserwählten ihres Herzens aus den rauhen Regionen St. Petersburgs für immer nach dem sonnigen Athen folgen.

Die Vermählung von Christus-Lang (Abb. S. 1674). Ein einfacher Hafnermeister Anton Lang hat sich in Oberammergau mit Fräulein Mathilde Ruz vermählt, aber allenthalben ist von dieser Hochzeit gesprochen worden, wie sonst nur von den Festen bei den Großen dieser Erde. Allerdings ist Anton Lang nicht immer Hafnermeister, er verläßt mitunter die Werkstätte und wird zum Diener religiöser Kunst. Man kennt ihn weit über die Grenzen seiner Heimat hinaus



Miesenbeleuchtung vor dem Konversationshaus zur Feier der „Grossen Woche“ in Baden-Baden.
Zeichnung nach einer Aufnahme von Jungmann & Schorn, Baden-Baden.

als den Christus der Passionsspiele vom Jahr 1900. Seine Vermählung gestaltete sich zu einer Art Volksfest; in dem Brautzug schritten viele bekannte Darsteller der Passionsspiele, und zahlreiche Sommerfrischler hatten sich eingefunden, ihn zu sehen.

Die Wagnerfestspiele (Abb. S. 1705), die in diesem Jahr wieder in München und in Bayreuth veranstaltet wurden, bilden den Gegenstand dauernder Erörterungen. In Bayreuth betrachtet man das Münchner Prinzregententheater als ein Konkurrenzunternehmen, das neben dem Festspielhaus in der Mainstadt keine Existenzberechtigung haben soll. Allein das Publikum kümmert sich nicht darum, sondern fragt nur, ob die Aufführungen gut sind, eine Frage, die zur Genugthuung des Protektors, Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern, und des Generalintendanten von Possart allgemein mit ja beantwortet wird. Der Prinz hat übrigens seiner Wagnerbegeisterung auch dadurch Ausdruck gegeben, daß er bei der ersten Vorstellung der „Meistersinger“ am Pult der ersten Violine im Orchester mitwirkte.

Das neue Kölner Stadttheater (Abb. S. 1704). Die rheinische Metropole, die schon lange als Theaterstadt einen guten Ruf genießt, hat ein neues Stadttheater erhalten, das etwa 1900 Personen Platz bietet. Natürlich sind bei dem vom Regierungsbaumeister C. Moritz mit einem Kostenaufwand von fünf Millionen Mark errichteten Bau alle Er-

fahrungen der Gegenwart im Theaterwesen berücksichtigt worden. Der neue Kunsttempel wird, wie der alte, unter der bewährten Leitung des Direktors Julius Hofmann stehn.

Eine Wohlthätigkeitsvorstellung auf Sylt (Abb. S. 1706). Zum Gedenken der Hinterbliebenen der beim Untergang des „Primus“ Ertrunkenen ist von Fr. von Buttlar und dem Freiherrn v. Wickede in Westerland auf Sylt eine Ueberbrettlvorstellung insceniert worden, die den erwünschten Erfolg gehabt hat. Einer großen Zahl von Kurgästen wurde durch künstlerische Darbietungen Genuß bereitet, und für den wohlthätigen Zweck kam eine erkleckliche Summe zusammen.

Schwingfest in Sarnen (Abb. S. 1678). Schwingfeste nennt man in der Schweiz eine Art olympischer Kampfspiele. Da werden die Kräfte gemessen im Schwingen, Springen, Ringen, Fahnen-schwingen, Steinstoßen und auch im — Jodeln. Das Schwingen, von dem sie ihren Namen haben, ist eine besondere Form des Ringens, bei dem nicht der Leib der Kämpfenden direkt, sondern die Schwinghose, ein der Badehose ähnliches Kleidungsstück, gepackt wird. Früher betrieben das Schwingen nur die Sennern, in neuerer Zeit aber tritt dabei die städtische Bevölkerung mit der ländlichen, treten die Turner mit den Sennern in die Schranken. Das diesjährige eidgenössische Schwingfest fand in Sarnen im Kanton Luzern statt; als Sieger ging aus dem Schwingen Hans Studikonolfingen hervor.

Personalien (Portr. S. 1678 und 1705). In St. Fiden bei St. Gallen ist nach langen Leiden der schweizerische Nationalrat Josef Keel im Alter von fünfundsiebzig Jahren gestorben. Keel, der dem Parlament seit 1876 als Vertreter santgallischer Kreise angehörte, war Führer der konservativen Partei. — In München, wo er Heilung von schwerer Krankheit suchte, ist der Regierungspräsident von Niederbayern, Ludwig von Meigner, sechzig Jahre alt, gestorben. Bayern verliert in ihm einen vorzüglichen Verwaltungsbeamten. — Anstelle des verstorbenen Generals v. d. Planitz ist der bisherige Kommandeur des XII. Armeekorps, Freiherr von Hausen, zum sächsischen Kriegsminister ernannt worden. Der neue Minister, der dem sächsischen Heer seit 1863 angehört, wurde am 17. Dezember 1846 geboren. — Sein fünfundsiebenzigjähriges Dienstjubiläum feierte am 1. September der Koburg-Gothaische Kammerherr Paul von Ebart, der von 1880 bis 1889 Privatsekretär des Herzogs Ernst II. und alsdann bis zu dessen Tod Intendant der Hoftheater war. Seine Stücke werden auf verschiedenen Bühnen mit Erfolg aufgeführt. — Dem bekannten Madagaskarforscher Professor Dr. A. Voelzkow in Straßburg i. E. sind aus dem Fonds der Heckmann-Wenzelstiftung 15 000 Mark zu einer neuen Forschungsreise bewilligt worden, die der Gelehrte im nächsten Januar anzutreten gedenkt. — Sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum feierte Medizinalrat Wilhelm Bender in Camburg. Der Jubilar, der seit 45 Jahren das Physikat daselbst verwaltet, ist Ehrenbürger der Stadt, um deren Wohl er sich als Gemeinderatsmitglied und als Begründer der freiwilligen Feuerwehr große Verdienste erworben hat.



Spiel und Sport

Die „Große Woche“ von Baden-Baden (Abb. S. 1675 und 1676) ist nun auch vorüber. Ihr weiterer Verlauf entsprach in sportlicher Beziehung leider völlig dem Anfang; deutsche Pferde haben auch nicht ein einziges größeres Rennen gewinnen können, in dem ihnen ausländische Pferde gegenübertraten. Möchte der Sieg La Camargos im Großen Preis, der allgemein erwartet wurde, auch für sich allein nicht so niederschmetternd sein, da die Stute in Frankreich zur besten Klasse gehört, so liegt die Sache mit Mireille, der Siegerin im Zukunftsrennen, sehr böse. Dazu kommen noch die Niederlagen, die Oesterreich zwischen den Flaggen unsern Ställen schlug; fürwahr das Gesamtergebnis ist für die heimische Zucht traurig. Prachtvoll hingegen war wieder bis zum Schluß in Iffezheim, wie in Baden-Baden selbst, am Tage unter den Strahlen der Sonne, wie bei Nacht unter dem Glanz der wundervollen künstlichen Beleuchtung (Abb. S. 1668) das gesellschaftliche Bild. Überall sah man interessante Persönlichkeiten, unter denen sich gar manche Größe der Aristokratie und der Bühne befand. Hier sah man die prima ballerina der Pariser Oper Madame Ricotti, die selbst einen Rennfall befißt, dort um nur einige aus der großen Zahl herauszugreifen, die Prinzessin Bertha Henburg-Birstein mit dem Grafen Franz Egon Metternich in einer Equipage, während Prinz Karl Henburg mit Miß Lewis, seiner Schwägerin, sich des modernen Automobils bediente.

Wird einmal das Automobil, das hier nur eine Nebenrolle spielte, auf der Rennbahn dem edlen Roß ebenso starke Konkurrenz machen, wie jetzt schon im Verkehr? Der Anfang damit ist gemacht. In Frankfurt a. M. haben am 31. August größere internationale Motorwagenrennen auf der Rennbahn am Oberforsthaus stattgefunden. Es waren die ersten ihrer Art auf deutschem Boden, und gleich der erste Versuch glückte vollkommen. Erwähnt sei, daß auch hier wieder die heimischen Adlerfahrradwerke ihre Leistungsfähigkeit erweisen konnten. Ihnen war im Klubvorgabefahren für Mitglieder des Frankfurter Automobilklubs der Sieg beschieden.

Weniger vom Glück begünstigt war der vom belgischen Kriegsministerium veranstaltete, für Offiziere aller Armeen offene Distanzritt von Brüssel nach Ostende (Abb. S. 1678). Die Beteiligung war zwar, obwohl deutsche und österrei-

chische Offiziere nicht teilnahmen, sehr stark, aber die Ergebnisse haben mancherlei Bedenken gerechtfertigt, die gegen das Unternehmen von vornherein laut wurden. Es kam nämlich nur darauf an, die 135 Kilometer lange Strecke möglichst schnell zurückzulegen; die sonst bei Distanzritten gestellte Bedingung, daß die Chiere in gutem Zustand eintreffen mußten, fehlte. Die Folge war eine Ueberanstrengung der Pferde, von denen eine größere Anzahl den Strapazen erlag, ohne das Ziel zu erreichen. Den Sieg errang Leutnant Madamet vom 13. französischen Dragonerregiment, der erste Belgier H. Joostens traf an siebenter Stelle ein.

Auch das Homburger internationale Lawn-Tennisturnier (Abb. S. 1706) hat inzwischen sein Ende gefunden; das durch die aktive Beteiligung der Damenwelt besonderen Reiz erhielt. Als eine der besten Spielerinnen erwies sich dabei Miß Lowther, die unser Bild im Kampf mit Frau von Meister zeigt.

Zum Schluß sei noch einer sportlichen Veranstaltung gedacht, bei der es nicht auf Kraft, Ausdauer und Geschick, sondern lediglich auf Schönheit und Geschmack ankam. Der Allgemeine Allierklub in Hamburg veranstaltete einen Blumenkorso (Abb. S. 1705), der unter Teilnahme eines zahlreichen Publikums einen in jeder Beziehung gelungenen, von Schönheit und Geschmack zeugenden Verlauf nahm.



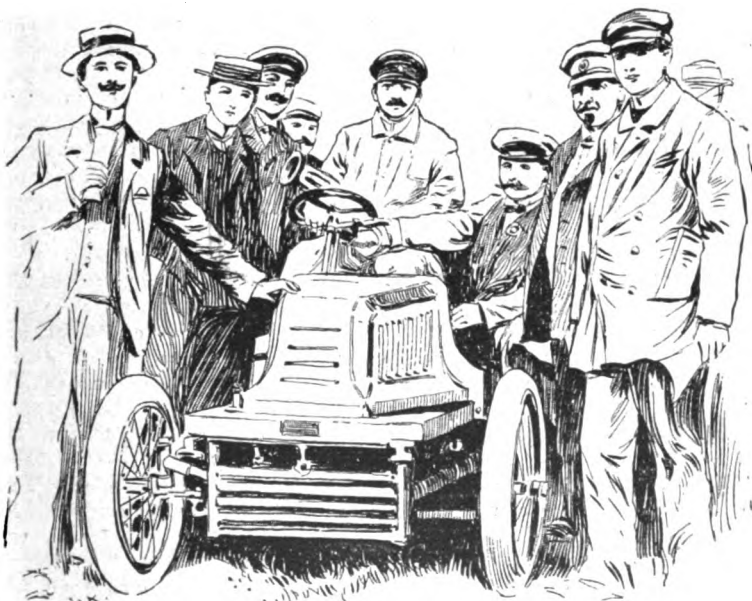
Das Buch der Woche

Ein Litteraturroman.

Der Zusammenschluß unserer vielen Vaterländer zu einem einigen Deutschen Reich bedeutete zunächst für Kunst und Litteratur keinen entsprechenden Fortschritt. In Zeiten kräftigen politischen Lebens pflegt die Kunst in den Hintergrund zu treten, ein Aschenbrödel, in dem niemand die Königstochter erkennt. Mehr als ein Jahrzehnt sollte erst ins Land gehn, bevor auf deutschem Boden die geistige Ernte jenes großen nationalen Ereignisses zu reifen begann. Um die Mitte der achtziger Jahre des verflossenen Jahrhunderts setzte die litterarisch-künstlerische Erneuerung ein, indem ein Häuflein jugendlicher Stürmer und Dränger gegen die anerkannten Kunst- und Litteraturgrößen Sturm lief. Die alte ewige Fehde zwischen Jungen und Alten hub an, die notwendig zu Gunsten des Fortschritts immer mit dem Sieg der Jugend endet.

Auf nahezu zwei Jahrzehnte der Entwicklung schaut heute schon die junge deutsche Litteratur zurück. Mannigfache Häutung hat sie durchgemacht, mannigfache Gärung und Klärung, und von dem ursprünglichen Wollen ist wenig zurückgeblieben. Mitten in diese Entwicklungskämpfe hinein führt uns Wilhelm von Polenz mit seinem neuen Roman „Wurzellocker“ (Verlag von F. Fontane u. Co., Berlin). Es ist die Geschichte einer jungen Dichterseele, ihres Werdens und Wachsens, ihres Kampfens und Reisens in jener bewegten Zeit. Aus einer Juristenfamilie kommt Fritz Berting, der Held des Romans; sein Vater gehört jener Klasse moderner Nomaden an, den Beamten, die heute hierhin, morgen dahin beordert werden, durch den Dienst, ihre Zelte abbrechen und aufstellen müssen, nicht wie und wo es ihnen gefällt, sondern nach Bestimmungen, die irgendein Mensch in irgendeinem Ressort weit weg in der Hauptstadt trifft. Die Kindheitserinnerungen haften darum nicht tief in der jungen Seele, geben ihr keine feste Heimat in einem bestimmten Gau, einer bestimmten Landschaft — sie ist wurzellocker.

Und wurzellocker ist auch die revolutionäre Jugend, in deren Kämpfen Fritz Berting ein leidenschaftlicher Mitstreiter wird. Sie hat in ihrem Sturm und Drang den Zusammenhang mit Familie, Heimat, Gott verloren, ohne den der



Vom grossen internationalen Motorwagenrennen zu Frankfurt a. M. Sieger im Klubvorgabefahren: Max Bräuning (Adlerfahrradwerke). Zeichnung nach einer Photographie von O. Stinforb.

Mensch ein windverwehtes Blatt ist. Die jungen Dichter klammern sich wohl an die Erde, wollen nach ausländischen Vorbildern „Naturalisten“ sein; aber im Grunde haben sie doch keine Erde unter den Füßen, wie sich auch kein Himmel über ihren Köpfen wölbt. Die Welt, die sie mit ihrer Wirklichkeitskunst schildern, hat keine Tiefe des Fühlens und keine Höhe des Glaubens; sie ist „wie ein großer Saal mit allzu niedriger Decke“. Den Zusammenhang mit Familie, Heimat, Gott wiedergewinnen — das ist der geheime Sinn der Entwicklung, die Fritz Berting und mit ihm die junge deutsche Litteratur durchläuft. Eigenes tiefstes Erleben, freud- und leidvolles Schicksal führt ihn den Weg zur Befundung: Liebe, Vaterschaft und der Tod der Geliebten lassen ihn wieder an die ewigen sittlichen Mächte des Lebens glauben. Am Ende vermag er sich einzuordnen in das große Ganze, die Gemeinsamkeit, und daraus kann er dann erst als Künstler von wurzelfester Eigenart hervorbühen. „Aus Religiosität und Heimatliebe wird der Mensch der Zukunft seine Kräfte ziehen.“

Es ist ein mißlich Ding um einen Litteraturroman. Ein Kunstwerk soll nicht außerkünstlerischen Absichten dienen, und ein Roman soll nicht eine Litteraturgeschichte sein. Polenz selbst hat es wohl gefühlt, daß er sich mit seinem litterarischen Heißsein allzu sehr ins Zeitliche, ins Zeitliche und Persönliche verliere, und ihm deshalb die Alma Luz zur Seite gestellt, aus der das Leben rein und unmittelbar, durch keinen Gedanken verdunkelt, zu uns spricht. Sie ist ganz Reinheit und Unschuld, selbst in der Sünde, weil sie überall Natur ist. Die eingeborene Weisheit ihres Herzens überstrahlt hell alle noch so klugen Gedanken, alle noch so hohen Kunstideen, und der Geisteskampf einer ganzen Zeit schrumpft vor ihr zu einem Nichts zusammen. Um dieser seltenen Frauentugend willen möge der Litteraturroman von Wilhelm v. Polenz auch jenseits der sogenannten „litterarischen Kreise“ seine Leser finden!

Paul Kemer.



Die Toten der Woche.

Karl von Urk, Professor am Konservatorium zu St. Petersburg, † dort im 63. Lebensjahr.

Ministerialrat a. D. Wilhelm v. Behringer, † am 29. August zu München.

Dänischer Schriftsteller und Pädagoge Leopold Budde, † im Alter von 66 Jahren zu Kopenhagen.

Sir Campbell Clarke, Journalist, † in London im Alter von 67 Jahren.

James Doel, ältester Schauspieler Englands, † am 30. August in Stonehouse bei Plymouth im Alter von 98 Jahren.

Dr. Hermann Haas, bekannter Schriftsteller, † am 1. September in Ebenhausen bei München im Alter von 50 Jahren.

Kartograph Dr. Bruno Hassenstein, † am 27. August zu Gotha.

Ludwig v. Meigner, Regierungspräsident von Niederbayern, † am 1. September in München im Alter von 60 Jahren (Porträt S. 1678).

Kontreadmiral Merleaug-Ponty, Oberkommandant der tunesischen Schiffsdivision, † am 30. August in Paris.

Arthur Julius Petermann, landwirtschaftlicher Chemiker, † zu Gembloux.

Graf Rascon, ehemaliger spanischer Gesandter zu Berlin, † am 26. August zu Madrid.

Federico Rubio, bekannter spanischer Chirurg, † am 31. August in Madrid im Alter von 75 Jahren.

Albert Cheer, Porträtmaler, † am 30. August in Wien im 87. Lebensjahr.

Adolf Thomas, Stadtdechant und Ehren-domherr, † am 31. August in Köln im Alter von 87 Jahren.



Die Börsenwoche

Der noch vor verhältnismäßig kurzer Zeit als Schreckgespenst geächtete Wettbewerb der Vereinigten Staaten von Amerika ist unsern Gewerbe- und Handelskreisen vorläufig zum guten Genius geworden; denn der durch den anhaltenden amerikanischen Grubenarbeiterstreik verschärfte Eisen- und Stahlbedarf der großen Republik sucht seine Befriedigung teilweise in Europa, und die amerikanischen Bezüge sorgen dafür, daß die gefüllten Läger unserer Eisenindustriellen eine ebenso notwendige, wie angenehme Erleichterung erfahren. In dem amerikanischen Roheisen- und Schienenbedarf liegt denn auch vorläufig der Schlüssel für die zurechtfindendere Auffassung, die die Börsenkreise von der diesseitigen gewerblichen Lage bekunden. Denn der heimische Bedarf giebt zunächst nur geringe Lebenszeichen, aber es liegt ein gewisser Trost in der Annahme, daß der diesseitige Konsum künstlich zurückgehalten wird, in der Erwartung weiterer Preisreduktionen seitens der Erzeuger. Ob diese Erwartung sich beim Herannahen des Herbstes als stichhaltig erweisen wird, muß dahingestellt bleiben. Jedenfalls aber kann nicht verkannt werden, daß unsere Geschäftskreise einer freundlicheren Auffassung der Gesamtlage zuneigen.

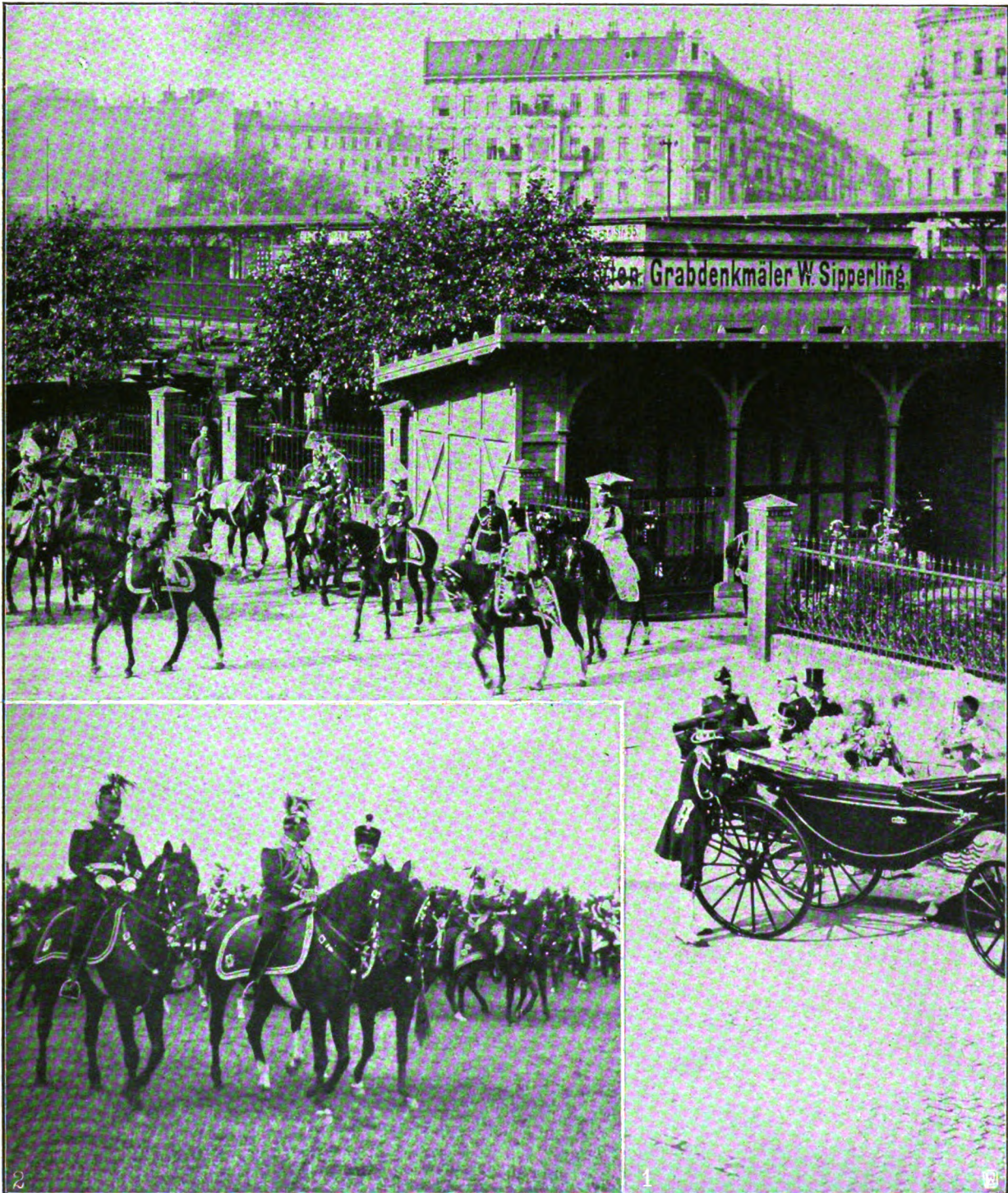
Vorläufig arbeiten die großen und viel mehr noch die kleinen Werke unserer Hüttenindustrie mit sehr geringem Nutzen. Die Abschlüsse nach Amerika sind teilweise zu Preisen erfolgt, die sich nur gering über den Selbstkosten bewegen. Die Kohlenindustrie befindet sich ja dank ihrer ziemlich fest geschlossenen Syndikate — allerdings machen ihnen die außenstehenden Zeichen nicht wenig zu schaffen — in einer wesentlich besseren Lage und arbeiten noch immer mit schönem Reingewinn. Aber es ist immerhin ein betrübendes Gefühl, daß das Wohl und Wehe unserer wichtigsten Industriezweige abhängig ist von der amerikanischen Geschäftskonjunktur. Schon das Erlöschen des dortigen Grubenarbeiterausstandes dürfte ein Nachlassen der amerikanischen Bestellungen in Europa bewirken. Ein ernstliches Schwanken der amerikanischen Gesamtkonjunktur aber würde weit ernstere Gefahren für die diesseitige Geschäftslage bringen, da alsdann möglicherweise der bisher ausgehaltene amerikanische Wettbewerb aktuell werden könnte. Allein die Börse ist gegenwärtig zu solchen Reflexionen wenig geneigt, da sie gerade im Begriff steht, sich nach der langen Aushungerungsperiode einer frischen und frohlichen Haussebewegung hinzugeben.

Eine ganze Reihe von Marktgebieten konnte in diesen Tagen an der Geschäftsbelebung und der erheblichen Aufwärtsbewegung der Preise teilnehmen. Die günstige Erledigung jener Generalversammlungen, von denen man noch eine Erschütterung des Vertrauens befürchten konnte, nämlich der Elektrizitätsgesellschaft vorm. Schuckert in Nürnberg und der Deutschen Genossenschaftsbank von Soergel, Parrisus & Co. in Berlin, ferner der andauernd überaus flüssige Geldstand und die schon erwähnte stimulierende Beeinflussung, die von New-York ausgeht — alle diese Momente, zumal sie eine internationale Wirkung ausüben, konnten die eingetretene Hausse genügend legitimieren. Es kam noch hinzu, daß unsere Großfinanz sich zu einem Schutzkomitee zusammenschloß, das zunächst der Wahrung der deutschen Interessen an türkischen Wertpapieren dienen soll, im weiteren aber sich zu einer Einrichtung ausbilden könnte, die den einflussreichen englischen und französischen Schutzkomitees für fremdländische Werte sich gleichwertig zur Seite stellen dürfte. Es macht bei uns einen doppelt günstigen Eindruck, wenn sich die mächtigsten Glieder der Hochfinanz zu irgendeiner der großen Allgemeinheit dienenden Schutzaktion zusammenschließen, in einer Zeit, wo das mobile Kapital sogar von „staatserhaltenden“ Faktoren erbittert bekämpft wird.

Dorus.

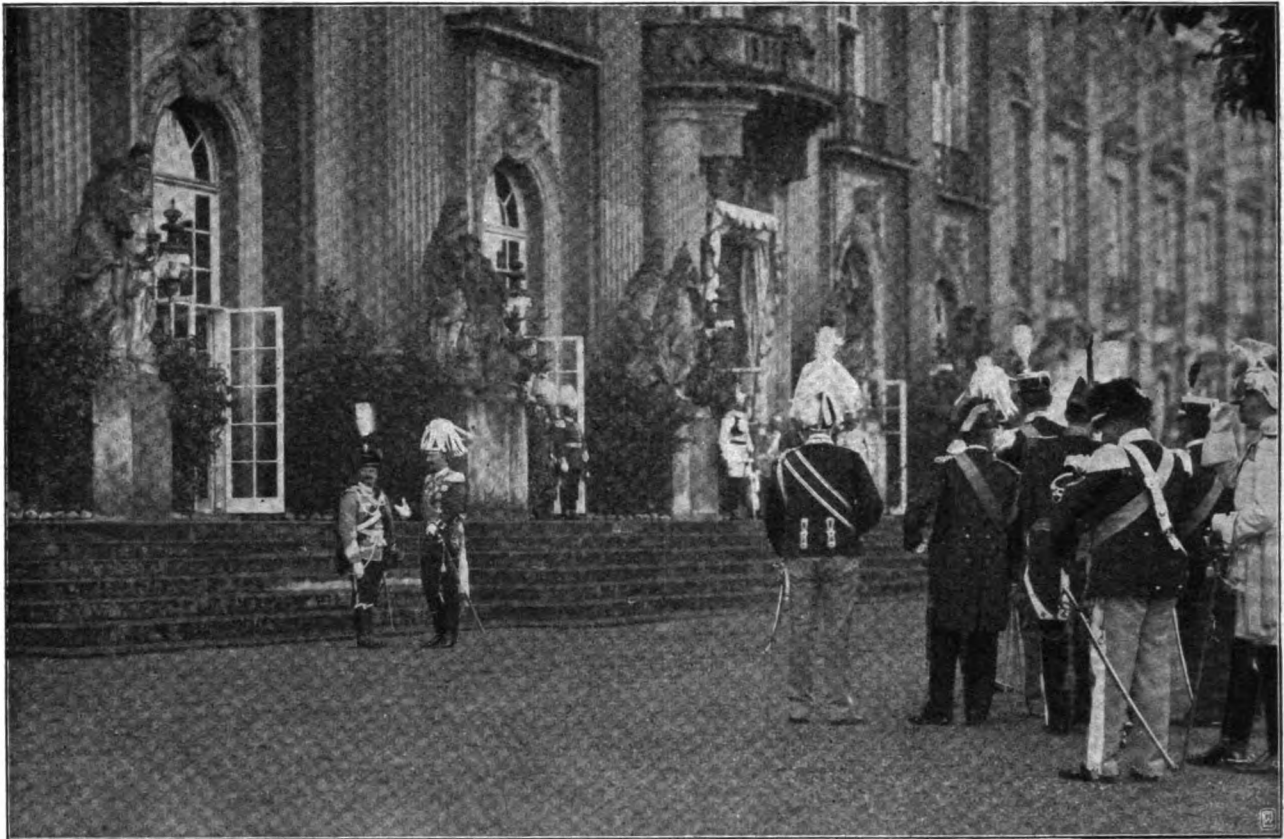
Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



1. Das Kaiserpaar und der König von Italien begeben sich vom Bahnhof Großgörschenstraße zur Parade (Joh. Kühle phot.).
2. Der Kaiser und der König auf dem Paradesfeld (Hofphot. O. Anichäus phot.).

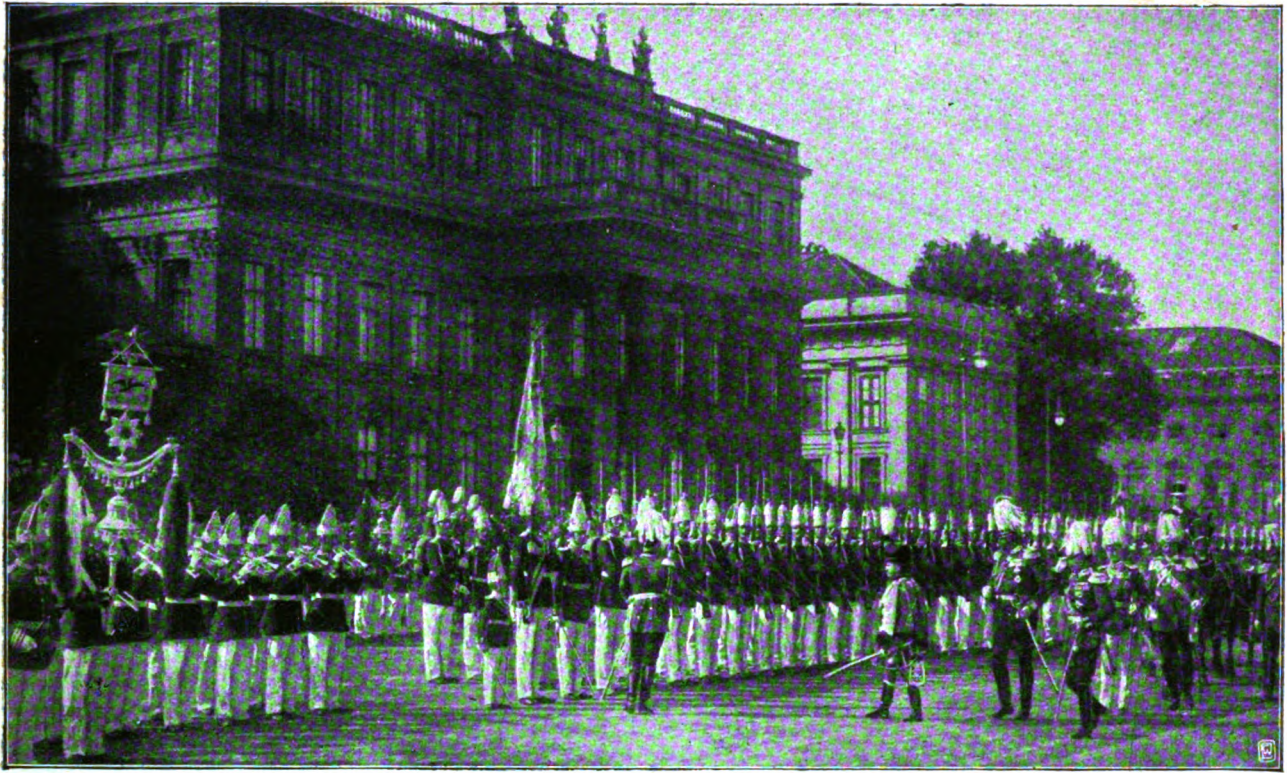
Von der Berliner Herbstparade vor dem König von Italien.



König Viktor Emanuel von Italien und Kaiser Wilhelm vor dem Neuen Palais in Potsdam.
Hofphot. Selle u. Kunge phot.



Der Einzug des Königs von Italien in Berlin: Ansprache des Oberbürgermeisters Kirschner.
E. Bendich phot.



Von der fahnenweihe in der Ruhmeshalle: Ankunft des Königs von Italien und des Kaisers.



Von der fahnenweihe in der Ruhmeshalle: Der festakt im Lichthof.
Hofphot. W. Zischäp.



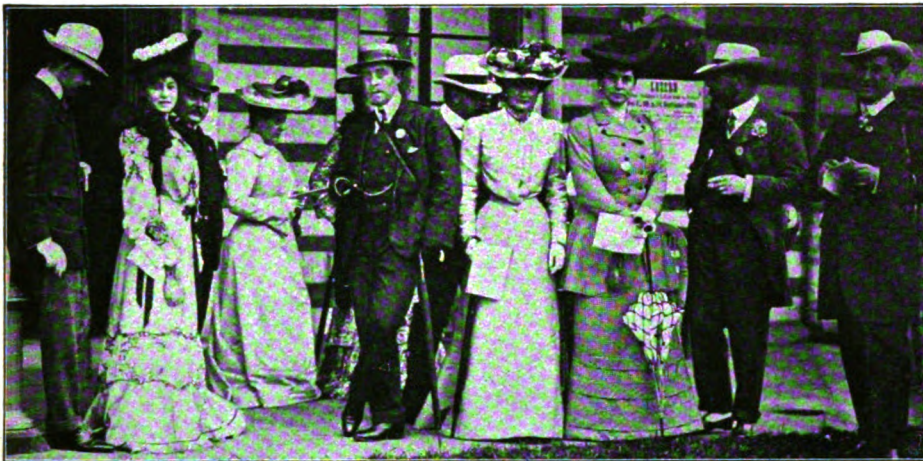
Königin Olga von Griechenland (1) und Zarinmutter (2) im Lager von Pawlowsk. Das neuvermählte Paar, Großfürstin Helene und Prinz Nikolaus von Griechenland. Besuch der griechischen Königsfamilie am russischen Hof.
C. O. Bulla phot.



Die Vermählung des Christus-Lang von Oberammergau: Der Hochzeitszug.
H. Christa phot.



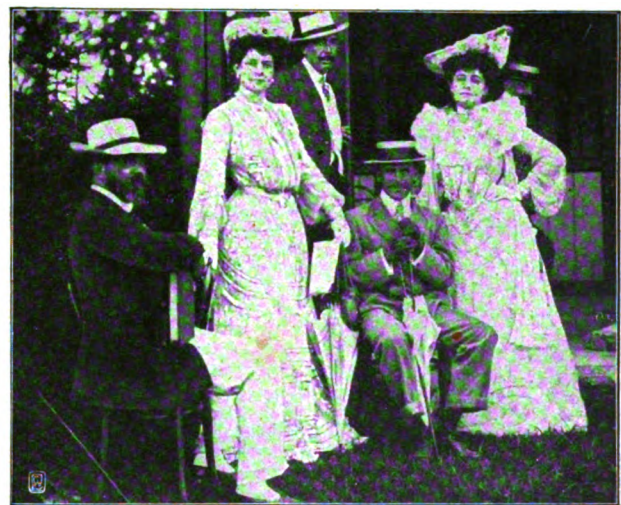
Auf der Damentribüne. (Dietrich phot.)



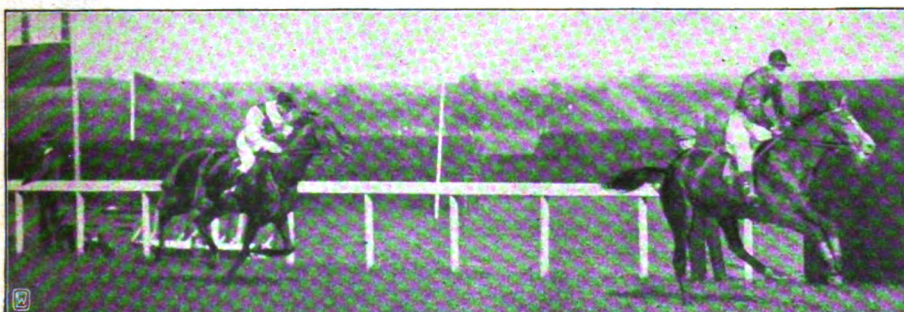
Vor der Tribüne.



Mme. Ricotti Rennfallbesitzerin.



Interessante Zuschauergruppen auf dem Rennplatz.
Aufnahmen von Franz Kühn (mit Objektiv der Firma Voigtländer & Sohn, Braunschweig).



Ober Norton.



La Camargo.

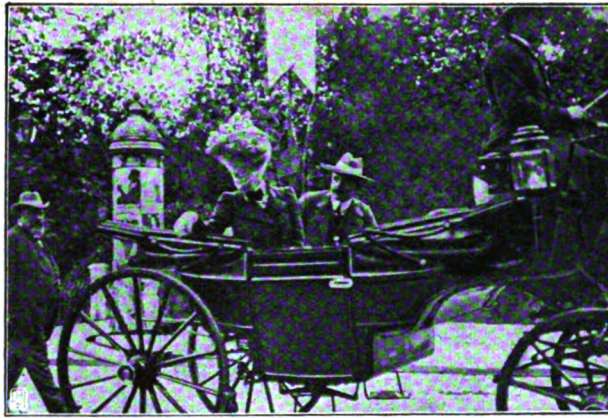
Mirelle, Stegerin im Zukunftstrennen.

Finish vom Großen Preis von Baden-Baden. (Dietrich phot.)

Die „Grosse Woche“ in Baden-Baden.



General der Infanterie v. Stülpnagel, Kommand. General des V. Armeekorps.



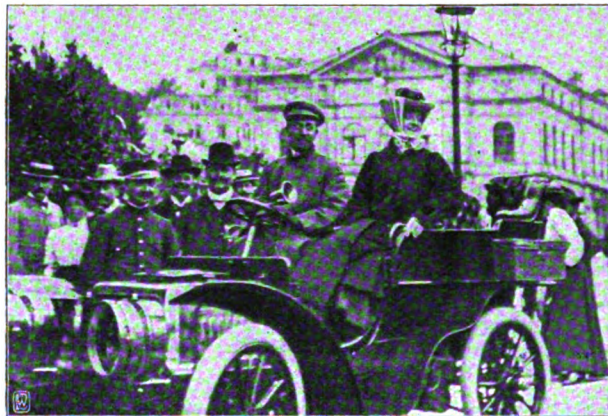
Prinzessin Bertha Isenburg-Birstein u. Graf Franz Egon Metternich.



Generalmajor v. Wedel, Kommandeur der 8. Inf.-Brigade.



Erzherzog Ferdinand Karl, nimmt an den Kaisermanövern teil. Zu den Kaisermanövern.



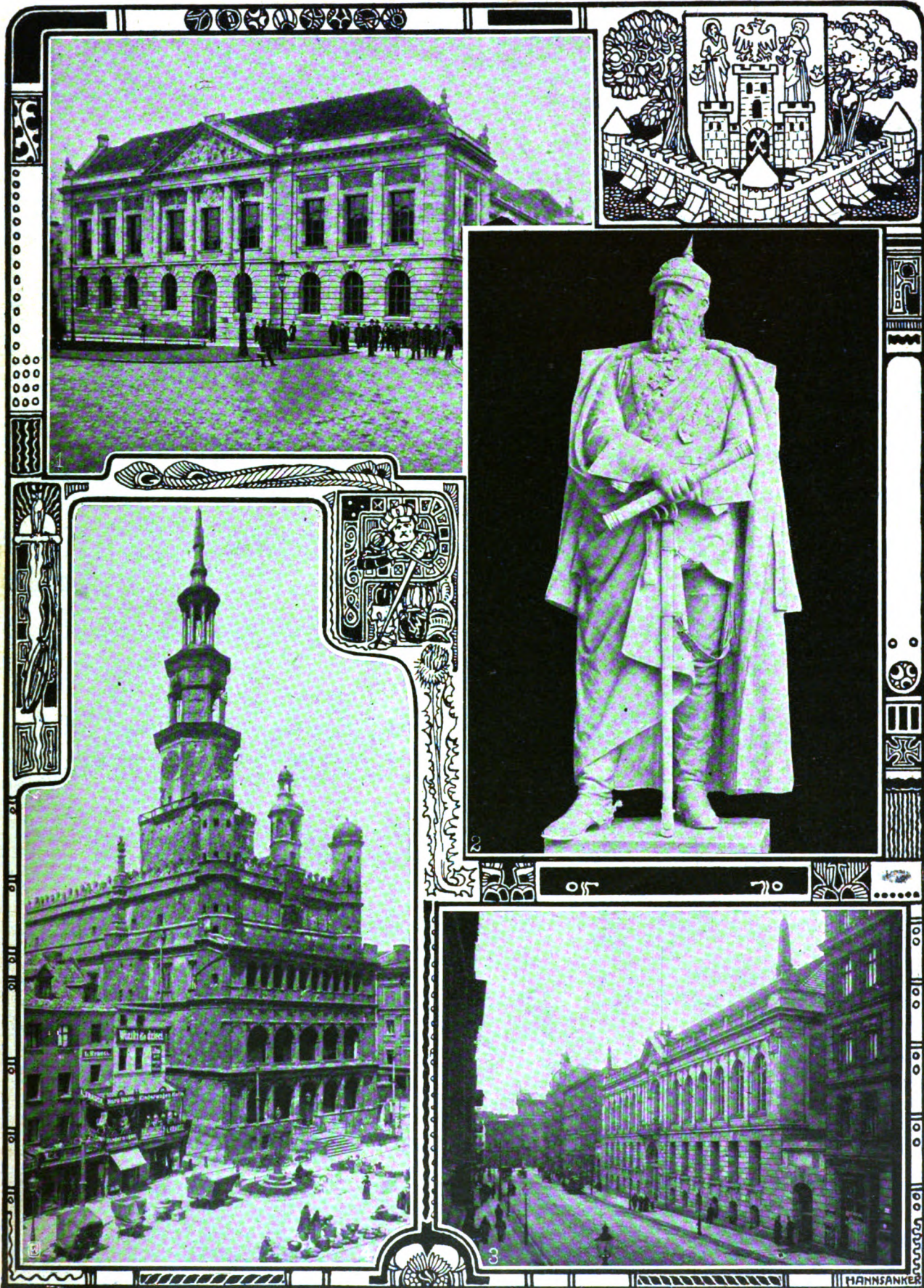
Prinz Karl Isenburg-Birstein und Miss Lewis. Die „Grosse Woche“ in Baden-Baden. Phot. Franz Kühn (mit Objektiv der Firma Voigtländer u. Sohn, Braunschweig).



Generalmajor v. Mithoff, Schiedsrichter mit Graf Waldersee. Zu den Kaisermanövern.



Die Beisetzung der Herzogin Margarethe Sophie von Württemberg zu Ludwigsburg: Der Trauerwagen trifft im Schlosshof ein. Wegig phot.



1. bis 3. Zu den Einweihungsfeierlichkeiten während der Anwesenheit des Kaisers: 1. Das neue Museum. 2. Die Statue des Kaiser Friedrichdenkmals. 3. Die Kaiser Wilhelmsbibliothek. 4. Das alte Rathaus, ein Juwel deutscher Baukunst.

Kaisertage in Posen.



Ankunft des ersten Belgiers H. Joostens (VII. Platz).

Lt. Madamet, 13. franzöf. Drag.-Rgt. (I. Platz).

„Raid militaire“ (Distanzritt) Brüssel-Ostende.

O. Barca phot.



Ritter v. Meigner †
Regierungspräsident von Niederbayern.



General Freiherr von Hausen,
der neue sächsische Kriegsminister.



Josef Keel, St. Gallen, †
schweizerischer Nationalrat.



Kammerherr Paul v. Ebart,
begibt sein 25 jähriges Dienstjubiläum.



Das Schwingen: Besiegt.



Der Sieger Hans Studt-Konolfingen (X) nach dem Kampf.
Vom eidgenössischen Schwing- und Helderfest zu Garmen.

Phot. Krenn.



Steinstoßen.

Das Herrschaftsgebiet der Sprachen.

Studie von Dr. Franz Oppenheimer.

In früheren Jahrhunderten mußte der gebildete Deutsche mindestens französisch und italienisch verstehen; wer weiter strebte, lernte spanisch. Nur wenige Ausländer lernten englisch. Es ist hochinteressant, in Buckles berühmter „Geschichte der Zivilisation“ den Nachweis erbracht zu finden, daß bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts kaum ein einziger Franzose von Rang die englische Sprache verstand. Heute ist das anders geworden. Das französische bewahrt zwar noch einen hohen Rang, ist aber vom Englischen mindestens erreicht, wenn nicht übertroffen; den beiden folgt die deutsche Sprache in sehr geringem Abstand: sie wird heute in Frankreich obligatorisch gelehrt, und in Stockholm spricht jeder Schüler der Mittelklassen ganz geläufig deutsch. Das Italienische ist weit zurückgeblieben: man lernt die Sprache eigentlich nur, wenn man eine Reise nach dem Süden beabsichtigt, oder zu Zwecken des Musikstudiums. Und gar das Spanische ist heute ein Spezialfach für einzelne Sprachgelehrte oder kaufmännische Korrespondenten geworden; bedauerlich genug angesichts des unermesslichen Wertes dieser Litteratur. Dagegen dringt, wenn auch langsam, das Russische immer weiter vor.

Alle Dinge haben ihren zureichenden Grund; es ist nur die Aufgabe, ihn herauszufinden. Und da soll man sich nicht mit bequemen Scheinerklärungen beruhigen. Es liegt hier nicht etwa bloß ein Wechsel der Mode vor, auch nicht eine banauische Umkehr der Menschheit vom Idealen zum Materiellen, eine Hinneigung zu den Sprachen des Handels und Gelderwerbs im Gegensatz zu jenen der Kunst, Litteratur und Wissenschaft. Sondern diese Umwertung der Sprachwerte ist die einfache Folge der unermesslichen Verschiebung, die das Herrschaftsgebiet der Sprachen betroffen hat.

Die Bevölkerung der europäischen Großmächte hat in den vier Jahrhunderten seit dem Beginn unserer Epoche eine außerordentlich starke Verschiedenheit des Wachstums aufgewiesen, wie die folgende statistische Vergleichung mit einem Blick zu überschauen gestattet. Es hatten Einwohner:

im Jahr	1480	1580	1680	1780	1900
England*)	3700000	4600000	5532000	9561000	41220000
Frankreich	12600000	14300000	18800000	25100000	38800000
Preußen*)	800000	1000000	1400000	5460000	56000000
Rußland	2100000	4300000	12600000	26800000	111300000
Oesterreich	9500000	16500000	14000000	20200000	47100000
Italien	9200000	10400000	11500000	12800000	32000000
Spanien	8800000	8150000	9200000	9960000	18100000
Total	46700000	59250000	73032000	109881000	344520000

Ein einziger Blick zeigt hier, wie richtig unsere Väter die Bedeutung der verschiedenen Sprachen bewertet haben, und wie richtig wir sie heute bewerten. Frankreich hat bis zum Ende des 18. Jahrhunderts regelmäßig mehr als ein Viertel, fast ein Drittel der Einwohnerchaft aller europäischen Hauptstaaten in seinen Grenzen beherrscht; und mit Einrechnung der französisch sprechenden Schweizer und Belgier wird wohl ein volles Drittel der damaligen Europäer das französische als Muttersprache gesprochen haben. Daneben kamen für den Deutschen nur Italienisch und Spanisch in Betracht,

*) England steht hier für das jetzige vereinigte Königreich, Preußen für das jetzige Deutsche Reich.

die in je einem Sechstel ungefähr seines Kulturkreises herrschten; aber das Englische war die Sprache von einer Handvoll Nordbarbaren.

Wie hat sich das heute geändert! Die spanische Sprache hat, so weit Europa allein in Betracht gezogen wird, ihre wichtige Bedeutung ganz eingebüßt. Statt eines schwachen Sechstels beherrscht sie nur noch ungefähr ein Zwanzigstel des Gebiets, das heißt, nimmt die einstige Stellung des Englischen ein. Etwas weniger hat Italien verloren, das immer noch ein Zehntel beherrscht. Die deutsche Sprache hat sich in ihrem verhältnismäßigen Bestand ungefähr erhalten, England hat stark gewonnen; vor allem aber ist es die russische Sprache, die in ungeheurem „Spurt“ an den Konkurrenten vorbeigegangen ist. Denn, wenn auch nicht alle Unterthanen des Weißen Zaren russisch sprechen, so sind es doch heute schon nicht viel weniger als hundert Millionen, und auch der Rest spricht zum größten Teil ein slawisches Idiom, nämlich polnisch (16 Millionen Polen überhaupt).

Aber die „Welt“ ist nicht mehr Europa. Wenn wir den gesamten westeuropäischen Kulturkreis, das Siedlungsgebiet der kaukasischen Rasse — nicht aber ihr Herrschaftsgebiet — ins Auge fassen, was natürlich zu geschehen hat, wenn man sich über die relative Bedeutung der Sprachen ins Klare kommen will, dann verschiebt sich das Bild noch ganz anders. Dann wird namentlich erst das Herrschaftsgebiet der englischen Sprache anschaulich. Hier genügt es, die Verschiebungen des letzten Jahrhunderts zu betrachten; denn erst dieses Jahrhundert hat den europäischen Kulturkreis mit Kraft auf die übrigen Weltteile erstreckt. Und da ergibt eine Vergleichung das folgende Bild.

Es sprachen als ihre Muttersprache Personen:

	im Jahr 1801	dagegen im Jahr 1890
Englisch	20 520 000	111 100 000
französisch	31 450 000	51 200 000
Deutsch	30 320 000	75 200 000
Russisch	30 770 000	75 000 000
Spanisch	26 190 000	42 800 000
Italienisch	15 070 000	33 400 000
Portugiesisch	7 480 000	13 000 000
Total	161 800 000	401 700 000

Diese Zahlen erhalten ihren eigentlichen Wert aber erst, wenn man sie auf ihre Relativzahl umrechnet. Es sprachen von je 100 Menschen des europäischen Kulturkreises als ihre Muttersprache:

	1801	1890
Englisch	12,7	27,7
französisch	19,4	12,7
Deutsch	18,7	18,7
Russisch	19,0	18,7
Spanisch	16,2	10,7
Italienisch	9,3	8,3
Portugiesisch	4,7	3,2

Diese Tabelle zeigt, daß nur eine Sprache überhaupt an Gebiet gewonnen hat, nämlich die englische. Sie beherrschte am Anfang des 19. Jahrhunderts erst ein Achtel des Kulturkreises und am Ende weit über ein Viertel. Eine andere Sprache hat ihr Gebiet bewahrt, die Deutsche. Alle übrigen haben verloren, sogar, wenn auch sehr wenig, das Russische, am empfindlichsten aber das Spanische und Französische.

England verdankt diesen wunderbaren Eroberungszug vor allem seiner kolonialisatorischen Thätigkeit in außer-europäischen Weltteilen, namentlich der Siedelung in Nordamerika. Das Mutterland stellt zu den englisch Sprechenden nur noch ein Drittel, die Kolonien stellen zwei Drittel, davon die Amerikanische Union vier Fünftel und darüber. Es sprachen 1890 rund 39 Millionen Europäer, aber 58 Millionen Einwohner der Union und 14,5 Millionen Kanadier, Australier, Kapengländer u. s. w. das Englische als Muttersprache. Und immer mehr verschiebt sich das Schwergewicht des englischen Sprachzentrums in die westliche Hemisphäre, da die Große Republik jenseits des Atlantik noch immer durch Zuwanderung und Geburtenüberschuß in einem ungeheuerlichen Maßstab an Einwohnern zunimmt, deren Sprache im Lauf kürzester Zeit anglistet wird.

So haben wir jetzt im europäischen Kulturkreis eigentlich nur noch drei große Kultursprachen von Zukunftsbedeutung: das Englische, Russische und Deutsche. Die französische Zunge wird infolge des außerordentlich langsamen Wachstums der Bevölkerung immer mehr und mehr an relativer Bedeutung verlieren, während das stürmische Wachstum der germanischen und slawischen Rasse und die fortdauernde Auswanderung in alle gemäßigten Weltgegenden namentlich der englischen Sprache immer neue Millionen und Millionen von Menschen unterworfen werden. In diesem Wettlauf der Sprachen hat Deutschland leider die geringsten Aussichten, da es keine zu europäischer Besiedelung besonders verlockenden Kolonien besitzt. Das hat zur Folge, daß es einen Teil seines Bevölkerungsüberschusses an seine Konkurrenten, namentlich an die britische Sprache, verliert, während diese ihren eigenen auswandernden Ueberschuß für ihre Sprache rettet und darüber hinaus die Auswanderung der ganzen Welt gewinnt und assimiliert. Es wäre zu hoffen, daß wir wirkliche Ackerbaukolonien zu gewinnen imstande wären, etwa am Mittelmeer, in Kleinasien und Syrien, um den Strom überquellender deutscher Bauernkraft dem Land und der Muttersprache zu erhalten.

* * *

Wenden wir nun unsern Blick von dem europäischen Kulturkreis fort auf das Ganze der Menschheit, so verteilt sich das Bild wieder stark. Dann bleibt allerdings noch an der Wende des neuen Jahrhunderts immer der indo-europäische Sprachstamm mit 800 Millionen Lebender der weitaus mächtigste, beherrscht er doch mehr als die Hälfte der auf rund anderthalb Milliarden Menschen geschätzten Bevölkerung dieses Planeten. Ja, er behält diese herrschende Stellung sogar auch dann noch, wenn man nur die europäischen Zweige dieses ungeheuren Stammes mit ihren Kolonisten zusammenrechnet. Dann ist es noch immer ein Drittel der Menschheit, rund eine halbe Milliarde. Und noch stolzer kann es uns machen, wenn wir erfahren, daß von diesen siegreichen Sprachen wieder der germanische Zweig bisher am kraftvollsten gewachsen ist: 212 Millionen umfaßte er (davon 120 englisch, 72 deutsch sprechende, 10 Skandinavier, 10 Flamo-Holländer). Dann folgt der gräko-romanische Zweig mit 164, dann erst der slawische mit 132 Millionen.

Wenn man aber auf die einzelnen Sprachen, nicht auf die Sprachstämme sieht, dann rückt selbst das stolze Britische erst in die dritte Reihe, dann steht, alles beherrschend, die chinesische Sprache mit 370 Millionen Seelen an der Spitze; und der eine Hauptdialekt des Indischen Kaiserreichs, das Hindi Hindostans, übertrifft

mit 140 Millionen Angehöriger das Englische noch um ein Siebentel, während alle indischen Sprachen zusammengenommen den germanischen Sprachstamm noch um 54 Millionen hinter sich lassen.

Die übrigen Sprachen kommen gegen diese beiden ungeheuren Gruppen gar nicht in Betracht, die zusammen 1215 Millionen von den etwa 1500 der Gesamtheit beherrschten (hier sind dem Chinesischen die etwa 45 Millionen Sprachverwandter von Tibet, Birma, Siam und Annam beigerechnet). Keine einzige der übrigen Sprachstämme besitzt heute viel mehr als ein halbes Hundert Millionen Zugehöriger: die semitisch-hamitischen Sprachen mit Einbeziehung der Galla, Somali, Abessinier, Tuareg und Araber werden auf 50 Millionen, die ural-altaischen Sprachen einschließlich der Magyaren, Türken und Mandschu auf 53 Millionen, die japanisch-coreanische auf 56 Millionen geschätzt. Was noch bleibt, zerplittert sich in nahezu tausend Sprachen und Dialekte, die man wohl noch in größeren Gruppen zusammenfassen kann, wie die Bantusprache Südafrikas mit 30 Millionen, oder die Dravidasprachen Südindiens mit 52 Millionen Angehöriger, die aber keine Kulturbedeutung, keinen Zukunftswert haben.

Nun entsteht die Frage: welcher dieser großen Weltsprachen wird die Weltherrschaft beschieden sein?

Wenn wir die Zukunftsaussichten der großen Sprachen prüfend wägen, so scheidet Indien zunächst aus der Betrachtung aus. Es ist als tropisches Land unter keinen Umständen dazu berufen, eine aktive Rolle in der Geschichte der nächsten Jahrtausende zu spielen. Sein heißes Klima, die Ueppigkeit seiner Natur bringen die kräftigste Erobererrasse binnen kurzem zur Erschlaffung: das haben Türken, Arier und Mongolen erfahren. Das schöne, unglückliche Land war immer der Fußschemel der kräftigen Männer aus dem Norden und wird es immer bleiben. Es wird ja immer noch an Bevölkerung zunehmen, wenn auch heute schon seine Besiedelung unerhört dicht ist, so dicht, daß auf den Kopf seiner Bewohner schon nur noch ein englischer Acre ($\frac{1}{3}$ Morgen) Ackerland kommt. Aber es sind nach der amtlichen Beschau noch 137 Millionen Acres Land unbenutzt, die zur Bebauung herangezogen werden könnten, und so könnte die Bevölkerung auch ohne wesentliche Verbesserungen der Kulturtechnik immer noch um 60 Prozent zunehmen. Aber auch damit erhielte es keine Aussicht auf die sprachliche Weltherrschaft: denn seine Herren in politischer und finanzieller Beziehung sind und werden zunächst auch bleiben europäische Germanen oder Slawen, je nachdem in dem schließlichen Kampf um Indien der „Bär“ oder der „Walfsisch“ den Sieg davonträgt.

Bleiben nur China und die europäisch-germanische Völkerverfamilie. Wenn wir ihre Chancen abzuwägen versuchen, dann scheint die Aussicht der gelben Rasse ungünstig zu sein. China ist schon heute sehr dicht bevölkert mit 370 Millionen Seelen auf 11 Millionen Quadratkilometer, d. h., mit 33—34 Seelen für den Quadratkilometer, wenn man das ganze Reich zusammenfaßt. Im eigentlichen China war aber die Dichtigkeit schon 1897 auf 87 Seelen für den Quadratkilometer gestiegen, was fast den deutlichen Durchschnitt erreicht und den französischen hinter sich läßt. Da das Land noch keine Manufakturen und Industrien von nennenswerter Bedeutung besitzt, so hat es den ihm zunächst beschiedenen Sättigungsgrad anscheinend nahezu erreicht. Wenigstens ist es nach den Zählungen deren

Zuverlässigkeit freilich stark bezweifelt werden muß, seit einem Jahrhundert nur mäßig an Einwohnerzahl gewachsen, ganz außer allem Verhältnis zu dem stürmischen Wachstum der Westeuropäer. Es soll 1792 307 Millionen Einwohner gehabt haben und zählte 1897 erst 352 Millionen, 1900 nach einer andern Schätzung 370 Millionen. Es hat also nur um ein Fünftel bis ein Sechstel zugenommen, während die arischen Stämme sich an Zahl mehr als verdoppelten.

Wenn angenommen werden darf, daß das Tempo des beiderseitigen Wachstums auch nur einige Generationen das gleiche bleibt, dann wird die weiße Rasse einen Vorsprung erhalten haben, den die gelbe nie mehr wird einholen können. Und wir glauben, es muß angenommen werden! Denn die weiße Rasse hat noch ungeheuer viel Platz in ihrem Herrschaftsgebiet. In den Vereinigten Staaten von Nordamerika saß die Einwohnerschaft 1897 erst in einer Dichtigkeit von 7,5 Seelen auf den Quadratkilometer; wenn sie sich auch nur verzehnfacht und damit die Dichtigkeit Frankreichs erreicht, so hat dort eine neue britisch-deutsche Volksmenge, ein Zuwachs von reichlich 650 Millionen Menschen Platz. Kanada ernährt vorerst nur zwei Seelen pro Quadratkilometer, Australien nur 0,4, Mexiko 6, Brasilien 1,8, Chile 4,1 u. s. w. Hier ist Platz für ungezählte Milliarden neuer Ansiedler, ganz abgesehen von den Mittelmeerländern, die noch lange nicht wieder so viel Menschen ernähren wie zur Römerzeit, ganz abgesehen von der vermehrten Volkszahl, die Industrie und Handel auch in den alten „vollbesetzten“ Ländern sicher leicht werden ernähren können.

Wenn nicht ein Wunder geschieht, wenn China nicht durch einen gewaltigen Stoß von außen her die Kraft gewinnt, seine zweitausendjährige Starre abzuwerfen und in der Schöpfung einer mächtigen Industrie die Möglichkeit für eine plötzlich einsetzende und dauernde Volksvermehrung zu erzeugen, dann wird in zwei bis drei Jahrhunderten die europäische Menschheit zu so ungeheuren Zahlen angewachsen sein, daß selbst die dann vielleicht vorhandene halbe Milliarde chinesisch sprechender Mongolen nicht mehr ins Gewicht fallen kann. Wird doch angenommen, daß allein die europäische Bevölkerung, die heute rund 400 Millionen Seelen zählt, binnen hundert Jahren auf 940 Millionen angewachsen sein wird. Legt man diese Rate zu Grunde, eine Verdoppelung immer in achtzig Jahren, so hätten wir anno 2060: 1600 Millionen und 2140 bereits 3200 Millionen Arier allein in Europa, ganz abgesehen von den übrigen Erdteilen, namentlich von den Vereinigten Staaten, wo der Geburtenüberschuß und die Einwanderung die Bevölkerung noch viel schneller verdoppeln, schon in etwa dreißig Jahren.

Wenn man hinzurechnet, daß dem chinesischen Koloß von allen Seiten her sein Kolonisationsgebiet fortgenommen worden ist und weiter entzogen wird, so daß ihm die Möglichkeit immer mehr abgeschnitten wird, seiner Bevölkerungsvermehrung durch Ausdehnung seiner Ackerwirtschaft neuen Raum zu schaffen, so schrumpft die „gelbe Gefahr“ immer mehr zusammen, die nächsten zwei bis drei Jahrhunderte vollenden den heute schon unzweifelhaft entschiedenen Sieg der weißen Rasse, die Weltherrschaft namentlich des Germanentums, die Weltherrscher der arischen Sprache und Kultur.

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

2. Fortsetzung.



Nach einigen Stunden kam Grete aus dem Geschäft. Zwar müde, aber trotzdem seelenvergnügt. Sie begrüßte stürmisch die Freundin und quirlte in der engen Stube umher wie ein Wirbelwind. Sie packte die bereits angekommenen Koffer aus, räumte alles ein und gab dem Zimmer durch einige kleine Veränderungen des mehr als einfachen Meublements ein gemüthlicheres Aussehen. Gwendolin lag müde auf dem Divan, der abends in ein Bett verwandelt wurde, und sah zu, wie die kleine, zierliche Person umherkramte, die Bilder, welche Gwendolin mitgebracht, aufstellte und annagelte und zum Schluß mit lustig blühenden, halb wehmütigen Augen einen großen Blumenstrauß aus ihrem Zimmer holte und ihn auf den Sofa Tisch stellte. Nun rückte sie einen Stuhl herbei, stützte die Ellbogen auf und schaute Gwendolin an: „Mein Herze, erhebe dich, frisch auf zum fröhlichen Jagen! Laß den Kopf nicht hängen und habe Mut! Und nun will ich dir ein Geheimnis anvertrauen: diese Blumen

sendet dir mein Liebster mit einem herzlichem Willkommen in Berlin, dem großen Babel!“

Gwendolin sah Grete überrascht und bestürzt an. „Wer? Du, Grete, bist verlobt mit Lucian, deinem Vetter?“

Grete lachte laut auf: „O du kleines Schaf! Lucian und ich! Mein Himmel, das wäre ja gräßlich! Nein, es ist ein anderer, und am kommenden Sonntag sollst du ihn kennen lernen. Lucian kennt ihn übrigens und ist der einzige außer Frau Berger und dir, welcher um unser Geheimnis weiß.“

Und nun erzählte sie, daß ihr Verlobter Bankbeamter sei und Konrad Dorn heiße, daß der Gedanke an eine Verbindung mit ihm ihr die mühselige Arbeit ihres Berufes leicht mache und daß sie nur darum so frohgemut ins Leben sähe.

„Merktest du denn das nicht schon in Lenzbach, als ich zu Tante Normann scherzend sagte, ich wollte freien?“

Es würde freilich noch drei Jahre dauern, bis alle Halme zusammengetragen wären zu dem bescheidenen

Nest, das Grete und Konrad Dorn sich bauten, aber dies Nest! Ja, Gretens Augen wurden feucht, wenn sie an diese Seligkeit dachte. —

Drei Wochen war Gwendolin schon in Berlin. Sie besuchte eine Handelsschule in der nahegelegenen Oranienstraße. So schwer hatte sie sich die Sache doch nicht vorgestellt! Wie diese Schreibmaschinen klapperten, wie die Luft dick und übertrieben war und die Menschen, mit denen sie zusammenfaß, ungebildet und zudringlich!

Sie war eben müde und abgespantet heimgekommen und saß in ihrem engen Stübchen. Heiße Thränen rannen über ihr bleiches Gesicht. Ach, wie sollte sie das alles ertragen! Eben kam auch Grete nach Haus. Gwendolin hörte sie nebenan ein lustiges Lied trällern, und gleich darauf kam sie herein. Erschrocken blieb Grete stehen, als sie die Freundin in Thränen ganz aufgelöst fand. Ueber ihr sonniges Gesicht flogen trübe Schatten: „Aermstes, Liebstes, was ist dir? Ja, du hast Heimweh! Ob ich das kenne! Aber es vergeht!“ Und sie schlang ihre Arme um die vor Schluchzen bebende Gestalt und strich ihr über das schöne Haar und bat und schmeichelte so lange, bis Gwendolin ihre Thränen trocknete und zu lächeln versuchte.

„Und nächsten Sonntag,“ rief Grete lustig, „da fahren wir nach Schmöckwitz, die Spree hinauf. Da wirst du auch froher werden.“

Und am Sonntag fuhr wirklich die Komtesse Gwendolin auf einem überfüllten Spreedampfer mit Grete Mormann, die eine kleine Konfektioneuse war, und ihrem Bräutigam, einem einfachen Bankbeamten. Fast bereute sie die Zusage, als sie da so eingeklemmt saß zwischen all den lauten Menschen. Aber was hatte sie eigentlich voraus vor all diesen schweißtriefenden Arbeitern? Schweißtriefend am Werktag von schwerer Arbeit und am Feiertag vor Vergnügen.

„Du mußt hinaus ins Leben unter Menschen,“ hatte Grete gesagt; „du mußt es lernen, dir mit den Ellbogen Platz zu schaffen.“

Wenn sie nur wie Grete eine Menschenseele gehabt hätte, die ihr zu eigen gehörte! Ach, nur einen Menschen, der ihr abends die müde Hand drückte und an dessen Schulter sie ihr müdes Haupt lehnen könnte. Für wen und warum arbeitete sie nur? Um ein elendes, glückloses Leben zu verlängern? Vielleicht hätte sie längst mit allem ein Ende gemacht. Aber tief in einem Winkel ihres jungen Herzens versteckt schlummerte eine Hoffnung, ein brennender Wunsch, eine Sehnsucht, die sie gern vor sich selbst verleugnete. Und mit dieser Sehnsucht, diesen heimlichen Wünschen hingen eng zusammen die leuchtenden Augen eines Mannes, der zu ihr einst von einem goldenen Nest gesprochen, dessen heißer Kuß auf ihrem Mund gebrannt hatte.

Aber wie kam es nur? Immer, wenn sie diesen Träumen Herrschaft über sich gestattete, dann tauchten ein Paar andere Augen vor ihr auf. Ernste, treue Augen. Dann errötete sie und wischte mit der Hand über ihre brennenden, sehnsüchtigen Augen, als könne sie damit alle diese Thorheiten bannen. Und obgleich die Sonne heiß brannte und dem dunkeln Wasser der Spree, die an ihren flachen Ufern den Fluch des verlorenen Paradieses mehr

zur Schau trägt als irgendein anderer Strom, üble Dünste entquollen, jubelten die Menschen, die hinaus-zogen in Wald und Heide, laut um das einsame Mädchen, dessen Seele sich zurückkehrte in ein goldenes Land. Grete und Konrad saßen Hand in Hand neben Gwendolin. Grete jubelte über jeden grünen Baum und erzählte immer wieder tröstend: „Bald wird's schöner, bald hören die häßlichen Speicher und Fabriken auf.“

Und wirklich: Gwendolins Sinn heiterte sich auf, als die Ufer grüner wurden und die Fluten klarer. Etwas von dem sonnigen Glück der beiden ihr so lieben Menschen strömte auf sie über. Sie hatte während der kurzen Zeit ihrer Bekanntschaft Dorn herzlich schätzen gelernt. Sein schlichtes, gediegenes Wesen und seine solide Bildung überraschten sie. Sie hatte begreifen gelernt, daß es hinter den Mauern, die ihre Welt umgaben, noch eine andere Welt gab, in der man neben ernster Arbeit alle die Ideale pflegen kann, die anscheinend nur ein Privilegium der Reichen sind. In Lucian Mormann und Konrad Dorn trat ihr zum erstenmal die Macht freier Persönlichkeiten entgegen, Persönlichkeiten, die den Stempel selbsterworbenen Adels trugen.

Und nun saßen sie in Schmöckwitz. In einer kleinen, einsamen Laube, etwas abseits von dem übrigen Schwarm. Vom Rauschen der Wellen begleitet, erklang Musik vom andern Ufer herüber. Gwendolin lehnte sich zurück, und ein Wohlgefühl, wie sie es lange nicht gefannt, durchflutete sie. Sogar das bunte Treiben da draußen auf den Wegen des alten Parks begann sie zu interessieren. Sie ging mit Grete und Konrad am Ufer entlang und sah die Boote pfeilschnell dahinfliegen. Da — wer stand dort an der Treppe und half einem schlanken, rotblonden Mädchen in das Boot? Sie erblickte: es war Eugen Dietmar. Er schaute mit denselben brennenden, verlangenden und siegesgewissen Augen nach der Rotblonden im dünnen, lustigen Sommerkleid, wie damals zu ihr hin, und die Rotblonde schmachtete ihn an und schrie laut auf, als er sie umfaßte und in den schwankenden Kahn zog.

Gwendolin war froh, daß Grete zu sehr mit Konrad beschäftigt war, um ihr Erschrecken zu sehen, froh, daß Eugen Dietmar sie nicht sah und erkannte. Da fuhren sie hin! Wie aus weiter ferne klangen Dorns Worte an ihr Ohr: „Sieh mal, Gretel, dort das kleine Boot, das dritte in der Reihe! Das ist Eugen Dietmar, der das Stück schrieb, das so großes Aufsehen erregte, und die Dame, die bei ihm sitzt, ist seine Freundin. Er läßt sie zur Schauspielerin ausbilden. Vor wenigen Monaten war sie noch ein Wäschermädel.“

Gwendolin wollte eine Frage thun, wie das Stück heiße, aber sie schwieg. Fröstelnd zog sie ihr Tuch um die Schultern.

„Lesen Sie schon etwas von Eugen Dietmar?“ fragte Konrad jetzt.

„Eugen Dietmar kenne ich sogar persönlich, er verkehrte einmal bei uns, aber er interessiert mich nicht mehr, die Zeiten sind vorbei.“

„Er hat einen merkwürdigen Entwicklungsgang durchgemacht. Ich fürchte, er wird ein Opfer seiner Theorie werden, die ‚schränkenloses Ausleben‘ heißt.“

„Kann sein,“ wart Gwendolin gleichmütig hin; „aber sind solche Menschen zu bedauern? Sie thun, was sie müssen.“

„Bitte, nicht was sie müssen, sondern was sie wollen.“

„Das scheint mir ein Streiten um Worte. Sie sind wenigstens eine kurze Zeit oder eine lange Zeit glücklich gewesen, sie durften leben, atmen in Licht und Sonne.“

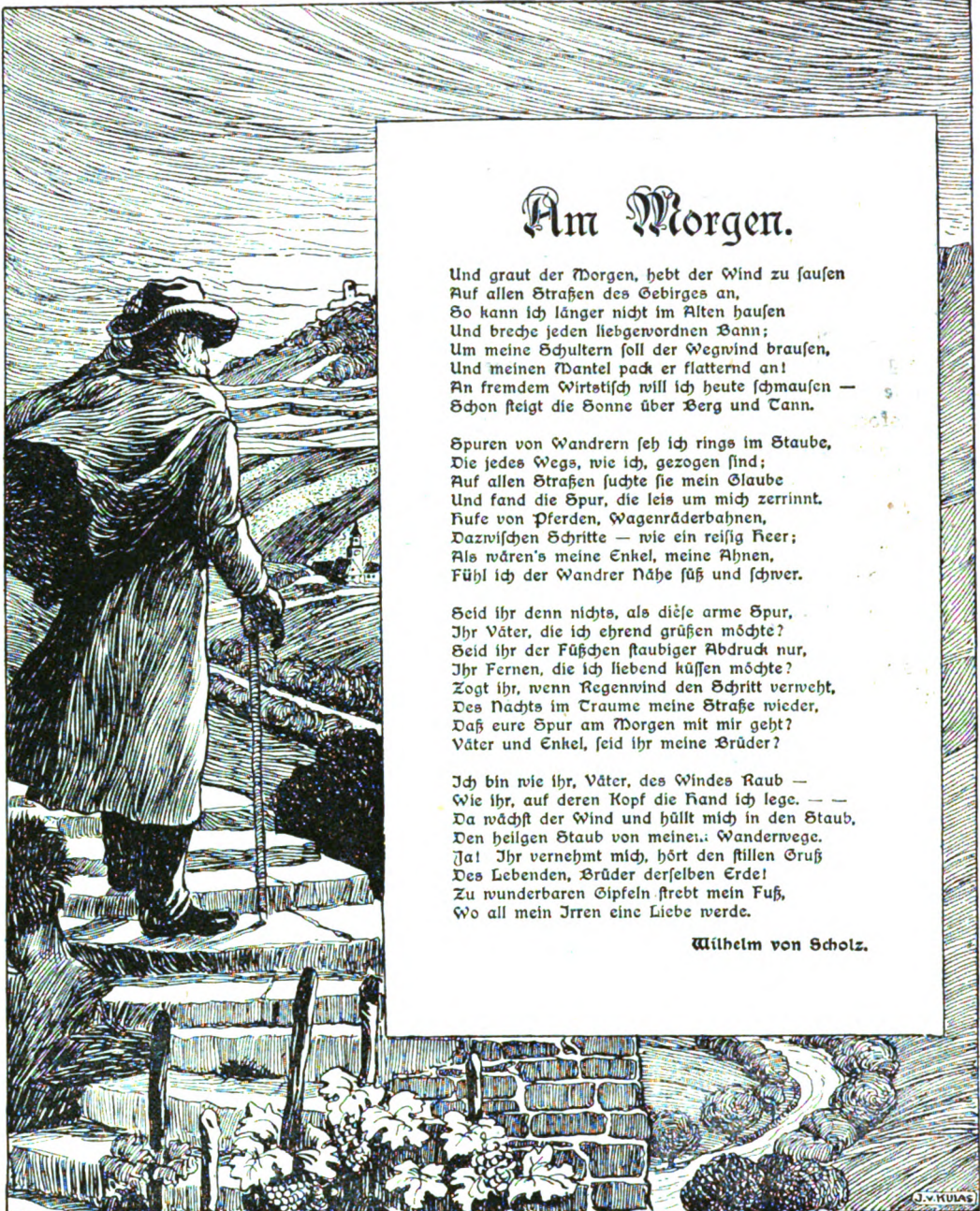
Ganz erschrocken sah Konrad auf die Freundin seiner kleinen Grete. „O Komteß, Sie sind sehr unglücklich und bitter, sonst würden Sie so nicht reden! Das Leben Eugen Dietmars ist ein Rausch, und jedem Rausch folgt eine entsetzliche Ernüchterung. Das ist nicht Glück. Kommen Sie, wir wollen hinausrudern! Grete soll uns ein Lied singen, die Sonne wird den Himmel golden und rosenrotmalen, und wir wollen an eine selige Zukunft glauben.“

Eine selige Zukunft. Gwendolin lächelte ein wenig belustigt, wie spießbürgerlich ehrbar dies alles klang! Als sie dann aber auf dem Wasser langsam dahinglitten, verschwand allmählich das heiße Trostgefühl aus ihrem Herzen.

Noch einmal schoß Eugen Dietmar an ihnen vorbei. Die Rotblonde saß am Steuer, er hatte seine brennenden Augen in verzehrender Glut auf sie gerichtet. Grete sang unbekümmert um all die heißen und schwülen Gefühle, die Gwendolins Brust durchwühlten, das alte Lied: „Wann sehen wir uns, Brüder, auf dieser Reise wieder?“

„Ich gehöre nicht zu euch und werde nie unter euch heimisch werden!“ so wollte Gwendolin am liebsten hinausschreien. Und sie ballte ihre kleine Hand zur Faust und drückte sie gegen die heißen Augen. Was würde Eugen Dietmar thun, wenn er sie plötzlich entdeckte?

Er entdeckte sie nicht. Fein unsichtbarer Faden spann sich hinüber zu dem bebenden, bleichen Mädchen im



Am Morgen.

Und graut der Morgen, hebt der Wind zu saufen
Auf allen Straßen des Gebirges an,
So kann ich länger nicht im Alten haufen
Und breche jeden liebgewordnen Bann;
Um meine Schultern soll der Wegwind brausen,
Und meinen Mantel pack er flatternd an!
An fremdem Wirtstisch will ich heute schmausen —
Schon steigt die Sonne über Berg und Tann.

Spuren von Wandern seh ich rings im Staube,
Die jedes Wegs, wie ich, gezogen sind;
Auf allen Straßen suchte sie mein Glaube
Und fand die Spur, die leis um mich zerrinnt.
Hufe von Pferden, Wagenräderbahnen,
Dazwischen Schritte — wie ein reißig Keer;
Als wären's meine Enkel, meine Ahnen,
Fühl ich der Wanderer Nähe süß und schwer.

Seid ihr denn nichts, als diese arme Spur,
Ihr Väter, die ich ehrend grüßen möchte?
Seid ihr der Füßchen staubiger Abdruck nur,
Ihr Fernen, die ich liebend küssen möchte?
Zogt ihr, wenn Regenwind den Schritt verweht,
Des Nachts im Traume meine Straße wieder,
Daß eure Spur am Morgen mit mir geht?
Väter und Enkel, seid ihr meine Brüder?

Ich bin wie ihr, Väter, des Windes Raub —
Wie ihr, auf deren Kopf die Hand ich lege. — —
Da wächst der Wind und hüllt mich in den Staub,
Den heiligen Staub von meiner Wanderwege.
Ja! Ihr vernehmt mich, hört den stillen Gruß
Des Lebenden, Brüder derselben Erde!
Zu wunderbaren Gipfeln strebt mein Fuß,
Wo all mein Irren eine Liebe werde.

Wilhelm von Scholz.

Kahn; er sah nur die Rote, die Ueppige, und Gwendolin fand sich wieder. Ja, sie konnte sogar wieder heiter sein auf der Heimfahrt. Grete hatte von Lenzbach erzählt, von Lucian, ja Lucian! Hier ruhten ihre Gedanken aus, er würde ihr die Freundeshand reichen, wenn sie nicht weiter konnte, und Rat schaffen und Trost bringen — es war ja sein Beruf.

* * *

Eintönig vergingen die Tage. Gwendolin war eine eifrige Schülerin, weil sie sich hinaussehnte aus dieser Anhäufung von Widerwärtigkeiten, die für sie der Schulzwang in sich schloß. Wenn sie nur erst auf eigenen Füßen stand! Und die Zeit kam auch, und nun suchte sie eine Stelle nach glücklich bestandnem Examen. Sie erhielt eine solche in einem großen Seidenhaus der Leipzigerstraße. Man hatte eine junge, gebildete Dame als Korrespondentin gesucht.

Ihre schöne Handschrift hatte dem Chef gefallen, und als sie sich dann vorstellen mußte in dem kleinen, eleganten Privatkontor, dessen Luxus merkwürdig abstach von der Aussicht auf den engen, schmutzigen Hof, sagte sich Herr Meyer sofort: die und keine andere. Er hielt sie zwar noch zwei Tage hin, engagierte sie dann aber mit einem Gehalt von 60 Mark. Sie war zufrieden.

Mitte August trat sie ihre Stelle an. Herr Meyer beschied sie in sein Privatkontor und empfing sie mit sichtlicher Verlegenheit. Er zupfte nervös an seiner tadellosen, weißen Weste, besah die Spitzen seiner gelben Schuhe und räusperte sich. Gwendolin sah ihn bestürzt an. Was wollte denn der Mann da von ihr? Sie würde gelächelt haben, wenn ihr nicht so verzweifelt elend zu Mute gewesen wäre! Schreibmaschine, Stenographie, Handelskorrespondenz, das hatte sie alles prachtvoll gelernt, aber diesem Calmagentleman mit der Unterwürfigkeit einer bezahlten Angestellten begegnen, das — nun vielleicht würde sie auch das noch lernen.

Herr Meyer setzte sich. Er that es in dem Gedanken, daß er so von vornherein das gegenseitige Verhältnis am besten markieren könne, und dann begann er: „Fräulein — Komteß — es ist mir etwas sehr fatales passiert bei Ihrem Engagement. Sehen Sie —“ er erhob sich unruhig, und indem er auf einen Stuhl deutete, sagte er halb ärgerlich: „Setzen Sie sich! Bitte, nehmen Sie Platz!“

„Ich danke, Herr Meyer,“ sagte Gwendolin, stehen bleibend, „aber sollten Sie es bereuen, mich engagiert zu haben“

Meyer lächelte und zuckte die Achseln. Stolz fügte er hinzu: „Sehen Sie, meine Gnädigste Aber bitte, nehmen Sie doch Platz.“

Gwendolin überhörte die erneute Aufforderung abermals. Ihr ungeduldiger Blick und eine unwillkürliche Wendung zur Thür ließen ihn fortfahren: „Ich war sehr eilig an jenem Nachmittag. Ihre Handschrift war vornehm, gerade so, wie ich sie liebe. Es ist Prinzip bei mir, Wert darauf zu legen, daß meine vornehme Kundschaft vornehm geschriebene Briefe erhält. Sie begreifen. Ihre Persönlichkeit sagte mir zu.“ Herr Meyer lächelte bei diesem Geständnis und verbeugte sich leicht. „Ich liebe bei meinem Personal eine gediegene, noble, solide Außenseite. Sie begreifen das? Ich bin das meiner gediegenen Kundschaft schuldig. Wenn eine feine Kundschaft kommt, z. B. die alte Fürstin Telramund oder die Prinzessin Belmont oder eine andere Dame vom Hof, dann müssen Sie mit bedienen! Sie erschienen mir daher besonders geeignet. Nun hatte ich unverzeihlicherweise Ihren Namen übersehen. Es stand auch bloß da ‚Gwendolin Brogido.‘“

„Ganz recht,“ sagte Gwendolin ungeduldig, „aber was haben Sie daran auszusetzen?“

„Erst auf der Polizei, als man Sie meldete, erfuhr ich, daß ich die Ehre und das Vergnügen hatte, mit Gräfin Gwendolin Brogido unterhandelt zu haben.“

Gwendolin lächelte verächtlich und zuckte leicht die Achseln.

„Und nun habe ich mich — Sie werden das begreiflich finden, sofort nach Ihren Privatverhältnissen erkundigt.“

Das Mädchen wollte empört auffahren, aber sie bezwang sich und ballte nur krampfhaft ihre Hand in den Falten ihres Kleides.

„Zu meinem Bedauern erfuhr ich den Grund, der Sie dazu trieb, Ihr Brot zu verdienen. Wenn ich nun diesem Bestreben auch meine volle Sympathie entgegenbringe, so frage ich mich doch, ob Sie recht thaten, dazu gerade diesen Beruf zu ergreifen. Eine junge Dame, wie Sie, hätte vielleicht auch noch auf andere Weise und leichter durchs Leben kommen können, ohne so ganz aus ihrer Sphäre herauszutreten.“

„Bitte,“ sagte Gwendolin Brogido etwas hochmütig, „überlassen Sie diese Erwägungen mir selbst, und sagen Sie mir kurz, ob es Ihnen hinderlich und störend ist, daß ich eine Gräfin bin!“

„Nicht mir, aber Ihnen wird es hinderlich sein!“

„Ich will hier gleich bemerken,“ warf die Komteß ein, „daß ich im Geschäft für jedermann Fräulein Brogido zu sein wünsche, daß ich meine Pflicht thun werde und nur dementprechend behandelt sein möchte. Ich stelle jedoch der Lösung unseres Kontraktes nichts entgegen.“

Herr Meyer zuckte die Achseln und machte eine Handbewegung, als wollte er sagen: „Was liegt mir daran, 60 Mark zum Fenster hinauszumerfen?“ Dann ließ er noch einen prüfenden Blick über die elegante Gestalt Gwendolins gleiten, blähte seine Nasenflügel wohlgefällig und spielte mit den Knöpfen seiner Weste.

„Es bleibt dabei, Fräulein Brogido; ich hoffe, wir werden Seide miteinander spinnen und uns bald gegenseitig verstehen lernen. Uebrigens war es ein Mißverständnis, das mit dem Gehalt: dieses beträgt nicht 60, sondern 75 Mark. Ich wünsche, daß Sie sich wohl fühlen in meinem Hause.“

„Aber warum jetzt 75 Mark? Sagten Sie nicht, Sie gäben grundsätzlich nicht mehr als 60 Mark Anfangsgehalt? Ich möchte nicht mehr beanspruchen, als ausgemacht ist.“

Herr Meyer sah ganz verblüfft und verlegen aus. „Ich fürchte, Sie werden mit 60 Mark nicht auskommen.“

„Das ist meine Angelegenheit, Herr Meyer. Auch bin ich nicht ganz ohne Mittel und habe Freunde.“

Er lächelte vielsagend und machte eine stumme Verbeugung. Gwendolin ging.

Herr Graul, der Personalchef, empfing sie vor der Thür des Privatkontors, um sie mit ihren künftigen Obliegenheiten bekanntzumachen. Herr Graul war eine stattliche Persönlichkeit mit einem leichten Ansaß zur Korpulenz. Eilfertig durchschritt er mit dem neuen Fräulein die eleganten Ladenräume. Er war ebenso tadellos gekleidet wie Herr Meyer. Seine blauen Augen glänzten vor Vergnügen, als er die neugierigen und teils neidischen Blicke des gesamten Personals auf sich gerichtet sah. Schnell hatte sich die Kunde in dem ganzen weitstreichigen Geschäftsraum verbreitet, daß die „Gräfin“ wirklich engagiert sei. Mit einigen höflichen Bemerkungen erläuterte er ihr den ganzen Betrieb.

„Hier unten ist das foulardlager — dort die schweren, schwarzen Seiden — da drüben die Ballstoffe

— links das Sammellager — rechts das weiße. — Ich werde Ihnen noch alles allmählich erläutern, damit Sie Bescheid wissen. Hier, in der zweiten Etage, sind die konfektionierten Sachen: Jacketts, Blusen — gestatten Sie, Fräulein Plaut, Ihre neue Kollegin vom Muster-Verband: Fräulein Brogidol!“

Fräulein Plaut, die Herrscherin im Reich der Blusen und Jacketts, schaute mit zudringlich neugierigen Augen auf die neue Kollegin. Sie nickte kühl und herablassend auf deren höflichen Gruß.

In der dritten Etage endlich befand sich Gwendolins Arbeitsraum. Er war nur klein, mit einem schmalen, einfügeligen Fenster. An den Wänden standen hohe Gestelle aus Holz, in denen die Musterkästen ihren Platz hatten. Seitwärts vom Fenster stand ein Schreibtisch, auf dem ein Stoß unerledigter Briefe lag.

Herr Graul lud mit einer seiner eleganten Handbewegungen Gwendolin zum Sitzen ein. Sie nahm erschöpft Platz. Das Treppensteigen und die schwüle Luft, die in allen Räumen lagerte, hatte sie müde gemacht. Dann rief er aus einem Nebenraum, der doppelt so groß und ebenfalls ganz mit Musterkästen ausgestattet war, einen jungen Menschen herbei.

„Dies ist Fritz, Ihr Gehilfe. Er ist nur zu Ihrem Bedarf da, hat die von Ihnen ausgewählten Muster zu verpacken und bis auf die Adressen postfertig zu machen.“ — — —

Gwendolin fand Gefallen an dem aufgeweckten Gesicht des Jungen, der im Anfang geschäftig die Naturgeschichte des gesamten Personals vor ihr ausframen wollte. Sie verbot es ihm aber energisch, wenn auch freundlich. Obgleich Gwendolin nie im geringsten vertraulich mit ihm war, schwärmte er doch für sein schönes Fräulein, die eine heimliche Gräfin sein sollte.

Mit den andern Angestellten des Hauses war sie in mancherlei Beziehungen getreten, doch waren sie alle rein geschäftlicher Natur geblieben. Man kam ihr allgemein mit großer Höflichkeit entgegen, nur die Herrscherin im Reich der Blusen und Jacketts befeiligte sich ihr gegenüber einer größtmöglichen Arroganz. Gwendolin panzerete sich mit Gleichgiltigkeit. Aber Fräulein Plaut konnte sich nicht genug thun an

Unhöflichkeiten jeder Art, sie sah in Gwendolin eine bedenkliche Gegnerin, die ihr, wie sie glaubte, bewußt und mit Erfolg die Gunst Herrn Grauls raubte.

Herr Graul war Fräulein Plauts Traum und der Endzweck ihres Lebens. Bis zu dem Zeitpunkt, da Gwendolin in das Haus trat, hatte Herr Graul immer die richtige Schätzung für Fräulein Plauts Vorzüge gehabt. Gab es jemand, der so schick nach der neuesten Mode ging wie sie? Die neuesten Bänder und Sidus trug sie, und die genialsten Jupons dichtete sie. Alles nur für ihn. Und er hatte immer und immer die rechte Wertschätzung für diese Talente gehabt. Und in dämmernder ferne stand vor Fräulein Plauts Seele ein Konfektionsgeschäft, worin Herr Graul und sie einst zum Bund für dieses Leben vereint herrschten. Nun hatte Herr Graul kein Auge mehr für diese praktischen Eigenschaften; er lebte und webte für das hochnasige Muster-Verbandfräulein im zweiten Stock! Wo hatte er nur seine Augen! Das schlanke Mädchen in den schlichten Trauerkleidern hatte es ihm angethan, und er hatte alles darüber vergessen, was er einst angebetet.

Es war ein Glück, daß Gwendolin von alledem sehr wenig bemerkte. Die Klatschereien, die Fräulein Plaut in Umlauf setzte, erreichten nicht ihr Ohr. Froh eilte sie abends heim, um dann mit Grete und Dorn ins freie zu fahren oder doch wenigstens einen Spaziergang durch den Tiergarten zu machen. Sie hatte sich herzlich an diese beiden frohen Menschen angeschlossen, die das Leben so freudig belebten und ihr ein wahrer Trost in diesen neuen, für sie so ungewohnten Verhältnissen geworden waren. Herr Graul verschaffte Gwendolin manche kleine Erleichterung, von der sie keine Ahnung hatte; er rühmte ihren Fleiß beim Chef des Hauses und wehrte jede Zudringlichkeit der jüngeren Angestellten energisch ab.

Vier Wochen war Gwendolin bereits in ihrer Stelle. Sie war ganz stolz auf ihr selbst verdientes Geld, das dank Gretens kaufmännischem Genie weiter reichte, als sie je geahnt hätte. Auf Gretens Rat wollte sie sich Stoff zu einer schwarzen Caffetbluse kaufen. Der Chef des Caffelagers war wegen seiner Schönheit berühmt.
(Fortsetzung folgt.)

Schwach sinnige Kinder.

Von Dorothee Goebeler.

Die Idiotenpflege und Erziehung hat in den letzten Jahren einen ungeheuren Aufschwung genommen. Ließ man die unglücklichsten aller Menschenkinder in vergangenen Tagen einfach in Stumpfsinn und Blödigkeit untergehen, so sucht man jetzt den schwachen Funken menschlichen Geistes, der noch in ihnen glüht, zu immer hellerem Feuer anzufachen. Viel ist schon geschehen, viel, das allermeiste bleibt noch zu thun. Wohl haben wir eine ganze Reihe von Erziehungsanstalten für blöde Kinder, zum einen Teil sind es indessen nur Privat- anstalten, bei denen der Geldverdienst die Hauptrolle

spielt, zum andern Teil bleiben sie der öffentlichen Wohlthätigkeit überlassen. Wo das Gemeinwesen für die idiotischen Kinder eingetreten ist, da hat man sich bisher noch immer auf das „Externat“ beschränkt, das heißt auf solche Schwachsinningenschulen, in denen die Kinder nur unterrichtet und geistig vorwärtsgebracht werden, die aber nach dem Unterricht, etwa abends gegen sechs Uhr, ihre Pforten schließen. So weit uns bekannt, hat bisher nur die Stadt Berlin aus städtischen Mitteln ein „Internat“ errichtet, eine Anstalt, in der die Kinder neben dem Unterricht auch vollständige Hauspflege finden.

Die Idiotenanstalt in Dalldorf gilt als ein Musterbetrieb. In den langen Jahren ihrer Wirksamkeit hat sie schon unendlichen Segen gestiftet und zahllose unglückliche blöde Kinder zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht.

In den Kreisen der Pädagogen, die sich mit der Idiotenerziehung befassen, steht man der Frage „Externat“ oder „Internat“ bisher noch ziemlich unentschieden gegenüber. „Externat“, sagen die einen: „Man darf den Kindern die Familie und das Familienleben nicht entziehen.“ Der Leiter der Dalldorfer Anstalt, Erziehungsinspektor Piper, tritt dieser Anschauung, gestützt auf langjährige Erfahrungen, durchaus entgegen. Das Externat, zu dem die andern Städte bis heute noch aus Sparsamkeitsrücksichten greifen, wirkt nach seinem Ausspruch auf die Idiotenerziehung schädigend. „Man soll den Kindern die Familie nicht entziehen?“ sagt Piper — „man muß sie ihnen entziehen, wenn man überhaupt etwas erreichen will.“ Das blöde Kind ist anormal, normale Menschen verstehen es überhaupt nicht. Sie glauben ihm einen Dienst zu erweisen, wenn sie seinen Absonderlichkeiten mit nachgiebigster Güte begegnen; Güte und Geduld sind blöden Kindern gegenüber zwar unerlässlich, Hand in Hand mit ihnen hat aber die Erziehung zu gehen, eine feste Erziehung, die da weiß, wo und wie sie noch bessern kann und wo ihre Macht aufhört. Daneben bleibt noch eine andere Frage offen: Wohin gehen die Schwachfüßigen, wenn das „Externat“ sie entläßt; welcher Art ist die „Familie“, deren Kreis man sie nicht entziehen mag? Die meisten der idiotischen Kinder entstammen den ärmsten Schichten der Bevölkerung; ihre Eltern wissen oft selbst kaum, woher das Brot zum Leben nehmen. Die Kinder kommen aus den Höhlen der Armen und gehen dahin zurück. Sie, die Schwachen und Kranken, denen Luft, Licht, Reinlichkeit und Ruhe vor allem andern nötig sind, gehen in Löcher, deren enge Räume nicht bloß Eltern und Geschwister, nein, womöglich noch ein halbes Duzend Schlafburschen teilen, und wo man ihrem Wesen verständnislos gegenübersteht.

Im Gegenteil hierzu bietet das Internat einen allen Gesetzen der Hygiene entsprechenden Aufenthalt. Die Kinder stehen Tag und Nacht unter Aufsicht geschulter Wärter. Sie wohnen in großen und lustigen Räumen, Duschen und andere Bäder sorgen für Reinlichkeit, Garten und Parkanlagen für die nötige frische Luft.

Dalldorf beispielsweise präsentiert sich dem Besucher als ein kleines Idyll. In einem prächtigen Park versteckt, umgeben von herrlichen Blumenanlagen und weiten Rasenplätzen, erinnert es mehr an einen ländlichen Herrensitz, als an ein Asyl der Ärmsten aller Armen. Weite, freundliche Säle, mächtige Korridore, helle Treppenhäuser, Luft, Licht und Blumen, wohin man blickt.

Der Unterricht der Schwachfüßigenenschule umfaßt im allgemeinen drei bis sechs Klassen, die nach dem Grad der Entwicklung gebildet werden. Das Berliner Institut ist sechsklassig eingerichtet. Auf der untersten Stufe lernt das Kind zunächst die fünf Sinne gebrauchen und die Herrschaft über den eigenen Körper. Es lernt stehen, gehen, sich halten, die Gegenstände unterscheiden, hören und sprechen, sprechen vor allen Dingen. Fast alle schwachfüßigen Kinder leiden mehr oder weniger an Sprachgebrechen, sie stammeln und lispeln. Unendliche

Mühe und Geduld ist erforderlich, um den Kindern die einfachsten Regeln des richtigen Sprechens beizubringen. Stunden über Stunden vergehen, ehe sie auch nur richtig atmen lernen. Jeder Buchstabe muß einzeln eingeübt werden, die Stellung der Lippen wird vor dem Spiegel studiert. Sind die Kinder über die unterste Stufe hinaus und wissen sie das, was sie sehen, schon zu unterscheiden, so lernen sie die Teile der Gegenstände kennen, lernen, daß der Tisch von Holz, das Haus von Stein ist, daß es Türen, Fenster und Mauern hat. Die ersten Anfangsgründe des Rechnens werden ihnen beim Stäbchenlegen klar. Die vierte Klasse lernt schon den Nutzen der einzelnen Dinge kennen, sie weiß, daß das Haus zum Wohnen, die Thür zum Durchgehen da ist. So geht es langsam, aber stetig weiter. Man beginnt mit Lesen und Schreiben. Der Zahlenkreis erweitert sich. Zählt die dritte Klasse nur von 1 bis 10, so rechnet die zweite bereits bis 20. In der ersten treibt man schon Geschichte und Geographie, wenn auch natürlich in bescheidenen Grenzen.

Neben der geistigen Ausbildung wird die körperliche nicht vernachlässigt. Fast jede größere Idiotenanstalt hat, wie Dalldorf, eine eigene Turnhalle, die körperlich dazu befähigten Kinder lernen sogar schwimmen. Ebenso wird auf die praktische Ausbildung Wert gelegt. Es gilt nicht nur das geistige Leben zu erwecken, die Kinder sollen auch einst auf eigenen Füßen stehen, den Lebensunterhalt selbst verdienen. So lernen die Mädchen nähen, stopfen, flicken und alle Handreichungen des Haushalts, so werden die Knaben auf ein Handwerk vorbereitet.

Wie viel Geduld dazu nötig ist, begreift der Laie kaum. Dem kleinen Mädchen, das nähen lernen soll, giebt die Mutter ein Stück Zeug, Nadel und Faden, das schwachfüßige Kind bedarf eines eigenen Apparats dazu. In einem Ständer ruht ein dünnes, am Rand durchlöcherntes Brettchen, ein anderes ebensolches wird daraufgelegt, daß Loch auf Loch paßt, das kleine Nähräulein nimmt ein schmales Band und zieht es nach Art eines Fadens durch die einzelnen Löcher, ebenso lernt es die überwindliche, die Stepp- und die Kreuzstichnaht, auch das Stopfen und Flickern wird mit Band und Brettchen gelehrt.

Auch der Gärtnerei wenden sich die Schwachfüßigen gern zu. Blumenpflege und Landbau gewährt ihnen von vornherein viel Vergnügen. Im Dalldorfer Park hat jeder Zögling sein eigenes Gärtchen, und es macht den Kindern den größten Spaß, wenn sie die zum Besuch kommenden Verwandten in die selbstgezüchteten Laube führen oder mit selbstgezogenen Früchten bewirten können.

Faßt man das, was die Anstalt den Schwachfüßigen bietet, zusammen, so kann man die Forderung Pipers nur unterschreiben: „Keine Familienerziehung für das blöde Kind.“ Das Wort gilt nicht nur für die ärmeren, es gilt auch für die wohlhabenden Kreise. Aufopferungsvolle Mutterliebe, die in dem Idioten nur das bemitleidenswerteste der Kinder sieht, widerstrebt der Anstalts-erziehung geradezu, denn auch die opferfähigste Mutterliebe kann dem Kinde nicht das geben, was ihm die Anstalt giebt: eine feste, sachverständige Erziehung, die seinen Geist zum Leben erweckt und es doch noch zu einem nützlichen Glied der menschlichen Gesellschaft macht.



Musikanten im Lager.

H. Renard, Kief., phot.

Das Ganze Halt!

Manöverbetrachtungen von Richard Schott. (Hierzu 5 photographische Aufnahmen).

Viele Stunden lang hat das Gefecht hin und her gewogt. Seit Morgengrauen sind die Truppen auf den Beinen, und jetzt hat die Sonne ihren Höhepunkt längst überschritten. Das war wieder ein Gelaufe heute! — Erst fünf Stunden Chaussee und nicht die geringste Fühlung mit dem Feind. — Endlich ein paar Schüsse drüben am Waldrand. *Uha!* Jetzt geht's los. — Wenn man nur erst drin ist im Knallen, dann macht es Spaß. Dann ist es auch abzusehen; denn wo wir eingreifen, da platzt die Bombe bald. — Richtig! „Kompagniekolonne formieren!“ ruft der Bataillonsadjutant im Vorüberjagen. Es wird ausgeschwärmt, langsam, aber sicher geht die Schützenlinie vor. „In den Graben! Nieder!“ ertönen die Kommandorufe. „Auf die feindliche Schützenlinie vor dem Wald! 400 Meter! Kleine Klappel! Ruhig zielen!“

Eine Weile geht nun das Geschieße — hinüber, herüber. Es ist eine Wonne, endlich einmal ein paar Minuten zu liegen mit dem schweren Tornister auf dem Buckel. Aber das Vergnügen hält nicht lange vor. „Auf! — Marsch! Marsch!“ befiehlt der Kompagniechef wieder. — Und vorwärts geht es über Sturzacker, durch Kartoffeln und Rüben. Von hinten her donnern die Geschütze. Hurra! — Das Gehölz ist genommen. Der Sieg ist unser! — — Aber was ist das? — Ein Schiedsrichter kommt herangesprengt. „Das Bataillon hinter den Wald zurück!“ ruft er dem Major zu. Also war es nichts mit dem Sieg? — Nein! Gewiß haben die unstrigen an anderer Stelle nicht so viel Schneid entwickelt, denn sonst — —

Das Gelaufe beginnt aufs neue. Zurück und vor, wieder zurück und wieder vor, bis die beiderseitigen Kolonnen durch Verschiebungen und Flügelmärsche sich so ineinander verbissen haben, daß es zur Entscheidung kommen muß.

Aus den fünf Stunden, die man unterwegs war, sind inzwischen zehn geworden, und die Sonnenglut hat mittlerweile auch nicht abgenommen. Von dem Tee in der Feldflasche ist längst kein Tropfen mehr vorhanden, die Zunge klebt am ausgetrockneten Gaumen, und der Magen fängt auch bedenklich an zu knurren. Aber noch immer donnern von den Höhen rings umher die Geschütze, noch immer knattern die Maschinengewehre, noch immer erklingt von allen Seiten der dumpfe Klang der Trommeln, die zum Angriff schlagen.

Da erscheint endlich am Signalfeldballon der Manöverleitung das langersehnte Zeichen. Mit Jubel



Auf Vorpösten.

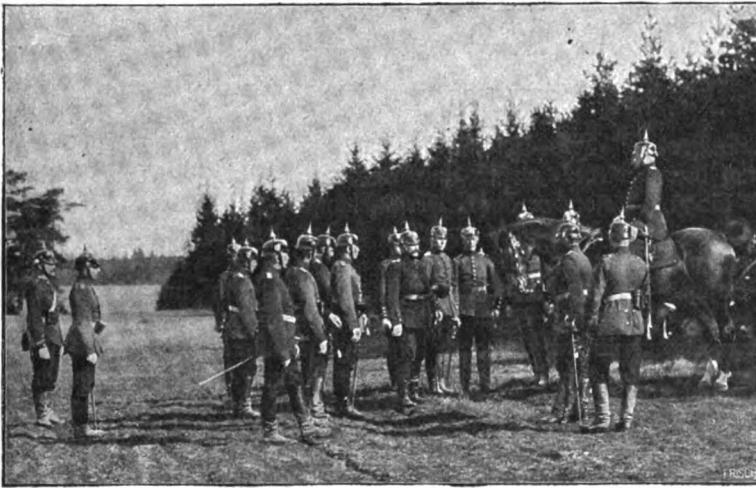
Franz Cellmann, Mühlhausen i. Ch., phot.

nehmen es die Hornisten und Trompeter auf, und bald ist bis in das äußerste Winkelchen des weiten Manöverfeldes die Freudenbotschaft gedrungen, die alle Mienen heiter werden läßt: „Das Ganze halt!“

Sofort werden nun die Gewehre zusammengesetzt, und während der Kommandeurruf die Herren Offiziere zur Kritik bescheidet, dürfen sich die Mannschaften zum erstenmal an diesem heißen Tag für ein Stündchen der wohlverdienten Ruhe überlassen, und sie machen von dieser Erlaubnis ausgiebigen Gebrauch.

Dann heißt es noch einmal: „Das Gewehr über! — Bataillon ohne Tritt marsch!“ Nun aber weiß man, daß es nicht mehr lange dauern kann. Wenn man nicht gerade das Pech hat, auf Vorposten zu kommen, geht es in die Quartiere, falls solche vorgekehren oder zu haben sind, oder wenigstens doch ins Bivak.

Auch dort gibt es ja noch mancherlei zu thun. Die Kochlöcher müssen gegraben, die Manöverbedürfnisse empfangen und verteilt und die Zelte aufgeschlagen



Bei der Kritik.

Franz Zellmann, Mählfhausen i. Ch., phot.

werden. Die berittenen Waffen haben überdies noch für ihre Pferde zu sorgen: eine nicht geringe Mühe, die von den nichtberittenen und müdegelaufenen Vaterlandsverteidigern immer sehr wohlthunend als gerechter Ausgleich empfunden wird. Im Vergleich zu den Strapazen, die man hinter sich hat, sind das alles aber nur Kleinigkeiten. Wenn man überdies etwas Vernünftiges im Magen hat, verschmerzt man schnell alle Mühsal und Beschwerden, sieht man die Welt mit ganz andern Augen an, und bald entfaltet sich nun das bunte, fröhliche Treiben des Lagerlebens.

Der Marktetender ist auch gerade rechtzeitig herangefommen. Ein Säßchen nach dem andern wird angezapft und ergießt seinen Inhalt in die durstigen Kehlen. Vergessen sind die Mühen des Tages. Das junge Soldatenblut ist bald aufgefrischt. Schon mit dem Zauberwort „Das Ganze halt!“ hat der Auffrischungsprozeß begonnen. Es wird gescherzt, geplaudert und gesungen.

„Drei Lilien, drei Lilien,
Die pflanzt ich auf mein Grab.
Da kam ein schönes Määdchen
Und pflückt — sie — ab.“

Wer kennt nicht dieses schöne Lied, dessen tief sinnigen Inhalt noch niemand ergründet hat und das sich doch

von Generation zu Generation ebenso treu fortpflanzt, wie der Stolz auf die Regimentsnummer, und wie all die andern schönen Lieder, die nun mit ungeschwächter Lungenkraft hinausgeschmettert werden in die Abendluft, nicht immer zum Vergnügen der Einwohner.

Nur die Vorgesetzten haben meist noch keine Zeit, sich der Erholung hinzugeben. Der weise Kommandeur sucht sich auf dem Laufenden zu erhalten. Er kann sich nicht mit gutem Gewissen zur Ruhe legen, bevor er nicht weiß, was rings um ihn her vorgeht, um daraus schließen zu können, was morgen passieren wird und wessen er sich zu versehen hat. Bis in die Vorpostenkette schiebt er nötigenfalls seine Offiziere vor, um auch über die Bewegungen und Vorkehrungen des Feindes nach Möglichkeit unterrichtet zu sein. Ebenso eifrig ist auch der Herr Kompagniechef noch am Werk. An irgendeinem stillen Plätzchen versammelt er seine Offiziere und Unteroffiziere um sich, um mit ihnen die Vorkommnisse des Tages zu besprechen, zu belehren, zu ermahnen und neue Befehle und Verhaltensmaßregeln zu geben, denn er fühlt die Last der Verantwortlichkeit schwer auf seinen Schultern ruhen.

Endlich aber hat auch der Vorgesetzte sein Tagewerk vollbracht, und wenn dann der Zapfenstreich verklungen, das Gebet gesprochen ist, zieht alles sich zum Schlummer zurück, von dem man ja nie wissen kann, wie bald er durch Alarmsignale unterbrochen werden wird. Bald nach neun Uhr ruhen Freund und Feind unter dem Schutz des Frieden gebietenden „Das Ganze halt!“, das ja leider nur das Manöver kennt, nicht auch der wirkliche Krieg.

Noch bedeutungsvoller, noch heißer herbeigesehnt, mit noch größerem Jubel begrüßt ist das die Übung unterbrechende Signal am letzten Manövertag. Heißt es doch für viele diesmal noch im weiteren Sinn: „Das Ganze halt!“ — Deine Dienstzeit ist nun vorüber. In wenigen Stunden sitzt du in dem Zug, der dich in die Heimat bringt.

Ob aber auch in bessere, angenehmere Verhältnisse? Das ist vielen doch sehr fraglich, denn sie wissen, daß zu Hause schwere Arbeit ihrer harret, vielleicht auch knappe Kost, bei der sie oft noch an die gutgefüllten Schüsseln der Mannschaftenstüche werden denken müssen.

An diesem Tag wartet man mit dem Singen nicht, bis die Konservendbüchsen geleert, die Säßer beim Marktetender angesteckt sind. Kaum haben alle das Zeichen oben am Signalballon erkannt, so braust es auch schon los bei Freund und Feind, bei Grenadier und Kanonier, bei Jäger und Husar:

„Reserve hat Ruhe,
Reserve hat Ruh,
Und wenn Reserve Ruhe hat,
Dann hat Reserve Ruh!“

Zwei Jahre lang haben sie mit Ehren des Königs Rock getragen. Er hat nicht immer ganz bequem gegessen. Aber — Hand aufs Herz — schön war's doch! — Der Gedanke an das Vaterhaus und an die Lieben daheim ist aber doch noch viel, viel schöner, und man kann es den wackeren Burschen nicht verdenken, wenn sie am letzten Manövertag voll Sehnsucht oft nach dem Signalballon ausschauen, ob das Zeichen denn noch immer nicht erscheinen will: „Das Ganze halt!“



Beim Abkochen.

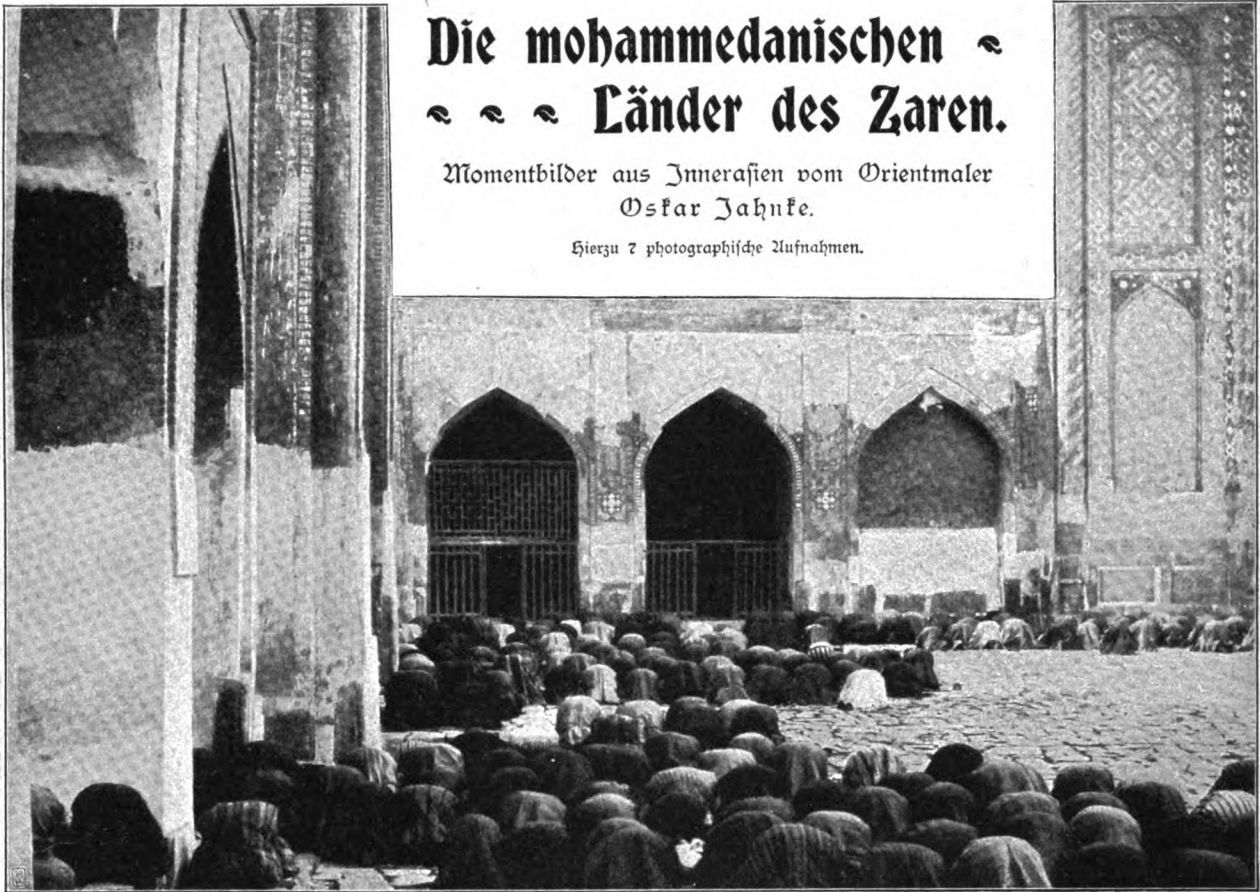


Infanterie im Manöverlager.
Aufnahmen von Arthur Benard, Kiel.

Die mohammedanischen Länder des Zaren.

Momentbilder aus Innerasien vom Orientalmaler
Oskar Zahnke.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.



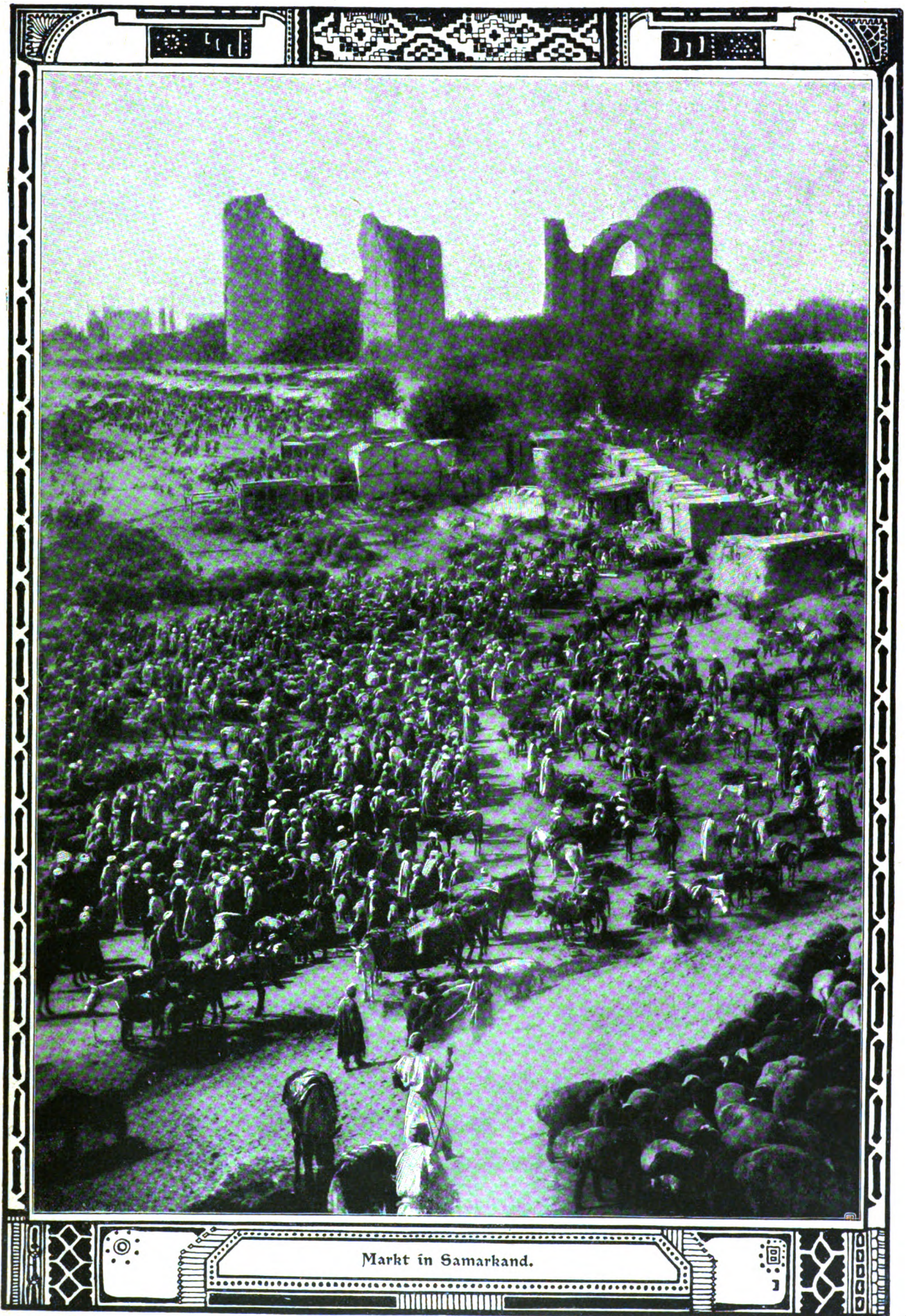
Mohammedanische Turkmenen bei einer Andachtsübung.

Dem König von England sind mehr Mohammedaner unterthan, als dem Großsultan, und auch der Zar gebietet über viele Millionen Moslemiten. Mit diesem „Gebieten“ ist es aber so eine Sache, denn das bunte Völkergemisch, das die ungeheuren Oasen der zentralasiatischen Wüste bevölkert und in allerlei Rassenabstufungen seine ursprünglichen iranischen, türkischen, mongolischen und semitischen Merkmale erst allmählich bei dem reineren Typus des Persers und des Afghanen abmildert, ist ein Sammelsurium wilder und verwilderter Stämme, die seit Jahrtausenden unter sich Kämpfe aller gegen alle geführt haben, sich nur selten zur Abwehr eines großen, gemeinsamen Feindes zusammenfanden und nacheinander griechischer, chinesischer, mongolischer, usbekischer und türkisch-arabischer Herrschaft unterstanden, bis dann der Kosak kam. Heute ist Zentralasien nominell russisch, Persien wird es auch bald sein, und an dem immer noch unerlöschlich hartnäckigen Afghanistan vorsichtig vorbeigehend, sendet Rußland ruhig und planmäßig die ersten feinen Wurzeln seiner Kraft nach Kaschggar, Tibet und der chinesischen Mongolei aus. Seitdem die russische Herrschaft in Zentralasien

fonsolidiert ist, haben die Nomadenvölker, die bis dahin eigentlich nichts weiter waren als unvergleichlich dreiste Räuberhorden, ihren süßen, alten Lebensgewohnheiten zu entsagen gelernt — im wesentlichen dank der „schlagenden“ Beweisführung der Knute. Selbst bei den berüchtigtsten aus der ganzen Gesellschaft, den Tekturkmenen, ist der europäische Reisende heute seines Lebens und Eigentums absolut sicher, und auch die stereotypen kleinen Diebereien, an die man sich bei den Zigeunern, Fellachen und insbesondere bei der angenehmen Bande, die von Spanien, Sizilien und Malta nach Tunis und der nordafrikanischen Küste überhaupt auswandert, gewöhnt hat, kommen bei den Tekturkmenen nicht vor. Man könnte diesen Erfolg der russischen Verwaltung in Zentralasien vielleicht als eine gelungene Hebung des moralischen Bewußtseins betrachten, und vermutlich ist hiervon in offiziellen Regierungsberichten viel zu lesen; in Wirklichkeit aber ist es nichts weniger als Honorigkeit, was den Lebenswandel der innerasiatischen Stämme also geläutert hat, sondern einfach die Furcht vor der Knute. Man kann nicht sagen, daß der Sarte, der Kirgise, der Turkmene, und wie sie alle



Kirgisenfrauen zu Pferde in Kaschkent.



Markt in Samarkand.

heißen mögen, die russische Herrschaft mit patriotischem Grimm ertragen: dazu sind sie alle zu gottergeben, denkfaul und indifferent, aber ein begeisterter Russe wird er ebensowenig jemals werden, aus dem einfachen Grund, weil er als Moslem den Russen im Innern gering schätzt und sich über den „Ungläubigen“ hoch erhaben fühlt.

Ich kann das Verhältnis der beiden Rassen, der unterworfenen und der herrschenden, zu einander, sowie ihre „geistigen“ Wechselbeziehungen nicht besser illustrieren, als durch die Erzählung zweier Episoden, die sich während meines mehrjährigen Aufenthalts in Samarkand, Bochara und Taschkent ereignet haben. In Taschkent waren die Sarten mit dem russischen Chef ihrer Stadtverwaltung chronisch unzufrieden. Beschwerden halfen nichts, und so holte eine Rote Mißvergünstiger eines hellen Tags den Russen aus seinem Haus und schlug ihn braun und blau. Die Sache gehörte natürlich unter den Aufruhrparagrafen, und wenn nicht einige verständige Sarten den Beamten, der schon dreiviertel tot war, befreit hätten, wäre es voraussichtlich zum offenen Kriegszustand gekommen. Die Sarten hatten sich schon, nach Möglichkeit bewaffnet, zu Tausenden zusammengerottet. Aber dann kam das Alarmsignal, und die Kosaken, die übrigens wirklich einen untadeligen Mut besitzen, sprengten ventre à terre auf die Massen ein, wie Wölfe auf eine Schafherde. Was sich ihnen in den Weg stellte, wurde niedergedrückt, geschlagen



Mohammedanisches Begräbnis.

und aufgespießt. In weniger Zeit, als ich brauche, um die Sache zu erzählen, war der Aufstand zu Ende, und die Unzufriedenen waren in alle Winde, über Dächer und Felder geflohen. An den darauffolgenden Tagen wurden die Rädelsführer gründlich geknüttet, einige wurden auch aufgehängt, und den Schluß der Aktion bildete eine kleine Festrede, die der Chef der bewaffneten Macht den dazu eigens entbotenen, reumütig Versammelten von erhöhtem Platz auf dem Markt hielt. Er sagte, was man bei solchen Gelegenheiten mit Nutzen zu sagen pflegt, und nahm im übrigen zum Schluß Gelegenheit, auf einige Weisungen des Korans ermahrend hinzudeuten. Als er geendet hatte, drängte sich noch der russische Gendarmeriewachtmeister, ein wahres Prachtexemplar von einem Hünen und zudem durch gediegene Grobheit mehr populär als gefürchtet, nach vorn, zeigte der schweigenden Menge seine Faust, auch ein Prachtexemplar, und rief: „Und das ist euer Koran!“

Ja, die Kosakenfaust ist der Koran der Sarten; sie gebietet ihnen, was sie zu thun und zu lassen haben, und der Sarte schweigt und gehorcht. Muß er sich also dem Russen beugen, so entschädigt er sich dadurch, daß er, dank seiner beweglichen Intelligenz, den Russen vorn und hinten anschwindelt. Die Sache war einige Zeit lang so schlimm, daß der Russe nicht kaufen konnte, was er wünschte, sondern nehmen mußte, was der Sarte verkaufen wollte, und zwar zu solchem Preis, wie ihn die Sarten unter sich in einem Ring festgesetzt hatten. Um dieser Kalamität abzuhelfen und zunächst einmal auf den Grund zu gehn, verkleidete der Gouverneur sich als Soldat und besuchte den Bazar. Bei einem Schlächter forderte er Fleisch und bekam zu unverschämtem Preis ein schlechtes Stück. Natürlich wollte er besseres Fleisch haben, weil er seinem Herrn solches nicht vorlegen konnte. Darauf entließ ihn der Händler mit dem beruhigenden Bescheid: „Das russische Schwein frißt alles.“ Dem Gouverneur verging zwar die Luft, weiter Al-Kaschid zu spielen, aber der Zweck war erreicht, den sartischen Händlern wurden ihre kleinen Praktiken beschnitten.

Das Leben in den Städten und auf dem Land ist rein orientalisch, und alle Typen, die wir aus den Erzählungen der Scheherezade kennen, finden wir dort heute noch unverändert



Gaukler in Samarkand.

wieder. Märchenerzähler, Korandeufer, Flickschuster, Barbieri, Bettler, Geldwechsler, Garböcke und allerlei andere Talente üben ihre Kunst coram publico aus und geben dadurch dem öffentlichen Leben Abwechslung und Bewegung. Wenig erfreulich sieht es dagegen mit dem Bleibenden der Städte aus. Was an Gebäuden in Samarkand vorhanden ist, ich meine Moscheen, Minarets, Medressen (Schulen) usw., ist verfallen. Die stolzen Bauten, die Dschingis-Khan, Tamerlan und dessen Frau, die chinesische Kaisertochter Bibi, errichteten, liegen verweht im Wüstensand oder zerbröckeln unter Regen und Sonnenbrand. Die über zwei Meilen lange Mauer, die die Stadt der Einheimischen umgiebt, ist dem vollständigen Verfall preisgegeben, von den 165 Moscheen und 24 Friedhöfen liegen die meisten verlassen oder in Schutt und Trümmern, einen ebenso trostlosen Anblick bieten die einst so prächtigen Karawansereien und Kuppelbauten. Vor den zahlreichen Grabmälern hat am besten das Mausoleum Timurs dem Zahn der Zeit getrotzt, ein höchst interessanter hoher Kuppelbau, in dem Timur nebst sechs seiner ersten Beamte und Freunde bestattet liegt.

Niemand war da, der sich dieser Kunstwerke annahm, und erst die Russen schützten sie vor vollständigem Verfall,

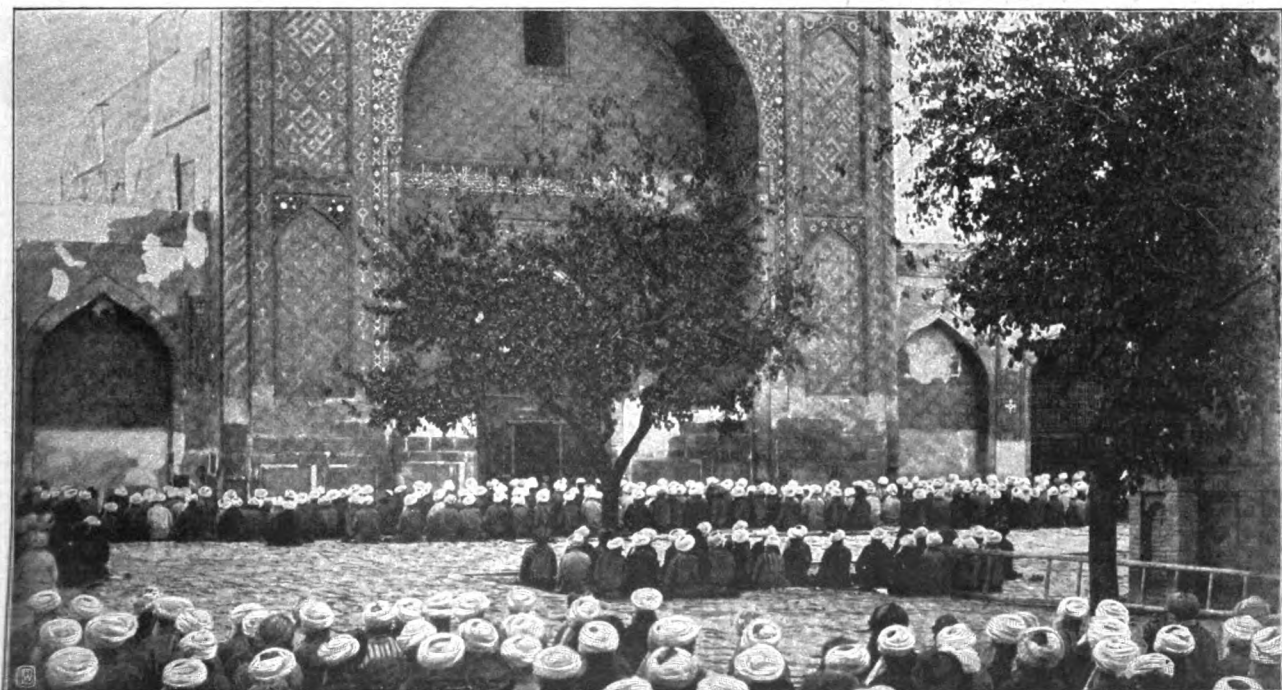


Vom Markt in Samarkand: Probepflügende Ochsen.

auch das erst seit neuester Zeit. In durchaus zu tadelnder Pietätlosigkeit haben sie übrigens beschlossen, eine der Wände der Schah-Sindehmoschee, und zwar die am reichsten und schönsten ornamentierte, die den Gräberkomplex abschließt, abzureißen und nach Petersburg ins Museum zu schaffen. Das ist ein nicht wieder gut zu machendes Vergehen an der historischen Größe des Orts. Daß die Russen andererseits Befehle gegen die Vornahme privater Ausgrabungen erlassen haben, schützt wenigstens etwas vor den bis jetzt vielfach vorgenommenen planlosen Verraubungen der Moscheen.

Die zu meiner Plauderei gehörigen Bilder

geben einige interessante Szenen aus dem Leben der Einwohner von Samarkand und Taschkent wieder und sind durch die Unmittelbarkeit der Darstellung von intemem Reiz. Besonders charakteristisch für die Hingabe, womit der fromme Mohammedaner die Vorschriften seiner Religion erfüllt, sind die Momentaufnahmen von den Andachtsübungen und vom Begräbnis. Aber auch die Neigung zu allerlei Kurzweil ist bei den Orientalen ziemlich stark ausgebildet, deshalb erfreuen sich die virtuosen Vorführungen der herumziehenden Gaukler- und Artistenbanden, wie sie meine Aufnahme zeigt, stets lebhaften Zuspruchs und Beifalls.



Gebetsübung während des Gottesdienstes in der Moschee.



Weisse und schwarze Jockeys bei der Morgenarbeit.

Die amerikanischen Jockeys und ihre Reitmethode.

Hierzu 7 photographische Aufnahmen.

Es ist noch gar nicht lange her, daß die amerikanischen Jockeys ihren Einzug in Europa hielten. Kamen da nach England zuerst einige junge Leute aus dem Reich des Dollars, um im Rennreiten den Cannons und Coates, und wie sie alle im britischen Reich heißen, ins Handwerk zu pfuschen. Man hieß die Leute von drüben willkommen, geringschätzig und mitleidig, denn was konnten wohl die Amerikaner mitbringen, um den altangestammten englischen „Jockeydynastien“ zu imponieren? Und dann sah man die Gäste aus der neuen Welt reiten und lachte herzlich. So hatte man noch nie einen Jockey auf dem Pferd erblickt, höchstens einen Sonntagsreiter, der fehnfüchtig verlangend Rettung aus Todesangst an der Mähne seines Gauls sucht.

Aber die Gesichter der Spötter wurden bald lang. Die Leser der Witzblätter freuten sich wohl, wenn ihnen ein Zeichner eine Karikatur vorführte, die einen amerikanischen Jockey als Affchen auf dem Pferdehals kauern darstellte. Die europäischen Professionals jedoch wurden gewaltig ernst. Da war etwas Neues erschienen, was alle ihre Traditionen und sportlich-konservativen Anschauungen über den Haufen warf, was lächerlich erschien, aber praktisch und gut sein mußte. Denn was nützten alle theoretischen Erörterungen contra, die Erfolge sprachen am besten für den amerikanischen Sitz. Die „importierten“ Berufsreiter waren plötzlich Trumpf, sie erhielten die besten Stellen mit Riesengehältern, die besten Pferde und gewannen Rennen auf Rennen. Nicht lange dauerte es, da kamen die Yankee auch auf den Kontinent, und jetzt befinden sich in Deutschland, Frankreich und Oesterreich schon

zahlreiche „echte“ amerikanische Jockeys oder doch Imitatoren ihrer Reitweise. Ja, sogar einige Herrenreiter in Deutschland, wie z. B. Herr Schmidt-Benedek, einer unserer erfolgreichsten und tüchtigsten Gentlemen im Sattel, wandten sich der amerikanischen Manier zu. — Mit den Jockeys aus der neuen Welt reisten über den Atlantik auch Trainer zu uns herüber, die gleich den Reitern schnell lohnende Beschäftigung fanden. Die amerikanische Trainiermethode ist wesentlich härter, als die bei uns übliche. Die Pferde werden viel schärfer bei der Arbeit herangenommen und müssen vom Start weg ihr volles Können einsehen. Gerade in letzterer Hinsicht wird bei uns zu weich gearbeitet, wie sich schon

öfter gezeigt hat, wenn Vertreter deutscher Farben in internationale Konkurrenz sich hineinwagten. Ein deutscher Rennmann, der kürzlich verstorben ist, hatte seinen großen Stall vollständig amerikanisch eingerichtet, und der Yankee-trainer hat mit seinem System seinen Vorgängern nicht gelungen war, für die vom Pech verfolgten Farben hübsche Siege zu erringen. Auch in Oesterreich-Ungarn feiert ein Rennfall mit rein amerikanischem Betrieb große Triumphe.

Unsere Bilder geben eine Reihe von Momenten aus dem amerikanischen Jockeyleben wieder. Wie die Pferde von Jockeys und Stallburken bei der Morgenarbeit geritten werden — unter den Reitern befinden sich auch mehrere Schwarze — wie ein blutsunger Bursche vor dem Rennen mit Sattel und Zaumzeug auf der Wage steht, voll Erwartung des bevorstehenden Kampfes auf dem grünen Rasen. Die übrigen Bilder zeigen in anschaulicher



„45 Kilo! All right!“



Weise den typischen Sitz der Amerikaner. Die Hinterhand des Pferdes wird durch das Vorschieben des Sattels außerordentlich entlastet, der



Reiter steht mehr in den Steigbügeln, als er im Sattel sitzt. Vielfach wird von den Gegnern der amerikanischen Reitweise behauptet, der neue Sitz hindere stark beim Finish. Der Einwand mag nicht ohne Berechtigung sein, aber geschickte Jockeys haben, obwohl sie „auf dem Hals“ des Pferdes saßen, schon mit größter Bravour nach scharfem Kampf um den sprichwörtlichen kürzesten aller Köpfe gewonnen.



Allerdings — wer einen stolzen Reiter mit stolzer Haltung sehen will, der verhandle vorsichtig zu guter Zeit nur recht fest sein Antlitz, falls ihm jemand amerikanisch zu kommen beabsichtigt!

Wenn man von den enormen Bezügen der erstklassigen Jockeys hört, die mitunter ein größeres Einkommen haben, als die höchsten

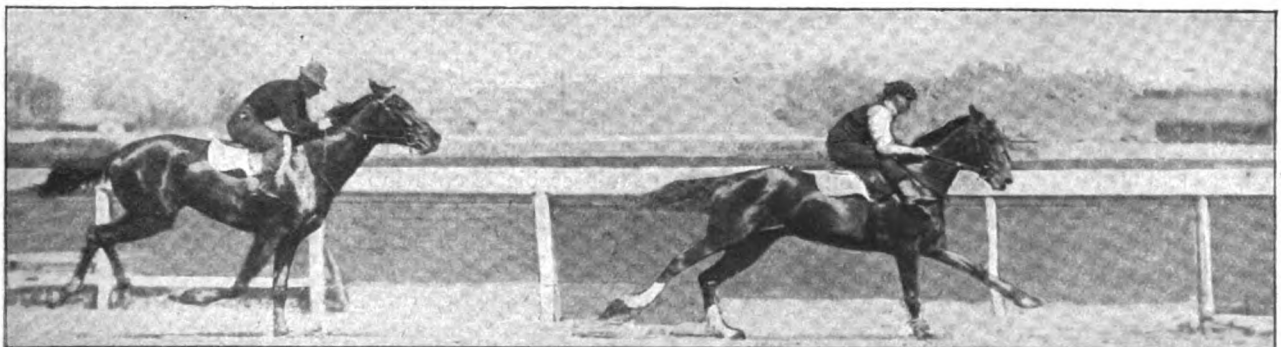


Staatsbeamten, so denkt man unwillkürlich, daß die Herren vom bunten Drefß ungerechtfertigt leicht zu Geld und Ehren gelangen. Aber der Jockeylehrling und auch der bereits akkreditierte Berufsreiter haben ein recht beschwerliches Dasein mit vielen Entbehrungen. Genau so, wie seine Pferde, muß er im Training bleiben, und gar oft hat er der Gefahr entgegenzuschauen. Die amerikanische Jockeyschule ist wohl noch härter und strenger, als die englische, die auf dem Kontinent, also auch in Hoppegarten und den andern deutschen Trainingsquartieren, vorbildlich ist. Manche der berühmtesten amerikanischen Reiter ergriff wohl der Hochmutstempel trotz aller Strapazen, die die Basis zu ihrer Wohlhabenheit gelegt hatten, in lächerlicher Weise, Sie spielten die Grandsseigneurs und hielten sich mehrere Diener, ließen sich von Kopf bis zu Fuß an- und auskleiden und bestellten in den Hotels der Städte, in denen sie zu reiten geruhten, ganze Etagen.

Einen Teil der nach Europa ausgewanderten amerikanischen Jockeys findet man freilich trotz großer Erfolge jetzt nicht mehr auf der Bahn. Sie sind der Lizenz zum Reiten für verlustig erklärt worden, wegen

irgendwelcher unreeller Machenschaften. Nicht die ganze Junft aus Amerika ist etwa unfairer Handlungen schuldig, aber ein großer Prozentsatz hat sich unangenehm bemerkbar gemacht. Auch wirft man oft mit Recht den Herren rücksichtsloses Reiten vor, wie man es bei uns nicht gewöhnt und nicht zu

dulden gewillt ist. So verfiel kürzlich in Deauville einerseitsklassiger amerikanischer Jockey der Disqualifikation, der später in Baden-Baden reiten sollte.
H. Friedlaender.



Der amerikanische Reitsitz bei verschiedenen Gangarten.

Fräulein Else.

Sommerbrief eines lachenden Pessimisten. Von G. J. Klett.

Fast bin ich heute in Versuchung, mit einem bißchen sentimentaler Lyrik aus meiner kleinen Stadt zu Ihnen zu kommen, Dominal! Aber mir fällt noch rechtzeitig ein, daß Sie eine moderne Frau sind — eine von der äußersten Linken — und also sämtliche weibliche Untugenden — voran den Hang zur gefühlvollen Poeterei — uns vom schwächeren Geschlecht überlassen. Ein ganz klein wenig grüne Sommerschwärmerei müssen Sie mir freilich trotzdem gönnen, mir, in meiner kleinen Stadt, die mich schon so weit in den Klauen hat, daß ich nach guter neugieriger und müßiger Kleinstädtergewohnheit meinen allabendlichen Spaziergang nach dem Bahnhof mache und mit halb neidischen, halb behaglichen Blicken die Züge aus- und einfahren sehe, die von draußen kommen und nach draußen gehen — fort — in die Welt — in eine Stadt, in der die Männer immer die neuesten Krawatten und die Frauen süße, blagrote Lippen haben.

Ich hab ein kleines Abenteuerchen erlebt, schönste Frau. Ein ganz unschuldiges. Ihnen will ich's beichten. Aber auf daß das Abenteuerchen nicht gar so klein sei, muß ich um ein paar Jahre zurückgreifen. Damals schon erzählte ich Ihnen von meinem Lieblingsplatz hier — am Hang der grünen Hügel, die das Menschennestchen umgeben. Ein breiter, vereinamter, miserabler Weg, von dem aus man das Thal auf- und abwärts übersieht, führt zu einer Waldecke, die nur die Aussicht auf ein Stückchen Himmel, auf sehr viele, leise wehende Tannenwipfel und auf eine kleine Welt in allernächster Nähe giebt — auf goldenen Ginster, auf rötliche Heide und durchsichtig grüne Farne, auf emsige Käfer, leichtfertige Schmetterlinge und verzauberte Eidechsen.

Daß der Weg gar so vereinsamt und miserabel ist, rührt von dem alten Steinbruch her, an dem er vorübergeht — dicht vor meiner Waldecke. Es wird nicht mehr sehr viel gearbeitet in diesem Steinbruch. Manchmal seh ich dort, im Vorüberwandern, ein paar braune Männer hocken und andächtig und eintrachtvoll aus einer großen Flasche trinken; das scheint die ganze Arbeit zu sein.

Dort an der Waldecke lag ich einmal, vor Jahren, dicht am Rand des Steinbruchs, ringsum von Gesträuch eingemauert. Ich lag und dachte darüber nach, daß dieses schöne Fleckchen Erde doch eigentlich gar nicht schön sei — das Thal so grün, so unglaublich grün — die Berge so weich und rund geschwungen, der Himmel so schlechtweg blau oder grau — keine verschwimmenden Töne — keine gespenstischen Formen und Farben — keine endlosen Horizonte — mit einem Wort — keine Stimmung. Und Stimmung ist doch heutzutage die Hauptsache. Das einzige eigentlich — nicht wahr?

Nun also — darüber dacht ich nach und auch darüber, ob ich mich nicht lieber auf die breite, bequeme, ver-

witterte Steinbank setzen sollte, die unter mir an eine weißbärtige, alte Tanne gelehnt stand. Ich war mit meinem Nachdenken noch längst nicht zu Ende, da hör ich Schritte den Weg entlangkommen. Leichte, flüchtige und doch zögernde Schritte. Gleich darauf tritt ein junges, blondes Dingelchen auf den Platz unter der Tanne neben die Steinbank. Ihr rundes Gesichtchen glühte, die einzelnen Härchen, die sich aus dem dicken Hängezopf gestohlen hatten, flatterten unruhig. Ich erkannte sie sogleich. Sie war mir unten in der Stadt schon öfter aufgefallen, erstlich, weil einem niedliche Mädels immer auffallen, und dann, weil immer ein so tiefster Ausdruck auf dem Kinderantlitz lag. Selbstverständlich. Wenn man sechzehn Jahre alt, sehr niedlich, sehr verhätschelt und gehütet und gepflegt ist, da ist das Leben schwer. Unerhört schwer. Später, wenn wir nicht mehr sechzehn Jahre alt, nicht mehr gepflegt und umsorgt und behütet sind, dann wird's leichter. Das Lachen — das wahre, richtige, eigentliche, das kommt erst spät.

Mein blondes Mädelschen stand ein Weilchen unschlüssig vor der einladenden Bank. Dann setzte es sich sorgsam, zog ein Buch aus der Tasche, schlug es auf, suchte darin herum und legte es endlich, energisch aufgeklappt, neben sich. Hierauf nahm die Kleine den großen runden Strohhut ab, zupfte nachdenklich die Löcher zurecht, wischte sich mit dem Taschentuch übers Gesicht — und seufzte. Hernach strich sie ihr Kleidchen glatt, setzte sich in Positur und begann zu lesen. Das heißt, sie nahm das rotgebundene Buch zur Hand — und seufzte.

Zehn Minuten lang begab sich nichts Neues. Und schon begann das niedliche Profil drunten für mich an Reiz zu verlieren. Plötzlich aber kam Leben in die Gestalt unten. Wieder wurden Löcher gezupft, wieder wurden Falten gestrichen — alles noch mal von vorn. Gleich darauf wieder Schritte — von der andern Seite her. Sie hatte sie schon vor mir gehört. Natürlich. Dazu war sie doch da! Sie saß nun in ungemein überzeugender Vertieftheit mit dem Rotgebundenen in der Hand und wandte das blonde Köpfchen auch nicht um Haaresbreite nach der Seite, von wo jetzt der obligate junge Mann auftauchte. Uebrigens ein netter Bursch. Braun und sehnig — nicht hübsch, aber mit dem gewissen Etwas, das Frauenzimmern gefällt. So das ewig Männliche. Sie verstehen!

Ein junges, schalkhaftes Lächeln flog über sein Gesicht, als er die Blonde sah. Dann blieb auch er unschlüssig stehen. Sie rührte sich nicht, las mit unglaublichem Eifer. Nun trat er ein paar Schritte vor; ein dürrer Ast trachte unter seinen Füßen. Da sah sie denn endlich auf.

Er zog den Hut — strahlend.

„Guten Abend, Fräulein Else!“ (Sie hieß Else — wie denn anders!) Seine Hand fuhr links nach vorn,

ihr entgegen; er zog sie aber schüchtern wieder zurück, denn Fräulein Else blickte ihn ungeheuer erstaunt an, nickte dann herablassend, kaum merklich mit dem blonden Köpfchen und fragte steif: „Ach — Sie sind's, Herr Paul? Guten Abend!“

Hierauf senkte sie den unschuldsvollen blauen Blick wieder auf das interessante Rote und fuhr emsig und mit natürlichster Unbefangenheit in ihrer Lektüre fort. Herr Paul sagte nichts — sah sie an — drehte sein grünes Filzhütchen zwischen den schlanken Fingern — sah sie wieder an — räusperte sich, seufzte des öftern und schwieg weiter.

Nach einer Weile geruhte sie wieder aufzublicken — nicht ihm ins Gesicht — bewahrel! Nur so ganz nebenauf fragte sie: „Wie kommen Sie denn hier herauf?“

„Nun — so!“ erwiderte er lächelnd. Dann nahm er einen männlichen Anlauf: „Ich habe Sie heraufgehen sehen!“

„Müssen Sie aber scharfe Augen haben!“ meinte sie heuchlerisch.

„Hab ich auch!“ bestätigte er mit bescheidenem Stolz. Pause. Dann, nach ein paar Sekunden er: „Sie würde ich doch auf die weiteste Entfernung erkennen, Fräulein Else!“ Sie — abweisend: „So?“

Pause.

Er: „Sie kommen wohl öfter hier herauf, Fräulein Else?“

Sie — majestätisch und etwas vorwurfsvoll: „Sonst nie!“

Pause.

Er — vorsichtig einen Schritt nähertretend: „Darf man wissen, was Sie Schönes lesen?“

Sie hielt ihm mit gut gespielter Gleichgültigkeit das Buch hin. (Ich sah von meinem Platz aus die kleine Hand zittern!)

Er neigte sich vornüber.

„Der Trompeter von Säckingen?“ sagte er fragend.

(Meine Allergnädigste, ich kann wirklich und wahrhaftig nichts dafür — das Rotgebundene war der Trompeter von Säckingen.)

„Gefällt es Ihnen?“ fuhr drunten der ausdauernde Herr Paul fort, augenscheinlich fest entschlossen, wenn auch langsam, so doch sicher vorwärtszurücken.

„Manches,“ erwiderte sie diplomatisch. (Ja — man muß nicht notwendig dumm sein, wenn man auch den Trompeter liest.)

Nun nahm er einen zweiten kühnen Anlauf.

„Die Liebeslieder sind schön — nicht wahr?“ fragte er keck. Dabei rückte er noch einen leisen Schritt näher.

Verächtliches Achselzucken ihrerseits und ein zieliches Rümpfen des runden Näschens.

„Die nun gerade nicht!“ sagte sie streng.

Pause.

Er zwirbelt an seinem noch ängstlich zarten Schnurrbartchen; sie starrt „ein Loch in die Luft“.

Jedenfalls ist er ganz fest entschlossen, nicht zu weichen.

„Darf ich mich ein bißchen setzen?“ fragt er in den süßesten Stötentönen. — Keine Antwort. Aber unmerklich rückt sie ein ganz klein wenig zur Seite.

„O danke!“ meint er eifrig — „es ist Platz genug!“ Freilich ist Platz genug, wenn man sich so eng zu seiner Nachbarin setzen will, wie er es beabsichtigt. Sie rückt wieder ein bißchen und sieht sich unruhig nach allen Seiten um.

„Hier herauf kommt niemand!“ bemerkt er beruhigend.

Das junge, warme Blut schießt ihr ins Gesichtchen. Sie erwidert nichts. Lange Pause.

„Haben Sie wirklich nicht gedacht, daß ich kommen würde?“ fängt er nun wieder an.

O Herr Paul — das war dumm — unglaublich dumm!

Er hat auch sofort Ursache, seine Dummheit einzusehen, denn sie erhebt sich mit kaiserlicher Würde und nimmt ihr Buch zur Hand.

„Aber — Fräulein Else — liebe Else —“ fleht er zu Tode erschrocken — „so gehen Sie doch nicht!“

Nur ein Herz von Stein könnte den Lauten dieser jungen Liebe widerstehen. Fräulein Elsens Herz ist nicht von Stein. Sie setzt sich zögernd wieder — er hilft ein bißchen nach, indem er sachte ihre Hand ergreift und sie neben sich zieht. Lange, lange Pause.

Es ist ein wenig dämmerig geworden. Thymian und Heide atmen stärker, der Wald ist ganz still, im tiefen Abendhimmel steht ein großer, bleicher Stern. Herr Paul sitzt sehr dicht bei Fräulein Else und sieht sie unverwandt an. Sie sieht ebenso unverwandt von ihm fort — gerade aus — irgendwohin — nach dem ersten besten Gegenstand, der sich ihrem Blick bietet. Der erste beste Gegenstand ist der große bleiche Stern.

„Da ist schon ein Stern!“ bemerkt sie demgemäß. Denn das Schweigen wird immer länger.

„Der Abendstern!“ sagt er sachverständig. Er sieht den Abendstern augenscheinlich auf Fräulein Elsens in die Höhe gerichteter Nasenspitze — jedenfalls sucht er ihn nicht am Himmel.

Endlich — ich fange schon an, ungeduldig zu werden — endlich hat er den Mut gefunden, den Arm um sie zu legen — ganz lose — und damit scheint ihm vollends „die Traute“ zu kommen, wie der Berliner so sinnig sagt. — Ich höre nur noch ein leises Flüßtern — das weitere sehe ich. Es geht nicht ganz ohne Hindernisse. Sie sträubt sich noch ein klein wenig.

„Aber Herr Paul!“

„Aber Fräulein Else!“

Schließlich ist es geschehen. Ein erster Kuß. Mutet unsereinen ganz merkwürdig an, das versichere ich Sie, Domina!

Ich wäre gern aufgestanden und hätte mich davon gemacht. Der Mensch ist nun mal undankbar und verwöhnt; alles wird ihm bald langweilig. Die dramatische Entwicklung der kleinen Affaire hatte mich interessiert — die sentimentale Lyrik wollte ich mir gern schenken. Ich besaß aber doch noch so viel Unstandsgesühl, mich mit möglichster Vorsicht möglichst lautlos seitwärts zu bewegen. Meine beiden gingen übrigens auch gleich darauf auseinander. Junge Liebe ist ja so lächerlich genüßsam — von der Blüte nur der Duft — vom

Licht der Schein nur — das genügt ihr zum Leben. Daraus webt sie sich ihre goldensten Träume. Aber ich werde sentimental. Vielleicht habe ich die zwei ein klein, klein bißchen beneidet . . .

Vor etwa vierzehn Tagen habe ich Fräulein Else wiedergesehen. Bei einer kleinen Landpartie in Gesellschaft von Bekannten traf ich sie und erkannte sie nicht einmal gleich wieder, trotzdem sie sich in den drei oder vier Jahren wenig verändert hat. Das gleiche blonde Gesicht mit dem großen blauen Blick — der Blick ein ganz klein wenig abgeblaßt vielleicht — der gleiche dicke Zopf, jetzt zu einem kunstvoll natürlichen Knoten am Hinterkopf verschlungen. Nicht mehr der gleiche Ernst auf dem jungen Gesicht, natürlich. Fräulein Else ist um vier Jahre älter, reifer, erfahrener geworden — da hat sie lachen gelernt — oder zum mindesten lächeln. Alles stimmte — aber eins stimmte nicht: sie gefiel mir eigentlich nicht mehr. Weshalb? Weil sie so gleich geblieben, oder weil sie so anders geworden war? Ich weiß es nicht. Mag sein, das „Vielleicht“, das sie damals war, hatte mich besonders gefesselt. Jetzt war sie kein Vielleicht mehr — trotz ihrer jungen zwanzig Jahre — trotz ihres kindlichen Lächelns. In all dem lag etwas Fertiges, Abgethanes, und dies Fertige gefiel mir nicht. Wie eine hübsche, halbaufgebrochene Blüte, der man es ansieht, daß sie sich nie weiter entwickeln, nie voll erschließen wird. Es giebt solche Blüten — im frühen Frühling — auch im Herbst.

Jedoch — Fräulein Else war blond und rosig, weich und schlank von Gestalt, jung und lieblich anzuschauen. Und so schaute ich sie denn an — das heißt, ich hielt mich während des Ausflugs meist an ihrer Seite. Unser Ziel war eine alte, schöne Klosterruine, die auf einer sanften Anhöhe inmitten eines kleinen Dörfchens liegt. Das Klosterkirchlein ist restauriert und wird zum Gottesdienst benutzt. Die andern Teile des weitläufigen Anwesens sind geschickt vor dem Verfall geschützt. Der schönste Teil des Klosters ist übrigens noch jetzt der Ueberrest eines Jagdschlusses, das einer der damaligen württembergischen Grafen sich bei den frommen Brüdern hatte bauen lassen. Er muß ein kluger Mann gewesen sein, der alte Herr!

Wir wanderten durch die Kreuzgänge, durch deren halbverfallene Bogen die hellen Wiesen hereinschauten und gottlose Falter in verliebtem Schwärmen spielten. Ich erzählte Fräulein Else von den Mönchen in langen Gewändern, die hier umhergewandelt waren — von den alten, mit frommen, heiteren Kinderaugen oder mit dem stillen, fatten Behagen des Lebenskünstlers in den rötlichen Mienen — von den jungen mit hageren Gesichtern, aus denen das heimliche Empören, die Anklage schrie — in deren ungebändigten Gliedern noch das Fieber brannte. —

Fräulein Else sah mich bewundernd und ein bißchen ängstlich an und sagte mit einem bedauernden kleinen Stimmchen: „O — die Armen!“ — und seufzte.

Wir kamen in die alte Klosterbibliothek, und ich erzählte, wie unermüdliche, hagere, weiße Finger Tag für Tag Buchstaben um Buchstaben auf das Pergament

malten. Schritt für Schritt in langsamer, mühevoller Wanderung dem Geist, dem Gedanken die Wege bahrend.

Fräulein Else blickte nachdenklich auf die vergilbten Schriften, sagte nichts — und seufzte.

Zuletzt traten wir in das alte Jagdschloß, in den dämmernden Schatten der hohen Mauern, aus dem über das alte, graue, geborstene Gestein hinweg in triumphierendem Lebensdrang ein paar herrliche, frischgrüne schlank Ulmen sich heben und mit lachendem Banner in die Lande hinausgrüßen. Und ich erzählte Fräulein Else von den fröhlichen Zechgelagen nach den Hirschjagden, von den großen Fässern rotflaren Weins in den tiefen, kühlen Klosterkellern.

Also unterhielten wir uns vortrefflich, Fräulein Else und ich. Sie schwieg und seufzte — ich redete. Das war immerhin für mich mal was anderes. Nicht wahr, schönste Frau mit den spöttischen Mundwinkeln?

Ein paarmal verspürte ich entschieden Lust, wenn sie mich gar so lieblich und blau ansah, zu fragen: „Nun — und Herr Paul?“ —

Aber dann sah sie immer gerade ganz besonders unschuldsvoll und wässerchenklar aus, und ich warf das Steinchen nicht in die helle Welle dieser blonden Seele.

Wir gingen dann nach Hause. Das Thal aufwärts. Mond und Sterne schienen, die Luft ging weich und klar. Der Wald duftete. Manchmal ertappte ich mich auf dem Gedanken: mein Gott — das ist ja schön — wunderschön — dieser Schwarzwaldsommerabend! Indessen ging Fräulein Else immer neben mir her durch die silberne Dämmerung. Sie ging leicht und geschmeidig, wie ein schneeweißes Kästchen. Und der leise Duft ihres jungen Körpers wehte zu mir herüber. Wir spazierten eben unter meiner Waldecke vorbei — unter jener Waldecke von damals. — Und wieder hätte ich fragen mögen: „Nun — und Herr Paul?“

Aber ich fragte nicht. Der Sommerabend war still und heimlich — und Fräulein Else war viel zu niedlich und zutraulich. Wie hätte ich doch so viel Niedlichkeit und Zutraulichkeit kränken mögen!

Zur Entschädigung fragte ich: „Sehen Sie dort oben die Waldecke, Fräulein Else?“

Sie nickte. Den Seufzer erwartete ich diesmal vergeblich.

„Das ist mein Lieblingsplatz,“ fuhr ich heimtückisch fort. „Fast jeden Abend sitz ich dort oben. Sie sollten nur wissen, wie schön und still es immer dort ist — abends!“

Ich fühlte ganz deutlich, wie meine Stimme etwas Schmeichelndes, Ueberredendes bekam — ich alter Heuchler!

Jetzt seufzte Fräulein Else. Im übrigen schwieg sie weiter.

„Es wäre so lieb, wenn Sie einmal hinauffämen! So viel könnte ich Ihnen zeigen dort oben in meiner einsamen, grünen Waldsiedelei.“ Meine Stimme wurde immer schmeichelnder, weicher.

„Wollen Sie, Fräulein Else?“ fragte ich schließlich ganz, ganz vorsichtig und zart.

„Ich weiß nicht!“ erwiderte sie beunruhigt. „Ich weiß nicht.“

Ich aber wußte — ich war meiner Sache ganz sicher. Und — allerschönste Frau, ich verspürte gar keine Gewissensbisse. Gar keine. Die lieben, süßen, thörichten Mädels gehören nun einmal zu unserm Dasein, wie Blüten, Sonnenschein und Sterne — man beachtet sie nicht sonderlich. — im allgemeinen — man ist zu sehr daran gewöhnt — aber hier und da genießt man sie doch mit intensivem Wohlbehagen. Am nächsten Tag kam sie noch nicht. Am übernächsten auch nicht. Aber am dritten. Ich lag wieder oben zwischen den Sträuchern — am Rand des Steinbruchs. Und hatte Fräulein Else eigentlich ganz und gar vergessen.

Plötzlich unten auf dem Weg leichte, flüchtige Schritte. Eine junge blonde Gestalt tritt auf den freien Platz unter der weißbärtigen Tanne — neben die Steinbank. Die losen Härchen flimmern im Wind. Sie bleibt ungeschlüssig stehen, sieht sich um — und setzt sich schließlich. Natürlich zieht sie ein Buch aus der Tasche. Diesmal ein gelbbroschiertes. Jedenfalls etwas ganz Modernes. Mein Gott, man muß doch ein bißchen mit der Zeit Schritt halten! Sie schlägt es sorgsam auf, legt es neben sich, zupft die Löcher zurecht und streicht die Falten des hellen Sommerkleidchens glatt. Dann seufzt sie — und lächelt — und beginnt zu lesen.

Hallo — das ist mein Stichwort! Ich erscheine also pflichtschuldigst auf der Scene. Alles fast wie vor vier Jahren. Nur was bei dem blonden Ding von damals Taster und Ahnen war, ist heute Wissen und Wollen. Und statt des braunen, frischen jungen Burschen von damals einer mit dem schlimmen, eingegrabenen Lächeln unter dem dunklen Spitzbart. — Im übrigen ist alles, wie es sein muß.

„Guten Abend, Fräulein Else!“

„Guten Abend, Herr Doktor!“

Ich bin nicht mehr so unerfahren, wie Herr Paul, ich frage nicht, ob sie erwartet hat, mich zu treffen. Ich begehre auch nicht zu wissen, was hinter dem Gelb-

broschierten steckt. Ich bitte auch nicht um Erlaubnis, mich setzen zu dürfen. Ich setze mich einfach.

Aber wie damals Herr Paul — ein bißchen nah. Ob ich auch so empfinde, wie Herr Paul? Du lieber Himmel — schwerlich!

Und alles so wie damals.

„Aber — Herr Doktor!“

„Was denn, Fräulein Else?“

Auch der große bleiche Stern ist wieder da. Er wird uns nicht sehen. Gewiß nicht. Wenn er uns sähe, so müßte er flimmern. Vor Lachen. Aber er leuchtet ganz still. Ich glaube, Fräulein Else kennt ihn gut, diesen Stern. Sie sieht zu ihm auf, aber sie sagt nichts. Ich sehe nicht nach dem Stern — ich betrachte Fräulein Elses Nasenspitze, die wirklich allerliebste ist.

Allerschönste Frau — diese kleinen, thörichten, süßen Mädels sind gewiß und wahrhaftig sehr thöricht und klein; aber solch silbergrauem, duftigem Sommerabend, dieser ganz unmalerischen, unmodernem, unmöglichen Landschaft — mit Mond und Sternen und Nachtigallenschlag — natürlich mein ich nur Grillengezirp — stehen sie gut zu Gesicht.

Und Fräulein Else küßt so, wie es sich an solchem Abend gehört. Süß, weich, lieb — keine besondere Stimmung — keine unabsehbaren Horizonte — frisch, niedlich — ein bißchen langweilig —

Aber es war doch ein angenehmer Sommerabend.

„Nun — und Herr Paul?“ fragen Sie, schöne Frau.

Herr Paul — Herr Paul! — Ich bitte Sie, was geht mich Herr Paul an! Soll ich meines Bruders Hüter sein? Oder meines Bruders Liebchens Hüter?

Die Sommerabende sind lang und warm — der leise Duft der blühenden Blüten und der werdenden Reife ist so süß — sogar das ferne Ahnen vom Welken ist ein zarter, unbestimmter Genuß. Und Sie wissen doch, Domina — ich liebe die praktische Philosophie!

Heimkehr.

Von Else Galen-Gube.

Fort gingst du aus dem Vaterhaus
In Myrtenkranz und Schleier,
In den goldigen Sonnenschein hinaus,
Die Mädchenträume, die träumtest du aus —
Du schrittest zur Hochzeitsfeier.

Glockengeläut mit einem Mal,
Die Orgel braust dir entgegen,
Und in der Kirche ertönt der Choral,
Dann kniest du nieder mit deinem Gemahl;
Der Geistliche spricht den Segen.

Heut kehrest du heim ins Vaterhaus
Im Witwenkleid und Schleier. —
Ich weiß es, für dich ist ja alles aus,
Heut mußt du in Regen und Herbststurm hinaus,
Hinaus zur Totenfeier!

Zwei Jahre vermählt! Nur kurze Zeit
Für das Glück, das dir gegeben —
Ueber Nacht kamen Sorge, Not und Leid,
Still gabst du dein Liebstes der Erwigkeit.
Demütig und gottergeben — —
O du armes, junges Leben!

Pariser Toiletten im Seebad.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von J. Reutlinger, Paris.

„Ha, welche Lust gewährt das Reisen!“ Es ist lange her, daß die lebenswürdige Musik Boieldieus unter Zugrundelegung obigen Textes die Reiselust der Franzosen zu popularisieren versuchte; aber trotz des alten Liedes ist die eigentliche Reispassion dem Franzosen und dem Pariser erst sehr viel später gekommen, und ein reisendes Volk, so wie wir das verstehen, sind die Gallier noch immer nicht, werden

es auch wohl niemals werden, trotz aller ihrer Leichtlebigkeit, Lebhaftigkeit und geistigen Regsamkeit. Die genannten und weitere noch mehr in dies fach schlagende Eigenschaften werden paralytisiert durch die dem Franzosen heilige Routine, und die Routine hatte bis vor einigen wenigen Jahrzehnten regelmäßige Reisen noch nicht in ihren Jahresplan aufgenommen. Erst durch die Einmischung ausländischer und überseeischer Gesellschaft in die exklusiv-französischen Kreise, durch die zahlreichen franko-amerikanischen Heiraten gerade unter den „oberen Zehntausend“ ist auch in die alte, festhafte Pariser Gesellschaft etwas von der Reiselust der Anglofachsen hineingeweht und hat nach und nach das erzeugt, was wir heute hier an der Seine die Reisesaison nennen. Bis zu Anfang des verflohenen Jahrhunderts ging man wegen schwerer akuter Leiden in irgendein Mineralbad, wie Aix-les-Bains, Mont-Dore, Vichy oder, wenn's sehr schlimm war, nach Karlsbad. Da brachte die jugendliche Herzogin von Berri, die mit einer zahlreichen Suite Dieppe besuchte, die Seebäder in Mode. Die nicht allzulange nach jener epochemachenden Reise erfolgte Geburt des Herzogs von Bordeaux, welches glückliche Ereignis der Kur auf Rechnung geschrieben wurde, wirkte angenehm anregend auf das Königstreue „faubourg“ und erhob die Besuche von Seebädern von da an auf die Höhe eleganter Saisondéplacements, auf der sie lange geblieben sind, bis sie in unsern nivellierenden Tagen, vulgarisiert und verallgemeinert, einen beträchtlichen Anteil an dem Jahresplan des französischen Durchschnittsgroßstädtlers, vor allem der Pariserin nehmen. Die Hauptreisezeit fällt hier in die Monate, die zwischen dem „Grandprix“ (15. Juni) und dem „Jour de l'an“ liegen.

Das Wort Reisezeit ist aber eigentlich nicht das Richtige für die von der Pariserin innerhalb dieses Zeitraums ausgeführten Evolutionen. Verläßt sie Paris schon im Juni, was für die eleganteste Abreisezeit gilt, so geschieht das meist irgendeiner dringenden Kur wegen, an die sich dann die Seesaison in Deauville-Crouville, in Boulogne, in Dieppe (dessen Stern als Modebad aber seit längerer Zeit durch den Glanz, den Crouville und Biarritz entfalten, schon stark verdunkelt wurde) u. a. m. anschließt.

Die Creme der hauptstädtischen Gesellschaft macht ihre Reisevorbereitungen im großen Stil, verpflanzt ihre Gewohnheiten, Sitten und Gebräuche an den Strand, an den sie auch alle ihre Bedürfnisse und eine verdoppelte Sehnsucht nach allerhand Zerstreuungen mitbringt, so daß, wer den Pariser Luxus in seiner glänzendsten Entfaltung sehen will, ihn an den Ufern des Ozeans aufsuchen muß. Es fällt dabei ein Gegensatz zum deutschen Badeleben auf, der darauf hindeutet, daß die Seebadsaison für die Pariserin auch keine eigentliche Reise, sondern eben nur die Veränderung des Aufenthalts bedeutet. Mit der angeborenen Reiseunlust ging hier in Frankreich auch die Abneigung gegen das Hotelleben Hand in Hand, das in gewissen, sehr exklusiven Kreisen bis vor gar nicht langer Zeit immer noch im Geruch des nicht ganz Passenden, mindestens des Extravaganten stand und allenfalls gut genug für die Fremden war. Das Speisen im Restaurant vollends galt bei Damen nicht



Fig. 1. Kasino-Abendtoilette mit Spitzenpaletot.

für *comme il faut*: „c'était pas ça“, wie man ungrammatisch, aber schick und ausdrucksvoll sagt, und „es war auch nicht das Richtige“ aus derselben Tonart heraus, im Bad Hotels und Restaurants zu besuchen, wenn man es irgend vermeiden konnte. Daher die zahlreichen Privatvillen an Frankreichs Meeresstrand, die entweder von ihren Besitzern bewohnt oder doch von einer Familie gemietet werden, und in die man seine Laren und Penaten möglichst mit hinüberschleppt, so daß das Strand- und Badeleben eine erweiterte, erfrischende Fortsetzung der Pariser Häuslichkeit bildet. Natürlich giebt es in Trouville und in den Schwesterstädten dieser Perle des Ozeans auch Hotels, es giebt deren sogar sehr viele, große und schöne; in ihren eleganten Zimmerstücken, die charakteristischerweise meist als ganze Appartements und nicht als Einzelzimmer vermietet werden, wohnen eine Menge sehr wohlstauierter Pariser Familien, aber das Ideal der Träume ist eine Villa. In diese verpflanzt die Pariserin die Quintessenz der Modekenntnis, die sie während der „Saison“ gesammelt hat und die sie dazu verwendet, um die Badewelt durch mehrmaligen Kleiderwechsel in freudiges Staunen zu versetzen.

Den Schluß und die Krone der täglichen Kostümpracht bildet, um vom verkehrten Ende anzufangen, die abendliche Kasinotoilette, von der übrigens in neuester Zeit das ballartige „décolleté“ gänzlich ausgeschliffen ist. Selbst zu den Tanzfesten erscheint die wahre „Elegante“ mit einem Mieder, das nur leicht vom Hals abfällt, beziehentlich einen spitzen oder viereckigen Einschnitt an Vorder- und Rückenteil und halb lange durchsichtige Spitzenärmel zeigt; der weite runde Schulterauschnitt dagegen ist in den offiziellen Ballsaal und an den Zeremonieintisch verwiesen. Eine modern-elegante Abendtoilette (Figur 1) ist ein Kostüm, das in der Zusammenstellung des allerneuesten *vêtement*, einem aus der Halstrüsche, aus der Mantille und aus der Redingote entstandenen Spitzenpaletot mit der gestickten und inkrustierten Rockgarnierung originell wirkt. Das Unterkleid aus mattgrünem („jeune pousse“ heißt die Farbe bezeichnenderweise) Taffet, besteht aus glattem Schlepptuch und tief ausgeschnittenem, kurzärmeligem Mieder. Es ist bedeckt von einem leicht fältelnden Gewand aus weißem Seidenmuffelin, mit mattgrünen Seidenpunkten durchstickt, dessen Rockrand eine reiche, durchbrochene Garnitur aus Guipüre und mattgrüner Seidenstickerei, das Ganze à jour eingesetzt, bildet. Der erwähnte graziose, auffallende Sackpaletot, *genre redingote*, aus schwarzem Chanillytüll, dessen weite Ärmel und breiter Randolant mit Silberfittern und grüner Chenille besetzt sind, erinnert durch eine volle schwarze Tüllrüsche und durch die vorn herabfallenden breiten schwarzen Sammetstreifen, wie gesagt, an die abgebrauchten Formen „*tour de cou*“ und Stola. Diese Tüllredingote, in andern leichten Stoffen nachgeahmt, ist die Abendhülle *par excellence* der Bäderkassini, wie die große, den Anzug krönende Phantasiestrohque der Kasinohut *per excellence* zu nennen ist. Sein Rival ist dieselbe Coque, aus weißem Seidentüll gerüscht; zu beiden Coiffuren passen die auf dem Bild 1 anschaulich werdende große weiße Straußenfeder und der breite Rand aus schwarzem Sammet.

Als wärmendere Abendhülle nenne ich den weiten Sackmantel aus Tuch oder aus Taffetseide. Letzterer Stoff gewinnt durch ein gepufftes und gerüshtes Krepp- oder Seidenmuffelinfutter noch an Eleganz. Mein Modell (Figur 4) aus

mattgelbem, elfenbeinartig schimmerndem Tuch erinnert in seinem Kragenarrangement an den sehr hübschen, noch immer beliebten „Niglon“, durch Sarah Bernhardt zur Unsterblichkeit berufen; die breite Falte in dem nahtlosen Rücken und die weiten bequemen Ärmel, die nach Belieben offen getragen oder vermitteltst seidener Schnurösen an die Knöpfe befestigt werden, neigt zum Genre „*sac*“ hin. Schwarzer Strohhut mit goldigschimmernden Fasaneufedern und weißes Organdikleid, dessen unterem Rocksaum zahlreiche schmale Fältchen Halt und Konsistenz geben. Das Kostüm ist in hellen Stoffen hergestellt, vorzüglich für die morgendliche Strandpromenade geeignet; ich sah das gleiche Modell, das Kleid aus



Fig. 2. Wachbares Sommerkleid aus rosa Mull über rosa Seide mit Spitzenschmuck.

blauem Etamine und den Paletot aus graubrauner („fumée“) Caffetseide mit gelblichem Pongeefutter hergestellt; ein eleganteres, dabei nicht unpraktisches Reisekostüm ist kaum denkbar. Die meiste Phantasie entwickelt die jetzige Sommermode in der Herstellung von Waschkleidern, die in Paris und seinen



fig. 3. Kostüm aus perlgrauem Mohair mit farbiger Garnierung.

„Dépendancen“ bis jetzt nie recht beliebt waren und nicht heimisch wurden. Es muß wirklich der Widerspruchsgeist der Modisten und ihrer ausschlaggebenden Klientinnen gewesen sein, der diesem miserablen Frühjahr zum Trotz wahre Orgien in Musselin, Tüll, Organdi, Spitzen und Mull arrangierte. Jetzt unter der wärmeren Sonne entfalten sich diese echten rechten Sommerkleider aufs prächtigste und zeigen, wie Figur 2, einen großartigen Aufwand an Spitzenschmuck. Dieses Kleid aus feinstem rosa Mull über rosa Seide, aber lose, so daß es leicht waschbar bleibt, gearbeitet, hat auf seinem Schlepprock drei von rosa Mullrüschen überragte Spitzenvolants. Das plissierte Mieder und die in drei Puffen geordneten Ärmel zeigen volantartige Spitzengarnierung. Drapierter Gürtel aus rosa Caffet mit Pompadourblumenmuster. Der Hut ist eine Coque aus rosa Krepp, mit weißen Spitzen und rosa Nelken garniert, die sich der modernen welligen Scheitelcoiffure kleidsam aufschmiegen. Rosa Caffetschirm.

In anderer Weise und sehr kleidsam tritt die moderne Frisur unter der schwarzen Tüllcoque an dem Modell (Figur 3) in die Erscheinung; das Haar läßt durch ein eigenartiges Arrangement, trotz des Scheitelzwanges, die Schläfen frei, was für manche Physiognomien, wenn sie nicht gewissermaßen „erdrückt“ werden sollen, notwendig ist. Der dunkle Hut, der das Kostüm begleitet, ist, wie die ganze Ausstattung, für nicht ausbleibende trübe Tage berechnet: Rock und Mieder sind aus glänzendem, jedem Wettereinfluß trotzendem perlgrauem Mohair gefertigt. Die Garnierung, „strops“ aus rotem Caffet, auf dem Rock Unterchemisette aus rot und weißgestreifter indischer Seide und eine höchst originelle rote Seidenstickerei, die den bortenartigen Kragen umgibt, beleben den grauen zarten Con. Die Ärmel,

die, in einem geraden Stück geschnitten, an der Oberseite unter einem rotspallierten schmalen Ueberschlag zusammenfallen, sind besonders originell und ganz „dernier cri“.

Zum Schluß möchte ich darauf aufmerksam machen, daß stets ein scharfer Unterschied zwischen nachmittäglicher Promenaden- und abendlicher Kasinotoilette in den eleganten französischen Seebädern, heute noch mehr als früher, herrscht. Ausländerinnen, besonders Amerikanerinnen, hatten in den letzten Jahren zu den Gartenfesten und andern geselligen Nachmittagsvereinigungen, die die Fortsetzung der Pariser „Saisonarbeit“ am Meere bilden, ausgesprochene Balltoiletten, defolletiert, und dazu einen großen, geschmückten Sommerhut angelegt. Es ist dies ein arger Mißgriff, der von wirklicher Eleganz und von den kompetenten Modeautoritäten zurückgewiesen wird. Der richtige Anzug für eine Gardenparty, für eine nachmittägliche Sommer-

gesellschaft überhaupt, ganz gleich, ob dabei getanzt wird oder nicht, ist das jetzt in reizender Abwechslung und in ausgesetztester Eleganz existierende leichte Sommerkleid, dessen duftiger Oberstoff auf Seide gearbeitet wird, von dessen reicher Spitzen- und Bandgarnierung aber glänzende metallische Flitter, Gold- und Silberstickereien, künstliche Blumen

(die nur auf den Hut passen) ausgeschlossen sind. Die erwähnten glänzenden Zuthaten, Stickereien, Schmelzfrustrationen, und was in das Genre des „Cliquant“ fällt, sind für die Kasinoabendfeste zugelassen; das „décolleté“ ist aber völlig verbannt. Hut und eleganter, weiter Abendmantel dürfen bei den Kasinofestereen niemals fehlen.

Klementine.



fig. 4. Abendtoilette mit Sackmantel aus mattgelbem Tuch.

Die Kunst des Pflanzensammelns.

Hierzu 4 photographische Aufnahmen von J. Valla, Paris.



Abb. 1. Was ist's?

Zu den schönsten Reiseerinnerungen, die uns an langen Winterabenden jene köstlichen Bilder, die uns auf unsern Wanderungen über Berg und Thal, durch Wald und Feld, durch Heide und Moor entgegentraten, wieder lebhaft vor Augen rufen, gehören unstreitig sachgemäß gesammelte Pflanzen. Die Photographien, die man selbst anfertigt oder kauft, rufen wohl das Bild im ganzen ins Gedächtnis zurück; aber das Lokalkolorit fehlt ihnen, das nur die Pflanzen, die wir selbst geschaut und die wir mit heimgebracht haben, uns wieder klar zum Bewußtsein zu bringen vermögen. Der Alpenwanderer vergegenwärtigt sich nur einmal so genau wie möglich das Bild des in voller Pracht erblühten Alpenrosenbusches. Wie wenige sind imstande, aus dem Gedächtnis wirklich genau anzugeben, wie das Blatt, wie die Blüte ausseht. Nicht anders geht's dem Wanderer, der die schönen Heidelandschaften auf seine Nerven einwirken ließ, mit den Heidekräutern, dem Sommerfrischler im schattigen Chüringer Wald mit Akelei und Türkenbund, mit Farnkraut und Bartflechte! Man sieht heutzutage im allgemeinen zu leicht über die einzelnen Komponenten des Landschaftsbildes hinweg, vernachlässigt die Einzelheiten und begnügt sich mit Cotaleindrücken. Wer aber die kleine Mühe nicht scheut, sich auf seinen Wanderungen eine Pflanzensammlung anzulegen, der wird von dieser doppelten Genuß haben. Nicht nur, daß die Erinnerung wieder lebhaft durch die getrockneten Pflanzen geweckt wird! Das Auge gewöhnt sich auch bei wiederholtem

Beschauen der gesammelten Pflanzen an die Unterscheidung der Formen, der Blick wird geschärft, und das Bild der Pflanzen selbst prägt sich fest ein. Wer dies dann erst einmal erreicht hat, der hat auf seinen Wanderungen eine Fülle neuer Anregungen zu gewärtigen. Er unterscheidet unschwer nahe Verwandte, die der Ungeübte für identisch hält, er wird durch das Erscheinen der einen Pflanze, durch das Verschwinden der andern auf Aenderungen des Bodens aufmerksam, die ihm sonst entgehen; die Beziehungen zwischen Pflanzen- und Tierwelt treten ihm deutlich vor Augen, die tieferen Ursachen für den verschiedenartigen Landbau werden ihm verständlich; und nicht der geringst anzuschlagende Gewinn ist der, daß das Auge selbst für die Erkenntnis der Formenwelt geschärft wird.

Pflanzen zu sammeln, ist eine Kunst, die nicht schwer zu lernen ist.



Abb. 2. Bequemes Botanisieren.



Abb. 3. Unter fachkundiger Leitung.

Um leichtesten ist's natürlich unter kundiger Führung, wenn man auf die Pflanzen aufmerksam gemacht wird (Abb. 3). An Ort und Stelle hält der Professor seinen Vortrag über die Pflanze, erzählt uns ihre Lebensgeschichte die uns das Gewächs innerlich näherbringt. Dann wird das Kraut aus der Erde gehoben, mitsamt seinen Wurzeln und seinen sonstigen unterirdischen Teilen. Da kann's dann freilich im Anfang leicht einmal passieren, daß in blindem Eifer der horizontal kriechende Wurzelstock hartnäckig in der Erde bleibt und der Sammler trotz tiefen Grabens nur ein wurzelloses Stück heranzieht (Abb. 4). Bequemer hat man's bei Sträuchern und Bäumen, von denen man einen Zweig mit Blüten und Blättern und, wenn's geht, mit Früchten abschneidet (Abb. 2). Ehe nun die Pflanze in die mitgeführte Blechtrommel, oder, was noch

empfehlenswerter ist, in die mit Zeitungsbogen gefüllte Mappe wandert, versucht man, nach einem guten Werk, das die Lokalflora beschreibt, der Pflanze Art und Namen festzustellen. Die Frage: was ist's? macht manchem im Anfang viel Kopfzerbrechen, wird aber mit jeder Art, die man mehr kennen lernt, leichter, weil die Zahl der Unbekannten immer kleiner wird. Gerade dieses „Bestimmen“ schärft den Blick ganz unglaublich, weil man durch die Beschreibung auf die einzelnen Teile hingewiesen wird. In den meisten Fällen sieht man, was man sehen muß, mit bloßem Auge; wer aber ein schwach vergrößerndes Einseitglas, eine Lupe, hat, dem wird das Bestimmen häufig viel leichter, namentlich dann, wenn die Augen sich noch nicht langsam auf einen Punkt richten wollen. Ist die Pflanze bestimmt, so wird sie am besten sofort in der Mappe auf einem halben Zeitungsbogen ausgebreitet, nachdem man einen kleinen Zettel mit Namen, Standort, Fundort und Datum beigelegt hat, mit einem zweiten Bogen bedeckt und zu Haus getrocknet. Das Trocknen geschieht unter mäßigem Druck — ein oder zwei Ziegelsteine auf einem Brett genügen meist. Damit das Trocknen schneller geht, legt man zwischen je zwei mit Pflanzen gefüllte Bögen ein Dutzend leerer Bogen, die täglich einmal erneuert werden, weil sie die Feuchtigkeit der zu trocknenden Pflanze aufsaugen. Die Pflanze ist trocken, wenn sie sich nicht mehr kalt anfühlt, und hält sich dann jahrhundertlang. Je schneller man trocknet, desto besser erhalten sich die Farben, weshalb manche auch stark angewärmtes Löschpapier zwischen



Abb. 4. Ohne Wurzel!

die Pflanzen legen und in Drahtzitterpressen trocknen. Wer darüber mehr wissen will, der sei auf meine kleine praktische „Anleitung für Pflanzensammler“ verwiesen.

Der Reisende, der ferne Länder besucht und abseits von der großen Heerstraße wandert, kann durch solche Pflanzensammlungen, die wenig Mühe bereiten, der Wissenschaft viel nutzen, indem er seine Sammlung der deutschen Zentralstelle für die Botanik, dem königlichen Botanischen Museum zu Berlin, überweist. Engländer und Franzosen, Russen und Italiener thun dies seit langer Zeit. Deutsche fast gar nicht. Damen, wie Frau Hauptmann Prince, die aus Uhehe schon so viele Neuheiten sandte, gehören zu den seltensten Ausnahmen. Möge sie recht viele Nachahmerinnen finden. Und möge vor allem das kleine Herbarium, das unter der Anleitung des Lehrers in den unteren Gymnasialklassen — leider nur in den unteren! — von jedem Schüler angelegt wird, im späteren Leben nicht ganz vergessen werden. Die Schule glaubt, mit ihrer botanischen Erziehung bei Eintritt in die Tertia fertig zu sein. Und doch ist dann erst die dürftige Grundlage gelegt, und kaum ist die Freude über die Beschäftigung mit der bunten Pflanzenwelt und über ihre Erkaltung leise aufgedämmert. Eine wirklich innere Anteilnahme und dankbare Genugthuung wird der Schüler meist erst empfinden, wenn er das schöne Gebiet der Botanik verlassen muß. Das ist schade. Was aber der Schüler als Pflicht nicht mehr thun muß, das sollte er sich freiwillig erhalten. Dann wird ihn sein Herbarium noch ins Leben hinaus nicht umsonst begleiten!

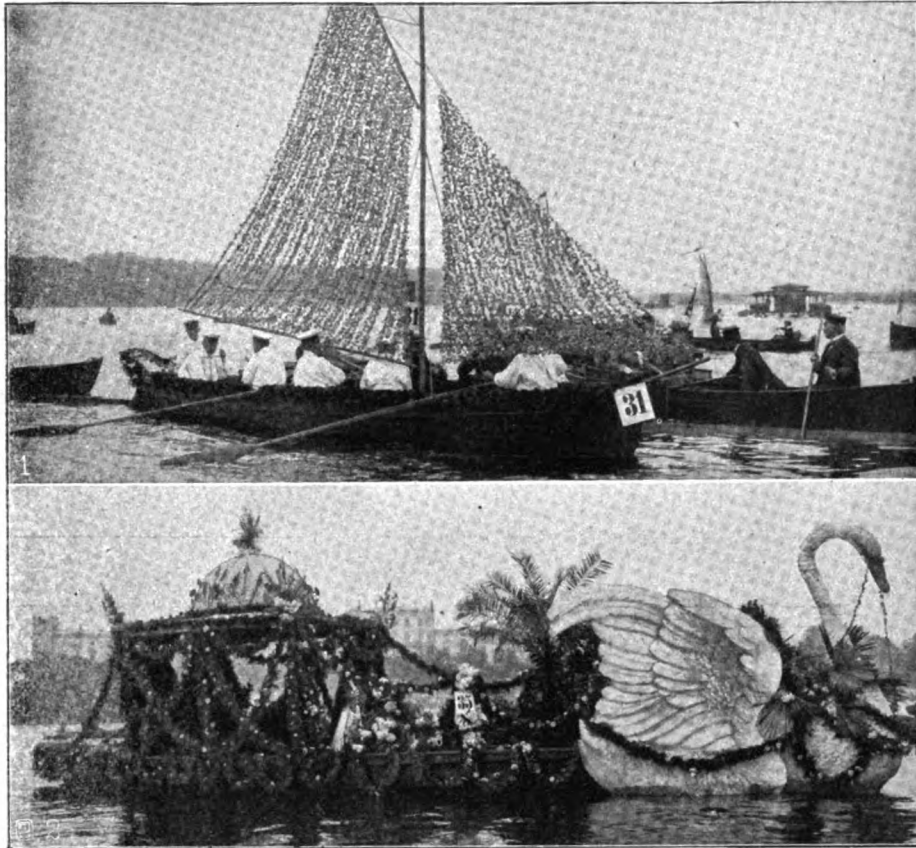
Dr. Udo Dammer.

Bilder aus aller Welt.



Das neue Stadttheater in Köln.

Touger-Köln phot.



1. Ein erster Preis. 2. Das Festboot „Hammonia“.
Vom Blumenkorso auf der Alfter.
H. Breuer phot.



Medizinalrat Dr. Wilhelm Bender
in Camburg (Saale),
feierte das 50jährige Doktorjubiläum.



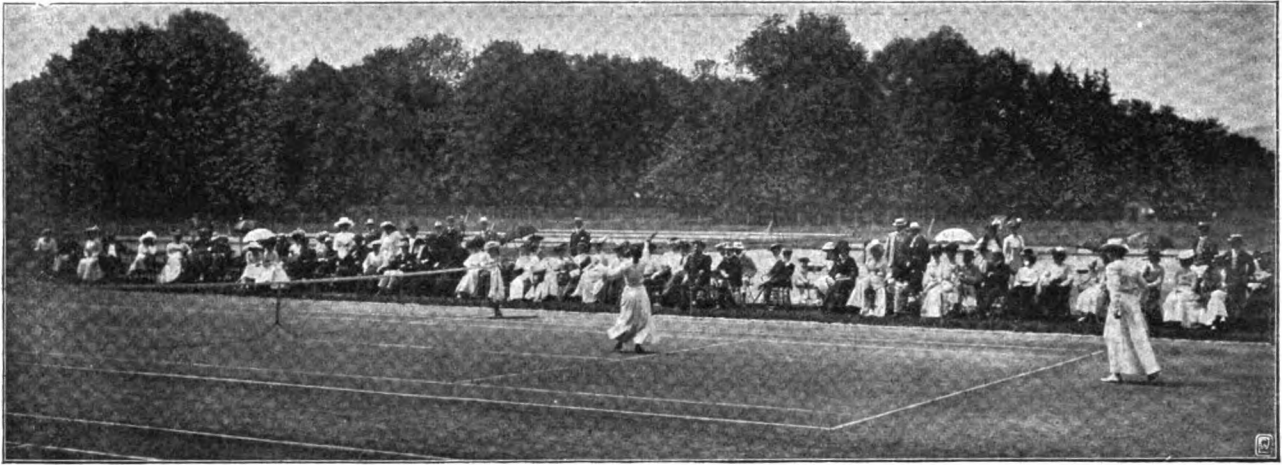
Professor Dr. A. Voelglow,
bekannter Madagaskarforscher, erhielt für eine
neue Afrikareise aus dem Fonds der Hedmann-
Wengelstiftung die Summe von 15000 Mark.



Aus den Bayreuther Festspieltagen:
Fräulein Dessin-Berlin und ihre Schwester.
H. Groß-Stuttgart phot.



Prinz Ludwig Ferdinand von Bayern und Intendant v. Doffart.
Der Prinz wirkte als 1. Violinist bei der Aufführung der Meisterfingcr in München mit.
Photo-Illustration Franke & Co. in München.



Vom Lawn-Tennisturnier in Homburg v. d. H.: Miss Lowther und Frau von Meißter beim Spiel.
C. G. Voigt phot.



1. Febr. v. Wiedede. 2. Margarethe v. Bantlar. 3. Frau Lucy Abels. 4. Mara Feldern-Förster (Regie).

Das Ueberbrettl auf Sylt: Wohlthätigkeitsvorstellung zum Besten der Hinterbliebenen der beim Untergang des „Primus“ Verunglückten.
Schluss des redaktionellen Teils.



<p>Die Eine und die Andere. Die Eine lacht — 's ist eine Lust! Sich weißer Zähne froh bewußt, Charmant und kerngesund,</p>	<p>Die Andere schließt den Mund. Wie gerne möchte sie auch lachen! Doch scheut sie sich, das Mündchen aufzumachen, Mit Zähnen braun wie angeraucht,</p>	<p>O der versäumten Pflicht! — Die Eine hat „Odol“ gebraucht, Die Andere nicht.</p>
---	---	---

DIE WOCHE.

Nummer 37.

Berlin, den 13. September 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 37.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1707
Rudolf Virchow †	1707
Umschau	1710
Theater	1711
Die Toten der Woche	1712
Spiel und Sport	1712
Unsere Bilder	1713
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1715
Der Pelz beim Kärichner. Eine Geschichte in Briefen von Ludwig Sulda	1723
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1727
Die zerkretene Kofe. Gedicht von J. Trojan	1729
Auf der Alm. Von Ferdinand Kronegg. (Mit 8 Abbildungen)	1732
Zur Psychologie der Kindersprache. Von Prof. Dr. J. Dieffenbacher (Freiburg i. B.)	1736
Charlotte Wiehe. (Mit Abbildung)	1738
Zebrias und Zebroide. Von Dr. E. Bed, Direktor des Berliner Zoologischen Gartens. (Mit 10 Abbildungen)	1740
Im Bann des Fanatismus. Von Dr. A. Sokolowsky. (Mit 3 Abbildgn.)	1744
Was die Richter sagen	1746
Der Streit um das „Meerauge“. Von Fritz Halberg. (Mit 5 Abbildungen)	1747
Ein bemaltes Dorf. (Mit 5 Abbildungen)	1748
Bilder aus aller Welt. (Photographische Aufnahmen)	1750

Man abonniert auf die „Woche“:

In Berlin und Dororten bei der Hauptredaktion Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Total-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, in Deutschland bei allen Buchhandlungen oder Postämtern (Zeitungspresse Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: Bonn a. Rh., Kölnstr. 29; Bremen, Oberrstr. 29; Breslau, Schweidn. gerstr. Ede Karstr. 1; Cassel, Obere Königstr. 27; Chemnitz, Innere Johannisstr. 6; Dresden, Seestr. 1; Düsseldorf, Schadowstr. 59; Elberfeld, Herzogstraße 38; Essen a. Rh., Limbederplatz 8; Frankfurt a. M., Seil 65; Götting, Lufsenstr. 16; Halle a. S., Mittelstr. 9; Ede Schulstr.; Hamburg, Neuerwall 60; Hannover, Georgstraße 39; Karlsruhe, Kaiserstr. 34; Kattowitz, Poststr. 12; Kiel, Follenstraße 6; Köln a. Rh., Hohestraße 145; Königsberg i. Pr., Kneiphöfische Langgasse 65; Leipzig, Petersstraße 19; Magdeburg, Breitenweg 184; München, Kaufingerstraße 25 (Domfreiheit); Nürnberg, Lorenzstraße 30; Stettin, Breitenstraße 45; Stuttgart, Königstraße 11; Wiesbaden, Kirchgasse 26; Zürich, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

4. September.

Der Kaiser empfängt in Posen den Erzbischof von Stalowski und begiebt sich dann zur Enthüllung des Kaiser Friedrichdenkmals. In Beantwortung einer Huldigungsansprache des Provinziallandtagsmarschalls hält er eine Rede zur Polenfrage.

Auf einer Fahrt, die Präsident Roosevelt von Pittsfield nach Lenox unternahm, stieß sein Jagdwagen mit der Straßenbahn zusammen. Der Präsident kam mit leichten Verletzungen davon, während ein Geheimpolizist getötet wurde.

Der Rebellenführer Firmin hat in der Nähe von Cap Haïtien den deutschen Dampfer „Marcomannia“ angehalten und die Waffen, die dieser für die Regierung in Haïti an Bord führte, weggenommen.

Ueber Ugram wird der Belagerungszustand verhängt.

5. September.

Das Kaiserpaar kehrt von Posen nach Potsdam zurück.

Kaiser Franz Josef hat den Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand zum Admiral der österreichisch-ungarischen Flotte ernannt.

Rudolf Virchow scheidet aus dem Leben.

In Hamburg tritt der 13. Internationale Orientalistenkongress zusammen, in Wiesbaden die 29. Generalversammlung des deutschen und österreichischen Alpenvereins.

Lord Roberts und die übrigen englischen Manövergäste treffen in Berlin ein.

Das Kriegsgericht in Nantes spricht den Oberleutnant de Saint-Remy von der Anklage der Gehorsamsverweigerung frei und verurteilt ihn nur wegen Weigerung, einer Requisition der Zivilbehörde Folge zu leisten, zu einem Tag Gefängnis.

6. September.

Der Kaiser nimmt bei Markendorf in der Nähe von Frankfurt a. O. die Parade über das III. Armeekorps ab. Die Witwe Rudolf Virchows erhält neben vielen andern Beileidsbezeugungen auch ein Telegramm des Kaisers.

Der englisch-chinesische Handelsvertrag wird unterzeichnet. In Imola beginnt der italienische Sozialistenkongress.

7. September.

Das deutsche Kanonenboot „Panther“ hat an der Hafeneinfahrt von Sonaves das Schiff der haïtianischen Rebellen „Crête à Pierrot“, das den Hamburger Dampfer „Marcomannia“ angehalten hatte, überrascht und in den Grund gebohrt.

8. September.

Auf der Antilleninsel St. Vincent haben sich die Ausbrüche des Vulkans Soufrière erneuert.

In Innsbruck beginnt der siebente internationale Kunst- und Historikerkongress.

9. September.

Die Kaisermanöver des III. und V. Armeekorps nehmen ihren Anfang.

In Berlin wird der 26. deutsche Juristentag eröffnet.

Der Gouverneur von Martinique hat die Räumung des nördlichen Teils der Insel und die Ansiedlung der Bewohner im Süden angeordnet.

10. September.

Der Internationale Orientalistenkongress in Hamburg wird geschlossen.



Rudolf Virchow ❖

Nichts kennzeichnet die universale Bedeutung und im besten Sinn weltbürgerliche Persönlichkeit des Heimgegangenen besser, als die innige Teilnahme, mit der sein Verlust von der ganzen wissenschaftlichen Welt empfunden wird. Besonders interessant und eindringlich spricht diese Gesinnung aus den nachfolgenden Gedächtnisworten, die die Redaktion der „Woche“ von einigen bedeutenden Autoritäten der medizinischen Welt erbeten hat.

Sir Joseph Lister (London) schreibt uns: Wenn wir die hervorragenden Dienste ins Auge fassen, die Virchow der Pathologie geleistet hat, wenn wir seine großen Erfolge auf dem Gebiet der Hygiene, seine führende Stellung unter den Anthropologen und Archäologen, wenn wir endlich seine rastlose politische Tätigkeit betrachten, so ergreift uns ehrfürchtiges Staunen, und wir müssen ihn für einen der ersten Männer seines Zeitalters erklären. Gleichzeitig gedenken wir mit Bewunderung seines ausgezeichneten Charakters, seiner Aufrichtigkeit in allen Dingen und seines unerschrockenen Mutes, Eigenschaften, die mit fast kindlicher Schlichtheit und seltener Liebesswürdigkeit verbunden waren.

Professor Cornil, Präsident der Société Anatomique (Paris), schreibt: Virchows Tod wird von allen französischen Ärzten, die sich auf dem Laufenden der wissenschaftlichen Fortschritte halten, schmerzlich empfunden. Virchow hatte nicht nur durch seine Zellularpathologie eine neue Auffassung der Heilkunde geschaffen, die ihn seit fünfzig Jahren an die Spitze der gelehrten Führer zahlreicher Generationen stellte, sondern dank seinen leitenden Ideen rationeller und positiver Philosophie ist sein langes Leben das vollkommene Vorbild eines untadeligen Gelehrten, eines unermüdeten, durch erstaunliche Entdeckungen ausgezeichneten Arbeiters, eines liberalen, fortschrittlich gesinnten Volksvertreters im Landtag, Reichstag und Magistrat geworden. Er hat die Grundlagen zur Berliner Stadthygiene gelegt. Eine starke Persönlichkeit ist mit ihm vom Schauplatz abgetreten.

Professor Leo Popoff, Mitglied der Akademie, (St. Petersburg): Der Gedanke von der Unsterblichkeit der menschlichen Seele kam sich dem Verstand nie so klar vorstellen, als wenn so große Forscher des Geheimnisses über Leben und Tod sterben, wie es Rudolf Virchow war. Der Tod giebt ihm die Unsterblichkeit.

Geh. Medizinalrat Professor Dr. Franz König (Berlin): Wer am Begräbnistag Rudolf Virchows die ernste Feier im Rathaus unserer Stadt miterlebte, wer gesehen hat, wie diese Stadt alles aufgeboten hatte, um den großen Toten würdig zu feiern, ehe seine sterbliche Hülle dem Schoß der Mutter Erde übergeben wurde, dem drängte sich ohne weiteres der Gedanke auf, wie viel Virchow dieser Stadt gewesen ist, und wie die Väter der Stadt die Bedeutung seiner Person aller Welt in dieser vornehmen Feier dankbar zeigen wollten.

Aber unwillkürlich schweiften die Gedanken ab von der Bedeutung des „Bürgers“ Rudolf Virchow und dessen, was er für seine Stadt gethan. Wenn das nicht schon ganz von selbst geschehen wäre, so würde der Feiernde durch die vortreffliche, sachliche, das Wesen Virchows und seine Thaten schildernde Rede des Geistlichen zum Nachdenken in dieser Richtung getrieben worden sein. Und der Schluß dieses Nachdenkens würde sein, daß wir uns mancherlei von unserm Virchow wegdenken könnten, ohne daß dies seiner kulturgeschichtlichen Größe, die die Thaten, die er für die Menschheit verrichtet hat, dereinst den Nachkommen aufbewahrt, Abbruch thun würde.

So wenden sich denn auch unsere Gedanken, als Trauergedanken über den Verlust, auf anderes. Vor dem Sarg erblicken wir tief trauernde Frauen und Männer, die Angehörigen unseres Verstorbenen. Unsere Aufmerksamkeit richtet sich zunächst auf die Gattin. Wer es erfahren hat, wie sie in treuester Liebe und Sorgfalt für den Gatten, der gewohnt war, über der Arbeit und der Sorge für andere sich selbst zu vergessen, gewacht und gesorgt hat, der wird mit mir glauben, daß diese Frau zum Segen den Gatten überlebt hat, aber er wird auch den Schmerz ermessen, den sie fühlte, daß ihrem Leben das Licht und die Freude, sorgen zu dürfen, genommen ist.

Mit ihr trauern in gleichen Gefühlen die Kinder über den Verlust des sie über alles liebenden Vaters.

Aber dann sehen wir die große Gemeinde der Trauernden, die Berufsgenossen vom Ältesten bis zum Jüngsten. Sie sind es in der That, die den Meister verloren, verloren den, der sie lehrte, wie sie denken, wie sie arbeiten sollten, sie alle von der Fakultät und ihren Vertretern, bis zum jüngsten Arzt und dem Studenten in bunter Mütze. Sie werden ihn fortan nicht mehr sehen mit dem geistvollen Auge, sie werden nicht mehr seine schlichten und wahren Worte hören, nicht mehr wird er

ihnen zeigen, wie sie mit Messer und Pinzette, mit dem Mikroskop und Tierversuch die Wahrheit suchen sollen.

Aber so groß die Trauer ist, sie hat ein Trostmittel: das, was der Meister gefunden und zu einem stolzen Neubau unserer Wissenschaft geformt hat, das hat er bereits bei seinen Lebzeiten seinen Jüngern vererbt. Den stolzen Bau haben sie in sich aufgenommen, die Jungen wissen es gar nicht mehr, daß dem so ist, aber sie wohnen doch in ihm, und indem sie jenem, der ihn errichtete, folgen, bauen sie ihn aus, innen und außen.

Wenn auch so unserer aller, die wir den großen Meister in vielem vermessen, Trauer an seinem Ableben eine allgemeine und große ist, so wird sie doch gemildert in dankbarer Freude darüber, daß er uns bereits im Leben das Beste, was er schuf, vererbt hat.

Ein Verlust bleibt uns freilich im wissenschaftlichen und Kulturwettkampf der Völker. Wenn man bis jetzt in einem Namen das wesentliche zusammenfassen wollte, was das neunzehnte Jahrhundert in medizinischer Wissenschaft geleistet hat, so war dieser Name Rudolf Virchow. Neidlos erkannten die andern Nationen der gebildeten Welt diesen Namen an.

Deutschland hat keinen direkten Erben dieses Namens. Deshalb soll sein Tod die Besten der Nation anfeuern, daß auch in der Folge uns ein Nachfolger Rudolf Virchows erwächst.

Geheimer Medizinalrat Professor Dr. B. Fränkel (Berlin): Der Tod Virchows bedeutet für unser Vaterland einen schweren nationalen Verlust. Keiner der jetzt lebenden Gelehrten genießt wie er die Anerkennung und Bewunderung der Welt. Wer einen internationalen medizinischen Kongreß besucht hat, wird sich des jubelnden Beifalls erinnern, mit dem, sei es in London, Paris, Rom oder Moskau, jedesmal das Erscheinen Virchows begrüßt wurde. Wenn er unter uns weilte, gehörten immer die Deutschen zu den bevorzugtesten Nationen.

Und Virchow verdiente die allgemeine Verehrung. Wenigen nur ist es beschieden, so weit als es seinem Genius gelang, die Grenzpfähle des Wissens in das bis dahin Unbekannte hinauszutragen. Unter den Garben, mit denen jetzt die medizinische Wissenschaft als gesichertes Eigentum ihre Speicher füllt, sind eine erstaunliche Anzahl von Virchow gefät und geerntet worden. Die Entwicklung Virchows fällt in die Zeit, in der das Mikroskop in die Medizin eingeführt wurde; er fand demnach noch einiges unbeackertes Land vor. Aber trotzdem ist die Fülle der musterartigen Einzelbeobachtungen, mit denen sein eiserner Fleiß und seine unbezwingliche Energie die Wissenschaft bereicherte, geradezu überwältigend. Seine „Gesammelten Abhandlungen zur wissenschaftlichen Medizin“ (1856) und sein leider nicht ganz vollendetes „Geschwulst-Werk“ (1863—67), um nur diese Beispiele zu gebrauchen, sind geradezu unverstegbare Quellen des Wissens. Seine pathologisch-anatomische Sammlung, die er noch kurz vor Abschluß seines Lebens zu einem Museum vereinigte, steht geradezu einzig in der Welt da. Ebenso vielleicht seine Sammlung von Schädeln. Dabei beteiligte er sich hervorragend an der Gründung des ethnologischen, des märkischen und des Museums für Volkstrachten. Bei aller Vielseitigkeit aber geschah alles, und sei es auch nur die Untersuchung eines ihm vorgelegten Präparates, mit der größten Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit.

Virchow verfügte über eine bewundernswerte Allgemeinbildung. Als Jüngling schrieb er in seinen Freistunden eine Geschichte von Vorpommern und Rügen, und häufig, besonders in den anthropologischen Sitzungen, überraschte er durch sein eminentes geographisches und historisches Wissen. Dabei war er Sprachgelehrter. Er wußte den Wert eines präzisen eindeutigen Namens sehr wohl zu schätzen, und es verdroß ihn, wenn in der medizinischen Nomenklatur Fehler gegen die griechische oder lateinische Grammatik gemacht wurden. Je

höher aber die philosophische Ausbildung Virchow's steht, um so mehr muß die Fülle der Einzelbeobachtungen anerkannt werden, die er zuerst machte und die er in mustergiltiger Weise in den Annalen der Wissenschaft niederlegte. Keine allgemeine Klinik und ebenso keine der vielen Spezialitäten der Medizin kann an seinem Namen vorübergehen. In sehr vielen Abschnitten hat er geradezu grundlegend gewirkt.

Virchow war eine mitteilbare Natur. Was die stille Arbeit des Gelehrten als sichere Erkenntnis gewonnen hatte, das stellte er gern auf den Markt des Lebens; meistens in bewunderswert klaren Aufsätzen in der medizinischen Fachpresse, häufig vor seinen Kollegen in Versammlungen und Vereinen, zuweilen, z. B. in der Trichinenfrage, in Broschüren für das große Publikum. Das „Archiv für pathologische Anatomie“, das er gründete, hat jetzt die unerhörte Anzahl von 170 Bänden erlebt, die unter seiner Redaktion erschienen sind. Häufig stellte er sich praktische Aufgaben. Als er im Jahr 1879 seine Abhandlungen aus der öffentlichen Medizin sammelte, wurden zwei starke Bände daraus. Auch hat Virchow in des Wortes eigentlicher Bedeutung Schule gemacht. Die Mehrzahl der jetzt lehrenden Meister nicht nur seines Spezialfaches, sondern in der gesamten Medizin sind seine, oder seiner Schüler Schüler.

Virchow's eigentliches Arbeitsgebiet, die pathologische Anatomie, beschäftigt sich mit Leichnamen. Aber der Zustand der toten Teile wird dazu verwandt, um die Störungen zu erkennen, denen die lebenden Organe unterworfen waren. Aus den Veränderungen der toten Substanz entwickelte Virchow in seinen Schriften und seinen Vorlesungen den lebendigen Krankheitsprozeß. Was seine feinfühlige Hand abtastete, was sein scharfes Auge erblickte und was sein beredter Mund in mustergiltiger Anschaulichkeit schilderte, das faßte sein philosophischer Geist vergleichend und sichtlich zusammen. Nachdem er gefunden hatte, daß die Zellen sich nicht aus dem Leeren und flüssigen bilden, sondern in direkter Erbfolge eine von der andern abstammen, bewies er, daß sein berühmter Satz „omnis cellula e cellula“ auch für die Pathologie galt, und so entstand sein berühmtes neues System der Zellulärpathologie, das sich mit ungeahnter Schnelligkeit die Welt eroberte. Mag nun auch manche von Virchow's Beobachtungen durch fortschreitende Erkenntnis sich als nicht einwandfrei herausstellen, mögen Quadern des stolzen Baus seiner Zellulärpathologie morsch werden, das höchste Verdienst Virchow's aber wird sicher für alle Zeiten stehen bleiben, nämlich seine Methode der Forschung. Er war es, der die allerdings bereits im Weichen begriffene naturphilosophische Anschauung aus der Medizin gänzlich vertrieb und an ihre Stelle die empirische Methode setzte. Seit Virchow bilden für die Medizin, wie für die Naturwissenschaften überhaupt, die mit aller Sorgfalt ausgeführten Beobachtungen und das Experiment die einzige Grundlage der Erkenntnis. Auf dieser Grundlage kann man Gesetze und Systeme erbauen. Aber alle diese Dinge sind der Beobachtung und dem Experiment unterworfen und müssen aufgegeben werden, sobald sie mit der voraussetzungslosen Beobachtung nicht übereinstimmen. Mit dieser Methode gelang es Virchow, die medizinische Forschung und das medizinische Wissen so zu gestalten, daß die Medizin jetzt allgemein als ein Zweig der Naturwissenschaften anerkannt wird. Freuen wir uns, daß es uns vergönnt war, diesen Unsterblichen als einen der Unsern unter uns wirken zu sehen!

Ehre seinem Andenken!

Persönliche Erinnerungen an Rudolf Virchow.

„Das ist ja auch echt republikanisches Blut!“ so redete mich R. Virchow vor mehr als 50 Jahren eines Sonntagabends an, als er zum erstenmal bei seinem späteren Schwiegervater,

dem berühmten Frauenarzt Karl Mayer, zum Besuch war. Ich, ein dreizehnjähriger Obertertianer, war ihm natürlich nicht vorgestellt, aber er hatte gehört, daß ich Arnold Ruge's Sohn war, und fragte nun sehr teilnehmend nach meiner in die Fremde vertriebene Familie und meinen noch sehr unbestimmten Zukunftsplänen. Er war damals noch ganz bartlos, und das gute, liebe, kluge Gesicht leuchtete derart in meine jungen Augen hinein, daß ich später ernstlich bedauerte, einen Teil deselben durch einen schönen Vollbart verdeckt zu finden.

Als ich dann 1855 als junger Student in Würzburg eingezogen war, fand ich die freundlichste Aufnahme in seinem Hause und habe dort in den folgenden zwei Jahren manchen glücklichen Abend, auch zwei sehr fröhliche Weihnachtsabende im Kreise seiner damals noch jungen Familie verlebt. Sein Familienleben war überaus glücklich; die ausgezeichnet lebenswürdige und reizende Frau sah mit zärtlicher Bewunderung zu ihm auf und hatte damals noch nicht die quälende Sorge, die ihr später nicht erspart worden ist, daß er sich gar zu viel an Arbeit zumuten würde. Stets hatte er Zeit für die Kinder, mit denen er sich viel und gern beschäftigte.

Im Verkehr war er stets anregend, gut aufgelegt und zu Scherzen und Neckereien geneigt. Als ich beim Aus schmücken des Weihnachtsbaumes in die Höhe sah und dabei über eine im Wege stehende Kiste stolperte, rief er sofort: „Recht sol per aspera ad astra!“ In seinem letzten Semester in Würzburg forderte er mich auf, mit ihm Englisch zu lesen, dessen ich mächtig war, weil ich nach dem Abgangsexamen ein Jahr in England bei meinen Eltern gewesen war. Ich durfte nachmittags zum Kaffee kommen — „wenn der Mensch naturgemäß der horizontalen Lage zustrebt“, wie er sagte — und wir lasen zusammen einen Bericht über den Prozeß Palmer, eine Vergiftungsgeschichte mit Gattenmord aus den sogenannten höheren Klassen Englands, und einige Abhandlungen englischer Pathologen. Mit der größten Leichtigkeit fand er sich in das fremde Idiom und hat sich später oft und gern dessen bedient. So bin ich kurze Zeit selbst Lehrer meines unvergeßlichen Lehrers gewesen. Ganz anders gestaltete sich Virchow's Leben in Berlin. Da er stets zu jeder nützlichen und schwierigen Arbeit bereit war, und diese Willigkeit bald erkannt und wegen der stets unerwartet wichtigen und wichtigen Ergebnisse immer wieder in Anspruch genommen wurde — war seine Zeit bald übermäßig besetzt. Dennoch war er auch jetzt noch ganz für die Seinen vorhanden. Ueberall griff er selbst ein, bei Tisch schnitt er vor und verteilte die Portionen an die Kinder und die Leute; er achtete auf die Kleidung der Kinder, im Winter, ob sie Halstücher und Handschuhe nicht vergäßen, er behandelte die Diensthofen in Krankheitsfällen selbst und soll sogar eigenhändig heiße Umschläge, die ihm nötig schienen, bei einem derselben gemacht und erneuert haben.

Stets war er auch für entferntere Verwandte oder Freunde mit Rat und That bei der Hand und opferte seine doch so unendlich kostbare Zeit oft in verschwenderischer Weise. Er wurde aber auch von unzähligen vielen als Mensch ebenso schwärmerisch verehrt, wie er in der großen Welt als Mann der Wissenschaft und der That angestaut wurde.

Zu seinem siebenzigsten Geburtstag durfte ich ihm als Vorsitzender des Zentralausschusses der ärztlichen Vereine die Glückwünsche und den Dank der Berliner Aerzte aussprechen, die alle in ihm ihren teuren Lehrer verehrten. „Auch die zweifellos Unsterblichen läßt die Zeit nicht unberührt,“ sagte ich ihm damals Aug im Auge. Jetzt hat er ihr seinen letzten Tribut gebracht, aber seiner Unsterblichkeit wird sie nichts anhaben, sein Name lebt ewig. R. Ruge.

Die zum Schluß folgende geistreiche Skizzierung Virchow's als Mensch verdanken wir einem vertrauten, seinem Familienkreis nahestehenden Freund des Entschlafenen. D. R.

Wie war er wohl als Mensch? — Das Interesse an diese Frage ist berechtigt, da ja eine Biographie eines großen Mannes viel Belehrendes bringt. — Von einer ausführlichen Schilderung soll heute abgesehen werden: nur einige Bemerkungen. — Hochinteressant ist bei Virchow die Beständigkeit, der fehlende Wechsel seiner Anschauungen, Empfindungen und

dementsprechend seines Verhaltens neben dem Wandel, dem er seine Gedanken, seinen ganzen Charakter gab. Beides, die Beständigkeit, wie der Wandel, auf einer Grundeigenschaft: gerecht zu sein, zu werden — beruhend.

Seiner Beständigkeit entspringt das tiefe Festhalten der einmal geschlossenen Freundschaften: wir sehen ihn tren mit seinen alten Freunden zusammenhalten: Körte, Langerhans — nicht er allein, die Frau, die Descendenz war und wurde eingeschlossen — Siegmund, Jagor, Schrimm, jüngere reichten sich an, Euecker; viele seiner ehemaligen Assistenten. Wer ihm verbunden war, blieb es; eine gleichbleibende, liebenswürdige Art, in seiner Häuslichkeit zu empfangen; zu begrüßen, fesselte den Neuherantretenden; immer lernte man zu, ohne belehrt zu werden, sei es, daß er erzählte, sei es, daß er fragte.

Eng verbunden mit dem Festhalten an alter Freundschaft ist der ihm stets bewahrte Familiensinn: es war kein pedantisches Festhalten an einem von ihm als richtig erkannten Voratz, diese Eigenschaft war ihm natürlich und deshalb so unmittelbar angenehm berührend. — Einer Einladung in die Familie oder zu einem Geburtstag der ihm Nächstehenden wurde immer stattgegeben. Es war ein rührendes Verhältnis zwischen ihm und seinem Schwiegervater, dem berühmten Karl Mayer, mit dem ihn auch wissenschaftliche Arbeit verband, und seiner Schwiegermutter. Der von harter, rauher Außenwelt heimkehrende, oft bittere Mann war zu Hause der zarte Gatte, der gute Vater; nach wenigen Minuten war der Grundton wiedergefunden, der ihn sein ganzes Leben mit der Gattin verband. — Wie sie es machte, wie er sich gab im eigenen Heim, ist nicht zu schildern: es war etwas so Persönliches, beiden Gatten Eigenes, was man nie vergißt, wenn man es kennen gelernt hat. — Wer kann die Empfindungen schildern, die nur der Confall des Wortes, der Blick der Augen, das Kommen, das Gehen, das ganze Verhalten hervorruft; stets erschien alles neu und doch immer war es wie früher. Sonntagsnachmittag wurde oft mit der Familie Ausfahrt gemacht. Auch Muffel, der langjährige treue vierbeinige Gefelle, merkte nichts von dem, was den Herren gelegentlich draußen berührt hatte: draußen blieb draußen. — Wie oft machte er der Gattin Sorge: wenn Aergernisse drohten, wenn Briefe etwas ankündigten — er verstand sie zu beruhigen; — oft kamen recht eigentümlich duftende Kisten an, die bei Abwesenheit des Mannes schnell nach der Charité befördert wurden; gelegentlich kam Irrtum vor: so wurde ein silbernes Pokalengeschenk der Greifswalder Fakultät vom „Institut“ als nicht verwendbares Präparat zurückgeschickt. — Der Platz, an dem Virchow arbeitete, wurde immer kleiner: die Bücher mehrten sich — zuletzt konnte er an seinem Tisch nicht mehr arbeiten, und doch mußte er überall Bescheid; nicht nur einmal wurde er bei der Lampe arbeitend noch von der Gattin angetroffen, während andere schon ans Kaffeetrinken dachten; — er schlief dann 1—2 Stunden, kam daher wohl auch oft zu spät zur Vorlesung. — Ja, die Vorlesung, und noch dazu früher in der Konfliktzeit: eben aus dem politischen Kampf am Dönhofsplatz — dann hinein ins Kolleg, jedes Wort durchdacht, intensiv anregend — nach Schluß zurück ins politische Getümmel, die Droschke stand schon bereit; — genau wurde im Kolleg da wieder eingesetzt, wo der Vortrag aufgehört hatte; oft ein schneller Blick in das Kollegienheft des Nächststehenden und mitten in die Wissenschaft. — Wer mit Virchow etwas zu besprechen hatte, mußte dann mit nach dem Dönhofsplatz fahren; in der Droschke hatte er Zeit. Diese Hast und doch stets — die sich sofort wiederfindende Ruhe. Die Möglichkeit, neue, hervortretende Dinge objektiv zu beurteilen.

Virchow war stets streng gegen sich: kein Wandel in steter Arbeit, ein stetes Schaffen, Neugeschaffen, im Vorschlag, in der Ausführung; — streng gegen andere, auch jüngere, aber die Strenge gegen sich blieb — gegen andere ließ nach. Wer hätte als junger Mensch sich früher gern an Virchow herangemacht? Oft konnte ihn schon ein nachlässiges Sitzen eines Jüngeren zu bitteren Bemerkungen veranlassen.

Daß einer in seiner Jugend an „nichts“ denken konnte, war ihm unverständlich: er sah alles, beobachtete alles — wo

er war, fand er etwas; wo keiner es ahnte, entdeckte er etwas. — Höchst interessant ist es, wie das ursprünglich Herbe einem natürlichen Wohlwollen Platz machte. Ja, er ließ sich gelegentlich „quälen“. Mit welcher Ruhe ließ er sich über ein wissenschaftliches Objekt ausfragen! Direkt freundschaftlich, so weit es bei einem jungen Mann einem älteren gegenüber möglich war, stand er zu seinen Assistenten. Mit welcher Freude folgte er ihrer Arbeit; oft in Hemdsärmeln, wie es der Verkehr im Institut mit sich brachte, wurden die wissenschaftlichen Fragen erörtert.

Virchow war gerecht, sein Bestreben gerecht zu werden, lag tief gewurzelt in seinem Charakter, und er prüfte — er sah. Virchow war treu in seiner Freundschaft, unwandelbar in seinem Verhalten zu den Seinigen, streng und unwandelbar gegen sich und seine Arbeitskraft; und wunderbar, welche Aenderung in ihm später vorging: er wurde milder. Früher wenig empfänglich für Schurren, hatte er später auch seine Freude dran; seine scharfe Denkungsweise ließ ihn fast den Humor als etwas Triviales, Unverständliches gelten, er sagte leicht so auf, wie es gesagt wurde, nicht wie es gemeint war. Mit welchem Humor erzählte Virchow später, wie ihm das Heiraten polizeilich so schwer gemacht wurde, wie er eigentlich noch vor seiner Hochzeit, die schon festgesetzt war, auf polizeilichen Befehl Berlin verlassen sollte, als gefährlicher Mensch. Mit dem Humor, der ihm früher fast fremd erschien, trat auch später mehr die Freude an angenehmen Zusammensein mit andern auf. Die Anthropologische Gesellschaft war wohl wesentlich die Veranlassung, daß er in Nachsitzen vielen eine Freude durch seine Anwesenheit machte; stets mäßig, lernte er doch die Unnehmlichkeit des Zusammenseins mit andern kennen: er nutzte dadurch der Sache enorm.

Wie wunderbar war die Schnelligkeit, mit der er arbeitete, mit der er sich sein Thema, das zu behandeln war, zurecht legte — wie hatte er stets alles bei der Hand! Kaum eine Stunde vor der Sitzung der Münchner Naturforscherversammlung wußte er noch nicht, was sein Thema sein würde, erst auf der Fahrt nach Breslau überlegte er seinen Vortrag, der sofort gehalten werden mußte: und doch war nachher jedes Wort, jeder Satz gehalten. Beim Lesen Virchowscher Abhandlungen kann man keine Seite überpringen, wie es ohne Schädigung bei andern leider so oft möglich ist.

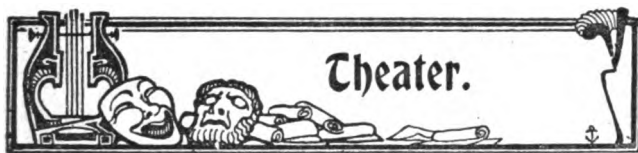
Eins war ihm ganz fern — das lag eben in seinem Wesen, gerecht zu werden und zu prüfen — sogenannter „Klatzch“ — und es nahte ihm auch wohl kaum einer mit solchen Dingen, was entschieden eine vornehme Auffassung voraussetzte. Treu, unwandelbar, wandelbar nur im Guten und reine Güte — ein Vorbild für die Jugend, bewunderungswürdig für die Alten: so war er als Mensch.

Umichau.

Die Posener Kaisertage sind ohne den geringsten Miston vorübergegangen. Die Rede, in der sich der Kaiser über die Polenfrage äußerte, war durchaus vom Geist der Versöhnung getragen; die scharfen Vorwürfe, die der Monarch in Marienburg gegen die Polen erhoben hatte, waren zu der Klage herabgestimmt, daß sich ein Teil der „Untertanen nichtdeutschen Namens“ nur schwer in unsere Verhältnisse zu finden scheine. Allein der Kaiser sieht nicht pessimistisch in die Zukunft, er hat die Hoffnung nicht verloren, daß aus den Polen noch „brave Preußen“ werden möchten, wenn sie erst seine wahren Absichten erkannt haben. Das freilich müssen sie einsehen, daß die Provinz Posen unlöslich mit der preußischen Monarchie verknüpft ist, aber sie brauchen deshalb nicht zu fürchten, daß ihre Konfession angetastet, daß ihre Stammeseigentümlichkeiten und Ueberlieferungen ausgelöscht werden sollen. Diese Versicherung gab Kaiser Wilhelm den Polen, während er Forderungen nur an die Deutschen stellte. Sie sollen den alten Parteihader fahren lassen, und die Beamten insbesondere sollen unbedingt und ohne Zaudern die Politik durchführen, die er als richtig für das Wohl der Provinz erkannt hat.

Was schon lange befürchtet werden mußte, ist eingetreten. Die Wirren auf Haiti haben ein Eingreifen Deutschlands notwendig gemacht. Allein die Sache wurde schnell und leicht erledigt. Das haitianische Kanonenboot „Crête à Pierrot“, das sich in der Gewalt des Rebellenführers firmin befand, hat den deutschen Dampfer „Marcomannia“ angehalten und sich der Waffen bemächtigt, die das Schiff für die Regierung Haiti an Bord hatte. Das war nichts anderes als Seeraub, der Sühne heißte. Mit der Aufgabe, das Verbrechen zu strafen, wurde das Kanonenboot „Panther“, Kapitän Eckermann, betraut; sein Erscheinen genügte, um die Leute firmins zur Buße zu zwingen. Die „Crête à Pierrot“ wurde von der Besatzung verlassen, dem deutschen Kanonenboot überantwortet und von diesem in den Grund gehohrt. Den „Panther“, der hier den Haitianern Respekt vor Deutschland beigebracht hat, kennen unsere Leser bereits. Wir haben eine Abbildung des Kanonenboots gebracht, als der Kaiser es zur Ausstellung nach Düsseldorf entsandt hatte.

Das französische Kriegsgericht in Nantes hat eine nach deutschen Begriffen unmögliche Entscheidung gefällt. Es hat den Oberstleutnant de Saint-Rémy, der sich seiner Zeit geweigert hatte, auf Anordnung des kommandierenden Generals die Zivilbehörde bei der Schließung einer Ordenschule zu unterstützen, von der Anklage der Gehorsamsverweigerung freigesprochen. Das Kriegsgericht war der Meinung, daß der General dem Oberstleutnant nicht einen Befehl erteilt, sondern ihm nur den Wunsch der Zivilbehörde übermittelt hätte. Es verurteilte daher den Offizier, der die Gehorsamsverweigerung gar nicht leugnete und mit Gewissensbedenken motivierte, nur zu einem Tag Gefängnis, weil er sich geweigert habe, der Requisition einer Zivilbehörde Folge zu leisten. Die nationalisistische Opposition in Frankreich betrachtet den Spruch wohl nicht ganz mit Unrecht als eine Niederlage der Regierung.



Neue „Schauburgen“, wie man in den Niederlanden die Theater nennt, sind in zwei Großstädten am Rhein und am Main entstanden; das Haus in Köln wurde eingeweiht, die Eröffnung des großen Schauspielhauses in den Frankfurter Anlagen steht bevor; Berlin selbst hat in seinem zweiten Schillertheater eigentlich auch eine neue Schaubühne erhalten; und wichtigere Erstaufführungen sind ebenfalls vorüber. So ist's denn nunmehr im neuen Theaterjahr rundum lebhaft geworden.

An die Gründung des neuen Schillertheaters, das ohne weitere Feierlichkeit mit Schillers „Braut von Messina“ dem Publikum übergeben wurde, könnten sich wesentliche Erörterungen knüpfen. Die erste Tochteranstalt des Schillertheaters im Osten hat das Friedrich Wilhelmstädtsche Theater verdrängt. Dies war vor Jahren eine stolze Operettenbühne im Norden von Berlin; mit der Operette ging es nieder, mit dem Theater auch; und einmal war es völlig zu einem „Volkstheater“ für grobe, gruselige Schauspiele herabgesunken. Das Schillertheater N. ruht jedenfalls auf reinlicherer Grundlage, wenn man darum auch die Kunsthöhe der Schillertheater im allgemeinen nicht zu überschätzen braucht. Gedeiht das Schillertheater N., so werden in andern Berliner Stadtteilen sicherlich ähnliche Tochteranstalten entstehen. Denn man darf nicht glauben, daß kein neues Theaterpublikum mehr in Groß-Berlin gewonnen werden könne. Wollen doch selbst Brahms und eine Gesellschaft die Reihe der kostspieligen Lusttheater um ein neues Haus im Westen vermehren! Einen Fortschritt dürften die Schillertheater immerhin bedeuten, wenn man sie nur nicht überschätzt und wenn man nicht selbst genügsam betont: hier haben wir eine theatrale Volkskunst. Zur Volkskunst im umfassenden Sinn können die Schillertheater mit ihren engen Mitteln, finanziellen

wie schauspielerischen, natürlich nicht führen. Sie müssen sich ihrem Publikum von wesentlich kleinbürgerlichem Charakter fügen; und das verlangt, im arbeitsreichen Berlin von schwerem Werktag bedrückt, vornehmlich leichteres geistiges Behagen. Hin und wieder kann zu festtäglicher Erhebung ein klassisches Lieblings-schauspiel oder ein erprobtes modernes Drama gebracht werden. Darüber hinaus wird man zu wertvollen neuen Anregungen kaum gelangen, aber man muß auch mit dem wenigen schon zufrieden sein.

Im Lessingtheater hat man es mit Maxim Gorkis „Kleinbürgern“, einem Schauspiel, das vor einigen Tagen in Breslau seine erste deutsche Aufführung erlebte, versucht. Der Dichter der „Enterbten und Verlorenen“ will nun seine Kreise weiter ziehen. Er will uns ganze russische Gesellschaftsgruppen vorführen. In seinem ersten Drama, das freilich nichts weniger als ein regelrechtes Theaterstück ist, stellt er Typen aus der kleinbürgerlichen Kaste in Rußland zusammen. Wie schwüle Melancholie lagert es über den Schauspielscenen, die von der geistigen Verkümmern der Eltern und vom Drang und der Not ihrer Kinder erzählen. Man reibt im Druck, in der Enge der Verhältnisse sich gegenseitig auf. Ein trübes soziales Bild, und wirksam heben sich ein paar helle, lebenssicke Gestalten, die Verkündiger einer besseren Welt, davon ab. Leider ist die Darstellung am Lessingtheater nicht auf den individuellen Reichtum von Gorkis Personen eingegangen, und damit war eine gewisse Eintönigkeit verbunden. Trotzdem fehlte es hier wie in Breslau nicht an Anerkennung. Ein Theatererfolg im üblichen Sinn wurde es nicht, wenngleich sich das Stück wohl längere Zeit auf dem Spielplan halten wird. *Esti.*

Die prunkenden Theaterpaläste sind in ihrer Weise ebenfalls ein Kennzeichen der Neuentwicklung unserer Großstädte. Daß gerade Köln und Frankfurt, alte westdeutsche Kulturstädte, mit kostspieligen Luxusbauten besonders hervortreten, will nicht zufällig erscheinen. Beide Städte sind über ihre alten Chore mächtig emporgewachsen; in beiden hat sich neuer Besitz seine neuen „Stadtbilder“ geschaffen. Der Kölner Palast hat fünf Millionen gekostet. Aus Anlaß der Festweih am 7. d. M. hat der Erbauer des Theaters, Architekt Moritz, sich zu modernem Geist bekannt. Er stellte sich eine große Aufgabe. Er wollte sich vom „archäologischen Betrieb“ fernhalten, das heißt, nicht als Nachäffer bestimmter geschichtlicher Stilgattungen erscheinen, sondern einen persönlichen, wahren Ausdruck gewinnen. Für dies schwierige Problem hat man, wie der Erbauer selbst mit Recht betont, noch keinen festen Standpunkt, von dem aus man sicher urteilen könnte. In Köln selbst war man zunächst von dem imponierenden Gesamteindruck überrascht. Das ist die Grundstimmung der Bürgerschaft. Der innere Bühnenraum wirkte trotz seiner mächtigen Ausdehnung nicht fremd und kühl. Man glaubte, in einen intimen Gesellschaftssaal zu treten. Der eigentliche Festakt begann mit Beethovens Weiheouvertüre und einem Wehespruch der Colonia von Josef Kauff und endete mit dem dritten Akt aus den Meisterfingern; es gab effektreiche Massengruppierung, und auch die Akustik im Raum befriedigte.

Auch München hatte sein Theaterereignis. Freilich wiegt es nicht zu schwer. Zum erstenmal auf deutscher Bühne wurde im dortigen Residenztheater der altspanische Schwank „Don Gil“ des Tirso de Molina in der Neubearbeitung von Friedrich Adler aufgeführt. Das zierliche, galant-bewegte Witzspiel des Komödiendichters, der auch als Erster die Don Juansage dramatisch behandelte, wurde mit freudigem Beifall aufgenommen, und namentlich gefiel Fräulein Swoboda, die Darstellerin des falschen „Don Gil in grünem Sammet“, durch Lebhaftigkeit im Vortrag. Diese „Dama Kobold“, die Donna Juana, hat die Lust am Sturm, am tollsten Sturm, wie sie selbst in der Eingangscene sagt, und macht als verkleideter Jüngling halb Madrid toll, bis sie ihren Don Martin, der ihr entrissen werden sollte, glücklich erobert. Es ist ein Intriguen- und Verkleidungs-spiel recht harmloser, aber bühnenwirksamer Art.



Die Toten der Woche.

Sir Frederick August Abel, Erfinder von rauchlosen Explosivstoffen, † in London.

Ferreira Almeida, portugiesischer Politiker und Minister, † am 5. September zu Livorno.

Niederländischer Kolonialminister van Uff van Wyck, † am 9. September.

James Bailey, der Nestor unter den englischen Dichtern, † im 86. Lebensjahr.

von Behr-Regendank, früherer Oberpräsident von Pommern, † am 8. September zu Semlow.

Baron Simon Moritz v. Bethmann, Mitinhaber des Bankhauses Gebrüder Bethmann, † am 5. September zu Königstein (Cannus).

Früherer Schauspieler Friedrich Gottschau-Wien, † im Alter von 85 Jahren.

Graf Lothar von Hegnenberg-Dug, bayrischer Kammerherr, † am 6. September im 56. Lebensjahr zu Hofheggenberg.

Botaniker Theodor v. Heldreich, † in Athen.

Stadtbaurat James Hobrecht, Leiter des Berliner Tiefbauwesens bis 1897, † am 9. September zu Berlin (Porträt untenstehend).

Geheimer Regierungsrat Hoffmann, früherer Oberbürgermeister von Königsberg, † am 5. September.

Domherr Laurent, † am 8. September zu Metz.

Dr. S. Lewinstein, Herausgeber der Deutschen Tabakzeitung, † im Alter von 73 Jahren.

Französischer Brigadegeneral de la Noë, Direktor des Heeresmuseums, † am 1. September zu Paris.

Geheimrat Graf Anton Pergen, einer der Führer der niederösterreichischen Klerikalen, † am 9. September auf Schloß Aspang.

Früherer kaiserlicher Honorarkonsul für die Ostschweiz Rudolf Schöller, † am 3. September zu Zürich.

Historienmaler Professor Eduard Schwoifer, † am 5. September zu München im 77. Lebensjahr.

Dr. Stahl Schmidt, Professor an der Technischen Hochschule zu Aachen, †.

Ungarischer Architekt Professor Emerich Steindl, † am 31. August (Porträt f. S. 1720).

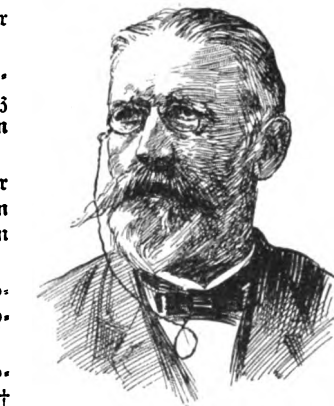
Frau Mathilde Wesendonck, Freundin Richard Wagners und Besitzerin einer der kostbarsten privaten Kunstsammlungen Berlins, † in der Villa Traumblick am Gmundener See im Alter von 74 Jahren.

Russischer Staatsrat K. v. Wild, früherer Direktor des physikalischen Zentralobservatoriums zu Petersburg, † am 5. September zu Zürich.

Franz Willner, Direktor des Kölner Konservatoriums, † am 8. September zu Braunsfels a. d. Lahn (Portr. f. S. 1720).

A. Versin, Generaldirektor der schweizerischen Volksbank, † am 8. September zu Bern im Alter von 62 Jahren.

A. A. Zagareli, grusinischer Schriftsteller, † zu Tiflis.



Stadtbaurat James Hobrecht †



Spiel und Sport

Unmittelbar an die „Große Woche“ von Baden-Baden schließen sich die Rennen zu Köln am Rhein an. Obwohl es dabei einige ganz erkleckliche Preise zu holen giebt, hatten sie diesmal gar keine Anziehungskraft auf das Ausland ausgeübt. Die deutschen Pferde blieben ganz unter sich, und indem sie ihre Kräfte miteinander maßen, erhielt man neue Anhaltspunkte zur Beurteilung ihres Wertes. Da muß denn zunächst gesagt werden, daß Freiherr von Oppenheims Signor entweder von vornherein doch nicht so gut gewesen ist, wie sein Vater Saphir, oder daß er in seiner Leistungsfähigkeit beträchtlich zurückgegangen ist. Denn er wurde in dem mit 30 000 Mark dotierten Rheinischen Zuchtrennen von Graf Bninskis fama leicht mit einer Länge geschlagen, die noch im Baden-Badener Zukunftsrennen hinter ihm eingekommen war. Freiherr von Oppenheim konnte sich allerdings damit trösten, daß am ersten Tag sein Flirt gegen die Bninskische Stute Eccola sich den Preis vom Rhein (20 000 Mark) geholt hatte. Daß dieser der Bessere ist, hat er damit aber nicht erwiesen, da Eccola im Preis von Worringen das Verhältnis wieder umzukehren vermochte. Das dritte große Rennen schließlich, den mit 25 000 Mark dotierten Preis von Donaueschingen, holte sich Herr Weinbergs Prinz Hamlet. Nur vier Pferde erschienen bei diesem Rennen am Start: außer dem Sieger noch Slanders, Brachvogel und St. Goar. — War auch das Wetter nicht allen Reintagen des Meetings gleich hold, so hatte sich doch eine stattliche, erlesene Gesellschaft auf dem Rennplatz bei Merheim zusammengefunden und die Damenwelt fand reichlich Gelegenheit, das Bild durch schöne Toiletten zu beleben. Neben den Kölner offiziellen Persönlichkeiten bemerkte man auch den Oberlandesfallmeister Grafen Georg Lehndorff.

Ein mehr internationales Gepräge trugen die Rennen in Luzern, die sich allerdings zum größten Teil zwischen den Flaggen abspielten. Hier trafen schweizerische, italienische, deutsche und französische Zucht aufeinander. In den Kämpfen des ersten Tages waren die deutschen Pferde besonders glücklich, da sie von fünf Rennen nicht weniger als vier gewannen. Luzern ist als Turfstadt schnell zu einer gewissen Bedeutung gekommen. Die Erfolge der vergangenen Jahre ermöglichten es, für das diesjährige Meeting bereits ein Rennen im Wert von 10 000 Frank auszusprechen.

Neben dem Turf haben einige wassersportliche Ereignisse die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich gelenkt. Mit großem Interesse sah man namentlich dem zweiten Versuch Montagne Holbeins (Abb. S. 1722) entgegen, den Kanal zu durchschwimmen. Er hat sein Ziel zwar wieder nicht erreicht, aber er hat wieder eine erstaunliche Leistung vollbracht. Er blieb 22 1/2 Stunden im Wasser, ehe er sich entschloß, das aussichtslose Unternehmen aufzugeben. Holbein, der sich übrigens früher als Dauerfahrer auf der Radrennbahn durch tüchtige Leistungen hervorgethan hat, war der englischen Küste schon bis auf wenige Kilometer nahegekommen, als seine Kräfte nicht mehr ausreichten, die widrigen Strömungen des Meeres zu überwinden. Er hat sich jedenfalls als ausgezeichnete, ausdauernde Schwimmer bewährt, der dem Kapitän Webb durchaus nicht nachsteht, obwohl diesem unter günstigeren Bedingungen die Durchquerung des Kanals seiner Zeit gelungen ist. Die Gelehrten des Sports sind nach den bei den Holbeinschen Versuchen gemachten Erfahrungen der Meinung, daß es mit Rücksicht auf die Strömungen im Meer sich mehr empfehle, nicht von der französischen Küste, sondern von Dover aus zu schwimmen.

Der Schauplatz eines deutsch-französischen Rudermatches ist inzwischen die Stadt Frankfurt a. M. gewesen (Abb. S. 1721). Eine Achtermannschaft des Pariser Rowingklubs war über die Grenze gekommen, um der frankfurter Germania Revanche für ihre vorjährige Niederlage zu geben. Allein die französi-

schen Gäste waren wieder den heimischen Ruderern überlegen, sie siegten auf der 2500 Meter langen Bahn leicht mit drei Längen. Der Mißerfolg der Frankfurter that jedoch der guten Stimmung keinen Eintrag. Bei dem Festbankett im Palmengarten wurden vielmehr zwischen Deutschen und Franzosen sehr freundliche Reden ausgetauscht.

Das nächste große Ereignis, das nun die Sportfreunde beschäftigt, ist die „Berliner Woche“, die vermutlich durch die

Beteiligung des Kaisers ausgezeichnet sein wird. Die Nennungen haben ein unerwartet günstiges Ergebnis gehabt, sie übersteigen mit der Zahl 287 die vorjährigen um nicht weniger als 103. Das ist eine sehr bedeutende Zunahme, selbst wenn man in Betracht zieht, daß in diesem Jahr sieben Regatten gegen fünf im Vorjahr stattfinden. Unter andern wird die vom Kaiser nach der Kieler Woche erworbene Jacht „Aucle Sam“, die jetzt den Namen „Niagara“ trägt, starten.

Unsere Bilder.

Die Kaisertage in Posen und Frankfurt a. O. (Abb. S. 1717). Die Anwesenheit des Kaiserpaars in Posen hat der Stadt erhebende Momente gebracht. Von dem Augenblick an, da die Majestäten ihren Einzug hielten, Oberbürgermeister Witting sie begrüßte und sein Töchterchen, aus dem Kreis der Ehrenjungfrauen hervortretend, der Kaiserin einen Rosenstrauß überreichte, bis sie die Rückreise nach Berlin antraten, herrschte eitel Jubel. Kein Mißklang trübte die Freude der deutschen Bevölkerung, dem Kaiser ihre Anhänglichkeit bezeugen zu dürfen, der als Friedensfürst nach Posen kam in



Das Johanniter-Schloss in Sonnenburg.

andern Sinn noch als sonst. Wie er im Rat der Völker der Welt die Ruhe erhalten hilft, so wünscht er auch die Zerwürfnisse zwischen den Nationalitäten beseitigt zu sehen, unter denen die preussischen Ostmarken leiden. Er hat deutlich genug gezeigt, daß er versöhnlich gestimmt ist. Die Polen brauchten nur die ihnen gereichte Hand zu ergreifen, und es soll vergessen sein, was sie in der Vergangenheit Tadelnswertes gethan haben. Es ist zu hoffen, daß der Besuch des Kaisers auch an ihnen nicht wirkungslos vorübergegangen ist; natürlich werden sie nicht von heute auf morgen die „braven Preußen“ werden, zu denen sie der Kaiser gern machen möchte; aber es ist der Masse der polnischen Bevölkerung doch einmal eindringlich die Macht und der Glanz der Hohenzollernkrone vor Augen geführt worden, und gerade dafür sind sie empfänglich. Der Eindruck wird um so nachhaltiger sein, wenn sie sehen, daß die ihnen gegenüber eingeschlagene Politik bei aller notwendigen Festigkeit den versöhnlichen, berechtigten Eigentümlichkeiten berücksichtigenden Worten des Kaisers entspricht. Wird es den Polen dadurch leichter gemacht, sich auf den Boden der geschichtlichen Thatsachen zu stellen, so ist andererseits auch ihren utopischen Zukunftsträumen ein harter Stoß versetzt worden durch die Betonung der deutsch-russischen Waffenbrüderschaft.

Sie sind wieder daran gemahnt worden, daß ihre Hoffnungen auf Rußland, die sie trotz aller entgegenstehenden Erfahrungen nicht fallen lassen mögen, hinfällig sind. Und wenn sie mit dem fünften Armeekorps etwa über die Posenische Grenze mitgegangen sind in die Provinz Brandenburg, dann werden sie gesehn haben, daß sie nirgends auf Unterstützung in ihren Selbständigkeitsgelüsten zu rechnen haben. In Frankfurt a. O., wo der Kaiser vom Oberbürgermeister Dr. Adolph auf dem Wilhelmsplatz begrüßt wurde, umbrauste ihn die gleiche Begeisterung wie in Posen, und in seiner Umgebung waren die Vertreter fremder, mit dem Deutschen Reich befreundeter Mächte noch zahlreicher, als dort. Es sei hier nur an die englischen Manövergäste (Abb. S. 1718) erinnert, die auf ihrer Reise auch in Berlin gewesen sind. Den Porträts von deutschen und fremden Offizieren, die bei den großen Manövern als Führer oder Zuschauer beteiligt waren, fügen wir heute noch (S. 1720) die des italienischen Generalstabschefs Saletta und des Kommandeurs unserer neunten Division, Generalleutnants von Eichhorn, an.

Die Beerdigung Rudolf Virchows (Abb. S. 1715) hat am 9. September nach einer großartigen Feier im Berliner Rathaus unter Kundgebungen stattgefunden, die noch einmal so recht darthaten, welcher allgemeinen Hochschätzung sich der große Gelehrte erfreute. Auf dem alten Matthäikirchhof wurden die sterblichen Ueberreste des Unsterblichen zur letzten Ruhe bestattet.

Das Johanniter-Ordensschloß in Sonnenburg (vergl. die nebenstehende Abbildung) hat während der Manöver der letzten Tage dem Kaiser zum Aufenthalt gedient. Die Geschichte des Baus reicht weit in die Vergangenheit zurück, der Grund wurde wahrscheinlich schon in der ersten Hälfte des vierzehnten Jahrhunderts gelegt. Seine heutige Gestalt erhielt das Schloß nach der Wiedererrichtung der Bailley Brandenburg im Jahr 1852, und seitdem findet hier regelmäßig der Ritterschlag der neuen Ordensmitglieder durch den Herrenmeister statt. Das Schloß, in dem erst vor wenigen Wochen das Ordensfest



Schloß und Kirche Sasfin (Gosvar).

gefeiert wurde, ist inzwischen für den Besuch des Kaisers im Innern völlig neu ausgestattet worden.

Kaiser Franz Josef bei den Manövern in der Adria (Abb. S. 1719). Nach längerer Pause hat Kaiser Franz Josef in diesem Jahr wieder den Manövern der österreichischen Flotte, die vor Pola und Lussinpiccolo abgehalten wurden, beigewohnt. Wie in Deutschland sucht man auch bei den uns verbündeten Nachbarn die in China gesammelten militärischen Erfahrungen bei den Übungen zu verwerten. Es wird mehr Wert als früher darauf gelegt, die kombinierten Leistungen von Landheer und Marine zu erproben, in der Einschiffung und Landung von Truppen und Geschützen die größtmögliche Vollendung zu erreichen. Kaiser Franz Josef, der diese Manöver von seiner Yacht „Miramar“ aus beobachtete, hat über deren Verlauf in einem Flottenbefehl seiner vollsten Zufriedenheit Ausdruck gegeben.

Das Kaiserliche Schloß in Sassin (Sasvar) (vgl. die Abbildung S. 1713) wird für die Zeit der ungarischen großen Manöver zur Wohnung für den Kaiser Franz Josef und für unsern Kronprinzen als dessen Gast hergerichtet. Der Ort führt außer dem slowenischen Namen Sassin auch den ungarischen Sasvar und den deutschen Maria-Schloßberg, diesen, weil das Schloß an eine Kirche angebaut ist, zu deren Marienbild schon seit dem sechzehnten Jahrhundert Wallfahrten veranstaltet werden. Das Gebäude hat zwei Stockwerke, von denen das untere für Kaiser Franz Josef, das obere für unsern Kronprinzen eingerichtet worden ist. Um diesem den Aufenthalt möglichst angenehm zu machen, hat man sich Mühe gegeben, bei der Ausstattung der Räume seinem Geschmack Rechnung zu tragen.

In der französischen Diplomatie (Abb. S. 1718) hat ein umfangreicher Stellenwechsel stattgefunden, von dem auch Deutschland berührt wird. Wir haben das Bild des neuen Botschafters am Berliner Hof Bihourd bereits in Nr. 55 gebracht. An seiner Stelle geht nach Bern Herr Raindre, bisher Direktor der politischen Abteilung im Ministerium des Aeußern, während sein Kollege Bompard, der Direktor der Konsulate und der Handelsangelegenheiten, den Marquis Montebello ersetzen wird. Ferner geht der Botschafter Cambon von Washington nach Madrid, in seine Stellung rückt der Kopenhagener Gesandte Jufferand ein, und in die dänische Hauptstadt kommt der bisherige Zeremonienmeister Crozier. Die Hauptsache bei diesem ganzen Diplomatenstich ist offenbar die Enthebung des Marquis de Montebello in Petersburg und des Marquis de Noailles in Berlin von ihren Posten. Es kam der französischen Regierung darauf an, die beiden Aristokraten durch gute bürgerliche Republikaner zu ersetzen.

Der XIII. Internationale Orientalistenkongreß (Abb. S. 1720), der in Hamburg getagt hat, konnte sich wieder überzeugen, wie sehr man in der großen Hansa- und Handelsstadt auch die Wissenschaft und ihre Vertreter zu schätzen weiß. Unter anderm wurden den Teilnehmern von der Hamburg-Amerikalinie die Dampfer „Willkommen“ und „Blaukese“ zu einer Elb- und Seefahrt zur Verfügung gestellt. Unser Bild zeigt, daß die Gelehrten in großer Zahl die Vergnügungstour mitgemacht haben. In der dichten Gruppe an Bord befinden sich drei der Berühmtesten ihres Faches: der Franzose Oppert, der Deutsche Hirth und der Italiener Pullà.

Die Wiener internationale Fischereiausstellung (Abb. S. 1719) ist am 6. September von ihrem Protektor, dem Erzherzog Franz Ferdinand, feierlich eröffnet worden. Die Ausstellung, die mit dem gleichzeitig in der österreichischen Hauptstadt abgehaltenen Fischereitag in Zusammenhang stand, war ungewöhnlich reich besichtigt. Aus dem Inland und Ausland, aus Rußland und Rumänien, aus Deutschland und Skandinavien, sogar aus Frankreich waren die Erzeugnisse des

Fischereigewerbes und die zu seinem Betrieb notwendigen Gegenstände herbeigeschafft worden. Der Erzherzog unternahm nach der Eröffnung alsbald unter Führung des Präsidenten Franz von Pirko einen Rundgang durch die Pavillons, der ihn mit großer Befriedigung erfüllte.

Die Unruhen in Agram (Abb. S. 1722) hatten einen solchen Umfang angenommen, daß die Regierung sich zur Verhängung des Belagerungszustandes genötigt sah. Seitdem herrscht wieder einigermaßen Ordnung. Serben und Kroaten hüten sich gleichmäßig vor neuen Ausschreitungen, da sie nun wissen, daß jeder Erzeß kurzerhand geahndet wird. Von der Wut, mit der die Straßenkämpfe geführt wurden, legen unsere Bilder Zeugnis ab.

Die Insel Martinique (Abb. S. 1721) ist, während sich die Gemüter noch nicht über die letzte Katastrophe beruhigt haben, von einem neuen furchtbaren Ausbruch des Mont Pelée heimgesucht worden, und wieder sind dabei mehr als 1000 Menschenleben verloren gegangen. Die Ortschaft Morne Rouge, die schon bei der ersten Eruption schwer in Mitleidenschaft gezogen wurde, ist jetzt völlig zerstört worden, und in Le Carbet hat eine Flutwelle große Verheerungen angerichtet.

Aus aller Welt (Abb. S. 1722). Die ganz ungewöhnlich niedrige Temperatur während der Sommermonate in Mitteleuropa hat zur Folge gehabt, daß man sich in den Bergen in der Zeit, die sonst die heißeste ist, beinahe Wintervergünungen hingeben konnte. Beinahe allerdings nur. Am Hörnerschlittensfahrten zu veranstalten, reichte die Eisregion nicht weit genug herab, aber auf der Schneekoppe im Riesengebirge waren doch beispielsweise Wege gehörig verschneit, die gemeinhin im Hochsommer schneefrei sind. Wer wirklich Schlittschuh laufen wollte, mußte schon viel weitergehn, bis weit über den Aequator, nach Südafrika, wo der Winter herrscht, wenn wir Sommer haben, und umgekehrt. — Ein von Herakleion nach Kephissia fahrender Eisenbahnzug wurde jüngst, während er gerade eine Steigung zu überwinden hatte und sich deshalb nur langsam vorwärtsbewegte, von einem Orkan erfaßt und vollständig umgelegt. Von den sechzig Passagieren, meist Arbeitern und Frauen vom Land, die in der Stadt ihre Waren absetzen wollten, wurde die Hälfte nur leicht verletzt. Zum Glück hatte der Sturm den Zug nach links geworfen, rechts wäre er in einen Abgrund hinabgestürzt.

Personalien (Porträts S. 1720). In Braunfels a. d. Lahn starb nach längerem Leiden der Direktor des Kölner Konservatoriums, Professor Franz Wüllner, der Dirigent der ersten Aufführungen von „Aheingold“ und „Walküre“ in München. Wüllner, der am 28. Januar 1852 in Münster i. W. geboren war, gehörte zu den besten deutschen Kapellmeistern und Musikpädagogen. — Als Sachverständiger bei dem Schiedsgericht in der „Meeraugenfrage“, über die wir (S. 1747) einen besonderen Artikel bringen, wurde Professor Becker aus Zürich berufen. — Dem Kommandeur des 1. Feldartillerieregiments Oberstleutnant Weiß in Gumbinnen wurde der Abschied bewilligt. Der Rücktritt steht im Zusammenhang mit einer auffallenden Ehrung, die dem durch sein Duell mit dem Leutnant Blaskowitz bekannt gewordenen Oberleutnant Hilbrandt nach seiner Begnadigung von Kameraden bereitet wurde, wovon allerdings der Kommandeur nichts wußte. — In Pest starb, 63 Jahre alt, der berühmte Architekt Professor Emerich Steindl. Er war der Schöpfer des neuen ungarischen Parlamentsgebäudes und zahlreicher anderer Monumentalbauten. — Seinen siebenzigsten Geburtstag feierte am 10. September der Vizepräsident des Reichsbankdirektoriums, Geheimer Oberfinanzrat Dr. Gallenkamp. — Der Militärattaché der österreichisch-ungarischen Botschaft in Berlin, Graf Stuerghf, tritt demnächst von diesem Posten zurück. — Infolge der Unruhen in Agram soll die Stellung des Banns von Kroaten, Grafen Khuen-Héderváry, erschüttert sein.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Die Beisetzung Rudolf Virchows am 9. September:
Der Leichenwagen auf dem Wege vom Rathaus nach dem Matthäikirchhof.
Spezialaufnahme für die „Wochenschrift“.



1. Virchow. 2. Meißtkommer. 3. Hanke. 4. Methner.
Berühmte Männer der Wissenschaft an der Pfahlbautenstätte von Kobenhäusen.



Rudolf Virchow in jüngeren Jahren.



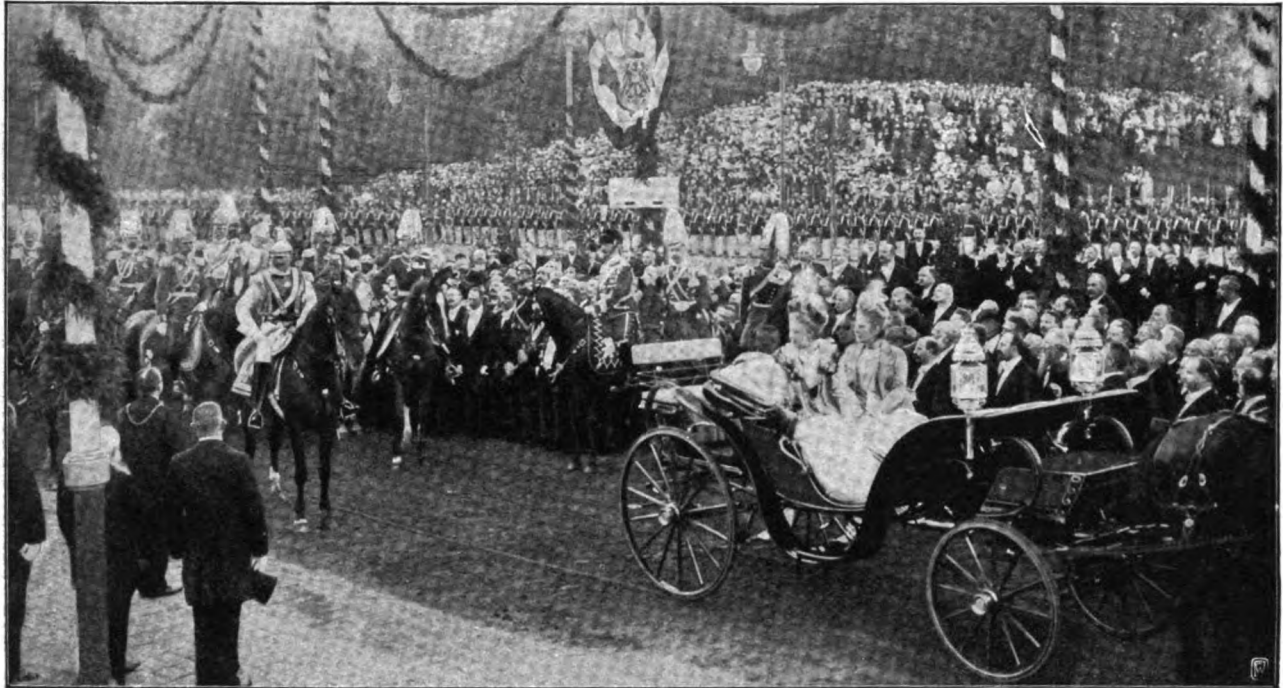
1. Virchow. 2. Frau Schliemann. 3. frl. Johanna Virchow. 4. Prof. A. Baginsky.
5. Prof. Gluck. 6. Sohn von Ernst Schliemann.
Virchow und seine Freunde.



Virchow (1) und Vaccelli (2) in der Casa Vettii zu Pompeji.
Zur Erinnerung an Rudolf Virchow.



frau Virchow.



Einzug des Kaiserpaars in Posen: Ansprache des Oberbürgermeisters Witting.



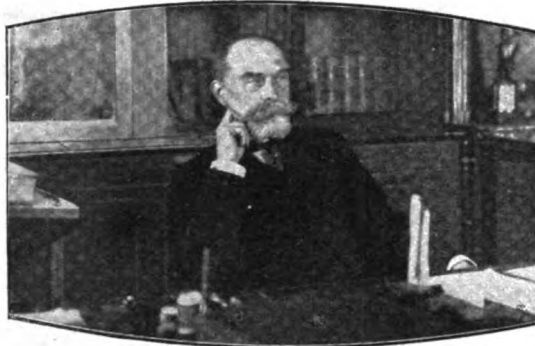
Der Oberbürgermeister von Frankfurt a. O., Dr. Adolph,
begreißt den Kaiser auf dem Wilhelmsplatz.
Kaiser Wilhelm in Posen und Frankfurt a. O.
Spezialaufnahmen von M. Ziesler und Franz Kähn.



Ellen Witting
im Kreife der Ehrenjungfrauen.



Crozier,
der neue Gesandte in Kopenhagen.



Raindre
der neue Botschafter in Bern.



Jufferand,
geht von Kopenhagen nach Washington.



Bompard,
der neue Botschafter in Petersburg.



Marquis Montebello,
bisher Botschafter in Petersburg.
Die neuen diplomatischen Vertreter Frankreichs.



Cambon (X),
geht von Washington nach Madrid.



In der unteren Reihe (von links nach rechts): Kriegsminister Brodrick, Feldmarschall Roberts, General Kelly-Kenny. — In der oberen Reihe: Oberst Selater, Leutnant Majoribanks, Major Graf Rüdern, Major Freiherr von Salmuth, Generalleutnant French, Generalleutnant Hamilton, Oberst Waters.

Die englischen Mandvergäste des Kaisers in Berlin.
Spezialaufnahme für die „Woche“.



1. Rückkehr des Kaisers Franz Josef von der Jacht „Miramar“. 2. Der Kaiser in Pola (Atelier „Flora“ phot.). 3. Die Kaiserjacht „Miramar“ im Hafen von Lussinpiccolo (Brenner phot.).
Die österreichischen Seemannsver auf der Adria.



Die Internationale Fischereiausstellung in Wien: Rundgang des Erzherzogs Franz Ferdinand unter Führung des Präsidenten Franz von Pirko. Hofphot. U. Huber.



Prof. Dr. Franz Wöllner †
Direktor des Kölner Konservatoriums.



Prof. Becker, Zürich, Sachverständiger
beim „Meerauge“-Schiedsgericht.



Oberstl. Weiß, Gumbinnen,
wurde der Abschied bewilligt.



Prof. E. Steindl, Budapest, †
hervorragender Architekt.



1. Prof. Oppert (Frankreich). 2. Prof. Hirth (München) 3. Prof. Pullà (Bologna).
Vom 13. internationalen Orientalistenkongress in Hamburg: Die Elb- und Seefahrt am 7. September.
Phot. Schaul.



Generallt. v. Eichhorn, Glogau,
Kommandeur der 9. Division.



General Saletta,
italienischer Generalabschef.



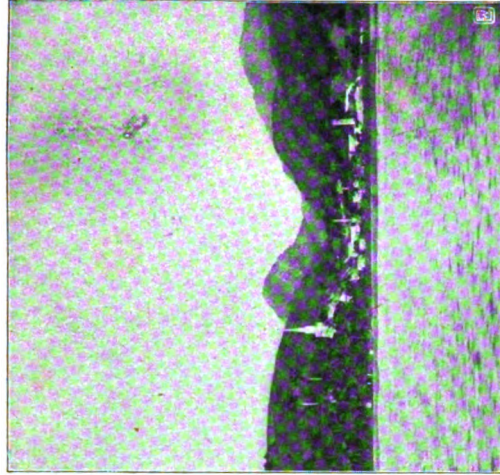
Dr. Gallenkamp, Vizepräs. der
Reichsbank, feierte 70. Geburtstag.



Graf Stuerghl, österr.-ungar.
Militärattaché in Berlin.



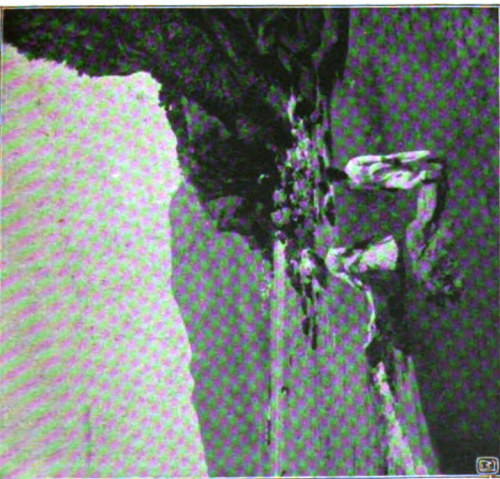
Graf Khuen-Béderváry,
Sanus in Ugram.



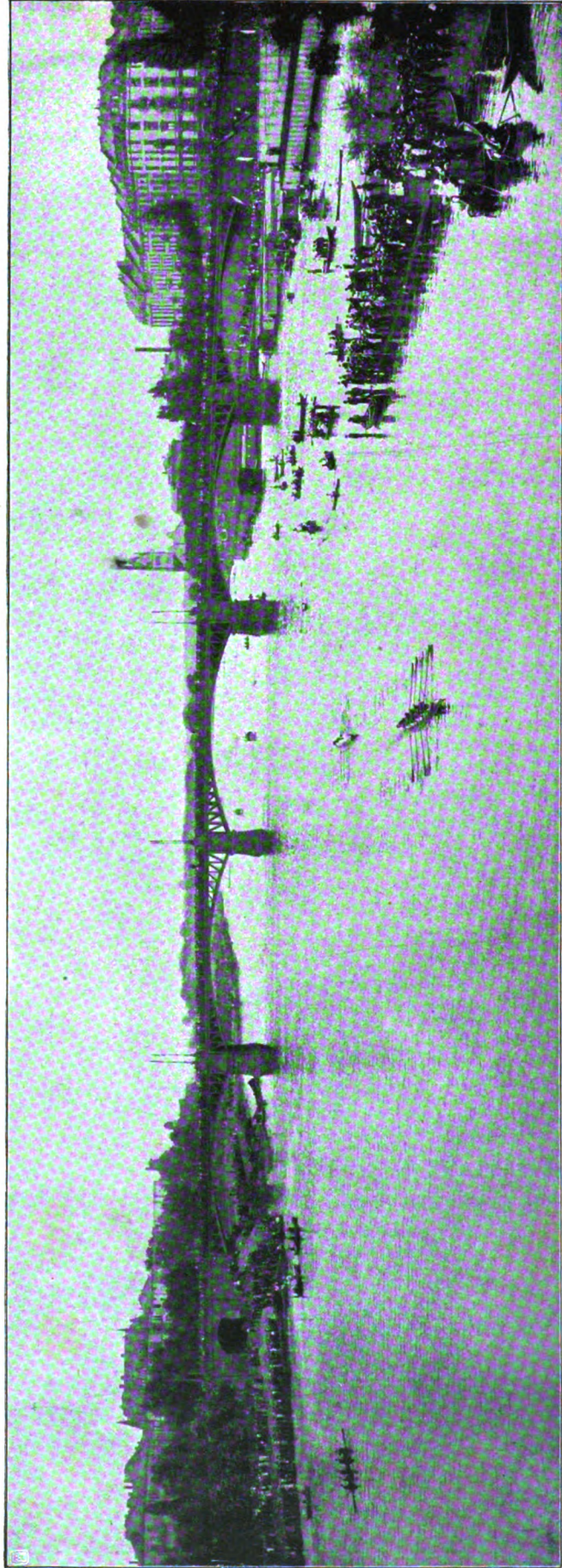
Der von einer Gutwelle verheerte Ort St. Carbet.



Die zerstörte Ortschaft Morne Rouge.
Die neue Katastrophe auf Martinique.



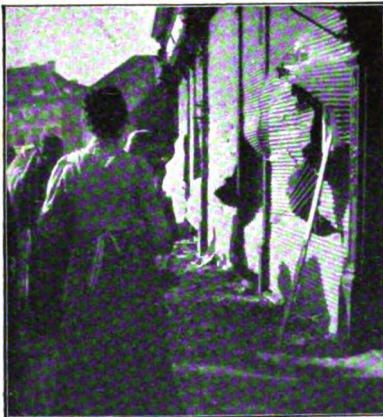
Die Klüfte zwischen St. Pierre und Carbet.



Das Paris-frankfurter Achterrennen in Frankfurt a. M.: Wettkampf zwischen dem Pariser „Rowing Club“ und der Frankfurter „Germania“.
Phot. H. Junior.



Militärposten.



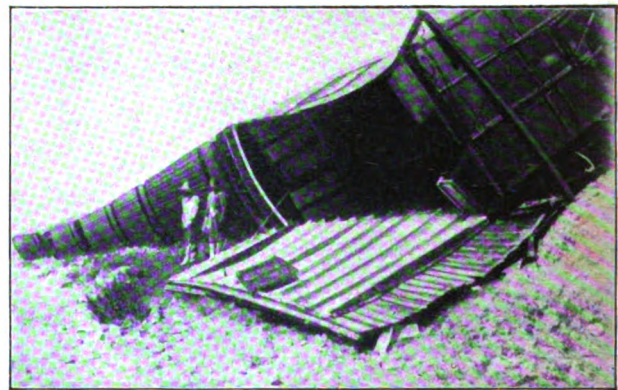
Ein demolierter Laden.
Von den Unruhen in Agram.
Phot. Ferd. Budisti.



M. Holbeins Versuch, den Kanal zu durchschwimmen:
Gespräch mit Holbein vom Begleitschiff aus.
Photographische Momentaufnahme.



Die Schneekuppe im Riesengebirge am 25. August.
Phot. Joh. Bönjel.



Der vom Sturm umgeworfene Eisenbahnzug bei Herakleion.



Sommervergnügen auf dem Eise in Barkly East
(Südafrika).

Der Pelz beim Kürschner.

Eine Geschichte in Briefen von Ludwig Fulda.

Professor Max Wiegand an Doktor Gustav Strauch.

Berlin, 20. November.

Lieber Gustav! Heute muß ich Dir eine Neuigkeit mitteilen, die Dich jedenfalls in hohem Grade überraschen wird. Ich habe mich von meiner Frau getrennt. Oder richtiger, wir haben uns voneinander getrennt. Wir sind in gegenseitigem Einvernehmen friedlich auseinandergegangen. Meine Frau hat sich zu ihrer Familie nach Freiburg begeben und wird vermutlich dort ihren ständigen Aufenthalt nehmen. Ich bleibe vorerst in der alten Wohnung. Vielleicht suche ich mir zum Frühjahr eine neue, kleinere; vielleicht auch nicht. Denn ich finde schwerlich ein so ruhiges Arbeitszimmer, wie ich es jetzt habe, und vor einem Umzug graut mir, zumal wenn ich an meine große Bibliothek denke.

Du willst natürlich wissen, was vorgefallen ist. Gar nichts ist vorgefallen, mein Wort darauf. Die Welt freilich wird nach allen möglichen und unmöglichen Gründen forschen, warum zwei Menschen, die sich aus Liebe geheiratet haben und elf Jahre lang eine sogenannte glückliche Ehe führten, ihrem Zusammenleben ein Ende gemacht haben. Ja, diese Welt, die sich so überaus klug dünkt und die in Wahrheit so überaus beschränkt ist, wird ohne Zweifel glauben, daß man ihr irgendetwas verbirgt; sie wird auch diesen Fall in eine der paar groben Rubriken einschachteln, die sie für jedes Geschehnis bereit hat, weil sie nicht ahnt, daß das Leben in seiner unerschöpflichen Mannigfaltigkeit sich niemals wiederholt, und daß sogar ein und derselbe Thatbestand unendlich verschiedene Physiognomien annehmen kann, je nach dem Charakter der Beteiligten. Dir, lieber Gustav, brauche ich das alles nicht zu sagen. Du wirst begreifen, daß zwei feiner organisierte Seelen sich nicht länger durch ein äußerliches Band aneinander ketten wollen, nachdem sie sich durch tausend vergebliche Versuche überzeugt haben, daß in allen großen Fragen eine Verständigung zwischen ihnen unmöglich ist.

Wir sind zu entgegengesetzte Naturen, meine Frau und ich. Zwischen ihrer Weltanschauung und der meinigen klappt ein unüberbrückbarer Abgrund. In den ersten Jahren hoffte ich noch, sie leiten, lenken und allmählich mir angleichen zu können. Sie schien so schmiegsam und biegsam, nahm so warmen Anteil an meinen Arbeiten, meinen Plänen, ließ sich ohne Widerspruch von mir belehren. Erst nach dem Tode unseres Jungen ging eine wesentliche Veränderung mit ihr vor. Die Trauer über diesen Verlust, den wir beide niemals ganz überwinden werden, machte sie reif, machte sie selbständig. Ein ihr vorher völlig fremder Hang zum Sinnen und Grübeln nahm überhand und gab ihren teils angeborenen, teils anerzogenen Auffassungen und Begriffen, die mein Einfluß zurückgedrängt, aber nicht ausgemerzt hatte, doppelte Fähigkeit. Immer tiefer

spann sie sich in den Nebel mystischer Ideen, sentimentaler phantastischer Vorstellungen ein; mit Eigensinn, ja mit Verbissenheit verlangte sie für ihren Standpunkt Anerkennung und Gleichberechtigung; mit Leidenschaft lehnte sie meine naturwissenschaftlichen Einwände ab. Sie verlor jedes Interesse an meiner beruflichen Thätigkeit; sie sah in meinen Arbeiten mit unausgesprochenem, aber fühlbarem Widerwillen Truppen aus dem feindlichen Lager.

Es gab zuletzt im weiten Kreise der Natur und des Menschenlebens kaum noch irgendetwas, worüber wir die gleiche Meinung hatten. Zwar kam es niemals zu einem eigentlichen Zanf; aber je mehr wir uns gegenseitig zu schonen suchten, desto tiefer griffen die Verstimmungen. Wir empfanden immer deutlicher, daß wir nur noch nebeneinander hergingen, ohne zu einander zu gehören. Diese Empfindung wuchs in uns heran; sie beunruhigte, sie quälte uns; sie drängte schließlich alle andern Gefühle in den Hintergrund. Hätten wir uns vormals weniger geliebt, hätten wir uns jetzt weniger geachtet, so wäre uns ein solcher Zustand vielleicht noch jahrelang erträglich erschienen. Aber wir besaßen beide eine zu hohe Auffassung von der Ehe, ein zu lebhaftes Bewußtsein von unserer Menschenwürde, als daß wir uns mit einer Halbheit, mit einer Unzulänglichkeit auf diesem heiligen Gebiet hätten abfinden können. Und so ergab sich endlich vor etwa acht Tagen die entscheidende Aussprache mit jener Selbstverständlichkeit, mit der eine überreife Frucht vom Baum fällt. Wer von uns beiden das erste Wort gefunden, sie oder ich, läßt sich kaum feststellen. Eine gemeinsame Ueberzeugung schien in dem gleichen Augenblick sich auszulösen, sich zu befreien. Und daß wir in dieser Stunde nach langen Jahren zum erstenmal eine wichtige Angelegenheit in völliger Harmonie besprechen konnten, das gab dem herben Thema etwas Versöhnliches und Wohlthuendes, gab uns die heitere Ruhe, die wir so lange schmerzlich vermißt hatten.

Unsere Trennung hat sich denn auch gestern in den denkbar vornehmsten Formen vollzogen. Kein Wort der Anklage; kein Mißton. Wir fühlten beide die Notwendigkeit, aber auch die Tragweite unseres Entschlusses. In der Erinnerung an unsere Brautzeit, an das große Stück Leben, das wir gemeinsam zurückgelegt hatten, konnten wir nur mit Mühe einer Anwandlung von Zärtlichkeit widerstehen. Und ich bekenne Dir, nie hat mir meine Frau mehr Respekt eingeflößt, als in diesem Moment, wo alles Kleinliche von ihr abgefallen schien und die ursprüngliche Großzügigkeit ihrer Natur aufs reinste hervortrat. Durch ihre Haltung, durch das, was sie sprach und was sie verschwieg, wurde die ganze Scene der Alltäglichkeit entrückt und in eine feierliche, weihewolle Sphäre gehoben. In tiefster Ergriffenheit, unsere Thränen gewaltsam zurückdrämmend, reichten wir uns die Hände zum Abschied. Und so werden wir

wenigstens auf den Schluß unserer Ehe stets mit uneingeschränkter Befriedigung zurückblicken dürfen.

Alles Geschäftliche habe ich vorher mit ihrer Zustimmung durch den Rechtsanwalt ordnen lassen. Denn auch ein schriftlicher Verkehr soll nicht mehr zwischen uns stattfinden. Er würde nur alte Wunden aufreißen und neue Gegensätze ans Licht bringen; er würde die Thatkraft, die uns für die Errichtung unserer künftigen gesonderten Existenz unentbehrlich ist, lähmen.

Das Leben muß nun noch einmal von vorn beginnen — für sie und für mich. Dazu gehört neben der äußeren Befreiung von der Vergangenheit auch die innerliche.

Schon jetzt atme ich leichter. Der Rubikon ist überschritten. Ich glaube, Du darfst mich dazu beglückwünschen.

* * *

Professor Max Wiegand an Doktor Gustav Strauch.

Berlin, 12. Dezember.

Lieber Gustav! Verzeih, daß ich für Deine ungehende, von so feinem Verständnis und so freundschaftlicher Teilnahme zeugende Antwort auf meinen letzten Brief Dir erst heute meinen Dank sage. Ich wäre nicht früher imstande gewesen, Dir zu schreiben — und auch jetzt noch fällt es mir schwer. Du spendest mir Deinen uneingeschränkten Beifall zu einem Schritt, dem Du für mein Wohlbefinden und meine weitere Entwicklung den größten Wert beilegst. Aber Du ziehst dabei nicht in Betracht, was es heißt, sich von einem Wesen zu trennen, das man elf Jahre lang Tag und Nacht zur Seite gehabt hat. Mir selbst ist das in diesen unerfreulichen Wochen erst allmählich zum vollen Bewußtsein gekommen. Die Gewohnheit ist eine ungeheure Macht, besonders bei Menschen, die — wie Du und ich — in einer geistigen Welt leben und dazu eines soliden Unterbaus bedürfen. Denn wie sollen wir von den Zinnen des Turms Umschau halten, wenn die Fundamente nicht ein für allemal gesichert sind? Natürlich haben solche Gesichtspunkte keinen Belang neben den schwerwiegenden Gründen, die meine Frau und mich bestimmt haben, auseinanderzugehen. Ich bin auch selbstverständlich nach wie vor der festen Ueberzeugung, daß unser Entschluß in unserm beiderseitigen Interesse geboten war. Aber in diesem wunderlichen Dasein geht keine Rechnung ohne Rest auf.

Ein Uebergangsstadium hat ja schon an und für sich etwas Unerquickliches, Verwirrendes; in meinem Fall aber wird es zur ausgesuchten Quälerei. Ich muß mich von früh bis spät um Quisquilien kümmern, an die ich seit meinen Junggesellentagen nicht mehr gedacht habe. Dinge, die ich Dir gar nicht nennen will — so lächerlich unbedeutend sind sie — und doch rauben sie mir in unverhältnismäßigem Grade Stimmung, Zeit und Ruhe. Ich wüßte auch nicht, welche Organisation ich treffen könnte, um die tausend Bagatellen, die meine Frau mir sonst abgenommen hatte, mir vom Leibe zu halten. Diese Dienstboten! Jetzt, wo die Kasse aus dem Hause ist, glauben sie sich alles erlauben zu dürfen. Und von den albernen Hindernissen, über die ich noch außer-

dem fortwährend stolpere, von den armseligen Umständen, die auf Schritt und Tritt zu bewältigen sind, machst Du Dir keinen Begriff. Ein Beispiel für viele. Seit ein paar Tagen haben wir starken Frost. Ich suche meinen Pelz und kann ihn nicht finden. Mit Hilfe des Stubenmädchens drehe ich das ganze Haus um, bis ihr schließlich einfällt, daß meine Frau im Frühjahr den Pelz dem Kürschner zur Aufbewahrung gegeben hat. Aber welchem Kürschner? Das ist nicht herauszubekommen. Bei einem Duzend bin ich schon vergeblich gewesen.

Wenn ich nur mit meiner Frau nicht verabredet hätte, daß wir uns nicht schreiben wollen! Ich könnte bei ihr dann einfach anfragen. Und doch, es ist besser so. Der Nachklang unseres Abschieds soll von banalen Beimischungen frei bleiben. Auf ein Drama großen Stils soll keine Posse folgen. Vielleicht würde sie sogar glauben, daß ich bereue; daß ich sie weniger leicht entbehren kann als sie mich; daß ich den ersten besten Vorwand auflese, um wieder mit ihr anzuknüpfen. Nimmermehr!

Heute haben wir sechs Grad unter Null.

* * *

Professor Max Wiegand an Frau Emma Wiegand.

Berlin, 14. Dezember.

Liebe Emma! Du wirst sehr erstaunt sein, trotz unserer gegenteiligen Abmachung einen Brief von mir zu erhalten. Fürchte nicht, daß ich damit eine Korrespondenz zwischen uns eröffnen will. Unsere inneren Beziehungen sind auf die würdevollste Art abgeschlossen worden, und wir wollen an dieser versiegelten Pforte nicht mehr rütteln. Es handelt sich nur um eine ganz geringfügige Frage, die Du allein mir beantworten kannst. Wie heißt der Kürschner, dem Du meinen Pelz im Frühjahr zur Aufbewahrung gegeben hast? Eina kann sich der Adresse nicht entsinnen. In Erwartung Deines baldigen freundlichen Bescheids danke ich Dir im voraus bestens.

Max.

* * *

Frau Emma Wiegand an Professor Max Wiegand.

Freiburg, 15. Dezember.

Lieber Max! Der Kürschner heißt Palaschke und wohnt in der Zimmerstraße. Eines Vergesslichkeits ist mir unbegreiflich. Sie selbst hat den Pelz damals hingetragen.

Emma.

* * *

Professor Max Wiegand an Frau Emma Wiegand.

Berlin, 17. Dezember.

Liebe Emma! Noch einmal — zum letztenmal — muß ich Dich behelligen. Herr Palaschke erklärt, daß er den Pelz nur gegen Rückgabe des Aufbewahrungsscheins ausliefern kann. Nach verschiedenen unangenehmen Vorfällen der letzten Zeit habe er sich diese Rigorosität zum Prinzip gemacht. Aber wo ist der Schein? Ich habe heute den ganzen Vormittag umsonst danach gesucht. Eina hatte natürlich auch hiervon keine Ahnung. Als ich ihr das im sanftesten Ton vorwarf, wurde sie un-

verschämt. Sie verläßt morgen das Haus. Ich ziehe es vor, ihr bis zum Termin Lohn und Kostgeld, vermehrt durch eine angemessene Weihnachtsgratifikation, auszusahlen; denn ich will mit dieser untauglichen und impertinenten Person nicht mehr unter einem Dach haufen.

Also — sei so gut, mir mit ein paar Worten mitzuteilen, wo sich der Schein befindet. Ich habe mir in Ermanglung des Pelzes schon eine tüchtige Erkältung zugezogen. Hoffentlich bist Du wohllauf und hast bei Deiner Familie alles nach Wunsch getroffen.

Mag.

* * *

Frau Emma Wiegand an Professor Mag Wiegand.

Freiburg, 19. Dezember.

Lieber Mag! Der Schein ist entweder in der kleinen Kommode im Toilettenzimmer, zweite oder dritte Schublade von oben, oder in meinem Schreibtisch, rechts oder links. Ich würde ihn gleich finden, wenn ich dort wäre.

Eina hat große Fehler; aber sie gehört doch noch zu den Anständigsten. Ich zweifle, daß etwas Besseres nachkommt. Und jetzt, vor Weihnachten, bekommst Du überhaupt keine. Du hättest wenigstens noch ein paar Wochen lang Geduld mit ihr haben sollen. Aber das geht mich ja jetzt nichts mehr an.

Hoffentlich ist Deine Erkältung schon vorbei. Ich befinde mich sehr wohl.

Emma.

* * *

Professor Mag Wiegand an Frau Emma Wiegand.

Berlin, 21. Dezember.

Liebe Emma! Der Schein ist nicht zu finden — weder in der Kommode noch im Schreibtisch. Vielleicht ist er, während Du einpacktest, herausgeschleudert und achlos beiseite geworfen worden. Anders kann ich mir die Sache nicht erklären.

Ich werde morgen oder übermorgen noch einmal zu Herrn Palaschke hingehen und ihm gegen Zusicherung aller möglichen Kautelen mein Eigentum abzuschmeicheln suchen. Heute nämlich muß ich das Zimmer hüten. Denn zu meiner Erkältung hat sich noch eine starke Nervenirritation hinzugesellt.

Ich hatte gestern einen abscheulichen Auftritt mit der Köchin.

Durch einen Zufall bin ich dahinter gekommen, daß sie mich vom Tag Deiner Abreise an schamlos übervorteilt hat. Als ich ihr dies in schonender Weise vorhielt, drehte sie den Spieß um, erklärte mir mit ungebildeten und brutalen Ausdrücken, daß ich von der Wirtschaft nicht das Mindeste verstehe, daß sie nur aus Sympathie für Dich, liebe Emma, sich bisher mit einem viel zu kargen Lohn begnügt habe, und daß sie auf der Stelle das Haus verlasse. Ich erwiderte ruhig, aber energisch, sie sei verpflichtet, bis zum Ziel in ihrer Stellung zu verharren. Sie fing darauf an zu schreien und zu gestikulieren und hatte schließlich die bodenlose Frechheit, zu behaupten, Du hättest es ja auch nicht bei mir ausgehalten. Ich verlor die Fassung; ich wurde

wütend und muß wohl „ordinäres Frauenzimmer“ zu ihr gesagt haben — was ich nachträglich gar nicht begreifen kann. Ich bin eben leider noch nicht gewöhnt, „mit Hexen umzugehen“.

Als ich zwei Stunden später nach dem Abendessen klingelte, entdeckte ich, daß sie mit Sack und Pack bereits auf und davongegangen war. In der Küche hatte sie mir ein von orthographischen Fehlern wimmelndes Billet-doug hinterlassen, worin sie mir drohte, falls ich ihr die geringsten Schwierigkeiten in den Weg legte und ihr nicht ein gutes Zeugnis ausfertigte, wie sie es verdiente, mich wegen des „ordinären Frauenzimmers“ zu verklagen.

Nun bin ich ohne jede Bedienung. Die Portierfrau wüch mir gegen teures Geld die Stiefel und bringt mir aus der Restauration ein polizeiwidrig schlechtes Essen herauf. Vor Weihnachten, ja, vor Neujahr ist, wie Du ganz richtig bemerkst, nicht daran zu denken, daß ich einen halbwegs brauchbaren Erjaß finde. Ich habe dennoch bereits an ein Duzend Vermittlungs-Bureau geschrieben und werde selbst hingehen, sobald mein Zustand es erlaubt.

Das ist nun ein langer Brief geworden, liebe Emma. Wenn das Herz voll ist, davon läuft die Feder über.

Uebrigens habe ich dieses infame Kochweib auch im Verdacht, daß sie meine goldenen Manschettenknöpfe — das Erbstück von Onkel Friedrich — beiseite gebracht hat. Ich kann es ihr aber natürlich nicht beweisen. Oder hast Du eine Ahnung, wo sie stecken könnten? In diesem Fall wäre ich Dir für einen Fingerzeig sehr verbunden.

Leb wohl, liebe Emma, und laß es Dir besser ergehen, als es mir ergeht.

Dein Mag.

* * *

Frau Emma Wiegand an Professor Mag Wiegand.

Freiburg, 23. Dezember.

Lieber Mag! Die Schilderung der kleinen Mißlichkeiten, von denen Du heimgesucht bist, habe ich mit aufrichtiger Teilnahme gelesen. Die Köchin hat mir oft noch ganz andere Dinge gesagt wie Dir, und ich hab's still hinuntergeschluckt, weil sie gut kochte. Höflich sind nur die Nichtskönnerinnen. Der Grad der Leistungen läßt sich bei dieser Gilde nach dem Grade der Unverschämtheit ziemlich sicher berechnen.

Nun siehst Du wenigstens, mit was für Dingen ich jahraus, jahrein mich herumschlagen mußte, und überzeugst Dich, daß es auch auf diesem Gebiet Probleme giebt, die man mit aller Naturwissenschaft nicht lösen kann.

Ich bin nicht imstande, Dir aus der Entfernung in diesen Angelegenheiten zu raten. Ich würde mich auch, nachdem unsere inneren Beziehungen — wie Du in Deinem ersten Brief so treffend sagtest — auf die würdevollste Art abgeschlossen worden sind, nicht mehr für dazu berechtigt halten.

Was den Schein des Kürschners und die Manschettenknöpfe betrifft, so möchte ich wetten, daß ich innerhalb fünf Minuten den einen wie die andern finden würde. Du erinnerst dich wohl, wie oft Du ohne Resultat nach

Dingen herumsprüdest. die ich dann auf den ersten Griff zum Vorschein brachte. Die Männer finden zwar ab und zu eine neue Wahrheit, aber niemals einen alten Knopf.

Da wir nun doch einmal in Korrespondenz getreten sind — auf Deine Veranlassung — so möchte auch ich Dir eine kleine Bitte aussprechen. Ich habe vergessen. Dich vor meiner Abreise um die Briefe zu ersuchen, die Du mir in unserer Brautzeit schriebst und auf meinen Wunsch in Deiner eisernen Kasse aufbewahrtest. Sie sind ja mein Eigentum, und ich möchte sie als Erinnerung an eine glückliche Zeit gern in meinem Besitz haben. Du bist wohl so freundlich, sie mir zu schicken.

Ich wünsche Dir fröhliche Weihnachten.

Emma.

* * *

Professor Max Wiegand an Frau Emma Wiegand.

Berlin, 25. Dezember.

Meine liebe Emma! Dein Wunsch fröhliche Weihnachten betreffend, ist nicht in Erfüllung gegangen. Einen heiligen Abend von solcher Trostlosigkeit habe ich in meinem ganzen Leben noch nicht verbracht.

Daß es mir widerspreche, den Einladungen unserer Freunde zu folgen und fremdes Familienglück als Gaungast mit anzusehen, wirst Du mir nachfühlen. Ich blieb also zu Hause, wenn ich von einem Zuhause überhaupt noch reden kann. Ich war in der Wohnung mütterseelenallein. Trotz meiner verzweifeltsten Bemühungen vor dem ersten Januar keine Diensthöfen aufzutreiben! Gestern nicht einmal eine Aushilfe. Die Portiersfrau setzte mir bereits am frühen Nachmittag mein kaltes Abendbrot auf den Tisch, da sie sich später, in Folge der Bescherung für ihre Sprößlinge, nicht mehr um mich kümmern konnte. Eine flackernde Petroleumlampe trat die Stelle des Weihnachtsbaums, den Du sonst alljährlich so reizend und geschmackvoll zu schmücken pflegtest. Auch fehlten alle die hübschen Ueberraschungen, mit denen Du meine Wünsche errietest, noch bevor ich selbst sie erraten hatte. Auf dem Weihnachtstisch lag nichts anderes als mein alter Pelz, den Herr Palaschke, durch meine fortgesetzten Bitten und Vorstellungen oder auch durch die Festtagsstimmung erweicht, mir am Vormittag hatte zustellen lassen.

Es herrschte eine Hundekälte im Zimmer; denn das Feuer war ausgegangen, und es wieder anzustechen, erwies sich meine Sachkenntnis als völlig unzureichend. Ich zog also den Pelz an, setzte mich an die flackernde Lampe und las meine Bräutigamsbriefe, die ich ihrer elfjährigen Ruhestatt entnommen hatte, um sie Dir heute zu übersenden.

Liebe Emma! Den Eindruck, den diese Lektüre mir gemacht hat, kann ich Dir nicht schildern. Ich weinte wie ein Kind. Nicht nur über das traurige Ende eines so verheißungsvollen Bundes, sondern auch über die Veränderung, die mit mir selbst vorgegangen ist. Es steht ja viel Unreifes darin; vieles, was meinen heutigen Ansichten nicht mehr entspricht; aber was für ein frischer, freier, warmblütiger Gesell bin ich damals gewesen! Wie habe ich Dich geliebt! Wie glücklich

war ich! Und wie naiv und ungeteilt gab ich mich dem Glück hin! Ja darin lag wohl alles. In dieser Voraussetzungslosigkeit; in diesem jugendlichen Lebensvertrauen; in dieser Gemütskraft, die von ihrem Reichtum überquoll wie der Weinstock im Frühling. Ich glaubte bisher, nur Du hättest Dich langsam verwandelt; erst jetzt erkenne ich, daß auch ich nicht der gleiche geblieben bin. Und weiß Gott, wenn ich den Max von damals mit dem heutigen vergleiche, dann schwanke ich keinen Augenblick, welchem von beiden ich den Vorzug geben soll.

In der schlaflosen Nacht, die hinter mir liegt, habe ich nach Möglichkeit versucht, mich in jenen einstigen Max wieder zurückzuversetzen, und da sind mir doch schwere Bedenken aufgestiegen, ob die Gegenätze unserer Anschauungen, ja, auch unserer Empfindungen so wichtig waren, wie sie uns erschienen; ob es nicht darüber hinaus noch etwas Neutrales, ewig Menschliches giebt, was uns gemeinsam war und ewig gemeinsam hätte bleiben sollen.

Prüfe Dich, liebe Emma, ob in Deiner Seele nicht eine ähnliche Stimme spricht. Was geschehen ist, kann ja nicht mehr rückgängig gemacht werden. Aber nichts würde mir in meiner jetzigen qualvollen Situation größere Linderung verschaffen, als wenn Du diese Frage bejahen könntest. Denn Dein Scheiden hat eine Lücke in meinem Haus und in meinem Leben zurückgelassen, die ich nie, nie mehr werde ausfüllen können.

Dein tief unglücklicher Max.

* * *

Frau Emma Wiegand an Professor Max Wiegand.

Freiburg, 27. Dezember.

Lieber Max! So lange Du mich nach Scheinen und Knöpfen fragtest, habe ich Dir gern Rede gestanden. Die Fragen, die Du in Deinem letzten Brief aufwirfst, zu beantworten, muß ich dagegen ablehnen. Oder glaubst Du wirklich, du alter Pedant, ich hätte Dein Haus, das auch das meinige war, nur deshalb verlassen, weil unsere Anschauungen und unsere Empfindungen nicht zusammen stimmten? Dann täuschst Du Dich gewaltig. Ich bin von Dir gegangen, weil es mir immer deutlicher geworden ist, daß Du mich nicht mehr liebst. Ja, ich war Dir zur Last geworden; Du wolltest mich los sein; das ging aus allem hervor. Hättest Du in jener würdevollen Abschiedsscene ein einziges herzliches Wort gefunden, ich wäre vielleicht noch geblieben. Aber Du rittest, wie immer, das hohe Ross der Weltanschauung, von dem Du nun so kläglich heruntergepurzelt bist, weil Du keine Bedienung mehr hast. Auch ich habe Dir ja treu gedient, ohne daß Du ein Auge dafür besähest. Ich habe das Feuer in Deinem Haus niemals ausgehen lassen; nicht ich war schuld, wenn es nicht mehr warm darin werden wollte.

Wer weiß, ob Du je die Lücke bemerkt hättest, die mein Scheiden zurückließ, wenn nicht zufällig auch Dein Pelz Dir gefehlt hätte. Daß Du ihn vermisset, gab Dir die Veranlassung, eine Korrespondenz zwischen uns zu eröffnen; es scheint mir nur folgerichtig, daß wir sie schließen, nachdem Du ihn glücklich wiedererlangt

haft. Ich wenigstens habe Dir nichts mehr zu sagen.
 Leb wohl — für immer. Emma.

* * *

Professor Max Wiegand an Doktor Gustav Strauch.

Berlin, 8. Januar.

Lieber Gustav! Abermals habe ich Dir eine überraschende Neuigkeit zu berichten. Meine Frau ist gestern zu mir zurückgekehrt. Und zwar auf meine wiederholten inständigen Bitten. Ich hatte geglaubt, nicht mehr mit ihr leben zu können; ohne sie konnte ich es erst recht nicht. Nun erst habe ich von ihr erfahren, daß sie während der Zeit unserer Trennung sehr unglücklich

gewesen ist. Aber sie hätte mir das niemals zugestanden; denn sie ist die Stärkere von uns beiden. Ich weiß nicht, wie ich mir das Wunder erklären soll: wir lieben uns inniger denn je. Wir feiern neue Flitterwochen. Die großen Fragen des Lebens haben uns auseinandergetrieben; aber sind es wirklich nur die kleinen, die uns wieder zusammengeführt haben? Oder hättest Du es für möglich gehalten, daß man in den Taschen eines alten Pelzes plötzlich sein halb vertrocknetes Herz wiederfindet?

Das Gebäude meiner Weltanschauung wankt in seinen Grundfesten, lieber Gustav. Ich werde umlernen müssen.

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

5. Fortsetzung.

Herr Thomafius, der schöne Ressortchef vom Caffetlager, sah aus, wie ein nachgemachter Gesandtschaftsattaché. Gwendolin hatte ihm niemals ihre Aufmerksamkeit geschenkt, sie kannte kaum seinen Namen. Er bediente sie selbst, und es fiel ihr unangenehm auf, daß er kein Ende finden konnte mit seinen faden Reden und den Kauf in die Länge zog. Auch im Preis, den Gwendolin genau kannte, irrte er sich, indem er einen viel geringeren nannte. Als sie dann abends an der Kasse ihren Kauf in Empfang nehmen wollte, um ihn zu bezahlen, war bereits bezahlt. Gwendolin hielt das für ein Mißverständnis und war nur ärgerlich über die Verzögerung, die für sie daraus entstand. Da die Klarlegung der Angelegenheit sich zu lange hinzog, wollte sie eben gehen, um die Aufklärung auf morgen zu verschieben, als sie hinter sich, von hämischem Lachen begleitet, eine Bemerkung Fräulein Plauts auffing, die ihr das Blut in den Adern erstarren machte. Ehe sie noch selbst klar war, was sie eigentlich thun sollte, trat der schöne Mann vom Caffetlager auf sie zu und erbot sich, ihr auf dem Heimweg das dumme Mißverständnis aufzuklären. Gwendolin mußte sich wohl oder übel darein fügen, daß Herr Thomafius mit ihr gleichzeitig den Laden verließ. Sie war bestrebt, fortzukommen, denn wohin sie auch blickte, begegnete sie Lächeln und Achselzucken. Der Grund war ihr noch immer nicht vollkommen klar.

„Warum wollen Sie nicht begreifen,“ begann Herr Thomafius mit unglaublicher Unverschämtheit seine Unterhaltung. „Gestatten Sie, daß ich Ihnen meinen Arm anbiete. Wir könnten die Sache übrigens am bequemsten erledigen, wenn Sie mir das Vergnügen machen wollten, in irgendeinem von Ihnen, meine Gnädige, zu bestimmenden Restaurant gemeinsam —“

Gwendolin blieb stehen. Starr und sprachlos hatte sie anfangs diesen Erguß des schönen Mannes über

sich ergehen lassen. Sie würdigte ihn auch jetzt keiner Antwort, sondern sah ihn nur verächtlich von oben bis unten an und ging geradeswegs auf den Droschkenhalteplatz zu, der zum Glück gerade gegenüber war, und fuhr davon.

Herr Thomafius sah ihr fluchend nach, die Rolle mit dem Seidenstoff in der Hand.

Gwendolin wußte nicht, ob sie lachen oder weinen sollte. Scham, Ekel und Entrüstung schüttelten sie. Vogelfrei, ja das scheint man als arbeitende Frau zu sein! Aber die Schlingen waren zu plump gelegt! Und doch, wie manche mag ins Garn gehen, müde, abgeheßt von den Quälereien einer langweiligen Arbeit, hungrig nach ein wenig Genuß. Ja, da fällt wohl eine hinein auf die roten Beeren, auf die süße Lockspeise im Garn des Vogelfellers! — — —

Grete hatte die Sache auf die leichte Schulter genommen. „Mache dir doch nichts daraus, stell ihn morgen zur Rede, mach ihm den Standpunkt klar und verbitt dir seine Zudringlichkeiten, dann läßt er dich schon in Ruh — kannst's mir glauben, ich kenne den Kummel ganz genau! Aber sag ihm nichts vor Zeugen, sei klug und ruiniere dir deine Stellung nicht. Schaffe dir keine Feinde.“

Gwendolin seufzte. Ueberhaupt noch ein Wort an diesen Menschen verschwenden? Gar noch diplomatisch sein? Nein, das brachte sie nicht fertig, lieber wollte sie es mit vollkommenem Stillschweigen versuchen, das mußte er doch auch verstehen.

Aber Herr Thomafius verstand es nicht, er schickte den Seidenstoff mit der Post und einen unverschämten Brief dazu. Was nützte es, daß beides zurückging? Nun prangten täglich Blumen in ihrem Arbeitszimmer.

Da zog Gwendolin Herrn Graul in ihr Vertrauen. Glückselig lächelnd hörte er zu und tröstete sie mit guten Worten. Ja, er bot ihr sogar seine Begleitung abends an, die Gwendolin jedoch ablehnte. Aber wenn sie

morgens zu Fuß nach ihrem Geschäft ging, dann ereignete es sich zuweilen, daß Herr Graul, aus irgendeiner Seitenstraße kommend, sich ihr anschloß, oder daß er abends vor irgendeinem Schaufenster stand und sich wie von ungefähr zu ihr gesellte. Anfänglich fiel dies Gwendolin nicht weiter auf, aber eines Abends bemerkte sie mit stillem Entsetzen in seinen kleinen blauen Augen ein seltsames Feuer, und ehe sie sich über diese Entdeckung recht klar geworden war, da brach das Unheil auch schon los. Herr Graul gestand Gwendolin seine Liebe und machte ihr einen regelrechten Heiratsantrag. Ihr war nie so unbehaglich gewesen wie in diesem Augenblick. Wie eine Beleidigung erschienen ihr die gutgemeinten Worte. Aber sie nahm sich zusammen und dankte ihm kurz und freundlich. Herr Graul war ganz niedergeschmettert.

Als sie am andern Morgen gedankenvoll in ihrem kleinen Arbeitsraum saß, kam plötzlich unter einem nichtigen Vorwand Herr Thomasmus herein. Verständnisvoll lächelnd stellte er eine kostbare Bonbonniere vor sie hin und sagte: „Süßer kleiner Satan, lassen Sie sich milde stimmen!“

Beobend vor Zorn zeigte sie ihm die Thür — lachend und achselzuckend entfernte er sich. Um das Maß der Unannehmlichkeiten voll zu machen, brach Fräulein Plaut einen Streit vom Zaun. Gwendolin schwieg, unfähig, diese gemeinen Vorwürfe und Beschuldigungen zu beantworten. Aber es stand fest bei ihr, daß sie hier nicht bleiben könne. Sie sah ein, es war für sie ein Ding der Unmöglichkeit, hier festen Fuß zu fassen. In diese Gedanken vertieft, hatte sie nicht bemerkt, daß jemand zu ihr hereinkam. Erst als sie die Stimme des Chefs hörte, der fröhlich mit einem Auftrag in den Resterkeller schickte, fuhr sie erschrocken aus ihrem Sinnen auf. Er nickte ihr einen kurzen Gruß zu und begann lässig die Musterkollektion zu untersuchen. Dann richtete er einige gleichgültige Fragen an sie, die sie höflich und kurz beantwortete. Sie kämpfte einen Augenblick mit sich, ob sie seinen Schutz erbitten sollte gegen Herrn Thomasmus' Zudringlichkeiten und Fräulein Plauts Unverschämtheiten, aber nur einen Moment lang, dann sagte sie sich: nein, deines Bleibens ist nicht hier.

„Wo wohnen Sie, Fräulein?“ fragte Meyer ganz unvermittelt.

„In einem Pensionat, gemeinsam mit einer Jugendbekannten.“

„Ein wenig unbequem,“ meinte er nachlässig.

„Unbequem? Nun ja, vier Treppen! Und doch bin ich sehr froh, ein so gutes Unterkommen gefunden zu haben.“

„O,“ rief Herr Meyer mit Emphase, „gutes Unterkommen? Jedenfalls ist es für Sie noch lange nicht gut genug, wenn man in Betracht zieht, wie Sie es gewohnt waren.“

„Das sind meine Privatverhältnisse, Herr Meyer, ich —“

„Aber seien Sie doch vernünftig, Gnädigste! Sie stehen unter meinem besonderen Schutz, Komteß. Ich beobachte genau. Was, das haben Sie wohl gar nicht bemerkt? Ja, ja, Kleine, Sie haben das ganz famos

gemacht. Den einen gegen den andern ausgespielt! Famos, kleiner Racker!“

Wohlgefällig zupfte er an seiner weißen Weste, dann hob er seine fette, wohlgepflegte, brillantengeschmückte Hand und kniff Gwendolin in die Wange. Aber ehe er noch ein weiteres zärtliches Wort sagen konnte, fauste eine schlanke Hand auf seine Wange, eine feste Hand, die manches widerstrebende Roß gekändigt und die Peitsche zu schwingen verstand. Vor seinen Ohren brauste es wie Meereswellen, und bunte Lichter flammten vor seinen weit aufgerissenen Augen. Alles drehte sich im Kreis. Als er endlich mit einigen hilflosen Handbewegungen die blutroten Nebel, die vor seinen Augen tanzten, verscheucht hatte, war der Platz, wo die Komteß noch vor ein paar Sekunden gestanden hatte, leer. Er empfand eine sichtbare Erleichterung. Sein Plan war blitzschnell gefaßt. Hätte er im Spiegel das brennende Rot seiner einen Gesichtshälfte gesehen, so wäre er wahrscheinlich weniger schnell hinter Gwendolin hergegangen. So schnell es seine kurzen Beine erlaubten, entfernte er sich. Er sah gerade noch, wie Gwendolin, verfolgt von den erstaunten Blicken des Personals, den Laden verließ. Er war so erregt von diesem schmerzhaften Ereignis, daß er die verwunderten Blicke nicht bemerkte, sondern ganz gegen seine sonstige Gewohnheit zu jedem, der ihm über den Weg lief, sagte: „Sie ist entlassen, die unverschämte Person.“ Aber als er in seinem Privatkontor verschwunden war, entstand ein schadenfrohes Lachen und Raunen. Da saß er nun ächzend in seinem neuesten silbollen Sessel mit dem Abdruck von fünf feinen aristokratischen Fingern auf seiner linken Wange.

Gwendolin kam atemlos im Bergerschen Pensionat an. Frau Berger hörte schweigend ihre Erzählung, dann sagte sie gelassen: „Das sah ich kommen; so etwas fährt sich nie in einem Lastkarren ein.“

Gwendolins Erregung löste sich schließlich in einem Thränenstrom auf. Frau Berger bettete sie liebevoll auf den Diwan, streichelte das bebende Mädchen und sprach ihr Ruhe zu. Eigentlich war Frau Berger von nichts so fest überzeugt, als daß Gwendolin nicht dazu taugte, Fronddienste zu thun.

Auch Grete hatte längst die Ueberzeugung gewonnen. Was sollte nun werden? Konrad Dorn meinte zu Grete: „Wie die Welt einmal ist, wird's schwer halten, deiner Freundin so leicht wieder eine Stelle als Korrespondentin zu verschaffen! Herr Meyer wird ihr kein gutes Zeugnis ausstellen!“

„Und Gwendolin,“ warf Grete ein, „wird gar keins von ihm wollen, so wie ich sie kenne.“

Da kam zum Glück in alle diese trüben Ueberlegungen hinein ein Brief von Lenzbach an Grete, der Lucian Normanns Ankunft verkündete. Grete war hocherfreut. Vielleicht konnte der raten.

Auch über Gwendolins abgehärmte Züge flog ein Hoffnungsschimmer.

Aber wie langsam schlichen nun die Tage für Gwendolin dahin! Chatenlose Tage im Grunde, denn sie brachte es nicht über sich, mehr als drei Versuche zu wagen, eine neue Stellung zu bekommen. Ueberall ver-

langte man ein gutes Zeugnis und brachte ihr Mißtrauen entgegen, weil sie ihre erste Stelle so schnell verlassen hatte.

„Verlieren Sie nur den Mut nicht,“ sagte Frau Berger. „Es giebt Leute genug, denen es noch schlimmer geht.“ Das war Frau Bergers stehender Trost.

Aber dieser Trost stachelte Gwendolins Verzweiflung nur auf, und Frau Berger fuhr ganz erschrocken zusammen, als jene ungeduldig ausrief: „Ja, Frau Berger, das weiß ich wirklich zur Genüge! Es giebt Mädchen, die wälzen sich im Schlamm der Gasse, es giebt höhläugiges Elend, das im trüben Sumpfwasser des Landwehrkanals endigt! Seit ich in Berlin lebe, allein auf mich gestellt, gezwungen, für mich allein zu sorgen, habe ich alle Unterstufen von Frauenelend kennen gelernt. Mein Gott, ich habe Augen! Augen, die entsetzlich klar sehen. Mich schaudert's, mich friert, ich kann nicht weiter.“

„Aber liebes Kind,“ rief Frau Berger mit gefalteten Händen, „ist das nun Ihre ganze vielgerühmte Kraft und aller Mut? Sind das die Folgen Ihrer Erziehung? Grete sagte mir, Sie könnten wilde Pferde reiten und widerspenstige meistern! Nun? Und ein paar Ungelegenheiten werfen Sie gleich aus dem Geleis?“

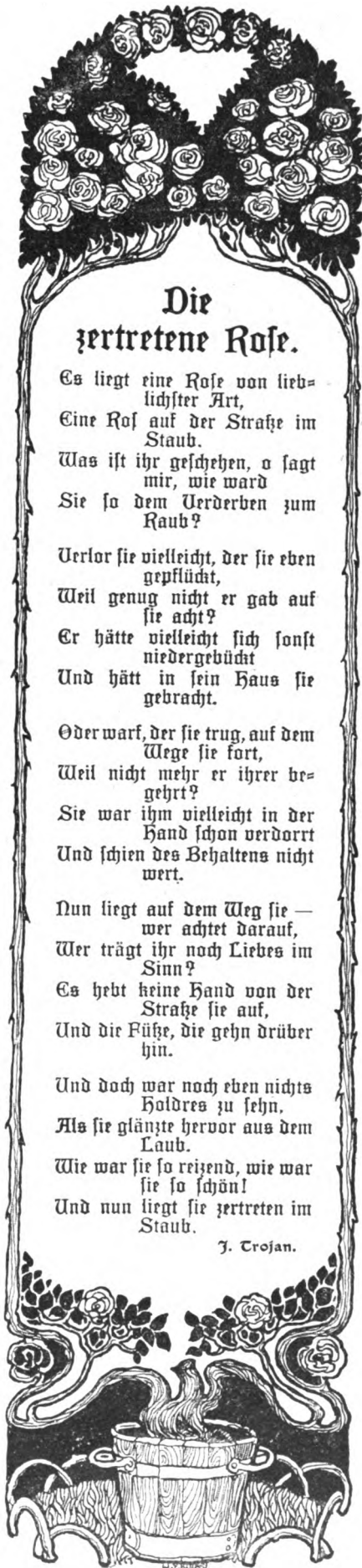
Gwendolin faßte die verarbeiteten Hände der Frau und sagte beinahe demütig: „Ach, verzeihen Sie mir, Frau Berger, und haben Sie Geduld!“

Frau Berger ging kopfschüttelnd hinaus.

* * *

Lucian Mormann kam nach Berlin mit einem Herzen voll Sehnsucht und banger Sorge. Freilich, er mochte sich das nicht eingestehen. Vielleicht war es das erste Mal im Leben, daß er nicht ganz ehrlich gegen sich war. Gwendolin flößte ihm reges Interesse ein, und am liebsten wäre er frei vor sie hingetreten, um sich davon zu überzeugen, ob diese Gefühle einen Wiederhall bei ihr fänden.

Er fand das geliebte Mädchen unglücklicher, als er für möglich gehalten. Und diese Hilflosigkeit



Die zertretene Rose.

Es liegt eine Rose von lieblichster Art,
Eine Ros' auf der Straße im Staub.
Was ist ihr geschehen, o sagt mir, wie ward
Sie so dem Verderben zum Raub?

Verlor sie vielleicht, der sie eben gepflücht,
Weil genug nicht er gab auf sie acht?
Er hätte vielleicht sich sonst niedergebückt
Und hätt in fein Haus sie gebracht.

Oder warf, der sie trug, auf dem Wege sie fort,
Weil nicht mehr er ihrer begehrt?
Sie war ihm vielleicht in der Hand schon verdorrt
Und schien des Behaltens nicht wert.

Nun liegt auf dem Weg sie — wer achtet darauf,
Wer trägt ihr noch Liebes im Sinn?
Es hebt keine Hand von der Straße sie auf,
Und die Füße, die gehn drüber hin.

Und doch war noch eben nichts Holdres zu sehn,
Als sie glänzte hervor aus dem Laub.
Wie war sie so reizend, wie war sie so schön!
Und nun liegt sie zertreten im Staub.

J. Trojan.

machte sie ihm doppelt lieb. Sie erschien ihm rührend, sie, die stolze, die er stets nur hoch zu Pferd und als Siegerin in jeder Lebenslage sich zu denken von klein auf gewohnt war.

Nun saßen sie sich an einem schönen Herbstabend gegenüber in dem alten Garten von Wilhelminenhof. Sie waren wieder dorthin gefahren, weil Lucian meinte, es würde dem Menschen allein schon wohler, wenn er fern von dem Lärm und dem Getriebe der Stadt am Herzen der Natur aufatme. Und hier unter den hohen Einden nahe dem alten Gutshaus konnte man wirklich leicht vergessen, daß man dem großen Babel so nahe war. Der freundliche Wirt hatte einen Strauß Spätrosen auf den Tisch gestellt und sich teilnehmend nach dem Befinden der so bleich aussehenden „gnädigen Frau“ erkundigt. Er lobte seine Rosen, seine frische Milch und empfahl seine guten Fische. Der Schatten eines Lächelns flog über Gwendolins bleiches Gesicht, als Lucian mit einigen geschickt angebrachten Worten und doch mit leiser Verlegenheit dem Alten das Mißverständnis aufklärte. Gutmütig sagte jener dann: „Nun, man kann für gar nichts stehen im Leben, und wer weiß, wie es noch einmal kommt?“ Da schoß Lucian wirklich eine Blutwelle ins Gesicht, und der Alte ging schmunzelnd davon.

Gwendolin verlor nicht ihren Gleichmut. Warum auch? Gab es etwas Unwahrscheinlicheres, als daß dieser sie zu seinem Weib begehre? Seine freundschaftlichen Ratsschläge entsprangen der Gewohnheit seines Standes, zu helfen und zu trösten! Und so müde war sie, so verzagt. Lucian Mormann aber streifte die vornehme Gestalt an seiner Seite mit prüfenden Blicken. Alles war Ebenmaß und Kraft an dieser Frauengestalt und doch in allem ein zartes, ihr selbst unbewusstes Hinneigen, ein Verlangen nach Halt und Ergänzung. Wie gern hätte er diese schlanken Hände in seine Hand genommen und beschwichtigend gesagt: komm, ich will dich führen, liebes Mädchen, über die Brücke, die Leben heißt, die über den Strom geschlagen ist, der zur Ewigkeit führt. Ja, es war eine seltsame Unruhe in

ihm geblieben seit jenem Abend auf dem Friedhof zu Lenzbach. Als sie ihn bei seiner Ankunft vor wenigen Tagen in Berlin so ratlos fragte, was sie beginnen sollte, als Grete ihn bestürmte in ihrer lebhaften, etwas gewaltthätigen Weise, da war es ihm klar geworden, daß er nur einen einzigen Rat wußte: Komm mit mir und laß mich für dich sorgen und arbeiten.

Er gehörte nicht zu den Männern, die sich gering schätzen. Es kam ihm kaum der Gedanke, daß ihre adelige Abkunft ein Hinderungsgrund sein könnte, um sie zu werben. Das hielt ihn nicht ab. Er fürchtete, daß die Gefühle, die in seinem Herzen Wurzel gefaßt hatten, einseitige wären, und daß die Welten, worin sie beide bislang getrennt voneinander gelebt, zwei grundverschiedene Persönlichkeiten geschaffen hätten, die, um gemeinsam gedeihen zu können, eine Liebesfülle brauchten, die auf beiden Seiten gleich groß sein müsse. Er wollte ein Weib, das sein wäre mit jeder Faaser ihres Herzens, das jauchzend in seine kraftvolleren Arme stöße, dessen Herz im gleichen Takt mit dem seinen schlug, dessen Seele den gleichen Zielen zustrebte. Sinnend schaute er auf den Fluß mit seinem flimmernden Wellenspiel. Eilige Schwalben strichen in schnellem Flug darüber hin, weiße Wolken ballten sich am herbstklaren Himmel.

„Was träumen Sie?“ fragte Gwendolin, „sind Sie angesteckt von meinem Trübsinn? Wie schäme ich mich doch, daß ich mich so gehen lasse! Ach, geben Sie mir Ihre Hand, lassen Sie uns Freunde sein.“

Er reichte ihr seine Hand über den Tisch und erwiderte schlicht: „Bedarf es wohl noch dieses äußeren Zeichens? Ich bin Ihr Freund von ganzem Herzen und wollte, ich hätte die Macht, Ihnen zu helfen.“

„Die Macht?“ Sie erhob sich und ging dem Ufer zu, und er folgte, dicht an ihrer Seite gehend. Sie sah sehr bleich aus. Plötzlich rief sie in überwallendem Gefühl: „Ach, ich bin so entsetzlich einsam — arm und verlassen, voll von Leid, und das Leid macht mich nicht gut! Ich zittere in dem Gedanken, auch Sie und Grete könnten mich einst allein lassen.“

Lucian löste schweigend ein Boot und reichte ihr die Hand. Sie stieg wortlos ein. Wie war er doch anders als andere Männer! Er hatte eine stille Macht über sie gewonnen, der sie folgen mußte. Sie und alles, was gut in ihr war, das fühlte sie, und es beglückte sie wunderbar. Sie saß am Steuer, und er führte die Ruder. Sie schaute auf den schönen, kraftvollen Mann, auf die dunklen Wasser, auf den Himmel, der in roten und blauen und goldenen Farben prangte. Sie sah die grünen Ufer, und sie hörte das Zwitschern der Vögel. Ein stilles Glücksgefühl zog in ihr Herz. Blißartig flogen die Bilder der Vergangenheit an ihrem geistigen Auge vorbei, aber stand das Rad des Lebens still? Ja, wenn es so wäre — ihr graute vor der Zukunft, wenn sie allein sein sollte, allein ohne den Mann dort, der vor ihr im schwankenden Boot saß.

„Komteß“ — unterbrach Lucian die Flucht ihrer Gedanken, und seine Worte waren ein Balsam für ihre wunde Seele — „geben Sie mir das Recht, für Sie sorgen zu dürfen! Vielleicht begehe ich ein Unrecht, wenn ich Ihre Verzweiflung, Ihre Schwachheit benutze.

Meine Liebe, Gwendolin, gehört Ihnen. Sie gehört Ihnen seit jenem Abend auf dem Friedhof. Ich werde nie ein anderes Bild in meinem Herzen aufstellen! Gwendolin, werden Sie mein Weib!“

Sie sah ihn mit ihren wundervollen Augen still und glücklich an. Sie konnte keine Antwort in Worten finden. Sie reichte ihm ihre eine freie Hand herüber und blieb stumm. Er konnte sie nicht so lange festhalten, wie er es so gern gethan hätte. Mit wenigen Ruderschlägen trieb er das Boot ans Land und hob sie heraus. Er trug sie mit starken Armen die paar Schritte zum Land, und dann gingen sie noch lange Hand in Hand in dem alten Garten auf und ab, in dem sie heute die einzigen Gäste waren. Als sie Abschied nahmen, lächelte der Wirt verschmigt. Er täuschte sich so leicht nicht.

Lucian war wie ausgewechselt.

„Ach, Gwendolin,“ sagte er, und heller Jubel klang aus seiner Stimme, „wie segne ich deine Unfähigkeit, Seide zu verkaufen, und deine große kaufmännische Untüchtigkeit! Wie sollst du mir aufblühen im stillen Pfarrhausfrieden!“

Ja, Frieden und Ruhe, das schien ihr das einzig Begehrtenwerte. Sie liebte diesen schlichten, kraftvollen Mann, sie gelobte ihm Treue, sie gelobte sie ihm mit aller Kraft ihrer Seele.

Greten Jubel war grenzenlos und Dorns Freude aufrichtig und herzlich. Als er Gwendolin die Hand drückte, um ihr Glück und Segen zu wünschen zu diesem Schritt, hielt er sie etwas länger und schaute ihr ernst und prüfend in die strahlenden Augen.

„Allezeit getreu — hold und gegenwärtig — steht's nicht so in Ihrem Wappen, Komteß? Seien Sie dies für Lucian!“

* * *

Acht Tage später stand Lucian daheim in Lenzbach in dem kleinen Küstergarten. Selbst die Spätrosen blühten nicht mehr, aber Lilien und bunter Mohn dufteten ihm entgegen, und stolze Georginen standen wie stramme Wächter längs des Bretterjauns. Die alte Frau, die ihn an der Schwelle des Hauses in die Arme schloß und zärtlich küßte, war voll zitternder Aufregung. Befangenheit und eine gewisse Verlegenheit war ihrer Freude beigemischt. Lucian entging dies nicht. Auch Vater Normann war anders, als ihn der Sohn zu finden hoffte. Verwundert sah Lucian die Eltern an. Er hatte sich kaum in den alten, bequemen Sessel niedergelassen, den die zärtliche Mutter an den Kaffeetisch gerückt, als er auch ohne langes Zaudern fragte: „Vater, Mutterchen, billigt ihr nachträglich meine Wahl nicht?“

Küster Normann war gerade dabei gewesen, seine Pfeife in Brand zu stecken. Er paffte etwas umständlicher, als nötig gewesen wäre, und räusperte sich auch dann noch, als er anhub mit belegter Stimme: „Mein Sohn, ich sollte etwas gegen deine Wahl haben? Nein und ja, wie man's nimmt. Man spricht und urteilt, wie man's versteht. Ich meinte immer: Art zu Art. Nicht, daß mir deine Braut mißfiel! Sie ist schön, gesund, wie ich es liebe am Weib, wie deine Mutter in natura zeigt. Aber sie ist adelig, und wir sind Bürger-

leute. Du meinst ja, die Liebe gleicht alles aus? Ja, so soll es wohl sein, aber ob es so ist — ob sie dich mit dieser Liebe liebt? Es braucht die Probe aufs Exempel, und da man die nicht so ohne weiteres machen kann, so müssen wir abwarten, ob die Zeit Rosen bringt. Das möchte ich wissen, ob die Komtesse den Pastor Lucian Mormann, Küster Mormanns Sohn, genommen hätte als reiche Generalstochter mit einem Stall voll Pferden! Das peinigt mich! Auch wollte ich deiner Mutter gewünscht haben, du hättest ihr eine Tochter ins Haus geführt, die — nun, die uns liebt, wie wir sind, auch im Alltagskleid. Eine, vor der wir nicht immer im Sonntagsstaat auftreten müssen mit den Goldtassen auf dem Tisch."

"Aber lieber Vater —"

"Laß ihn doch ausbrummeln," rief die Alte dazwischen. Und während sie das folgende sprach, hielt sie mit der einen Hand die des Sohnes und mit der andern streichelte sie manchmal ihren Küster: "Sie würde ihn auch lieben, wenn sie noch das reiche Mädchen wäre. Warum sollte sie das nicht?"

Sie war ganz empört bei diesem Gedanken.

"Aber ob sie arbeiten kann, wie es eine Pfarrersfrau auf dem Land nötig hat? Kann sie kochen, flicken, stopfen? Säen, Unkraut ausziehen? Ach, der große Garten! Ob sie haushalten kann mit dem wenigen, was du im Anfang haben wirst — das macht mir Sorgen!"

Lucian war so glücklich und so siegesfroh. Die Sorgen der Eltern verscheuchte er bald mit guten Worten. Und sie gingen bereitwillig auf alle seine frohen Zukunftssträume ein, wollten sie ihm doch nicht seinen Jubel trüben.

Küster Mormann hörte schweigend zu, wie der Sohn alle Vorzüge Gwendolins herzählte, dann stellte er seine Pfeife beiseite und ging hinüber in seine Amtsstube zu seinen Kirchbüchern. Wie er da so allein saß, schüttelte er immer wieder den Kopf. Eine Gräfin als Schwiegertochter? Aber um seines Sohnes willen spann er seine Befürchtungen nicht weiter aus.

Frau Mormann hatte nun alle Hände voll zu thun. Sie richtete die beiden Stuben, in denen Bretens Vater gewohnt und die im Oberstocck lagen, zum Empfang ihrer Schwiegertochter her. Lucian küßte oft, gerührt von so viel Liebe und Güte, die fleißigen Hände, die das Nest so sorgsam bereiteten für jene, die er über alles liebte.

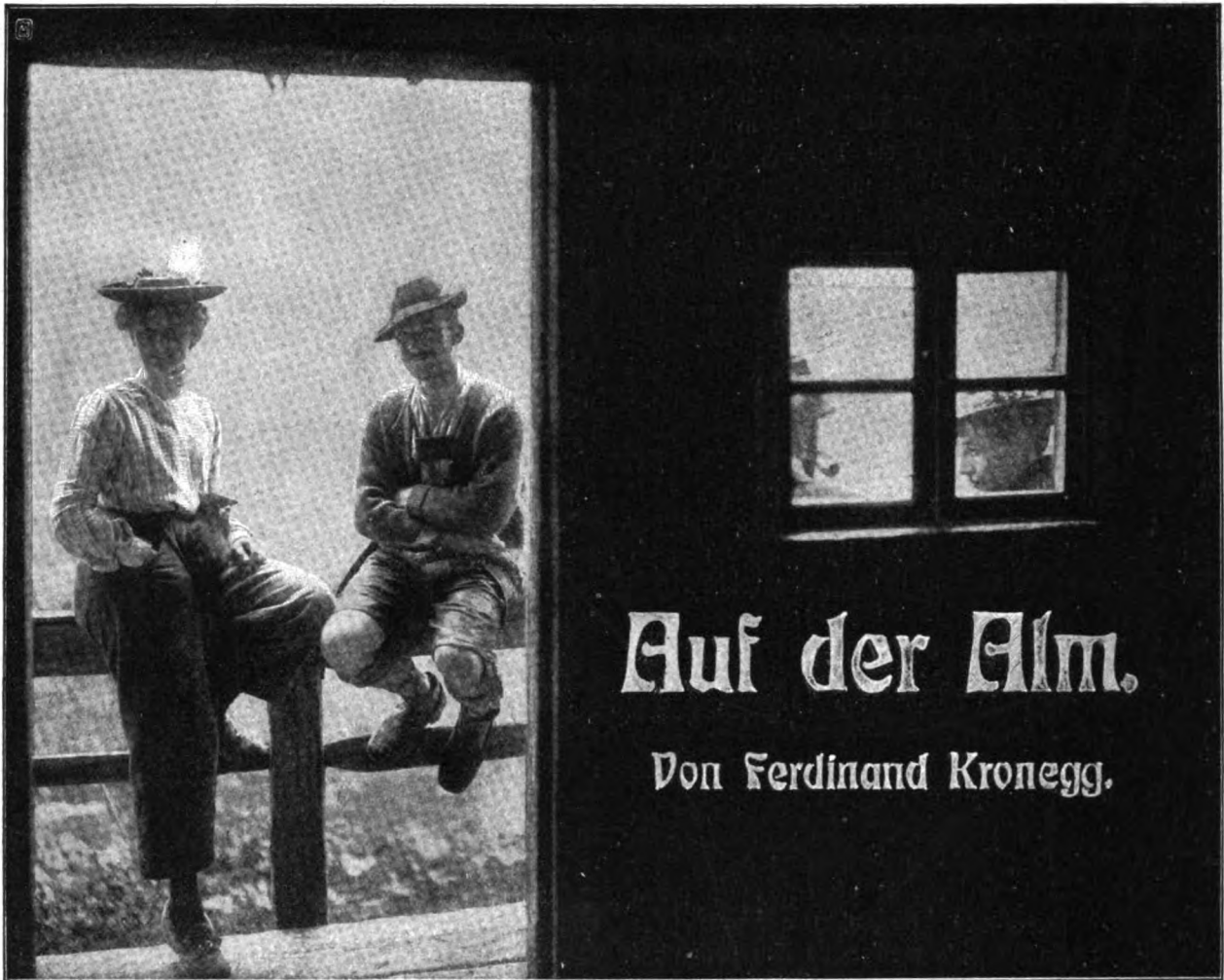
Eine Stunde von Lenzbach entfernt lag Schöneiche. Er hatte sich um die dort erledigte Pfarrstelle beworben, weil es ihm ratsamer vorkam, seine junge Ehe in neuen Verhältnissen zu beginnen. Auch hatte ihn die eigentümliche Schönheit der Gegend nicht wenig bestochen, sich gerade um diesen Ort zu bewerben. Schöneiche lag in einem lieblichen Flußthal. Die geschwungenen Hügel, die es begrenzten und die von größeren Bergen im Hintergrund überragt wurden, deren groteske Formen außerordentlich romantisch ausahen, waren teils herr-

lich bewaldet, teils an ihren Anfängen im Thal mit schönen Obstbäumen bepflanzt. Lucian war gewiß, auch Gwendolin würde sich leicht hier einleben, zumal, da auch eine Bahnlinie dies liebliche Thal mit der übrigen Welt verband.

An einem schönen Oktoberabend überschritt Gwendolin zum erstenmal als Braut an Lucians Arm die Schwelle des Küsterhauses. Die beiden Alten standen im Hausflur, und wenn schon Gwendolin mit aufrichtiger Herzlichkeit die Eltern ihres Verlobten begrüßte, fanden doch alle drei nicht gleich den rechten Ton.

Der Jungen war es peinlich, sich von der alten Frau bedienen zu lassen, und doch war das so schnell nicht aus der Welt zu schaffen, denn es handelte sich manchmal um die einfachsten Dinge, die Gwendolin nicht zu machen verstand. Da aber keine Magd gehalten wurde, so fiel die Arbeit auf die alte Frau. Diese that alles gern, herzlich gern, es hätte nur mehr anerkannt werden müssen. Daß dies nicht in dem gewünschten Maß geschah, lag weniger an dem bösen Willen der jungen Braut, als an ihrem gänzlichen Unbekanntsein mit solch engen Verhältnissen. Ohne daß es in ihrer Absicht lag, stieß sie an und verletzte die beiden guten Alten. Lucian sah dies alles. Er hatte immer ein Trostwort oder einen Scherz zur Hand, um die Sache wieder zurechtzurücken und auszugleichen. Natürlich lag es ihm doppelt am Herzen, die Hochzeit zu beschleunigen, damit Gwendolin endlich im eigenen Heim die ersehnte Ruhe finden könnte! Es gab viel zu erneuern im Pfarrhaus zu Schöneiche, das dreihundert Jahre alt war. Die in die steinernen Thorposten gemeißelten Jahreszahlen bekundeten dies, und das merkwürdige Aussehen der übrigen Gebäulichkeiten, besonders des Wohnhauses, strafte diese Kunde nicht Lügen. Seine vielen Fenster und das spitze, weit überhängende Dach, die niedrigen Stuben, an deren Decken sich Querbalken hinzogen, und das prachtvolle Treppengeländer waren eine Augenweide für den Kenner und Liebhaber solcher alten Heimatkunst. Lucian litt nicht, daß seine Braut vor der Hochzeit herauskam. Sie sollte das Nest erst sehen, wenn es fertig war. Wie hatte er in den wenigen Wochen das wunderliche Haus liebgewonnen! Schöne Träume umflatterten den spitzen Giebel, innige Segenswünsche begleiteten die Arbeit der Handwerker, die das Haus instandsetzten. Mit dem Rest von Gwendolins Vermögen und einem großen Zuschuß aus Küster Mormanns Sparkasse wurde eine Aussteuer besorgt. Frau Mormann holte ihre Einnenschätze ans Licht und war wehmütig gestimmt, daß die junge Braut nicht seliger war über diesen soliden Vorrat an Bettlaken und Tafeltüchern. Eine wirkliche Herzensfreude war eben diese Verlobung bis heute nicht geworden für die beiden Alten. Da gab es keine Brautvisiten und keine Gesellschaften im Kreis der Freunde und Gevattern, alles ging still und geräuschlos seinen gewohnten Weg wie alle Tage.

fortsetzung folgt.



Craut, München, phot.

Ob's foa Sänd giebt auf der Alm drob'n?
 Sell woas dengericht i net g'wis —
 Aber der hat ganz g'wis g'sündigt,
 Der auf foana drob'n g'wen is!



Die Zeit, wo die „Almhütt'n“ den berg-
 hungrigen Touristen als „Stützpunkte“
 bei Partien dienen mußten, oder wo sie
 überhaupt die einzige Unterkunft in höhe-
 ren Regionen boten, sind längst vorbei.

Die großartige Thätigkeit des deutsch-österreichischen Alpen-
 vereins zur „Aufschließung“ der herrlichsten Teile der
 deutschen Alpen hat die „Almhütten-Poesei“ in zweite
 Linie geschoben. Jeder Hochtourist strebt heute zum Ueber-
 nachten nach einer „Unterkunftshütte“ mit ihrer Behag-
 lichkeit und dem verhältnismäßig immer großstädtisch
 guten „Papperl“, das dem „ewig Käsernen“ der Alm-
 hütte und ihren verschiedenen „Miliarten“, als da sind:
 die „G'stöckelte“, „A'grahnte“ und so fort denn doch
 von einem „Stadtfrack“ vorgezogen wird.

Aber trotz der „grüabigen“ Hütten des Alpenver-
 eins, wo es so schöne Betten, so schmackhafte Konserven
 und meist auch ganz brillantes Münchner Bier giebt,
 zieht es viele Städter doch immer wieder, wenigstens
 zu einem Besuch, nach der Almhütte.

Der poetische Reiz, der über diesem Wort liegt, hat noch
 lange nicht seinen alten Zauber verloren. Es ist eben die
 uralte Sehnsucht nach jenen patriarchalischen Verhält-
 nissen, wo der Mensch noch im innigsten Anschluß an die

Natur lebte — und was ist es denn anders, das alljährlich
 die vielen Tausende hinein in die freie Welt der Alpen
 treibt, als die ewig unstillbare Sehnsucht, „sich von der
 heiligen Mutter Natur in die Arme nehmen zu lassen“?

Da flieht denn gern selbst der behäbigste „Chalontel“,
 der sich die Bergesgipfel und Alpenvereinshütten am
 liebsten durch ein Bierglas von der Veranda des Hotels
 ansieht, einmal hinauf in die Abgeschiedenheit und Stille
 der Alm. Denn „gesehen haben“ soll man's ja doch
 — und der Aufstieg zu einer Alm ist noch immer keine
 Ersteigung eines Vajoletturms. Zudem haben die
 Almer in ihrer angeborenen Pffiffigkeit schon längst den
 „volkswirtschaftlichen Nutzen des Fremdenverkehrs“
 gründlich erkannt, und wenn auch hier und da noch ein
 besonders eifriger Pfarrer von der Kanzel gegen die
 Ueberschwemmung des Landes durch „norddeutsche
 Lutherische“ donnerte — die wackeren Almer schmun-
 zelten, ließen den Pfarrer reden, sagten voll Herzlichkeit
 ihr „Gelt's Gott für die schöne Predi“ und — schauten
 zu, daß recht viel Fremde auf ihre Almen kamen. Denn
 wo konnten sie bessere Preise für ihre „A'grahnte“
 oder ihren halbgaren „Kas“ erzielen?

So kennen denn heute die Almbewohner in jenen
 besonders bevorzugten Gegenden Oberbayerns, Berchtes-
 gadens und im „Werdenfeller-Landl“ bis hinüber ins
 käserreiche Allgäu sehr genau die „Saison“ in ihren
 Unterabteilungen, wie Vor-, Hoch- und Nachsaison.



An feurigem Buam is hoa Wasser fet' z' nass!

Sie haben sich an vielen Orten schon nach Art der Hoteliers einen ganz artig arrangierten gegenseitigen Reklamedienst eingerichtet, und zwar in der Weise, daß der Bergwirt — und in welcher Höhe, wo nur halbwegs eine nette Aussicht ist, giebt's heute kein Bergwirthshaus? — ihnen wißbegierige Gäste hinaufschickt, während sie ihm wieder jene Touristen „zuwiiweisen“, die von der andern Seite des Berges kommen.

Ja, nicht nur die Kultur und mit ihr der Hotelgeschäftsgeliste haben auf den meisten Almen schon ihren Einzug gehalten, sondern auch die Romanik — und zwar die schönste, himmelblauste Liebesromantik. Die Geschichte von dem mudelsauberen Almadeandl in der Hinterriß ist gar vielen „Kolleginnen“ zu Kopf gestiegen. Die G'schicht ist aber auch gar schön, wenn sie auf der Alm „verzählt“ wird.

Da kam im Jahr 1895 ein junger, reicher Engländer nach Tölz. Er sprach ganz gut deutsch — und das ist gewiß die Hauptsache, denn keine von unsern Almerinnen kann englisch oder weiß ganz genau, wo's „Englische liegt“. Also der junge Tourist fragelte eines Tags wieder auf eine Alm, sah dort die Ebnerhof-Midei, ein blutjunges Ding von fünfzehn Jahren und nebenbei ein „blutarms Leut“, aber sauber — sauber . . .! So ein Engländer schwärmt nicht lange — er ging zu dem „bluatarma Vattern“, kimperte mit einem Haufen Goldstücke, daß dem armen Teufel von Flogarbeiter ganz schwummerlich wurde — na, und dann kam das Midei als Fräulein Marie in ein feines Pensionat nach München, und in drei Jahren war sie eine wirklich pikfeine, allerliebste Städterin geworden, die heute als Frau des romantischen Engländers in der Gesellschaft sehr gute Figur macht.



Der Seppel und s' Midei.

Aber auch die „Buam“ auf der Alm träumen von romantischen Abenteuern. Haben doch schon mehrere ganz gute Partien gemacht durch Frauen, die als Couristinnen auf die Alm kamen und sich in den feschen Berglerburschen verschauten. Die bayrischen Oberländer sind allerdings ein ausgesucht schöner Menschenschlag, und Bismarck selbst war es, der ihnen nachrückte, daß sie „in Gang, Haltung und Gebaren so viel unbewußt Aristokratisches haben“. Und wer sich die Geschichte vielleicht in Bozen noch nicht erzählen ließ, dem sei sie hier kurz angedeutet. Der eiserne Kanzler hat sich als Jüngling auch einmal in ein taufrisches Berglerdeandl verschaut, hat's so sehr närrisch gern gehabt, daß er's um jeden Preis heiraten wollte. Also wäre auf ein Haar eine saubere Almerin Frau Reichskanzler geworden! Wer's nicht glaubt, der gehe nach Bozen und lasse sich von „Zeitgenossen“ die Sache näher „ausdeutschen“. — Neben ihrer äußeren Schönheit haben diese Bergler aber auch eine innere Schönheit: eine hohe Begeisterung für Kunst und Musik.

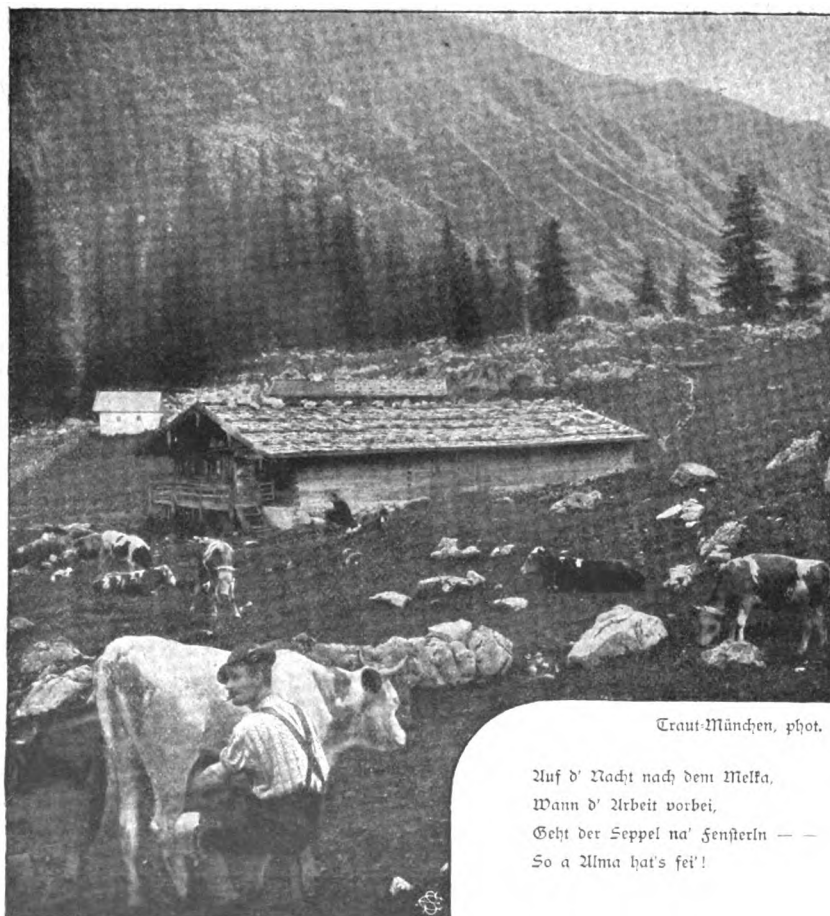
Ihr natürliches Talent zum „Komedig'spiel“ ist ja heute durch die verschiedenen „Originalbauerntheater“



Einkuhr im Bergwirthshaus.

in ganz Deutschland bekannt. Es überrascht daher auch die Besucher Norddeutschlands nicht mehr allzusehr, wenn sie auf Spaziergängen aus verschiedenen Almhütten und Stadle den Seppei und die Eisei in höchst geschwollenem Pathos deklamieren hören; die „g'studieren“ eben gerade für irgend ein Ritterstück voll Hingebung ihre Rollen.

Weniger bekannt als die dramatische Begabung ist das musikalische Talent der bayrischen Oberländer, und doch ist dies entschieden das hervorragendere. Die kleinsten „Hüatabuam“ schneiden sich schon selbst ihre Panflöten, oder sie spielen auf dem Birnbaumblatt. Solis und Duette von bewundernswürdiger Technik. Werden sie größer, dann ist all ihr Sparen darauf gerichtet, sich auf dem Jahrmarkt einen „Sozhobel“ kaufen zu können, wie die Mundharmonika allgemein heißt. Die fehlt dann auf keiner Alm — kein „Hüatabua“ zieht ohne sie auf die Weide. Nicht mindere Kunstfertigkeit kann man aber auch auf dem primitiven blechernen Zehnpfennigflötchen finden, wie sie auf Jahrmärkten feilgeboten werden. Es ist geradezu überraschend, zu welcher Meisterschaft diese Almbuben es da oft bringen. Sie begnügen sich auch nicht mit einer, sondern blasen auf zweien durch die Nasenlöcher die kunstvollsten Sachen. Jetzt endlich fällt das Auge der „Unternehmer“ auch auf diesen Zweig oberbayrischer Kunstfertigkeit, und ein Impresario ist eben damit beschäftigt, an Stelle der stark überlebten Bauerntheater ein „Bauernüberbrett!“ treten zu lassen, wofür schon eine ganze Anzahl Almer und Almerinnen für die Winterfaison „gewonnen“ sind. Jeden-



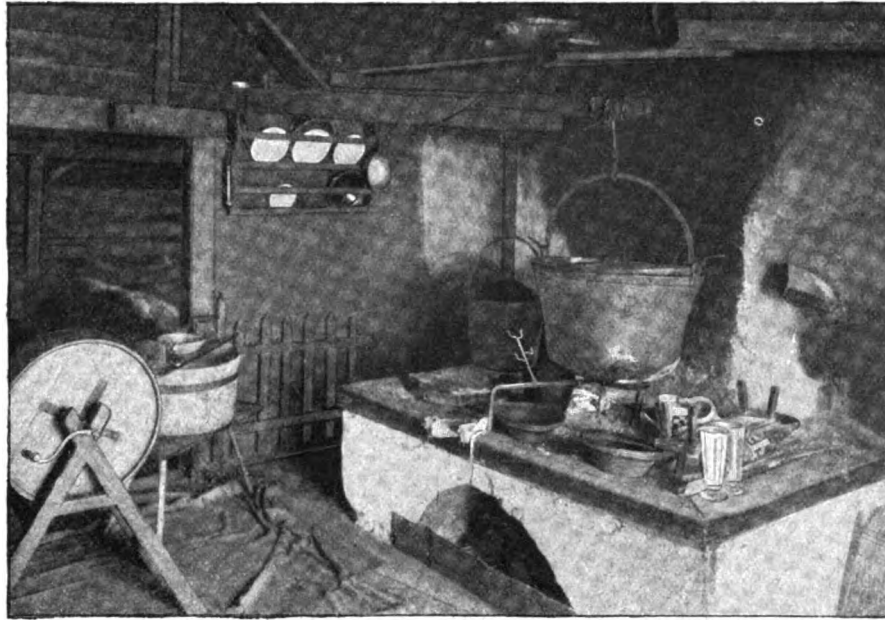
Traut-Mädchen, phot.

Auf d' Nacht nach dem Melka,
Wann d' Arbeit vorbei,
Gehst der Seppel na' Fensterln —
So a Alma hat's fei'!

falls könnte die Sache lustiger werden als manches rührselige, verlogene Originalbauernstück.

Daß uns auf den bayrischen Bergen heute noch die male-
risch-schönen Trachten so vollkommen erhalten sind, ist wohl mit ein großer Anziehungspunkt für Almbesuche. Der Dank hierfür gebührt in erster Linie den

Münchener Volkstrachtenvereinen, die sich ihre „Arbeitsgebiete“ ganz nach Muster der Alpenvereinssektionen in den einzelnen Teilen des Hochlandes ausgesucht haben. Hand in Hand mit der reizenden Tracht geht eine außerordentliche Reinlich-



Im „Kuchert“.

Crant, München, phot.

keit, von der die Bauernwirtschaften Niederbayerns, namentlich im bayrischen Wald und Tirols, nicht eben theilhaft abstecken.

Reinliche Sauberkeit: das ist der große Vorzug in diesen Berghütten vom Salzburgerischen an bis hinüber ins Allgäu, wo der Reinlichkeits-sinn seinen Höhepunkt erreicht, denn nicht mit Unrecht heißt es, daß man bei

so einem „Almfaser“ im Kuhstall am Boden Table d'hôte speisen kann.

Wie reizend und einladend sieht da nur so eine „Klauf'n“ aus, das Schlafkammerchen der Almerin — und



Bei der Läfet in der „Klauf'n“.

Crant, München, phot.

wie blitzsauber und schmuck kommen die Burschen und Mäd' daher, wenn sie am Sonntag hinab in die Kirche geh'n.

Da spielt denn auch manches blitzsaubere Stadtfräulein einmal ganz gern „Almerin“ und zeigt sich mit dem feischen „Hü-attei“ und der ganzen „Kluft“ dem staunenden Volk.

So ist denn heute die Alm nicht

nur für den Städter noch immer ein Ort, wo er gern hingeh't und sich „mit Bauernvolk vermengt“, sondern auch für die Almer selbst ist der Sommer jetzt trotz



Die ersten Gäste der „Saison“.

Traut, Mänchen, phot.

aller Arbeit und Mühe eine heiß-ersehnte Zeit, denn er beschert ihnen so manches, was sie Monate hindurch entbehrt und woran sie sich allmählich gewöhnt haben. Er bringt ihnen die fidele Fremden aus aller Herren Ländern und damit Unterhaltung und Abwechslung aller Art, Anregung und — Geld vor allen Dingen. Und Geld hat ja überall in

der ganzen Welt einen guten Klang — auch dort droben in den Bergen auf der einsamsten Alm, wo die Schellen des friedlich grasenden Viehs harmonisch läuten.

Zur Psychologie der Kindersprache.

Von Prof. Dr. J. Dieffenbacher (Freiburg i. B.).

Kindersprache — geheimnisvoll, wunderbar klingt sie dem laufschenden Ohr der liebevoll sorgenden Mutter. Und wie versteht diese aus den uns andern Menschen kaum verständlichen Lauten des teuren kleinen Wesens herauszuhören, was es zu sagen hat von seinen Schmerzen und Leiden, von seinen kleinen Sorgen und Ängsten, seinem Verlangen und Wünschen! Nach dem Völkerpsychologen Wundt besteht Sprache in Lautäußerungen oder in andern sinnlich wahrnehmbaren Zeichen, die, durch Muskelwirkungen hervorgebracht, innere Zustände, Vorstellungen, Gefühle, Affekte nach außen kundgeben. So wären auch diese ersten lautlichen Kundgebungen des Kindes Sprache. Und doch werden wir jene unartikulierten Laute nicht so nennen können, so wenig wie jenen Schmerzenslaut, mit dem der kleine Weltbürger sein Erscheinen zu verkünden pflegt. Sprache kann dies alles nicht sein, weil es reine Gefühlsäußerungen sind, weil es sich nicht um den Ausdruck von Vorstellungen handeln kann, die geschaffen oder von andern übernommen werden, um andern den eigenen Gedankeninhalt mitzuteilen. Trotz alledem liegt für den Psychologen, der dem Geheimnis der Kindersprache nachgeht, in diesem Gelall und Geplauder, diesem Lautenspiel des Kindes eine Quelle der interessantesten psychologischen Studien, denen er sich nicht minder aufmerksam hingiebt, wie die glückliche Mutter den sprachlichen Künsten ihres Liebling.

Verhältnismäßig früh pflegen sich beim gesunden Kind die ersten Anzeichen des Sprechenswollens einzustellen. Allerlei seltsame, unartikulierte Laute, die die Psychologen Urlaute nennen, bringt das Kind am Ende des ersten Vierteljahrs seines Lebens hervor. Ein absonderliches Getöse! Dieses eigentümliche Gurgeln und Quietschen, Schmatzen und Schnalzen, es hat gar wenig Ähnlichkeit mit unsern, mit den späteren Sprachlauten. Genaue Beobachter haben mit Recht hervorgehoben, daß von einer Nachahmung etwa gehörter Laute nicht die Rede sein kann. Eine Nachahmung der Sprache der Umgebung hier anzunehmen, ist geradezu widersinnig, eine solche hätte zur Voraussetzung ein weit über den tatsächlichen Zustand hinausgehendes Gehör- und Unterscheidungsvermögen. Es ist kein Zweifel, das Kind handelt ganz unabhängig von der menschlichen Umgebung, es folgt einem in ihm ruhenden Bethätigungstrieb. „Wie das Kind mit den Händchen und Füßchen zappelt und strampelt,“ sagt Liebmann in einem jüngst erschienenen Aufsatz über die sprachliche Entwicklung und Behandlung geistig zurückgebliebener Kinder, „so wird es von dem gleichen Thätigkeitsdrang getrieben die geschilderten merkwürdigen Urlaute zu produzieren.“ Mit diesen unermüdelichen Exerzitien der Sprachwerkzeuge schafft sich das Kind das Material zu seiner zukünftigen Sprache. Eine unübersehbare Mannigfaltigkeit

von Lauten, von denen nur ein ganz geringer Teil in die spätere Sprache übergeht, tritt hier zu Tage. Solche Kallmonologe der Kinder sind mehrfach aufgezeichnet worden, sie haben eine staunenswerte Fülle von Lautschöpfungen erkennen lassen. Bei der Unfähigkeit unserer Schriftzeichen, diesen Lauten lautphysiologisch auch nur im entferntesten gerecht zu werden, wird ein vergleichendes Studium dieser Urlaute erst möglich werden, wenn wir von solchen Kallmonologen phono-graphische Aufnahmen herstellen und sie in einem psychologischen Institut sammeln. Diese Urlaute besitzen meines Erachtens nicht nur für die uns beschäftigende Frage von der Entwicklung der Kindersprache, sondern für die Volkspychologie überhaupt eine weitgehende Bedeutung.

Verfolgen wir die Entwicklung der Sprache beim Kind in ihrem weiteren Verlauf! In der zweiten Hälfte des ersten Lebensjahrs geht der kleine Sprachkünstler dazu über, gewissen Lautverbindungen, vor allem den für die Kindersprache so charakteristischen Lautwiederholungen vor andern Gebilden den Vorzug zu geben. Ein behagliches Gefühl durchströmt den kindlichen Sprachhelden, wenn er in endloser Wiederholung Lautreihen wie da-da-da-da, ba-ba-ba-ba, ma-ma-ma-ma zum besten giebt.

Was das Kind bis zu dieser Stufe der Entwicklung auf dem Sprachgebiet geleistet hat, muß als sein eigenes Werk angesprochen werden; seine Sprachbethätigung bis dahin war völlig spontaner Art. Ja, wir können getrost behaupten, daß ein Kind, das ganz isoliert, abseits von menschlicher Umgebung, aufwüchse, in seiner sprachlichen Entwicklung so weit gelangen müßte. Das will uns zwar beim Menschen als etwas Unmögliches erscheinen, aber der Vergleich mit der Tierwelt kann uns eines Besseren belehren. Bei den Singvögeln sehen wir die Fähigkeit, aus sich selbst heraus den Gesang zu schaffen, als selbstverständlich voraus. Bin ich etwa nicht fest von dieser Tatsache überzeugt, wenn ich mir von einem Freund einen ganz jungen Kanarienvogel schenken lasse, in der sicheren Erwartung, daß das Tierchen mich zur gegebenen Zeit mit seinem Gesang erfreut? Selbst wenn ich es abseits von allen Vögeln aufwachsen lasse, erfolgt sein Singen mit wunderbarer Präzision, so daß es mir den Eindruck macht, als habe ein unsichtbarer Meister ihm seine Kunst gelehrt. Für einen Kenner wird zwar dem Gesang des Tierchens etwas Unbeholfenes, fremdartiges, Unabgerundetes anhaften. Will ich deshalb einen schönen Gesang haben, so werde ich meinen Vogel einem älteren Sänger in die Lehre geben. Dieser spielt für den Gesang des jungen Tierchens die gleiche Rolle, wie die menschliche Umgebung für die Sprache des Kindes. Geschaffen hat diese bis dahin dem Kind nichts; von nun an aber kann sie fördernd und umgestaltend in gewaltiger Weise in die Sprachentwicklung eingreifen.

Natürlich wird niemand den ungeheuren Einfluß der Umgebung des Kindes auf seine Sprache leugnen wollen. Und doch liegt die Sache nicht so einfach, als man bei oberflächlicher Betrachtung anzunehmen geneigt wäre. Wir begegnen nämlich in der Kindersprache des zweiten Lebensalters einer Reihe von Wörtern und Wortbildungen, die offenkundig mit jenen früheren, als eigene Schöpfungen des Kindes angesprochenen Lautwiederholungen in Zusammenhang stehen, wie: „Wauwau“ Hund, „Gogag“ Ei, „Pipi“ Vogel. Worte, die nur in der Kindersprache gebraucht und später wieder abgestoßen werden. Sind diese eigenartigen „Kallworte“ Erfindungen, Schöpfungen der Kinder, oder hat auch hier die Umgebung des Kindes ihre Hand mit im Spiel? Die Forscher und Beobachter der Kindersprache haben darauf eine verschiedene Antwort gegeben, so daß wir zwei Gruppen unter ihnen unterscheiden können. Die eine läßt sich von

der vorher beobachteten Selbstthätigkeit des Kindes in der ersten Entwicklung derartig blenden, daß sie der Meinung ist, das Kind selbst sei der eigentliche Sprachschöpfer im weitesten Sinn des Worts. Schon Rousseau bemerkt, „da das Kind alle seine Bedürfnisse zu erklären genötigt war und demnach der Mutter mehr mitzuteilen hatte, als diese ihm, so war es selbst am meisten gezwungen, zu erfinden, und somit ist die Sprache, die es hierzu anwandte, größtenteils sein eigenes Werk.“ Einen ähnlichen Standpunkt vertritt Lemoine (De la physionomie et de la parole. 1865). Das Kind habe an der Sprache, die man es lehre, mehr Anteil, als man denke; es erfände sie zur Hälfte, während man sich dem Glauben hingäbe, sie ihm ganz zu schenken. Das erste Wort, das es ausspreche und dem es einen Sinn beilege, sei nicht ein Wort der Muttersprache, die es von seiner Wärterin lerne. Die recht arme Sprache des Kindes, deren Wortschatz sich aus einigen Lauten, modellierten Schreien zusammensetze, sei das Werkzeug, dessen sich die Mutter später bediene, um es die gelehrte Sprache seines Landes und seines Jahrhunderts verstehen und sprechen zu lehren.

Dem gegenüber erklärt Wundt: „Das Kind giebt die Laute her, aber der Erwachsene erst weist ihnen ihre Bedeutung an und verleiht ihnen so den Charakter von Sprachlauten. Die Mütter und Ammen, die sich der Lautfähigkeit des Kindes und seiner Vorliebe für Lautwiederholung affomodieren, sind also die eigentlichen Erfinder der Kindersprache.“ Ähnlich äußert sich auch Paul in seinen berühmten „Prinzipien der Sprachgeschichte“, wo er von dem onomatopoeischen Charakter der die Wiederholung liebenden Kindersprache handelt. „Die Sprache ist nicht eine Erfindung des Kindes. Sie wird ihm so gut wie jede andere Sprache überliefert.“

Wie bei vielen Erscheinungen wird das Richtige in der Mitte liegen. Man wird deshalb dem neuesten Bearbeiter dieser Frage, Ament (Begriff und Begriffe der Kindersprache, Berlin 1902), recht geben, der sein Urteil dahin zusammenfaßt: „Dem Kind ist sprachliche Spontaneität angeboren, die zunächst und vorherrschend als eine unwillkürliche, später als eine willkürliche betrachtet werden muß, und Mütter und Ammen fixieren, überliefern und nachahmen nur seine spontanen Bildungen.“

Die Frage, wie weit die Kinder auch nach der Kallperiode noch selbstthätig schöpferisch beteiligt sind, hängt in ihrer Beantwortung mit der andern zusammen, ob sich auch heute noch bei Kindern aus der frühesten Kindheit selbstgeprägte Worte nachweisen lassen. Solche von der Umgebung unabhängige Schöpfungen sind häufig beobachtet worden, so von Caine, Darwin, Compayré, Preyer und andern. Wundt jedoch ist diesen „angeblichen Worterfindungen“ der Kinder in seiner „Völkerpsychologie“ energisch zu Leibe gerückt, er kommt zu dem Ergebnis, „nicht ein einziges Wort könnte als vom Kind selbst erfunden nachgewiesen werden.“ Es handle sich in allen diesen Fällen um ein Verhören und entzweitertes Wiedergeben eines unsicher aufgefaßten Wortes der Umgebung. Im folgenden möchte ich nun ein auf eigener Beobachtung beruhendes Beispiel der Wortschöpfung eines Kindes geben, das der scharfen Kritik Wundts wohl standzuhalten vermag.

Mein kleines Söhnchen, damals 15 Monate alt, schuf sich für Pferd, obwohl es das der Kindersprache angehörige Wort „hotta“ gewiß von Mutter oder Amme gehört hatte, ein eigenes, durchaus selbständiges, durch keinen Ausdruck der Umgebung beeinflusstes Wort; es bezeichnete nämlich jedes Pferd, dem es begegnete, mit den folgenden, die erste Silbe stark betonten, dann allmählich in der Constärke abfallenden Lauten, die ich etwa so wiedergeben möchte: „h-wü — hu — hu — hu.“

Offenbar ahmte das Kind das Wiehern der Pferde nach, wie ja eine Menge von solchen Kinderwörtern auf diesem Prinzip beruhen. Der Knabe kam tagtäglich an einem Droschkenhalteplatz vorbei, wo er offenbar seine Studien machte. Meines Erachtens haben wir es hier bei diesem in seiner Art klassischen Onomatopoeikon, das aus einer scharfen Beobachtung des Knaben entsprungen ist, mit einer völligen Neuschöpfung zu thun. Von einer Nachahmung eines Wortes aus der Umgebung kann nicht die Rede sein, da kein Mensch die Pferde so zu benennen pflegt und auch alle Personen, die mit dem Kind zu thun hatten, nachweislich niemals ein Pferd so genannt haben.

Daß wir so selten Gelegenheit haben, derartige Neuschöpfungen des Kindes zu beobachten, hängt damit zusammen, daß wir den Kindern fast niemals Gelegenheit zur Selbstthätigkeit gewähren. Die Sprache des Kindes wird unter dem Einfluß der Umgebung in eine verfrühte Entwicklung hineingetrieben. Die Umgebung zwingt schließlich dem Kind eine fertige Sprache auf; und mit Riesenschritten durchmisst das Kind in seiner dritten Sprachperiode eine jahrtausendjährige Bildungsepoche der Sprache.


Wohl die wenigsten Eltern ahnen, wenn sie dem Geplauder ihres Kindes lauschen, wenn sie sich erfreuen an dessen sprachlichen Fortschritten vom ersten Lallen an bis zu dem Augenblick, wo die einzelnen Worte immer deutlicher sich gestalten, wohl die wenigsten werden es sich bewußt werden, daß an ihrem Gehör ein Stück Entwicklungs Geschichte vorbeiflutet, in ungreifbarer Schnelligkeit Zeitspannen durchlaufend, die zu überwinden einst Jahrhunderte benötigte. Was

Häckel in Bezug auf die Entwicklung des Menschen im allgemeinen in seiner Embryologie aufgestellt hat, der Grundsatz nämlich, daß das Einzelwesen in seiner Entwicklung alle Stadien der vorausgegangenen Stufen durchläufe, gilt auch von der psychischen Entwicklung und ganz besonders von der der Sprache. Auch hier ist die ortogenetische Entwicklung des Geistes nur eine abgekürzte Wiederholung der phylogenetischen. „Wir müssen annehmen,“ sagt Ument in der oben erwähnten Schrift, „daß auf das Kind ein Sprachmechanismus vererbt wird, der der niedrigeren Entwicklung früherer Stufen des Menschengeschlechts noch nähersteht als der direkten Eltern. Deshalb sind die von ihm erzeugten sprachlichen Bildungen zunächst noch solchen ersterer ähnlich, sei es, daß es spontan Wortbildungen erzeugt, wo es sich der Stufe der Naturvölker noch nähert, sei es, daß es später die unaussprechbaren Worte seiner Muttersprache seinem Sprachvermögen assimiliert, wo es sich bis zur Stufe unserer historischen Ahnen fortgeschritten zeigt. Wie sich der Sprachmechanismus des Menschengeschlechts mit dem Sprachfortschritt vervollkommnet, wird er beim Kind durch die Erlernung der Muttersprache wieder vervollkommnet.“

Wer mit mir von der Fähigkeit des Kindes, selbständig Worte zu schaffen, überzeugt ist, der wird nicht umhin können, dem biogenetischen Grundgesetz der Sprachentwicklung zuzustimmen; denn gerade durch diese Wortschöpfungen, die sich in ähnlicher Weise vollziehen, wie unsere Vorfahren einst sich Wörter bildeten, wird die Kontinuität der Entwicklung erwiesen. So eröffnet sich denn beim Studium der Kindersprache ein Einblick in eine wunderbare Welt großartiger Erscheinungen, die bis an die Pforte der Unendlichkeit führen.

Charlotte Wiehe.

Hierzu die photographische Aufnahme S. 1739 von W. u. D. Downey, London.

s war im Sommer 1897, in Klampenborg. Nicht weit davon war ein Vergnügungszug entgleist, an hundert Menschen waren umgekommen. Prinzessin Marie von Dänemark, Kopenhagens guter Engel, hatte ihr „gelbes Palais“ verlassen, als erste Hilfe ein Wohlthätigkeitskonzert in Klampenborg arrangiert. Es war, vom guten Zweck abgesehen, für Fremde ein zweifelhaftes Vergnügen, da viel dänische Deklamation auf dem Programm stand. Hermann Bang sprach den Prolog, ein Kopenhagener Schauspieler deklamierte etwas — da huschte als Nummer drei ein blondes, zierliches, elfenhaftes Wesen auf die Bühne, es sprach, sang, tanzte — ich weiß weder was, noch in welchem fremden Idiom, nach unbekanntem Melodien, Rhythmen; ich weiß nur, daß ein Genie in seinen ureigensten Lauten seine eigene Sprache redete, jene Sprache, die noch jeder verstanden, die stets zu Herzen geht, weil sie von Herzen kommt! Ich erinnere mich heute noch, welch ein Beifallssturm das Haus durchbrauste, wie die königliche Familie das süße Geschöpf jubelte, das nun ein schwermütiges dänisches Volkslied mit Chören in der Stimme sang, um wenige Minuten später mit den „Cloches de Corneville“ zu entzücken, und schließlich ein Andersen'sches Märchen vortrug: die dänische Muse selbst schien ihrem größten Sohn Stimme zu leihen! Das war Charlotte Wiehe!

Der Jahre später sah ich sie in Monte Carlo im „Palais des beaux arts“ wieder. Eine vom internationalen Ruhm gekrönte Frau! Im „théâtre des Capucines“ in Paris war ihr Stern aufgegangen. Bereny, ihr Gatte, hatte „la main“ geschrieben die Wiehe in dieser Rolle ein Meisterwerk ge-

schaffen! Man muß die Herzensangst sehen, mit der sie wie ein verwirrtes Vögelchen über die Bühne flattert, wie sie mit zitternder Hand sich an den Hals greift, als wolle sie die Angst beschwichtigen, die ihr die Kehle zuschnürt, und man muß dann die Wiehe stumm lachen, jubeln sehen, um sie für die erste lebende Mimikerin anzuerkennen! Und in der Doppelrolle des „l'homme aux poupées“, wo die Gattin auf die Puppe eifersüchtig ist, wo sie auf der Schwelle die Rolle wechselt, aus der lebensfreudigen Frau die tote Puppe wird — hier erreicht die Wiehe den Moment höchster, größter Kunst, den ihr kleines Genre bietet. Und es ist jammer-schade, daß Frau Wiehe sich hauptsächlich auf die Pantomimen verlegt; wer so im stummen Spiel entzücken, ergreifen kann, dem müßte das Wort, der Ton zu unerreichten Siegen helfen! Ich weiß die Gründe nicht, weshalb diese große Künstlerin sich ein so kleines Feld in letzter Zeit erwählt. Charlotte Wiehe ist in Kopenhagen geboren und gehörte dem Ballett der dänischen Hofoper an, trat dann in Salonkomödien, Operetten auf, bis sie in Paris unter Chères Leitung sich auf die Pantomime verlegte.

Ist die Wiehe in ihrem Genre durch den Ruhm hors de concours, so ist sie im Leben, im Salon eine der entzückendsten, anmutigsten Erscheinungen, die graziöseste Verquickung der rosig blonden Frauenschönheit ihrer Heimat mit dem raffinierten Boulevardgeschmack ihres zweiten Vaterlandes; seit drei Jahren hat die „dänische Pariserin“ die Seinestadt zum ständigen Aufenthalt erwählt, die sie nun verläßt, um auf einem neuen Siegeszug neue Lorberer auf ihr blondes Köpfchen zu häufen.

Cruth.



Charlotte Wiehe.



Zugerittenes Zebra der Kilimandscharogefellschaft.



Zugerittenes Zebroïd falz-feinischer Zucht.

Zebras und Zebroïde.

Von Dr. E. Heck, Direktor des Berliner Zoologischen Gartens.

Hierzu 10 photographische Aufnahmen.

Die schwarz und weiß gestreiften, wie künstlich angestrichenen Zebras gehören seit Bestehen der Zoologischen Gärten zu ihren meist bestaunten Schaustücken, zumal sie immer für unzählbar wilde Tiere galten, die trotzigen Mutes selbst mit dem Löwen anbinden, wenn er an einem der Ihren sich vergriff. Erst in unsern Tagen ist man auf den Gedanken gekommen, zu versuchen, ob man sie nicht am Ende doch nutzbar verwenden, ein Klima- und seuchenfestes Reit- und Zugtier für das tropische Afrika herauszükten könne. Das giebt heute dem Zebra wenigstens die Möglichkeit einer gewissen praktischen Bedeutung und erhöht noch unser Interesse für die an sich schon so eigenartig schönen Tiere.

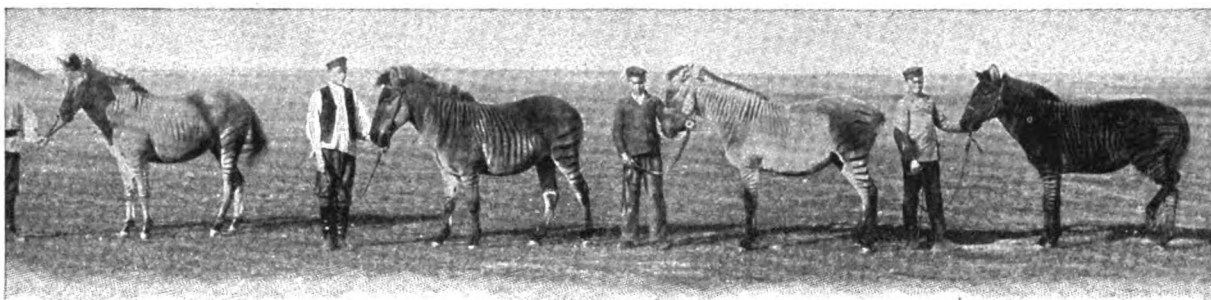
Der von dem römischen Kaiser Caracalla im Zirkus getölete Hippotigris (Tigerpferd), der von dieser afrikanischen Wildpferdgruppe durch den Geschichtsschreiber Dio Cassius der europäischen Kulturwelt die erste Kunde brachte, muß wohl ein Grevys-Zebra (*Equus grevyi* A. M.-E.) gewesen sein; denn dieses ist die nördlichste Art, im inneren Somaliland (Gallaland) und Südabessinien (Schoa) zu Hause, also von Süden her bis ins Nilgebiet

reichend, wohin sich ja andererseits wieder über Aegypten die Verbindungen des römischen Weltreichs ausdehnten. In der Neuzeit wurde Grevys Zebra sozusagen von neuem entdeckt durch ein Geschenk des abessinischen Negus Menelik an den Präsidenten der französischen Republik, nach dem dann Milne-Edwards vom Pariser Museum für Naturkunde die Art benannte. Später spaltete man diese noch in zwei, indem man von dem eigentlichen schwarzwänzigen Grevyschen das weißschwänzige Fauresche Zebra aus dem Hawaschgebiet abtrennte auf Grund eines weiteren Exemplars, das unter Faures Regierung nach Paris kam. Beiden Arten (oder geographischen Formen dergleichen Art, wie man will) ist die dichte, enge Streifung des ganzen Körpers gemeinsam, die namentlich auf den Läufen und dem Kreuz sehr schmal und fein ist und an letzterer Stelle zu beiden Seiten des breiten schwarzen Rückenstreifens ein weißes Feld frei läßt.

Faures Zebra ist es, das auf unserm Bild S. 1742 mein Kollege Porte vom Jardin d'acclimatation bestiegen hat, um seine Zähmheit zu zeigen. Eine verblüffende Aufnahme: der Pariser im Gehrock, weißer Binde und Zylinder auf dem innerabessinischen Tigerpferd. Thatsächlich setzte dieses schöne Tier, das ich auch lebend gesehen habe, durch seine außerordentliche Zähmheit und Sanftmut in Erstaunen: es stand im Stall, wurde behandelt wie irgendein Pony und konnte allerdings zu Zebrazähmungsversuchen allen Mut machen. Es bleibt nun abzuwarten, ob weitere Exemplare — solche sind bis jetzt nicht nach Europa gekommen — ebenso gutartig sein werden, und ob die ruhige Duldung von Sattel und Geschirr sich wirklich umsetzen läßt in ernsthafte, lebenslängliche Arbeit unter dem Reiter und vor dem Wagen.



Eduard Wulff mit seinen dressierten Zebras.



Zebroide falz-feinscher Zucht.

Systematische, groß angelegte Versuche im Einfangen, Zähmen, Zureiten und Einfahren von Zebras maant ja zur Zeit die Kilimandscharo-Handels- und Landwirtschaftsgesellschaft auf ihrem bezeichnend und verheißungsvoll „Crafehnen“ genannten Zebragestüt in der Massaissteppe Deutschostafrikas, und nach den Berichten ihres Vertreters f. v. Bronsart, des Leiter der Versuche, mit überraschendem Erfolg. Die Augenblicksaufnahmen,



Halbtardzebra zwischen Berg- und Chapmanns Zebra.

die der Genannte eingefandt hat, erlauben keinen Zweifel mehr, daß selbst ausgewachsene Zebras, alte Hengste des in Deutschostafrika heimischen Böhms-Zebras (E. boehmi Mtsch.), von unserm Museumskustos Matichie dem leider zu früh verstorbenen Afrikareisenden Böhmi zu Ehren genannt, durch vorsichtiges Training in kurzer Zeit dazu gebracht werden können, ruhig und fromm Geschirr und Reiter zu dulden. v. Bronsart hat als alter, für Jagd und Tierwelt passionierter „Afrikaner“ offenbar ein ganz besonderes Geschick, mit Aufgebot von Hunderten gut geschulter, eingeborener Treiber Zebraherden einzukreisen und langsam in große, mit Dornhecken eingezäunte Fangtrale zu „drücken“, aus denen sie erst in Einzellaufplätze und dann in Stallbogen gelangen. So an das Gefangenleben im engen Raum und den Umgang mit dem Menschen gewöhnt, sind sie schließlich nach v. Bronsarts eingehenden Schilderungen nicht schwieriger zureiten und einzufahren als die „rohen“ Zwei- und Vierjährigen unter unsern Pferden auch. Sechs Stück solcher Böhms-Zebras aus dem deutschostafrikanischen Crafehnen sind mit einer Tier-

lieferung der Kilimandscharo-Handels- und Landwirtschaftsgesellschaft kürzlich zu dem bekannten Hamburger Tierhändler Hagenbeck gekommen; ich habe sie dort gesehen, mir einen Hengst ausgesucht und gehört, daß vier davon Kommissionsrat Buch gekauft hat, um sie für seinen Zirkus zu dressieren.

Das hat schon Eduard Wulff (Abb. S. 1740) mit dem von Reiche-Alfeld regelmäßig eingeführten Transvaal-Zebra (E. Chapmanni Layard) aus dem Gebiet zwischen Limpopo und Zambesißfluß unternommen und längere Zeit durchgeführt; dann aber gab er es auf, weil ihm die Tiere durch Bösartigkeit und Widerspenstigkeit zu unbequem wurden und im Verhältnis zu diesen Schwierigkeiten und Gefahren die Nummer zu wenig Effekt beim Publikum machte. Günstiger urteilt der Dressieur Philadelphia und der schwedische Menageriebesitzer Scholz, der in seinem Menageriezirkus jetzt eine einzelne Zebrastute als Freiheits-, Spring- und Apportierpferd vorführt, sie einen Revolver abschießen und zuletzt im Feuerregen stehen läßt.

Daß auch Chapmanns-Zebras vollkommen zahm werden können, wie Haustiere, ist außer aller Frage; sie müssen nur von „guten Hirten“ in entsprechender Umgebung entsprechend behandelt werden, d. h. einerseits eine gewisse Freiheit, womöglich auf der Weide, genießen, andererseits aber auch die fürsorgliche und pflegerische Herrschaft der Menschen fühlen. So habe ich sie im vorigen Herbst in Uskania Nova gesehen, dem Tiereldorado meines Freundes Falz-Fein, der sich dort mit Straußen, Zebras und Antilopen ein Stück innerafrikanischen Tierlebens auf seine südrussische Steppe gezaubert hat. Die Stute ging mit mongolischen Urwildpferden — Falz-Fein hat die ersten dieser hochinteressanten Tiere lebend eingeführt — mit Halblütern von solchen und einem Kulan (gelbem asiatischem Wildesel) ganz frei auf der Weide unter Obhut eines berittenen Hirten-



Eingefahrenes Zebroide falz-feinscher Zucht.

jungen, der aber meistens gar nicht im Sattel saß, sondern ganz behaglich bei seinen Schülhlingen schlafend im Gras lag: so wenig Aufsicht war nötig! Der Hengst hat auf die eingezäunte „Tiersteppe“ gebracht werden müssen, wo auf 400 Morgen die Strauße und Antilopen laufen; aber nicht etwa, weil er böseartig und gefährlich geworden wäre, sondern nur, weil er derart verliebt in Pferdestuten ist, daß er laut wiehernd hinter jedem Guts- und Bauernfuhrwerk herrennt, so daß die Pferde scheu werden und den Menschen ein „Heidenschreck“ in die Glieder fährt. Manch frommes russisches Bäuerlein mag gedacht haben,

der leibhaftige Gottseibeius sei hinter ihm und sein letztes Stündlein habe geschlagen, wenn das schwarzweiß gestreifte Pferdeungeheuer mit seinem eigenartigen, kurz abgebrochenen Wiehern herangetrabt kam. Diese Vorliebe für fremde Weiblichkeit bei dem Salzseinschen Zebrahengst hatte übrigens eine geradezu tragische Schattenseite in einer feindlichen Abneigung gegen die eigene Stute: er bis sie eines Tags tot.

Sonst ist aber seine Pferdeliebe gut ausgenutzt worden und hat schöne Früchte getragen in Gestalt prächtiger Zebroidenmischlinge mit Pferden. Salzseins hat als erfahrener Großzüchter diese Zebroidenfrage ganz umfassend in Angriff genommen und kann heute schon alle möglichen Zebra-Pferdemischlinge vorführen. So stammt der erste von links auf Abb. S. 1741 vom Zebrahengst und einer gelblichweißen Bauernstute, der folgende umgekehrt von einem gelblichweißen Bauernhengst und der Zebrafrute, der dritte von einem Vollblut-Araberhengst und der Zebrafrute und der vierte vom Zebrahengst und einer besseren Zuchstute mit ziemlich viel englischem Blut. Beim Einfahren und Zureiten, das ich selbst zum Teil mitgemacht habe, war auch deutlich zu beobachten, wie sich das edlere Pferdeblut in besserem Körperbau und besserer Gemütsart der Mischung geltend macht. Ein Fingerzeig für etwaige Zebroidzüchtung zu wirklichen Nutzwwecken.

Vom fachwissenschaftlichen Standpunkt aus hat sich der Edinburger Professor Ewart lange Jahre mit der Zebroidenzucht beschäftigt und seine

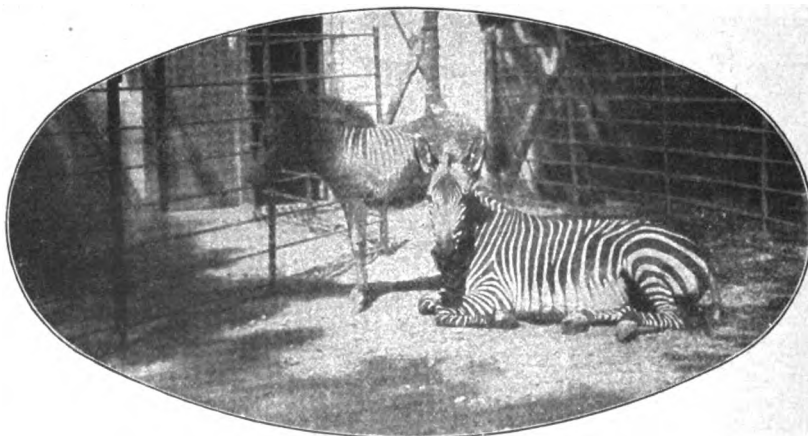
wertvollen Erfahrungen und Beobachtungen in mehreren bedeutsamen Werken niedergelegt, in denen er die verschiedensten Fragen der Pferdezucht und der Haustierzucht überhaupt neu beleuchtet. Er scheint mit seinen Versuchen jetzt zu einem gewissen Abschluß gekommen zu sein, hat wenigstens seinen berühmten Zebrazucht-hengst Matopo an Hagenbeck verkauft, der ihn an den Fürsten Hohenlohe-Oehringen weitergeben wird. Genannter Ständesherr will sich jetzt ebenfalls dankenswerterweise der Zebroidenzucht widmen. Das Erwartische Zebroid Mulatto, gezogen mit einer edlen englischen

Ponystute, besitzt jetzt König Eduard VII.

Mir selbst ist es gelungen, im Berliner Zoologischen Garten ein ebenso schönes wie seltenes Zebroid zu züchten, nämlich einen Maulesel von einem falben (gelben, schwarzmähnigen) Shetlandponyhengst und einer Bergzebrafrute (E. zebra L.), jener südlichsten, kapischen Zebraart, die, bis dahin nur noch in einigen letzten Resten geschont, jetzt durch den Krieg vielleicht ganz vom Erdboden verschwunden ist; sie zeichnet sich durch eselartige Gestalt und starke, enge, über den ganzen Körper bis an die Hufe reichende Streifung aus. Bei dieser Gelegenheit mag bemerkt werden, daß die Zebras, so eigenartig sie im Leben erscheinen, im Skelett und Gebiß nicht von den grauen Wildeseln zu unterscheiden sind, mit denen sie die Heimat Afrika teilen; sie bilden also mit diesen offenbar eine enger zusammengehörige Gruppe der afrikanischen Wildpferde, und man ist um so mehr berechtigt, einen Pferdemischung mit einer Zebrafrute als Maulesel zu bezeichnen, da der Maulesel im genaueren naturgeschichtlichen Sinn ja das Kind von Pferdehengst und Eselstute ist. Er wird mit unserm Hausefel im Gegensatz zu dem umgekehrten Mischling, dem Maultier, der das Hauptnugtier ganzer Länder und Erdteile ist, kaum gezüchtet; verbürgt sind mir nur zwei Stück, die der Altmeister unserer wissenschaftlichen Tierzucht, Kühn-Halle, im dortigen landwirtschaftlichen Institut gezüchtet hat. Dieser Bergzebra-Maulesel hat auf der Abbildung noch das wollige Fohlenkleid; jetzt ist er glatt und glänzend, goldgelb vom Vater, mit den schwarzen Streifen über den ganzen

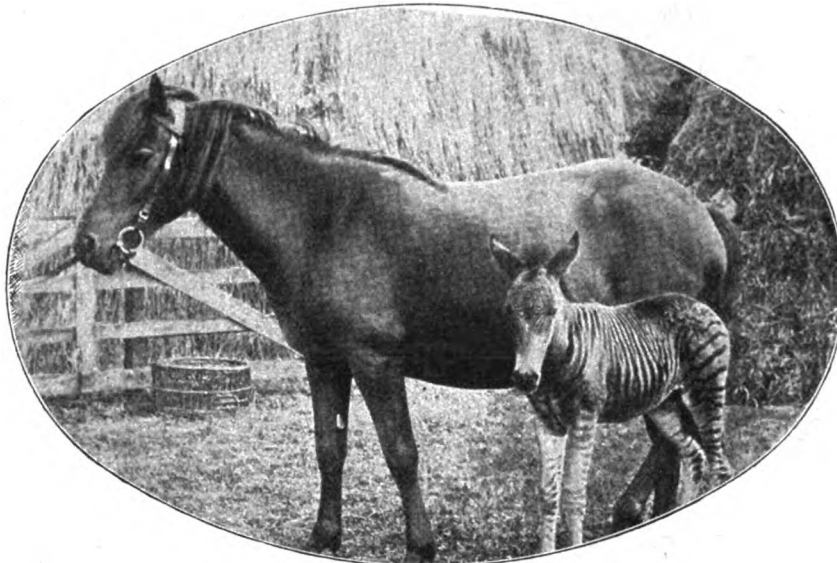


fauresches Zebra im Pariser Jardin d'acclimatation.



Bergzebra mit Zebroidfohlen im Berliner Zoologischen Garten.

Körper von der Mutter — ein prachtvolles Tier! — und wird von unserm Inspektor Havemaun seit einiger Zeit mit der ihm eigenen Geduld und Geschicklichkeit darauf eingeübt, Mitglied unserer Reitkarawane für die Kinder zu werden. Von seinen körperlichen Eigenschaften kann man sagen, daß er plötzlich zu ganzunglaublicher Kraftentfaltung fähig ist



Ponystute mit Zebroïd Swartfcher Zucht.

und solche auch immer noch manchmal übt im Zusammenhang mit seiner geistigen Eigenart, der nichts von Bödsartigkeit, wohl aber eine gewisse Schreckhaftigkeit anhaftet.

Schließlich hat man auch schon Mischlinge zwischen verschiedenen Zebraarten gezogen. Von den geographisch benachbarten Formen, die hintereinander in unsere zoologischen Gärten kamen, je nachdem die Entvölkerung Südafrikas von Tieren durch Buren und Engländer vor sich ging, sind sie oft schwer als solche anzusprechen; als recht charakteristische Zwischenform dagegen erschien mir der abgebildete Bastard zwischen Chapmanns- und Bergzebra, den ich neulich in Hagenbecks Stellingner Tierpark sah, weil in ihm das Eselartige des Bergzebras so deutlich zum Vorschein kommt.

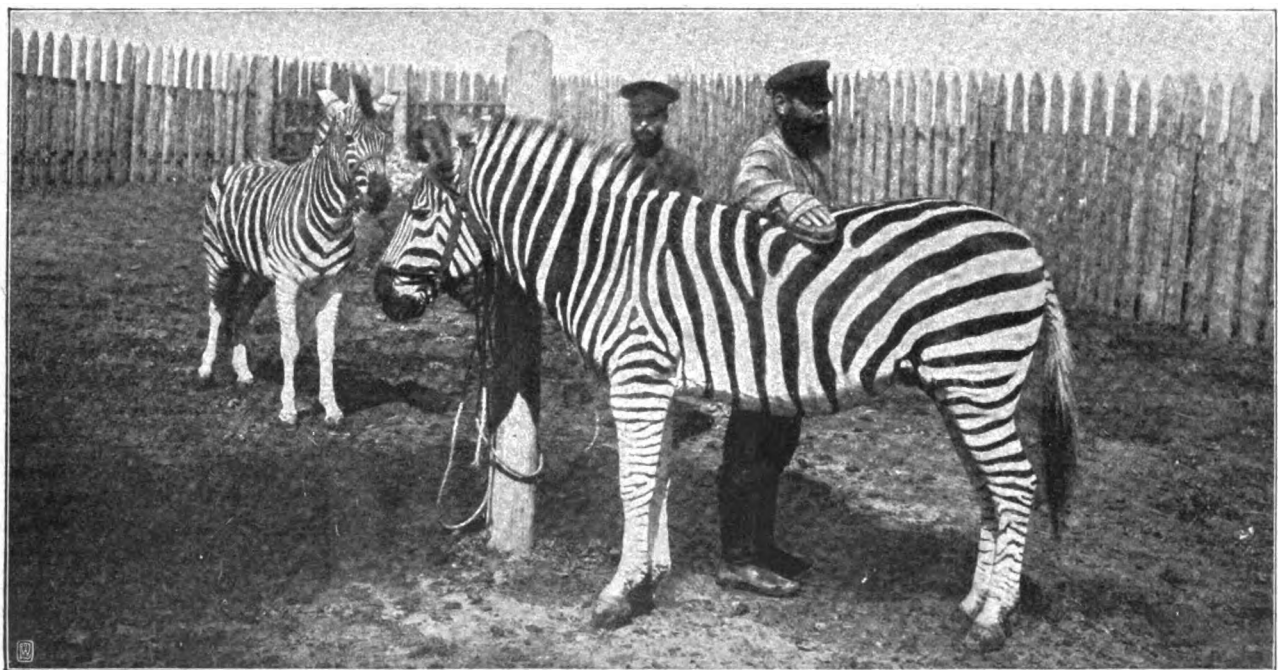
Was ist nun über wirklich nughbare Verwendung von Zebras und Zebroïden zu sagen? Ueber ihre Leistungsfähigkeit, die hier, und über ihre Unempfänglichkeit gegen Seuchen und Blutschmarozer, die in Afrika selbst zunächst das Wichtigste ist?

Warum Zebra- maultiere nicht ebenso leistungsfähig sein sollen, wie gewöhnliche Eselmaultiere, ist durchaus nicht einzusehen; denn der Zebrahengst, ihr Vater, ist in der Regel stärker und besser gebaut als der Eselhengst, und er teilt mit ihm den einzigen Fehler, den er im Sinn der Arbeitsfähigkeit etwa hat, die weichen und dünnen Fesseln. Das Klima spielt so gut wie

gar keine Rolle; ich lasse unsere Zebras, wenn es nicht gerade den ganzen Tag regnet oder schneit, schon seit Jahren auch im Winter täglich ins Freie.

Dagegen haben sich die Zebroïde in der Widerstandsfähigkeit gegen Blutschmarozer, namentlich das böse, aalartig im Blut sich dahinschlängelnde Trypanosoma der Chetskrankheit, leider nicht bewährt. Drei Zebroïde, die Ewart zu Ansteckungsversuchen an Kanthack, Durham und Blandford hergab, gingen an der Krankheit ebenso schnell und unter den gleichen Erscheinungen ein wie Pferde.

Wie verhalten sich nun die reinblütigen Zebras gegen Chets? Das ist natürlich die wichtigste, die grundlegende Vorfrage für alle die neuerlichen Bestrebungen, die auf Schaffung eines seuchenfesten Reit- und Arbeitstiers in unsern Kolonien abzielen. Hier kann uns einen Fingerzeig jener erste oben schon genannte Transport deutschostafrikanischer Zebras geben, die jüngst in Hamburg angekommen sind. Diese Tiere sind durch Englisch- ostafrika mit der Ugandabahn über Mombassa ausgeführt



Zahme Zebras im falz-feinischen Tierpark zu Hecania Nova.

worden, also sicher durch Thetsegebiete gekommen, und ich machte daher gleich die Aerzte des Tropenhygienischen Instituts in Hamburg auf diese seltene Gelegenheit aufmerksam. Es wurden auch kleine Blutproben aus einem Ohrring entnommen, aber keine Thetseparasiten gefunden; ebensowenig bei einem Hengst des Transports, der inzwischen in den Besitz unseres Gartens übergang und vom Kochschen Institut aus untersucht wurde. Man kann also annehmen, daß die Zebras thatsächlich thetsefest sind. Der exakte Beweis würde allerdings erst durch

das Experiment geliefert werden, daß wiederholte, planmäßige Einspritzungen vom Blut eines thetsekranken Tiers in ein Zebra resultatlos verliefen, ohne bei diesem die Thetsekrankheit zu erzeugen. Wer will aber bei solchem unbändigen, bissigen Tier, wie es das Zebra im Zoologischen Garten gewöhnlich ist, dieses Experiment machen? Und wer wird solch wertvolles Stück dazu hergeben? Es müßte bei der Kilimandscharogesellschaft an Ort und Stelle gemacht werden, wo der Bestand (achtzig Stück) groß und der Wert zunächst noch gering ist!

Im Bann des fanatismus.

Hierzu 3 photographische Aufnahmen.

Es gehört zu den interessantesten Aufgaben der Völkerpsychologie, zu verfolgen, wie sich bei den Völkern der Bußgedanke entwickelte und welche Formen er bis hinauf zu den hohen Kulturvölkern, zu denen wir selbst gehören, angenommen hat. Verfolgen wir die Entstehung dieses Gedankens rückwärts bis zu den auf tiefster Kulturstufe stehenden Naturvölkern hinab, so läßt sich unschwer erkennen, daß sie im Geisterglauben und Ahnenkultus ihre Wurzel hat. Der Naturmensch sieht in dem natürlichen Ableben seines Mitmenschen den unheimlichen Einfluß böser Dämonen, die dem Verstorbenen feindlich gesinnt waren und ihm durch Zuführung von verderbbringender Krankheit den Tod brachten. Verfolgen wir die seelischen Regungen der Naturvölker bei Todesfällen, so ergiebt sich, daß sich bei den einzelnen Völkern für die Ueberlebenden die verschiedenartigsten Sitten und Gebräuche herausgebildet haben; diese letzteren laufen alle darauf hinaus, die Seele des Verstorbenen endgiltig von der Leiche durch besondere Veranstaltungen zu bannen, damit sie Ruhe findet, oder aber sich selbst durch strenge Befolgung bestimmter Vorschriften vor dem Einfluß der bösen Geister zu schützen. Von ganz besonderer Bedeutung ist hierbei die Thatsache, daß im Glauben des Naturmenschen die Seele des Verstorbenen eine außerordentliche Gewalt über die Lebenden hat. Diese Anschauung geht sogar so weit, daß der Neuholländer sich den Schädel des Verstorbenen vorhält, weil er glaubt, daß er hierdurch in sich den Geist des Verstorbenen wirken läßt. Der

in der Einbildungskraft dieser Menschen fortgesetzt bestehende Verkehr mit den Geistern der Verstorbenen zwingt die Ueberlebenden, ganz bestimmte Vorschriften zu erfüllen, um die Seele des Toten zu besänftigen und zur ewigen Ruhe gelangen zu lassen. Hier ist die Wurzel für die Entstehung der Askese zu suchen, d. h. der Enthaltung von Lebensgewohnheiten, die bei den einzelnen Völkern ein ganz eigenartiges Gepräge annehmen können. So lange nach der Ansicht der Völker die Seele des Verstorbenen nicht im Jenseits weilt, müssen von den Ueberlebenden Gegenstände, die dem Toten gehörten oder in denen er seinen Aufenthalt nehmen könnte, gemieden werden.



Askese indischer Fakire: Befestigung eiserner Haken im Rückenfleisch.

Aus diesem Grund legen sich die Hinterbliebenen der einzelnen Völker die Enthaltung von bestimmten Genüssen und Lebensgewohnheiten auf. Diese Verhältnisse werden am besten durch die Schilderung der Beobachtungen erläutert, die die Mitglieder der Deutschen Tiefseeeexpedition gelegentlich ihres Besuches der Nikobaren bei den Bewohnern dieser Inseln anstellen konnten. Nach der Anschauung dieses Volkes sind es, wie Chun, der Leiter der Expedition, mitteilt, die Geister der Verstorbenen, die „Jwis“, die sich wieder nach einem Körper sehnen und in irgendjemand hineinzufahren versuchen. Um zu verhüten, daß sich der Jwi eines Lebenden durch Heimsuchungen und böse Krankheiten bemächtigt, giebt man dem Verstorbenen alles mit ins Grab, was ihm im Leben wert war. Die Hinterbliebenen entsagen aber für längere Zeit allen Freuden und Genüssen, namentlich

auch dem Betekfauen, um den Geist zu verfühnen. Um zu verhindern, daß die Jwis in die Hütten hineinfahren, errichtet man sogenannte Geisterbäume im Wasser, die als Ablenker dienen sollen. Wenn trotz aller Vorichtsmaßregeln sich dennoch bei den Hinterbliebenen Unglücksfälle und Krankheiten, namentlich das so sehr gefürchtete Fieber, einstellen, so wird ein mit Gelagen und Opferungen verbundenes Teufelsfest veranstaltet, um den Jwi zu verfühnen. Schließlich wird von der Bevölkerung ein Geisterschiff hergestellt, dem der Geist, von den Zauberern in einen Korb eingefangen, anvertraut wird, um das Schiff mit dem gefangenen Jwi den Wellen des Ozeans preiszugeben. Aus diesem Beispiel geht zur Genüge hervor, wie tief der Glaube an die Macht der geschiedenen Seelen in der Empfindung der Naturmenschen wurzelt; es ergab sich aber auch daraus die Entstehung asketischer Gebräuche. Verfolgt man nun von diesem Gesichtspunkt aus in aufsteigender Kulturreihe die diesbezüglichen Gebräuche der einzelnen Völker, so läßt sich unschwer erkennen, daß hierin die Anfänge religiösen Empfindens zu keimen beginnen.

Sie erstrecken sich alle auf Ueber-sinnliches, das der Wahrnehmungskraft des Menschen spottet. Alle Erscheinungen und Einflüsse, denen der Mensch ratlos und unwissend gegenübersteht, führt er auf das Eingreifen übersinnlicher Mächte zurück. Ueberlieferung, Aberglaube und Sage sorgen dafür, daß sich bei den Naturmenschen die Verehrung der Verstorbenen zu einem Ahnenkultus ausgestaltet, der die Bahn zu höherer und

freierer religiöser Entfaltung der Menschheit freigiebt. Die aus Furcht entstandenen asketischen Sitten verdichten sich bei den Völkern zu bestimmten religiösen Vorschriften, deren strenge Ausführung den Befolger heiligt und ihn läutert von den Verführungen und Sünden dieser Welt.

Eine ganz besonders starke Ausbildung hat die Askese bei den

Mohammedanern angenommen. Die als Derwische oder Fakire bezeichneten Asketen des Islams führen ein meist ganz von der Außenwelt abgeschlossenes Leben, um sich jeglicher Sinnlichkeit zu enthalten und ein gottgefälliges Leben zu führen. Hier bemächtigt sich vielfach der Fanatismus der Gläubigen, die sich die furchtbarsten Entbehrungen, Verstümmelungen und Selbstpeinigungen auferlegen, weil sie glauben, damit ihrem Gott ein wohlgefälliges Werk zu verrichten. In hervorragendem Maß spielt dieser Fanatismus bei den Asketen Indiens eine Rolle. Welche wahn-sinnige Richtung der Irrglaube der indischen Fakire annehmen kann, führen uns die beistehenden Bilder vor Augen. Die Abbildung Seite 1746 zeigt einen Fakir, der seinen Körper auf das grausamste zerfleischt, indem er auf einem mit



Askese indischer Fakire: Der emporgezogene Fakir.

zahlreichen eisernen Stacheln versehenen Lager schläft. Nicht minder widerwärtig ist das an hohen Festtagen aufgeführte Schauspiel „Tscharah Pudscha“, das uns die beiden andern Bilder zeigen. Dieses besteht darin, daß man durch das Rückenfleisch eines Fakirs an ein Seil befestigte Haken treibt und das Seil an einen langen Querbalken knüpft, der sich im Mittelpunkt um einen



fakir in Benares, der auf einem Stachelrost schläft.

hohen Pfahl dreht. Andere Asketiker halten einen oder gar beide Arme ständig hoch, daß diese steif werden, verkümmern und stets so stehen bleiben. Solche Unglücklichen müssen von der fanatischen Menge, die diese Fakire bewundert, gefüttert werden. Wieder andere haben sich das Gelübde des ewigen Schweigens auferlegt. Das Gebaren anderer Fakire ist harmlos. Manche

durchziehen als Gaukler oder Schlangenbeschwörer das Land und leisten als solche oft wahrhaft Hervorragendes. Viele Asketen leben auch einsam, bevorzugen die Nähe von Gräbern und Verbrennungsorten, da sie hier sicherer auf die Mildthätigkeit der Gläubigen rechnen können. Andere haben sich wieder nach Art der Mönche in Klöstern vereinigt.

Dr. A. Sotolowsky.

Was die Richter sagen.

Notstand.

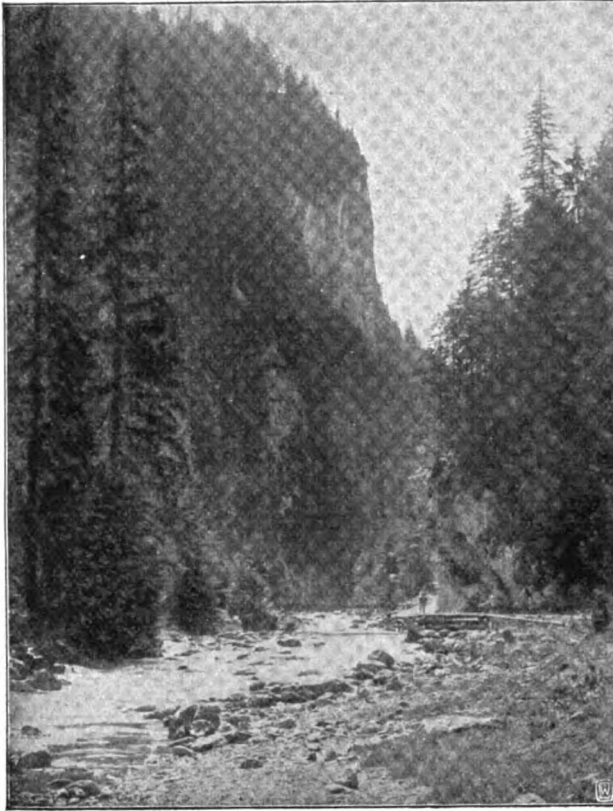
In der Not sind Handlungen erlaubt, die unter gewöhnlichen Umständen ungesetzlich sind. Das Recht spricht hier von Notwehr und Notstand. Der Unterschied liegt darin, daß die Notwehr stets durch einen Angriff begründet wird, der von einem Menschen ausgeht. Notstand ist eine Zwangslage, die durch andere Umstände verursacht wird, z. B. Naturereignisse, Angriff von Tieren oder sonstigen Schaden, der uns von Sachen droht. In solcher Lage kann ich eine fremde Sache zerstören oder beschädigen, wenn der drohende Schaden größer ist, als der durch meinen Eingriff verursachte Schaden; ich kann unbeschränkt handeln, also auch größere Zerstörungen anrichten, ja Menschen verletzen, selbst töten, falls Leib oder Leben von mir oder einem meiner Angehörigen in Gefahr schwebt und ich diese Gefahr nicht selbst etwa verschuldet habe.

Werde ich also auf der Straße vom Regen überrascht und kann mich nicht durch einen Schirm schützen, so darf ich in das nächste beste Haus treten, um den Regenschuß abzuwarten. Der Hausbesitzer ist nicht berechtigt, mich zu vertreiben.

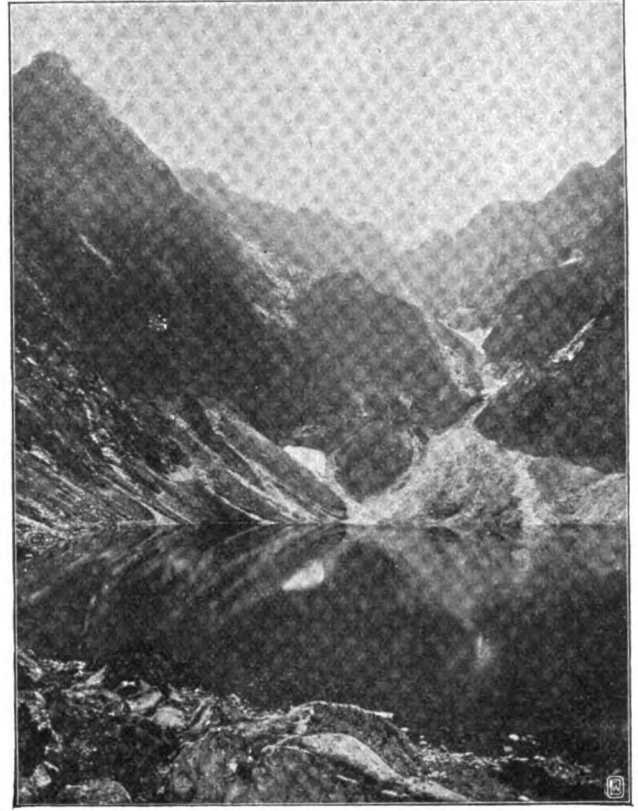
Immer aber muß es sich um eine gegenwärtig drohende Gefahr handeln, das heißt, sie muß unmittelbar bevorstehen. Ich darf daher nicht meinen Zorn auslassen an Sachen, die mir bereits einen Schaden gethan haben. Auch muß

meine Handlungsweise erforderlich sein, um den Schaden abzuwenden; ich handle also nicht im Recht, wenn ich der Gefahr anders entgegen konnte. Daher macht sich der strafbar, der bettelt, weil ihn hungert. Denn er kann Unterstützung von der Ortspolizei begehren. Wohl aber darf ich einem andern das Brot wegnehmen, wenn ich mich nicht anders vor dem Verhungern schützen kann. Ich darf nicht einem andern dessen alten Hut vom Kopf reißen, um meinen neuen vor dem Regen zu schützen, denn die Gesundheit des andern ist mehr wert, als mein neuer Hut. Wenn aber in einem Konzert oder in einem Restaurant mein Hut verwechselt ist, so bin ich berechtigt, einen Hut mitzunehmen, der noch übrig ist. Selbstverständlich muß ich gleich nach dem Eigentümer forschen.

Wenn durch eine Handlung im Notstand Schaden entsteht, so bin ich, wenn ich auch an und für sich im Recht gehandelt habe, eventuell zum Ersatz verpflichtet. Dann bin ich aber nicht haftbar, wenn ich die Sache selbst, die mich bedrohte, zerstört habe, wenn ich also z. B. den wilden Stier tötete, der mich angriff. Freilich würde ich auch in solchen Fällen Schadenersatz leisten müssen, wenn ich die Gefahr verschuldet habe. In allen andern Fällen, d. h., wenn ich sonst Schaden verursacht habe, obwohl die Gefahr von anderer Seite drohte, bin ich zum Ersatz verpflichtet.



Das Koscielskerthal.



Der schwarze Teich

Der Streit um das „Meerauge“.

Hierzu 5 Aufnahmen von J. Goldhammer.

Wer einsam sein wollte, wer tagelang wandern wollte durch stille Täler, durch endlose Tannenwälder, wer in blauer Bergseen blicken wollte, dunkel und tief wie ins Herz der Allmutter Natur, der ging vor Zeiten in die hohe Tatra. Dieser höchste Teil der Karpathen giebt in seiner vom Süden unmittelbar aufsteigenden Schroffheit, in der wilden, ungebändigten Schönheit seiner Bergspitzen, in seinen Wäldern und in den unzähligen „Meeraugen“, den Bergseen, die fast auf jedem Gipfel den Wanderer überraschen, eigene, beinahe individuelle Reize.

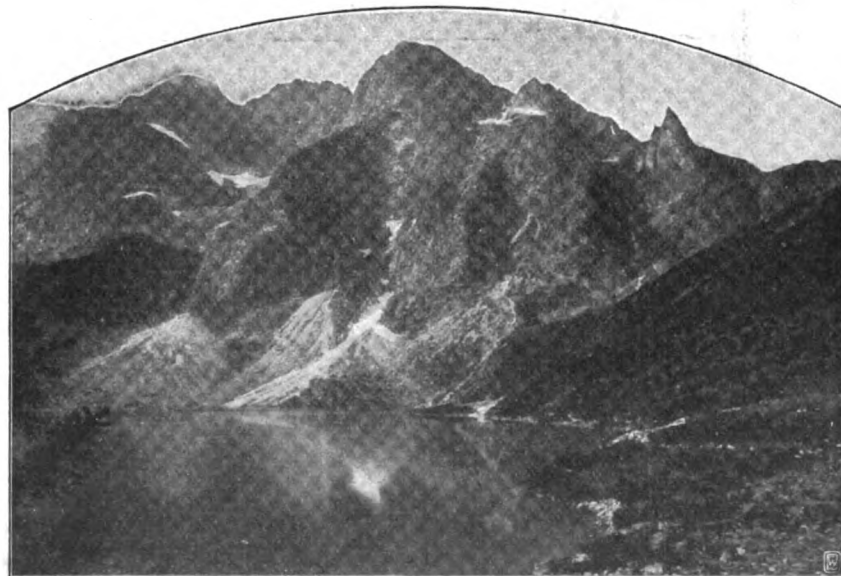
Heute ist die Tatra „erschlossen“. Bahnen führen in die Wildnis hinein, beinahe ins Herz des Gebirges, Hotels und Hütten sind allenthalben, und auf schwierigen Bergen winken schon Klammern und Seile, sodaß die wilde Natur dieser Berge heute auch ungeübte Bergsteiger nicht mehr schreckt.

In diesem Sommer hat die Tatra, die von Deutschen von Jahr zu Jahr mehr besucht und bewundert wird, ein fast aktuelles Interesse. Ein alter Kampf um die Grenze von

Oesterreich und Ungarn, bzw. von Polen, später Galizien, d. h. Oesterreich, und Ungarn, die auf einem kleinen Gebiet von fünf Quadratkilometern hoch oben mitten im Gebirge, im „Meerauge“ und im „Fischsee“ strittig ist, hat zur Einsetzung eines „Meerauge“-Schiedsgerichts geführt, das in Graz lange und eingehende Verhandlungen um den österreichischen oder ungarischen Besitzstand führt. Nicht die Größe, wohl aber die unvergleichliche Schönheit dieses „Meerauges“, die wilde Großartigkeit der Natur, die prachtvollen, steilragenden Felswände,

die sich in beiden Seen spiegeln, rechtfertigen den erbitterten Streit beider Nationen um ihre Grenze. Wer einmal dort oben beinahe 1600 Meter über dem Meeresspiegel stand, wird den düsteren, melancholischen Eindruck des stillen, dunklen Wassers, das sich weithin ausdehnt, der großen Schutthalden und Schneemassen an seinen Ufern und der geraden Bergwände nie vergessen.

Das Meerauge und der Fischsee sind der wichtigste und interessanteste Punkt



Der Berg Mönch über dem „Meerauge“.



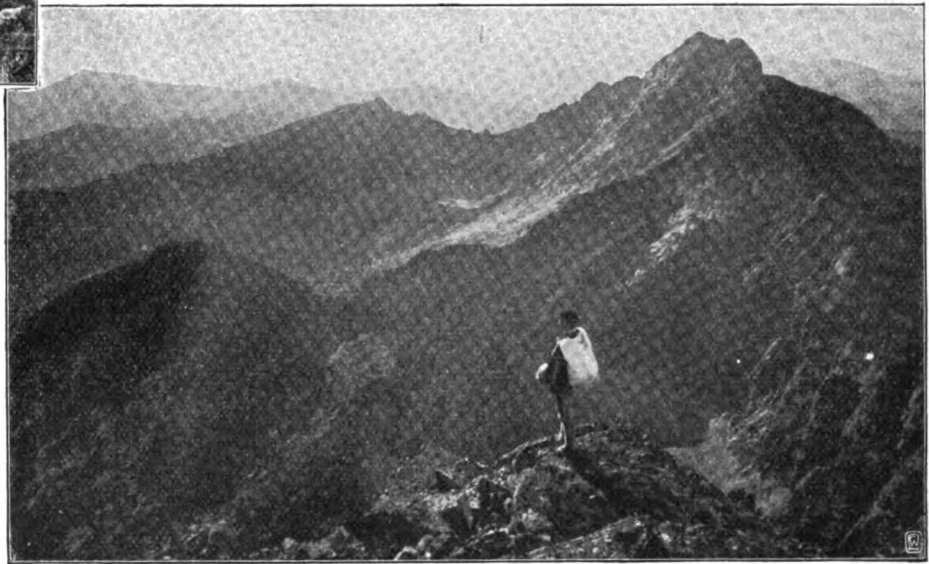
Wasserfall im Strazyskathal.

der nördlichen Tatra, in die der Wanderer, der meist von Süden, aus Deutschland über Oderberg-Csorba, aus Wien oder Budapest kommt, von Csorba aus über den lieblichen Csorbersee im wirkungsvollen Gegensatz zum finsternen Meerauge, oder von Poprad aus über die Komnitzer Spitze und die drei Schmecke in sehr lohnenden, aber oft anstrengenden mehrtägigen Touren gelangt.

Natürlich giebt es unzählige Variationen solcher acht- bis vierzehntägigen Fußwanderungen, und jeder Liebhaber der einen oder andern Spitze preist begeistert seine Route. Den Uebergang über die hohe Tatra von Norden nach Süden macht man als schönes Gegenstück zu den ebenerwähnten Märschen von Süden her am besten von Jacopane aus durch das Koscielskferthal oder das langgestreckte Cyphathal nach Pod

Bansko, einer kleinen, schön gelegenen Försterei, von der man auf meist guten Pfaden zum Hauptausgangspunkt aller südlichen Wanderungen zum Csorbersee, gelangen kann. Das im Norden der Tatra gelegene Jacopane ist bekannt als einziger Winterkurort des Gebirges, von dem aus man herrliche Einfälle in die nördlichen Tatrathäler machen kann. Durch das wundervolle Strazyskathal, vorbei an romantischen Felspartien und einem rauschenden Wasserfall, führt ein neu angelegter Weg in das Koscielskferthal, das seit langem berühmt und bei allen Wanderern beliebt ist als Sammelplatz wundervollster Felsformationen und eigenartigster Gesteinsbildungen, die oft Burg- und Stadtruinen dem entzückten Auge vortäuschen. Auch der direkt nördlich vom „Meerauge“ gelegene Kozy-Wierch, zu deutsch die Gemfenspitze, dessen Gipfel sich in dem prächtigen „Schwarzen Teich“ spiegelt, wird von Jacopane gern bestiegen.

Wem ginge das Herz nicht auf nur bei der Namensnennung dieser Straßen, Ruhepunkte und kühnen Felspitzen? Der September ist die schönste Jahreszeit für Bergbesteigungen. Das Wetter will beständig werden, die Luft ist frisch und klar, jeder Schritt ist eine Erleichterung, jeder Atemzug eine Erquickung. Wer möchte jetzt, sofern ihm noch goldene Ferienzeit winkt, nicht noch vor Wintersanfang einen Ausflug in die hohe Tatra, zu allen den trotzigen Bergen und



Der Gipfel des Kozy Wierch.

wilden Seen und vor allem dem unvergleichlichen „Meerauge“ machen, mag es nun dem Galizier gehören oder dem feurigen Ungarn!?!
Fritz Hallberg.



Dorfstrasse in St. Legier.

Ein bemaltes Dorf.

Hierzu 5 Aufnahmen von A. Krenn.

Einer Künstlerlaune hat das waadtländische Dorf St. Legier bei Devoy seinen eigenartigen und wertvollen Bilderschmuck zu verdanken. Dieser ist nicht etwa in einer Galerie untergebracht und gegen Entgelt zu besichtigen, sondern jedermann, der sich die Mühe nimmt, durch das prächtige Rebgelände nach dem am Berggang liegenden Dorf zu pilgern, kann sich beliebig an diesen Kunstwerken erbauen. Und es sind ihrer nicht wenige, die von dieser seltsamen Schau- stellung angezogen werden.

Die Dorfstraße ist die Galerie, Wände, Scheunenthore und Thürflügel der Untergrund, den der Künstler zu seinen Werken benutzte, und das Dorfleben, wie es an ihm bei der Arbeit vorüberzog, gab ihm die prächtigsten Modelle zu seinen Entwürfen. So enthält die „Galerie“ auch fast durchweg, abgesehen von

einigen allegorischen Reminiscenzen aus der Vergangenheit, Szenen und Typen aus dem Dorfleben. Mit kühner, sicherer Hand hat der Künstler seine Skizzen auf die rohe, unvorbereitete Fläche hingeworfen, mit wenigen kräftigen Einzelstrichen den Eindruck eines Augenblicks festhaltend.

Wer ist der Künstler, der nach genossenen Ehren dem Leben der Welt entsagte und mit seiner Kunst zum Volk herabstieg? Ein Kind des Dorfs, der Maler Beguin, der einst in Pariser Künstlerkreisen sehr angesehen war, hat krank und vom Heimweh nach der Schweiz getrieben die heimatliche Scholle wieder aufgesucht.

Die neuen Eindrücke belebten ihn wieder und reizten ihn aufs neue, den Pinsel in die Hand zu nehmen. An den alten hölzernen Thoren und Wänden entdeckte er alte Malereien, die schon fast gänzlich zerstört und verblaßt waren. Er machte sich daran, sie wieder aufzufrischen, sowie auch neue Skizzen nach dem Muster der aufgefundenen auszuführen. Bald war der Ruf seiner eigenartigen Tätigkeit bekannt geworden, Liebhaber und Sammler stellten sich ein, um die Bequinschen Gemälde anzukaufen. Die Bauern gaben ihre alten Scheunenthore mit Vergnügen her, mit dem Erlös konnten sie sich zehn neue anschaffen. Damit war jedoch der Künstler nicht einverstanden, und in Zukunft wählte er die rohen Mörtelwände der Häuser als Bildträger.

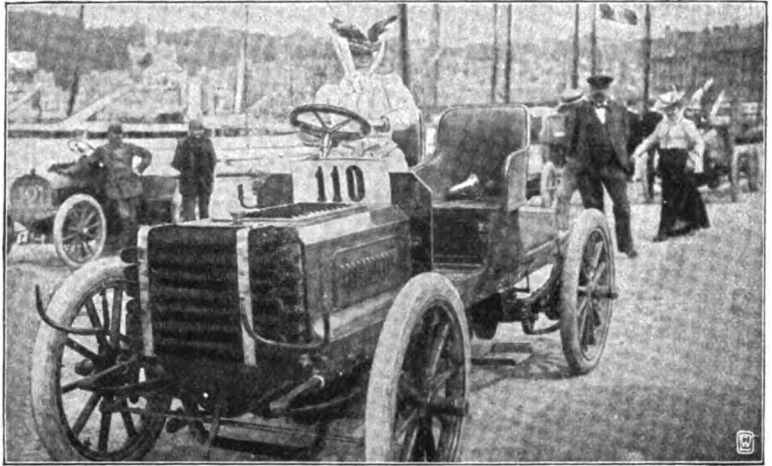
Seither ist keins der „Gemälde“ mehr verkauft worden.



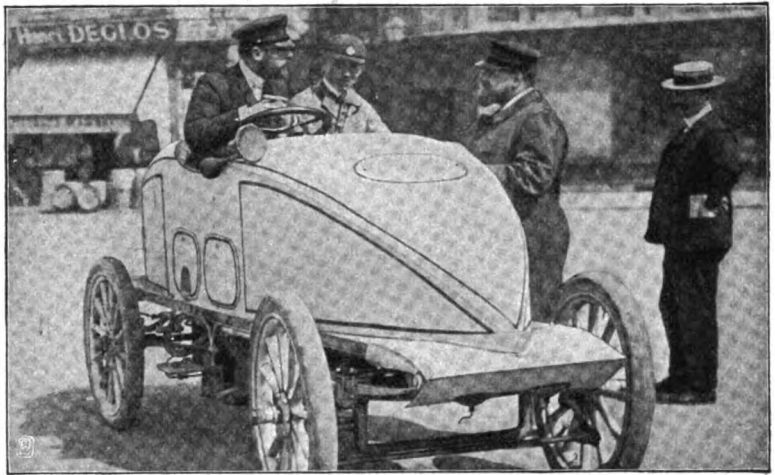
Bilder aus aller Welt.

Selbst den Erholungsbedürftigen und Großstadtmüden, die am Meer oder in den Bergen neue Kraft suchen, läßt der immer wachsende Automobilsport keine Ruhe. So fand in Deauville bei dem bekannten französischen Seebad Trouville eine Automobilkilometerfahrt statt, auf der die frühere Serpentintänzerin Mme. Bob Walter 1 Kilometer in 40 Sekunden zurücklegte. Der bekannte Sportsman M. Serpollet zeigte sich in einem neuen Kraftwagen „Walfisch“, dessen Vorzüge er auf unserm Bild Herrn von Rothschild erklärt.

Bilder aus aller Welt.

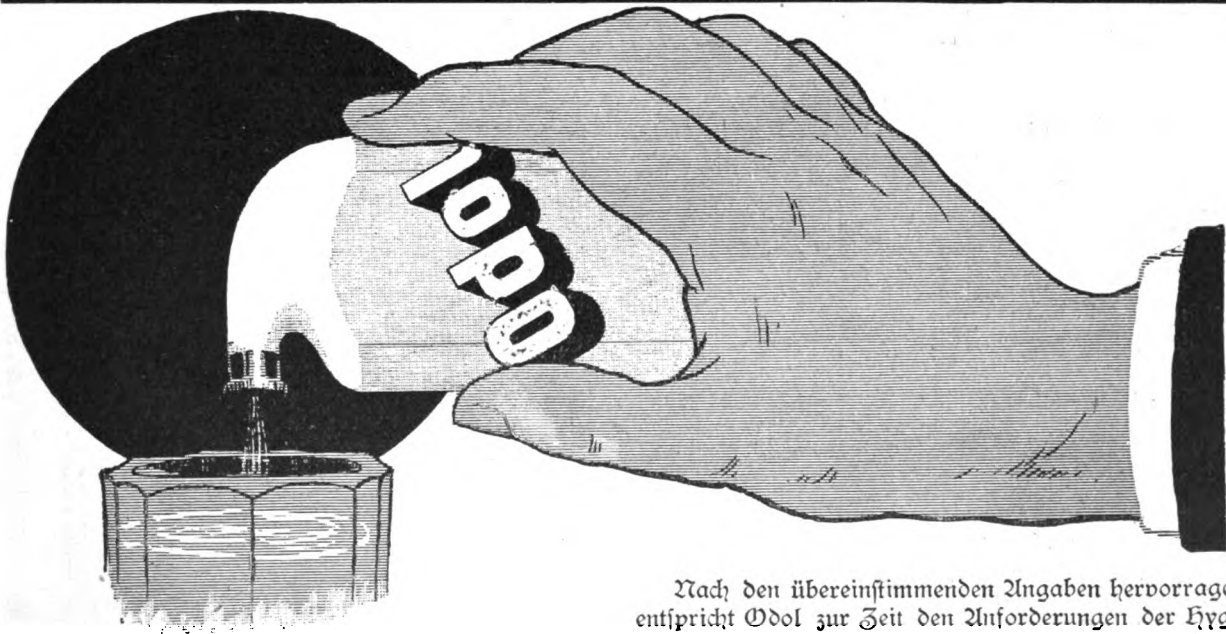


Eine französische Rekordfahrerin:
Mme. Bob Walter, die frühere Serpentintänzerin.

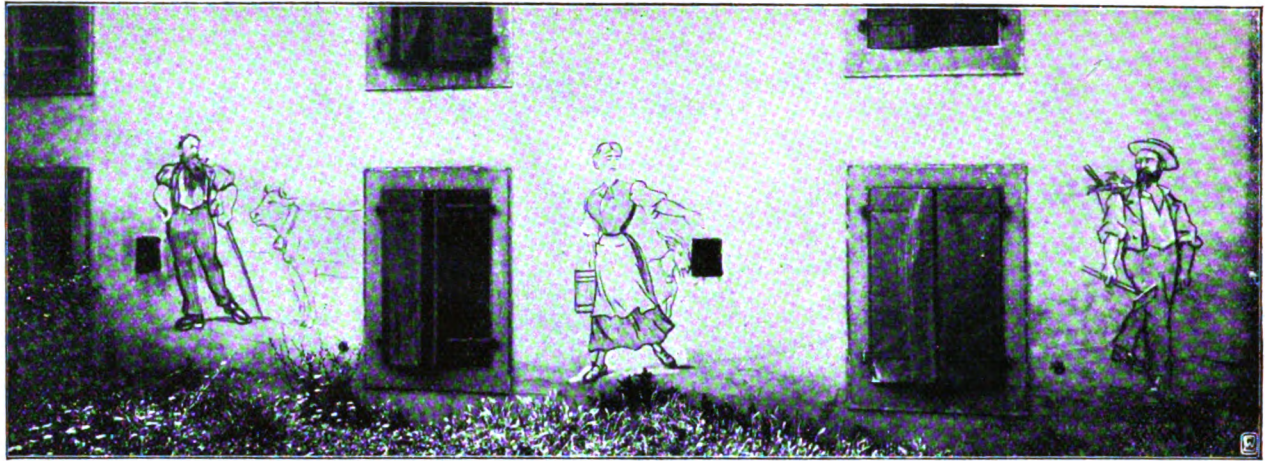


M. Serpollet mit seinem neuen Wagen „Walfisch“
im Gespräch mit Herrn von Rothschild.
Automobilrennen bei Deauville. (Phot. Branger-Doré.)

Schluss des redaktionellen Teils.



Nach den übereinstimmenden Angaben hervorragender Forscher entspricht Odol zur Zeit den Anforderungen der Hygiene am vollkommensten und wird daher als das beste von allen gegenwärtig bekannten Mundwässern anerkannt.



Ein bemaltes Dorf: St. Legier (Waadtland).

DIE WOCHE.

Nummer 38.

Berlin, den 20. September 1902.

4. Jahrgang.

Inhalt der Nummer 38.

	Seite
Die sieben Tage der Woche	1751
Die „Lage“. Ein Blick hinter die Kulissen des Kaisermanövers. Von Richard Schott	1751
Unsere Bilder	1753
Die Toten der Woche	1754
Die Börsenwoche	1754
Der letzte Krieg. Von Hans von Hoopfen	1755
Bilder vom Tage. (Photographische Aufnahmen)	1759
Gwendolin. Roman von August Niemann. (Fortsetzung)	1767
Blüte von Avalun. Gedicht von Franz Evers	1771
Volkslied und Volksoper. Von Professor Arno Kleffel (Köln)	1772
Weinlese am Rhein. Von W. Schulte vom Brühl. (Mit 6 Abbildungen)	1775
Eine Ausstellung altwälmischer Kunst. Von Alfred Kuchemann. (Mit 6 Abbildungen)	1777
Die Maßzeit einer Ringelnatter. Von Hans Geyer. (Mit Abbildung)	1781
Von der Reise zurück. Skizze von E. Jährow	1782
Auf der Jahrmarschmesse von Nishnij-Nowgorod. Von P. S. v. Kugelgen. (Mit 8 Abbildungen)	1783
Aus der Münchner Hofgesellschaft. Von Dr. A. von Wille (München).	1787
Verwandlung. Gedicht von Hugo von Hofmannsthal	1791
Bilder aus aller Welt	1792

Man abonniert auf die „Woche“:

in Berlin und Vororten bei der Hauptexpedition Zimmerstraße 37/41, sowie bei den Filialen des „Berliner Lokal-Anzeigers“ und in sämtl. Buchhandlungen, im Deutschen Reich bei allen Buchhandlungen oder Postanstalten (Zeitungs-Preisliste Nr. 8221); und den Geschäftsstellen der „Woche“: **Bonn a. Rh.**, Kölnstr. 29; **Bremen**, Obernstr. 29; **Breslau**, Schweidnitzerstr., Ecke Karstr. 1; **Cassel**, Obere Köntgstr. 27; **Chemnitz**, Johannisplatz 1; **Dresden**, Seestr. 1; **Düsseldorf**, Schadowstr. 59; **Eberfeld**, Herzogstr. 38; **Effen a. Rh.**, Limbederplatz 8; **Frankfurt a. M.**, Zeil 63; **Görlitz**, Luisenstr. 16; **Halle a. S.**, Mittelstr. 9, Ecke Schulstr.; **Hamburg**, Neuerwall 60; **Hannover**, Georgstr. 39; **Karlsruhe**, Kaiserstr. 34; **Kattowitz**, Poststr. 12; **Kiel**, Holstenstraße 6; **Köln a. Rh.**, Hohelstraße 145; **Königsberg i. Pr.**, Kneiphöfische Langgasse 55; **Leipzig**, Petersstraße 19; **Magdeburg**, Breiteweg 184; **München**, Kaufingstraße 25 (Dombaufreiheit); **Nürnberg**, Lorenzstraße 30; **Stettin**, Breitestraße 45; **Stuttgart**, Königsstraße 11; **Wiesbaden**, Kirchgasse 26; **Zürich**, Rennweg 48.

Jeder unbefugte Nachdruck aus dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt.



Die sieben Tage der Woche.

11. September.

Der Deutsche Kronprinz trifft in Sasvar zu den österreichisch-ungarischen Manövern ein. Er wird vom Kaiser Franz Josef persönlich empfangen.

Der Großkaufmann Franz Schulte in Bremen hat dem Senat die Mittel für ein Kaiser Friedrichdenkmal zur Verfügung gestellt.

12. September.

Der Kaiser kehrt aus dem Manövergelände nach Potsdam zurück.

Die Grubenarbeiter im Loirebassin beschließen, in den Generalausstand einzutreten.

13. September.

König Georg von Sachsen trifft zum Besuch des Kaisers in Potsdam ein. Bei der ihm zu Ehren veranstalteten Abendtafel bringen die beiden Monarchen Trinksprüche aufeinander aus.

Die Entscheidung des Schiedsgerichts in dem Meerangstreit ist zu Gunsten Galiziens gefallen.

Der chinesische Hof ist zum erstenmal nach drei Jahren wieder in den Pekinger Sommerpalast eingezogen.

14. September.

Der Kaiser reist zu den Flottenmanövern vor Kuchhaven ab.

In Danzig wird der „Deutsche Tag“ des Ostmarkenvereins abgehalten. Außer dem üblichen Huldigungstelegramm wird auch eine Depesche an den Reichskanzler Grafen Bülow gesandt und ihm die Zustimmung zu seiner Polenpolitik ausgesprochen.

In München beginnt der sozialdemokratische Parteitag.

Zar Nikolai rüchtet in Kursk an die Dorfältesten verschiedener Gouvernements, in denen Unruhen vorgekommen sind, eine Ansprache. Er warnt vor Gesefwidrigkeiten und versichert die Bauern seiner Fürsorge.

In Bulgarien finden Ersatzwahlen für die Sobranje statt, die sämtlich für die Regierung günstig ausfallen.

Im Phönixpark zu Dublin erhebt eine von 20000 Personen besuchte Versammlung Protest gegen die Verhängung des Belagerungszustandes über die Stadt.

15. September.

In Offenbach a. M. wird der neue Mainhafen dem Verkehr übergeben.

Auf dem Kapitol in Rom wird der vierte internationale Gynäkologenkongreß vom Unterrichtsminister Nasi feierlich eröffnet.

Der italienische Ministerpräsident Zanardelli, der sich auf einer Reise durch die südlichen Provinzen des Königreichs befindet, wird überall sympatisch aufgenommen. Ein besonders begeisterter Empfang ist ihm in Neapel bereitet worden.

16. September.

Die Flottenmanöver vor Kuchhaven müssen wegen stürmischen Wetters abgebrochen werden.

Königin Wilhelmina von Holland eröffnet die Generalkstaaten mit der Verlesung einer Thronrede, in der sie erklärt, sie sei von ihrer schweren Krankheit völlig wiederhergestellt.

17. September.

In München tritt der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege zu seiner 27. Hauptversammlung zusammen.

Die „Lage“.

Ein Blick hinter die Kulissen des Kaisermanövers 1902.

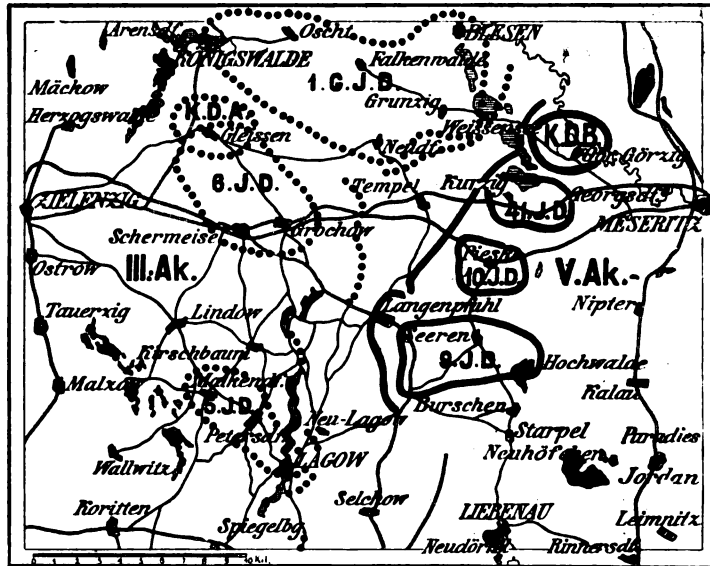
Von Richard Schott.

Es war am letzten Manövertag. Auf die 41. Infanterie-Division, die sich mit den andern beiden Divisionen des von Osten her eingedrungenen roten Feindes in einer vortrefflich gewählten Stellung bei Kalau zur Verteidigung eingerichtet hatte, rückte in kräftigem Vorstoß die Garde an. Ihre Reien waren ziemlich dünn. Das brachte die neue Taktik — die Surentaktik so mit sich. Aber es fehlten doch die genügenden Verstärkungen, die dem Angriff den rechten Nachdruck hätten verleihen müssen, und als es trotzdem zum Sturm kam, erklärten die Schiedsrichter diesen, wie nicht anders zu erwarten war, für abgeschlagen. Die Garde mußte Kehrt machen, und die braven Posener freuten sich ihres Sieges. Doch die Freude sollte nur von kurzer Dauer sein. Plötzlich kam ein Adjutant der Manöverleitung herangesprenzt und überbrachte den Befehl: „Zurück! Die Lage erfordert es!“ Miskmutig gehorchten die um den Preis ihrer Tapferkeit gebrachten Sieger, und auch von den Zuschauern schüttelte wohl mancher erstaunt den Kopf.

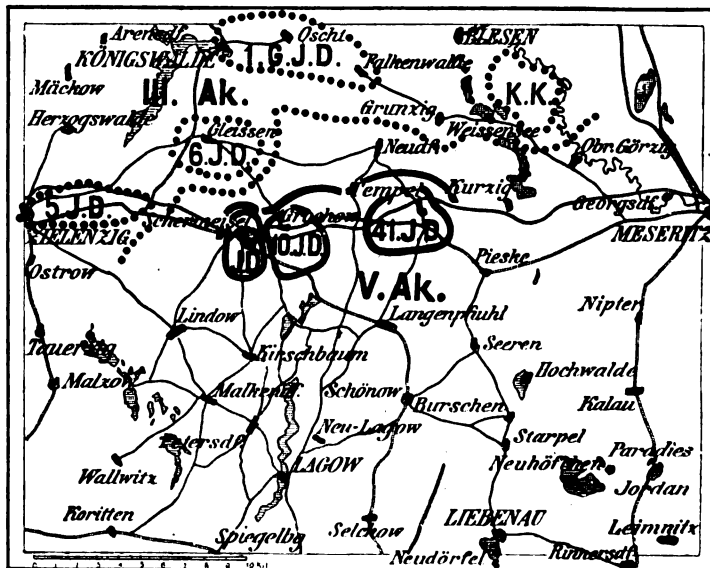
„Oh, oh! Sie gewinnen einen Sieg und gehen zu rück?“ meinten ein paar von den englischen Korrespondenten mit kritischen Gesichtern. „Wenn das mal in Südafrika begegnet wäre; um einer Lage willen wären wir gewiß nicht davongelaufen! Was ist denn das überhaupt für ein Ding, diese Lage?“

„Das will ich Ihnen sagen, meine Herren,“ antwortete ein Generalmajor, der sie begleitete. „Die ‚Lage‘ ist gewissermaßen das große Kabel, an dessen vielen, meist unsichtbaren Fäden die Manöverleitung alle Figuren dieses Kriegsschauspiels hält; denn im Grunde ist es natürlich nur ein Schauspiel, wenn auch ein sehr ernstes und lehrreiches. Wenn Sie wünschen, will ich die Gefechtspause benutzen und Ihnen das noch etwas näher auseinandersetzen; denn über nichts ist das Publikum mehr im unklaren, als über das Wesen einer solchen großen Friedensübung.“

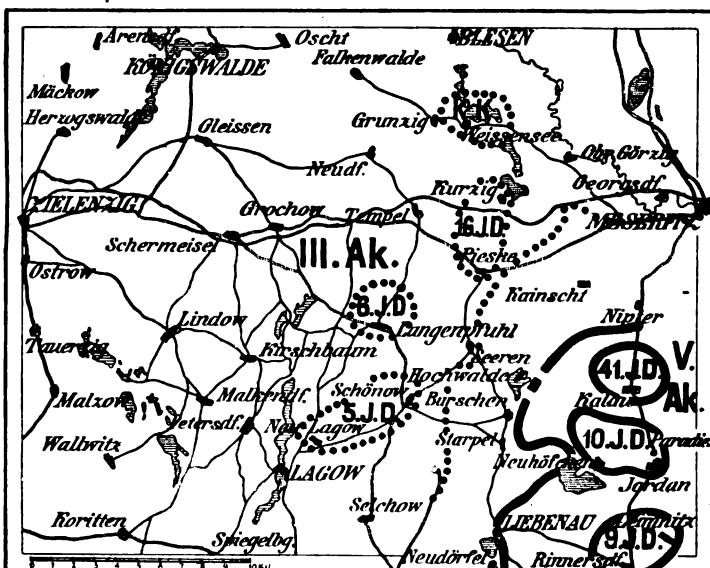
Den Engländern, denen sich auch ein paar deutsche und amerikanische Kollegen angeschlossen hatten, war die sachmännische Erläuterung nicht unwillkommen. Man suchte sich im nahen Dorf ein stilles Plätzchen. Der Major breitete seine Karten aus, auf denen, wie auf unsern nebenstehenden Kärtchen, die Stellungen der einzelnen Truppendeile an den verschiedenen Manövertagen eingezeichnet waren, und begann: „Vor allen Dingen, meine Herren, müssen wir uns darüber klar werden, was solch ein großes Manöver eigentlich bezwecken soll. Soll es etwa den Führern Gelegenheit geben, sich als große Strategen zu entpuppen? Das Publikum glaubt es. Aber es ist nicht so. Die strategische Schulung vermitteln die Kriegsspiele und die Generalstabsreisen. Im Manöver aber ist der Chef der Manöverleitung, in diesem Fall also der Chef des Generalstabs der Armee der einzige Stratege. Alle übrigen Beteiligten haben nur ihre taktische Befähigung zu erweisen,



Stellung am 9. September abends.



Stellung am 10. September abends.



Stellung am 11. September abends.

ihre Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit im Aufklärungsdienst, auf dem Marsch, beim Bewegen im Gelände und im Gefecht, kurz: ihre Schlagfertigkeit in jeder Beziehung. Ihnen hierzu möglichst gute Gelegenheit zu verschaffen, ist die Hauptaufgabe der Manöverleitung. Sie muß vorher ein Gelände auswählen, auf dem Infanterie, Kavallerie und Artillerie sich in der für sie charakteristischen Weise frei entfalten können. Sie muß dafür sorgen, daß die beiden Parteien auf diesem Gelände zu einer bestimmten Zeit zusammen treffen. Und sie hat die Übung auch noch so einzurichten, daß die Truppen zum Schluß in der Nähe der Eisenbahnstationen zu sich kommen, wo sie zum Rücktransport verladen werden müssen. Das ist ein schweres Stück Arbeit, meine Herren! Und da andererseits den Truppenführern innerhalb ihrer Aufgaben auch noch volle Bewegungsfähigkeit gewährt werden soll, da in taktischer Hinsicht der Kriegsmächtigkeit keine beengenden Grenzen gezogen werden dürfen, was sollte die Manöverleitung da wohl anfangen, wenn ihr nicht ein Deus ex machina zur Verfügung stände, der, von den tatsächlichen Ereignissen unabhängig, über den Wassern schwebte und ihr die Möglichkeit böte, in jedem Augenblick zu sagen: halt! Bis hierhin und nicht weiter?

„Dieser Deus ex machina ist nun, die Lage, die Kriegslage nämlich, und zwar nicht nur die allgemeine, sondern auch die für jede Partei besondere, und es hängt ganz von dem Geschick der Manöverleitung ab, diesen Gott aus der Maschine so auszustaffieren, daß er sie niemals in Verlegenheit bringt. — Ein rotes Armeekorps ist über die Weichsel in der Richtung auf Rogasen vorgegangen. Ein bei Frankfurt a. O. versammeltes blaues Armeekorps soll den in das Land eingedrungenen Feind zurückwerfen, heißt es da. Daraus geht hervor, daß die beiden Parteien irgendwo zwischen Rogasen und Frankfurt zusammen-

treffen müssen. — Aber von Rogasen bis Frankfurt ist weit, und nur zwischen Zielenzig, Meseritz und Schwiebus stehen die Proviantkolonnen mit den schönen, frischen Kommissbrotten. Deshalb läßt der hinter den Kulissen waltende Ueberirdische plötzlich ein zweites rotes Armeekorps erscheinen, das angeblich aus Schlessien über Sagan heranmarschiert und sich in der Richtung auf den Feind mit dem andern vereinigen soll, und nun ist die Manöverleitung sicher, daß die Kommissbrote bei Schermeifel nicht verschimmeln werden. — Ziehen Sie mal eine Linie von Sagan nach Norden und eine andere von Rogasen nach Frankfurt, so werden Sie finden, daß diese beiden Linien sich gerade bei Meseritz schneiden.

„So hatten wir denn am 9. September abends die beiden Parteien glücklich dicht bei einander. Bei Tempel am Rand eines ‚geborenen‘ Schlachtfelds standen sie sich so nahe gegenüber, daß die Vorposten sich fast mit den Händen greifen konnten, und ohne daß der natürlichen Entwicklung Gewalt angethan wäre, hatte allein die ‚Lage‘ zu Wege gebracht, was die Manöverleitung beabsichtigte! Am nächsten Morgen mußte die Bombe zum Plagen kommen.

„Das war ein prächtiger Manövertag, so fesselnd und lehrreich, wie selten einer. Aber der böse, rote Feind hatte seine Sache zu gut gemacht. Mit seinen eng zusammengedrängten drei Infanteriedivisionen hatte er dem weit auseinandergezogenen III. Korps so hart zugesetzt, daß wir dieses wahrscheinlich am nächsten Tag weit hinter Zielenzig wieder gefunden haben würden, wenn die Manöverleitung nicht abermals ihren klassischen Freund zu Rate gezogen und den blauen Brandenburgern eine gehörige Verstärkung angedichtet hätte.

„Sehen Sie jetzt, bitte, auf die Karte vom 10. September abends. — Die rote Kavalleriedivision ist verschwunden. Der stille Teilhaber des Manöverkriegsgottes hat sie nach Süden verschickt, um die Verbindung mit dem schlessischen Korps herzustellen. — Dagegen steht bei Weißensee jetzt ein ganzes Kavalleriekorps. Wo kommt das her? Ganz einfach! Aus der besonderen Kriegslage; denn da heißt es ja ausdrücklich, daß ‚weitere Truppen‘ jenseits der Oder zusammengezogen werden. Warum sollten sich diese nicht in einer zweiten Kavalleriedivision offenbaren, die inzwischen herangerückt war und sich mit der Kavalleriedivision A vereinigt hatte.

„Sie sehen, meine Herren, Geschwindigkeit ist auch in diesem Fall keine Hezerei, und so geschah es, daß Rot, das sich am Tag vorher so wacker geschlagen hatte, am 11. September so gründlich geschlagen wurde. — Die ‚Lage‘ erforderte es! — Die Begebenheiten durften nicht nach einem andern Gelände gezogen werden, und vor allen Dingen sollte ja in diesem Manöver die taktische Frage geprüft werden, ob es heutzutage noch möglich sei, Kavalleriemassen in offener Feldschlacht zu verwenden. Deshalb wurde Rot an diesem Tag von vornherein in Verhältnisse versetzt, die es nötigten, seine mühsam erungene Stellung zwischen Tempel und Grochow aufzugeben und den Rückzug anzutreten, auf dem das Kavalleriekorps es überfallen und seinen rechten Flügel in Grund und Boden reiten mußte. Und wenn der heutige große Entscheidungskampf jetzt für einige Zeit unterbrochen worden ist, so werden Sie bald sehen, daß es damit eine besondere Bewandnis hat.“

Und richtig! Der Major hatte kaum seine Karten zusammengepackt, als es zu donnern und zu knattern begann. Das Kavalleriekorps hatte in weitem Bogen die rechte Flanke von Rot umgangen und feuerte nun mit seinen reitenden Batterien und Maschinengewehren dem weichenden Gegner gerade in den Rücken. Noch einmal attackierte, vom Kaiser selbst geführt, die ganze ungeheure Reiterstaffel und zermalmete unter ihren 6000 Pferden die Trümmer des feindlichen Heeres.

„Sehen Sie, meine Herren,“ sagte der Major, sich verabschiedend. „Jetzt wird ihnen das Geheimnis der ‚Lage‘ verständlicher geworden sein. Manöver ist ein Schauspiel, bei dem es weniger auf die Handlung als auf die Leistung der Mitwirkenden ankommt. Diese braven Reiter werden auch im wirklichen Feuer ihren Codessritt reiten; denn sie wissen, was es heißt: die Lage erfordert es!“

∞



Unmittelbar nach den großen Manövern, von denen wir heute zahlreiche Bilder (Seite 1759—1765) bringen, hatte der Kaiser die Freude, in Potsdam den König Georg von Sachsen als seinen Gast begrüßen zu können. Die Gefühle der Zusammengehörigkeit und der Freundschaft zwischen dem Bundesfürsten und dem Reichsoberhaupt kamen in herzlichen Trinksprüchen beim Festmahl zum Ausdruck. Unser Bild (S. 1766) zeigt den Kaiser und seinen königlichen Gast bei der Ankunft vor dem Neuen Palais. Während der Kaiser nach Potsdam heimkehrte, begab sich unser Kronprinz von Sonnenburg aus direkt zu den österreichisch-ungarischen Manövern (Abb. S. 1766b), wo er an der Seite Kaiser Franz Josefs von der Bevölkerung mit herzlicher Begeisterung begrüßt wurde.

∞

Prinzessin Alfons von Bayern (Abb. S. 1766a). Der Ehe des Prinzen Alfons von Bayern, der bereits seit 1891 mit der Prinzessin Luise von Orleans vermählt ist, war der Kinderlegen lange versagt geblieben. In diesem Jahr erst hatte die Prinzessin das Glück, ihn mit einem Baby beschenken zu können. Wir bringen heute ihre neueste Porträtaufnahme, die Mutter mit ihrem Kind im Arm.

∞

Ein Denkmal der verstorbenen Großherzogin Alice von Hessen (Abb. S. 1766) ist am 12. September in Darmstadt feierlich enthüllt worden. Bildhauer Ludwig Habich hat da ein eigenartiges, von jeder Schablone völlig freies Kunstwerk geschaffen. Auf einem Brunnen mit dem Reliefbildnis der Herzogin erhebt sich ein schlanker Obelisk bis zur Höhe von 21 Metern. Zarte Mädchengestalten zieren die Ecken, groteske Wasserspeier am Sockel beweisen, daß der Schöpfer des ernst-würdigen Denkmals auch Sinn für Humor hat. Fein und edel, wie Herzogin Alice gewesen, ist das Monument, das Frauen und Jungfrauen ihrem Andenken gestiftet haben.

∞

Die 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Ärzte (Abb. S. 1766b) wird vom 21. bis 27. September in Karlsbad unter dem Vorsitz des Geh. Medizinalrats Professor Dr. Heubner-Berlin tagen. Unsere Leser finden in der vorliegenden Nummer die Porträts hervorragender Vorstandsmitglieder.

∞

Der 26. deutsche Juristentag (Abb. S. 1766c und d) hat seine Sitzungen im preussischen Abgeordnetenhaus in Berlin abgehalten unter Teilnahme der Spitzen der juristischen Behörden. Sowohl der Staatssekretär des Reichsjustizamts Dr. Nieberding, wie der preussische Justizminister Dr. Schönstedt begrüßten die Versammlung mit Ansprachen, in denen die Bedeutung des Juristentages gewürdigt wurde. In der That hat er in den 42 Jahren, seit er zum erstenmal zusammentrat, durch Anregung und Kritik die Gesetzgebung in Deutschland wesentlich beeinflusst. Er hat auch diesmal wieder eine Fülle von Material geliefert für schwebende, unter politischen, sozialen und wirtschaftlichen Gesichtspunkten äußerst wichtige Fragen. So eifrig aber gearbeitet wurde, die Teilnehmer am Juristentag fanden auch noch die Zeit für gesellige Vergnügungen. Unter andern wurde ein Festbankett im Zoologischen Garten veranstaltet, bei dem auch ein vom Rechtsanwalt Hermann Eifert verfaßtes humoristisches Festspiel „Die Kraniche des Ibykus“ zur Aufführung kam.

∞

Ein Gruppenbild der Architekten Ende und Böckmann (Abb. S. 1766b), die sich seit Jahrzehnten zu gemeinsamem Schaffen verbunden haben, ist gegenwärtig bei Schulte in Berlin ausgestellt. Es ist das erste Werk, das der Maler Caspar Philipp nach langjähriger Abwesenheit in der deut-

sehen Heimat vollendet hat. Böckmann sitzt an einem Tisch, Ende steht, die Hand auf seiner rechten Schulter, neben ihm und weist auf die vor ihnen liegenden Pläne für das deutsche Haus in Brünn, das die beiden Künstler ausgeführt haben.

Schloß Burg an der Wupper (Abb. S. 1766), das verfallene Stammschloß der Grafen von Burg, das teils aus privaten, teils aus öffentlichen Mitteln wiederhergestellt worden ist, hat durch die Opferwilligkeit des Freiherrn v. d. Heydt (Porträt S. 1766d) in Elberfeld einen prächtigen Schmuck erhalten. Er stiftete einen Brunnen, dessen Enthüllung auf den 20. September anberaumt worden ist. Der Düsseldorfser Bildhauer J. Coubillier hat die ihm gestellte Aufgabe glänzend gelöst. Auf dem entsprechend der Architektur des Schlosses in frühgotischem Stil gehaltenen Brunnen erhebt sich das Standbild des Grafen Adolf von Berg.



„Admiral“ Killik.

fein, doch ist die Nachricht von seinem Tod nicht beglaubigt.

Personalien (Porträts S. 1766d). Es ist wieder einmal von einem bevorstehenden Wechsel in der Verwaltung Deutschsüdwestafrikas die Rede. Der Gouverneur Oberst Leutwein weilt zur Zeit in Deutschland, während im Schutzgebiet sein Stellvertreter Major Estorf die Geschäfte führt. Indessen ist zu hoffen, daß Oberst Leutwein auf seinen Posten, für den er so ungewöhnlich befähigt ist, im Interesse des Gemeinwohls wieder zurückkehren wird. — Der in Zürich verstorbene russische Staatsrat von Wild, ein geborener Schweizer, gehörte zu den bedeutendsten Physikern. Er war Professor an der Universität und Direktor des physikalischen Zentralobservatoriums in Petersburg und lange Zeit auch Präsident der internationalen Polarkommission.



Die Toten der Woche.

Geheimrat Prof. Dr. Ernst Dümmler, † am 11. September zu Friedrichroda im Alter von 72 Jahren.

Professor Dr. Finkener von der Berliner Bergakademie, † am 13. September zu Bursfelde.

Komponist D. R. Finsterbusch, † in Glauchau.

Generalmajor Robert von Joelson, früherer Reitlehrer der Kaiserin Elisabeth, † zu Wien.

Frau Professor Amalie Lauchert, Schwester des verstorbenen Reichskanzlers Fürsten zu Hohenlohe, † zu Gotha.

Württembergischer Landtagsabgeordneter Maurer, † am 16. September zu Stuttgart.

Professor der Rechtskunde K. v. Maurer, † am 17. September zu München im Alter von 80 Jahren.

Graf Casa Miranda, Gatte der Sängerin Christine Nilsson, † zu Cambo (Pyrenäen).

Diktor Frhr. v. Pereira-Arnstein, früherer Landeshauptmannstellvertreter, † zu Lainz.

Alt-Ständerat Peter von Planta, schweizerischer Politiker, † am 15. September zu Chur.

Komponist Christoph Preis, † am 12. September zu Erlangen im Alter von 81 Jahren.



Die Börsenwoche

Wenn diese Zeilen unter die Presse gehen, tritt in der alten Krönungs- und Handelsstadt Frankfurt a. M. der erste deutsche Bankiertag zusammen, und nach allen Anzeichen zu schließen, wird er eine imposante Demonstration gegen das Handel und Verkehr knebelnde Börsengesetz darstellen. Groß angelegte agitatorische Kundgebungen besitzen aber heutzutage in unserm gesetzgeberischen Leben eine erheblichere Bedeutung als zu früheren Zeiten. Dies haben klar die noch in frischer Erinnerung befindlichen weithin tragenden Agitationen anderer großer Interessengemeinschaften gezeigt. Bedauerlich bleibt nur, daß sich die deutsche Bankwelt erst jetzt darauf besinnt, in einer gemeinsamen Organisation an die breite Öffentlichkeit zu treten. Alles, was früher von den Einzelverbänden, von Handelskammern, lokalen Bankiervereinigungen und dergleichen geschehen ist, um eine Milderung der scharfen Börsengesetzgebung herbeizuführen, hat sich — als ziemlich nutzlose Kraftverschwendung herausgestellt. Eine Erklärung für jene seitherige beklagenswerte Zurückhaltung unserer Bankwelt liegt in der großen Verschiedenheit ihrer Interessen. Es wurde oft genug und mit Recht darauf hingewiesen, daß die von den handelsfeindlichen Parteien gemachte Börsengesetzgebung dem Großkapital, wie es in unsern führenden Aktienbanken sich darstellt, mehr Nutzen als Schaden bringt, während das Gesetz die wirtschaftlichen Kräfte der mittleren und gar erst der kleinen Privatbankiers allmählich vollständig aufreiben muß.

Wenn man gegenwärtig von den Vorgängen an den Fonds- und Geldmärkten redet, ist man alsbald genötigt, den Blick auf die amerikanischen Verhältnisse zu lenken. Auch gegenwärtig liegt hierzu wieder ein zwingender Anlaß vor. Die durch die kühle Witterung etwas verzögerte amerikanische Ernte hat die Geldklemme an der Newyorker Börse verschärft und auf einen längeren Zeitraum erstreckt. Diese Knappheit der Umlaufsmittel ist natürlich durch eine außerordentlich ausgedehnte Börsenspekulation und ferner durch die ungesund emporgeschossene Trustwirtschaft unverhältnismäßig gesteigert worden. Wenn nicht der von Jahr zu Jahr schier unheimlich anwachsende Nationalreichtum der großen Republik als gewichtiger Faktor mit in Betracht käme, so würde das üppig aufschießende Spekulantentum mit seinen ungeheuerlichen Auswüchsen längst die folgenschwersten Katastrophen herbeigeführt haben. Dieser letztere Faktor, die außerordentlich wachsende geldliche Potenz des Landes, wird aber von vielen diesseitigen Beurteilern der wirtschaftlichen Lage Amerikas nicht gebührend in Anschlag gebracht. Und daher die oft mit apodiktischer Bestimmtheit ausgesprochene Prophezeiung von dem nahe bevorstehenden „amerikanischen Krach“.

Die Lage an der Berliner Börse hat sich inzwischen nur wenig verändert. In den letzten Tagen ließ die Vorliebe für ausländische Rentenwerte zum Teil etwas nach, und besonders die bisher sehr stark begünstigten türkischen Papiere traten bei abschwächenden Preisen in den Hintergrund. Die türkische Anleiheunifikation stößt immer wieder auf neue Hindernisse bei der hohen Pforte, und Herr Rowier scheint des ewigen Backschischgebens nun endlich satt zu sein. Auch am Industrieaktienmarkt hat sich wieder eine schier unheimliche Geschäftsstille eingestellt, und namentlich bezüglich der Werte der Eisenindustrie ist das Publikum neuerdings merklich abgesehen worden. Dagegen erhält sich für die Aktien einer Anzahl von Transportunternehmungen und ebenso für unsere tonangebenden Bankaktien regeres Interesse. Die zum Herbsttermin jetzt schüchtern anziehenden Geldzinsfrage gehen von einem bisher so außerordentlich niedrigen Niveau aus, daß von einer Geldverteuerung eigentlich nicht geredet werden kann. *Verus.*

DER LETZTE KRIEG

VON
HANS VON HOPFEN.



Es war einmal — das heißt: es wird einmal
In diesem wunderschönen Jammerthal
Ein großer Mann mit staunenswerten Gaben
Gelebt, gewirkt und so gehandelt haben,
Wie ich vorahnend euch erzählen will.
Reich an Erfolg und Ehre lebt er still
Und schlicht in seine Wissenschaft vergraben,
Ein warmer Freund der Menschen jedes Standes,
Ein treuer Bürger seines Vaterlandes.
Er hatte viel erforscht und viel erfunden,
Kranken zum Heil, zum Vorteil den Gesunden,
Und laut und dankbar pries man allerorten
Manch Wunderwerk, das, zum Erstaunen klar,
Aus seiner Werkstatt Tiegeln und Retorten
Rasch über alle Welt verbreitet war.
Als hätte die Natur, wie eine Braut,
Dem Liebling ihr Geheimstes anvertraut,
Nur ihm, wie keinem anderen gewogen,
Von aller Wirkung streng verborgnem Grund
Die letzten Schleier zärtlich weggezogen,
Verging kein Tag ihm ohne sichern Fund
Gewaltiger, noch nie geahnter Kräfte,
Belebender, wie mörderischer Säfte.
Und was er fand, war immer ein Bereichern
Menschlichen Wissens, kaum mehr aufzuspeichern . . .
Und trotzdem schwur einst in der Trunkenheit
Sein Lieblingschüler laut auf Doktorehre,
Daß bei noch längerem Leben auch noch weit
Erstaunlicheres zu gewärtigen wäre.

Erschreckt ob seines eignen Wortes Schwere,
Schlug dieser Schwäger keinen zweiten Funken,
Um aufzuhellen diese Heimlichkeit,
Und hat seitdem nie wieder sich betrunken.

Je mehr der Meister in die Jahre kam,
Je weniger er an andern Anteil nahm.
All störender Geselligkeit entronnen,
Führt er auf seinem Gürtchen vor der Stadt
Bei alten Bäumen und lebendigen Brunnen
Und seiner Forschung blankem Apparat,
Von Ehrfurcht und Bewundrung schein umgeben,
Ein glückliches und ungestörtes Leben.
Er schürte seinen Ofen, schied und mischte,
Berechnete, gewann, verbrauchte Geld
Und freute sich, wenn's auf dem Herde zischte,
Des förder samen Daseins, fern der Welt . . .

Da kam auf einmal, wie von Sturmes Wogen
Ein windgetragenes Geräusch vom Meer
Ins Land hereindringt, ganz von ungefähr,
Ein allaufregendes Gerücht geflogen.
Und was heut nur Gerücht, Befürchtung war,
War nächsten Tages schon gewisse Kunde,
Und schrecklich ging das Wort von Mund zu Munde:
's giebt Krieg! Das Vaterland ist in Gefahr!

Es war ein ernstes Volk, fromm und gerecht,
Doch auch ein starkes Volk, geübt in Waffen,
Von keinem langen Frieden zu erschlaffen,
Soldaten von Geschlechte zu Geschlechte;
Wie Sonnenstrahlen flammten seine Fahnen

Vom Ruhm zahlloser Siege seiner Ahnen.

Vom Kaiser, über Nacht berufen, legen
Die Männer Hammer, Pflug und Feder hin.
Man sieht im weiten Reich auf allen Wegen
Die Heeressäulen nach den Grenzen ziehn.
Das Volk steht auf, zum Sturmhut wird die Krone,
Mit Eichenzweigen schmückt sich jede Mütze,
Der Hufschlag klirrt, es rasseln die Geschütze,
Vom ebenmäßigen Schritt der Bataillone
Erdröhnt die Erde, während an den Küsten
Sich stolz die weißen Panzerflotten brüsten.

Als noch von heiliger Begeisterung
Erleuchtet und entzündet alt und jung,
Begiebt sich von den Edelsten und Besten
Ein Ausschuß, mit dem Kanzler an der Spitze,
Nach unseres Gelehrten Musesitze.

Wer fühlt sich nicht geehrt von solchen Gästen!
Und doch betrübt den ahnungsvollen Geist
Besorgnis, als er sie willkommen heißt.

Erhabner Freund, kein Bürger kommt dir gleich
— Also begann der erste Mann im Reich —
Die Grenzen alle sind vom Feind umringt.
Wenn selbst das ärmste von den Landeskindern
Dem Staat mit Gut und Blut sein Opfer bringt,
Was wirst du thun, die schwere Not zu lindern?
Was kannst du thun, um diesen Krieg zu hindern?
Wo jedermann sein Scherflein Pflicht entrichtet,
Ist das Genie zu ungleich mehr verpflichtet.

Der andere besann sich, und er sprach:
Mit Freuden kam ich euren Wünschen nach,
Doch hab ich euch nichts Neues mehr zu geben.
Was ich in meinem arbeitsreichen Leben
Der Welt zum frommen oder zum Verderben
Bisher ergrübelte, was ich erfand,
Gab ich bereits dem teuren Vaterland.
Krankheit verschwand, verzögert ist das Sterben,
Mit neuen Schrecken füllt ich die Geschosse,
Beflügelte die Mannen und die Kasse,
Befestigungen hab ich neu erdacht,
Die Schiffe selbst zu Festungen gemacht,
In Vorratshäusern wie in Arsenalen
Wirkt mein Gedanke — soll ich mehr noch prahlen?

Nein! rief der Kanzler: Selbst bei fernsten Horden
Ertönt dein Ruhm. Doch, was du uns erdacht,
Die andern haben's lang schon nachgemacht.
So ist's Gemeingut aller Welt geworden.
Wir haben's, doch die Feinde haben's auch
Und schädigen uns mit dem, was du erfonnen.
Nun geht im ganzen Volk herum ein Hauch,
Der einem deiner Schüler einst entronnen,
Und einem jener Ohrenzeugen spricht's
Der andre nach: du hättest es in Händen,
Den Krieg mit einem Schlage zu beenden.

Da rief der Weise rasch: Ich weiß von nichts!
Und wüßt ich was, das jeden Hader stille,
Verriet ich's nicht. Denn Krieg ist Gottes Wille.
Er will nicht, daß die Völker feig erschlaffen.
Weil er's nicht will, drum gab er ihnen Waffen.

Die Völker, die der Waffen Lust verlernen,
Der Freiheit und des Mutes sich entfennen,
Kampflos entarten sie, eh sie's gedacht.
Des Mannes hohe Schule bleibt die Schlacht.
Gott war mit uns in allen unsern Kriegen.
Mit Gott! So werden wir auch diesmal siegen!

Der Kanzler schwieg. Verstimmt und unzufrieden
Ist er von dem berühmten Mann geschieden . . .

Mit Trommelwirbel, Märschen und Fanfaren
Ist, was da Waffen trug, ins Feld gefahren.
Still ist die Stadt, und leer sind all die Gassen,
Die jüngst die Menge kaum vermocht zu fassen.
Wo Kampfesgier aus allen Choren schwärmte,
Begeisterung zum hohen Himmel lürmte,
Hält die Erwartung jetzt den Atem an
Und horcht hinaus, ob keine Boten nahn.

Und Boten kommen. Doch kein Jubel bricht
Laut aus bei ihrem karglichen Bericht.

Mehr Boten kommen — Siegesboten nicht.
Was sich kein Mensch im weiten Reich gedacht,
Steht fest: verloren ist die erste Schlacht.

In Einzelgruppen stehn an allen Ecken
Die Bürger, im Gesicht den blassen Schrecken.
Ein schey Gerücht schleicht bald durch ihre Mitte:
Verloren auch die zweite Schlacht! Die dritte!
Und leise tuschelt man sich in die Ohren:
Die schöne, stolze Flotte auch verloren.
Die Festungen, die neuen Ungeheuer,
Verbrannt in einem rätselhaften Feuer,
Das sich der Feind von weitem mitgebracht . . .

Auf seinem Söller in der Sommernacht
Sitzt traurig der Gelehrte, sinnt und lauscht
Gedankenvoll, wie sich im Abendwinde
Auf seinem Dach die Landesflagge bauscht;
Ein süßer Duft steigt von der blüh'nden Linde
Herauf zum hochgeschwungenen Altan.
Mit nassen Augen schaut er in die Sterne,
Dann auf die Stadt hinab. Da sieht von ferne
Drei Fünkchen er den weiten Weg bergan
In aller Eile seinem Hause nah'n.

Die fernern Funken werden helle Flamme.
Schon qualmt sie breit und leuchtet auf den Troß,
Derweilen eine heldenhafte stramme
Jünglingsgestalt behend sich hebt vom Roß.
Man pocht. Der Pförtner schilt. Bald spricht er leiser.
Die Angel knarrt. Kein Reden mehr, kein Rufen.
Nur Sporenklang hallt auf den Marmorstufen.
Der Hausherr öffnet: vor ihm steht der Kaiser.
Ein Wink . . . und das Gefolg im Fackelschein
Bleibt vor der Thür. Die beiden sind allein.

Vom Heere komm' ich, tief gebeugt vom Fluch,
Drei Tagereisen ohne Rast und Ruh,
Und dir, nur dir allein gilt mein Besuch,
Denn der uns helfen kann, bist einzig du.
Geschlagen sind wir. Nicht durch Mut und Kraft,
Nein, durch die Künste höherer Wissenschaft,
Die wunderbar die Wucht des Feindes steigert,
Indessen uns sich dein Genie verweigert.

Gleich einem Gott des Zornes stand er da,
Der Herrscher, der auf seinen Diener sah.

Der sprach: Um meiner Heimat Glück beflissen
Gab ich euch all mein Können, all mein Wissen
Und hab in meines treuen Busens falten
Nichts, was euch retten könnte, vorbehalten.

Der Herrscher spottete: Du großer Mann,
Küßt deinen Schüler, Freund und Kaiser an?
Wie? Oder wagst du mir ins Angesicht
Zu schwören, jener seltsame Bericht
Von dem Geheimnis, das imstande wäre,
Im Nu hinwegzutilgen ganze Heere,
Sei nichts als eines Prahlers Schwindelmäre? . .
Dem Kaiser Wahrheit! . . Gibt's das Mittel? Ja!
Und kommst dem Heer damit zu Hilfe? Nein!

Erhabner Herr, siehst du den Ciegel da
Auf meinem Herd? So unscheinbar und klein
Er ist: dies Gläschchen noch in sein Gemisch
Gerührt, ein rascher Druck dann auf die Feder
Des Apparates dort links auf dem Tisch —
Und jeder Apothekerlehrling, jeder
Anfänger in Chemie und Physik kann
Im Hui vernichten hunderttausend Mann.
Du rühmst des Feindes Wissenschaft? Verzeih'
Mir, daß ich lache . . . Nicht aus Prahlerei!
Doch wollt' ich, augenblicks, wie ich da stehe,
Nur so weit wandern, bis den Feind ich sähe,
Ich ganz allein mit diesem kleinen Topf,
Mäß' die Entfernung, drückt' auf jenen Knopf:
. . . Der Stab, die Regimenter und die Rosse,
Die schweren Wagen, schwereren Geschosse,
Was alles jetzt die Heimatflur zerstampft —
Eins zwei: verbrannt, zerstaubt, hinweggeblasen!
Und zwischen blauer Luft und grünem Rasen
Nur eine Wolke, die verblüht, verdampft,
Ein ungeheures, fliehendes Leichentuch,
Draus hier und dort noch Knochen, Eisensteile
Herunterfallen und geraume Weile
Ein unerfreulich branftiger Geruch
Verspürt wird, doch kein Feind, kein einziger Feind,
So weit ins Vaterland die Sonne scheint!

Da fährt der junge Held empor und spricht:
frisch auf, den Unterdrücker wegzufegen!
Komm, komm!

Der andre sagt: Ich darf es nicht.
Du darfst nicht?! ruft mit schrecklichem Gesicht
Der Kaiser. Ist 's denn mehr als Bürgerpflicht
Und Schuldigkeit? Sprich: warum darfst du nicht?

Da wirft der Meister sich zur Erde hin:
Weil ich ein Mensch, nicht nur ein Bürger bin
Und weil, wenn dies Geheimnis ich verkündigte,
Ich an der ganzen Menschheit mich veründigte.
Urteile selbst: sobald ein leichter Sinn
Erst einmal mein Geheimnis preisgegeben,
So hat's jedweder Schächer in der Hand,
Aus eitel Bosheit Tausende von Leben,
Ja, ganze Städte, meilenweites Land
In wenigen Minuten zu vernichten.
Denn jeder Schüler kann die Mischung richten,
Und für derlei Dynamomurmaschinen
Genügt ein Kind, sie wirksam zu bedienen.
Habsucht und Rachsucht ohne viel Gefährde
Entvölkerten in kurzer Zeit die Erde.
Hier weicht die Bürgerpflicht vor höhern Pflichten.
Ich bin ein Mensch, und meines Schöpfers Güte
Schrieb mir die Pflicht ins schauernde Gemüte,
Daß ich die Menschheit vor Vernichtung hütete.
Niemand soll meines Wissens Kunde haben,
Denn mein Geheimnis wird mit mir begraben.

Der Herrscher hört's und blickt am Schwallot hinab,
Als blickt' er in sein eignes offnes Grab;
Sein Haupt, das über allem Volke ragt,
Erblickt als wie versteinert, und er sagt:
Du großer Mann mit deinem kleinen Topf,
Ich kenne dich und deinen harten Kopf
Und weiß: was du beschloßen, steht so fest.
Daß es durch Worte sich nicht ändern läßt —
Allein vielleicht durch Chäten. Hör' mich an!
Ich keh'r zum Heer zurück, um, wenn ich kann,
Zu wenden uns're schwere Niederlage.
Helf's Gott! . . . Doch, wird an einem dieser Tage —
Verhüt' es Gott: — Gewisheit dir gebracht,
Daß uns're Kraft gefällt und aufgerieben,
Daß nach der letzten mörderischen Schlacht
Uns keine Wehr und Hoffnung mehr geblieben
Als du, um uns vom Untergang zu retten,
Siehst du die Besten unsers Volks in Ketten,
Das Heer in Flucht, die Gräber unsrer Ahnen



Geschändet und zerbrochen unsre Fahnen,
Siehst du mit Augen, wie der Ueberwinder
Zu Sklaven macht die Weiber und die Kinder
Und unsre Sprache selbst sein Machtgebot
Von dieser Erde zu verbannen droht —
Dann dämmert dir vielleicht der Wahrheit Schluß,
Daß zu der ganzen Menschheit Glück und Heil
Gesund und frei ihr allerbestes Teil,
Ihr unser Volk erhalten bleiben muß.
Dann wird vielleicht dein Pflichtgefühl sich steigern,
Dann wirst du nicht mehr deine Hilfe weigern
Und greiffst im Grimm zum schrecklichsten der Schrecken
Und wirst ringsum den Feind zu Boden strecken.

Furchtbare Zukunft! rief der alte Mann
Bestürzt und hob abwehrend beide Hände:
Nie überleb' ich meines Volkes Ende.
Käm's je so weit, wie du gesagt, ja . . . dann . . .!

Die Stimm erstickt in fühlens Uebermaß.
Der Kaiser aber spricht ihn gütig an:
Heil dir, dies eine kurze Wort genügt
Dem, der so lang zu deinen Füßen saß.
Nun geh' ich voller Hoffnung, die nicht trügt,
Ich geh' getrost, weil unser Heil gefunden.

Er hält des Schweres kreuzförmigen Knauf
Dem Alten hin. Der legt die Finger drauf
Zu stummem Schwur für wenige Sekunden.
Dann reicht zum Abschied ihm der Fürst die Hand
Und ruft ihm, auf der Schwelle zögernd, zu:
Einer von beiden wird das Vaterland
Vom Feind erretten: wenn nicht ich, so du!

Und wieder auf der Treppe kling't von Sporen,
Und wieder vor dem Thor drei Fackeln flammen,
Bis sie den weiten Weg hinab zusammen
Ein Flämmchen scheinen, in der Nacht verloren.
Still ist's ringsum, erloschen jedes Licht,
Schwül drückt die Luft aufs lehzende Gelände,
Und mit dem Gott in seinem Busen spricht
Der greise Mann und weint und ringt die Hände . . .

Seit jener Nacht, seit jenem stummen Eide,
Lebt der Gelehrte schauernd, wie im Traum,
Verschließt sich vor der Welt und atmet kaum
Vor Aengsten, wie das Schicksal sich entscheide.
Allein das droh'nde Schicksal schweigt und zaudert.
Der Liebingschüler, der einst unbedacht
Etwas von dem Geheimnis ausgeplaudert,
Das bis zum Kaiser dann den Weg gemacht,
Bemüht sich, seinen Meister aufzuheitern,
Doch seine Laune, seine Mühe scheitern
An des Gelehrten eigensinniger Art,
Der, in Gedanken nach wie vor verloren,
Verkniffnen Mundes, nach dem Herde starrt.

Da kratzt der Assistent sich hinter'n Ohren:
's geht ein Gerücht von schrecklichem Gesecht.
Allein man munkelt nur, man weiß nicht recht,
Man tuschelt, man verschweigt und hat nicht Rat,
Weil die Depeschen von den Freiluftschiffen
Verdorben sind, man kann sie nicht entziffern.
Vom flachen Lande strömen früh und spät
Die Bauern in die Stadt, und auf den Wällen
Sieht man Geschütze pflanzen, Wachen stellen.
's wird brenzlich, Meister! Wär's nicht an der Zeit,
Um endlich diesen niederträchtigen Hunden
Zu zeigen, was du Schreckliches erfunden
Und aller Welt bisher verheimlicht hast?
Ich weiß gut, wie man's macht, und freu' mich fast . . .

Da unterbrach den Schüler der Gelehrte:
Du freust dich? fragt er traurig. Er verwehrt
Dem Ungeduldigen, sich dem Herd zu nah'n,
Und sah ihn lang mit bösen Augen an.

Der schleicht davon. Der Meister geht zur Ruh,
Doch andern Tags in aller Herrgottsruh,
Da Sterne noch am blassen Himmel funkeln,
Weckt ihn Gewieher. Und er sieht zu Haupt

Des Lagers einen Mann im halben Dunkeln
Des Zimmers stehn, den er zu kennen glaubt.
Er stüzt sich auf, schaut — nein, er kennt es nicht,
Das blasse blutberonnene Gesicht
Des Reiters, der zurück den Mantel schlägt
Und nun ein Schwert mit abgebrochener Klinge
Ihm feierlich und stumm aufs Lager legt.
Da ahnt er den Zusammenhang der Dinge,
Da springt er aus dem Bett und flüstert leiser:
Wer schickt mir dies?

Der andere sagt: Dein Kaiser.

Wo weilt er?

Unter Gottes freiem Himmel,
Von seiner Garde glänzendem Gewimmel
Umringt, liegt unter Leichen seine Leiche.
Erschlagen alle wie von einem Streiche.

Und unser Heer? Des Heeres Trümmer stiehn.

Der Adel und die Jugend sind dahin.
Noch seh ich sie, die stolzen Reitercharen,
Die Fahnen hoch, mit schmetternden Fanfaren,
Des Reiches Hort, den Kaiser, in der Mitten,
So sind sie jubelnd in den Tod geritten.
Unglaublich scheint's: kein Gegner, keine Schlacht,
Nein, wie aus blauer Luft mit einem Mal
Vernichtend niederzuckt ein Wetterstrahl,
So lag im Nu die ganze Waffenmacht
In Reih und Glied zerschmettert und zerstäubt.
Nach Stunden komm' ich zur Besinnung, raffe
Mich aus dem Knäuel der Toten auf und sehe
Den Kaiser sterbend mir in nächster Nähe.
Er schaut mich an und reicht mir diese Waffe,
In aller Eile sie zu dir zu tragen . . .
Dann sank er um und konnte nichts mehr sagen.
Verstehst du, Meister, was mir dunkel blieb?

Der Meister sprach: Hab Dank und geh zur Ruh!
Was er auf Stahl mit blutigem Finger schrieb,
Es heißt: Dein Kaiser starb. Nun rette du!
Ich les' es mit den Augen meiner Seele,
Und ohne Säumen folg' ich dem Befehle.
Leb wohl. Mich drängt's zu handeln. Es ist Zeit.

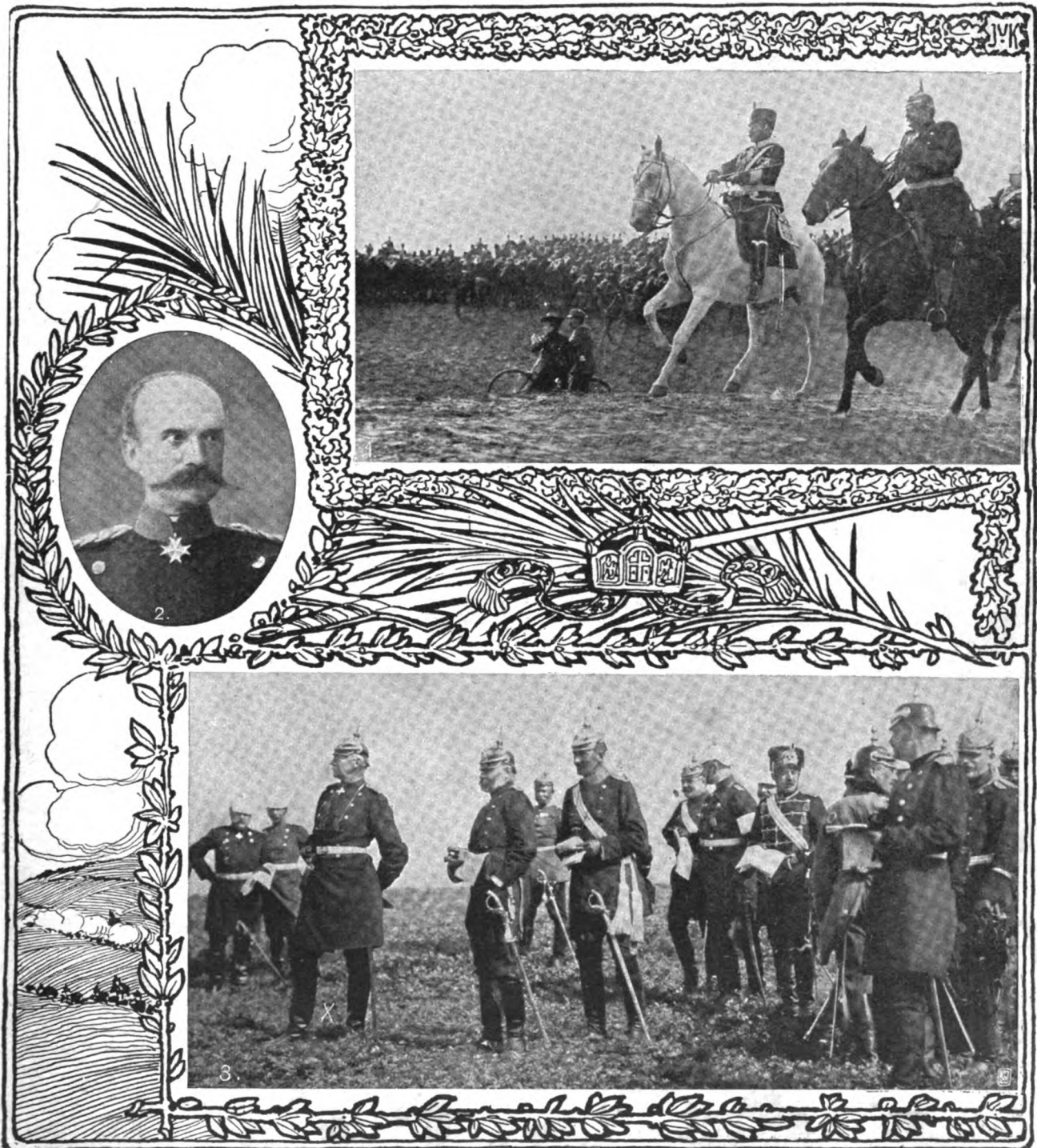
Da macht' er eilig seinen Topf bereit.
Trat an den Herd und richtete sein Töpfchen,
Gab noch aus jenen Flaschen einen Schuß
Und auch aus diesen eins und andres Tröpfchen,
Befahl zur Hilfe sich den famulus,
Befahl den Wagen, barg in dessen Taschen
Den kleinen Topf und die notwendigen Flaschen,
Schob die Batterie hinein und ließ in engen
Behältern heiliger Elektrizität
Viel ungeheure Kraft zusammendrängen
(Wie's heutzutage noch kein Mensch versteht).
Es ward gemischt, gekocht, gepackt, gehämmert,
Bis, kaum gedacht, der Sommerabend dämmert.
Als nun die Lüfte mehr und mehr verdunkeln,
Sieht man vom Hügel, wie im Halbkreis weit,
Die Lagerfeuer um die Hauptstadt funkeln.
Da hebt ein Jammern an, man heult und schreit:
Das ist der Feind! Schon sind wir eingeschlossen!
Kein Heer mehr, seinen Vormarsch zu verhindern!
Weh uns! Weh unsern Weibern, unsern Kindern! . . .

Mit seinem Schüler steht auf hohem Turm
Der Meister, traurig in die Dämmerung spähend,
Und spricht, auf all die fernern Feuer sehend:
Ich glaube selber, morgen kommt's zum Sturm,
Wenn wir nicht rascher sind. Mach dich bereit.
Es drängt die Not, und unser Weg ist weit.

Weit war der Weg. Doch über Thal und Hügel
Trug sie der Wagen mit des Windes Flügel,
Bis sie auf einem grünen Wiesenplan
Nunmehr in Nacht die Feinde lagern sah'n,
Die sorglos in des Sieges Uebermut
— Sie sehen es genau mit ihren Stechern —
Sich Braten rösten an der roten Blut



Bilder vom Tage.



1. Kaiser Wilhelm mit Generaladjutant von Scholl (J. Kühn, phot.). 2. General von Eignitz, Kommandeur des III. Korps. 3. General von Stälpnagel, Kommandeur des V. Korps, (X) im Manövergelände (Schoppmeier, phot.).

Kaisermanöver in der Ostmark I.



Die Kaiserin verläßt den Bahnhof Tempel.



Stallmeister Generalabschef General Saletta.



General French (1), Lt. Majoribants (2) und Major Bald (3).

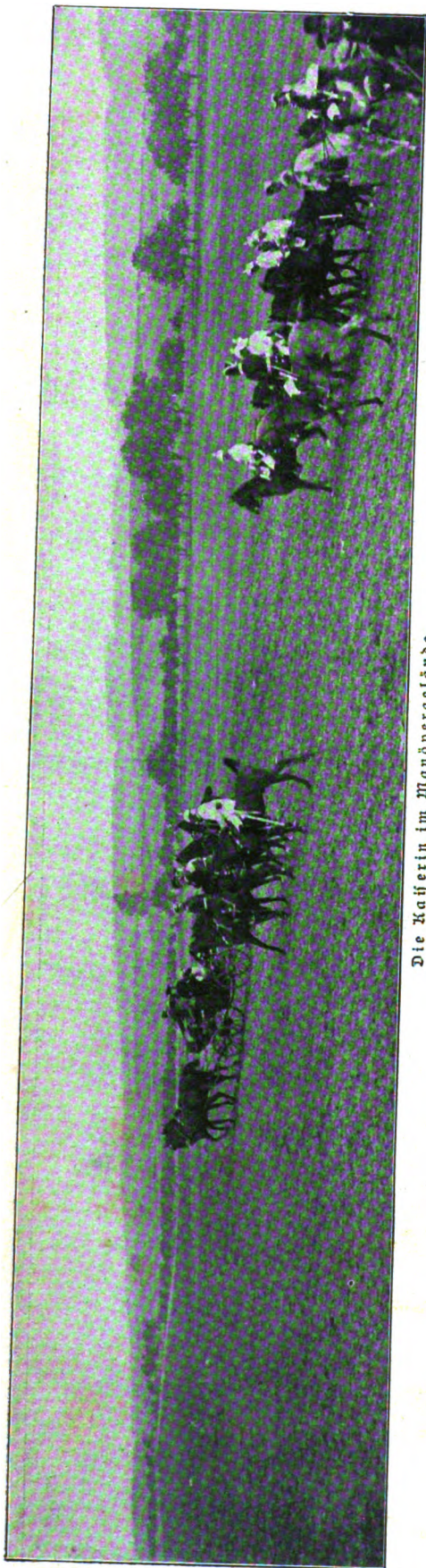


Graf Waldersee.

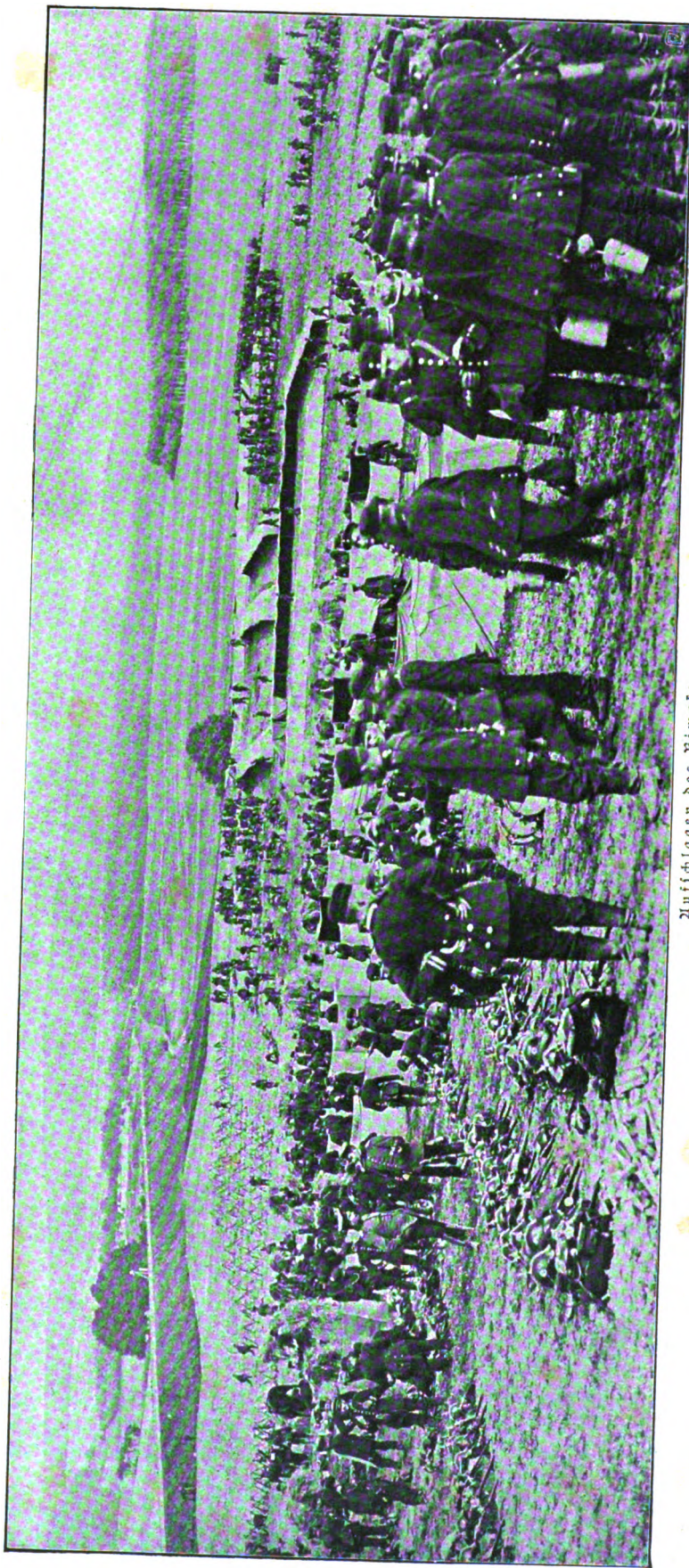


Die amerikanischen Gäste. Von links nach rechts: Major Phillips, Col. Johnston, Major frhr. v. König vom 1. Gardefeldartillerieregiment, Berlin, General Corbin, General Young, Lt. Mc. Kinley (Neffe des verstorbenen Präsidenten), General Wood, Lt. Mc. Coy.

Kaisermanöver in der Ostmark II.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von J. Kähn.



Die Kaiserin im Manövergelände.



Auffüßlagen des Bivvafs.

Kaisermanöver in der Ostmark III.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von S. Käbpr



Feldbäckerei in Thätigkeit.
Spezialaufnahme für die „Woche“ von J. Kühn.



Proviantautomobile.
Kaisermanöver in der Ostmark IV.



Der Kronprinz und feldmarschall Roberts.



Generalleutn. v. Heeringen.



General Graf v. Schlieffen.



Kriegsminister v. Gofler und Oberst Wachs.



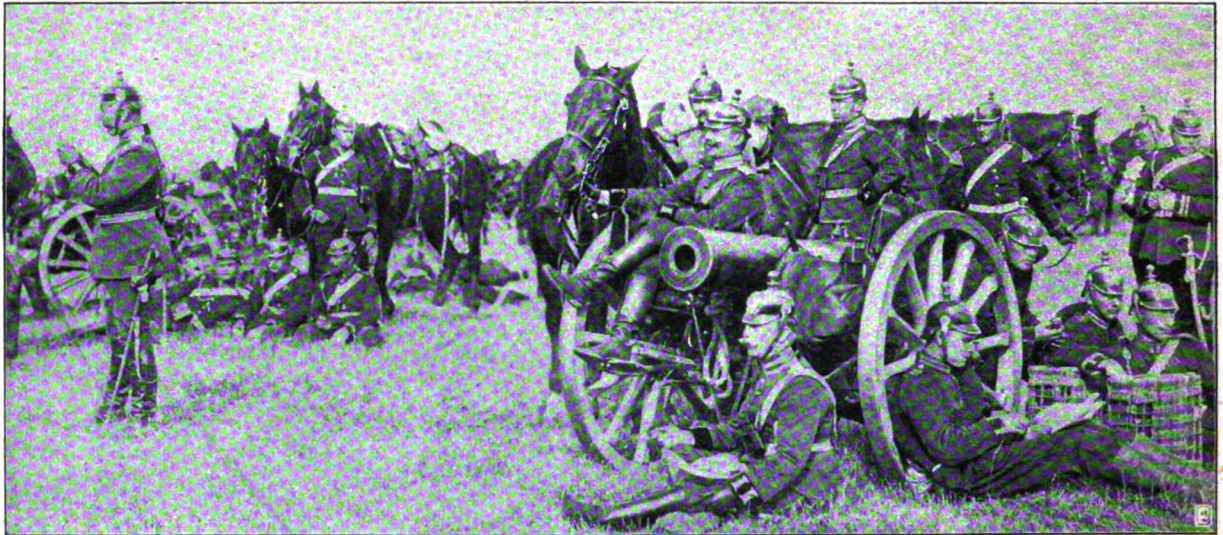
Major Klufmann und Major Brose.



Prinz Leopold von Bayern.
Kaisermanöver in der Ostmark V.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von J. Kühn.



Prinzregent Albrecht v. Braunschweig.



Kampfespaufe bei einer Feldhaubigenbatterie.



Infanterie in Schützenlinie.



Dragonerregiment (1. Schleifisches) v. Bredow Nr. 4
Kaisermanöver in der Ostmark VI.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von J. Kähn.



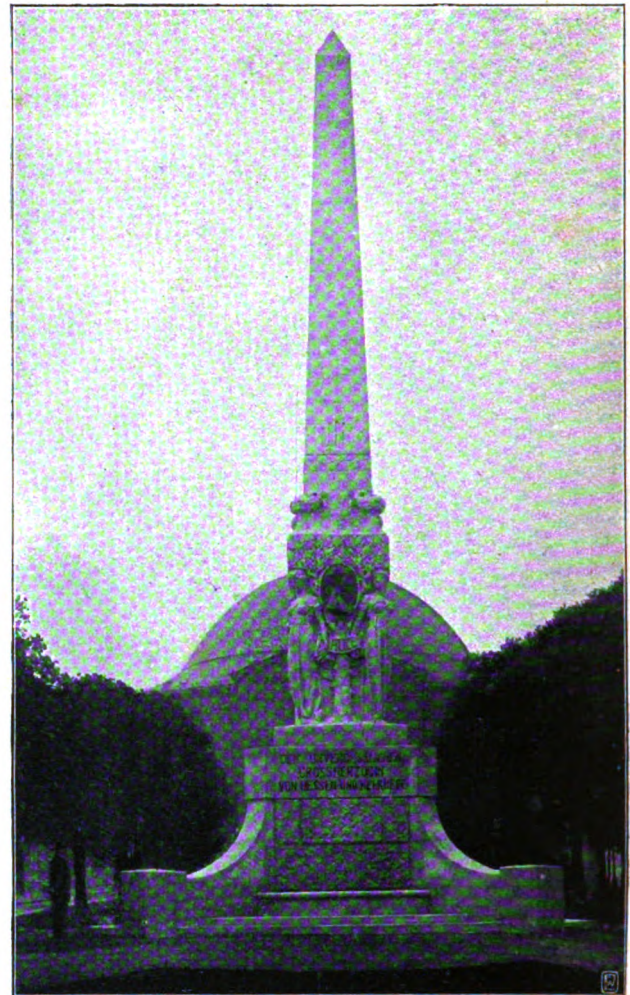
Offiziere beim Abkochen.



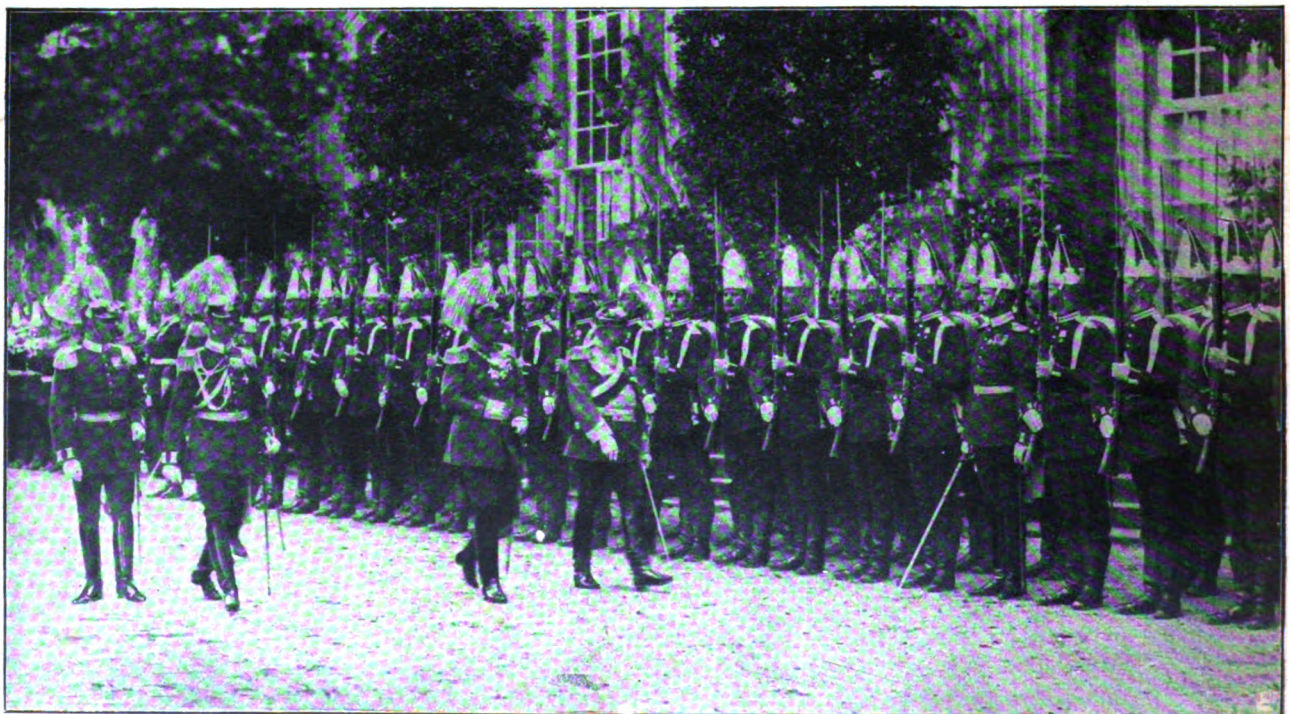
Abladen der Bivakbedürfnisse.
Kaisermanöver in der Ostmark VII.
Spezialaufnahmen für die „Woche“ von J. Kühn.



**Der Schlossbrunnen zu Schloss Burg an der Wupper,
der am 20. September enthüllt wird.**



**Das am 12. September enthüllte
Denkmal der Grossherzogin Alice von Hessen.**



**Vom Besuch des Königs von Sachsen am Deutschen Kaiserhof: Ankunft vor dem Neuen Palais in Potsdam.
Hofphot. Sella & Kuntze.**



Neueste Porträtaufnahme der Prinzessin Alfons von Bayern.

Phot. H. Traut, München.



Geh. Hofrat Prof. v. Hoff (Charlottenb.)
Erster stellvertretender Vorsitzender.



Gruppenbildnis der Architekten Ende und Böckmann,
für das deutsche Haus zu Bränn gemalt von Cäsar Philipp.



Geh. Med.-Rat Prof. Heubner (Berlin),
Erster Vorsitzender.



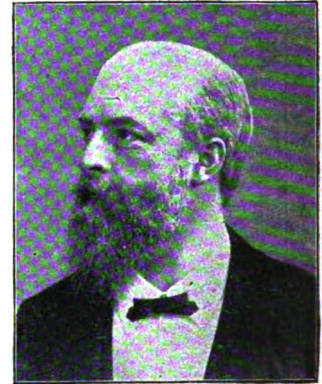
Geh. Med.-Rat Prof. Trendelenburg (Leipzig).



Dr. v. Hefner-Alteneck (Berlin).



Geh. Hofrat Prof. Ziegler (Freiburg i. Br.).

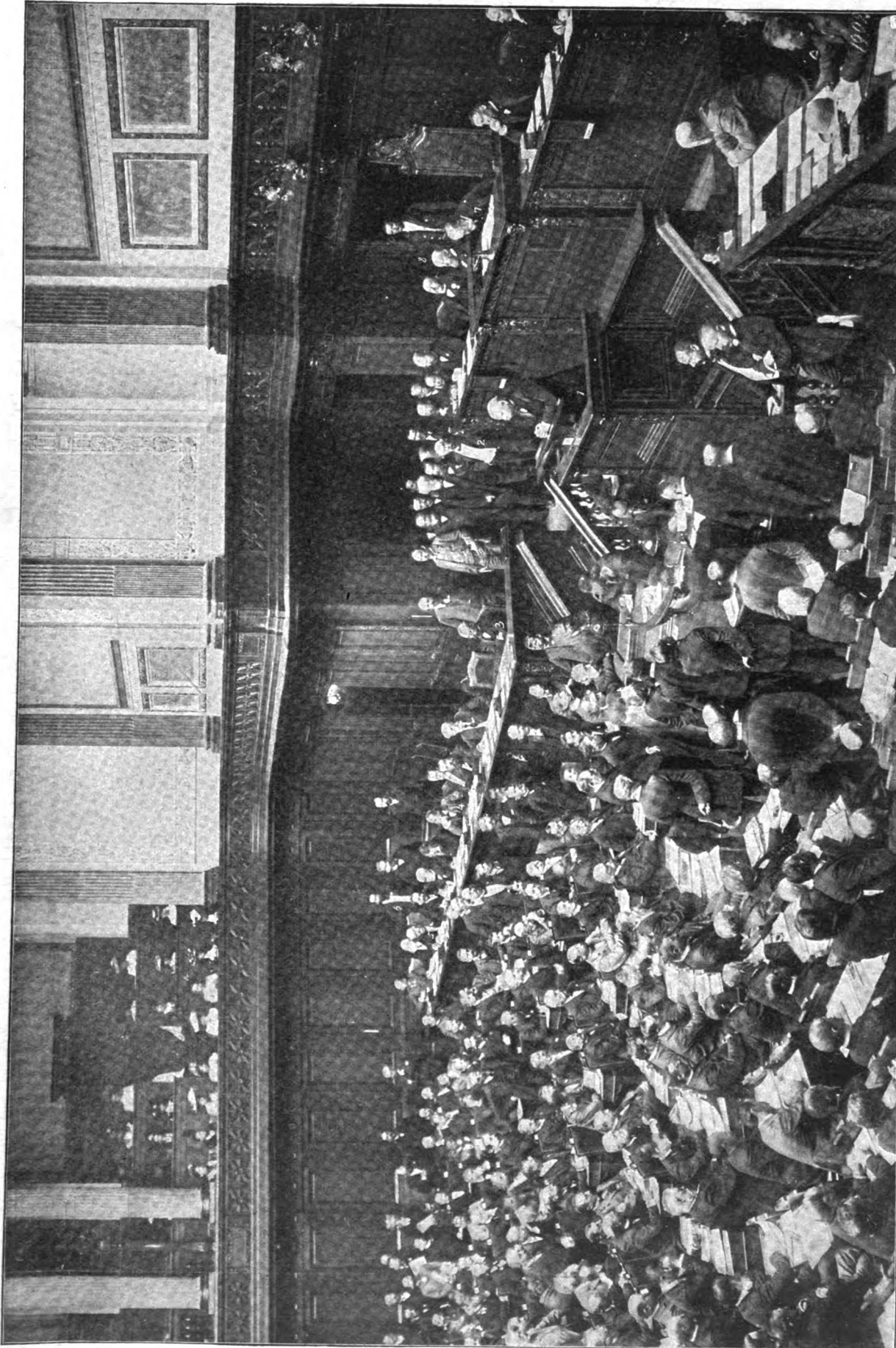


Prof. Chun (Leipzig).

Zur 74. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte in Karlsbad (21. bis 27. September): Vorsitzende und Vorstandmitglieder.



Der Deutsche Kronprinz als Manövergast des Kaisers von Oesterreich: Auf dem Manövergelände bei Sasvar (Ungarn).
Hofpot. A. Huber.



1. Justizminister Dr. Schönfeldt, 2. Wierff, Geh. Justizrat Dr. Dierhaus, 3. Staatssekretär des Reichsjustizamts Dr. Nieberding, 4. Professor Dr. Giercke, 5. Kammergerichtsrat Thinius, 6. Mitglied des leitenden Ausschusses des Juristentags Justizrat Hugo Sachs, 7. Präsident des Juristentags Geh. Rat Prof. Dr. Brunner, 8. Ehrenpräsident des Juristentags Oberlandesgerichtspräsident Dr. von Söfger.
Sitzung des 26. Deutschen Juristentags im Abgeordnetenhaus zu Berlin: Ansprache des Justizministers Dr. Schönfeldt.
Gander & Kabisch phot.



Major von Gstorff,
stellvertretender Gouverneur
von Deutschsüdwestafrika.



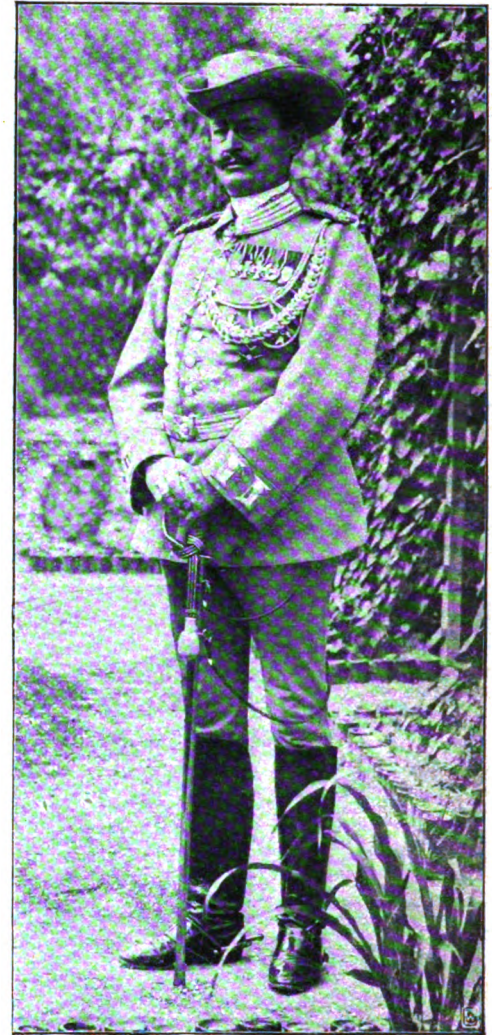
Fhr. v. d. Heydt-Elberfeld,
Stifter des Brunnens auf Schloß Burg.



Russischer Staatsrat K. v. Wild +
berühmter Physiker.



Rechtsanwalt Eisert,
Verfasser des Festspiels
zum Juristentag.



Oberst Leutwein,
Gouverneur von Deutschsüdwestafrika,
zur Zeit in Deutschland.



Das Berühren
der
Prozessleitungen
durch das
Publikum und die Rechtsanwälte
ist streng untersagt

Von der Feier des Juristentages: Gruppenbild aus dem Festspiel „Die Kraniche des Ibykus“.
Zander & Labich phot.

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

4. Fortsetzung.

Endlich war es so weit! Die Möbel waren angekommen und eingeräumt im Schöneicher Pfarrhaus, und das Aufgebot war erledigt. Am Tag vor der Hochzeit gegen Abend saßen die beiden Alten allein vor der Hausthür. Sie seufzten manchmal tief auf. Einer noch tiefer wie der andere, aber sie schwiegen, was sollten sie auch sagen?

Das Brautpaar war zum Friedhof gegangen. Müde und bleich ging Gwendolin an Lucians Seite. Er hatte zu seinem Kummer erst heute bemerkt, wie bleich sie war.

„Ueber das Nest vergaß ich mein Vögelchen,“ sagte er zärtlich, „aber warte nur, gedulde dich noch ein Weilchen nur, dann sind wir am Ziel.“

Sie schmiegte sich an ihn und schwieg. Was hätte sie auch reden sollen? Klagen? Sie war umgeben mit einer Fülle von liebevoller Fürsorge. Hatte sie denn überhaupt ein Recht zu irgendeiner Forderung, einer Klage? Vielleicht würde er gar nicht verstehen, was sie drückte! Ja, das war's, was manchmal wie Lähmung sich auf ihre Seele legte: würde sie sich jemals in seiner Welt zurechtfinden? Anfangs hatte sie diesen bangen, quälenden Gedanken zuweilen Ausdruck verliehen. Dann hatte er mit seinen fröhlich vertrauenden Augen sie so innig angeschaut und gerufen: „Aber die Liebe! Die Liebe, mein Herzenskind, sie überbrückt jede Kluft. Glaube und vertraue, dann kommt das Glück. Ja die Liebe! Die Liebe!“ Wenn sie dann allein in ihrer Stube im Küsterhaus saß und auf den Lindenbestandenen Kirchplatz schaute, auf dem die Kinder von Lenzbach spielten, auf die altersgraue Kirche, die so dicht vor ihr lag und jeden freien Ausblick versperrte, dann wurde es ihr so eng und weh ums Herz, heiße Sehnsucht erfaßte sie nach den Höhen des Lebens, nach jenen feinen Lebensformen und jener angeborenen Ungezwungenheit, von denen ihre Hausgenossen trotz aller Seelengüte keine Ahnung hatten. Stundenlang konnte sie auf die altersgrauen Kirchwände starren. Dann kam wohl der Blumenduft zu ihr heraufgezogen, und das Singen und Beten, das gedämpft durch die Mauern der Kirche zu ihr herüberdrang, redete eine mahnende Sprache zu ihrem Herzen. Und sie beugte sich in Dankbarkeit; aber Glück? Liebe? War das Liebe, dies Gefühl, das sie zu dem Mann hinzog, dem sie sich zu eigen gelobt hatte? Wenn Lucians stattliche Gestalt zwischen den alten Linden auf dem Kirchplatz erschien und froh in dem Glauben, sie habe nach ihm ausgeschaut, hinaufgrüßte, dann fand sie nicht den Mut zu einer klärenden Aussprache und schloß die Augen, umschlossen von seinen starken Armen. Sie vertraute ihm, sie verehrte ihn fast noch mehr, nie war ihr sicherer zu Mut als an seiner Seite. Aber Liebe? War das die richtige Liebe? . . .

Auch heute scheuchte sie die trüben Gefühle, die quälenden Zweifel zurück, indem sie sich eng an ihren Bräutigam schmiegte.

„Vergieb mir, Lucian,“ sagte sie mit thränenreicher Stimme, „ich bin so zaghaft, mir ist so bang! Wird es mir jemals gelingen, dir für all deine Liebe zu danken?“

„O, rede nicht von Dank! Du giebst dich mir selbst, mein Glück, mein alles! Warte nur, wenn wir erst daheim sind, bei uns daheim!“

* * *

Und nun waren sie schon acht Tage daheim! Das alte Schöneicher Pfarrhaus hatte noch nie eine so feine Pfarrfrau beherbergt, so sagte Delten Böse, der Altarist, und ihm stimmten alle Leute im Dorf bei. Die Hanne Messingen, die Wirtin im „Blauen Ochsen“, hatte zwar „ihre stillen Bedenken“, ob die junge Frau auch mit ihrem vornehmen Gethue zu ihrem neuen Stand passe, aber sie endete eine ihrer wortreichen Reden schließlich mit dem weisen Ausspruch, daß man abwarten müsse.

Die junge Frau war entzückt von dem alten, schönen Haus. Wie träumend ging sie von einer Stube in die andere. Jetzt fühlte sie erst die ganze Größe der innigen Liebe, die ihr Lucian entgegenbrachte, jetzt lernte sie alle die tiefen und liebenswürdigen Eigenschaften kennen, die er besaß, und seine Bildung, sein Kunstverständnis. Manches alte Stück aus ihrem Elternhaus hatte er zurückgekauft, auch ihr Flügel stand da in dem gemütlichen Wohnzimmer, das dicht neben dem Arbeitszimmer des Hausherrn gelegen war. Und das behagliche Schlafzimmer! Sie fand nichts zu tadeln, sie begriff nur nicht, wie es möglich gewesen war, mit so geringen Mitteln dies alles zu erreichen. Die Hauswirtschaft wurde mit Hilfe einer alten Haushälterin geführt, trotzdem gab sich die junge Frau redlich Mühe, zu helfen und zu lernen.

Mamsell Minchen war eine ganz entfernte Verwandte der Normanns. Sie hatte von früh auf in fremden Häusern gedient. Zuletzt war sie zehn Jahre bei einem alten Rentner Haushälterin gewesen. Dieser hatte ihr ein kleines Vermögen hinterlassen, von dem sie sorgenlos, wenn auch bescheiden, hätte für sich leben können. Sie hatte sich auch anfänglich in Lenzbach häuslich niedergelassen. Aber an Thätigkeit gewöhnt, ergriff sie mit Freuden Lucians Vorschlag, seinem Haus vorzustehen, und da sie ihren kleinen Hausrat mitbringen konnte, der in zwei freundlichen Zimmern des geräumigen Hauses untergebracht wurde, so waren alle Teile auf ihre Rechnung gekommen. Fräulein Minchen Erbrodt hatte ein sympathisches Gesicht, das von braunen Wellenscheiteln, die noch kein graues Haar zeigten, umrahmt war, aber sie

hatte einen kleinen Verdruß: ihre linke Schulter war bedeutend höher als die rechte. Sie trug deshalb stets eine kleine, dunkle Pelertine. Gwendolin fühlte sich zu der immer heiteren, fleißigen und bescheidenen Person sehr hingezogen, die mit rührender Liebe und Verehrung an ihrem Mann hing, den sie als Kind schon auf ihren Armen getragen.

Als freilich Vater Mormann mit seiner Gattin zum erstenmal nach Schöneiche zum Besuch kam, war er mit mancherlei nicht ganz einverstanden. So ärgerte es ihn, daß Lucian nicht erlaubt hatte, daß das alte Haus mit Rauchputz beworfen wurde. Nein, die alten Holzbalken waren wie bei einem ganz gewöhnlichen Bauernhaus braun angestrichen und die Felder weiß! Auch behagte ihm gar nicht dies ewige Treppauf, Treppab! Und den beiden jungen Leuten gefielen diese Dinge gerade. Er schwieg denn auch und war froh, daß er wenigstens den Garten loben konnte. Am Mittag konnte man sogar bei dem herrlichen Spätsommerwetter noch ein Stündchen unter den alten Eschenbäumen vor dem Haus sitzen, so warm schien die Sonne. Nach thüringischer Sitte war der Pfarrhof zwar in die Straßensucht eingebaut, aber er bildete trotzdem ein Anwesen für sich. Die „Hofreite“ war von der Straßenseite her mit einer Mauer in halber Manneshöhe umgeben. Vor dem Haus war ein Blumen-garten, und hinter dem großen Hof, auf dem eine breit-ästige Linde stand, hinter den Scheunen und Ställen, schlossen sich ein großer Obst- und Gemüsegarten und Feld und Wiesen an. Die grüne Pfortenthür stand weit offen, und oben auf dem steinernen Querbalken wuchsen Hauslauch und gelbblühender Hofop. Das brachte Glück ins Haus und schützte vor bösen Wetterern.

Die offene Thür ärgerte Vater Mormann.

„Das muß so sein,“ sagte der Sohn, „meine Thür steht jedem offen.“

Jedem? Davon wollte der Alte nichts hören. „Ja wohl, jawohl, mein Sohn, aber es schadet nichts, wenn der Bittende erst anklopft. ‚Klopft an, so wird euch aufgethan,‘ und irgendwo soll stehen: ‚Laß das Almosen schwitzen in deiner Hand, ehe du es giebst!‘ Aber du bist hier Herr, Pfarrer von Schöneiche!“

Vor dem Haus, nur getrennt von einem Fußweg, der mit Erlen bestanden war, floß der Fluß vorbei. Da gab es forellen genug, die, von Mamsell Minchens Hand zubereitet, köstlich mundeten und Küster Mormann weich stimmten. Jenseits des Flusses lag ein großer Dorfanger mit alten Linden und Steinbänken. Im Hintergrund auf einer kleinen Erhöhung lag die Kirche. Der Ausblick von den oberen Fenstern des Pfarrhauses war so malerisch, daß Gwendolin zu Farbkasten und Pinsel griff. Das Bild war für die Alten bestimmt, und dies Geschenk trug mehr dazu bei, ihr die Liebe der guten Küsterleute zu erwerben, als manche andere mühevoll Thät Gwendolins.

Frau Mormann fand auch etwas auszusetzen. Sie war im Grunde genommen angenehm enttäuscht gewesen von der ganzen Hauswirtschaft. Ueberall herrschte peinliche Sauberkeit, die junge Frau war so strahlend glücklich, so zärtlich besorgt um Lucian, so ehrerbietig gegen die Eltern! Da war nur eins, das machte ihr

Kummer! Das war ein Rabenpaar, das mit schwerfälligem Flügelschlag von den alten Erlen am Bach aufzog und sich lautlos auf den Querbalken der Pforte setzte.

„Mein Gott, wie gräßlich,“ sagte sie, „Raben sind Unglücksvögel! Was wollen die? Warum scheucht ihr sie nicht fort?“

Lucian lachte und sagte: „Bist du so abergläubisch, Mutterchen?“

„Es sind Götterboten,“ warf Gwendolin ein.

„Ach geh,“ meinte die Alte böse, „Heidensput in einem christlichen Pfarrhaus! Warum sie nur in den Schulen so etwas lernen! Das verwirrt nur! Und Minl, die erzählt auch immer Spuk- und Räubergeschichten — ja, das that sie immer!“

„Die Raben!“ Gwendolin deckte gerade den Tisch. „Ja, die Raben,“ sagte auch Lucian, „das ist so eine besondere Sache, die gehören ja wohl zur Schöneicher Pfarre. Base Mine kennt die Geschichte genau.“

„Ach die! Nu natürlich wird sie die kennen,“ mischte sich der alte Mormann ein.

Mamsell Minchen lachte und huschte hinaus. In der Thür drehte sie sich noch einmal um und rief: „Vetter Mormann, die junge Frau kann euch die Geschichte erzählen, sie ist wahr, kein Spuk.“

Uergerlich sagte der Alte, als sie hinaus war: „Ja, ja, gut mag Base Mine sein: kein Kuchen bleibt ja sitzen, den sie bäckt, und kein Wein schlägt um, den sie keltert, aber ein wenig unheimlich ist sie doch, und wenn ich auch nicht behaupten will, daß sie einmal einer Hege die Hand gedrückt hätte — Gott bewahre! — so sollten doch eigentlich junge Eheleute sich kein verwachsenes Frauenzimmer ins Haus nehmen.“

Lucian legte bittend die Hand auf seines Vaters Arm. Der Alte schwieg ein wenig beschämt. Gwendolin hatte die Worte ihres Schwiegervaters nicht gehört, sie schaute gedankenvoll auf das Rabenpaar, das lautlos und mit schwerem Flügelschlag in die Erlenbäume zurückflog.

„Das mit den Raben ist eine sehr merkwürdige Geschichte. Jedes Kind im Dorf kennt sie, ich will sie euch erzählen.“

Frau Mormann setzte sich in die Sofaecke zurück und zog fröstelnd ihr Halstuch fester.

„Das Pfarrhaus,“ begann Gwendolin, „ist dreihundert Jahre alt, ihr laßt die Jahreszahl auf den alten Steinposten. Auch steht die gleiche Zahl oben in dem schmalen Querbalken am Giebel, und darunter in dem breiten steht der merkwürdige Spruch: ‚Jesu Leben, Streben nutzt jedem Keben.‘ Nur dem Rabenpaar hat es nichts genügt. Sie heißen Horst und Jutta, denn es waren einst Menschen wie wir auch.“

„Es war zur Zeit des dreißigjährigen Krieges. Das Pfarrhaus stand öde, den Pfarrer hatten sie zu Tode gequält mit dem Schwedentrank. Die Leute hatten das Singen und Beten fast ganz verlernt. Da kamen eines Tags zwei wegmüde Wanderer ins Dorf. Ein junger Mann, in der arg verstaubten Tracht eines evangelischen Geistlichen, führte an der Hand sein junges Weib. Die Bauern von Schöneiche nahmen sie freundlich auf, als

sie das geistliche Gewand sahen. Der fremde Mann nannte sich Horst Wieland, seine Begleiterin hieß Jutta. Eines Pfarrers Tochter weit von drüben aus dem Hessischen soll sie gewesen sein. Des Tilly Truppen hatten die Angehörigen der jungen Frau ermordet und ihre Heimat zerstört. Horst Wieland erzählte, während seine Frau im heftigen Fieber nach der Geburt eines toten Kindes lag, daß auch seine Pfarrei zerstört sei. Diese habe stromabwärts an der Weser gelegen. Er war geflohen mit seinem Weib, deren Elternhaus sie als Trümmerhaufen fanden. Er hatte sich auf verborgenen Wegen, um sein Weib zu schützen, nach Eisenach flüchten wollen. Nun war sie ihm hier zusammengebrochen. Ratlos, arm, des Wegs unkundig, hatten sie sich in dies Seitenthal der Werra verirrt. Da haben sich die Bauern von Schöneiche nicht lange besonnen. Sie bestellten sich Horst Wieland zum Pfarrer, und er hat nach kurzem Zögern angenommen. Sie haben ihm Knecht und Magd und Brotfrucht gegeben und einen einfachen Hausrat zusammengebracht. Und er hat ihnen alles getauft und getraut, was noch lose und ledig herumlief, und Worte von der Kanzel geredet, so gewaltig, wie jene sie nie vorher hörten. Gewundert hat es die Bauern nur, daß er fechten und reiten konnte und kommandieren wie ein Landsknecht. Aber auch das ist ihnen bei den bösen Zeiten gut zu statten gekommen. Dem Knaben, dem Jutta das Leben gegeben, hatte ein Wirbel im Rücken gefehlt, darum hatte er nicht leben können, und so geschah es mit noch drei andern Knaben danach. Von diesem furchtbaren Schicksal ist die Frau schwermütig geworden. Dann kam ein liebliches Mädchen zur Welt, aber wenn es auch herrlich gedieh, so blieb es doch stumm. Von da an hat Frau Jutta kein Wort mehr gesprochen. Sie ist von Tag zu Tag elender geworden; ihr Mann hat sie täglich in die Sonne getragen. Alle Frauen im Dorf haben ihn verehrt darum, wie zärtlich er die Frau behütete. Eines Tags ist sie gestorben. Das Kind war gerade fünf Jahre alt. Am andern Morgen, als die Magd den Pfarrer wecken will, ist er tot und das Kind auch. Als man die Leichen begraben hat, sind aus den Gräbern zwei Raben aufgeflogen und haben sich auf die Mauer da gesetzt — da sitzen sie heute nach dreihundert Jahren noch. Und in einem Schriftstück hat Horst Wieland seine Beichte hinterlassen: er war kein Pfarrer, er war ein entlaufener Student, seine Frau war eines hessischen Ritters Tochter, die hatte er entführt. Sie waren nicht getraut. So hatte er nun über zehn Jahre lang die Leute betrogen. Manche sagen, trotzdem habe Segen auf der Gemeinde geruht, aber ihre Strafe haben Horst und Jutta vielfach empfangen.“

„O wie schrecklich,“ sagte Frau Mormann. „Warum zoget ihr in ein Haus, wo so etwas Greuliches passiert ist? Man muß sich ja fürchten!“

„Und wenn es keine Schande und kein Spott ist, daß Base Mine meiner Schwiegertochter solche Dinge aufredet, so will ich nie wieder Küsterdienste thun! Ich werde ein ernstes Wort mit Mamsell Mine reden!“ So sprach Vater Mormann.

Die junge Frau war ganz erschrocken über die Wirkung ihrer Geschichte, denn auch Lucian machte ein ernstes

Gesicht. Er meinte, es wäre nicht gut, ihrem beweglichen Geist so viel romantische Nahrung zu geben. Er zog sie an sich und küßte sie zärtlich auf das braune, duftende Haar. Und ehe sie recht wußte, wie's geschah, schlang sie die Arme um seinen Hals und weinte bitterlich.

„Nun aber war Vater Mormann in seinem Fahrwasser. „Da habt ihr's! Ich sagte es ja gleich! Eine junge Frau und solche Spukgeschichten!“ Und er ging sofort in die Küche zu Mamsell Mine und erging sich in dunklen Drohungen und Anspielungen, von denen diese erst allmählich den Sinn verstand. Frau Mormann ging mit richtigem Takt hinaus, unter dem Vorwand, Fräulein Mine von ihrem erbostem Küster zu befreien. Und Lucian ließ die Leichterregbare ruhig weinen. Stille, glückliche Thränen. Dann flüsterte er ihr lachend ins Ohr: „Liebchen, unser Junge wird eine gerade Wirbelsäule haben, und die Mädchen werden schön sein wie ihre Mutter, und reden können wie diese.“

Da sah sie strahlend zu ihm auf und wischte die Thränen ab: „O du! Du weißt es schon?“

Er nickte still und glücklich und führte ihre schlanke Hand an seine Lippen. „Ich sah es an deinen Augen, als du von Juttas Elend erzähltest. Gott segne dich, mein Weib!“

* * *

Es war früh Winter geworden. Im Schöneicher Pfarrhaus prasselte schon ein gemüßliches Feuer in dem alten, braunen Kachelofen. Mamsell Minchen saß mit dem Strickzeug auf der Bank dicht am Ofen, Gwendolin auf dem Fenstertritt, und sie hörte zerstreut auf die Erzählungen der Alten. Sie ließ öfters die Hände in den Schoß sinken und schaute auf das winterliche Bild vor ihrem Fenster. Die Bäume waren entlaubt und der Fluß vom vielen Regen angeschwollen. Auf den kahlen Erlenbäumen saßen die beiden Raben.

„Ob die Geschichte wirklich wahr ist?“ sagte Gwendolin plötzlich.

„Welche Geschichte?“

„Die mit Horst und Jutta. Nicht etwa ihre Verwandlung in ein Rabenpaar, Mamsell, ich meine, daß er sie entführte und daß sie eines Ritters Tochter war, daß die Kinder . . .“

„Ach, grundgütiger Himmel! Wenn der Küster Mormann erfährt, daß Sie heute noch an die Geschichte denken!“

Gwendolin mußte lächeln. Sie schwieg und versuchte ihre Gedanken auf andere Dinge zu lenken. Mamsell begann wieder eine ihrer Geschichten zu erzählen. Aber Gwendolin hörte nur aus Höflichkeit zu. Sie vermüßte Lucian, sehnte sich nach andern Dingen, nach Menschen, nach — ja, sie wußte sich selbst keine Rechenschaft zu geben, warum sie mit einem Mal so unruhig und unzufrieden war. Sie war hocheifrig, als sie ihren Mann in Begleitung eines jüngeren Herrn auf das Haus zukommen sah. Lucian brachte einen jungen Kandidaten mit, der als Vikar seit kurzer Zeit in einem benachbarten Pfarrhaus arbeitete. Kandidat Wörle kam aus Berlin und hatte eine Menge Dinge zu berichten. Er war voll von neuen Ideen, die die Köpfe und Seelen der modernsten Jugend beherrschten.

Auch die Rassenfrage beschäftigte ihn gewaltig, und er hätte gern mit allen seinen Kräften dahin gewirkt, daß die blonde Herrenrasse durch zweckentsprechende Zuchtwahl tüchtig gemacht würde, noch lange zum Segen der gesamten Schöpfung zu wachsen, zu gedeihen! Er sah dabei auf Gwendolin, und es war eine ehrliche Begeisterung, die ihn beim Anblick der schönen Frau erfüllte. Angeregt von dem guten Rheinwein, der das Mahl würzte, verließ er ihr offenerzig Worte.

Gwendolin hatte sich selten so gut unterhalten. Wie lange war es doch her, daß man ihr gehuldigt! Sie mußte lächeln, als sie sich dabei ertappte, wie wohl ihr diese kindliche und ein wenig täppische Bewunderung that. Lucian, der vollkommen frei von jeder eifersüchtigen Regung war, empfand es trotzdem nicht ganz angenehm; er war zu feinfühlig und zu gutherzig, um diesem Gefühl Worte zu leihen, aber er brachte die Unterhaltung in ein anderes Geleise, er sprach von der neuesten Kunststrichtung. Die neue Kunst! Das war erst recht Herrn Wörles Element! Da legte er sich erst so recht aus, und obgleich niemand seine geliebten Neuen und Allerneuen, seine Kommenden und Werdenen angriff, verteidigte er sie so tapfer, als ob die schweigend zuhörenden Beiden da vor ihm auf dem gemütlichen Sofa ein anstürmender Barbarenhaufe wären. Da fiel auch ein Name: Eugen Dietmar! Ja, der war der führende! „Sicherlich lasen Sie schon von ihm? Das ist eine Herrennatur! Der hat uns gelehrt, daß wir nicht nur das reine Schönheitsideal brauchen können! Nein, wir brauchen auch das Äßliche, das macht uns stark, gesund! Der schleuderte die Dissonanz ins Leben, in die Kunst — ja, das that er. Solche Kraft- und Gewaltmenschen thun uns not!“

„Der schleuderte die Dissonanz in die Kunst? Der Eugen Dietmar, lieber Wörle? Ach nein, die Dissonanz war immer da, und Kunst nenne ich, diese Dissonanz in die rechte Harmonie auflösen. Das brachte meiner Ansicht nach dieser virtuose Genußmensch bislang nicht fertig. Ich legte seine Sachen stets mit Unbehagen aus der Hand. Denn obgleich er meint, die Welt zu zeigen, wie sie ist, so giebt er eben nur das schiefe Bild, das er von seinem Schwinke aus notwendig geben muß. Es fehlt Ihrem Ideal das, was zu einem ganzen Künstler, zu einem Edelmenschen gehört, nämlich, das Bewußtsein: Wir sind Seines Geschlechts — Sohn Gottes — und dieser Adel verpflichtet mehr, als alles andere. Aber,“ wendete Pastor Normann sich dann an seine Frau, „wie ist mir — irre ich mich? Verkehrte Dietmar nicht in deinem väterlichen Haus? Mir war's, als hätte ich ihn einmal mit dir zusammen gesehen.“

Gwendolin saß im Schatten, der rote Seidenschirm der Lampe verhinderte, daß man das tiefe Erblichen ihres Gesichtes sah.

„Ja, du hast recht, er verkehrte bei uns. Er stand damals im Anfang seiner Laufbahn.“

„Und wie fanden Sie ihn?“

Gwendolin sagte mit leichter Ungeduld in der Stimme: „Es ist so lange her, und damals war er wirklich kaum mehr als ein Anfänger. Ich las zudem nie etwas von ihm. Ich habe kaum ein fertiges Urteil über diesen

Mann.“ Dann nach einer Pause setzte sie hinzu: „Er war ein schöner Mann — er schien mir zum Herrschen geboren.“

Lucian sah etwas erstaunt auf Gwendolin. „Herrschen? Nein, mein Kind, zum Herrschen nicht, zum Tyrannisieren vielleicht. Er hat etwas vom Raubgesindel an sich.“

Herr Wörle schwieg und drehte seine Daumen. Er hatte andere Ansichten und hoffte bestimmt, auch die Frau dort, deren schöne Augen so seltsam bligen konnten, dächte wie er. Tief seufzte er auf, als er sich jetzt erhob, um sich zu verabschieden. Ja, ja, so war der Welt Lauf! Dieser Pastor Normann war wahrhaftig seiner Zeit ein schneidiger Mann gewesen! Nun war er auch bereits verbauert — ein Banause!

„Hast du etwas von Eugen Dietmar unter den Sendungen deines Buchhändlers? Es würde mich interessieren,“ so fragte Gwendolin, die sich bald nach Herrn Wörles Fortgang zu Bett gelegt hatte. „Ich möchte noch etwas lesen.“

„Ich habe einige Skizzen und Gedichte von ihm, auch einen Roman. Aber,“ sagte er, sie liebevoll streichelnd, „lies es nicht, es ist wirklich unleidliches Zeug. Ich möchte dich nicht der Gefahr aussetzen, daß du deine reine Phantasie besleckst — jetzt . . .“

Etwas ungeduldig und gereizt sagte Gwendolin: „Phantasie beslecken? Aber, mein lieber Freund, bin ich denn ein unreifes Kind? Ich verstehe dich gar nicht! Du hast sonst so weltweite Ansichten, aber seit —“

„Nun? Seit?“ Lucian sah ganz erstaunt auf seine schöne Frau. Sie schmolzte? Noch niemals war das vorgekommen. Er schaute sie mit hellem Entzücken an, setzte sich auf den Bettrand und lachte.

„Nun, meine kleine, thörichte Gräfin, was bin ich denn?“

Aber sie kniff die Augen zu wie ein Käzchen. Er versuchte mit ihr zu scherzen, und als er sie küssen wollte, drehte sie sich ärgerlich ganz zur Wand — und wirklich, da brach sie in Thränen aus, und dazwischen schluchzte sie in krausen Worten: „Seit ich — seit ich einem Kind das Leben geben soll, tyrannisierst du mich! Ich darf gar nichts mehr, immer nur denkst du, es kann dem Kind schaden! Ja, was bin ich denn eigentlich? Nur die Mutter deiner künftigen Kinder? Denkst du einmal daran, irgendetwas könnte mir Freude machen, mich aufheitern? Du gehst allein fort, ich sitze daheim und langweile mich und sehne mich hinaus — hinaus nach etwas Leben und — und wenn man nun einmal etwas hören möchte von der Welt da draußen, in der man früher heimisch war, dann ist das auch wieder schädlich!“

Schweigend trat Lucian zurück. Er ging in sein Zimmer und schritt dort lange Zeit auf und ab. Er hatte nur für sich Vorwürfe. Sie war im Recht. Immer hatte er sich fest eingebildet, seine große Liebe wäre genug Inhalt für ihr Leben. Er hatte vergessen, was sie einst besessen und aufgegeben. Die Frauen seiner Kollegen waren kein Umgang für sie, er hatte das nie geglaubt und war beruhigt und beseligt, daß Gwendolin mit feinem Takt und Geschick diese Beziehungen wenigstens äußerlich angenehm gestaltete. Eine Frau mit



Blüte von Avalun.

Heimlich in leuchtender Nacht
 Bist du mir aufgeblüht,
 Wie aus Träumen erwacht,
 Wie vom Himmel durchglüht.
 Schimmernder Mondlichtglanz,
 Drauf meine Augen ruhn,
 Schönt deine keuschen Glieder,
 Blüte von Avalun.

Deine Blicke sind gleich
 Perlen auf dunklem Grund,
 Deine Stimme ist weich,
 Weich wie Rosen dein Mund.
 Wenn du das Angesicht
 Lieblich im Schreiten hebst,
 Wird deiner Glieder Bewegung
 Fließend, wie wenn du schwebst.

All dein Wesen ist Klang,
 Deine Nähe ist Licht,
 Deine Seele ist Sang,
 Deine Berührung Gedicht.
 Sieh! mein Herz wird ein Kind:
 In deinen Armen ruhn,
 Küsse seliger Engel,
 Blüte von Avalun.

Franz Evers.

diesem reichen Geist brauchte auch noch anderes! Und nachdem er ehrlich mit sich ins Gericht gegangen war, strich er sich die Sorgenfalten von der hohen Stirn, schalt sich einen Narren, daß er die nervöse Laune einer Frau so schwer genommen. Das ließ sich ja alles leicht wieder gut machen! Er holte die Bücher Eugen Dietmars aus seinem Bücherschrank — die würde sie ja schon selbst schnell beiseite legen! Gab er ihr nicht alles, was er an echter Mannesliebe besaß? Und

diese ekeln, seichten Dinge sollten ihr gefallen? — — Stillschweigend legte er die Bücher auf Gwendolins Bettdecke. Ihre Thränen hatten sich bereits in Neuthränen verwandelt. Sie litt nicht nur den Kuß, den er ihr sanft auf die Stirn drückte, nein leidenschaftlich umschlang sie ihn. Am andern Morgen ging Gwendolin wie auf Sprungfedern umher. Sie war heiter wie selten, ja sie sang sogar, und Lucian strahlte vor Glück!
(Fortsetzung folgt.)



Volkslied und Volksoper.

Von Professor Arno Kleffel (Köln).

Die Thatsache, daß der einst in so üppiger Fülle blühende Baum der deutschen Oper seine Tragkraft eingebüßt hat und augenblicklich kaum mehr imstande ist, eine wirklich lebenskräftige Frucht zu zeitigen, legt die Pflicht nahe, immer wieder den Ursachen nachzuspüren, wie diese Stockung entstanden ist, und auf Mittel zu sinnen, ihrem weiteren Umsichgreifen wirksam zu begegnen.

Schon ein oberflächlicher Rückblick in die Vergangenheit belehrt uns, daß die Liebe zur Musik so ziemlich allen Kulturvölkern gemeinsam war, ja daß die Griechen die Pflege der Tonkunst stets als eine ihrer heiligsten Pflichten betrachteten. Ob ihre Musik schon auf harmonischer festgefügter Grundlage beruhte, dürfen wir mit Recht bezweifeln, denn das unserer Tonkunst zu Grunde liegende System ist eine Ertrungenschaft der neueren Zeit, und ihre Entwicklung läßt sich seit der Einführung des Gregorianischen Kirchengesangs, also vom siebenten Jahrhundert ab, wenn auch in langsamen Zwischenräumen, Schritt für Schritt verfolgen. Es vergingen zwar noch viele Jahrhunderte, ehe sie sich von den Fesseln des strengen Kirchengesangs befreien und sich als selbständige Macht fühlen konnte, aber allmählich machte sich doch schon in den weltlichen Liedern jene Lebensfreude geltend, die seitdem in den Volksliedern der verschiedensten Nationen in wechselnden Formen und Stimmungen wiederklingt. So schnell sich auch die Musik von nun ab als neuer Kulturfaktor nach allen Richtungen hin verbreitete, so tritt sie doch erst seit der Entstehung der Oper in Italien — also ums Jahr 1600 — mit der Gesamtheit des Volks in unmittelbare Berührung. In Deutschland hatte sich unterdessen das Volkslied, dem allmählich aus dem Minnegefang und einzelnen Tanzweisen frische Nahrung zuströmte, frühzeitig entwickelt. Man hatte bald erkannt, daß in der Melodie für den dichterischen Ausdruck ein unendlich wichtiger und schöpferisch mitthätiger Bundesgenosse gewonnen werden konnte, und daß die Musik wie keine andere Kunst imstande sei, gewisse Stimmungsmomente in vielfältiger Weise zu steigern und zu vertiefen. Während die neue Musikform der Oper in Italien und Frankreich sofort von allen Volkskreisen mit Jubel begrüßt und von den bedeutendsten Condichtern gepflegt und ausgebaut wurde, fand sie in Deutschland erst bleibenden Eingang, als sie in den Singspielen und Operetten zum erstenmal den Volkston in seiner naiven Schlichtheit und ungekünstelten Treuherzigkeit zum Ausdruck brachte. So wenig auch anfangs diese Singspiele

auf künstlerische Bedeutung Anspruch erheben konnten, so war doch mit ihnen der Boden betreten, auf dem nun in sicherer Grundlage die deutsche Oper ihr Werk beginnen und sich von jetzt ab in fast ununterbrochener Folge zu immer höherem Flug erheben konnte.

Dieses volkstümliche Element, das wir schon in den Haydn'schen Werken als integrierenden Bestandteil des künstlerischen Materials vorfinden, gelangt nun durch Mozart in seinen drei Meisteroperen: „Figaros Hochzeit“, „Don Juan“ und „Zauberflöte“ zur höchsten Blüte. Zumal in der letzteren tritt es uns in so vollendet abgeklärter und darum so ergreifender Fassung entgegen, daß viele Nummern daraus, wie die Priesterchöre, die Gesänge der drei Genien, die Lieder Papagenos u. s. w., zu den reinsten und kostbarsten Perlen gehören, die wir auf dem Gebiet der musikalischen Volkspoesie besitzen. Gleichwohl können wir die „Zauberflöte“ noch keine deutsche Volksoper nennen, denn weder ihre Handlung, noch die durch sie bedingten Personen sind aus dem deutschen Volksleben hervorgegangen. Als erste wirklich deutsche Volksoper ist somit erst Webers „Freischütz“ zu bezeichnen. In ihm decken sich alle Merkmale und Bedingungen, die man an ein nationales Kunstwerk zu stellen berechtigt ist, auf das vollständigste: zuerst ein trefflicher Text, dann eine echt deutsche Handlung, ferner ardeutsche Gestalten, die in ihren scharf ausgeprägten Physiognomien und ihren gegensätzlichen Charakteren zur musikalischen Einkleidung förmlich herausfordern, dazu eine Musik, die in jedem Deutschen verwandte Saiten erklingen läßt. Dies alles wirkte zusammen, um die erste Aufführung des „Freischütz“ in Berlin — im Jahr 1821 — zu einem nationalen Ereignis zu stempeln. Der Enthusiasmus, der plötzlich alle Deutschen ergriff, glich einem wahren Freudentaumel. Wonach sie sich seit Jahrhunderten gesehnt, das einigende Band, das gemeinsame Zeichen, unter dem sie sich alle wieder als Brüder eines Stammes fühlten, war ihnen plötzlich wie ein Geschenk vom Himmel gefallen. Was keine Herrschermacht, kein Heer und keine Politik vermocht, das hatte ein einfaches Kunstwerk zu stande gebracht. So viele Momente sich auch vereinigt hatten, um dem „Freischütz“ die Wege zu ebneten, der eigentliche Funke jedoch, der jene Begeisterungsglut zur helllodernen Flamme entfachte, blieb doch immer die Webersche Musik, und ihr fast ausschließliches Verdienst ist es, wenn der „Freischütz“ uns heute noch mit der gleichen Unmittelbarkeit berührt und entzückt, wie vor achtzig Jahren.

Vergleichen wir nun, wie sich uns das volkstümliche Element in den beiden Lieblingsoperen des deutschen Volks, in der Zauberflöte und im Freischütz darstellt, so finden wir bald bestimmte Berührungspunkte, fest ausgeprägte Merkmale, die den beiden Opern eigen sind, in erster Linie: schlichte Natürlichkeit und klare, anmutige Form. Verschlungenen Pfaden geht das Volk aus dem Weg, und mit gelehrten Problemen weiß es erst recht nichts anzufangen. Soll eine Melodie unmittelbar auf das Volksgemüt wirken, so muß sie leicht zu fassen und leicht zu behalten sein, sie darf aber auch, soll sie ihren fesselnden Reiz nicht in kurzer Zeit einbüßen, wiederum nicht geistlos oder alltäglich sein; je schöner vielmehr ihre Linien geschwungen und je interessanter sie sich in ihrer Fassung zu geben weiß, um so nachhaltiger wird sie sich in der Volksgunst einbürgern. Der leichte Sinn des Volks vergnügt sich wohl eine Zeitlang mit musikalischen Plattheiten und Gassenhauern, stößt sie aber, sobald diese Lust befriedigt ist, eben so schnell wieder von sich, wie er sie empfangen. Somit bildet die Volksmusik, mag sie sich nun in Liedern, Tänzen oder sonst welcher Form ausdrücken, einen ziemlich sicheren Gradmesser für die Bildungsstufe jeder Nation. Je edler ein Volk veranlagt und je höher sein Kunstsinne entwickelt ist, um so unerbittlicher wird es auch die Trivialitäten aus seinen Volksweisen ausscheiden. Ein Beispiel aus neuerer Zeit, wie mächtig sich der Volksinstinkt schon durch die glänzende Form eines Kunstwerks bestimmen und beeinflussen läßt, liefern die bekannten „Ungarischen Tänze“, die jahrzehntelang unbeachtet blieben und erst, seitdem ihnen Brahms die bekannte geniale Fassung verliehen, sich im Siegeslauf die Welt eroberten. Finden sich die so geschilderten Merkmale als erste Grundbedingung in allen Volksweisen der verschiedenen Kulturnationen vor, so ist dem deutschen Volkslied noch ein Zug zu eigen, der ihm erst seinen individuellen Reiz und seinen doppelten Wert verleiht: das ist der innige, warmherzige Gemütston, der wohl auch in einzelnen Nationalgesängen anderer Völker wiederklingt, aber nirgends in so feinen Stimmungsunterschieden und in so frischer, treuherziger Weise wie im deutschen Volkslied.

Demnach bedarf es keines Hinweises, wie mächtig sich die Mitwirkung des volkstümlichen Elements gerade in der Oper erweisen muß, und so lehrt uns auch schon ein kurzer Rückblick, daß keine Oper, die sich dauernd in der Gunst des Volkes festzusetzen wußte (wir nennen von neuen Opern nur Brülls „Goldenes Kreuz“ und Kienzl's „Evangelimann“), deselben gänzlich entbehrt, ja daß verschiedene Werke, wie vor allen die Lortzingschen Opern, ohne jenes gar nicht zu denken sind. Bezüglich ihres musikalischen Gehalts von vielen Werken bedeutenderer Meister weit übertroffen, haben die Lortzingschen Werke durch die schlichte Natürlichkeit ihrer Musik, durch die Lebensfrische ihrer der kleinbürgerlichen Sphäre entnommenen Handlung und besonders durch ihren urwüchsigem, echt deutschen Humor ihre Anziehungskraft bis auf den heutigen Tag bewahrt. Belebte Weber mit seiner Musik vorzugsweise das weite Sagengebiet, und wußte er mit deutschen Farben die verschiedensten Länder und Stände, zumal das vornehme Rittertum, zu illustrieren, so nahm Lortzing seine Gestalten mitten aus dem Volksleben heraus und zeichnete sie so wahr und echt, wie sie nur jemals die Hand eines niederländischen Malers zu zeichnen verstanden. Seine Melodien sind oft von kindlicher Naivität, verfallen aber niemals ins Geistlose oder Triviale und deuten somit in

ihrer Einfachheit direkt wieder auf das Singpiel, den Ausgangspunkt der deutschen Oper hin. So wie Lortzing die deutsche komische Oper erst begründete, so ist er auch bis zum heutigen Tag ihr fast unumschränkter Herrscher geblieben. Seine Werke haben alle andern auf den von ihm geschaffenen Gebiet — mit Ausnahme von Nicolais genialen „Lustigen Weibern von Windsor“ — an Lebenskraft überdauert. Daß auch Marschner in seinen drei Meisteropern: „Dampyr“, „Templer und Jüdin“ und „Heiling“ durch Musikstücke in abgeschlossener Liedform seine größten Erfolge erzielte, darf hier gleichfalls nicht unerwähnt bleiben. Betrachten wir nun zum Schluß, wie sich auch in den Wagner'schen Opern das Volkselement darstellt, so werden wir seinen belebenden Hauch auch hier leicht erkennen, aber bald die Wahrnehmung machen, daß Wagners eigentliche Bedeutung sich doch in anderer Weise geltend macht. Richard Wagner bildet in der Vielseitigkeit seiner Begabung und in seinem ganzen künstlerischen Werdegang eine durchaus exzeptionelle Erscheinung. Sein Feuergeist stellte sich mit jedem neuen Werk eine größere Aufgabe, und so gewann er allmählich nicht nur innerhalb seines Vaterlands, sondern auf die gesamte zeitgenössische Kunstentwicklung einen so überragenden Einfluß, wie ihn in ähnlicher Weise noch niemals ein Künstler vor ihm ausgeübt. Aber bei aller Kühnheit seiner Reformideen und der Großartigkeit seiner Entwürfe hat er niemals das Volkselement als die belebende und unerschöpfliche Quelle seiner Kunstbethätigung außer acht gelassen; seine Themen sind auch in seinen kompliziertesten Werken übersichtlich und von plastischer Einfachheit, und wo es ihm, wie in den „Meistersingern“, notwendig erscheint, knüpft er sogar direkt wieder an das Volkslied an. Wenn Wagner in seinen letzten Werken mit puritanischer Strenge jeder Art von Konvenienz den Krieg erklärte, wenn er mit rücksichtsloser Energie manche durch hundertjährige Tradition geheiligte Schranke niederriß, wenn er sich zuletzt einen eigenen Stil schuf, so waren diese Neuerungen doch immer nur Ausflüsse seines eigenen Wesens, und dieses eigene Wesen hatte sich wiederum aus der Charaktereigentümlichkeit seines Volkes langsam herangebildet. Volk und Kunst stehn zu allen Zeiten in Wechselwirkung, und immer spiegelt sich die Individualität eines Volks am klarsten und wahrheitsgetreuesten in den Werken seiner Künstler ab. Die Frage, weshalb nun Wagners Kunstwerk, so segensreich es sich für die Aus- und Umgestaltung des gesamten Opernwesens erwies, so wenig fruchtbar auf die Produktivität seiner Nachfolger einwirkte, dürfte daher nicht schwer zu beantworten sein. Wenn der Bayreuther Meister Neuerungen einführte, z. B. harmonische Sazungen durchbrach oder den orchestralen Apparat erweiterte u. s. w., so bildeten diese Neuerungen doch immer nur Ausnahmen und waren schließlich logische Konsequenzen seines rastlos schaffenden Thätigkeitsdrangs; wenn aber seine Nachfolger in diesen Ausnahmen das Wesentliche und die ersten Bedingungen der Wagner'schen Kunst erblickten, so zeigen sie, daß sie das große Beispiel und die in ihm enthaltenen Lehren ihres Meisters nicht verstanden haben.

Nun wird man ja nicht übersehen dürfen, daß, wie unsere Sitten, so gut wie unsere Sprache, einer ewigen Fortentwicklung unterworfen sind, auch unsere Ansprüche, die wir an die Kunst stellen, sich mit der Zeit verändern. Um so mehr wird ein Künstler, will er bleibenden Einfluß auf sein Volk gewinnen, bedacht sein müssen, auch dessen geheimen Pulschlägen zu lauschen. Sein nationales

Empfinden, sein Einssein mit den geistigen Bedürfnissen seines Volks wird somit für ihn immer die unverstiegbare Quelle bleiben, die seinem Kunstwerk erst das organische Leben einflößt. Wie Wagner sich aus dem deutschen Volkstum emporgeloben, so bietet uns Verdi als Italiener ein ähnliches Beispiel. Obgleich er sich mit jedem neuen Werk vervollkommnete, und obgleich sich auch bei ihm in seinen letzten Opern der Wagnersche Einfluß auf das unverkennbarste bemerklich macht, ist er doch Zeit seines Lebens ein treuer Italiener geblieben. Und gerade dieses beharrliche Festhalten an seiner Nationalität, der er mit keiner Note, weder in seinen Opern noch in seinem nach altklassischen Formen aufgebauten Requiem, untreu wird, giebt seinen Werken erst ihre leuchtende Frische, ihren eigentlichen Wert.

Während wir nun in den verschiedensten Ländern lebensfähige Keime für die Weiterentwicklung der Oper auftauchen sehen, scheint mir im deutschen Vaterland ihr Nährboden seine Tragkraft eingebüßt zu haben. Außer Humperdincks „Hänsel und Gretel“ ist seit Wagners Tod fast kein Werk mehr von bleibender Bedeutung entstanden. So herrlich uns das liebliche Humperdincksche Märchen auch von der Bühne aus anmutet, und so unvergleichlich der Volkston selbst in den geistreichsten kontrapunktischen Verwebungen gewahrt bleibt, so wenig vermochte sich der Komponist in der orchestralen Einleidung dem Wagnerschen Einfluß zu entziehen. Ob im ersten Akt ein Teller zerflogen wird, ob der Besenbinder seine Kartoffeln ausschüttet, oder ob im zweiten Akt die Engel vom Himmel herniedersteigen, es tobt und wettet in einem fort. Wenn nun im letzten Akt der Hegenritt mit wirklich infernalischen Farben illustriert werden soll, so hat der Komponist bereits seine Ausdrucksmittel erschöpft und vermag keine Steigerung mehr zu erzielen. Immerhin bleibt die Humperdincksche Märchenoper ein Juwel von hohem Wert, nur leider oft in überladener, daher stiller Fassung.

Um das Wiederaufblühen der deutschen Oper zu fördern, haben in den letzten zehn Jahren kunstbegeisterte Männer zu wiederholten Malen Preisausschreiben erlassen, aber weder die Ehre noch der materielle Gewinn, der den Siegern winkte, vermochten auch nur ein einziges lebensfähiges Werk ans Tageslicht zu fördern. Man könnte einwenden, daß dieses ungünstige Ergebnis auf Zufall beruhe und nur der rechte Meister sich nicht eingefunden habe. Diese Annahme ist jedoch hinfällig. Die Zeit, in der ein Meister, wie Corring, seinem Volk eine ganze Anzahl köstlicher Werke schenken und zum Dank dafür in Not und Elend verkommen konnte, ist glücklich vorbei. Heutigen Tags wird das deutsche Volk jedes bedeutende Opernwerk — dies zeigt Humperdincks „Hänsel und Gretel“ — mit jubelndem Zuruf begrüßen, und der glückliche Komponist wird aus den Cantienen und Verlegerhonoraren schon in kurzer Zeit einen weit größeren Gewinn beziehen, als ihm jemals ein Konkurrenzpreis zu bieten vermag. In früheren Jahren, als eine ganze Saat lebenskräftiger Opernwerke hervor sproßte, wäre dieser Fall wohl denkbar gewesen. Aber heute, wo man mit verlangender Sehnsucht schon seit Jahrzehnten nach einem kommenden Mann Ausschaut, der die deutsche Oper wieder zu neuen Siegen führen soll, und dieser kommende Mann leider trotz der lockendsten Verheißungen nicht erscheinen will, da muß er eben nicht vorhanden sein. „Das Volk,“ sagt einmal Rosegger,

„ist ein Baum und der Dichter“ — zu dem wir auch den Künstler zählen — „seine Blüte.“ Ist die Blüte taub, so fehlt es dem Baum an Kraft, werden seine Blätter welk und droht er abzusterben, so muß der Boden seine Nährkraft verloren haben. Wie man nun den Baum an seinen Früchten erkennt, eben so sicher tritt die geistige Regsamkeit und Lebensfülle eines Volks in der Produktionskraft seiner Künstler zu Tage. Nun ist es ja eine natürliche Erscheinung, daß, wie im Leben, so auch in der Kunst fruchtbare und unergiebige Perioden miteinander abwechseln, und daß die Kunst, sobald sie erst einmal ihren niedrigsten Tiefstand erreicht, sich um so mächtiger zu neuem Glanz erheben werde. Wie weit für andere Kunstgebiete diese Hoffnung berechtigt, mögen andere entscheiden. Für die Tonkunst liegt da die große Gefahr nahe, daß sie während der Zeit ihres Niedergangs ihren schönsten Schmuck, ihre nationale Eigenart und Individualität, vielleicht für immer einbüßen kann.

Vieler Jahrhunderte hat es bedurft, bis sich die deutsche Tonkunst aus dem Volkslied heraus die ihr eigene Individualität schuf. Je subjektiver und individueller sich aber eine nationale Kunst gestaltet, um so mächtiger und nachhaltiger wird sie wirken. Die Musik ist nun vermöge ihrer besonderen Aeußerungsart jene Kunst, die entweder auf die Hebung oder Verwilderung der Volksbildung in allererster Reihe einzuwirken berufen ist. Deshalb ist es verwunderlich, daß von seiten des Staats nicht das Geringste geschieht, um dieser Verwilderung Einhalt zu thun. Giebt es denn gar kein Mittel, um dem Unfug der Tingeltangel zu steuern? Wäre es nicht endlich an der Zeit, daß in den Schulen und ganz besonders in den Seminarien vom Staat geprüfte Musterausstellungen deutscher Volkslieder eingeführt würden? Gäbe es wohl für die musikalische Akademie, die ja seiner Zeit zur Wahrung und Förderung der musikalischen Interessen des Staates ins Leben gerufen wurde, eine schönere Aufgabe, als dem preussischen Unterrichtsministerium ein Gutachten vorzulegen, auf welche Weise der Sinn für gute Musik im Volk wieder zu wecken sei? Vielleicht ließe sich, um auch bei den Komponisten den Sinn für das Volkslied wieder anzuregen, eine Einrichtung treffen, daß von der Akademie eine Chrestomathie d. h. eine Musterausstellung der besten im Volkston gehaltenen Lieder lebender Komponisten, veranstaltet und fortgeführt, daß jeder Komponist, der eine gewisse Anzahl dieser Lieder beisteuert, eine Auszeichnung erhalten würde? Jeder Lieddichter würde sich's gewiß zur höchsten Ehre schätzen, wenn sein Name in dieser Sammlung enthalten wäre. Jedenfalls kann die Veredlung der Volksbildung nur von unten herauf geschehn. Ist erst der rechte Wille da, so wird auch der rechte Weg gefunden werden. Ist erst das deutsche Volkslied bei uns wieder zu Ehren gekommen, und haben aus ihm die deutschen Komponisten wieder gelernt, daß ein einfacher C-dur-Akkord auch heute noch groß und überwältigend wirken kann, daß unsere Tonkunst, will sie nicht ihren Halt verlieren, nun einmal auf der Grundlage des diatonischen Systems beruhen muß, daß das Schöne und Bleibende nicht in der geistlosen Sphäre des Neglerschen Liedertafeltons, auch nicht in dem überreizten Dissonanzbereich gewisser Himmelsstürmer, sondern in der goldnen Mitte liegt, dann werden unsere Komponisten auch wieder lebensfrische Opern schreiben können, sich zur Ehre, uns zur Freude und der deutschen Kunst zum Ruhm.

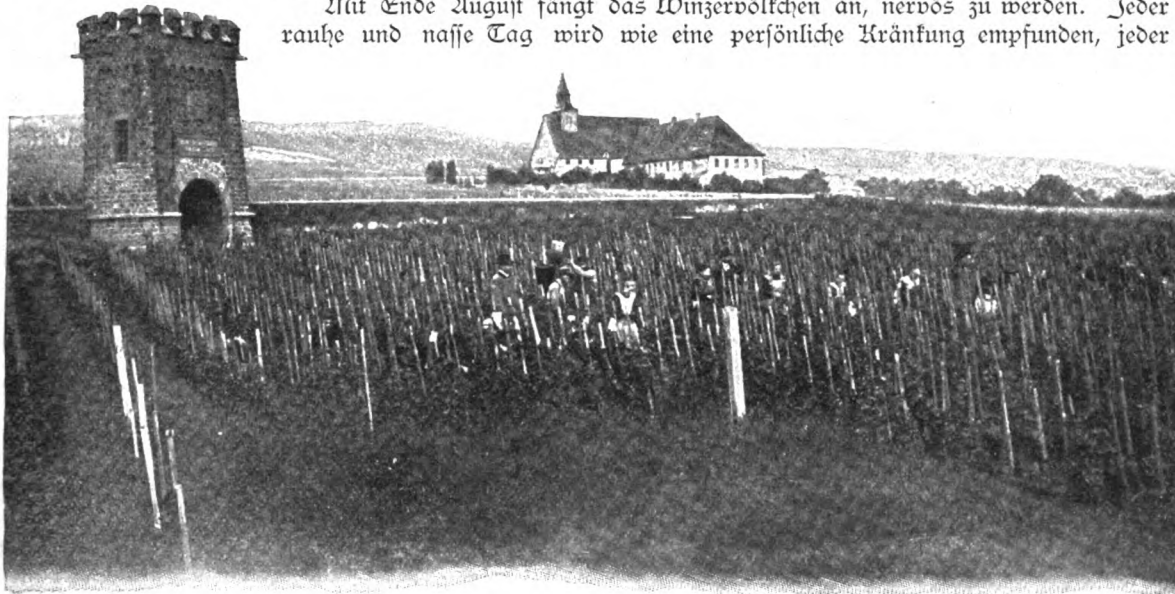


Weinlese am Rhein.

Hierzu 6 photographische Aufnahmen von Osw. Heiderich, Rüdesheim am Rh.

Die edle Rebe ist eigentlich während des ganzen Jahres das Sorgenkind des Winzers, des „Wingertsmannes“, wie er am Rhein heißt. Im wesentlichen hängt aber das Wohl und Wehe der Weinernte sowohl nach Qualität, als nach Quantität von zwei kurzen Zeitperioden ab, der Zeit der Blüte und der Zeit des herbstlichen Ausreifens der Trauben. Ist die Blüte gut verlaufen, und zeigen die Gescheine einen reichen Fruchtansatz, dann beginnt der Winzer froh zu hoffen. Mag sich dann auch der Sommer einmal feucht und kühl anlassen, so daß mitfühlende Weinfreunde im Land drinnen schon ängstlich um das Schicksal des Heurigen werden, er thut frohgemut seine schwere Pflicht den geliebten Reben gegenüber, er jätet den Weinberg von Unkraut, er bindet die Reben auf, entfernt die „Geize“ und führt mit Energie seinen unentwegten Kampf gegen die Feinde aus dem Tier- und dem Pflanzenreich, gegen die schädlichen Insekten und die nicht minder schädlichen Schmarotzer aus dem Geschlecht der Schimmelpilze. Er hofft auf den Herbst; der September und der Oktober, die müssen's bringen, und wenn „der Winzer Schutzherr Kilian“ ein Einsehen hat und etwas Feines beschenken will, dann wird er zum Wettermacher und sorgt für trockenes Wetter und Sonnenschein.

Mit Ende August fängt das Winzervölkchen an, nervös zu werden. Jeder rauhe und nasse Tag wird wie eine persönliche Kränkung empfunden, jeder



Das „Lefen“ der Trauben.



Im Kelterraum.

sonnigwarme wie eine besondere Bonifikation. Welche Wohlthat, wenn in der frühe noch die Nebel, die „Traubenbrücker“, durch die Berge streichen und ihre Feuchte an die reichlich angelegten Beeren hängen. Dann steigt die Sonne lachend über die Höhen und vertreibt die weißen Schwaden, erwärmt die Feuchte an den Trauben und kocht diese fein saft und gründlich, daß sich der köstliche Zucker in der strogenden Beere bildet. Mögen auch die Nächte kühl sein, die freundliche Herbstsonne sorgt wohl für den rechten Ausgleich.

Schon werden die ersten Trauben weich. Da wird's nötig, daß die Weinberge geschlossen werden. Das wär 'ne schöne Geschichte, wenn jeder ernten, „herbstn“, könnte, wenn es ihm gerade beliebte. Da würden die, die's nicht abwarten können, den Segen zu bergen, recht häufig den guten Ruf einer Marke aufs Spiel setzen.



An der Kelter.

Aber der Winzer am Rhein, sonderlich der, in dessen Ortsgemarkung hervorragende Tafelweine, Hochgewächse gezogen werden, der hat das Warten gelernt, ob ihm auch oft ein geheimes Bangen ankommt, daß vielleicht schlechtes Wetter eintreten und die Ernte schwer beeinträchtigen könne. Immerhin giebt's oft hitzige Debatten in den Gemeindeberatungen, ob die Lese beginnen solle oder nicht. Aber gerade die Besitzer hervorragender Lagen sind zäh und harren bis zum äußersten, damit die Sonne ihr Werk vollende und damit auch der „Edelsäule“ der Trauben, die die Qualität so hervorragend verbessert, rechte Zeit gelassen werde. Inzwischen wird alles eifrig vorbereitet; die Keller werden gesäubert, die Keltern, die Kufen gewaschen, die neuen Fässer werden wieder und wieder ausgebrüht, damit aller Lohgeschmack aus dem eichenen Holz herauszieht.

Dann schwefelt man sie gründlich, brüht sie wieder und wieder, um sie „weingrün“ zu machen, während es sich die alten, bewährten Fässer, die bestimmt sind, den edelsten Wein aufzunehmen, gefallen lassen müssen, daß man etwas rauh mit ihnen verfährt, da es gilt, den Weinstein, der sich in ihnen mit den Jahren angelegt hat, herauszuklopfen.

Indes so Winzer, Küfer und Aichmeister im Ort ihre Arbeit haben, sind die geschlossenen Weinberge wie ausgestorben. Nur hin und wieder schreitet ein „Traubenschütz“ mit seiner Flinte spähend die Pfädchen dahin und pfeffert auch wohl einmal mit weit hin schallendem Schuß eine Ladung Vogeldunst in eine Schar naschhafter Stare oder Drosseln, denn diese Vögel sind bedeutende Gourmands und wissen, nicht weniger wie allerhand Fliegen und Wespen, die süßen Beeren der reifen Trauben wohl zu würdigen.



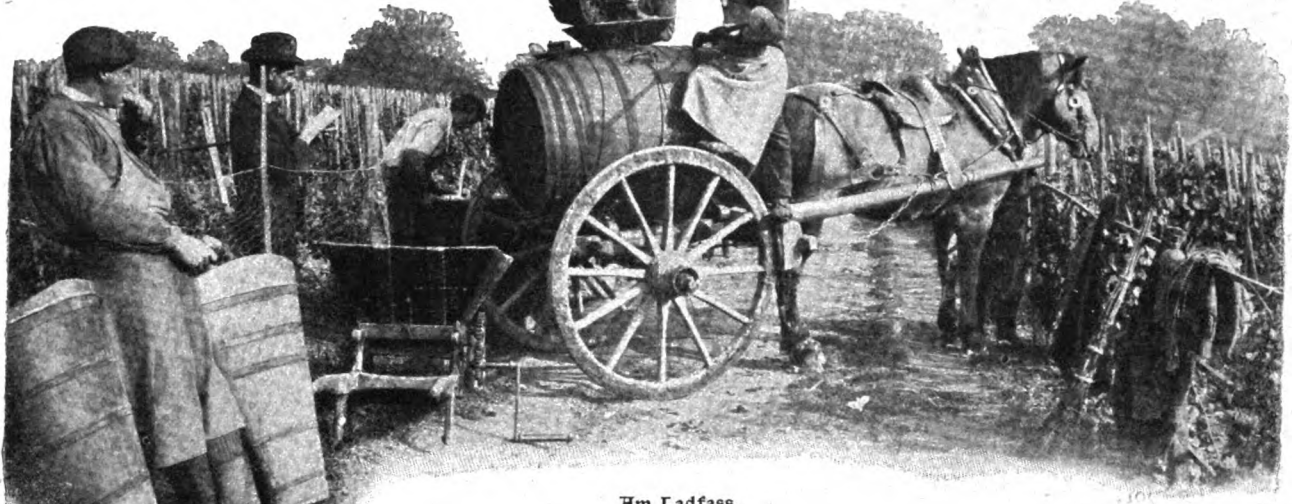
Winzerin.

Mancherorts hat die Lese der Frühburgunder und der früh reifenden roten Trauben schon begonnen. Aber den „Riesling“, die edelste, bouquetreichste Traube, soll die Herbstsonne bis zuletzt freundlich bescheinen; sogar einen ganz, ganz leichten Frost — ein schärferer kann allerdings die ganze Ernte verderben — muß er unter Umständen über sich ergehen lassen. Jetzt endlich hat die Kommission ein Einsehen, sie beschließt, die Weinberge zu öffnen, die Lese beginnen zu lassen. Der Ortsdiener zieht mit seiner Schelle in der ganzen Gemeinde umher und macht das wichtige Ereignis kund, das allenthalben freudig begrüßt wird.

Und nun ist der erste Tag der Lese da. Ein dichter Nebel, zum Greifen dick, liegt über dem Rheinthale und zieht sich fast bis zu den Höhen in alle Seitenthäler hinein. Da tönen feierlich die Glocken thalauf und ab, den Anfang der Weinlese verkündend. Mancherorts machen auch Böllerschüsse den Beginn kund. Erst — zwischen sechs und sieben Uhr — versammelt sich die Gemeinde zum Frühgottesdienst, dann geht's hinaus in die trübe Finsternis, mit Bütteln und Egeln, mit Karren und Fässern, mit Krügen und Körben, die kalte Küche für den Tag enthalten. Hier und da tauchen dunkle Gestalten im Nebel auf, man hört freudige Zurufe, lautes Jauchzen, Winzer-

lieder, wie sie schon in der Schule gelehrt wurden, und den Knall der Terzerole, die loszuschießen die Jungens unermülich sind.

wird und als Most und nach einigen Tagen als berauscher „Federweißer“ die ersten Stufen seiner Entwicklung zum Wein durchmacht. Zeigt



Am Ladfass.

Bald sieht man, wie es allenthalben von fröhlichen, emsig arbeitenden Scharen wimmelt. So wird den ganzen Tag ohne Pause gelesen. Jeder hat zwei Behälter. In dem einen werden die weniger guten Trauben, die unreifen oder mit Trockenfäule behafteten, gesammelt, in dem andern die guten. Die Büttchen werden in die „Egel“ entleert, in die Tragbüttchen, die dann ein Arbeiter auf dem Rücken zu einer Hütte oder zu dem mit einem großen hölzernen Trichter versehenen „Ladfaß“ trägt, in das sie, nachdem sie vorher gemostert, das heißt, mit einem hölzernen Stampfer zerquetscht wurden, hineingeschüttet werden. Das Faß wird dann, nachdem es gefüllt ist, zur Kelter gefahren, wo sein zerquetschter Inhalt erst gründlich ausgepreßt

die Mostwage, daß der ausgepreßte Saft einen hohen Zuckergehalt hat, dann ist die Freude natürlich doppelt groß, und das ganze Lesegeschäft nimmt einen viel lustigeren Verlauf, als wenn die Kreszenz an Quantität und Qualität zu wünschen übrig läßt. Immerhin hat sich die Weinernte, wird sie auch heute nicht mehr so festlich begangen, wie früher, doch noch eine Fülle poetischer Momente gerettet. Schon das bunte Treiben in den sonnigen Bergen, während aus der Tiefe der Aheine heraufblüht, ergiebt eine eigenartige, reizvolle Stimmung. Und dann wird doch auch noch von mancher Herrschaft geforgt, daß die Lese einen Anstrich von Festlichkeit erhält, sei es auch nur dadurch, daß das letzte Ladfaß, mit Bändern und Weinlaub geschmückt, zu Thal geführt wird.

W. Schulte vom Brühl.



Eine Ausstellung altvlämischer Kunst.

Hierzu 6 Abbildungen.

In dem unvergleichlichen, vom Hauch mittelalterlicher Mystik noch heute erfüllten, einst so großherrlichen Brügge hat sich in diesem Sommer eine Ausstellung aufgethan, die nirgendwohin besser gepaßt hätte, als hierher. Ist es auch ein Anachronismus, behaupten zu wollen, daß die Wiege der sogenannten vlämischen Kunst in Flandern stand, so ist doch auf der andern Seite wirklich erst hier ihr wahrer Stern aufgegangen. Die Namen der Van Eyck und Memlings, Roger Van der Weydens und neuerdings Gérard Davids, des Hugo Van der Goes' und Thierri Bouts und anderer, heute noch unbekannter, heiß umstrittener Meister knüpfen sich unzertrennlich an Brügge, mag die Heimat ihrer Träger eine andere Provinz, ja selbst das Ausland, wie

bei Memling Deutscha. and, gewesen sein. Jene unvergleichliche Epoche des Erlühens einer neuen Kunst, einer neuen Technik ist unter der Bezeichnung der Schule von Brügge zusammengefaßt worden, und dieser Name steht der Pleiade von Künstlern, die sie schufen, gut an. Auch die Zeit, die man für diese wahrhaft einzige Ausstellung wählte, harmonisiert mit der lokalen Tönung.

In diesem Sommer hat Belgien das Fest der siebentundertsten Wiederkehr der Schlacht von Courtrai, das der Goldenen Sporen, begehen können. Auf dem Großen Platz zu Brügge nun erhebt sich das Doppelstandbild von Breydel und de Coninck, den Führern der Gewerkschaften der flandrischen Städte, die auf der Ebene von Gröninghen Philipp von Frankreichs glänzender Ritterschaft ein so schmachliches Ende bereiteten. Das Vlamantum hat also ein großes Jahr zu verzeichnen, gleichviel ob es ein Vlamentum im heutigen Sinn damals schon gegeben hat. Die Schlacht von Courtrai trug einen neuen Wind in die flandrischen Provinzen, und dank

diesem Hauch der Freiheit gewann Brügge seine stolze merkantilische, seine hehre künstlerische Blüte.

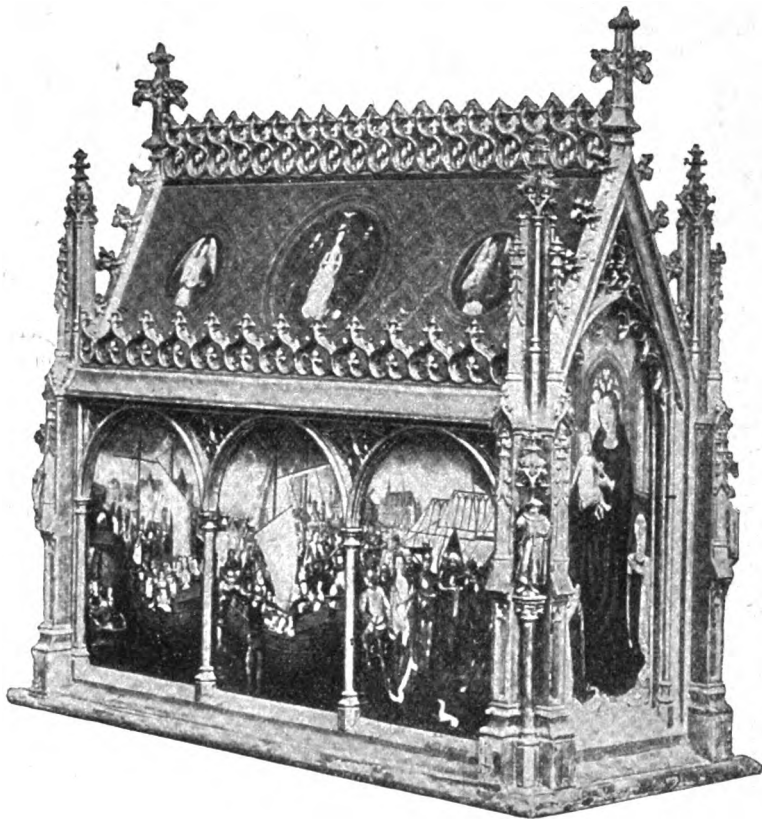
Im Schatten des hochragenden Belfrieds und des gedachten Doppelstandbildes, im Palast des Gouverneurs (Abb. S. 1779) an dem Großen Platz zu Brügge befindet sich der eine Teil der Erinnerungsausstellung, der der alten Meister oder, um ein nachgerade volkstümlich gewordenes Schlagwort anzuwenden, der der Primitiven. Die zweite Abteilung, die des vlämischen Kunstgewerbes, hat sich im Gruuthuuse (Abb. S. 1779) aufgethan, diesem steinernen Schatz altbrügger Innen- und Außenarchitektur, für deren Erhaltung man der Stadt nicht genug Dank sagen kann. Das Gruuthuus, Bewahrer einer berühmten Spitzensammlung, war der gegebene Ort für eine Ausstellung alten Kunstgewerbes. In seinen so wohl erhaltenen Sälen und Kaminen scheint noch der Geist Eduards IV. und Marwicks, des Königmachers, umzugehen. Mit seiner vorübergehenden Ausstattung von alten Möbeln und Tapissereien, Gold- und Schmelzarbeiten, vor allem aber mit der unübersehbaren Anzahl von Gegenständen kirchlicher Kunst, die Brügges Klöster, vor allem das der Potterie, willig hergeliehen, einer Sammlung von Gildezeichen und Gewerksemlen gleicht es einem Museum von fabelhaftem Reichtum, einer unerschöpflichen Studienquelle, die in der That auch noch unerschlossen ist. Neuerdings erst hat sich E. Maeterlinck, Bruder des vielgenannten Dichters und Konservator am Genter Museum, mit den

Ursprüngen der vlämischen Kunst zu beschäftigen begonnen und damit ein neues Forschungsgebiet erschlossen. Leider aber findet die kunstgewerbliche Ausstellung im Gruuthuuse zu Brügge nicht die Beachtung, die sie erstens durch ihren inneren künstlerischen Wert und dann durch die ihr so angepasste Umgebung wahrhaft verdient. Die Primitiven im Hause des Gouverneurs von Westländern verdunkeln alles übrige, mag es noch so kongenial sein.

Ueber die stattliche Treppe mit den Wache haltenden Löwen, die freilich nicht die Mette von Brügge mit angesehen haben, jenes Blutbad, das der Schlacht von Courtrai vorausging und der Sizilianischen Vesper an Schrecken nichts nachgegeben hat, über diese Treppe eines allerdings nicht sehr gotisch stilisierten, neueren Gebäudes gelangt man in einen wahren Tempel der Kunst. Seine Säle durchwallen geheimnisvolle Schatten, und eine Dämmerung herrscht, die die Kenner und Forscher von alter Malerei zwar sehr am Beschauen und

Befritteln hindert, den naiven Menschen aber mit vermehrter Gewalt in die Träumerei von der Vergangenheit hineinziehen muß. Dunkel oder halbdunkel die Räume, kein Laut ringsumher, denn auf diesen Teppichen wandert das Publikum vorüber; nur die Madonnen und die Heiligen, die Märtyrer, die himmlischen Glorien und die Teufeleien der Hölle leuchten hervor aus dieser Halbnacht, und die Menschen stehen entzückt vor diesen Kunstwerken Van Eycks und Memlings, dessen „Reliquienschein der heiligen Ursula“ eine der Perlen der Ausstellung bildet. Unser Bild giebt einen Eindruck des herrlichen Wertes. — Nichts Neues, wenigstens nichts wesentlich Neues für die Kunstgeschichte hat die Ausstellung der vlämischen Meister in Brügge zustandegebracht. So viele Kunstgelehrte sie besucht haben und noch besuchen, so gegeben die Gelegenheit war, neuere und tiefgehende

Vergleiche machen zu können durch die Nebeneinanderstellung von Bildern, die sonst viele Hunderte von Meilen getrennt und oft auch kaum sichtbar sind, so ist doch noch nichts davon gemeldet worden, daß eins der überraschend vielen Bilder unter den dreihundert vorhandenen, die das so herzlich wenig besagende Täfelchen „Unbekannter Meister“ tragen, auf seinen wahren Autor erkannt wurde. James Weale, der glückliche Entdecker des Hauptbildes von Gérard David, Verfasser des gelehrten Kataloges der Ausstellung, hat noch nicht einen zweiten Wurf dieser Art machen können. Und die Ausstellung zu Brügge wird nicht die bren-



Hans Memling: Der Reliquienschein der heiligen Ursula.

nende Frage zur Entscheidung bringen, wer recht hat: Weale mit seiner Behauptung, daß von Memlings authentischen Werken keine vierzig bekannt sind, während mein braver Freund, der bekannte Kunstkennner A. J. Wauters, in einem sehr verständlichen Leitfaden zur Ausstellung behauptet, daß die in Brügge vereinigten dreißig Werke Memlings kaum die Hälfte seiner uns bekannten Schöpfungen darstellen. Ebenso wenig wird es vorläufig unentschieden bleiben, ob Memling noch unter dem Einfluß Lochners stand, als er, von Köln kommend, nur die Form und die Technik von den Van Eycks entlehnte, oder ob er von der bereits vorhandenen Neuheit und Originalität der Brügger Schule unterjocht wurde. Wir Deutschen sagen: wir brachten euch Niederländern die Malkunst, denn uns schenkte sie Karl der Große, indem er aus dem östlichen Römischen Reich namentlich Künstler in das Land zog. Die Vlāmen behaupten: wir sind die größeren, denn, abgesehen von der weniger neu entdeckten, als durch die beiden



Jan van Eyck: Bildnis seiner Frau.





Gérard David: Jungfrau und Kind.

Van Eyck neu gehandhabten Technik der Oelfarbenmalerei, die grundlegend für die Entwicklung der Kunst in allen Ländern geworden ist, entlehnt unsere Schule alles von der Natur, sie lebt nur von ihr und für sie. Jener Anfang unserer nationalen Malerei hat noch heute eine Fortsetzung, er wird eine Fortsetzung ohne Ende haben, denn das liegt in unserer Rasse, robust und natürlich zu sein. Und in der That ist es so, in der That stellt man Van Eyck höher als Memling, denn der letztere verstand zwar die Sinfonien des Himmlischen und Ueberirdischen verklärend auf seine Bilder zu bannen, er entferte sich aber damit auch von jener tief sinnigen Erforschung der menschlichen Natur und Physiognomie, die das hehrste Wappenschild der Kunst Van Eycks geblieben ist. Mit einem Wort also, nicht etwas Neues, Ueberraschendes gestaltet die Ausstellung in Brügge zu einem unvergeßlichen Unikum auf dem Kunstgebiet, das wohl verdiente, durch das Bild in allen Teilen festgehalten zu werden, sondern dieses Nebeneinander, dieses Zusammenbringen von dreihundert Schätzen, deren Kunstwert unermesslich, deren Versicherungswert nicht weniger als 18 Millionen beträgt.

Mit einem prickelnden Augen- und Sinneschmaus verbunden, eröffnete die Ausstellung der Primitiven uns eine schon längst herbeigewünschte Gelegenheit, einen umfassenden Blick auf die geniale Kunstepoche zu werfen, die jene genannten Primitiven gebar und deren Nachfolger bis zu den Meisters, Cornelis, Pourbus, Van

Orley und Breughel hinauf. Sie legt ein Zeugnis ab von der gewaltigen Arbeitslast, die sich eine Anzahl opferfreudiger Männer, an der Spitze Baron Kervyn de Lettenhove und Camille Tulpinck, der Generalsekretär und eigentliche Veranstalter dieser Ausstellung, bekant durch seine hervorragenden Studien über die belgischen Fresken- und Monumentmalereien, für die allgemeine Belehrung auf die Schultern geladen haben. Sie legt aber auch ein Zeugnis ab für die rührende Bereitwilligkeit, mit der sich Museen und Sammler von ihren Schätzen zeitweilig getrennt haben. Ich spreche nicht von den belgischen Museen und Kirchen, deren Interesse an dem Zustandekommen dieser Ausstellung verständlicherweise näherliegend war. Ich muß dagegen rühmend die Verwaltungen der Museen von Aachen, Straßburg, Sigmaringen, Glasgow, Hermannstadt, die Privatsammler Graf Arco-Valley, München, Herzog von Anhalt, Graf Harrach und Fürst Liechtenstein, Wien, unsern Gesandten im Haag, Grafen Pourtales, namentlich aber die Familie Kaufmann-Berlin und Oppenheim-Köln und viele andere deutsche, belgische, französische und englische Kunstfreunde dafür hervorheben, daß sie zu dem Zustandekommen der Ausstellung von Brügge so uneigennützig beitrugen. Haben schließlich auch das Berliner Museum und



Hans Memling: Bildnis eines jungen Mannes.

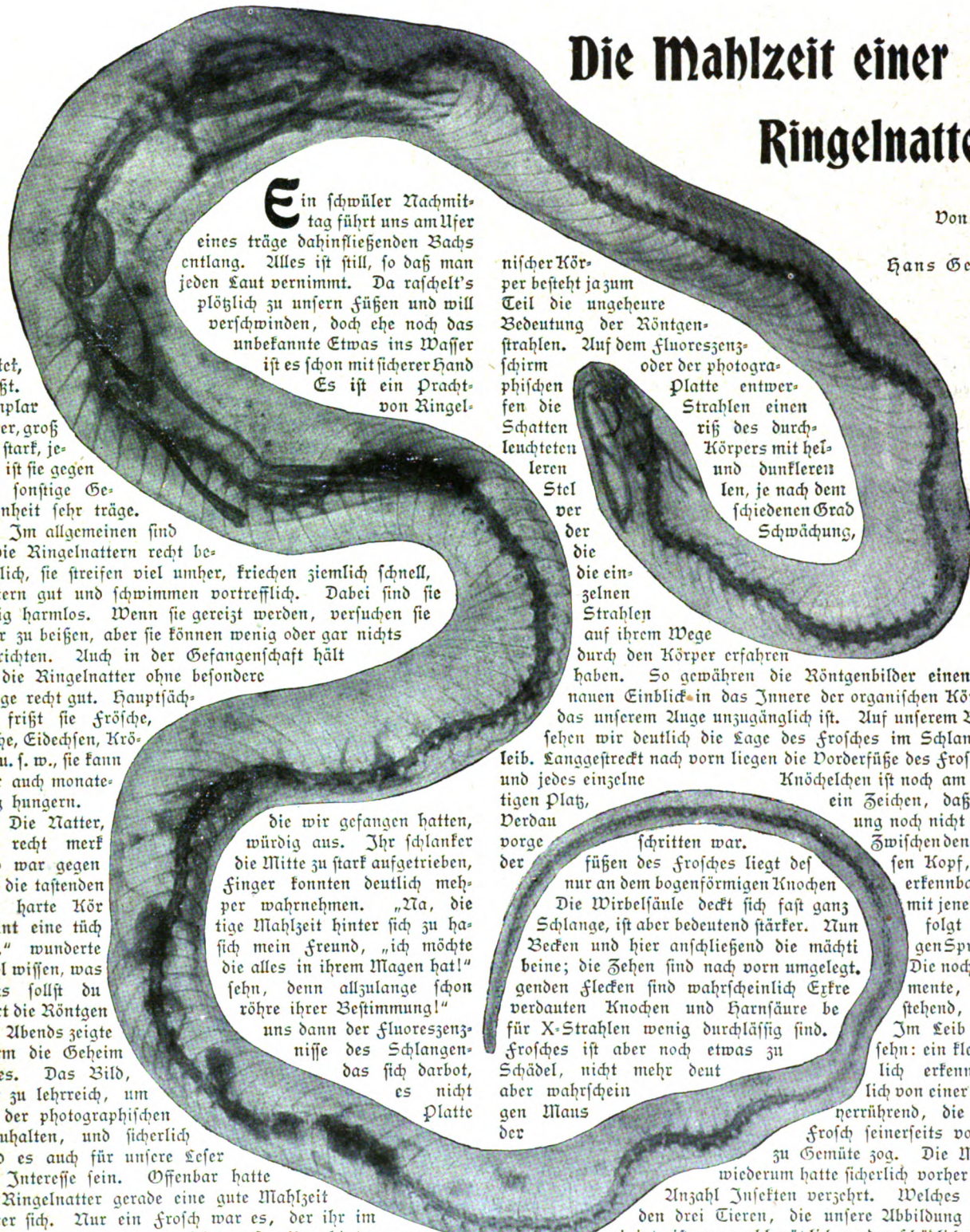
St. Bavo zu Gent die Erwartung enttäuscht, durch Hergabe der in ihrem Besitz befindlichen, fehlenden Tafeln des „Mythischen Lammes“ von Jan van Eyck das kostbare Bild in allen seinen Teilen und Einzel-

heiten endlich einmal vereinigt sehn zu können, so umstrahlt die Ausstellung der Primitiven zu Brügge nichtsdestoweniger der bleibende Glanz einer großen kunstgeschichtlichen Begebenheit. Alfred Hagemann.

Die Mahlzeit einer Ringelnatter.

Von

Hans Geyer.



Ein schwüler Nachmittag führt uns am Ufer eines träge dahinfließenden Bachs entlang. Alles ist still, so daß man jeden Laut vernimmt. Da raschelt's plötzlich zu unsern Füßen und will verschwinden, doch ehe noch das unbekante Etwas ins Wasser ist es schon mit sicherer Hand Es ist ein Pracht- von Ringel-

nischer Körper besteht ja zum Teil die ungeheure Bedeutung der Röntgenstrahlen. Auf dem Fluoreszenzschirm oder der photographischen Platte entwerfen die Schatten leuchteten leren Stellen der die einzelnen Strahlen auf ihrem Wege durch den Körper erfahren haben. So gewähren die Röntgenbilder einen genauen Einblick in das Innere der organischen Körper, das unserem Auge unzugänglich ist. Auf unserem Bilde sehen wir deutlich die Lage des Frosches im Schlangengeleibe. Langgestreckt nach vorn liegen die Vorderfüße des Frosches, und jedes einzelne Knöchelchen ist noch am richtigen Platz, Verdauungsschritten war. Die Wirbelsäule des Frosches liegt nur an dem bogenförmigen Knochen Die Wirbelsäule deckt sich fast ganz mit jener der Schlangenschlange, ist aber bedeutend stärker. Nun folgt das Becken und hier anschließend die mächtigen Springbeine; die Zehen sind nach vorn umgelegt. Die noch folgenden Flecken sind wahrscheinlich Extremitäten von verdauten Knochen und Harnsäure befallen, für X-Strahlen wenig durchlässig sind. Im Leib des Frosches ist aber noch etwas zu sehen: ein kleiner Schädel, nicht mehr deutlich erkennbar, aber wahrscheinlich von einer jungen Maus herrührend, die sich vorher der Frosch seinerseits vorher zu Gemüte zog. Die Maus wiederum hatte sicherlich vorher eine Anzahl Insekten verzehrt. Welches von den drei Tieren, die unsere Abbildung vereinigt, ist nun wohl nützlicher oder schädlicher — die kleine Maus, der größere Frosch oder die große Schlange? Das ist gewiß nicht so leicht zu entscheiden.

gleitet, erfaßt. exemplar natter, groß und stark, jedoch ist sie gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr träge.

Im allgemeinen sind ja die Ringelnattern recht beweglich, sie streifen viel umher, kriechen ziemlich schnell, klettern gut und schwimmen vortrefflich. Dabei sind sie völlig harmlos. Wenn sie gereizt werden, versuchen sie zwar zu beißen, aber sie können wenig oder gar nichts ausrichten. Auch in der Gefangenschaft hält sich die Ringelnatter ohne besondere Pflege recht gut. Hauptächlich frisst sie Frösche, Fische, Eidechsen, Kröten u. s. w., sie kann aber auch monatelang hungern.

Die Natter, sah recht merk würdig aus. Ihr schlanker Leib war gegen die Mitte zu stark aufgetrieben, und die tastenden Finger konnten deutlich mehrere harte Körner wahrnehmen. „Na, die scheint eine tüchtige Mahlzeit hinter sich zu haben,“ wunderte sich mein Freund, „ich möchte wohl wissen, was die alles in ihrem Magen hat!“

„Das sollst du hart die Röntgenröhre ihrer Bestimmung!“ Abends zeigte uns dann der Fluoreszenzschirm die Geheimnisse des Schlangengeleibes. Das Bild, das sich darbot, war zu lehrreich, um es nicht festzuhalten, und sicher wird es auch für unsere Leser auf der photographischen Platte von Interesse sein. Offenbar hatte die Ringelnatter gerade eine gute Mahlzeit hinter sich. Nur ein Frosch war es, der ihr im Magen lag, aber er war sehr groß. Von hinten war er gefaßt und verschlungen worden, wie unsere Abbildung deutlich zu erkennen giebt. In dieser Durchleuchtung orga-

Von der Reise zurück.

Skizze von E. Fahrrow.

Der Herr Doktor war erst seit drei Jahren verheiratet, obwohl er nicht mehr weit von Zweiundvierzig entfernt und vorher ein eingestrichelter Junggeselle gewesen war.

In diesen drei Jahren hatte er jedoch die Entdeckung gemacht, daß selbst die unumstößlichsten Thesen auf thönernen Füßen ruhen. Zum Beispiel war er vorher der Ueberzeugung gewesen, daß er „immer recht“ hätte. Und jetzt sah er, daß immer seine Frau recht hatte, selbst wenn ihre Meinung der seinen — wie das ja in den besten Ehen vorkommt — strikte zuwiderlief. Aber so geht es ja selbst den größten Gelehrten. Es giebt keine Ueberzeugung, die nicht erschüttert, und kein Gesetz, das nicht eines Tags umgestoßen werden kann.

Der Herr Doktor Schwarzer wußte es nun längst, daß seine Frau stets ganz ihrer eigenen Meinung war und daß sie gewöhnlich „recht“ hatte. Nur selten fiel er zurück in seinen alten Fehler und wollte seinen eigenen Willen durchsetzen; das bekam ihm jedoch allemal recht schlecht.

Als er in diesem Jahr seine Sommerreise antrat, hatte seine Frau — Sophie hieß sie, Sophia, die Weise — sich dagegen gewehrt, daß man die Wohnung extra gegen Diebstahl und andere Unfälle versicherte, oder daß man Silber und Juwelen in die Obhut von Verwandten gäbe.

„Das sind Ungewohnheiten,“ erklärte sie, „die ja in deine Junggesellenzeit (es war unbeschreiblich, welche Verachtung sie in dies Wort ‚Junggesellenzeit‘ zu legen wußte) gepaßt haben mögen! Wer weiß, mit was für verdächtigen Elementen du damals bekannt warst . . .“

„Na, erlaube mall!“ sagte der Doktor.

„Bekannt warst!“ wiederholte mit erhöhter Stimme die Frau Doktor. „Ich behaupte ja nicht, daß du solche Elemente zu deinen intimen Freunden rechnetest. Aber natürlich, die Worte einem im Munde verdrehen, das könnt ihr Männer alle! Alle, sag ich! — Damals also magst du ja berechtigt zu allerlei Mißtrauen gewesen sein, aber jetzt ist das nicht mehr nötig. Minna ist ein zuverlässiges Mädchen. . .“

„Du kennst sie doch erst ein Vierteljahr.“

„Das genügt mir. Unterbrich mich doch nicht fortwährend! Minna wird in der Wohnung bleiben, die Schlüssel zu den wichtigen Schränken nehmen wir natürlich mit, und das Geld, das wir für die Versicherung u. s. w. sparen, können wir nachher gleich zu einer Herbstgesellschaft praktisch verwenden.“

Der Doktor Schwarzer that etwas sehr Unvorsichtiges, er erzählte diese Meinungsverschiedenheit seinem Stammtisch und erregte damit von neuem die Entrüstung dieser Herren.

Das ginge nicht so weiter! erklärten sie. Da müsse ein Exempel statuiert werden. Es müsse etwas ausgeheckt werden, was der Gnädigen das Handwerk legen würde für alle Zeit.

Und die Verschwörer hielten Rat. — — —

Endlich waren die vier Wochen der Sommerreise herunt und Doktor Schwarzer hatte fürsorglich in den drei Lokalblättern inseriert: „Von der Reise zurück. Dr. Schwarzer.“

Minna, das zuverlässige Mädchen, hatte vor vierzehn Tagen ihrerseits eine Erholungsreise angetreten. Sie wollte auch gern mal bei Müttern ausruhn, und schaden konnte das ja nichts bei der verschlossenen Wohnung und der allgemeinen öffentlichen Sicherheit in Dingsda.

Die Frau Doktor hatte, weise wie immer, Minna gegenüber ihre Rückkehr auf einen Tag später angegeben, als sie in Wirklichkeit stattfand. Sie wollte nämlich das Mädchen

„überraschen“, denn sowas liebte die Frau Doktor sehr! Ach, die Ueberraschung sollte diesmal auf ihrer Seite sein! Zunächst öffnete auf wiederholtes Klingeln niemand.

„Aha!“ sagte der Doktor mit unterdrücktem Triumph zu seiner Frau, „deine zuverlässige Minna ist nicht da.“

„Sie wird wohl Besorgungen machen. Da sie denkt, daß wir doch erst morgen nachmittag zurückkommen, so ist sie gewiß noch fortgegangen, um eine Blumenguirlande oder dergleichen zu kaufen. Wahrscheinlich wird sie sehr unglücklich sein, daß wir sie so überfallen.“

„Wahrscheinlich!“ wiederholte der Doktor trocken.

„Gott, du mit deinem ewigen Opponieren!“ rief Frau Sophie. „Sieh den Korridor Schlüssel doch endlich her, damit wir hineinkönnen!“

„Den Schlüssel hast du ja. Und ebenso den von der Haustür; übrigens lasse ich mir zu dieser jetzt einen für mich anfertigen.“

Die Frau Doktor fand es für würdiger, auf eine solche, wie sie meinte, leere Drohung nichts zu antworten. Sie öffnete die Wohnung und trat ein. — Staub, Staub, Staub ringsum. Die Fenster geschlossen, eine stickige, dumpfe Luft überall.

In Minnas Kammer lag so dicker Staub auf Bett und Waschtisch, daß die Frau Doktor rief: „Himmel, hier hat mindestens acht Tage niemand geschlafen!“

„Vielleicht zog Minna unser Schlafzimmer vor?“ meinte der Doktor sanft.

Ein wilder Blick antwortete ihm. Und dann rannte Frau Sophie zum Portier hinab, um von diesem die niederschmetternde Kunde zu erhalten, daß „Fräulein Minna“ seit zwei Wochen verreist wäre und morgen früh wiederkäme.

Das war ein Schlag für die arme Frau. Denn nun würde sie ja wohl bis an ihr Lebensende zu hören bekommen, daß ihr Mann „ihr das ja vorhergesagt“ habe. Es wäre schrecklich, wenn der Mann einmal wirklich recht hätte!

Oben wieder angelangt, fand sie den Herrn und Gebieter damit beschäftigt, in der Küche Feuer anzuzünden.

„Ich will dir Kaffeewasser machen, Sophieschen,“ sagte er freundlich. „Als Junggeselle habe ich mir ja so oft den Kaffee allein kochen müssen. Vielleicht beziehst du inzwischen die Betten? Die Schlüssel zu den Schränken hast du ja.“

In großem Schweigen ging die teure Gattin hinein. Bald aber ertönte ein gellender Schrei aus dem Speisezimmer. Der Herr Doktor stürzte hin — und fand Sophie in Thränen vor dem Silberschrank — der leer war.

„Eingebrochen!“ schluchzte sie. „Alles gestohlen! Der Tafelaufsatz von Onkel Wilhelm und die Spargelzange von Tante Hermine, auch die Zuckerzangen und der Weinkühler!“

„Hilf Himmel, Sophie, sind denn wenigstens die Theelöffel da und unsere Eßbestecke?“

„Nichts!“ kam es hohl und gebrochen von den blaffen Lippen. „Alles ist weg!“

„Roß ist weg, Stoß ist weg!“ pff! der herzlose Mann.

„Na, dann hätte ich jawohl diesmal recht ge . . .“

„Sei still!“ rief Sophie voller Wut. „Willst du mich noch verhöhnen? Sieh im Schreibtisch nach, ob meine Perlen noch drinliegen — so gut wie man hier einen Nachschlüssel benutzt hat — das Schloß war ja ganz in Ordnung — so gut kann man's auch mit dem Schreibtisch gemacht haben.“

Der Doktor schloß den Schreibtisch auf — es ging ganz leicht — der Schmutz war fort! Auch eine Anzahl von

Staatspapieren, die daneben gelegen, waren verschwunden. „Karl!“ rief die Frau Doktor, indem sie ihrem Mann um den Hals fiel, „kannst du mir verzeihen? Das ist ja diesmal meine Schuld allein! Wir sind ruiniert! Und alles bloß, weil ich das lumpige Versicherungsgeld sparen wollte!“

„Ja, siehst du, das kommt nun davon! Aber beruhige dich nur, ruiniert sind wir wirklich noch nicht. Deine Perlen und die Papiere habe ich nämlich, entgegen deinem Befehl, bevor wir abreisten, zum Bankier getragen.“

Ein Stein fiel von Sophies Herzen.

„Wie praktisch und vorsichtig das von dir war!“ lobte sie. „Aber dieser Minna werde ich's eintränken! Ich mache sie verantwortlich für den Silberdiebstahl! Wie gemein von ihr, mich so zu enttäuschen!“

„Vielleicht hat sie das Silber mitgenommen? Du mußt mir zugeben, daß man nach einem Vierteljahr ein Mädchen wirklich noch nicht kennt.“

Sophie schwieg. Immer wieder lief sie vor den leeren Silberschrank und konstatierte, daß „alles weg“ sei.

Endlich erschien aus der Küche ihr lieber Karl mit vorzüglich duftendem Kaffee.

„Na, nun komm!“ sagte er. „Tröste dich! Deine Kleider hast du ja mitgehabt, die Wäsche und die Möbel sind noch da, die paar tausend Mark Silber werden wir verschmerzen.“

„Ich verstehe dich nicht!“ fuhr Sophie auf — aber im nächsten Moment klappte sie wieder zusammen. Sie sah es ein, endgiltig war das Zepter ihren Händen entwunden, und von nun ab würde ihr Mann thun, was er wollte.

O diese Minna! — Denn natürlich war ja ihr Prinzip richtig gewesen — aber wer konnte ahnen, daß ein so falsches Geschöpf hinter diesem Mädchen steckte. —

Bevor am nächsten Vormittag Minna wieder einrückte, klingelte es an der Korridorhür. Sophie eilte hinaus — ein Dienstmann mit einem mächtigen Paket stand vor ihr.

„Ist der Herr Doktor von der Reise zurück?“

„Jawohl.“

„Na, dann geben Sie ihm mal das hier ab.“

„Das hier“ wurde ausgewickelt, und Sophie stieß einen Freudenschrei aus: „Onkel Wilhelms Tafelaussatz!“

„Wahrhaftig! Na, so was! — Höre, Sophiedchen, es klingelt schon wieder. Gehst du aufmachen?“

Ein neuer Dienstmann mit einem neuen Paket.

„Ist der Herr Doktor von der Reise zurück?“

„Jawohl.“

„Na, denn geben Sie ihm mal das hier ab.“

Das hier war Tante Herminens Spargelzange.

Und dann klingelte es wieder — und nochmals — und immer wieder — und Sophie hatte den Eindruck, daß eine Legion Dienstmänner aus dem Boden gestampft sei.

Nach zwei Stunden war der ganze Silberschatz wieder zur Stelle. Zum Schluß aber kam ein Brief an die Frau Doktor. Die Handschrift gehörte dem Präses der Stammtafel aus dem Café Bavaria, und der Doktor erkannte sie sehr wohl, hütete sich jedoch, es zu sagen.

„Verehrteste Frau,“ lautete der Brief, „diesmal sind Sie noch gut weggekommen, denn wir sind ehrliche Diebe, die sich bloß einen Spaß erlaubt haben. Ihnen möchten wir aber zu bedenken geben, daß es auch hätte blutiger Ernst sein können! In Zukunft beugen Sie sich vor der größeren Vor-, Nach- und Rücksicht Ihres Gatten und geben Sie zu, daß auch er zuweilen (wie in diesem Fall) recht hat.“

Ihre ergebensten Spitzbuben.“

„Karl!“ rief Sophie mit flammenden Augen, „dieses ist ein abgekarteter Streich, von dem du gewußt hast! Wo haben die Kerle den Schlüssel zum Silberschrank hergehabt?“

„Das fragst du mich? Du hast ihn doch mitgenommen.“

„Ach was, dann hast du ihn vorher . . .“

„Sophie!“ rief Herr Dr. Schwarzer mit energischer Stimme, „so was verbitt ich mir! Von jetzt ab bin ich Herr im Hause! Und du Frau im Hause! Und jetzt geh ich zum Frühshoppen. Und jeden Mittwoch und Sonnabend gehe ich zum Abendshoppen. Und wenn dir das nicht paßt, dann richtete dir auch einen ein! Adieu!“

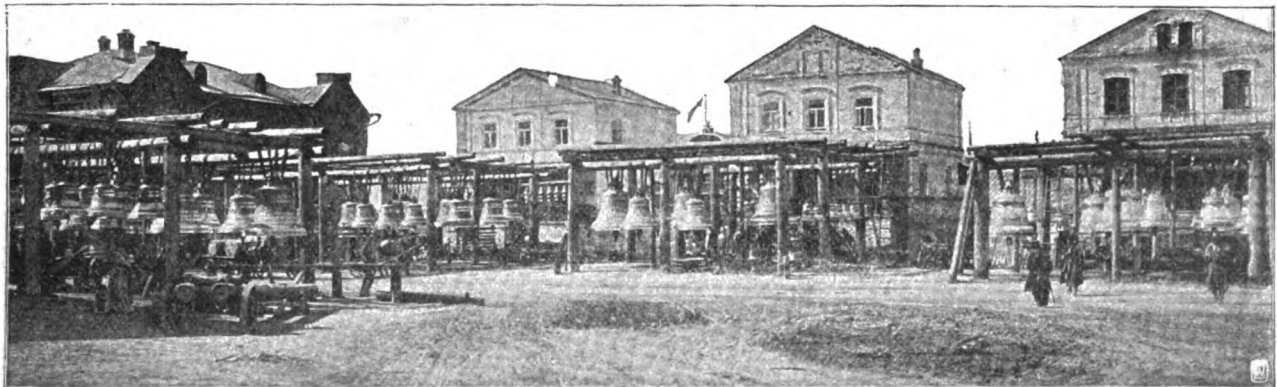
Und wahrhaftig, dabei blieb es, zu beider Zufriedenheit.

Auf der Jahrmarktsmesse von Nishnij-Nowgorod.

Hierzu 8 photographische Aufnahmen von Gund.

Ein gewaltiges, alle Gedanken und Vorstellungen, wie sie im Kopf eines einigermaßen entwickelten Westeuropäers zu wohnen pflegen, völlig verwischendes und mit dem Getöse und der Wirrnis ungeahnter Sonderbarkeiten an Bildern, Lauten, Vorgängen, Bewegungen und Gerüchen übertäubendes Lebensbild! Die Messe von

Nishnij-Nowgorod, ein Sammel- und Kulminationspunkt russisch-asiatischer Kultur auf den Gebieten des Handels, der Industrie und Manufaktur, der größte Innenmarkt des größten der Kontinentalreiche! Und wahrlich, man rettet sich aus den Warenbergen, den gewaltigen Stapelhaufen von Fellen, Eisen, Rauchwerk, Thee, billigen



Der Glockenmarkt.



Gesamtansicht von Nischnj-Nowgorod:

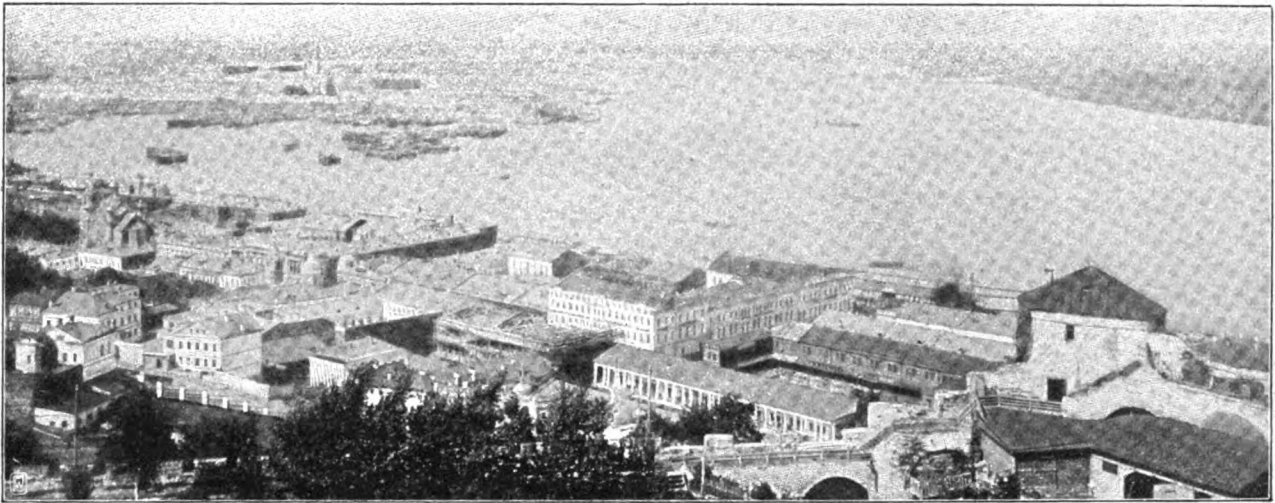
Manufakturzeugnissen in Blech und Holz und all dem vielen andern, das um der schlecht entwickelten Kredit- und Kommunikationsverhältnisse Rußlands willen in corpore und nicht etwa als Probe angeführt und zum Verkauf angeboten ist — aus dem Gewühl und Geschrei der Käufer, Verkäufer, Bettler, Mesbummler, Hausierer, und was da sonst an sonderbaren eifrigen Gestalten durcheinanderhaspelt, mit dem Gefühl der Ohnmacht, das man wirklich großen Eindrücken gegenüber hat, die sich nicht so ohne weiteres voraussetzungslos einschalten und verarbeiten lassen. Es ist nicht so sehr die Größe des Jahrmakts selbst, nicht die Hege und gewaltige Unruhe des Betriebes, auch nicht das ausgesprochen fremdländische, die das hervorrufen, vielmehr der Umstand, daß jeder und alles von dem vielen bisher nicht Gesehenen und Ungewohnten sich nicht als Schaustück in Ruhe, sondern in ernsthafter, zweckmäßiger Bethätigung mit der ganzen unverfälschten Unmittelbarkeit des Lebens präsentiert. Und zwar wird alles mit ungeheurer Greifbarkeit lebendig, ohne daß man sofort Beziehungen zum Gewohnten schaffen, ohne daß man auch nur beim

Beobachten recht zusammenfassen, sich Typen herausgreifen könnte: jedes Einzelne scheint typisch, jeder Einzelne scheint Typus und nimmt für sich Interesse und Beobachtung in Anspruch, weil gar nichts, abgesehen von den zugereisten Weltreisenden und Großkaufleuten, auch nur im geringsten an westeuropäische Messebilder erinnert. Es ist Asien, das man vor Augen hat, eins der größten russisch-asiatischen Kulturbilder, und man mag vor dem Riesen so mancherlei Respekt haben — sieht man ihn bei seinen häuslichen Verrichtungen, so große Allgemeinbedeutung sie auch haben mögen, wie etwa diese Messe, so erscheint das sich unmittelbar äußernde Leben, vom abgefehten Pelzhändler bis zum goldbehängten „Sibiriasen“ ziemlich fremd und unkulturell, wenn auch interessant, zumal es nicht kraftlos ist.

Es ist ja unleugbar etwas Großes an dieser Messe. Auf der Halbinsel Strjalka, an der die Wasser der Wolga und Oka zusammenfließen und die samt dem ganzen Messeplatz zur Zeit der Frühlingsüberschwemmung des „Wessenij rasliw“ regelmäßig weithin überschwemmt ist, baut sich alle Jahr in kurzer Zeit ein gewaltiger Markt mit fast 10 000 Eäden auf, zu dem eine Schar von fast einer halben Million Kaufleute zusammenströmt, um Waren zu verkaufen oder zu kaufen, die von ringsher auf Strecken von vielen tausend Kilometern mit von Menschen, den „Burlaki“, gezogenen Booten, mit Kamelen, zu Pferd und zu Wagen, bloß zu einem geringen Teil mit Eisenbahn oder Dampfboot zusammengeführt sind und die, obwohl meist Roh-



Das grosse Checlager.



Blick vom Kreml auf die Stadt.

material in Eisen, Fell, Baumwolle u. s. w., die Riesensumme von einer halben Milliarde Mark repräsentieren. Dabei ist zu bemerken, daß es kaum einen Gegenstand giebt, der nicht von Osten oder von Westen herangeführt würde und in Nishnij-Nowgorod seinen Abnehmer fände, angefangen von den an kleiner Schnur aufgereihten Pfifferlingen des Bäuerleins, der führe Stroh bis zu den sich zu hohen Bergen türmenden Theebällen, vom neuesten Pariser Modeartikel bis zu Millionen und Abermillionen roher Felle aus Sibirien; nichts ist zu fein, nichts zu gemein, hier geht's von Hand zu Hand und weiter in das Reich hinein. Nun spricht ja kaum etwas so deutlich vom Mangel russischer Innenmärkte und dem niedrigen Stand des russischen Handels, wie der Zufuhrwege als gerade dieses Zusammenströmen des Angebots an einem Punkt aus all den weiten Teilen des Riesenreichs, wobei die Waren mitgeführt werden, selbst auf die Gefahr hin, sie als unverkauft bis zur nächsten Messe deponieren oder zurücktransportieren zu müssen, aber gerade diesem Umstand hat man auch das Schauspiel eines solchen Riesenmarkts und den wunderbar zusammenfassenden Ueberblick über die Produktion des russischen Reichs zu danken. Und wenn diese Revue auch ein trauriges Licht auf den Stand der russischen Industrie wirft — man findet wohl kaum sonstwo in der Welt so schmächtig nachlässig gearbeitete Industrieerzeugnisse, die den verachtungsvollen Namen „Fabrikware“ verdienen, wie in Rußland — so sieht man in der Manufaktur, beson-

ders Holz und Messing, gute, wengleich mit unglaublichem Aufwand an Zeit und Menschenkraft gelieferte Arbeit, und das von Rußland hervorgebrachte Rohmaterial flößt geradezu ehrfurchtsvolle Scheu vor der Kraft und dem Reichtum des Landes ein. Freilich mildert sich die Verblüffung, wenn man die Dimensionen des Landes in Betracht zieht. Impofant wirken die Bilder der aufgestapelten Warenmassen jedenfalls im höchsten Grade. Unsere Bilder, die die Messe in den letzten Tagen vor der diesjährigen Eröffnung zeigen, demonstrieren die Anfuhr der Waren und können darum so recht ein Bild von den Massen des Angeführten geben. Die Perser, die ihre Kaufniederlage in der sogenannten „Karawanserei“ (wörtlich: Karawanenlager) haben, alles schwerreiche Großkaufleute, waren dort eingetroffen, wengleich ihre Waren, die schönsten Teppiche, Rosinen, getrocknete Pflirsche, die der russische Bauer „Schleptala“ nennt, Nüsse, Waffen und andere Erzeugnisse des Orients erst zum Teil ausgepackt waren. Es wird viel Tauschhandel getrieben, wobei die Perser, listiger als die Juden, ja selbst als die Griechen, die



Die Alexander Newski-Strasse für Eisenwaren.

Russen sehr über das Ohr hauen sollen. Als die Perfer photographiert wurden, erbat sich's ein russisches Bäuerlein, das mit Pilzen handelte, einer der Hauptnahrungen des Bauern im Norden während der Wintermonate, auch dabei sein zu dürfen, mit der Motivierung, er habe einen kranken Fuß, und die „Agrafia“ könne ihn vielleicht gesund machen. Der Glaube macht ja nun freilich nicht nur selig, sondern auch gesund. Vielleicht, daß ihm das Photographiertwerden geholfen hat. Der bäuerliche Hausierer ist eine typische Erscheinung; er bildet zugleich mit seinem



Strasse längs des sibirischen Landungsplatzes.



Eine Gruppe Perfer.

Kopfenhandel einen wunderbaren Kontrast zu dem Millionen umsetzenden Perfer. Beide versinnbildlichen so die Gegensätze von Nord und Süd, West und Ost in Rasse, Sitte und Kleidung, Energie und Schlafmützigkeit, Klugheit und Unvernunft, Frömmigkeit und Laster. Vor unsern Augen entfaltet sich ein buntes und bewegtes Lebensbild, das um so wüster wird, aber auch um so präziser die Eigenart

eines jeden Moments zur Schau bringt, als es sich in der Hitze des Kampfes um den Vorteil zeigt. So tobt es alle Jahre auf der sandigen Strjälka vom 28. Juli bis zum 23. September, am hitzigsten um die Mitte August, da bis zum 7. September alle Wechsel beglichen sein müssen, eins der interessantesten ethnologischen Schaustücke, zugleich wohl auch das großartigste und bunteste Bild aus dem Gebiet des Handels. Alle Frühjahr aber, wenn die Flüsse sich weiten und die großen Wasser kommen, wogt es am selben Platz auch oft in heftiger, schäumender Brandung. Die grünlichen Wasser der Oka kämpfen mit den gelblichen der Wolga — nicht um Vorteil und Gewinn, sondern den Kampf der großen Naturmassen, den zerstörenden; und dem Beschauer vom hohen Kreml, der auf den Hügeln Nishnij-Nowgorods gelegen, das Land weithin überrührt, wird schwül zu Sinn, denn er denkt der Tage in näherer oder fernerer Zukunft, an denen andere Naturmassen im Kampf liegen werden und auch niemand wissen wird, wem alle diese Kämpfe Nutzen oder Schaden, Glück oder Unglück bringen.

p. S. v. Kugelgen.



Stapelplatz für felle.



Baronin Max Speidel.

Maria Gräfin von Holnstein.

Gräfin Sophie Moy.

Gräfin Elif. Courten.

Gräfin Clemens Schönborn.

Aus der Münchner Hofgesellschaft.

Mit 22 photographischen Aufnahmen der Hofphotographen Baumann, Dittmar, Gebr. Kägel, Müller und des Hofateliers Elvira in München.

Man ist gewohnt, den Ruf, den München als Kunststätte heute in der gesamten Kulturwelt genießt, als einen kaum ein Jahrhundert alten anzusehen. Man datiert ihn von dem Zeitpunkt ab, da König Ludwig I. die unvergessenen Worte sprach: er wolle München zu einer Stadt machen, die jeder gesehen haben müsse, wenn er behaupten wolle, Deutschland zu kennen. Man vergißt, daß auch die Vorgänger der zur Zeit den Thron innehabenden Zweibrückener Linie des Hauses Wittelsbach warme Beschützer der Kunst waren. Gerade in München begegnet man auf Schritt und Tritt in dieser Hinsicht ihren Spuren. Die stattliche alte Residenz, die Kurfürst Maximilian I. erbaute, dicht daneben das im entzückendsten Rokostil ausgeschmückte Residenztheater, ein Werk

des Kurfürsten Max III. Josef, das alte Rathaus, zahlreiche schöne Kirchen, wie die der Theatiner- und der Sendlingerstraße, und vor allem der ehrwürdige Dom — all diese Bauwerke sind ebenso viele beredte Zeugen dafür, daß den Wittelsbacher Fürsten nicht erst im neunzehnten Jahrhundert die künstlerische Ausgestaltung ihrer Hauptstadt am Herzen lag.

Es ist eine von der Geschichte aller Länder bestätigte Erfahrung, daß die Künste am freisten unter dem Schutz der Herrscher gedeihen, die in Lebensweise und Hofhaltung zugleich die Pracht und den Prunk am meisten liebten. Wenn dies auch für die veränderten Verhältnisse unserer Zeit nicht mehr so unbedingt zutrifft, so genügt es, den Namen eines Ludwig XIV. von Frank-

reich, eines Cosmo di Medici, eines Papstes Leo X., eines Friedrich I. von Preußen zu nennen, um die Wahrheit des Sages für die Vergangenheit nachzuweisen.

Glänzender nun war, von Wien abgesehen, kein Hof in Deutschland, als der der bayrischen Kurfürsten im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Er bildete den geselligen Mittelpunkt des fränkischen und schwäbischen

reichsunmittelbaren Adels, wie der übrigen Herrengeschlechter des südlichen Deutschlands und zog auch zahlreiche Ausländer in seine Nähe. Die verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Dynastien Habsburg, Bourbon, Savoyen hatten ihr Teil daran, dem Münchner Hoflager einen Rang zu verleihen, mit dem der anderer deutscher Residenzen kaum wetteifern konnte. Und als nach dem Aussterben der eigentlichen Münchner Linie Bayern an den Kurfürsten Karl Theodor von der Pfalz gelangte, der allerdings nur ungern aus seinem reicheren

und üppigeren Stammland schied, ward München der Schauplatz prächtiger Feste, von denen die Chronisten uns manche interessante Schilderung überliefert haben. Unter Karl Theodor erhielt die Residenzstadt ihren schönsten Schmuck, den englischen Garten, noch heute täglich das Ziel aller, die sich in freier Luft und schön gepflegter Natur von den Anstrengungen und Aufreibungen des großstädtischen Lebens auf ein paar Stunden erholen wollen. Damals diente der Garten, den Sir Benjamin Thompson, Graf von Rumford, des Kurfürsten Günstling, angelegt hatte, zugleich als Scenerie für die Feierlichkeiten, die der Landesfürst bei wichtigen Anlässen veranstaltete. An solchen Tagen — zuletzt, als Karl Theodor, einundsiebzigjährig, die um zweiundsünfzig Jahre jüngere Erzherzogin Maria Leopoldine von Oesterreich-Modena als zweite Gemahlin heimführte — erstrahle der englische Garten im Licht von Tausenden

von bunten Lampen, und das Volk erfreute sich an Wettrennen zu Fuß, Lustfahrten auf dem See, dem Tanz der Musen im Tempel des Apollo und an dem materielleren Genuß der Weiß- und Rotwein hervorsprudelnden Fontänen. Damals schon ging der Deutschland bereisende Fremde „von Distinktion“ nicht mehr achtlos an München vorüber.

Die politische Umwälzung am Beginn

des 19. Jahrhunderts brachte eine große Anzahl ehemals souveräner oder halbsouveräner Häuser Süddeutschlands unter bayrische Herrschaft, so die Fürsten Hohenlohe, Fugger, Coewenstein, Turn und Taxis, Wettingen, die Grafen Pappenheim, Castell, Schönborn, Königsegg, Quadt, Waldbott-Bassenheim, Törring. Dem hohen Adel zugehörig und als solche den regierenden europäischen Häusern ebenbürtig und ihnen vielfach auch verwandtschaftlich nahestehend, bilden diese jetzt die oberste Klasse des inländischen Adels und tragen durch ihre Repräsentation nicht wenig dazu bei, den Glanz des königlichen Hofes zu erhöhen. Die meisten von ihnen besitzen in München eigene Palais, in die sie zum Winter einziehen, um am geselligen Leben der Hauptstadt teilzunehmen. Manche von ihnen sind dem Hof auch dadurch in nahe, von Generation zu Generation vererbende Beziehung gebracht, daß aus ihren Reihen die obersten Hofchargen, die sogenannten „Großbeamten der Krone“, gewählt werden. So pflegt das Amt des Kronobersthofmeisters den Fürsten zu Wettingen-Spielberg, das des Kronoberstkammerers einem Hohenlohe, des Kronoberstpostmeisters dem jeweiligen Chef des Hauses Taxis verliehen zu werden.

Von diesen Geschlechtern ganz abgesehen, verfügt Bayern überhaupt über einen außerordentlich zahlreichen Adel. Neben den schon erwähnten alten ritterschaftlichen Familien, die zum großen Teil ihren Landbesitz schon jahrhundertlang in Händen haben und



Baronin Annie Würtzburg.



Baronin Marietta Ritter-Grünstein.



Otto Graf zu Castell,
Kgl. bayrischer Flügeladjutant.



Graf Maximilian Moy,
bayr. Oberzeremonienmeister.



Graf Foresta,
Italienischer Gesandter in München.



Freiherr von Bodman,
Badischer Gesandter in München.



Freiherr von Priesen,
Sächsischer Gesandter in München.



Freiherr von Soden,
Württembergischer Gesandter in München.



Graf Monts,
Preussischer Gesandter in München.



Graf Tichy,
Oest.-Ungar. Gesandter in München.



von Giers mit Gemahlin,
Russischer Gesandter in München.



Graf d'Hubigny,
Französischer Gesandter in München.

auf Stammreihen zurücksehn, deren Ursprung sich bis in die Sagenzeit zurückverliert, besteht eine verhältnismäßig große Zahl von Familien ausländischer Herkunft — italienischer und französischer namentlich — deren Ahnväter einst aus welschen Landen an den glänzenden Münchner Hof gezogen kamen und dann auf deutschem Boden eine zweite Heimat fanden. Der Klang ihres Namens ist jetzt noch das einzige, was ihre fremde Abstammung verrät, sonst sind die Verri della Borgia, Poggi, Rambaldi, Spreti, die Seyffel, Basselet de la Rosée, Moy, Bray u. s. w. längst Bayern von echtem Schrot und Korn geworden.

Zur Zeit geht es in der Münchner Residenz stiller zu als sonst. Einmal ist der greise Regent kein Freund großer, rauschender Festlichkeiten. Soldatenberuf und Jagdpassion füllten sein Leben aus, ehe ihn das tragische Schicksal seiner königlichen Neffen zur Herrschaft berief. Seinen sechs Jahrzehnte lang geübten Gewohnheiten ist Prinz Luitpold auch als Landesverweser treu geblieben. Er ist noch heute ein Frühaufsteher und geht, mit seltenen Ausnahmen, zu einer Stunde zu Bett, zu der die Vergnügungen der großen Welt ihren Anfang erst zu nehmen pflegen. Dann aber gebietet dem Prinzen die Thatsache, daß er nicht selbst König, nur des Königs Stellvertreter ist, an und für sich in Hinsicht der Repräsentation eine gewisse Beschränkung. Darum sind große feste am Münchner Hof etwas verhältnismäßig Seltenes: eine Neujahrscur, ein Hofball, einige Galadiners — damit ist das regelmäßige Programm des Winters so ziemlich erschöpft. Aber so oft es die Gelegenheit erheischt, beim Empfang fremder Gesandten, bei Familienereignissen im königlichen Haus, bei Besuchen fremder Fürstlichkeiten, entfaltet der Hof eine Pracht, die keinen Vergleich zu scheuen braucht. Da werden die kostbaren Prunkwagen des Marstalls, meist Anschaffungen König Ludwigs II., aus den Remisen gezogen, wo sie im Sommer die Fremden als Sehenswürdigkeiten bestaunen, die Leibgarde der Hartschiere in ihren weißen Mänteln und schweren goldenen Helmen tritt in Funktion, und alles vollzieht sich streng nach den Regeln des Hofzeremoniells, das viele Ähnlichkeit mit jenem Wiens bietet und, wie dieses, auf das Spanische zurückzuführen ist. Manche solcher Feste, so z. B. das alljährlich wiederkehrende des Georgsritterordens, bieten durch den dabei entfaltenen Prunk und den Geschmack der



Fürstin Wanda Löwenstein.

Kostüme dem Auge einen höchst anziehenden malerischen Genuß.

Die Anordnung bei diesen Anlässen liegt in erster Linie in den Händen des Obersthofmeisters Grafen Gustav zu Castell-Castell und des Oberzeremonienmeisters Grafen Maximilian von Moy (Porträt S. 1788). Jener entstammt einem der ältesten fränkischen Dynastengeschlechter und ist der Vater der Gräfin Ludmilla Castell, der Oheim des jüngsten Flügeladjutanten des Regenten, des Rittmeisters Grafen Otto Castell (Porträt S. 1788). Dieser — ein Bruder des hochherzigen Spenders der von den Abgeordneten verweigerten 100000 Mark — leitet seine Herkunft von einer adligen, eingewanderten familie der Picardie her.

Die Gemahlin des Grafen Ernst Moy, Gräfin Sophie (Porträt S. 1787), ist väterlicherseits dem Stamm der Grafen von Arco entsprossen. Der Chef des Hauses Arco, Graf Karl Arco-Valley, ist der Vater der Baronin Max Speidel (Porträt S. 1787), deren Gemahl als Oberstleutnant das erste schwere Reiterregiment — die alte bayrische Gardedukorps — kommandiert. Die Fürstin Wanda Löwenstein (Portr. obenst.) und die Gräfin Klemens Schönborn (Portr. S. 1787), von Geburt Preussinnen — erstere eine Tochter des Fürsten Putbus, letztere eine Freiin von Welczeck — gehören zwei der obenerwähnten Familien des hohen, den Regierenden ebenbürtigen Adels an, deren Geschichte mit jener Bayerns seit Jahrhunderten eng verknüpft ist. Die Grafen Schönborn haben dem alten Deutschen Reich eine Reihe mächtiger Kirchenfürsten gegeben, und die Fürsten Löwenstein sind selbst ein Zweig des Hauses Wittelsbach, als Nachkommen des Kurfürsten Friedrichs I. von der Pfalz und seiner morganatischen Gemahlin Klara Dettin. Wittelsbachisches Blut fließt auch — von zwei Seiten — in den Adern der Grafen von Holstein. Das derzeitige Haupt dieses Hauses, Graf Ludwig, ein Sohn des um den Anschluß Bayerns an das Deutsche Reich höchverdienten Oberstallmeisters Königs Ludwig II., ist der Gemahl einer der interessantesten Erscheinungen des Münchner Hofes, der Gräfin Maria Holstein, geborenen von Apuchkin, einer Russin von Geburt (Portr. S. 1787). An diesen Kranz schöner Frauen schließt sich eine Schar anmutiger Mädchen gestalten, von denen der Leser hier mehrere im Bild wieder gegeben sieht. Die Baronessen Annie Würzburg und Marietta Ritter-Grünstein (Portr. S. 1788) sind zwei lieb-

Gustav Graf zu Castell,
Bayrischer Obersthofmeister.



Gräfin Pocci.

liche Sprossen alter Rittergeschlechter aus Franken und vom Rhein, deren Vergangenheit sich fast um eintausend Jahre zurückverfolgen läßt, die Gräfinnen Maria Pocci und Elisabeth Courten (Porträt



Fräulein Gitta von Kühlmann.

S 1787) dagegen welschen Ursprungs. Die Grafen Pocci — der bekannte Dichter und Kunstkennner war der Großvater der Gräfin Maria — waren ehemals italienische Patrizier; die Wiege der Grafen Courten, deren Chef der Vater der anmutigen Gräfin Elisabeth, ein geachteter Kunstmaler ist, stand im Wallis. Viel bewundert wird auch die graziose Erscheinung des Fräulein von Kühlmann, die durch ihre Mutter eine Enkelin des Dichters Oskar von Redwitz ist (Porträt nebenst.).


Das diplomatische Korps in München (Porträt S. 1789) ist, nach dem in Berlin, das zahlreichste der an den deutschen Höfen akkreditierten. Während der Ver-

treter Preußens, Graf Anton Monts, Junggeselle geblieben ist, vereinigt der Salon des österreichisch-ungarischen Gesandten, Grafen Sichi, und seiner Gemahlin in dem stattlichen Prinzen-Karlpa-lais oft die



Gräfin Ludmilla zu Castell-Castell.

Münchner Aristokratie des Geistes und der Geburt in geselligen Zusammenkünften. Der Vertreter des Königreichs Italien, Graf Foresta, blickt auf eine verhältnismäßig lange Laufbahn zurück, die ihn auf die wichtigsten außerdeutschen diplomatischen Posten, nach Konstantinopel, Athen, Washington, St. Petersburg und Madrid geführt hat, während sein französischer Kollege, der Gesandte Graf d'Zubigny, nicht nur den Berliner Gesellschaftskreisen aus seiner Thätigkeit an der Berliner Botschaft, der er zweimal, als Sekretär und als Rat, angehörte, noch in gutem Andenken steht, sondern auch durch seine Abstammung mütterlicherseits von den west-



Verwandlung.

Nach S. E. Coler dge.
Von Hugo von Hofmannsthal.

Dichter:
Auf einmal war ein liebliches Gebild,
Auf einmal war's an meines Bettes Rand,
Sah neben mir und stützte seine Hand
Auf meine Kissen und sah still mich an,
Daß süßer Schauer mir das Mark durchbrann,
Und ich begriff: dies ist mein wahres Ich,
Das lautlos sich zu mir herüberschlich
Und nun mit tiefen Blicken mich ernährt.
Doch ach! ich hatte mich ja nicht geregt,
Und schon! so schnell! wie es sich von
mir kehrt,
Wie es auf einmal fremde Züge trägt
Versteinernd unter meinem müden Blick!
Und nun — sein Antlitz kam ihm nicht
zurück —
Und dennoch: Fremde auf ein Fremdes
starrend,
Fühlt ich im Innern einen Wahn beharrend,
Ein Wissen, das vom tiefsten Platz nicht wich:
Dies ist nicht Fremdes, sondern dies bin ich!

Freund:
Soll von der Wirklichkeit dies Rätsel
handeln?
Soll's etwas geben oder nur bethören?
In welchem Zeitraum, laß uns mindest hören,
Sich zutrug dies entsetzliche Verwandeln?

Dichter:
Bann es in eines Augenblickes Räume,
So ist's ein bröckelnd Nichts vom Land
der Träume.
Nimm, Jahre haben dunkel dir gewirkt,
Du siehst, was jedes Leben in sich birgt.



fälischen Grafen Sayn-Wittgenstein im deutschen Hochadel viele Verwandte zählt.

Charakteristisch für das gesamte Münchner Gesellschaftsleben, die Hofgesellschaft einbegriffen, ist, daß kein Stand sich ängstlich und engherzig von dem andern abschließt. Man kann diese Thatsache sicherlich zum Teil auf Rechnung der Bestrebungen des Herrscherhauses

setzen, der nicht nach Klassenunterschieden fragenden Kunst eine Heimstätte unter seinem Schutz zu bereiten. Es gereicht dem bayrischen, die hier kurz skizzierte Hofgesellschaft bildenden Adel nur zur Ehre, daß er sich erst kürzlich wieder in dieser Hinsicht als die festeste Stütze des Throns erwiesen hat.

Dr. A. von Wille-München.

Bilder aus aller Welt.

Die Generalversammlung deutscher Eisenbahnverwaltungen hat in diesen Tagen in Freiburg i. B. stattgefunden. Sie war von allen Seiten gut besucht und die vielfachen Verhandlungen sollen befriedigende Ergebnisse erzielt haben. Wenn man bedenkt, wie ungeheuer groß und verzweigt unser Eisenbahnnetz heute ist, wird man die Schwierigkeiten der zu erörternden Verwaltungsfragen einigermaßen ermessen können. Neben den eingehenden und oft langwierigen Diskussionen und Verhandlungen kommt das Erholungsbedürfnis bei diesen Versammlungen auch auf seine Rechnung. Wenn die Verkehrsfragen geregelt sind, winkt allen Teilnehmern ein großes Festmahl, und folgen fröhliche Ausflüge. Diesmal gings von Freiburg aus nach Badenweiler, wo das Gruppenbild, das wir unsern Lesern zeigen, aufgenommen wurde.

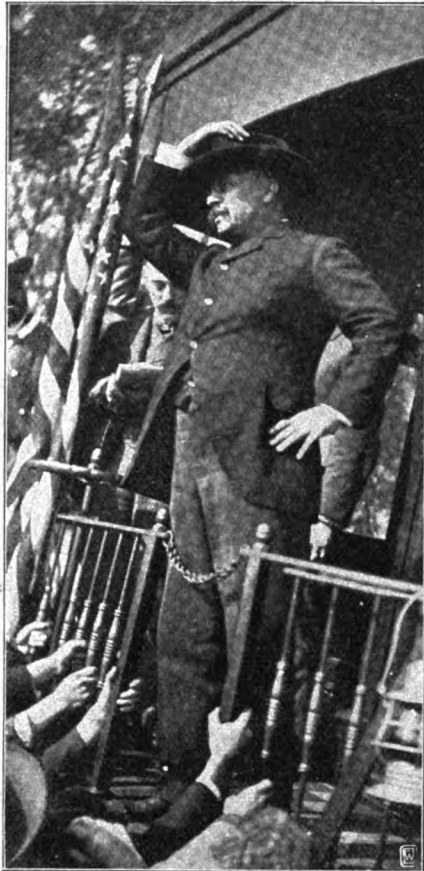
In Straßburg feierte der Statthalter der Reichslande, Fürst zu Hohenlohe-Kangenburg, seinen 70. Geburtstag. Der Statthalter hat es in der Zeit seiner stillen und milden Wirksamkeit verstanden, auch manche grossenden und abseitsstehenden Elemente unter der reichsländischen Bevölkerung zu Freunden zu machen. Er hat die Freude gehabt, unter seiner Regierung und als ihre Folge das lästige Ausnahmegesetz fallen zu sehen. Im Kreise seiner Familie feierte er seinen Geburtstag, mit Wohlgefallen und Stolz darf er auf die energische und zielbewusste Thätigkeit blicken, die sein Sohn als Regent des Herzogtums Sachsen-Koburg und Gotha entfaltet.

Ebenfalls in „der wunderschönen Stadt“ wurden in den letzten Tagen zwei der ältesten und merkwürdigsten Häuser, die beiden Kapitelhöfe des Thomasstifts zum „Römer“ und



1. Geheimrat Kranold, Vorsitzender. 2. Staatsrat Effenlobr. 3. Baurat Näher-Karlsruhe. 4. Generalsekretär Schubert. 5. Regierungsrat Becker-Ludwigs-hafen. 6. Sektionschef Erner-Wien. 7. Geheimrat Stug-Darmstadt. 8. Dr. Schwoerer-Badenweiler. 9. Finanzrat Knapp-Stuttgart. 10. Mirandolle-Amsterdam. 11. Baurat Sioder-Stuttgart. 12. Regierungsrat Engler-Königsberg. 13. Baurat Karras-Dresden. 14. Regierungsbaumeister Kufner. 15. Dr. Stradell-Teplitz. 16. Eisenbahndirektor Ley-Nürnberg. 17. Generaldirektor v. Ebermayer (Bayern).

Von der Generalversammlung des Vereins deutscher Eisenbahnverwaltungen zu Freiburg i. B.: Ausflug nach Badenweiler. Gruppenaufnahme vor dem Römerbad in Badenweiler von Albert Graf.



Ladies and Gentlemen!



Was die knifflige Trustfrage betrifft...



Das Festhalten an der Monroedoktrin...



Wenn ich in die Zukunft Americas blicke...



Wer zuletzt lacht, lacht am besten...



In diesem Sinne: Good bye!

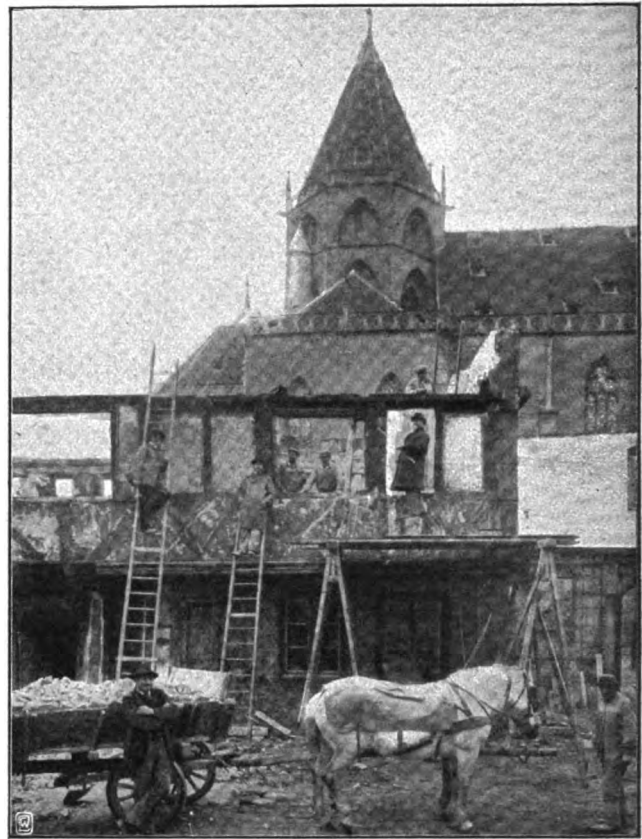
Roosevelt auf der Redereise: Eine typische Wahlrede in Aphorismen.



Von links nach rechts. Obere Reihe: Regierungsrat Bischof, Graf Holnstein, Fürst Hohenlohe-Bartenstein. Zweite Reihe: Erbprinzessin Leiningen, Erbprinz Leiningen, Erbprinz Reuß j. L. Dritte Reihe: Fürstin Hohenlohe-Bartenstein, Fürstin Hohenlohe-Langenburg, Fürst Hohenlohe-Langenburg. Unten: Erbprinz Hohenlohe-Langenburg, Regent von Sachsen-Koburg-Gotha.

Gruppenaufnahme von der Feier des 70. Geburtstages des Fürsten Hohenlohe-Langenburg, Statthalters von Elsass-Lothringen.

zum „Hahnekrot“ abgebrochen, um Platz für ein großes, neues Sparkassengebäude zu machen. Die beiden alten Bauten haben eine reiche Geschichte und viele interessante Tage hinter sich, in ihnen wohnten der berühmte Chronist Jakob Zwinger von Königshofen, Magister Johannes Sturm und Johann Daniel Schöpflin, Männer, die mit der großen Vergangenheit Straßburgs in enger Verbindung stehen. Der Abbruch der Gebäude ist wegen der vollauf gelungenen Konservierung der schönen Wandmalereien interessant. Die Kapitelhäuser des 15. und

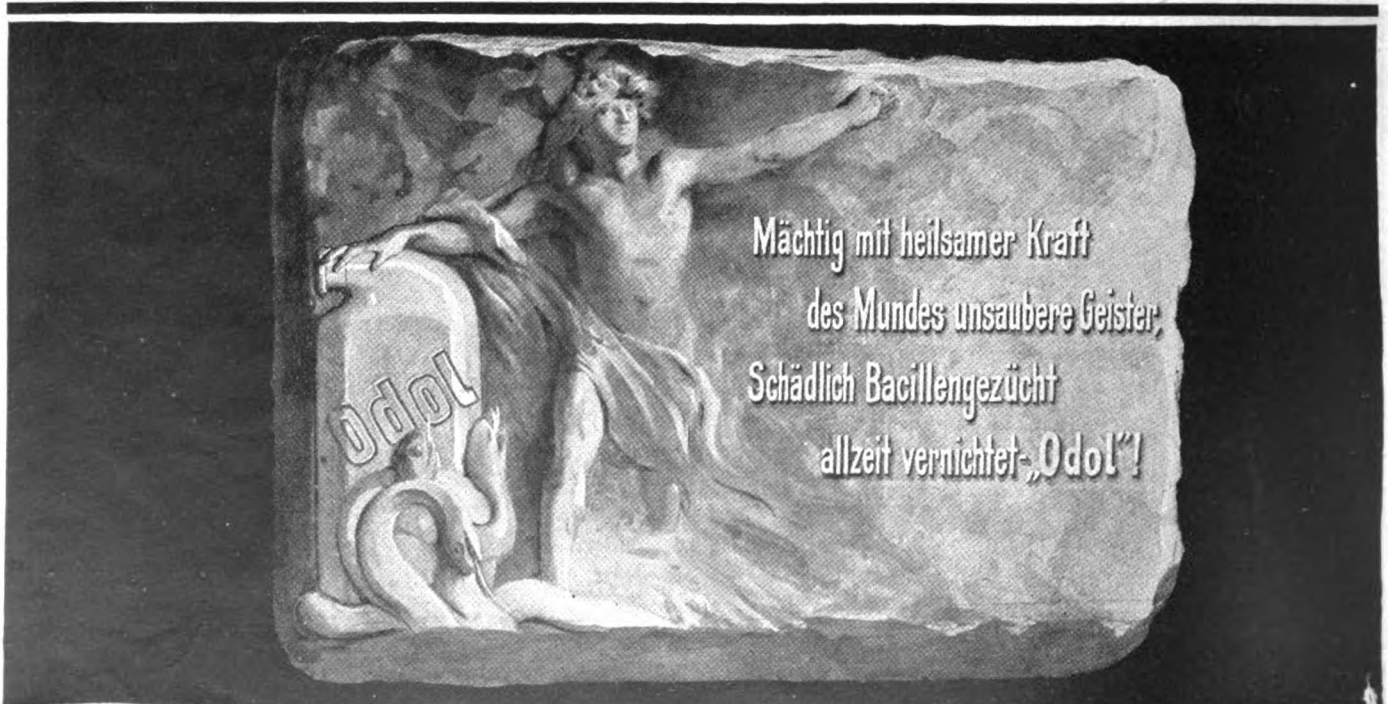


W. Scheuermann, Maler Bollacher, Maler H. Ebel-fegersheim.

Vom Abbruch des „Römers“ am St. Thomasplatz in Strassburg i. G.: Die Freilegung der Wandmalereien vom Ende des 15. Jahrhunderts.

16. Jahrhunderts waren so verschwenderisch mit Dekorationsmalereien geschmückt, daß ein berühmter Prediger gegen solchen Luxus tüchtig vorging: „Die Häuser der Kleriker sind ausgestrichen lustig als ein paradyss!“ Unter Leitung des früheren Museumsassistenten W. Scheuermann wurden die bemalten Fächer aus dem Mauerwerk vorsichtig gelöst und in das städtische Museum übergeführt. Die Erhaltung ist vollständig geglückt, so daß die vorher im Auftrage der Stadt gemalten Kopien der Maler Henri Ebel-fegersheim und Alfred Bollacher-Straßburg glücklicherweise überflüssig geworden sind.

Schluss des redaktionellen Teils.



zu suchen ist; diese Stelle kennen zu lernen, ist daher mehr von sportlichem, als von wissenschaftlichem Interesse. Immerhin hat jenes lockende Ziel die Polarforschung des letzten Jahrzehnts beflügelt, ihr seit Nansens Ausfahrt den charakteristischen Stempel aufgedrückt, und was dabei, sozusagen nebenher, für Erdkunde, Meteorologie und Magnetismus gewonnen worden ist, erscheint so gewichtig, daß die gewaltige Kraftanstrengung eines Nansen, eines Wellman, eines Herzogs der Abruzzen, eines Peary und Sverdrup der höchsten Bewunderung und Werthschätzung würdig bleibt.

Beinah gleichzeitig haben die letzten in dieser Kämpferreihe, Peary und Sverdrup, den heimatischen Boden wieder betreten, und als der Telegraph Kunde davon gab, horchte die ganze Welt erwartungsvoll auf. Peary, so mag zunächst betont werden, war nicht verschollen, ist also auch nicht „aufgefunden“ worden; dagegen behob das endliche Wiederauftauchen des seit drei Jahren vermißten Sverdrup die ernstesten Besorgnisse.

Der amerikanische Ingenieur und Marineleutnant Robert E. Peary machte bereits 1886 mit dem Inlandeis Grönlands Bekanntschaft und war sodann 1891—92 und 1893—95 auf der Smithsundroute thätig, vornehmlich in der Absicht, die nördliche Ausdehnung Grönlands festzustellen. Zeitweise begleitete ihn hierbei seine mutige Gattin, Frau Josephine Diebitzsch-Peary, die ihm im hohen Norden, im Winterquartier an der Inglefeldbai ($177^{\circ} 40'$ n. Br.), im September 1893 ein Töchterchen gebar. Die Ergebnisse dieser Forschungen bestanden unter anderm in einer eingehenden Aufnahme der Inglefeldbai, in der Erkenntnis, daß Grönland über Kap Washington hinaus nicht mehr weit nach Norden reichen könne, und in der Entschleierung der Nordostküste Grönlands (Independencebai). Ferner machte Peary genauere Bekanntschaft mit dem interessanten kleinen Eskimostamm, der an der westgrönländischen Küste bei Etah lebt, den nördlichst wohnenden Menschen. Diese Reisen, sowie die Fahrten von 1896 und 1897 in der Melvillebai, die der Bergung eines großen Meteoriten galten, beschrieb Peary in dem 1898 erschienenen zweibändigen Werk „Northward over the Great Ice“, nachdem seine Gattin bereits 1893 in ihrem Buch „My Arctic Journal“ die Wanderung zur Independencebai geschildert hatte.

1898 brach Peary zu seiner letzten großen Reise auf, die der Erforschung des äußersten Nordens von Grönland und der Bezwingung des Pols galt. Die Mittel dazu gewährte eine Vereinigung von Freunden der Polarforschung, der „Peary Arctic Club“ in Newyork, und Pearys Plan ging dahin, auf der Smithsundroute Lebensmitteldepots immer weiter nach Norden vorzuschieben und dann mit Hundeschlitten und Eskimos den entscheidenden Vorstoß zum Pol zu wagen; ferner wollte der Klub alljährlich im Sommer ein Schiff in den Smithsund senden, um die Verbindung der Expedition mit der Außenwelt aufrechtzuerhalten. Peary verließ, nur von einem schwarzen Diener begleitet, am 2. Juli 1898 an Bord der „Windward“ Newyork und überwinterte auf 1899 mit dem Schiff in der Allmanbai ($79^{\circ} 30'$ n. Br., an der Ostküste von Grinnellland). Während dieses ersten Winters erforschte er den Hayesund, der bis dahin für eine Meeresstraße gehalten wurde, sich nun aber als eine weitverzeigte Bucht erwies, worauf er den nächsten Winter (1899—1900) in Etah und auf Kap Sabine zubrachte. Schon im März 1900 ging Peary nach Norden und trat im April von Fort Conger aus seine erfolgreiche Schlittenreise die Nordküste Grönlands entlang an. Wenig östlich von Kap Washington erreichte er unter $83^{\circ} 39'$ n. Br. die Nordspitze dieses Polarlandes, worauf er über das teilweise offene und schwer gangbare Eis polwärts bis $83^{\circ} 50'$ vorstieß; dann verfolgte er die Küste

nach Osten und Südosten, bis er die Independencebai in Sicht bekam, und kehrte auf dem gleichen Weg nach Fort Conger zurück. Peary hatte damit seine Aufgaben in Grönland erledigt. In Fort Conger an der Lady Franklinbai ($81^{\circ} 44'$ n. Br.) überwinterte Peary auf 1901, er durchreiste das Innere von Grinnell und Grantland und ging im April 1901 an der Ostküste von Grantland von neuem polwärts vor. Menschen und Tiere befanden sich jedoch in so schlechter Verfassung, daß Peary nicht einmal bis Kap Hecla kam und nach zehn Tagen umkehren mußte; er zog sich darauf nach Süden zurück und traf bei Kap Sabine die ihm 1900 nachgesandte „Windward“, die ihm Gattin und Tochter nachgeführt hatte. Da die „Windward“ im Herbst 1900 nicht zurückgekommen war, sondern draußen überwintert hatte, so war man bis zum Herbst 1901 in Sorge um Pearys Schicksal.

Noch ein weiteres Jahr harnte nun Peary auf seinem Forschungsfeld aus, nachdem er Frau und Tochter in die Heimat gesandt hatte. Sein Winterquartier war diesmal der Payerhafen bei Kap Herschel. Wie fest man in Amerika im vergangenen Herbst davon überzeugt war, daß Peary doch schließlich sein großes Ziel erreichen würde, geht aus einer Aeußerung des Sekretärs des „Peary Arctic Club“ hervor, der da versicherte, Peary „returns 1902 with Pole“. Demgegenüber hat der Verfasser vor solchen hochgespannten Erwartungen gewarnt („Globus“ Bd. 81, S. 25), unter Hinweis darauf, daß das Eis der eisfreien Lincolnsee wohl nur sehr selten dem Schlitten eine Heerstraße zum Pol eröffnet. In der That ist Peary im April 1902 nordwestlich von Kap Hecla trotz übermenschlicher Anstrengungen nur bis $84^{\circ} 17'$ n. Br. gelangt; die Eisdecke war zu uneben und nicht geschlossen. Daß Pearys Werk trotzdem bewundernswert ist, haben wir bereits eingangs betont.

Als Peary auf 1899 in der Allmanbai überwinterte, lag etwas weiter südlich, bei dem Inselchen Cocket Hat ($70^{\circ} 50'$ n. Br.), die „Fram“ Sverdrups im Eis fest. Der ebenso kühne wie erfahrene norwegische Kapitän, der Gefährte Nansens auf dem grönländischen Inlandeis und nautische Leiter der großen Nansenschen Expedition von 1893—1896, war am 27. Juni 1898 mit nicht sicher bekannten Zielen von Christiania nach dem Smithsund abgesehelt. Man hat vielfach gemeint, Sverdrup habe Grönland im Norden umfahren und seine Ausdehnung ermitteln, also mit Peary in Konkurrenz treten wollen; es scheint indeß, daß er nur schlechtweg irgendeine bedeutende Aufgabe zu lösen beabsichtigt und die Entscheidung darüber von den Verhältnissen abhängig gemacht hat. Als Sverdrup im Sommer 1899 frei kam, segelte er nach Etah, um Hunde an Bord zu nehmen, und war dann ein Stück südlicher am 18. August 1899 zum letztenmal gesehen worden. Seitdem fehlte es an jeder Nachricht, und die Besorgnis um Sverdrup wuchs um so mehr, als man nicht wußte, wohin man eine Hilfeexpedition dirigieren sollte. Die Eisverhältnisse der Smithsundroute waren im Sommer 1899 für ein Schiff sehr ungünstig, aber es blieb doch die Möglichkeit bestehen, daß Sverdrup trotzdem durch den Kobesonkanal die Lincolnsee gewonnen hatte und an der grönländischen Ostküste festsaß oder polwärts hinausgetrieben war. Eine andere Meinung ging dahin, Sverdrup habe sich nach Süden gewandt und sei im Jonesund nach Westen gesteuert, um entweder nach der Beringstraße durchzubrechen oder im Westen von Ellesmereland nach Norden vorzugehen. Diese Annahme hat sich bekanntlich als zutreffend erwiesen; Sverdrup hat in der That den Jonesund aufgesucht. Allein er ist dort nicht weit gekommen, sondern bei North Devon, etwa unter 89° w. L. und $76^{\circ} 45'$ n. Br. festgehalten worden. (Auf der Kartenskizze sind die drei letzten Winterquartiere Sverdrups auf Grund der ersten,



Simmons (Botaniker).



Nöbdtvedt.



Sverdrup.



Henriksen.



Olsen.

naturgemäß nur dürftige Nachrichten eingetragen. Aus neueren Meldungen scheint nun hervorzugehen, daß Sverdrup auf 1900 an der Südostküste des Ellesmerlandes, am Eingang zum Jonesfund, überwintert hat, und daß die Winterquartiere von 1900—1901 etwas westlicher, in der Nähe des 89. Längengrades, liegen. Außerdem hat Sverdrup, nachdem er den Jonesfund passiert hatte, den Kanal (Cardiganstraße) durchfahren, der North Devon von der kleineren, nördlich davon liegenden Insel (North Kent) trennt). Trotzdem darf man sich von der Expedition die interessantesten Aufschlüsse versprechen. Seit der Franklinzeit, also seit länger als 50 Jahren, hat die Forschung in diesem Teil der Polarwelt vollständig geruht, und über die Striche nördlich von North Devon und Bathurst und westlich von Ellesmerland jenseits von Kap Eden wissen wir so gut wie nichts; Sverdrup aber hat die Zeit seiner Gefangenschaft fleißig genutzt und durch Schlittenreisen über jene terra incognita Licht verbreitet.



Bay (Zoolog).



Fosheim.



Schei (Geolog).

Die Nordpolarexpeditionen, die seit Jahren das allgemeine Interesse für sich in Anspruch nahmen, sind somit herein, und es drängt sich die Frage nach der Zukunft der Polarforschung auf. Allem Anschein nach stehen wir wieder vor einem Wendepunkt. Das „Kennen um den Nordpol“ wird wohl vorläufig ins Stocken geraten, nachdem die letzten Versuche alle fehlgeschlagen sind, und damit werden überhaupt die auf das Extensive gerichtete Bestrebungen in der Nordpolarforschung eine Einschränkung erfahren. Ohnehin ist inzwischen ein neues großes Ziel für den menschlichen Forschungsdrang aufgerichtet worden, die Antarktis, und schon bemühen sich die Nationen, darunter auch die deutsche, um die Entschleierung jener lange vernachlässigten äußersten Enden der Erde. Sollte aber die Südpolarforschung eine Zeitlang die Nordpolarforschung ablösen und die Kräfte anziehen, die im Kampf um den Nordpol Erfahrung gesammelt haben, so wäre das nur mit Freuden zu begrüßen.



Nachsen (Kavallerie-Leutnant).



Hassel.

Sverdrups Begleitung setzte sich aus 15 Personen zusammen, deren Porträts wir hier bringen. Sechs Begleiter waren wissenschaftlich ausgebildet; Geologie, Botanik, Zoologie, Astronomie und Physik waren durch Fachmänner vertreten. Ein Offizier übernahm die kartographischen Arbeiten, während der Schiffsarzt, der leider bald nach Beginn der Reise starb, die meteorologischen Beobachtungen vornahm. Anstelle des verstorbenen Arztes unterzog sich Sverdrup selbst der Aufgabe, in den leider zahlreichen Krankheitsfällen Hilfe zu leisten.



Singer (Bromberg).

Stoltz.



Lindström.



Svendsen (Arzt) †



Baumann (St. J. S., Secondchef d. Expedition).



Braskerud †



Raanes.

Umschau.

Die Unhaltbarkeit der herrschenden vereinsgesetzlichen Zustände in Preußen erhellt so recht aus einem der Komik nicht entbehrenden Zwischenfall, der sich bei der Versammlung der Gesellschaft für soziale Reform in Köln ereignete. Dort sollte Fräulein Helene Simon aus Berlin einen Vortrag über die Herabsetzung der Arbeitszeit für Frauen und die Erhöhung des Schutzes für jugendliche Arbeiter in den Fabriken halten, sie wurde indessen daran durch ein polizeiliches Verbot gehindert, da es gesetzlich unzulässig sei, daß Frauen in politischen Versammlungen reden. Ihre Arbeit ging indessen nicht verloren, denn ihr Vortrag wurde von dem Schriftführer der Gesellschaft, Professor Franke, verlesen, während sie selbst in dem „Segment“ als Zuhörerin saß, das nach den Bestimmungen des Ministers von Hammerstein für Frauen in politischen Vereinsversammlungen reserviert werden darf. Der Vorsitzende, Freiherr von Berlepsch, kennzeichnete in humorvoll-satirischer Weise den zwischen dem geltenden Gesetz und den Erfordernissen der Gegenwart klaffenden Widerspruch. Er sprach Fräulein Simon den Dank der Gesellschaft aus, bemerkte aber zugleich, sie dürfe auch nicht durch die geringste Bewegung zu erkennen geben, daß seine Worte an sie gerichtet seien. Kann es einen größeren Widersinn geben? Eine Dame ist in der Lage, einen Vortrag auszuarbeiten, der der Verlesung vor einer aus den gebildetsten Kreisen zusammengesetzten Gesellschaft wert erachtet wird, aber wenn sie auch nur den Dank für ihre wissenschaftliche Mühewaltung entgegennimmt, macht sie sich strafbar und giebt womöglich Veranlassung zur Auflösung der Versammlung. Der Kölner Vorgang ist wohl geeignet, einer Revision des Gesetzes die Wege zu ebnen. Nachdem hier ein Minister a. D. seinen Spott darüber ausgegossen hat, wird vielleicht auch ein aktives Mitglied der Regierung über kurz oder lang seinen Spuren folgen. Der Frau kann ihr Platz in der Öffentlichkeit auf die Dauer doch nicht verweigert werden. Dieser Ueberzeugung verschließt sich ja auch der gegenwärtige Minister des Innern in Preußen nicht. Er hat den Spott des Vereins- und Versammlungsrechts bereits verkürzt, vielleicht schneidet er ihn noch ganz ab.

In Frankreich haben sich in den letzten Wochen mehrfach Mitglieder des Kabinetts etwas merkwürdige rednerische Seitenfränge gestattet, denen schließlich der Ministerpräsident Combes entgegentreten mußte. Man erinnert sich noch, daß der Kriegsminister André sich in Velfort in einigen chauvinistischen Wendungen gefiel, in denen die Revanche eine gewisse Rolle spielte. Seine Lorbeerer haben den Marineminister Pelletan nicht schlafen lassen, aber weniger geschickt als jener, überbot er ihn noch und erging sich in Aeußerungen, die jede Spur staatsmännischen Sinns vermissen ließen. Er hielt in Korsika eine Reihe von Reden, die als Herausforderung Englands, Deutschlands und ganz besonders Italiens hätten gelten müssen, wenn man sie überhaupt ernst genommen hätte. Das ist nun nicht geschehen, sondern man hat sich allgemein über die Rhetorik des Herrn Pelletan lustig gemacht, der offenbar bei seinen verschiedenen Ergüssen des süßen Weins allzu voll gewesen ist. Nichtsdestoweniger hat Herr Combes die erste Gelegenheit wahrgenommen, um den redelustigen Ministern ihren Standpunkt klar zu machen. Er war es dem Ansehen der Regierung und dem Leiter der auswärtigen Politik Frankreichs, Herrn Delcassé, schuldig, dessen Sirtel durch eine Wiederholung der beliebten oratorischen Leistungen doch empfindlich hätten gestört werden können. Herr Combes hat Herrn Pelletan, indem er sich scheinbar gegen eine mißbräuchliche Ausnutzung seiner Aeußerungen wandte, ganz gehörig die Wahrheit gesagt, er hat ihm klipp und klar vorgeworfen, daß er über Dinge geredet hat, die ihn nichts angehen. Waren die Worte des Ministerpräsidenten auch zunächst an Herrn Pelletan gerichtet, so muß sich zweifellos auch Herr André dadurch getroffen fühlen, und es ist charakteristisch für die beiden Männer, daß

man in Frankreich annimmt, nicht der Marineminister, sondern der Kriegsminister werde aus den Vorwürfen des Kabinettschefs die gebotenen Konsequenzen ziehn. Doch hat das Ausland hieran weniger Interesse, als an den weiteren Ausführungen des Herrn Combes, der mit den Worten schloß, daß für Frankreich die Erhaltung des Friedens das erste Bedürfnis und der glühendste Wunsch sei.



Mehr Lärm, als Inhalt; das ist für die Aufnahme der jüngsten Berliner Novitäten charakteristisch. Ginge es nach lauten und überlauten Beifallsäußerungen, wir hätten glänzende Siege hinter uns; käme es auf den Widerspruch der leicht Entrüsteten an, so wären dreiste Zumutungen an uns gestellt worden. In Wirklichkeit war die Erregung für und wider wohl überhitzt.

Fast leidenschaftlich, demonstrativ nahm man für das „bürgerliche“ Drama „Heerohme“ von Josef Kauff Partei. Das Stück ist aus einer warmblütigen Erzählung des Verfassers hervorgegangen und hat auf dem Weg zur Bühne die frischen und stilleren Reize der landschaftlichen Schilderung verloren. Was übrigblieb, ist theatralisches Pathos, das allerdings sehr wirksam gesteigert ist. Dazu kommt, daß es ein Massengefühl leicht aufregt. Ein großer geschichtlicher Hintergrund, der Krieg von siebzig; die Wirkungen der Zeit auf einen Jüngling, der zum katholischen Priester geweiht werden soll und dessen Sinne und Seele einen andern Flug nehmen; das treibt zum Konflikt und zum gewaltsamen Ende. Der Heerohme, der junge Seminarist, der in Gewissensnöten in sein niederrheinisches Heimatstädtchen geeilt war, hat sich in heimlich-heißer Liebestunde mit einem Mädchen vergangen und wird vom Vater dieses Mädchens erschlagen. Dies Liebesmotiv erhöht wohl die äußere Spannung, drückt aber die eigentliche Gewissenstragödie nieder. Das Publikum, wie die Schauspieler des Lessingtheaters, in erster Reihe Adolf Klein, E. v. Winterstein (der Heerohme) und Patry ließen sich von der rednerischen Kraft des Schauspiels tragen; dazu kam die Ueberraschung, Josef Kauff auf andern Wegen als den der dramatisierten Hofgeschichte zu sehen, und so wurde der starke äußere Erfolg erreicht.

Im Deutschen Theater gab umgekehrt ein Bauernschwank, ein breitgemächlicher Akt, „Der Schatzgräber“ von Carlot Reulings, einer Anzahl von Zuschauern Anlaß zu heftigem Widerspruch. Warum man hier wieder solch Ueberrisik nahm, ist nicht recht klar geworden. Reulings Komödie ist vielleicht zu umständlich geraten; aber wenn sie derbe Dinge in derber Offenherzigkeit benennt, ist sie darum doch nicht anstößig. Ueber derlei dramatischen Spaß ist nicht viel zu sagen. Ein bäuerlicher Schelm schießt nach seines Nächsten Ehefrau und meint, seinen Nachbar narren zu können. Der Begehrliche wird aber schließlich selbst genarrt. Reulings Schwank wurde ebenso wie eine kleine satirische Studie „Stichwahl“ von Max Dreyer trefflich dargestellt.

Zum dramatischen Akt, in dem gleichfalls viel volkstümlich derbe Ausdrucksweise hervorgekehrt wird, gehört noch Walter Bloems „Sommerfest vom Rhein“: „Schnapphähne“. Die Verskomödie wurde von einem überaus freundlich gestimmten Publikum im Schauspielhaus mit dankbarer Behaglichkeit angehört. Was hier saftig volkstümlich sein will, giebt sich freilich nicht so anspruchslos, wie in der Bauernkomödie Reulings; und die lyrisch-bewegten Szenen haben keinen starken persönlichen Klang. Komödien aber, die wie gute, alte Bekannte anmuten, finden immer ihr Publikum; und so werden es auch Bloems Schnapphähne finden. In das Nest eines „Schnapphähns“, eines armen Raubritters aus der Zeit Rudolfs von Habsburg, gerät ein junger wohlgebildeter Kaufmann aus Köln, als er mit Ware nach dem

Oberrhein reißt. Dort trifft er auf ein wildes, schwarzhaariges Edelräulein, und durch Liebe zähmt der stolze Bürgersohn das verwilderte Töchterlein des Raubritters. So siegt die verfeinerte Stadtkultur.

Loth

Kurz nach Eröffnung ihrer Spielzeit hat die Berliner Königl. Oper bereits mit einer sehr interessanten Neuheit aufgewartet, mit der dreiaktigen heiteren Oper „Der Pfeifertag“ von Ferdinand Graf Sporck in der Komposition von Max Schillings. Das war ein guter Anfang, ganz geeignet, die üblen Erinnerungen an die peinlichen Premieren aus der zweiten Hälfte der vorigen Saison zu verwischen und in Bezug auf die Opernereignisse des kommenden Winters die besten Hoffnungen zu erwecken. Es dürfte kaum jemand bestreiten, daß Max Schillings in der ersten Reihe unserer jungen Musikdramatiker steht. Um so auffällender und bedauernder mußte es erscheinen, daß man seine „Ingwelde“ in Berlin nur durch ein gastierendes Ensemble (allerdings in hervorragender Form), seinen „Pfeifertag“ aber gar nicht zu hören bekam. Nun endlich scheint der Bann gebrochen zu sein, nachdem fast drei Jahre seit der glänzenden Uraufführung des „Pfeifertages“ am Schweriner Hoftheater unter Hermann Junge verstrichen sind. Es wurde damals bereits in diesen Blättern gebührend Notiz genommen von dem Werk, das sich vor den meisten neueren Musikdramen schon dadurch auszeichnet, daß ihm einer der glücklichsten Opernstoffe zu Grunde liegt, die es überhaupt nur geben kann. Ein ähnliches, durch und durch „musikalisches Sujet“ hat Richard Wagner in seinen „Meistersingern“ behandelt, mit welchem Stück der „Pfeifertag“ übrigens auch eine gewisse, sehr interessante Parallele aufweist: die Meistersinger hatten sich zusammengethan, um gemeinsam das Gedeihen ihrer Kunst zu fördern; die Spielleute waren zu einer großen Bruderschaft zusammengetreten, um die Interessen des Künstlers wahrzunehmen. Wagner hat es nur besser verstanden, den Grundgedanken plastischer herauszuheben; die Sporcksche Textdichtung deutet ihn nur einigemal an, ist übrigens auch sonst nicht frei von Mängeln, so daß sie von der Schillingschen Musik mit ihrem edlen Pathos, ihrem warmem Pulsschlag und ihrer einheitlich vornehmen Haltung hoch überragt wird. — Die teilweise gar schwierigen Aufgaben, die die Oper den Ausführenden stellt, wurden von den Künstlern der königlichen Bühne auf das Beste gelöst. Insbesondere bot Herr Knüpfer (siehe Abbildung S. 1810) als Pfeifertag eine gesanglich wie darstellerisch außerordentlich sympathische Leistung. w. k.



Der begrabene Tempel.

Wenn eine Zeit reif geworden ist, sind die gleichen Gedanken und Empfindungen überall, in vielen Köpfen und Herzen, die nichts voneinander wissen, zwischen denen vielleicht selbst nicht ein Buch oder eine Zeitung eine Brücke gebildet hat. Ein unsichtbarer Sämann ist über die Erde gegangen und hat die gleiche Zukunftsfaat ausgestreut, überall, wo locherer, fruchtbarer Seelenboden der Empfängnis und der Frucht harret. In solchen Zeitläufen erkennt man, daß die Menschheit ein einzig denkendes, fühlendes Wesen ist, und daß die einzelnen Menschen nichts sind als Zellen in einem großen, gemeinsamen Körper, beseelt von dem gleichen Entwicklungs- und Zukunftswillen.

Wir kommen aus einer Epoche des Zweifels, der Zerfetzung, da wieder einmal der Verstand, der ewige Revolutionär, altgewordene Ideale zerdaht und zerstört hat. In uns allen zittert noch die Erregung nach von dem gewaltigen geistigen Erdbeben, das unsere innere und äußere Welt erschüttert hat. Wir schauen Trümmer um uns und in uns, und wir sehnen uns nach einem neuen Tempel, der aus den Ruinen erstehn soll. Zwar hat die Naturwissenschaft einen großen, klaren,

lichtvollen Bau aufgerichtet; aber er ist nie recht unser Heim geworden, weil in seinen allzu grell mit Verstandeslicht erfüllten Räumen unsere Seelen sich ängstigten und keine Andacht feiern konnten. Ein neues Bedürfnis des Glaubens wächst überall empor, ein Heimweh nach dem Vaterhaus, das wir in jugendlich-hastigem Wissensdrang verlassen haben.

Und wir fühlen, daß der Tempel, den wir bauen wollen, in uns selbst begraben liegt. Was unsere Forschung dem Himmel genommen hat, sollen wir größer und schöner im Menschenherzen wiederfinden. In allen Ländern, unter allen Völkern sind heute eifrige Hände am Werk, den Schutt aus den Seelen fortzuräumen und den verschütteten Gottesbau in neuem Glanz erstehn zu lassen. Das ist auch die vornehmste Lebensarbeit des Belgiers Maurice Maeterlinck, eines überaus glücklichen Schatzgräbers in der menschlichen Seele, dessen tiefgrabende Schaufel schon manches verlorengegangene schimmernde Kleinod wieder ans Licht gehoben hat. Unsere Aufgeklärten standen zu Anfang seiner Dichtung so gut wie verständnislos gegenüber, bis ihnen allmählich, besonders dank seinen philosophischen Schriften, der ernste große Sinn seines Wollens und Schaffens aufgegangen ist. Er ist ein Wecker der Seele — sie erscheint ihm „wie ein Schläfer, der in seinen tiefen Träumen ungeheure Anstrengungen macht, einen Arm zu bewegen oder ein Eid zu heben.“ Er will der Seele helfen, auf daß sie im Menschen erwache und mit ihrer unbewußten Weisheit ihn und sein Leben beherrsche.

Maurice Maeterlinck hat seinem neuen philosophischen Werk den Titel „Der begrabene Tempel“ gegeben (deutsche Uebersetzung von Friedrich von Oppeln-Bronikowski, im Verlag von Eugen Diederichs, Leipzig). Das Buch zeugt für eine bedeutende Weiterentwicklung des Dichters: während sich durch seine früheren Schriften noch der Glaube an ein außermentliches Verhängnis zog, verlegt er jetzt ganz ausschließlich alles Geschehn, alles Schicksal, alles Recht und Gericht in das Innere des Menschen. Dort allein thronet der Gott-Richter, vor dem wir unser Leben verantworten müssen, der uns lohnt und bestraft durch inneres Glück oder Unglück. Nicht außer uns waltet das Mysterium der Gerechtigkeit, sondern in uns, in uns allen, in dem Höchsten so gut wie in dem Niedrigsten. Die moralische Welt gehört uns allein, ist ganz in uns eingeschlossen, hat keinerlei Verbindung mit der Außenwelt. Der Gott, den wir einst in einen fernen Himmel verwiesen haben, kehrt zurück und will in uns wohnen. Ihm einen Tempel zu erbauen, oder vielmehr seinen begrabenen Tempel in unserer Seele wieder freizulegen, das muß unser Lebenswerk sein.

„Der Leib vergeht, aber der Tempel, den er gebaut hat, bleibt stehn.“

Paul Kemmer.



Der erste Deutsche Bankiertag in Frankfurt a. M. gab Anlaß zu einer imposanten Kundgebung des Bankiergewerbes gegen die börsenfeindliche Gesetzgebung der antikapitalistischen Parteien, wie sie in gleichem Umfang und in ähnlich gewichtiger Weise seither auch nicht entfernt zu Tage getreten war. Der Verlauf der Versammlung war gehoben durch die Teilnahme von delegierten staatlichen Funktionären, und wenn auch die Erklärungen, die sie in autoritativer Weise abgaben, selbstverständlich keine bindende Zusicherung irgendwelcher Art enthalten konnten, so atmeten sie doch ein entschiedenes Wohlwollen für die auf eine Milderung der Börsengesetzgebung gerichteten Bestrebungen des deutschen Bankierstandes. Es ist ja natürlich, daß die deutschen Staatsregierungen, nachdem sie seit mehreren Jahren die auch nach der fiskalischen Seite hin unerfreulichen Wirkungen des verschärften Börsengesetzes beobachtet haben, einer Abänderung seiner härtesten Bestimmungen sympathisch gegenüberstehen. Allein der gute Wille von jener sonst als maßgebend bezeichneten Seite ist in diesem Fall nicht gleichbedeutend mit der That; denn be-

kanntlich steht die überwiegende Majorität des gegenwärtigen Reichstags mit Entschiedenheit auf börsengegnerischer Seite.

Diese Erkenntnis ist denn auch bei der Frankfurter Tagung allgemein zum Durchbruch gelangt, und die früheren ungestümen Mahner gedulden sich jetzt gern mit ihren Abänderungswünschen, bis ein neuer und hoffentlich weniger antikapitalistischer Reichstag zusammengetreten sein wird, der den berechtigten Forderungen der Börse mit weniger Voringenommenheit als sein Vorgänger gegenübersteht. Ein solcher Reichstag muß selbstverständlich der Erkenntnis Raum geben, daß das Wesen und die Thätigkeit der Börse und der deutschen Bankwelt eine eminent wirtschaftliche und nationale Bedeutung besitzt, und daß daher ein Erschlaffen oder ein Niedergang des deutschen Geldmarkts für unser Vaterland von folgenschwerer Bedeutung sein wird, ja, gegebenenfalls sogar eine schwere Gefahr für die höchsten nationalen Interessen in sich schließen kann. Dieses Moment wurde auch in den auf dem Bankiertag gehaltenen Vorträgen und in den anschließenden Debatten deutlich genug betont und in einzelnen Reden der Regierungsvertreter auch als zutreffend anerkannt. Wenn man nun auch zugestehen muß, daß dieser Frankfurter Kongreß eine unmittelbare Wirkung nicht ausüben wird, so läßt sich doch der Veranstaltung keineswegs ihre besondere Bedeutung absprechen. Dies wird sicherlich in absehbarer Zeit durch die Gestaltung der Verhältnisse seine Bestätigung finden.

An unserer Börse hatte sich inzwischen zeitweise eine entschiedene Tendenzbefestigung geltend verschafft, die diesmal weniger auf den Einfluß der bisher übermächtigen Newyorker Börse zurückzuführen war — zumal dorten das Gebäude infolge der noch akuter gewordenen Geldklemme ins Wanken kam — sondern, zum Teil wenigstens, auf die eigene Kraft des heimischen Marktes. Die aufbessernde Bewegung wurzelte in dem Industrieaktienmarkt und rief hier namentlich eine Haufe auf dem Gebiet der Kohlenwerte hervor. Die letzten Monatsausweise der tonangebenden Gesellschaften dieses Gewerbes haben eine in die Augen springende Besserung gezeigt, und auch die offiziellen Berichte von den Montanbörsen in Essen und Düsseldorf, die bisher mit Recht wegen ihrer Farblosigkeit und ungenügenden Charakterisierung der Marktverhältnisse angefochten worden waren, bekundeten mit einem Mal etwas mehr Optimismus. Allein um Mitte der Woche bewirkte dann Newyork wieder

Verstimmung. Die große Defraudation von 4,6 Millionen Kronen, die ein Angestellter der Oesterreichischen Landesbank verübt hat, erlangte nicht einmal an der Wiener Börse besonderen Einfluß auf die Kursbewegung. Verus.



David Albertario, Dichter des Observatore Cattolico, † in Careno bei Lecco.

Dr. Joseph Bergson, früher Privatdozent der Berliner Universität, † im 90. Lebensjahr.

Der Pariser Börsenmakler Lucien David †, wurde am 22. September im Seebad Etretat von dem Pariser Porträtmaler Snyder getötet.

Maria Henriette Königin von Belgien, † am 19. September zu Spaa (Portr. S. 1803).

Architekt Patriz Huber, einer der „Sieben“ der Darmstädter Künstlerkolonie, † zu Berlin im Alter von 24 Jahren.

Gesangsmeisterin Frau Hedwig Levysohn, † zu Berlin.

Professor Joh. Alex. Linnemann, bekannter Glasmaler, † am 22. September zu Frankfurt a. M. im 64. Lebensjahr.

Geh. Kirchenrat Prof. Dr. Luthardt, berühmter Theologe, † am 22. September zu Leipzig im 79. Lebensjahr (Portr. Nr. 13, S. 549 des laufenden Jahrgangs).

Stadtrat Mamroth-Berlin, † am 23. September.

Handelskammersekretär Prof. Dr. Nies-Worms, † am 21. September.

Wirklicher Geheimer Rat Persius, † im 69. Lebensjahr (Portr. S. 1809).

Dr. Karl Schneider, Pariser Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“, † auf der Reise von Deutschland nach Paris.

Journalist Antonio Valeri (Carletta), Verfasser einer Monographie über Goethes „Schöne Mailänderin“, † zu Rom.

Englischer Admiral Watson, † in Malta.

Baronin Ida v. Jedlig-Neukirch, Besitzerin des Berliner Residenztheaters, † in Harzburg.

Dr. Ernst v. Zeller, früher Vorstand der Irrenheil- und Pflegeanstalt Winnenthal, † am 11. September zu Stuttgart im 72. Lebensjahr.

Unsere Bilder.

Königin Maria Henriette von Belgien (Porträt S. 1803) ist nach langem schwerem Leiden in Spaa am 19. September gestorben; am gebrochenen Herzen würde man vielleicht sagen, wenn sie nicht, obwohl weicher Regungen fähig, eine kräftige, bis zur Unbeugsamkeit willensstarke Natur gewesen wäre. Bei zarterer Konstitution hätte sie früher den harten Schlägen erliegen müssen, die ihr das Schicksal zugebracht. Königin Maria Henriette war eine der unglücklichsten Frauen, die je auf einem Thron gesessen haben, unglücklich als Gattin, unglücklich als Mutter. Als Tochter des seiner Zeit ungewöhnlich populären Erzherzogs Joseph von Oesterreich am 23. August 1836 zu Schönbrunn bei Wien geboren, verließ sie schon früh das väterliche Haus. Am 10. August 1855 bereits wurde sie durch Stellvertretung in ihrer Heimat und zwölf Tage später in Person dem damaligen belgischen Kronprinzen Leopold vermählt. Möchten die Charaktere von Anfang an nicht recht zu einander gestimmt haben, so erhielt die Ehe einen tiefen Riß, als 1869 der einzige Sohn im

Alter von zehn Jahren einer tödtlichen Krankheit erlag. Zwar ließ es König Leopold bei offizieller Gelegenheit nie an der gebotenen Höflichkeit gegenüber der Gemahlin fehlen, im übrigen war von einem Zusammenleben eigentlich nicht mehr die Rede. Die späteren Jahre brachten der unglücklichen Königin dann noch den Kummer um das Schicksal ihrer Töchter. An ihrem Sterbebett weilte nur die unvermählt gebliebene Prinzessin Klementine. Prinzessin Luise, die frühere Gemahlin des Herzogs Philipp von Koburg, wurde bekanntlich vor einigen Jahren in einer Heilanstalt für Geisteskranke untergebracht, und von Prinzessin Stephanie, die auf so tragische Weise den Gatten, den österreichischen Kronprinzen Rudolf verlor, sagte sich König Leopold los, als sie dem Grafen Louvay die Hand zu einem zweiten Ehebunde reichte. In Belgien hatte man wohl gehofft, daß die goldene Hochzeit des Königspaars im nächsten Jahr der königlichen Familie den Frieden bringen werde, allem Anschein nach aber ohne Grund. Denn selbst die versöhnende Macht des Todes hat

hier versagt. Gräfin Lonyay, die ans Totenbett der Mutter geeilt war, hat noch vor der Beisetzung Belgien wieder verlassen müssen, da König Leopold in seiner Unerbittlichkeit es über sich brachte, ihr mitteilen zu lassen, daß ihre Anwesenheit unerwünscht sei.



Die Herbstmanöver unserer Flotte (Abb. S. 1802) gipfelten in den unter Teilnahme des Kaisers abgehaltenen strategischen Uebungen in der Nordsee. Die jenen zu Grunde liegende Generalidee war etwa folgende: eine feindliche Flotte sucht sofort nach der Kriegserklärung, noch bevor die Mobilmachung beendet ist, die Flußmündungen der Ems, der Weser mit Jade und der Elbe mit den vorgelagerten Inseln in ihren Besitz zu bringen, während die deutsche Kriegsflotte vor Helgoland ankert. Es würde zu weit führen, die Manöver in allen ihren Einzelheiten zu verfolgen, nur sei ein ungewöhnlicher Zwischenfall erwähnt. Während des Kampfes um die Elbmündung sah sich der Kaiser veranlaßt, Waffenstillstand zwischen den Flotten zu proklamieren; der stürmische Seegang hatte eine Unterbrechung der Uebungen, sollten nicht Menschenleben gefährdet werden, nötig gemacht. Im übrigen waren die Manöver insofern bemerkenswert, als sich zum erstenmal die beiden Torpedobootsflotten aus lauter Vertretern unseres neuen Hochsektorpedobootstypus zusammensetzten, und als zum erstenmal die Funkentelegraphie in größerem Umfang zur Anwendung kam. — Gelegentlich der Manöver hat der Kaiser dem Admiral Hans von Köster den Schwarzen Adlerorden verliehen. Köster, der am 29. April 1844 zu Schwerin geboren wurde, trat 1859 als Kadettenaspirant in die preussische Marine ein; er wurde 1890 Kontreadmiral und ist seit 1896 Chef der Marinestation in der Ostsee und seit 1899 zugleich Generalinspekteur der Marine. Im Jahr 1890 erhielt er den Adel. Von der neuen Auszeichnung, die dem Admiral zu teil wurde, hat Kaiser Wilhelm auch Kösters Mutter in einem lebenswürdigen Telegramm Mitteilung gemacht, Frau Bertha Köster, die, einst eine der größten Gesangskünstlerinnen, noch heute als einziges Ehrenmitglied der königlichen Oper in Berlin angehört.

Manöver in Bayern und der Schweiz (Abb. S. 1806 und 1809). In Bayern hat in diesem Herbst das I. Armeekorps unter Leitung seines kommandierenden Generals, des Prinzen Arnulf, große Manöver abgehalten, die in der Umgebung von Günzburg ihren Anfang nahmen. Hier mußten die feindlichen Divisionen aufeinanderstoßen, die eine rote, vom Lech nach Westen, und eine blaue, von der Iller nach Osten vorrückende Armee darstellten. Der Verlauf der Uebungen war derartig, daß Prinz Arnulf in der abschließenden Kritik seiner vollsten Zufriedenheit über die Haltung der Truppen sowohl als über ihre sichere Leitung durch die Vorgesetzten Ausdruck geben konnte. — Während so die Staaten mit den großen stehenden Heeren ihre Kriegstüchtigkeit erproben,

bleibt auch die schweizerische Eidgenossenschaft nicht müßig in der Entwicklung ihrer militärischen Leistungsfähigkeit. Es sind in diesem Herbst große Manöver im Norden des Kantons Luzern und im Kanton Nargau abgehalten worden, für die die Heeresleitung besondere Truppenkörper formiert hatte. Es übten zunächst die beiden Divisionen des IV. Armeekorps miteinander, sodann wurden diese vereinigt und unter der Leitung des Obersten von Tschermann, Kommandanten des ersten Armeekorps, gegen eine eigens für die Uebungen gebildete Manöverdivision unter dem Befehl des Kommandanten der Gotthardbefestigungen, Obersten von Sprecher, geführt. Am Schluß der Manöver hielt der Vorsteher des Militärdepartements, Bundesrat Müller, eine Rede, in der er eine Reform des militärischen Unterrichts ankündigte.



Deutsche Naturforscher und Aerzte (Abb. S. 1808 und 1809). Unter den Gelehrtenvereinigungen genießt seit langer Zeit der Kongreß deutscher Naturforscher und Aerzte, der in diesen Tagen in Karlsbad zum 74. mal getagt hat, einen ebenso großen, wie berechtigten Ruf. Er bildet ein getreues Spiegelbild der deutschen Medizin und Naturwissenschaften, das Wort „deutsch“ nicht auf die politischen Grenzen des neuen Reiches beschränkt, sondern in dem weiteren Sinn von deutschsprachig genommen. Auch in Karlsbad sind neben Reichsangehörigen wieder zahlreiche hervorragende Forscher aus Oesterreich bedeutsam hervorgetreten und haben über den Stand der verschiedensten wissenschaftlichen Fragen, teilweise unterstützt durch praktische Demonstrationen, lehrreiche Vorträge gehalten. Wie Karlsbad waren auch die benachbarten Bäder durch den Besuch der Gelehrtenwelt ausgezeichnet, es haben nämlich vor dem Kongreß etwa 260 deutsche Aerzte eine Studienreise durch Böhmen unternommen.

Welche Bedeutung den ärztlichen Studienreisen auch in offiziellen Kreisen beigelegt wird, zeigte deren Haltung in Dresden, dem Ausgangspunkt der diesjährigen Fahrt. Die Teilnehmer wurden durch Vertreter der Regierung begrüßt, und das Festbankett fand unter dem Vorsitz des Geheimen Medizinalrats Prof. Dr. Kent aus dem Ministerium des Innern statt. — In Franzensbad, wo der Zentralverband deutscher Aerzte in Böhmen seine Jahresversammlung abhielt, wurde bei dieser Gelegenheit ein Denkmal für Dr. Bernhard Adler (vergl. die nebenstehende Abbildung), den Begründer des Kurorts, feierlich enthüllt.



Der „Deutsche Tag“ (Abb. S. 1808), der am 14. September in Danzig abgehalten wurde, nahm einen glänzenden Verlauf. Etwa 12000 Personen, Vertreter aller Berufsstände, beteiligten sich unter Vorantritt der städtischen Behörden Danzigs, die den Ostmarkenverein durch den Bürgermeister Trampe offiziell begrüßten. Es war ein Seitenstück zu den Kaiserfesten in Posen. Hatte dort das Reichsoberhaupt bei aller Milde im Ton feinen Zweifel darüber gelassen, daß



Marmorbüste Dr. Adlers, des ärztlichen Begründers des Badeorts Franzensbad.

die Polen unbeschadet der Erhaltung ihrer Ueberlieferungen und Stammeseigentümlichkeiten mit der Vergangenheit brechen und sich in die neuen Verhältnisse fügen müßten, so legte hier das Bürgertum Zeugnis ab, daß es entschlossen ist, das Deutschtum hochzuhalten. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die vom Grafen Bülow eingeleitete Polenpolitik bereits ihre Früchte zu tragen beginnt. Mag auch bei einzelnen Parteien diese oder jene Maßnahme nicht Billigung finden, so hat doch sicherlich im Allgemeinen die große Festigkeit der Regierung in der deutschen Bevölkerung das Bewußtsein gefördert, daß Zusammenhalten gegenüber polnischen Ansprüchen nötig sei, in Westpreußen nicht minder als in Posen. — Mit Rücksicht auf die eigentümlichen, in den Provinzen mit gemischtsprachiger Bevölkerung herrschenden Verhältnisse ist es doppelt erfreulich, daß neuerdings auch für die westpreussische Hauptstadt als Wahrzeichen deutscher Treue ein Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I. von Bildhauer Eugen Börmel geschaffen worden ist.

Die Königin Wilhelmina der Niederlande (Abb. S. 1806), deren Leben vor einigen Monaten als höchst gefährdet betrachtet wurde, ist von ihrer schweren Krankheit wieder vollkommen genesen; sie hat die Zügel der Regierung bereits wieder mit fester Hand ergriffen. Sie selbst hat in Begleitung des Prinzgemahls Heinrich, der zu diesem Zweck seine Kur in Aachen unterbrach, und der Königinmutter die Generalstaaten mit einer Thronrede eröffnet, in der sie von ihrer völligen Wiederherstellung sprach und hinzufügte, die ihr während der Krankheit vom Volk bewiesene Liebe habe das Band, das sie mit ihm verbinde, noch inniger geknüpft. Von der begeistertsten Verehrung, die ihr in ihrem Land entgegengebracht wird, hatte sie sich bei ihrer Rückkunft nach dem Haag sogleich aufs neue überzeugen können, denn endloser Jubel scholl ihr bei ihrer ersten Fahrt durch die Straßen der Stadt entgegen. Die Holländer haben aber auch alle Ursache, auf ihre junge Königin stolz zu sein, denn man muß es ihr lassen, daß sie es ausgezeichnet versteht, zugleich den Empfindungen der Volksseele und den Erfordernissen der hohen Politik Rechnung zu tragen. Daher konnte sie in ihrer Thronrede ebenso wie von dem innigen Band zwischen Volk und Thron auch von dem nach wie vor sehr freundschaftlichen Beziehungen zwischen den Niederlanden und dem Ausland sprechen.

Als neuer Messias (Abb. S. 1807) ist in London ein offenbar am religiösen Wahnsinn erkrankter Prediger, Reverend J. H. Smyth Pigott, aufgetreten. Der neue „Christus“, wie er sich selbst nennt, war in seiner Jugend zur See gegangen, gab aber diesen Beruf bald auf, um sich dem Studium der Theologie zuzuwenden. Nachdem er Geistlicher der englischen Staatskirche geworden und einige Zeit Vikar in London gewesen war, trat er 1884 zur Heilsarmee über, kehrte aber 1895 in den Dienst der Staatskirche zurück, und zwar wirkte er als dessen Missionar in Irland. Hier vollzog sich die neueste Wandlung in seinen Anschauungen, er schloß sich der Sekte der „Agapemoniten“ an, deren Gründer, Bruder Prince, bereits göttliche Eigenschaften für sich in Anspruch genommen hatte. Die Sekte, die in Saxton in der

Grafschaft Somersetshire ihren Hauptsitz, „die Arche der Liebe“ hat, besitzt auch in London, in der nordöstlichen Vorstadt Clapton eine Kapelle, die „Bundeslade“ genannt. Hier nun predigte Pigott, und die Agapemoniten jubelten ihm voll gläubiger Begeisterung zu, als er zum erstenmal mit der Behauptung auftrat: „Ich, der ich heute zu euch spreche, ich bin jener Herr Jesus Christus, der starb und wieder aufstand und gen Himmel fuhr!“ Allein, da sich die Kunde hiervon



Die Gedächtniskirche auf dem Schipkapass, die während der am 16/29. Sept. beginnenden bulg.-russ. Gedenkfeierlichkeiten eingeweiht wird.

schnell verbreitete, fanden sich zu seinen weiteren Predigten auch zahlreiche Personen ein, die der Sekte nicht angehören. Diese nahmen die Behauptung Pigotts, er stehe nicht als Pastor der Kirche, sondern als der von neuem gekommene Sohn Gottes vor ihnen, nicht mit Begeisterung, sondern mit Entrüstung auf. Ihre Erbitterung machte sich in wüsten Szenen Luft, sie demolierten das Innere der „Bundeslade“, und es wäre dem neuen Messias selbst vermutlich sehr übel ergangen, wenn sich nicht die Polizei rechtzeitig zu seinem Schutz eingefunden hätte. Nach diesen trüben Erfahrungen hat M. Pigott einstweilen London verlassen und in Saxton Aufenthalt genommen, indessen, da er von seiner Mission überzeugt ist, muß man wohl mit seinem Wiedererscheinen in der Hauptstadt rechnen.

Jubiläumsfeier am Schipkapass. Zur Erinnerung an die ruhmreichen Kämpfe am Schipkapass während des russisch-türkischen Krieges im Jahr 1877 hat die bulgarische Regierung umfangreiche Jubiläumsfeierlichkeiten vorbereitet. Unter anderm werden große Manöver abgehalten, zu denen jedoch entgegen sonstigem Gebrauch fremde Militärattachés nicht zugelassen werden, angeblich, um den Übungen als einem Teil der Gedenkfeierlichkeiten den lokalen und intimen Charakter zu wahren. Hingegen nehmen daran etwa sechzig russische Generale mit dem Kriegsminister Kuropatkin und dem Großfürsten Nicolai Nicolajewitsch, Generalinspekteur der russischen Kavallerie, als Vertreter des Zaren teil. Die Manöver, die am 29. (16. alten Stils) September beginnen, werden ein Bild der ersten Kämpfe des Jahres 1877 geben und am 2. Oktober (19. September alten Stils) mit einem Sturm auf das historische Lager von Scheinowo schließen. Mit der militärischen Feier geht Hand in Hand eine religiöse, es wird nämlich die auf der Höhe des Schipkapasses erbaute Gedächtniskirche (vergl. die obenstehende Abbildung) feierlich eingeweiht, ein prächtiger Bau in byzantinischem Stil.

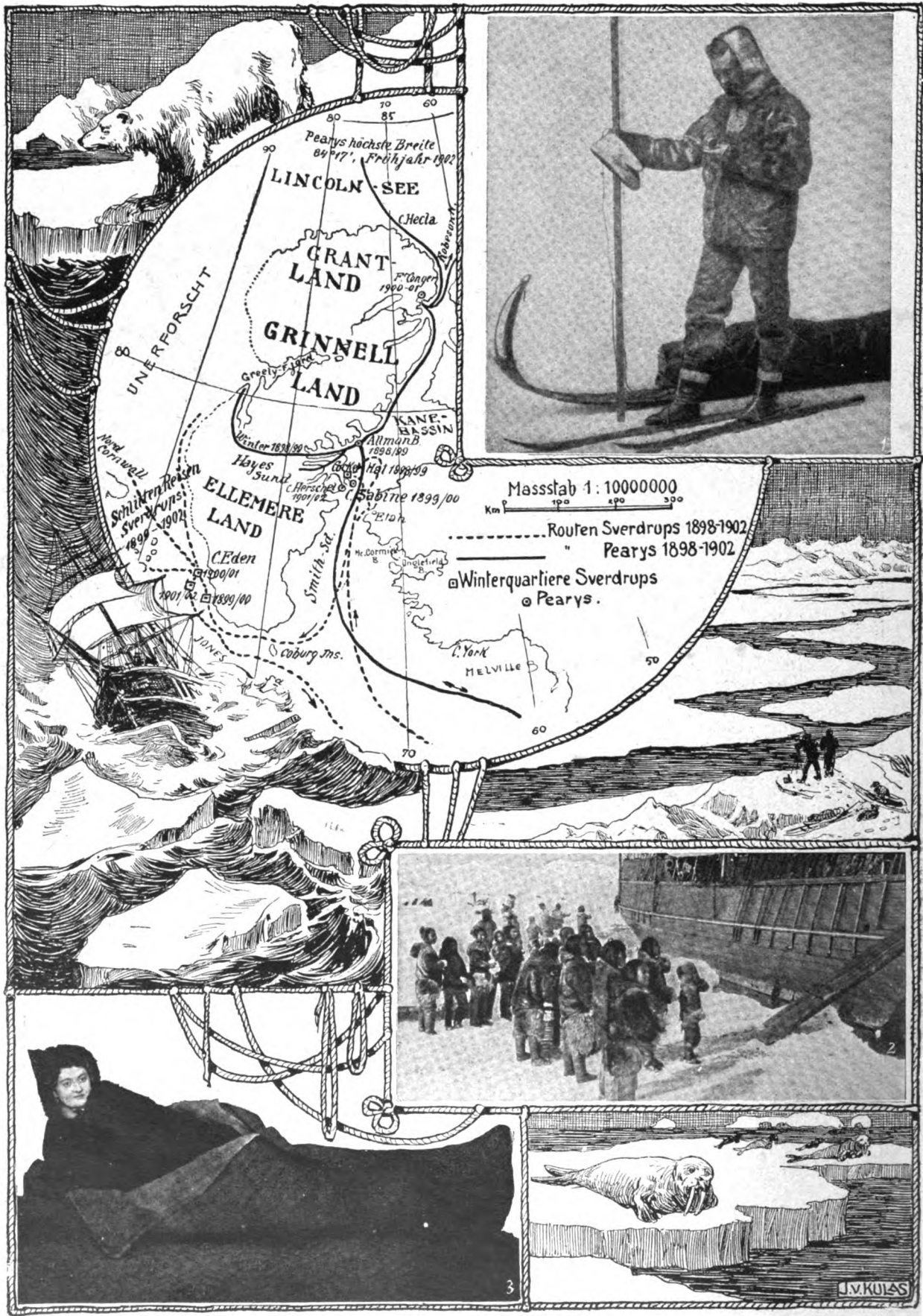
Personalien (Porträts S. 1809). Im Alter von 69 Jahren ist der frühere langjährige Präsident des preussischen Oberverwaltungsgerichts Dr. Paul Persius gestorben, nachdem er sich erst vor kurzem ins Privatleben zurückgezogen hatte. Der Verewigte wurde weiteren Kreisen zunächst bekannt, als er 1866, damals Landrat des Kreises Ostpreignitz, ins preussische Abgeordnetenhaus gewählt wurde, wo er sich der konservativen Fraktion anschloß. Als 1875 das Oberverwaltungsgericht errichtet wurde, wurde Persius zu seinem Präsidenten ernannt. — Das dänische Ministerium Deuntger hat eine Ergänzung erfahren, der bisherige Generaldirektor der Staatsbahnen, Amt, wurde zum Verkehrsminister ernannt, nachdem der Minister des Innern diesen Posten seit dem Tod Hörups provisorisch mit verwaltet hatte.

Bilder vom Tage.

Photographische Aufnahmen.



Königin Maria Henriette von Belgien †
(Geboren am 23. August 1836, gestorben am 19. September 1902).



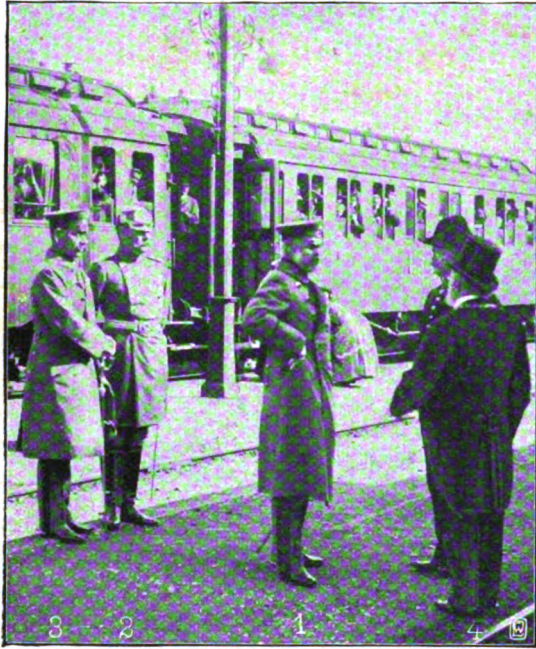
Bilder von den früheren Reisen Pearys: 1. Peary auf Schneeschuhen. 2. Estimobefuch. 3. Im Schlaffad. — In der Mitte Karte mit den Routen Pearys und Sverdrups.

„In Nacht und Eis“ (f. Artikel auf S. 1795).



1. Leutnant Peary. 2. Frau Peary. 3. Marie Peary. 4. Sverdrup.

Zu Pearys und Sverdrups Rückkehr aus dem Polareis.



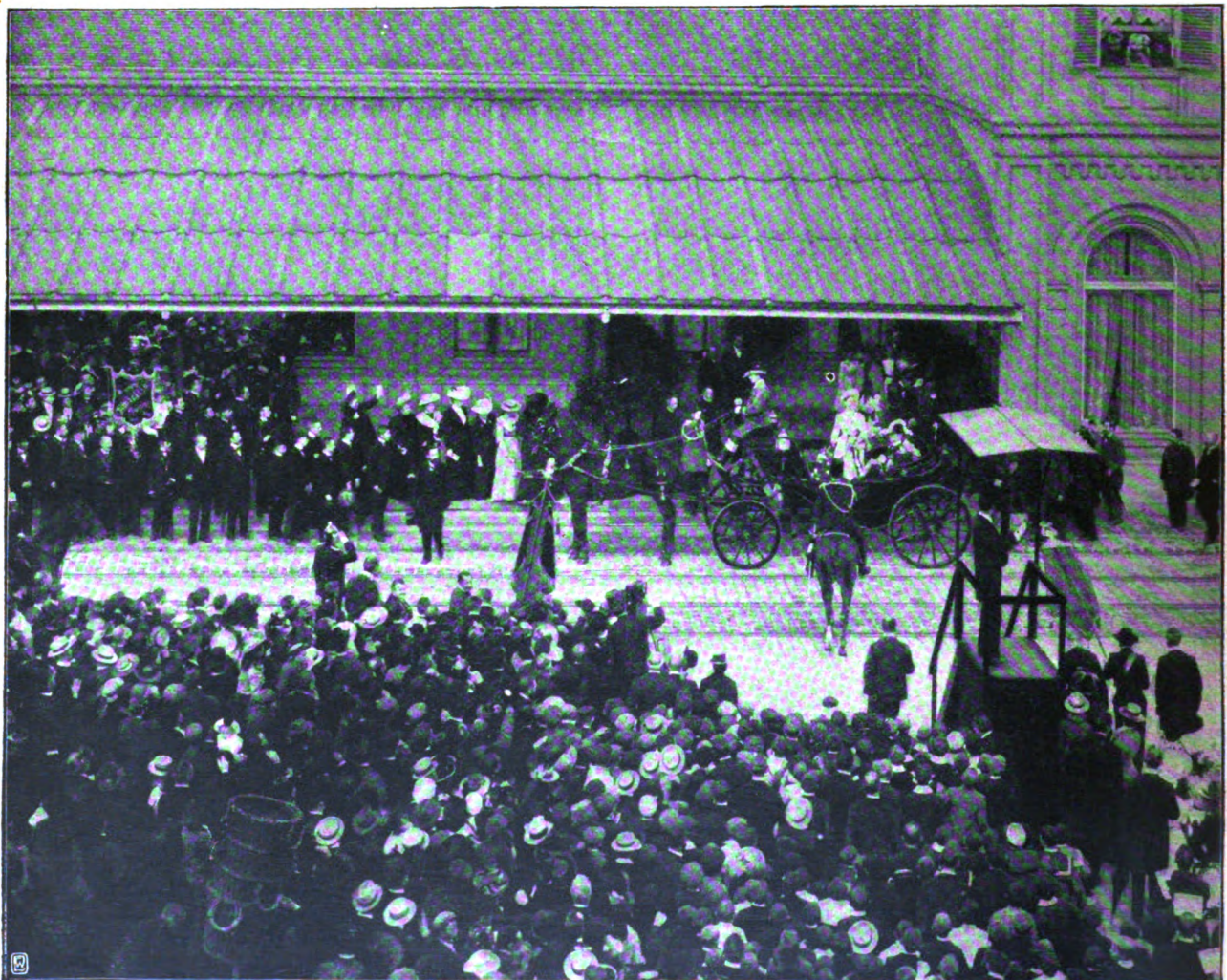
1. Prinz Arnulf. 2. Oberstlt. von Brug. 3. Major Walther von Walderstätten. 4. Hofrat von Landmann, Bürgermstr. von Gänzburg.
Empfang des Prinzen Arnulf in Gänzburg.

Von dem Korpsmanöver des I. bayrischen Armeekorps unter Leitung des Prinzen Arnulf von Bayern.

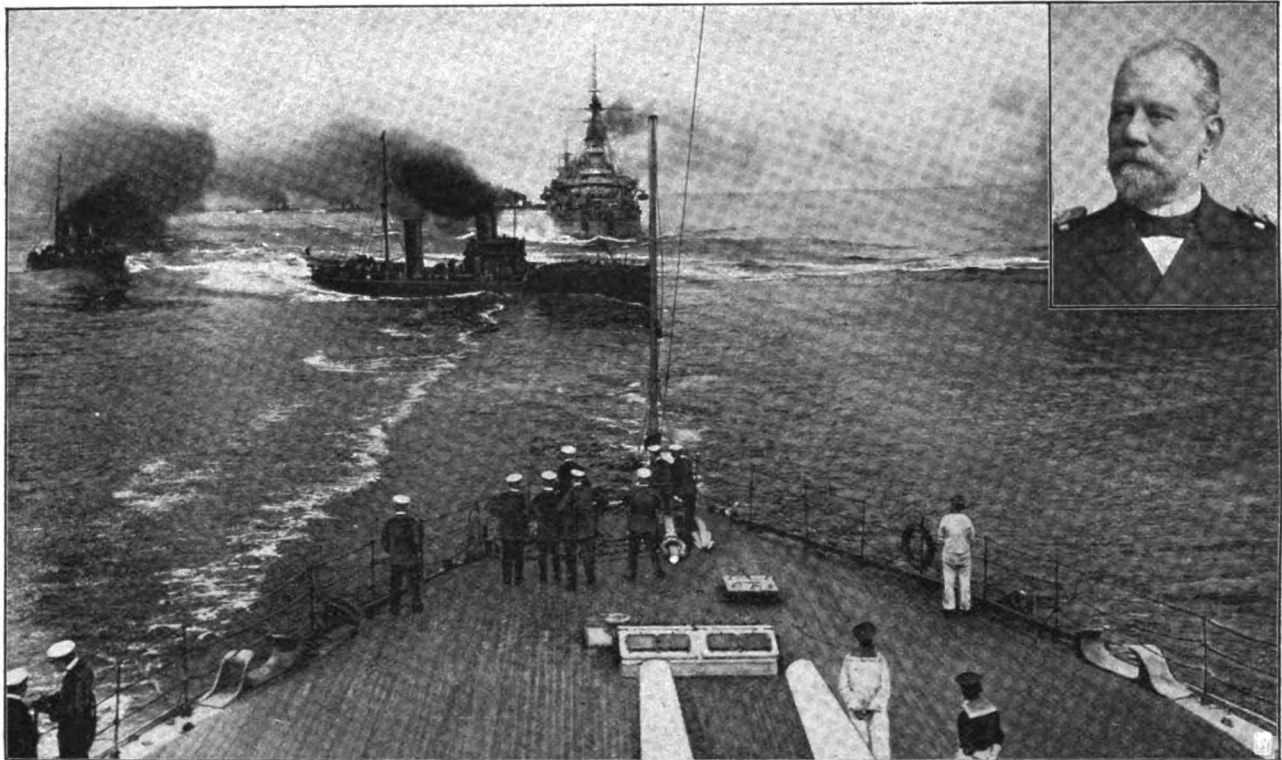
Mich. Dietrich phot.



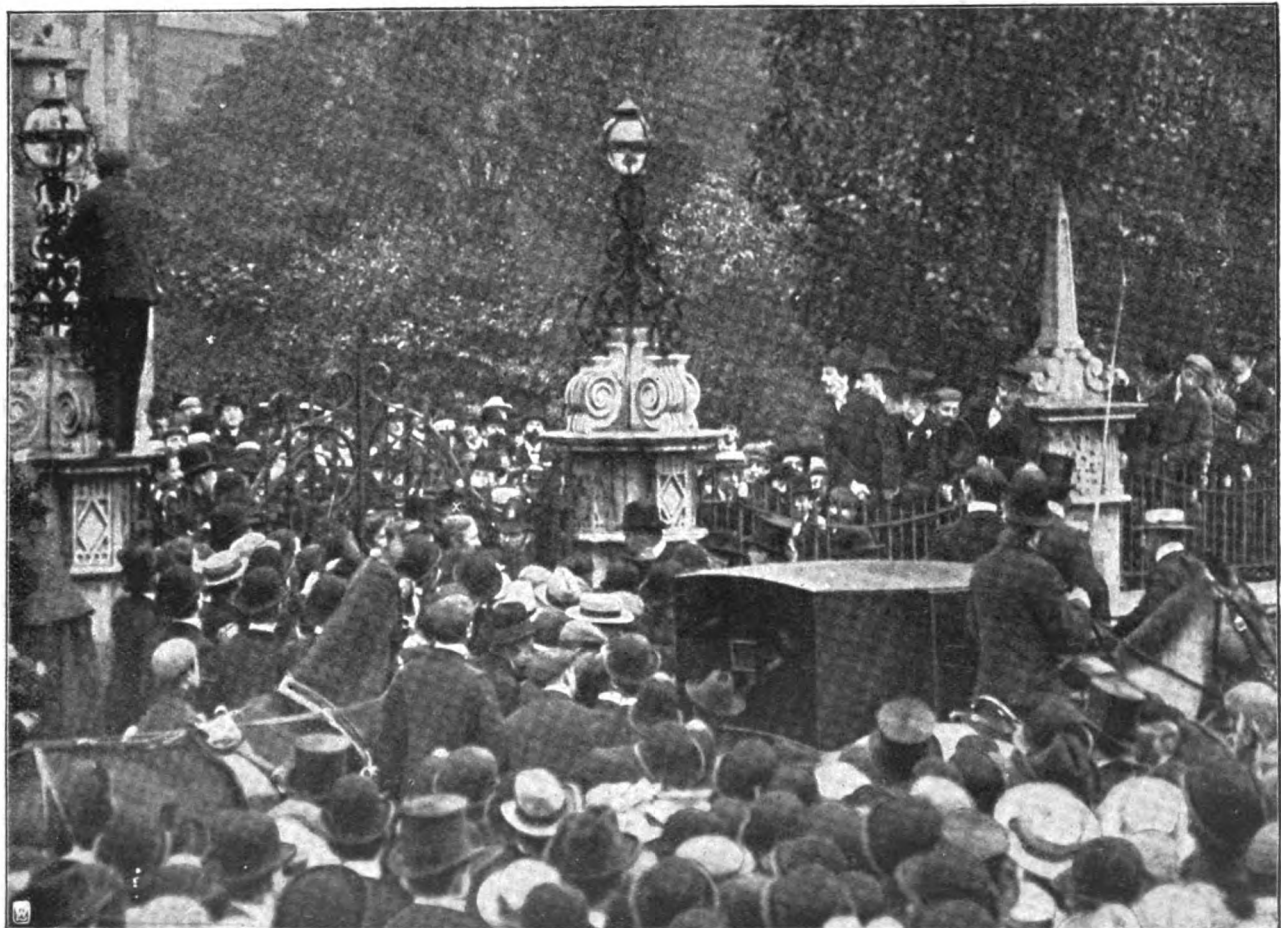
Oberst Graf von Bothmer.
Ein kühler Trunk auf freiem Feld.
(Offiziere vom 2. Bat. des Infanterieregiments.)



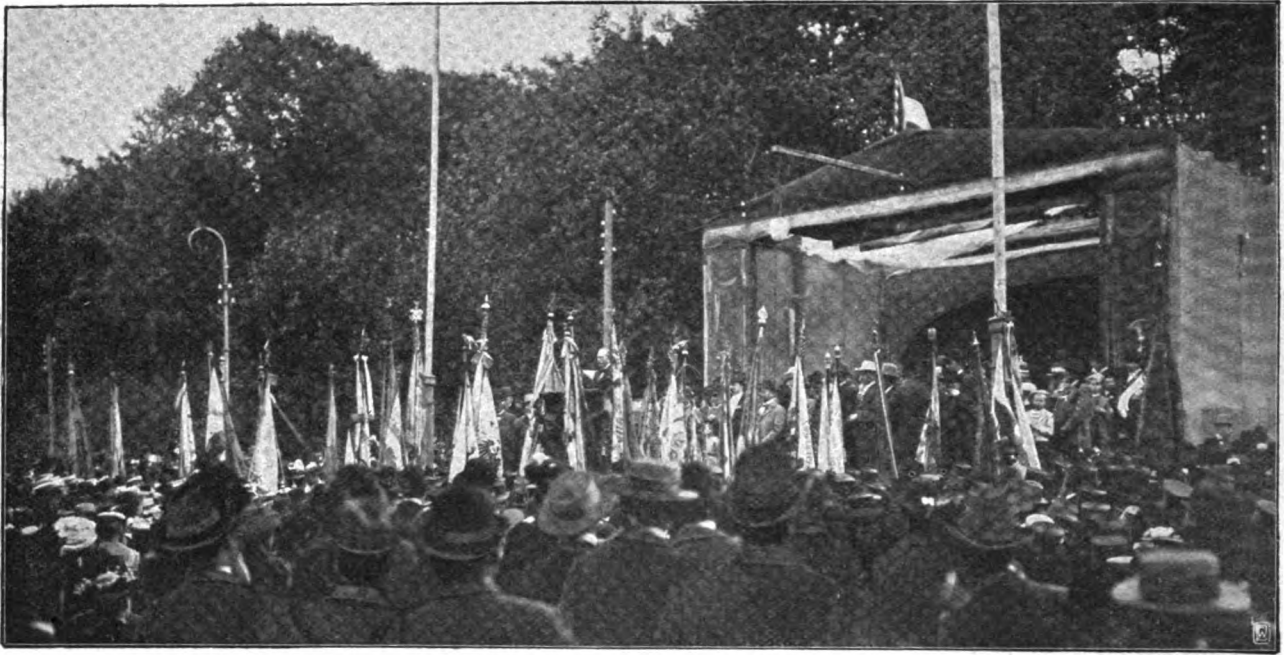
Aus dem Haag: Ankunft der zum erstenmal nach ihrer Krankheit vor die Öffentlichkeit tretenden Königin Wilhelmina.
C. J. de Gilde phot.



Von den flottenmanövern in der Nordsee: Torpedodurchbruch.
Oben rechts Porträt des Admirals Hans von Köster, des jüngsten Ritters des Ordens vom Schwarzen Adler.



Der „neue Messias“ in England: Rev. J. B. Smith Pigott (X) verlässt unter dem Schutz der Polizei die „Bundeslade“ der Agapemoniten zu Clapton.
R. H. Shield phot.



Der „Deutsche Tag“ in Danzig: festrede des Bürgermeisters Trampe.
Walter Jijcher phot.



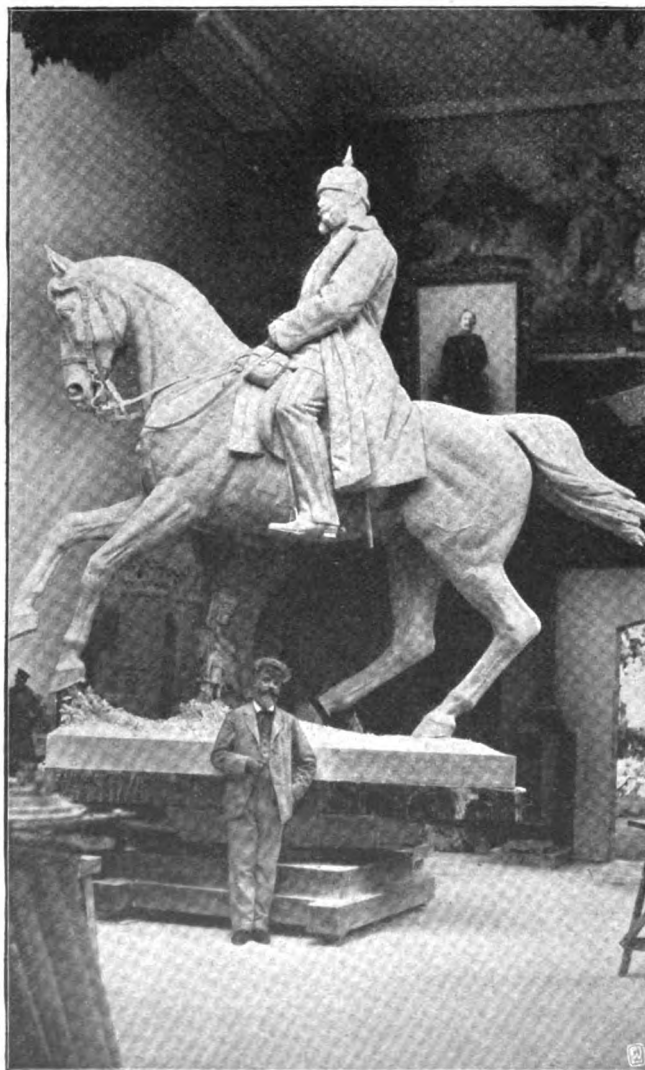
Prof. Aernst (Göttingen),
Vorv. d. naturwissenschaftl. Hauptgruppe.



Hofrat Prof. Chiari (Prag),
zweiter Stellvertret. Vorv. d. mediz. Hauptgruppe.



Prof. Derrvort (Göttingen),
stellvert. Vorv. der mediz. Hauptgruppe
Vom Naturforscher- u. Herztag
in Karlsbad.



Reiterstandbild Kaiser Wilhelms I.
für die Provinz Westpreußen (Danzig).
Von Eugen Börmel,
J. Cornand phot.



Prof. Warburg (Berlin),
Mitglied des Vorstandes.



Geheimrat Prof. Stintzing (Jena),
Vorv. d. mediz. Hauptgruppe.



Geh. Hofrat Dr. Campe-Discher (Leipzig)
Schahmeister.
Vom Naturforscher- u. Herztag
in Karlsbad.



Prof. Dr. B. Raffow (Leipzig),
Sekretär bei der naturw. Hauptgruppe,
Dom Naturforscher- u. Metzler tag in Karlsbad.



Geh. Rat Dr. Paul Perflus,
früherer Präsident des
Oberverwaltungsgerichtshofs †



Generaldirektor der Staatsbahnen
Amt,
der neue dänische Verkehrsminister.



Schnellfeuer auf den Gegner.



Die deutschen Offiziere auf dem Manöverfeld.
Von den diesjährigen Schweizer Manövern.
Ph. & E. Kint-Zürich phot.



Karlot Reuling,
Verfasser des „Schatzgräbers“.
(Deutsches Theater).



Fr. Hiedler und Herr Knäuper als Herzland und Pfeifertönig im „Pfeifertag“.
Aus dem Berliner Theaterleben.
(Siehe Artikel Theater).



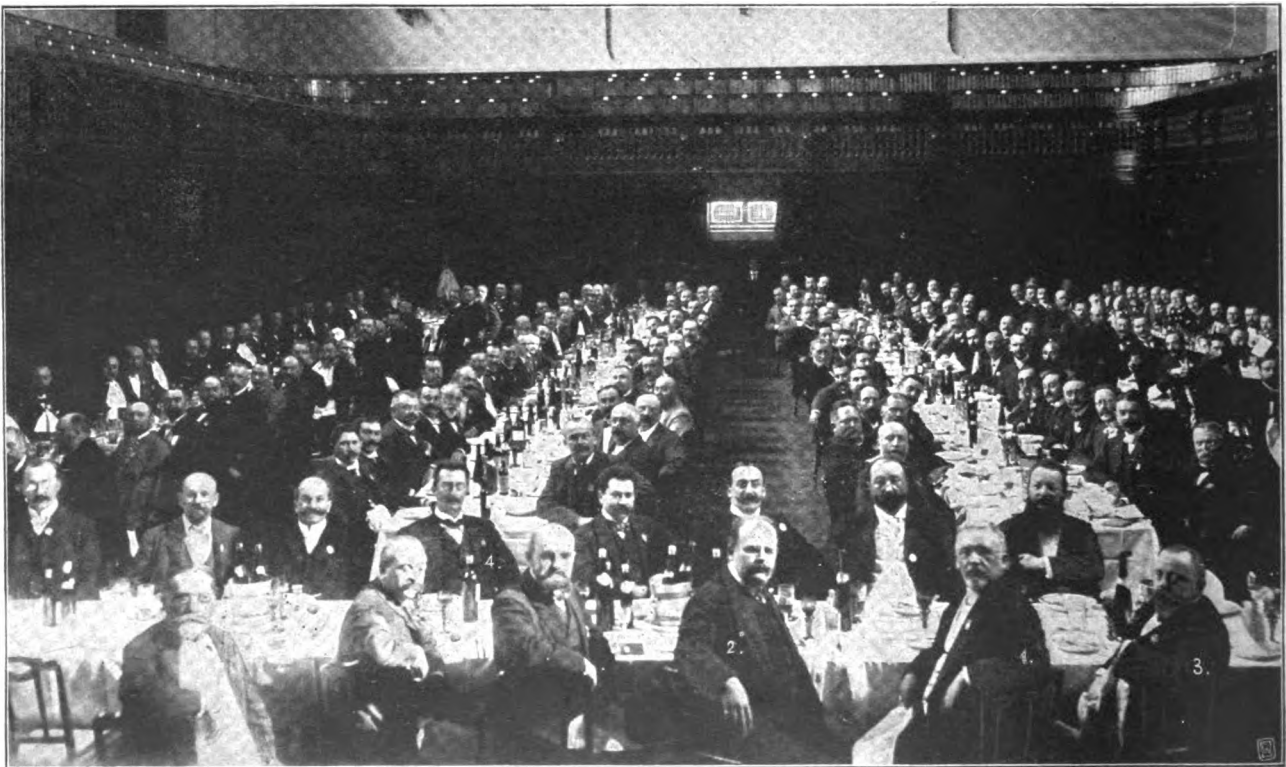
Joseph Kauff,
Verf. des „Heerohme“ (Kessingtheater).



Max Schillings,
Komponist d. „Pfeifertags“ (Kgl. Oper).



Walter Bloem,
Verfasser der „Schnapphähne“.
(Kgl. Schauspiel).



1. Prof. Dr. Renk. 2. Dr. Meigner, 1. Schrifst. 3. Dr. Gilbert, Generalsekretär. 4. Dr. Olwen, Schatzmeister.
Von der diesjährigen Studienreise deutscher Herzte: festessen zu Dresden unter Vorsitz des Geh. Rat Prof. Dr. Renk.
Schaul phot.

Gwendolin.

Roman von

August Niemann.

5. Fortsetzung.



Der November brachte noch einmal schöne Tage. „Altweibersommer,“ ironisierte sich Mamsell Minchen selbst, die mit der jungen Frau zusammen in der offenen Pforte stand und nach Lucian ausschaute, der von einem Begräbnis heimkommen sollte. Ueber die Brücke, die geradeaus über das Flüsschen führte, bis zu der Pforte der Pfarrei kam ein wunderbar aussehender alter Mann. Hager und bleich schlich er hin, das wirre graue Haar flatterte im Wind. Auf dem Rücken trug er einen Quersack, schwer stützte er sich auf einen Stock, neben ihm ging ebenso langsam und schleichend ein zottiger Rhönspitz.

„Sehen Sie nur, Mamsell, den Alten! O, wie der ewige Jude sieht er aus! Könnte man den malen!“

„Still, still,“ sagte Mamsell Mine ängstlich, „das ist ja der Kräuterschorste.“ Sie wollte noch weiter reden, da aber der Alte dicht vor der Pforte angekommen war, unterbrach sie sich, konnte aber nicht hindern, daß Gwendolin in ihrer impulsiven Art auf den Alten trat und ihm freundlich ein Geldstück gab mit den Worten: „Ihr seht so bleich aus, Alter, geht und trinkt was Warmes!“

„Hab ich die Frau denn um etwas gebeten?“ sprach der Alte, halb zu seinem Hund gewandt, der dazu bissig knurrte.

Mamsell Minchen zog die junge Frau zurück. „Lassen Sie ihn, er hegt uns etwas an! Auch ist er reicher als wir.“

Der Alte, der weitergegangen war, ohne Gwendolins Gabe zu nehmen, drehte sich bei diesen Worten um. Ein böses, sonderbares Lächeln flog über sein Gesicht. „Jawohl, reicher als ihr, reicher, zehnmal reicher!“

Dann kam er zurück und sagte: „Ist das des Pfaffen Weib? Ein Wunder wär's! Also ungebeten teilt sie ihre Gaben aus? Den Mann möcht ich kennen, der euch zum Weib hat.“

Gwendolin war erst etwas erschrocken zurückgewichen, dann sagte sie freimütig: „Ich kenne euch nicht, Mann. Ihr thätet mir leid, weil ihr so elend ausseht.“

Da trat Lucian zu der Gruppe. Er kannte den Alten vom Sehen und vom Hörensagen. Er wußte von seiner kirchensfeindlichen Gesinnung, die ihn alle Geistlichen und alle Pfarrhäuser meiden ließ. Darum war er erstaunt, ihn hier zu finden.

„O Lucian!“ rief Gwendolin erleichtert. „Ich beleidigte diesen Mann, weil ich ihm unaufgefordert eine Gabe anbot.“

Der Alte lachte höhnisch: „Was geht euch auch der Landstreicher an? Der Landstreicher hat nur drei Freunde: Mutter Erde, Vater Sonne und seinen Hund!“

„Nicht doch!“ sagte Lucian freundlich, „seid nicht so bitter, alter Mann, kommt herein und nehmt einen Trunk an, erfrischt euch ein wenig.“

Der Alte schien andern Sinnes zu werden, und die Mamsell machte ein erstauntes Gesicht, als Schorsche mit den beiden über die Schwelle trat. Das war etwas für sie. Den Schorsche umschwebte ein graufiges Geheimnis — wenn sie das ergründen könnte! Sie brachte ihm einen großen Topf Kaffee und ein gewaltiges Stück Kuchen. Auf den sauberen Tisch, der auf dem Hausflur stand, setzte sie ihm alles bereit. Im Sommer pflegten Knecht und Magd dort zu essen.

„Was habt ihr alles in eurem Sack?“ fragte Mamsell neugierig.

„Jhr! Jhr!“ wiederholte der Alte. „Was wird darin sein? Etwas für Menschen, etwas fürs Vieh, nichts für neugierige Weiber.“

Gwendolin kam aus ihrem Zimmer heraus, als der Alte fertig mit Essen und Trinken war und sich zum Gehen anordnete. Auch Lucian trat herzu, und etwas reumütig reichte Schorsche den beiden die Hand zum Abschied.

„Apollofinger!“ sagte er nachdenklich, als er Gwendolins schlanke Hand in der seinen hielt. „Apollofinger! Wer diese Hand halten will, muß einen festen Griff haben.“

Lucian war unangenehm berührt von des Mannes sonderbarem Wesen. Gwendolin schaute ganz bestürzt erst dem Alten nach, der eilig über den Pfarrsteg ging, und dann auf ihre Hand.

„Was meint er damit?“

„Unsinn, Kind, er hat wahrscheinlich irgendetwas von Chiromantie gelesen. Komm, mein Kind!“

Wenn etwas Gwendolins leicht erregbare Nerven in Schwingung versetzte, so war es das „komm, mein Kind“. Diese liebevolle Ueberlegenheit hatte sie anfänglich gerührt und ihre sturmgepeitschte Seele, die matt und müde war, wie das kosende Schmeicheln einer Mutter berührt. Jetzt aber, wo sie sich schon lange wieder auf sich selbst besonnen hatte, wo es ihr klar geworden war, daß sie für dies Geborgensein am Mannesherzen, im Mannesarm sich selbst hingegeben hatte, da meinte sie Rechte zu besitzen, Rechte, ihre Selbständigkeit zu wahren im Denken, fühlen und Handeln. Sie wollte sich nicht beschwichtigen lassen, sie wollte an allem teilnehmen, sie wollte eine Wissende werden. Wenn sie ihrem Mann dies auseinandersetzte, dann schloß er anfänglich mit einem Kuß ihren klagenden Mund. Später versuchte er, ihren Gedankengängen nachzugehen, und fand nichts darin als eine Widerspiegelung der krankhaften Symptome des Zeitgeistes. Er wollte dem Weib seiner Liebe gern alles geben, was er für gut fand, er wollte dies weiße Blatt beschreiben, aber es sollte nur das darauf stehen, was er für gut fand. Und Gwendolin wollte mehr, wollte anderes. Und sie wollte es heftiger und leidenschaftlicher seit jenem Abend, als er ihr Eugen Dietmars

Bücher auf das Bett gelegt hatte. Darum sagte sie auch jetzt ein wenig gereizt: „Sage nicht immer: liebes Kind! Ich bin nun doch wirklich kein Kind mehr!“

„Du bist mein alles!“ erwiderte er herzlich, und es war gut, daß er nicht das ungeduldige Achselzucken sah, das sie als Antwort für ihn hatte.

* * *

Der Sturm umheulte das Pfarrhaus von Schöneiche, und der Regen schlug gegen die Fenster. Oede und still lag der Dorfanger da, alles drängte sich in die Hütten zusammen. Lucian saß über einer wissenschaftlichen Arbeit, die ihm Kopf und Herz warm machte: er schrieb eine Streitschrift. „Neue Proteste“, nannte er sie, und wenn er müde die Feder aus der Hand legte, dann kam er mit einem frohen Lächeln hinüber zu seiner Frau und begann von dem zu reden, was ihn bewegte. Im Anfang fand diese viel Interesse an seinen kühnen Gedankengängen. Sie hörte ihm zu und machte hier und da einen Einwurf, Einwürfe, die neue Gedanken in ihm anregten. Das beglückte ihn, und er meinte dann, daß er der glücklichste Mann sei. Sage alles, was du denkst, widersprich mir, bekämpfe mich; es ist ein so wonniges Gefühl, schon im voraus zu wissen, daß ich Sieger bleibe! — Ja, er blieb auf diesen Gebieten natürlich Sieger. Einmal sagte sie ärgerlich, als er alle ihre Einwürfe klar und verständlich widerlegt hatte, so daß sie ihm zugestehen mußte, er habe recht: „Es ist furchtbar langweilig für mich, immer die Unterliegende zu sein! Und es ist gar nicht ritterlich, daß du mich immer meine Ohnmacht fühlen läßt!“

Erstaunt fragte er: „Aber würde es dir Freude machen, deinen Mann in den Sand zu strecken?“

„Warum nicht?“ sagte sie leicht hin. Er stützte einen Augenblick, aber dann vergaß er es schnell wieder.

Zum Weihnachtsfest sollten die alten Normanns nach Schöneiche kommen. Lucian freute sich wie ein Kind auf dieses Fest und fand noch Zeit zu Träumen, in denen ihm das nächstjährige Fest noch goldiger erschien. Mansell Mine hatte trotz Schneesturm und Winterfalte das Haus vom Keller bis zum Boden mit der Magd gemeinsam rein gemacht und dann die schönsten Stollen und Sternchen gebacken. Auch für die Armut wurde liebevoll gesorgt, und das war vor allem Gwendolins Domäne. Sie that es mit Feuereifer, denn diese Arbeit brachte ihr Befriedigung und Zerstreuung. Wenn Lucian seine Frau so schalten und walten sah, behilflich Kleider und Röckchen nähen und Spielzeug einkaufen, dann kamen alle bangen Zweifel und Fragen, die sich in letzter Zeit in seinem Herzen geregt hatten, zur Ruhe. Dann sagte er wohl zu sich: was willst du, ungeduldiger Thor, laß ihr doch Zeit, sich in dieser andern Welt zurechtzufinden, die wahrlich weder schlechter noch kleiner ist, als die, in der sie früher lebte.

Lucians Buch war noch vor dem Fest erschienen. Es hatte allgemeines Aufsehen erregt. Viel freundige Zustimmung war ihm entgegengebracht, manch ehrender Widerspruch. Er legte alle die Streitschriften und Zustimmungsbereiche eines Abends vor seine Frau lachend hin und rief: „Nun sprich du das letzte Wort, liebe Frau.“

Sie sah gerade heute abend bezaubernd aus. Das weiche, dunkelrote Hauskleid stand vortrefflich zu ihrem feinen, bleichen Gesicht. Sie legte die Handarbeit zur Seite und griff nach den Büchern und Broschüren.

„Du bist mit einem Schlag berühmt geworden. Dein Ephorus sagte es mir gestern schon mit einem Gemisch von Stolz und Neid. Er nannte dich sogar den kommenden Mann.“

„Ach, laß doch, er hatte immer die Angewohnheit, zu übertreiben! Mir kommt es ja nur darauf an, meine lebensfreudige, lebenbejahende Anschauung in die Welt hineinzutragen! Ich möchte allen müden, verzweifelten Seelen die Lust am Kampf beibringen! Ich möchte ihnen klar machen, daß man nicht verzweifeln soll, wenn die Wirklichkeit den Maßen des Guten, Wahren und Schönen nicht standhält, die wir an sie legen. Nein, ein Ansporn sollte es uns werden zu mannhaftem Streben und mutvoller Arbeit. Man überschätzt viel zu sehr den Frieden und die Ruhe! Man sieht das Leid von ganz falschen Gesichtspunkten an, das Leid, diesen wichtigsten Faktor in unseres Herrgotts Weltwirtschaft! Man hat keine Lust am Kampf mehr, man hat vergessen, daß wir von einem Geschlecht von Drachentöttern abstammen.“

„Ja, ja,“ sagte Gwendolin, „aber weißt du, was ich immer denken muß? Alles, was du da sagst und was du geschrieben hast, sind nicht die Ideen eines christlichen Pfarrers! Du bist ja gar kein Christ mehr! Nein, nein, nicht das ist Christentum, was ihr predigt, du und die andern, die deinen Standpunkt teilen. Ich habe oft darüber nachgedacht. Ihr redet von dem Reich Gottes inwendig in euch! O, es kommt nicht in euch und besteht auch nicht außer euch in dem Sinn, wie es die ersten Christen meinten und erhofften. Und es kann nie kommen, weil alle Grundbedingungen fehlen! Es macht mich so ungeduldig, wenn ich Männer solche vergebliche Waffengänge gehen sehe.“

Lucian sah sprachlos auf die erregte Frau.

„Das sagst du mir?“ rief er dann nach einer Weile.

„Wunderst du dich darüber?“

„Ich glaubte, du verstandest mich!“

„Ich habe dich verstanden. Es ist mir mit Macht klar geworden, daß ich nicht imstande bin, an die Erfolge deiner schwächlichen Vermittlungsversuche zu glauben, eine vorgeschrittene Welt auf alte Ideen zurückzuschrauben! Die Pietät, die darin zum Ausdruck kommt, rührt mich; ich fühle, du meinst es edel, aber du greiffst zu falschen Mitteln! Baue etwas Neues! Du stickst nur neue Lappen auf alte Kleider!“

„Also das habe ich erreicht!“ rief er bitter. „Ich rühre dich! Aber ich finde dich im Lager meiner Gegner!“

„Besiege mich! Dem Stärkeren beuge ich mich mit Wonne!“

„Und so wollen wir Weihnachten feiern?“

„Wir sind mündige Menschen! Wir können uns unmöglich an Träumen und Märchen genügen lassen! Ich habe eine Zeitlang ernstlich versucht, deine Wege zu gehen. Ich kann es nicht. Ich ersticke!“

„O Gwendolin! Was zertrümmerst du mir da so unbarmherzig!“ rief Lucian schmerzbeengt.

„Ach,“ sagte sie und faltete mit tiefem Seufzer die emporgehobenen Hände, „ich kann keine Fessel dulden, keine leibliche und keine geistige, ich muß frei sein, wenn ich gedeihen soll! Oder der Mann, der mich bändigen und fesseln will, muß wirklich Herrscher sein. Ich rase! Ich sehe es dir an, du willst mir das sagen. Und dann wirst du mir sagen: sei stille, liebe Frau, um des Kindes willen! Um des Kindes willen! Ja, was bin ich denn eigentlich? Nur Mutter?! Ich will mehr sein.“

Er schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? Er nahm nicht einmal seine Bücher von ihrem Tisch. Er ging hinaus, und seine Gedanken fanden keinen Ausweg, keinen Rat. Er stand lange am Fenster seines Zimmers und sah auf die verschneiten Wege da draußen. Dann setzte er sich an seinen Schreibtisch. Aber er konnte nicht arbeiten. Er vergab ihr in Gedanken tausendmal. Er, der den Menschen die Freude am Kampf predigen wollte, dachte immer an Frieden. Er ging in das Eßzimmer. Es war nur für ihn allein gedeckt. „Die Frau liegt zu Bett,“ bestellte die Magd. Nun stieg Angst und Wehe in sein Herz. Er trat in das Schlafzimmer, leise und behutsam, er legte seine Hand auf ihre heiße Stirn. Sie stieß diese gute Hand nicht fort, aber sie fand auch kein Wort des Dankes.

Am andern Morgen stand sie plötzlich neben seinem Schreibtisch, wo er die ganze Nacht gefessen hatte. Sie sah sehr bleich und krank aus.

„Lucian, laß mich heute und morgen und übermorgen, erzwinge keine Aussprache! Ich kann deine Eltern nicht empfangen — werdet ohne mich fertig. Ich will mich wieder niederlegen, denn ich bin kränker, als du denkst.“

Er wollte sie umfassen und ihr sagen, daß er keine Aussprache verlange, er liebe sie, und das sei alles! Da wich sie schauernd zurück und sank mit einem leisen Schmerzensruf zusammen. Hart schlug ihre Stirn auf die Kante des Schreibtisches. Er sprang entsetzt auf und hob sie empor. Er bettete sie auf den Diwan. Mamsell flog zum Arzt, verzweifelt, an allen Gliedern bebed.

Traurige Weihnachten! Vernichtet die goldigen Hoffnungen auf das Kommende — verslogen die süßen Traumgedanken! Unheimlich still war es in dem alten Haus. Mamsell empfing am andern Tag mit rotgeweinten Augen die Küstersleute aus Lenzbach, die, in warme Pelze gepackt, frohgemut im offenen Schlitten vorfuhrten. Lucian begrüßte mit sorgenschwerem Herzen die Eltern und erklärte dem Vater mit stoßender Stimme, was sich zugetragen, während die alte Frau Mormann trostlos inmitten ihrer vielen Pakete in Mamsell Mines Stübchen saß und von dieser sich wieder und immer wieder die traurige Kunde vortragen ließ.

„Wie war es nur möglich,“ schloß sie die lange Reihe verzweifelter Gedanken, „daß Gott am Tag vor Weihnachten einen so braven Mann und Diener, wie ihren Sohn Lucian, so hart bestrafen konnte!“ Sonst fand sie immer ein Trostwort, heute war sie ganz verzweifelt.

„Laß mir den lieben Gott aus dem Spiel,“ rief Küster Mormann ärgerlich. „Ich sage dir, Johanne, nachgerade

fangen mir die Augen an aufzugehen! Lucian hatte Verstand genug, um zu wissen, daß es Gesetze giebt auch in diesem Fall, die man ungestraft nicht übertritt! Sagte deine selige Mutter nicht immer: was nützt der Kuh Muskat? Wenn du nun Grütze im Schädel hast, was ich annehmen darf, so machst du dir ein Exempel von diesem Beispiel. Du kannst auch sagen: gleich und gleich gefellt sich gern. Da hat er nun seine Gräfin, und damit hat er sich eine böse Suppe eingebrockt, die auch abgekühlt noch schlecht genug auszulöffeln sein wird. Nun heißt es einfach stille halten und abwarten.“

Frau Mormann saß ganz allein in dem großen, dämmerigen Wohnzimmer und schaute die vornehme Einrichtung an, als ob sie sie noch nie gesehen, und trocknete die heimlichen Thränen, denn sie wollte gern nach außen heiter erscheinen, um Mut und Hoffnung zu erwecken, die sie selbst nicht hatte!

Mit wehem Herzen hielt Lucian seine Weihnachtspredigt. Jetzt sollte er beweisen, was es heißt, sein eigenes Weh zurückzudrängen und ein Gehilfe der Freude seiner Gemeinde zu sein! Er biß die Zähne aufeinander und faltete krampfhaft die Hände, als er in seiner engen Sakristei auf- und abging, während durch die Kirche der uralte Weihnachtsgesang klang: „Nun singet und seid froh!“ — Die Liebe! Die Liebe, das Grundgesetz der Welt? Sollte er wirklich mit einem Mal an diesem Leitmotiv seines Lebens irre werden? War denn alles nur ein Traum gewesen? Jene frohen Tage, jene seligen Nächte? War es ihm doch gewesen, als ob sich die Rätsel der Ewigkeit lösten, als er sein Weib zum erstenmal im Arm hielt. O nein, so leicht gab er sich nicht gefangen und sie nicht auf. Nur Mut! Nur unentwegt hoffen! Und mit diesen Gedanken bestieg er die Kanzel. Küster Mormann durfte heute stolz auf seinen Sohn sein, und deshalb ärgerte es ihn, als seine Frau in Thränen aufgelöst neben ihm saß. Er stieß sie mit dem Ellbogen ärgerlich in die Seite und sagte: „Heule nicht, Johanne, heule nicht! Was soll das Dorf von dieser Heulerei denken! Sie wird sich erholen, die Frau Schwiegertochter, sie wird sich besinnen auf ihren Wappenspruch, auf den sie sich immer so viel zu gute thun, diese Adelligen.“

Aber Frau Mormann fand nur schwer ihre Selbstbeherrschung wieder. Wenn sie doch nur wenigstens einen Menschen gehabt hätte, mit dem sie über diese Dinge hätte reden können! Da war nur Mamsell München. Was verstand die von alledem! Auch war Mamsell München noch viel fassungsloser als sie selbst. Der Arzt hatte auch ein so merkwürdiges Gesicht gemacht und nur immer von Ruhe und nochmals Ruhe gesprochen. Und sogar von einer Luftveränderung! So etwas! Das kannte sie nur als Mittel gegen Keuchhusten! Eine Frau war doch in solchen Zuständen nirgends besser aufgehoben, als daheim bei ihrem Mann! Noch dazu bei einem, der sie auf Händen trug! Gab es denn gar keine verständige Frau, mit der sie sich über diese wichtigen Dinge hätte aussprechen können?

Lucian ging still und bedrückt nach beendetem Gottesdienst zwischen seinen Eltern heim über den beschneiten Dorfanger. Seine Blicke suchten schon von ferne die

dicht verhangenen Fenster des Krankenzimmers. Kaum hörte er auf die vielen teilnahmsvollen Grüße, die man ihm von allen Seiten für seine kranke Frau mit heimgab.

Traurige Kunde brachte Mansell den Heimkehrenden, bang fragenden. Die junge Frau lag apathisch da, und ihre Schwäche war so groß, daß der Arzt sogar den Besuch Lucians als zu aufregend einstweilen untersagt hatte. Das war nun ein trauriges Festmahl, zu dem sich die drei Menschen niedersetzten. Als es beendet war, ging Lucian in sein Studierzimmer. Er stand an der geschlossenen Thür, die zu dem ehelichen Gemach führte, wie ein Verbannter, und lauschte, ob nicht wenigstens ein Atemzug zu hören wäre, oder ein leiser Klagen der Laut, der ihn riefte zu Schutz und Trost. Aber alles blieb still. Da litt es ihn nicht länger im Haus, er stieg hinunter in den Hof hinter dem Haus. Dort erging er sich in der kalten, klaren Winterluft. Nach geraumer Zeit knarrte die alte Hausthür, und sein Vater kam. Langsam und zögernd blieb der Alte auf der Schwelle stehen, dann kam er auf den Sohn zu.

Der Weg war ganz schmal, den Jochen, der Knecht, am Morgen gefegt hatte, damit er zu den Ställen gelangen könne. Nur da, wo die alte Linde stand, war ein großer, schneefreier Platz für die Vögel, denen Gwendolin täglich Futter streute. Lucian mußte dahin zurückgehen, für beide war auf dem schmalen Fußpfad kein Platz. Lärmend flogen die Vögel in die dünnen Äste der Linde und äugten erstaunt herunter auf die Männer, die ihr Futter zertraten.

„Lucian,“ begann der Alte, indem er seine Hand auf des Pfarrers Schulter legte, „rede mit deinem alten Vater, dessen einziger du bist und dessen Stolz du immer warst. Sage deinem Vater alles! Bist du unglücklich? Und der Unfall, der deine Frau betroffen, ist es nicht allein? Der Grund liegt tiefer? Ist da noch etwas, das erst ans Licht muß, wenn die Sache gut werden soll? Hast du sie beleidigt, deine allzu fein besaitete Frau? Rede nichts! Ich weiß schon! Nein — ich will dir einmal den Star stechen! Ihr paßt nicht zu einander! Und das ist ihr eher klar geworden, als dir, denn sie liebt dich nicht so, wie ein Weib lieben muß, das seinem Mann mit Schmerzen Kinder gebären soll. Mit tausend Schmerzen! Nicht nur leiblichen! Die seelischen sind nicht mindere, denn eine Frau muß sich selbst verlieren und aufgeben, wenn sie Gattin und Mutter werden will. Kannst du etwas dagegen sagen? Nein, nein! Und dies ist nicht nur Wahrheit vom Hörensagen, etwa weil es der Pastor von Lenzbach bei jeder Hochzeit und jeder Taufe vorliest, nein, das ist meine erlebte Weisheit.“

Lucian wollte hinausrufen in die winterliche Welt: aber ich liebe sie, und sie liebt mich dennoch, denn sie war mein, mein mit Leib und Seele! Auch mit der Seele!

Der alte Mann redete weiter. „Freude hatte ich nie an deiner Wahl, immer meinte ich, ob nicht ein klein wenig Hochmut dabei im Spiel war. Nicht so gemeiner Hochmut, ordinäre Streberei — Gott bewahre, das sollte keiner von Küster Normann seinem Sohn

sagen: Großmannsucht! Aber du hattest immer einen hohen Flug . . .“

„Vater, quäle mich nicht. Sieh, ein Mensch wird doch, er entwickelt sich, er kommt auch mit seiner größer gewordenen Bildung schließlich über seinen anfänglichen Stand hinaus. Man wächst . . .“

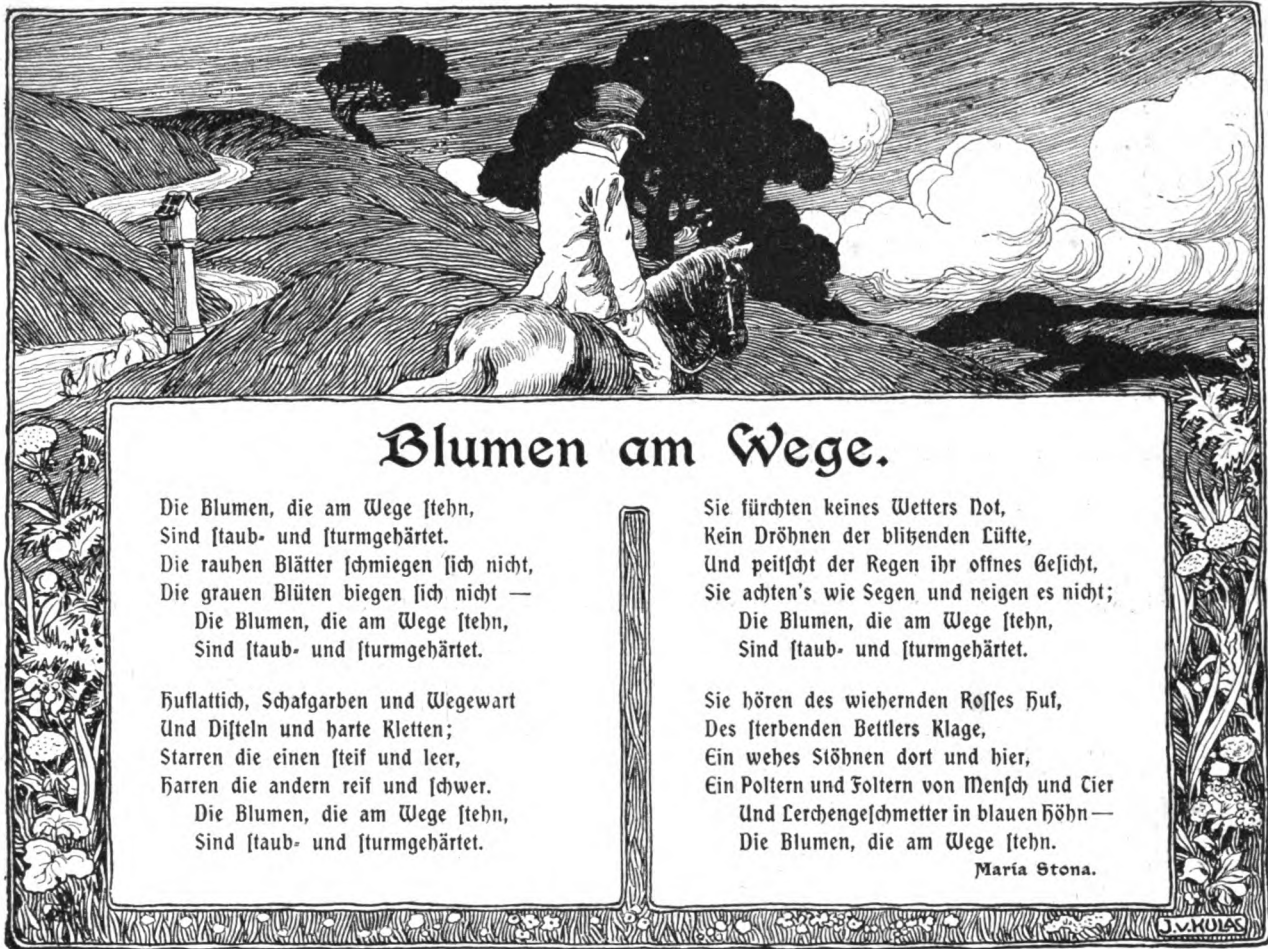
„Das meinst du so, mein Sohn. Aber deine Gewohnheiten und deine Ansichten wurzeln in Küster Normanns Familie. Die abzustreifen, reicht ein Menschenleben nicht aus! Deines Vaters Großvater hat einmal die Kühe gehütet! Ehre seinem Andenken, er war so brav, wie wir, noch mehr am Ende, denn er war's, der den ersten Schritt hinauf that, indem er seinen Sohn ein Handwerk lernen ließ. So ein erster Schritt mag der schwerste sein. Aber deiner Frau Vorfahren waren keinem dienstbar. Sie haben sich zu Grafen ausgewachsen. Denke nach, mein Sohn, über dies unterschiedliche Werden. So etwas gleicht sich nicht leicht aus, es gleicht sich einfach nie aus, es sei denn —“ Hier stockte Küster Normann, denn er scheute sich, das noch einmal auszusprechen, was ihm der eigentliche Grund alles Elends zu sein schien. „Es sei denn, deine Frau hätte dich geliebt, wie du sie liebst.“

„Vater, du sagtest das schon einmal mit unbarmherziger Offenheit! Und du willst das gesehen haben, Vater, und ich Thor merkte von alledem nichts?! Ich kann es auch jetzt noch nicht glauben, auch nicht, wenn ihr Mund es mir sagt. Sie ist krank. Komm, laß uns hineingehn. Die Mutter sorgt sich allein in der öden Stube ohne Weihnachtschimmer.“

Einer hinter dem andern gingen sie auf dem schmalen Fußweg ins Haus zurück. Auf dem Hausflur begegnete ihnen der Arzt, der Lucian um eine Unterredung bat. Dr. Brandau war durch widrige Verhältnisse nach Schöneiche verschlagen worden. Anfänglich war er nur widerwillig nach diesem einsamen Nest gegangen, schließlich hatte er sich so zwischen seinen Bauern und seinen Bergen eingelebt, daß er sich nicht mehr davon trennen mochte. Er war eine schlichte Natur und nannte die Dinge immer beim rechten Namen. So machte er denn auch heute kurzen Prozeß. Während Lucian mit dem Rücken am Fenster gelehnt stand, warf er sich erschöpft in den Sessel am Ofen und rief: „Verflucht, lieber Pastor! Lieber habe ich zehn typhuskrante Bauernweiber in Behandlung, als eine leidende, vornehme Dame! Und nun passen Sie mal auf, alter Freund: Ihre Frau ist krank, sehr krank, wollen wir mal sagen, in manchen Stücken unfürrierbar. Gott im Himmel, am liebsten fluchte ich ein Donnerwetter! Sagen Sie mal, haben Sie sich mit Ihrer Frau Gemahlin ernstlich veruneinigt? Da stimmt etwas in den tiefsten Tiefen nicht. Soll ich Ihnen einen Rat geben aus treuem Herzen, dann trennen Sie sich räumlich einmal eine Zeitlang voneinander. Können Sie das einrichten?“

Pfarrer Normann sagte: „Ich danke Ihnen, lieber Doktor, ich verstehe Sie. Ersparen Sie mir eine Antwort. Kann ich mit meiner Frau ein Wort reden?“

„Ja, sicherlich. Sie werden Sie nicht aufregen! Haben Sie Mut. Eine solche Trennung wirkt zuweilen Wunder. Zeigen Sie Ihrer Frau Gleichmut, meinet-



Blumen am Wege.

Die Blumen, die am Wege stehn,
Sind staub- und sturmgehärtet.
Die rauhen Blätter schmiegen sich nicht,
Die grauen Blüten biegen sich nicht —
Die Blumen, die am Wege stehn,
Sind staub- und sturmgehärtet.

Huslattich, Schafgarben und Wegewart
Und Disteln und harte Kletten;
Starren die einen steif und leer,
Harren die andern reif und schwer.
Die Blumen, die am Wege stehn,
Sind staub- und sturmgehärtet.

Sie fürchten keines Wetters Not,
Kein Dröhnen der blitzenden Lüfte,
Und peitscht der Regen ihr offnes Gesicht,
Sie achten's wie Segen und neigen es nicht;
Die Blumen, die am Wege stehn,
Sind staub- und sturmgehärtet.

Sie hören des wiehernden Rosses Huf,
Des sterbenden Bettlers Klage,
Ein wehes Stöhnen dort und hier,
Ein Poltern und Foltern von Mensch und Tier
Und Lerchengeschmetter in blauen Höhn —
Die Blumen, die am Wege stehn.

Maria Stona.

J.M.KULAS

wegen Gleichgiltigkeit, auch ein wenig Beringschätzung; an so etwas erstarren und gesunden zuweilen diese Art Weiberseelen, aber nichts für ungut, Pastor, mir sind die Sammetpatschen, mit denen man zersprungene Herzen anpacken soll, im Kampf mit dem Leben verloren gegangen."

Dr. Brandau war froh, als er wieder draußen vor der Thür stand. Er holte tief Atem und brummte etwas von albernen adligen Allüren vor sich hin. Dann ließ er sich von Hanne Messingen einen steifen Grog brauen. Den trank er höchst schweigsam zu Hannens großem Aerger.

Lucian ging zu Gwendolin. Sie lag mit offenen Augen im Bett. Das Herz krampfte sich ihm zusammen, als er sie so wieder sah. Schöner, wie je zuvor, mit diesem feinen Leidenszug um den Mund.

"Leidest du sehr?" fragte er liebevoll, ihre Hand ergreifend.

Sie zuckte leicht zusammen bei dem Ton seiner Stimme, mehr noch bei seiner Berührung. Eine Weile schwieg sie, dann erwiderte sie leise: „Du leidest noch mehr, Lucian, ich weiß das. Ich kenne dich und deine grenzenlose Güte so genau. Ach, ich bin heute noch so müde, so müde — aber komme morgen wieder, oder übermorgen, dann will ich beichten, wenn du es verlangst. Vielleicht weißt du es aber auch so schon. Du kannst ja in Seelen lesen."

Er stand auf, und ehe er ging, rückte er noch behutsam ihre Kissen zurecht und schob den Tisch näher zum Bett.

Als die Thür sich leise in den Angeln knarrend hinter ihm schloß, barg sie den Kopf in den Kissen und weinte. Sie weinte die heißesten Thränen ihres Lebens. Nicht beim Tode ihres Vaters war sie elender gewesen als heute, denn sie hatte sich selbst verloren und konnte sich nicht wieder finden.

Lange lag sie grübelnd da, ehe sie Ruhe und Schlaf fand. Am andern Morgen, als die helle Winter Sonne durch das Fenster schien, erwachte sie erst. Sie hatte lange und tief geschlafen, ganz traumlos. Ihr Blick fiel auf Lucian, der, still in einem Buch lesend, neben ihrem Bett saß. Sie errötete leicht, sie wagte nicht, sich zu rühren, wie in einem Bann lag sie da. Ihr ganzes vergangenes Leben flog blickartig an ihrer Seele vorüber, ihre sonnige Kindheit, ihre stolze Jugend — und dann — sie schauderte.

Lucian sah von seinem Buch auf. Seine treuen Augen blickten voll Liebe und Besorgnis. „Du hast so fest geschlafen, liebe Frau! Gottlob, nun wirst du dich bald besser fühlen."

O diese Güte! Wie machte sie die ungeduldig! Konnte dieser Mann sie denn gar nicht begreifen! Warum saß er hier, ihren Schlaf zu behüten? Warum zürnte er nicht? Was würde einer thun müssen, um diesen Mann in Wut zu bringen?

„Mir ist besser, ich denke, Dr. Brandau wird nicht mehr oft zu kommen brauchen, und das ist gut, denn er ist ein unangenehmer Mann.“

Lucian überhörte die letzten Worte und klingelte der Mamsell. Diese kam strahlend in freudiger Wichtigkeit mit dem Frühstück herein. Träumend sah Gwendolin zu, wie sie einen größeren Tisch mit Lucians Hilfe herbeischob und alles zierlich ordnete. Frische Milch und Weißbrot, Honig, Festtagskuchen, Kaffee für Lucian, und sie machte alles so still und geräuschlos. Manchmal lächelte sie stumm und zeigte dabei mit den Augen auf Lucian, der zum Fenster hinaus sah. Dabei drückte sie beide Hände auf ihr Herz, als wolle sie Gwendolin begreiflich machen, daß das seine fast gebrochen wäre — aber nun sei alles wieder gut! Dann frühstückten sie zusammen. Es war ein merkwürdiges Beginnen, und

noch nach Jahren empfand Gwendolin das Peinliche dieser Situation. Sie würgte wortlos ein wenig Milch und einige Bissen Semmel hinunter. Er schob ihr alles so bequem wie möglich zurecht. Dann richtete sie sich plötzlich auf.

„Ich kann nicht mehr, ich kann nicht mehr,“ stöhnte sie. „Ich bitte dich, verstehe doch, was ich empfinde!“

Und er antwortete bebend, aber mit seiner ganzen großen Liebe für diese schöne, feine Frau: „Ich verstehe dich ja, weiß, daß du elend bist. Sei stille, sei ruhig, mein Liebling. Sobald du kräftig genug bist, sollst du reisen, hinaus in die Welt. Das wird dich zerstreuen und“ — es wurde ihm so sauer, weiter zu reden — „und wenn du genug gesehn hast von deiner Welt, dann kommst du wieder heim in unser stilles Haus.“

(Fortsetzung folgt.)

Die hygienisch zulässigen Grenzen des Alkoholgenusses.

Von Dr. Carl Virchow (Charlottenburg).

Auf die schädlichen Wirkungen des übermäßigen nicht nur, sondern auch des mäßigen Genusses von alkoholischen Getränken ist in ihrem ganzen Umfang die öffentliche Aufmerksamkeit vornehmlich erst durch die Thätigkeit der Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke gelenkt worden. Und diese wieder stützt sich auf die wissenschaftlichen Arbeiten und Gutachten einer Reihe hervorragender Fachgelehrter.

Man unterscheidet nach dem Prozentgehalt an Alkohol wesentlich drei Arten von alkoholischen Getränken: Branntwein (destillierte Getränke), Wein und Bier. Und auch in der Statistik werden sie immer auseinandergehalten. Als wichtigstes Kriterium des günstigen oder ungünstigen Standes der Alkoholfrage (des Alkoholismus) eines Landes wird fast ausschließlich der Konsum an Branntwein betrachtet, weil, wie man meistens anzunehmen pflegt, die schwersten, dem Alkoholgenuß entspringenden Verbrechen und öffentlichen Mißstände ihre Wurzel der Hauptsache nach im Branntweingenuß haben. Die Folgen des Branntweingenusses sind besonders deshalb in die Augen springend und zu öffentlichen Störungen führend, weil der Branntwein fast ausschließlich von den untersten und besonders gern zu Ausschreitungen neigenden Bevölkerungsklassen konsumiert wird, weil er ferner auf die Gesundheit viel schädlicher einwirkende Stoffe enthält, als Wein und Bier, in erster Linie zu erwähnen ist der Amylalkohol. Trotzdem können auch in hygienischer Beziehung aus dem Wein- und Biergenuß mindestens ebenso große Schäden sich ergeben, weil der Mißbrauch in gewissen Kreisen der sogenannten gebildeten Gesellschaft infolge deren günstigerer Vermögenslage unverhältnismäßig viel größer ist. Es mögen einige auf den Konsum Bezug nehmende Zahlen hier Platz finden. Es wurden verbraucht in Deutschland:

	1888	1899
an Branntwein	2195300000 Liter	2446000000 Liter
an Bier	4691500000 Liter	6944900000 Liter
das heißt pro Kopf der Bevölkerung:		
	1888	1899
an Branntwein	4,5 Liter	4,2 Liter
an Bier	97,5 Liter	124,9 Liter.

Ähnlich ist der Verbrauch von Branntwein in Frankreich und England, der Verbrauch von Bier in England, während in Frankreich das Bier vornehmlich durch Wein mit einem Durchschnittsverbrauch von 102 Liter auf den Kopf ersetzt wird.

Der enorme Verbrauch von alkoholischen Getränken und die Verbreitung des Alkoholgenusses über den ganzen Erdkreis, sowie die uralte Bekanntheit des Menschen mit den alkoholischen Getränken haben seit einer Reihe von Jahren die Veranlassung gegeben, den Gründen dieser außerordentlichen Beliebtheit nachzuforschen, die trotz der großen Schäden für körperliche und geistige Gesundheit, sowie öffentliche Sicherheit und sittliche Lebensauffassung stetig im Wachsen begriffen waren.

Die wesentlichsten dieser Gründe sind: 1. die materielle Not weiter Volkskreise und der Glaube an den Alkohol als den Retter aus ihr; 2. die alkoholischen Getränke kommen dem uralten und tiefeingewurzeltsten Bedürfnis der menschlichen Natur nach Nervenreizmitteln in ausgiebigster Weise entgegen. (Wie stark dieser Drang ist, beweisen unter anderm in charakteristischer Weise die sogenannten Trinksitten.) 3. der Alkohol ist durch eine Reihe wissenschaftlicher Arbeiten als Nährstoff charakterisiert worden, allerdings unter ganz bestimmten Einschränkungen; 4. der Alkohol findet in der Industrie weitestgehende Verwendung; 5. der Alkohol und die alkoholartigen Getränke sind Objekte von bedeutender Steuerkraft für den Staat.

Im Verlauf der nachfolgenden Besprechungen wird, soweit sie allgemeiner Natur sind, schlechtweg von Alkohol gesprochen, wie es allgemein Sitte ist, obwohl ja der Alkohol als chemisch reine Substanz niemals in Frage kommt.

Der Alkoholgehalt der zum Konsum verwendeten Getränke stellt sich in runden Zahlen folgendermaßen:

Es enthält im Liter	Gramm Alkohol
Egerbier	20—58 Gramm
Porter und Ale	14—98
Weiß- und Rotwein	78—80
Südliche Weine	80—170
Branntweine und Eißöre	200—400

Wenn an dieser Stelle der Versuch gemacht werden soll, die hygienisch zulässigen Grenzen des Alkohol-

genusses festzustellen, so geht aus dieser Beschränkung schon an und für sich hervor, was aus der Betrachtung ausscheiden hat. Jeder übermäßige Alkoholgenuß wird von jedem wahrhaft gebildeten Volksfreund selbstverständlich stets aufs energischste bekämpft werden. Die Folgen des übermäßigen Alkoholgenusses sind: die wichtigsten Organe, Nieren, Herz, Leber, Magen und in besonders auffälliger Weise das Zentralnervensystem und die peripheren Nervenendigungen können mehr oder weniger erkranken. Beim Gehirn äußert sich dies unter allen Umständen in der Abnahme des Intellekts, und diese tritt dem Laien in verschiedener Weise, unter anderem als zunehmende Kritiklosigkeit, Selbsttäuschung und Gedächtnisschwäche entgegen. Nun ist der Grad der Erkrankung individuell sehr verschieden, aber auch die wissenschaftliche Auffassung über dessen jedesmaligen Umfang keine einheitliche und fest abgeschlossene.

Daher sah man sich schon seit längerer Zeit vor die Frage gestellt: was hat man zu wählen, Mäßigkeit im Alkoholgenuß oder gänzliche Enthaltung?

Die Entscheidung ist von großer Wichtigkeit, da neben der Gesundheit ungeheure materielle Interessen — die viele Millionen repräsentierenden Gärungsgewerbe — und alte, liebgewordene Gewohnheiten auf dem Spiel stehen, denen der Gesetzgeber das Lebenslicht ausblasen könnte. Unterwerfen wir zunächst die Berechtigung des Standpunkts der Enthaltbarkeit oder, wie man zu sagen pflegt, der „absoluten Abstinenz“ einer Kritik.

Die Abstinenzler behaupten, daß der Alkohol zu den stärksten Herz- und Nervengiften gehöre, daß daher schon die kleinsten Mengen, wenn auch oft anfangs unmerklich, schädlich wirken. Dies sei in erster Linie durch seinen verderblichen Einfluß auf den kindlichen Organismus, ferner aber auch auf den von Erwachsenen und zwar nicht nur von solchen, die nicht an alkoholische Getränke gewöhnt seien, sondern auch von mäßigen Trinkern konstatiert worden. Sie behaupten daher, daß die Gefahr von Gesundheitschädigungen, die der sogenannte mäßige Alkoholgenuß enthalte, viel größer sei, als die aus unmäßigem Genuß entstehende, weil letzterer, durch seine Folgen unmittelbar in die Augen springend, schnell und erfolgreich bekämpft werden könne, während der erstere den Alkohol unvermerkt als schleichendes Gift dem Körper zuführe und somit die Möglichkeit einer Heilung ausschließe oder mindestens sehr erschwere.

Was hier besonders interessiert, ist die Auffassung, die die Abstinenzler von dem Begriff des mäßigen Alkoholgenusses haben. Einerseits behaupten sie, der Begriff sei dehnbar, weil er nach dem persönlichen Ermessen des Einzelnen wechsele, andererseits habe ein Trinker nicht die moralische Kraft, bestimmte Grenzen des Alkoholgenusses innezuhalten. Beides ist nur sehr bedingungsweise richtig. Ein wesentlicher Fehler in der Argumentation der Abstinenzler ist nämlich der, daß sie das Vorleben von solchen derzeit notorisch mäßigen Trinkern (die Definition des Begriffes erfolgt nachher) nicht berücksichtigen, die durch unmäßigen Alkoholgenuß in früheren Jahren erkrankten. Solche Personen scheiden natürlich als nicht mehr normal aus unserer Betrachtung aus. Nur jene durchaus normalen mäßigen Trinker sind als passende Beispiele für die Entscheidung über die Schädlichkeit oder Unschädlichkeit bestimmt begrenzter Alkoholmengen verwertbar, die zeitlebens über ein bestimmtes, als unschädlich erkanntes Maß im Alkoholgenuß nicht hinausgegangen sind. Es giebt zahlreiche Beispiele von einzelnen Personen, sowie Gesellschafts-

klassen, die trotz regelmäßigen Alkoholgenusses durchaus mäßig leben. So kann man zum Beispiel häufig beobachten, daß Weinbauern äußerst nüchtern leben und, sich mit einem geringen Quantum Wein auf den Tag begnügend, ein hohes Alter erreichen. Wenn die Abstinenzler behaupten, daß die Wirkungen der vollständigen Enthaltung sehr günstige seien, so daß zum Beispiel allgemein die abstinenten Arbeiter die nicht abstinenten an Tüchtigkeit übertreffen, so kann das nicht wundernehmen, da gerade von Seiten der Arbeiter (zum Beispiel in sehr bedenklichem Grad in den Bergwerken) der so außerordentlich schädliche fuselhaltige Branntwein und meist über die Grenzen des Bedürfnisses hinaus genossen wird. Der Beweis ist aber nicht erbracht, daß vollkommene Enthaltbarkeit in diesem Fall erforderlich ist, um die gleichen Wirkungen zu erzielen. Was die durch freie Vereinbarung eingeführte Abstinenz der Bergsteiger, Radfahrer und anderer Sporttreibender anbetrifft, so dürfte ihre Berechtigung darin ihre Erklärung finden, daß bei diesen Thätigkeiten das Herz ohnedies stark beansprucht ist, und daß sie absolute Nüchternheit und Geistesklarheit verlangen. Bezüglich der durchschnittlich großen Enthaltbarkeit der Frau dem Alkohol gegenüber ist zu bemerken, daß sie einerseits auch nicht ohne Bedürfnis nach Nervenreizmitteln ist (ihr Spezifikum ist vornehmlich der Kaffee), daß andererseits aber ihre körperlichen Leistungen wesentlich hinter denen des Mannes zurückstehen und daß der damit verbundenen geringeren Nahrungsaufnahme auch ein geringeres Bedürfnis nach Nervenreizmitteln entspricht.

Zum Schluß sei bemerkt, daß die giftigen Eigenschaften des Alkohols nicht im entferntesten mit jenen der starken Pflanzen-, Tier- und Mineralgifte zu vergleichen sind, da letztere schon in den kleinsten Dosen und fast vollkommen unabhängig von der Individualität lebensgefährlich und tödlich wirken.

Der Beweis der Notwendigkeit der absoluten Abstinenz für die Allgemeinheit ist somit noch nicht erbracht.

Zur allgemeinen Charakterisierung der Abstinenzler darf man sagen, daß sie durchschnittlich einseitig übertreiben, und zwar häufig in sehr fanatischen Ausdrücken, indem sie von den extremen Fällen des Alkoholmißbrauchs Rück- und Trugschlüsse auf die Fälle des mäßigen Alkoholgenusses ziehen, ferner daß sie die zahlreichen Schädigungen, die das Kultur- und Erwerbsleben und der Kampf ums Dasein mit sich bringt, auf Kosten des Alkoholismus gering anschlagen.

Wir kommen nunmehr zur Frage des mäßigen Alkoholgenusses und zur Feststellung der Umstände, unter denen der Alkohol noch keine Giftwirkungen äußert. Welche Alkoholmengen können auf einmal und auf den Tag unbeschadet der Gesundheit genossen werden, sowie welche allgemeinen, das Wohlbefinden und die Gesundheit fördernden Eigenschaften besitzt der Alkohol?

Der Alkohol ist auf Grund sogenannter Stoffwechselversuche als Nährstoff zu bezeichnen. Er zerfällt in der Blutbahn und in den Geweben zu Kohlensäure und Wasser unter Auslösung von Spannkräften und Entwicklung von Wärme. Er ähnelt in der Beziehung den eigentlichen Nährstoffen, die ja auch unter Verbrennung Kraft- und Wärmewirkung ausüben, ohne unter allen Umständen im Körper zum Ansatz zu kommen. 1 Gramm Alkohol liefert 7 Kalorien (Wärmeeinheiten) bei seiner Umsetzung im Körper, während 1 Gramm Eiweiß 4,1, 1 Gramm Fett 9,3 und 1 Gramm Kohlehydrat 4,1 Kalorien entwickelt; mithin ist der Ver-

brennungswert des Alkohols ein sehr bedeutender. Ferner kann der Alkohol fettsparend wirken, d. h. Fett kann im Körper zum Ansaß kommen, wenn bei gleichzeitigem Genuß von Alkohol und Fett die Zersetzung (Verbrennung) des Fettes durch die des Alkohols ganz oder teilweise verhindert wird. Der Alkohol wird vom Magen aus schnell (innerhalb $\frac{1}{4}$ bis 1 Stunde) resorbiert; die Zersetzung in der Blutbahn ist eine fast vollkommene (etwa zu 97 Prozent). Starke alkoholische Getränke, z. B. Kognak in größeren Dosen (bis 60 Gramm), beschleunigen die Fleischverdauung. Ebenso wird die Verdauung schwerverdaulicher Speisen, wie gewisser Käsearten, fetter Gemüse u. s. w., durch konzentrierte Alkohole (Eißöre), und zwar meist relativ geringer Mengen, sowie kohlesäurehaltige alkoholische Getränke wesentlich gefördert und Indispositionen des Magens durch sie verhindert oder beseitigt. Rot- und Weißwein wirken beschleunigend auf die Magenverdauung, indem sie eine starke Absonderung von Magensaft zur Folge haben. Der Alkohol wirkt um so weniger schädlich, je reichlicher die Eiweißzufuhr der Nahrung ist, da er dann weniger schnell resorbiert und daher nicht in so konzentrierter Form in die Blutbahn übergeführt wird. In verdünnter Form (als Bier, leichter Wein) wirkt er bei mäßigem Genuß viel schwächer auf die Organe ein, als in konzentrierter. Eiweißzerfall und fettige Entartung der Gewebe treten bei mäßigem Alkoholgenuß nicht ein. Der Wärmeverlust, bewirkt durch die Erweiterung der Hautgefäße nach Alkoholgenuß, ist individuell sehr verschieden; das häufige Erfrieren von Menschen nach übertriebenem Alkoholgenuß hat im allgemeinen seinen Grund weniger im Wärmeverlust, als in der durch den Alkohol bewirkten Ermüdung.

Die alkoholischen Getränke sind nur in engen Grenzen als durststillend zu betrachten, da sie leicht den Durst steigern, was besonders auffällig bei professionsmäßigen Biertrinkern beobachtet werden kann. Wenn somit der Biergenuß Gefahren in sich birgt, so steht doch der vernünftigen Verwertung des Bieres nichts im Wege. Bei einer rationell entworfenen, streng logisch durchgeführten Diät, wie man sie heutzutage in allen Krankenhäusern, guten Privatkliniken und Sanatorien findet, kann das mäßig genossene Bier vollkommen als Nahrungsmittel in Anschlag gebracht werden, wie zahlreiche, zweckmäßig angeordnete und durchgeführte Stoffwechselversuche beweisen; in seiner anregenden Wirkung fungiert es natürlich auch jederzeit als Genußmittel.

Kommen wir nun zu den zulässigen Maximalmengen von Alkohol, so müssen wir einige allgemeine Bemerkungen vorausschicken. Mit der Verdaulichkeit des Alkohols, wenn wir diesen Ausdruck gebrauchen dürfen, steht es ähnlich, wie mit jener der Nahrungsmittel. Sie hängt ab von einer gesunden, kräftigen Gesamtkonstitution, besonders der Verdauungsorgane, ferner der Lebensweise und Beschäftigungsart, der Gesamternährung, sowohl nach Quantität als Qualität, schließlich aber vom Lebensalter. Durchschnittlich dürfte zwischen dem 20. und 40. Lebensjahr das Maximum der Aufnahmefähigkeit liegen. Vor und nach dieser Zeit ist sie geringer; es hängt dies im ersten Fall von dem zarteren Nervensystem der Jugend, im zweiten von der abnehmenden Verdauungskraft ab. Bei kräftiger Ernährung (Eiweißzufuhr) einerseits, bei starker, körperlicher Arbeit andererseits wird ein höheres Alkoholquantum vertragen. Es werden

daher bei der vernünftig lebenden Arbeiterbevölkerung sich nicht so leicht aus dem Alkoholgenuß resultierende Mißstände herausstellen, als bei den eine sitzende und rein geistige Thätigkeit ausübenden Berufsclassen. Erfahrungsgemäß kann man 30—40 Gramm Alkohol als tägliches Durchschnittsquantum annehmen, entsprechend zwei Flaschen Lagerbier à $\frac{4}{10}$ Liter oder eine Flasche leichten Weines à $\frac{1}{2}$ Liter, für kräftige Arbeiter 60 bis 70 Gramm Alkohol in Form alkoholischer Getränke.

Zum Schluß erscheint es zweckmäßig, die wichtigsten Gesichtspunkte in einigen Sätzen zusammenzufassen:

1. Der Begriff mäßiger Trinker ist definierbar und kann praktisch zum Ausdruck gebracht werden. Es giebt nicht schädlich wirkende, allerdings individuell wechselnde Alkoholmengen. Die wichtigste Voraussetzung für den mäßigen Alkoholgenuß ist die genaue Kenntnis seiner hygienisch zulässigen Grenzen, sowie der eigenen Individualität und der etwaigen krankhaften Veranlagung.

2. Der Alkohol ist, vom physiologischen Standpunkt aus, als Nährstoff sowohl, wie als Genußstoff (Nervenzreizmittel) zu betrachten. Trotzdem kann er als ein notwendig zu unserer Ernährung gehörender Stoff nicht bezeichnet werden, da die, von alters her als Nahrungsmittel geltenden Stoffe vollkommen zu unserer Ernährung ausreichen, und da die Grenzen der Giftwirkung des Alkohols individuell ziemlich weite sind.

3. Andererseits liegt kein Grund vor, von gesunden und erwachsenen Personen vollkommene Enthaltung zu verlangen. Wohl aber sind die hochprozentigen alkoholischen Getränke nach Möglichkeit durch alkoholarmeren zu ersetzen. Kinder dagegen sollen alkoholische Getränke niemals außer auf ärztliche Verordnung erhalten. Der Satz, daß das Bier bei reichlichem Genuß dickes Blut und träge macht, ist richtig; auch bewirkt es Herzenerweiterung, wie beispielsweise das berichtigte Münchner Bierherz zeigt. Hygienisch am empfehlenswertesten ist ein leichter Traubenwein.

4. Für eine Reihe von Krankheiten ist der Alkohol nicht zu entbehren. Anderer Ansicht sind natürlich die Abstinenzler.

5. Gegen die Auswüchse der Trink sitten, besonders den Trinkzwang, ist energisch vorzugehen. Die Vorliebe für das Leben in den Kneipen, besonders der schlecht ventilierten, beweist hygienische und ästhetische Unbildung.

6. Die wichtigsten Mittel, den Alkoholismus wirksam zu bekämpfen, sind: Beschaffung guter und billiger Nahrungsmittel, sowie geeigneter Ersatzgetränke, in erster Linie natürlich guten Trinkwassers, mögliche Schließung der Schnapschänken, Beschränkung des Wirtshauslebens durch Weckung des Bedürfnisses nach edleren Vergnügungen, größtmögliche Verbreitung von hygienischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen.

7. Die absolute Abstinenz Erwachsener ist nur in bestimmten Ausnahmefällen geboten, die Beschränkung des Alkoholkonsums bei gewissen Gesellschaftsklassen nötig, in größeren privaten sowie öffentlichen Anstalten und Betrieben zweckmäßig und auch vielfach eingeführt.

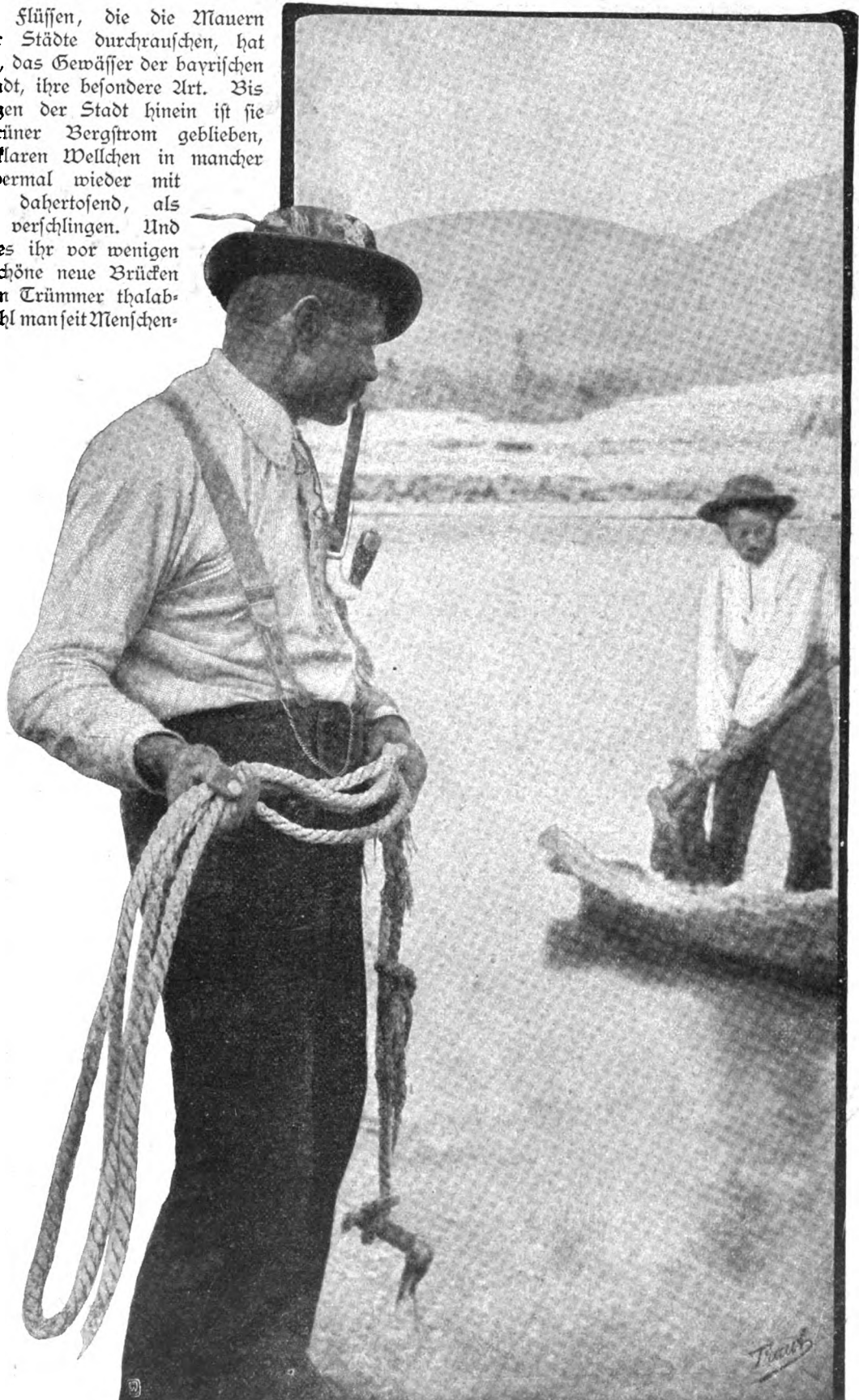
Aber die ganze Welt in die Zwangsjacke der Abstinenzler zu stecken, ist einerseits durch die Umstände nicht geboten, andererseits der Menschheit unwürdig. Jeder Mensch muß zu solcher geistigen Reife im hygienischen Denken erzogen werden, daß er das Maß dessen, was ihm zuträglich ist, kennt und daß er dar nach lebt. Und dieses Ziel kann und wird erreicht werden.

flösserei auf der Isar.

Unter den Flüssen, die die Mauern deutscher Städte durchrauschen, hat die Isar, das Gewässer der bayrischen Hauptstadt, ihre besondere Art. Bis unter die Brückenbogen der Stadt hinein ist sie ein wilder, blaugrüner Bergstrom geblieben, spielend mit kristallklaren Wellchen in mancher Jahreszeit; ein andermal wieder mit graugelben Wirbeln dahertotend, als wollte sie die Ufer verschlingen. Und in der That gelang es ihr vor wenigen Jahren noch, zwei schöne neue Brücken umzuwerfen und deren Trümmer thalabwärts zu reißen, obwohl man seit Menschenaltern bemüht war, ihre Wildheit zu bekämpfen mit allen Mitteln alter und neuer Ingenieurkunst.

Ihr Rücken trägt keine Schiffe, außer denen, die das Flugbauamt zur Ausführung von Strombauten braucht. Die einzigen Fahrzeuge, die den Strom beleben, sind die Flöße, die auf ihm aus dem Hochgebirge herunterschwimmen. Die Isarflößerei ist ein altes Verkehrsmittel und war weit wichtiger für die Stadt München vor dem Zeitalter der Eisenbahnen und der guten Landstraßen.

Die Isar hat ihren Ursprung in wilden Hochgebirgsbächen, die aus den graufig schönen Felsenthälern des Karwendelgebirges hervorbrechen. Für Flöße fahrbar wird sie bei dem einst vielumkämpften Bergpaß der Scharnik, an der Grenze von Bayern und Tirol. Die eigentliche Flößerei aber beginnt ein paar Stunden weiter stromabwärts, bei dem schönen bayrischen Markt- flecken Mittenwald. Der war schon gegen das Ende des Mittelalters ein wichtiger Platz für den Grenz-



Einholen eines Baumstammes. (Traut phot.).

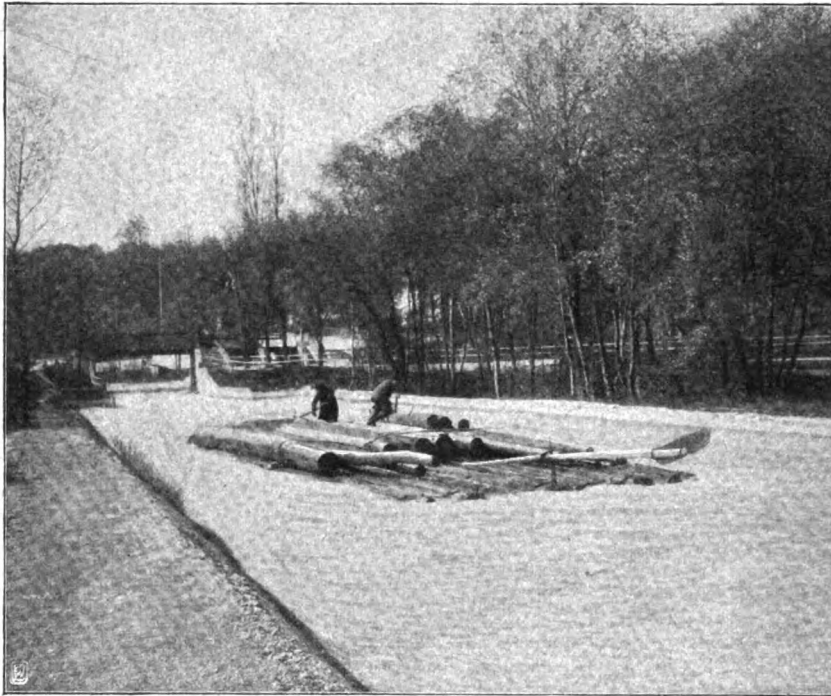
verkehr. Damals wurden allerhand Waren, die aus dem Süden durch Tirol gebracht worden waren, auf Flöße verladen und nach Bayern herausgebracht. Heute dient die Flößerei fast nur mehr dem Holzgeschäft. Die ungeheuren Waldungen, die den ganzen Oberlauf der Isar begleiten, konnten Jahrhunderte hindurch gar nicht anders nutzbar gemacht werden, als mittels der Fahrbahn, die der Strom darbot. Sie machte es möglich, die schlanken Hochwaldstämme, die in den einsamen Bergthälern des Grenzlandes gewachsen waren, hinabschwimmen zu lassen nach München und Landshut und weiterhin in die Donau, nach Linz und Wien, so daß mancher dieser schönen Hochwaldstämme in einen Wiener oder Budapester Dachstuhl eingefügt ward.

Die Flöße der Isar werden an den Holzplätzen des oberen Flußlaufes, in der Gegend von Tölz, Lenggries und Mittenwald zusammengestellt. Sie sind immer nur kurz gebaut, aber aus starken Stämmen. Für die Arbeit der Flößerei ist in den grünen langgestreckten Thälern des sogenannten „Isarwinkels“ ein Geschlecht von Berg-

bewohnern herangewachsen, wie es im ganzen Alpenland nicht stattlicher und schneidiger gefunden werden kann: Männer von riesiger Gestalt, mit braunen, sehnigen Gliedern, malerischer Tracht und wehenden Hahnenfedern auf den Spitzhüten. Es sind jene Menschen, die nicht nur die kühnsten Floßfahrer, sondern auch in allen Kriegen, die Bayern zu führen hatte, die verwegsten Kämpfer gestellt haben.

Sind die Flöße zusammengestellt, was wegen der schweren rollenden Stämme, mit denen dabei hantiert werden muß, eine keineswegs gefahrlose Arbeit ist, da sie im rasch fließenden Wasser gethan werden muß, so werden sie noch mit einer Ladung von Brennholz, Bret-

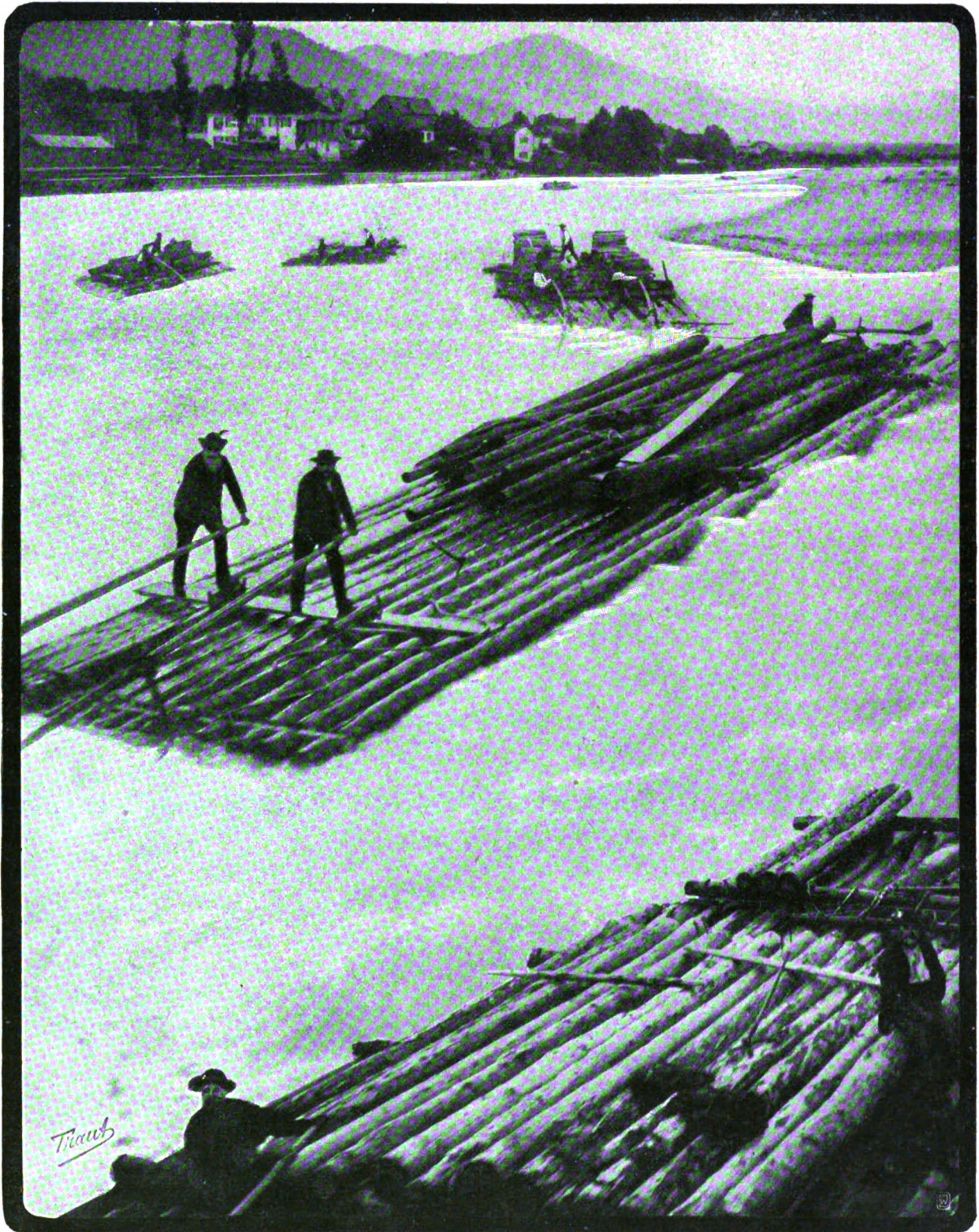
tern oder andern Baumaterial versehen. Manche gehn auch ohne Ladung, bloß als Bauholz. Am vorderen und am hinteren Ende des Floßes ist ein rohes, mächtiges Steuerruder befestigt; an jedem dieser Ruder steht einer jener kraftvollen Isarwinkler Bergmensen, um das schwere und ungefüge Fahrzeug durch die tosenden Stromschnellen zu lenken, die es oft genug



Unterhalb der Grosshesseloher Brücke. (Hofphot. G. Stuffer.)



Städtische Zentrallände in München bei Maria-Siefkedel. (Traut phot.)



Die flößer von Langeneck und Lenggries passieren Tölz. (Traut phot.)

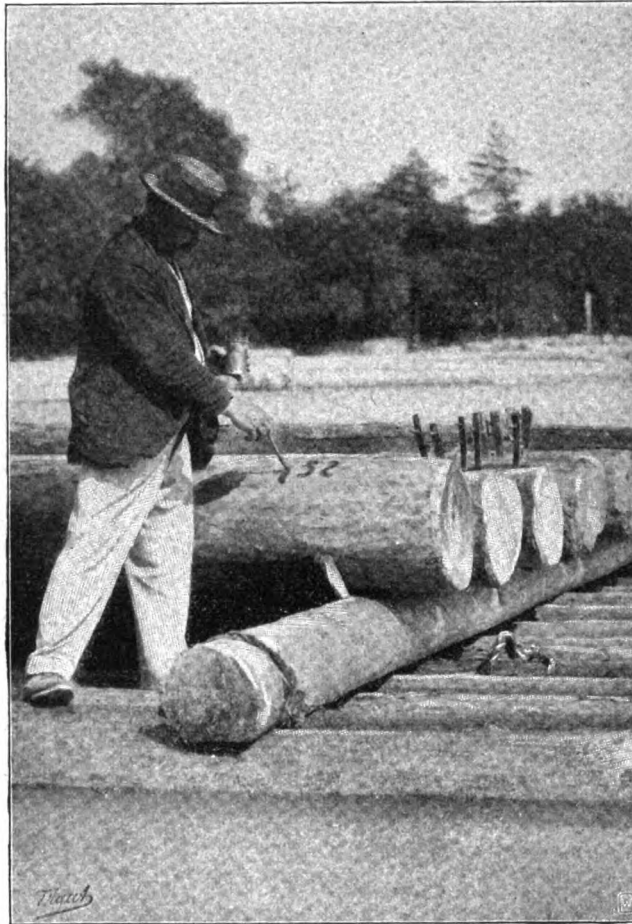
mit einem solchen Wasserschwall überfluten, daß die Lenker bis an das Knie in den Wellen stehn.

Passagiere werden auf den Flößen seltener; diese Art des Reisens ist zu naß für die verwöhnte Menschheit geworden. Ehedem konnte man von München bis Wien um vier Gulden auf dem Floß fahren, mußte aber unter Umständen selbst mithelfen, das Floß flottzumachen, wenn es sich etwa auf einer Kiesbank fest-

gefahren hatte. Das kann um so leichter, trotz der Tüchtigkeit der Steuerleute, geschehn, da das Fahrwasser des Stromes sich beständig ändert. Hie und da fährt noch ein armer Teufel mit, dem das Geld für anderes Reisen ausging, oder ein paar lustige Studenten, denen es Spaß macht, sich von Isarwellen ein paar Stunden lang übersprühen zu lassen. Die liebsten Fahrgäste sind den Flößern ihre schmucken Landsmännchen, die man noch

ziemlich häufig auf den Flößen sieht: bergfrische Mädel in malerischer Landestracht, etwas ängstlich auf den Bretterstoß hingeschmiegt, der einen erhöhten, etwas trockeneren Platz zu sichern vermag. Manchmal sind's auch ganze Vereine oder Hochzeitsgesellschaften, die mit Musik und wehenden Fahnen sich auf mehreren Flößen von Wolfratshausen oder von Tölz nach München hinabschwemmen lassen, jauchzend begrüßt von den Spaziergängern am Ufer. Das ist dann ein gar fröhliches Leben, reich an lustigen Zwischenfällen aller Art, an Bord des oft pfeilschnell dahinschießenden Isarflößes.

Die Flößer führen stets einen Vorrat von losen Holzscheiten mit sich. Der gehört für arme Kinder, die, wenn die Flossfahrt im Gange ist, an den Ufern stehen, um Holz zu erbetteln. Schallt die bittende Kinderstimme über den Fluß, dann ergreift der Flößer eins der Scheite und läßt es



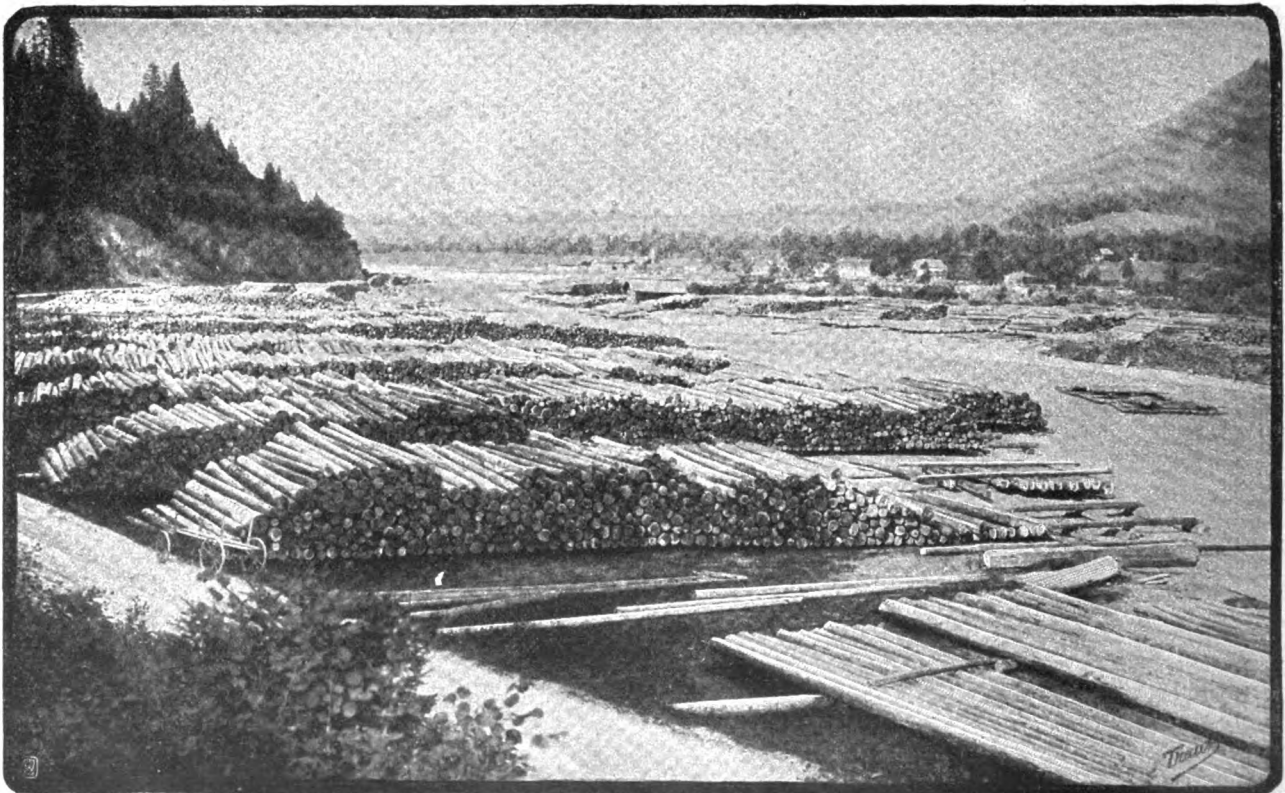
Auf der Münchner Zentrallände:
Landmeister Dösch nummeriert die Stämme.
(Craut phot.)

als Wurfgeschloß in weitem Bogen ans Ufer sausen. Die Kleinen aber freuen sich und ziehen mit ihrer Beute vernügt nach Hause.

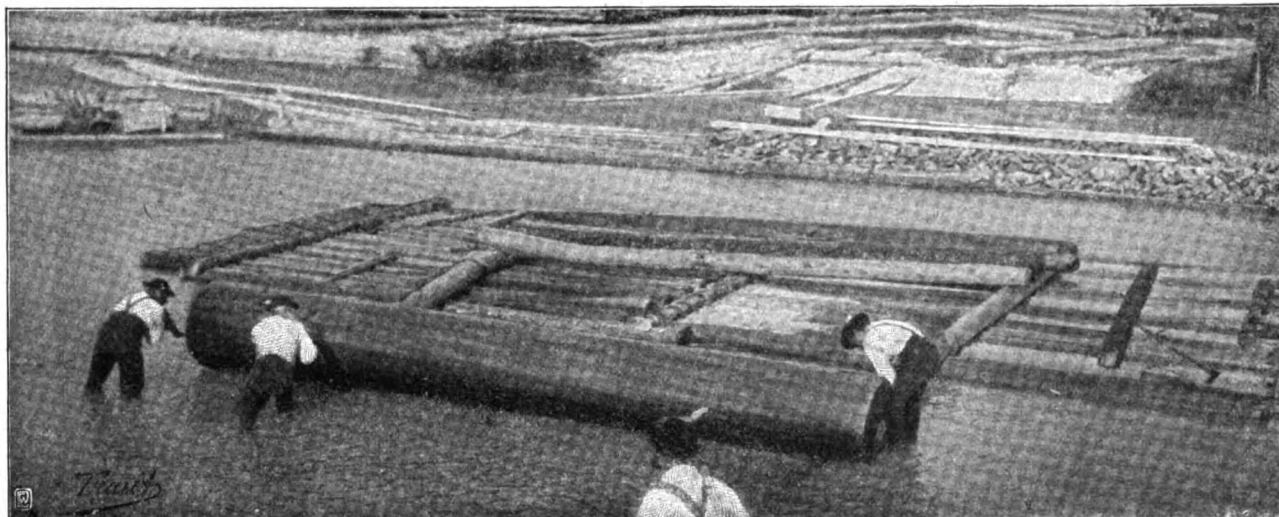
Vor wenigen Jahrzehnten noch gingen viele Flöße durch München hindurch, und es war für die Spaziergänger auf den Münchner Brücken ein landesübliches Vergnügen, das Anlanden der ungefügen Holzfahrzeuge zu betrachten.

Jetzt ist der Landplatz etwa eine Stunde oberhalb Münchens. Da kann man auf breiten Kiesbänken zwischen den hohen, bewaldeten Stromufern das Treiben der Flößer und das Ende der Flöße mit ansehen. Die letzteren werden auseinandergebrosen, die einzelnen Stämme werden durch vorgespannte Pferde auf den Kies herausgeschleift und auf Wagen verladen.

Dann verschwinden die Bäume in den unerfättlichen Rachen der Münchner Sägemühlen, und statt des rauschenden Berg-



Der Holzstapelplatz in Langeneck. (Craut phot.)



Wie ein floss mit schweren Stämmen beladen wird. (Traut phot.)

winds, der einst durch ihre Aeste sang und ihre hohen Wipfel umwehte, hören sie nur mehr den unermüden, rastlos arbeitenden Eisenzahn, der ihren schönen, schlanken Wuchs zerteilt.

Prof. M. Haushofer.

Damenreitsport.

Von Rich. Schoenbeck, Major a. D.

Mit 12 photographischen Aufnahmen.

Vor drei oder vier Jahren hatte es den Anschein, als wenn das Fahrrad siegreich emporsteigend und jeden andern Bewegungssport überflügelnd, sich die Welt erobern wollte, und die Weisen des Fahrradsports erklärten unumwunden, daß damit die bisher unbestrittene Herrschaft des Pferdes als vornehmstes Luxus- und Sportmittel zu Ende sei. Die Erscheinungen, auf denen diese Ansicht basierte, waren allerdings danach angethan, sie nicht unmotiviert erscheinen zu lassen. Sie traten ganz besonders in Amerika, England und Frankreich hervor, wo die Tattersalls und Reitinstitute leer standen und deren Besitzer sorgenvolle Gesichter machten, denn viele ihrer Klienten und Pensionäre waren vom lebenden Roß auf das Stahlroß gestiegen. Dieses jedoch hat längst den Kulminationspunkt seiner Siegeslaufbahn überschritten. In der besseren Gesellschaft — wenigstens bei uns in Deutschland — hat das Fahrrad wohl nie recht festen Fuß zu fassen vermocht, und heute ist das edle Luxuspferd ein ebenso gesuchter Artikel, wie er es stets gewesen.

„Wer nie im Morgen Sonnenlicht
Auf flüchtigem, leichtbehuftem Pferde
Den Wald durchflog — der kennt sie nicht,
Die höchste Wonne dieser Erde!“

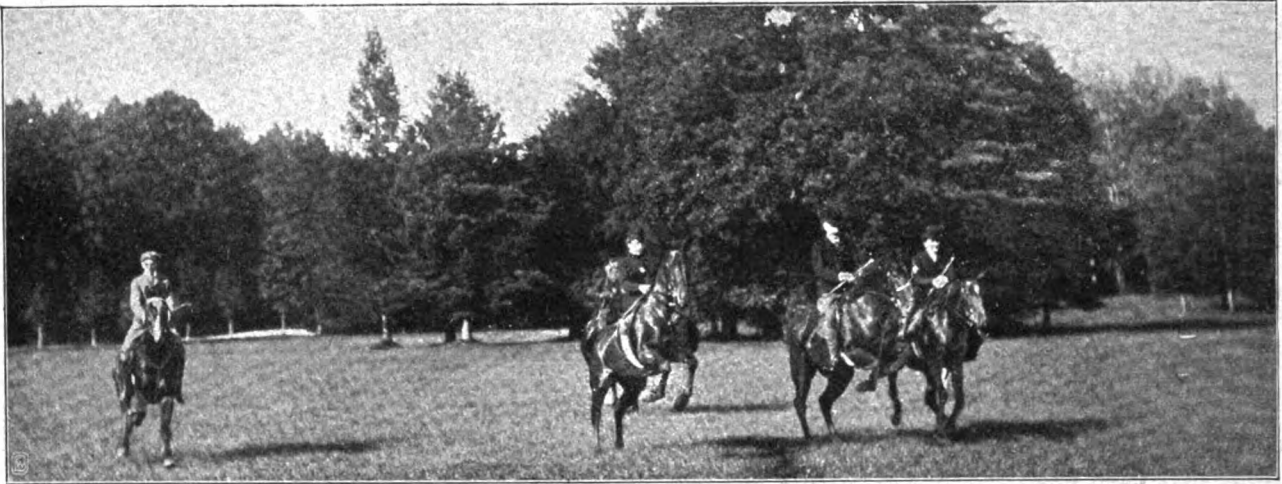
Tausende und Abertausende von Reitern werden die Wahrheit dieser Verse bestätigen. Aber nicht nur sie, sondern auch die Vertreterinnen des schönen Geschlechts, denen es vergönnt ist, sich dieser edelsten aller Sportarten hingeben zu können, werden das thun, denn das Reiten ist nicht ausschließlich ein Vorrecht der Männer, war es zu keiner Zeit!

Von jeher haben sich auch Frauen zur Fortbewegung und zum Vergnügen je nach Bedürfnis der Reittiere be-

dient. Nur daß ehemals vielfach Notwendigkeit war, was heute ein ebenso angenehmer, wie gesundheits-



Prinzessin Elisabeth von Hessen.
Phot. Baudach.



Herzog Karl Theodor in Bayern mit seiner Familie,
Etophot. B. Dittmar.

fördernder Sport ist. Wagen waren beispielsweise im Mittelalter bei der Unebenheit, ja Unergründlichkeit — auch Unsicherheit können wir noch hinzufügen — der Straßen für längere Reisen außerordentlich unbequem, oft geradezu unmöglich zu gebrauchen, abgesehen davon, daß ihre Bauart noch höchst primitiver Natur war. Die Damen der besseren Stände mußten ihre Reisen deshalb zu Pferde unternehmen, und da sie unter dem Diagonaltrab des Pferdes arg zu leiden hatten — auch die Damensättel waren zu jener Zeit recht mangelhaft — dresierte man zu ihrer Erleichterung den Damenpferden, Zelttern, eine künstliche Gangart, den „Paß“ an, bei dem statt der diagonalen Vorwärtsbewegung der vorderen und hinteren Gliedmaßen des Pferdes sie sich gleichzeitig vorwärtsbewegten, womit, gleich wie bei dem Kamel, eine zwar etwas schwankende, aber ungleich sanftere und daher für lange Touren bequemere Gangart erzielt wurde.

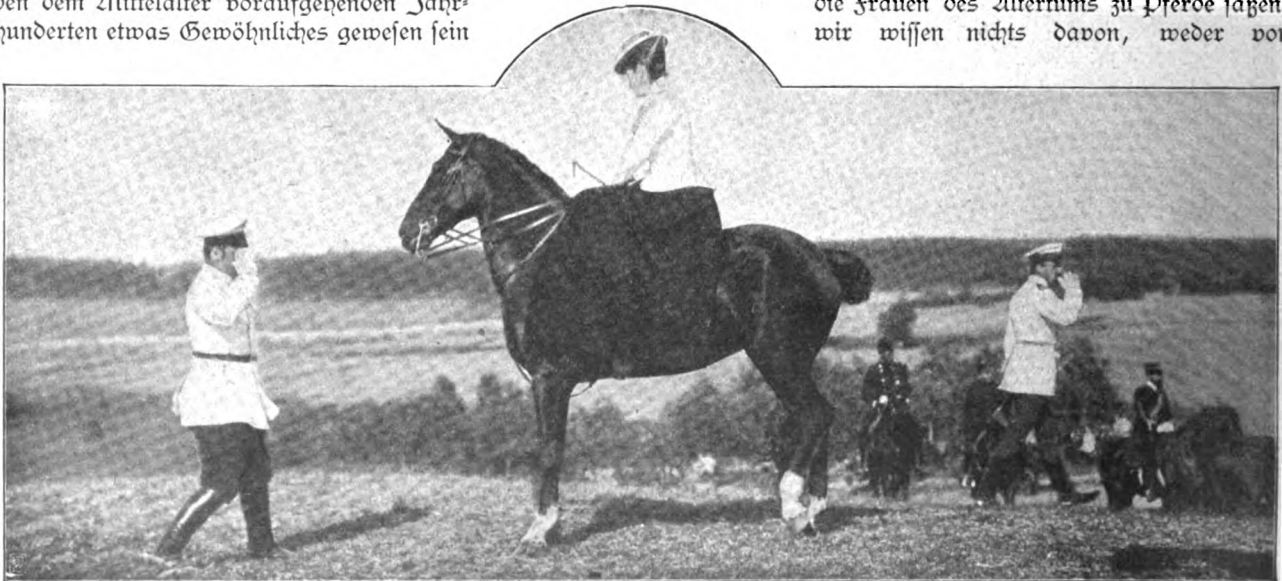
Daß die Reiterin übrigens auch schon in den dem Mittelalter vorausgehenden Jahrhunderten etwas Gewöhnliches gewesen sein



Erzherzogin Elisabeth,
Fürstin Windischgrätz.

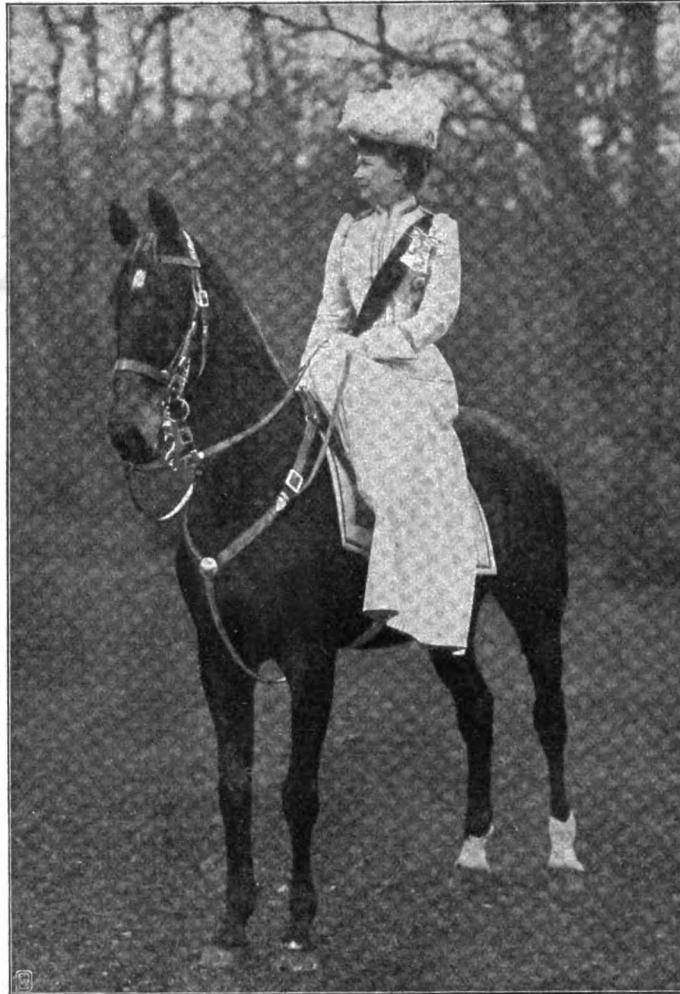
muß, geht aus der großen Zahl von rosetummelnden Frauen hervor, von denen uns Dichtung und Sage zu berichten wissen. So zogen, wie erzählt wird, um die Mitte des 12. Jahrhunderts dreihundert tapfere Jungfrauen wohlberitten mit Kaiser Konrads Kreuzheer ins heilige Land, und auch im Frieden thaten sich deutsche Frauen oft genug in dieser chevaleresken Kunst hervor. Gern begleiteten sie ihren Herrn und Gebieter auf die Jagd von Hirsch und Eber; als ganz besonderen Sport aber betrieben sie die Reiherbeize mit dem Falken. Freilich nicht immer mit Glück: beide Gemahlinnen Kaiser Maximilians, Maria von Burgund und Blanka Sforza, verloren dabei durch Sturz vom Pferd ihr Leben, ebenso erlitt Katharina von Medici dabei zweimal bedeutende Verletzungen.

Was den heut üblichen Quersitz der Damen betrifft, so scheint er vor dem 12. Jahrhundert nur ausnahmsweise angewendet worden zu sein. Wir haben allerdings keine Nachrichten darüber, wie die Frauen des Altertums zu Pferde saßen; wir wissen nichts davon, weder von



Die Zarin.

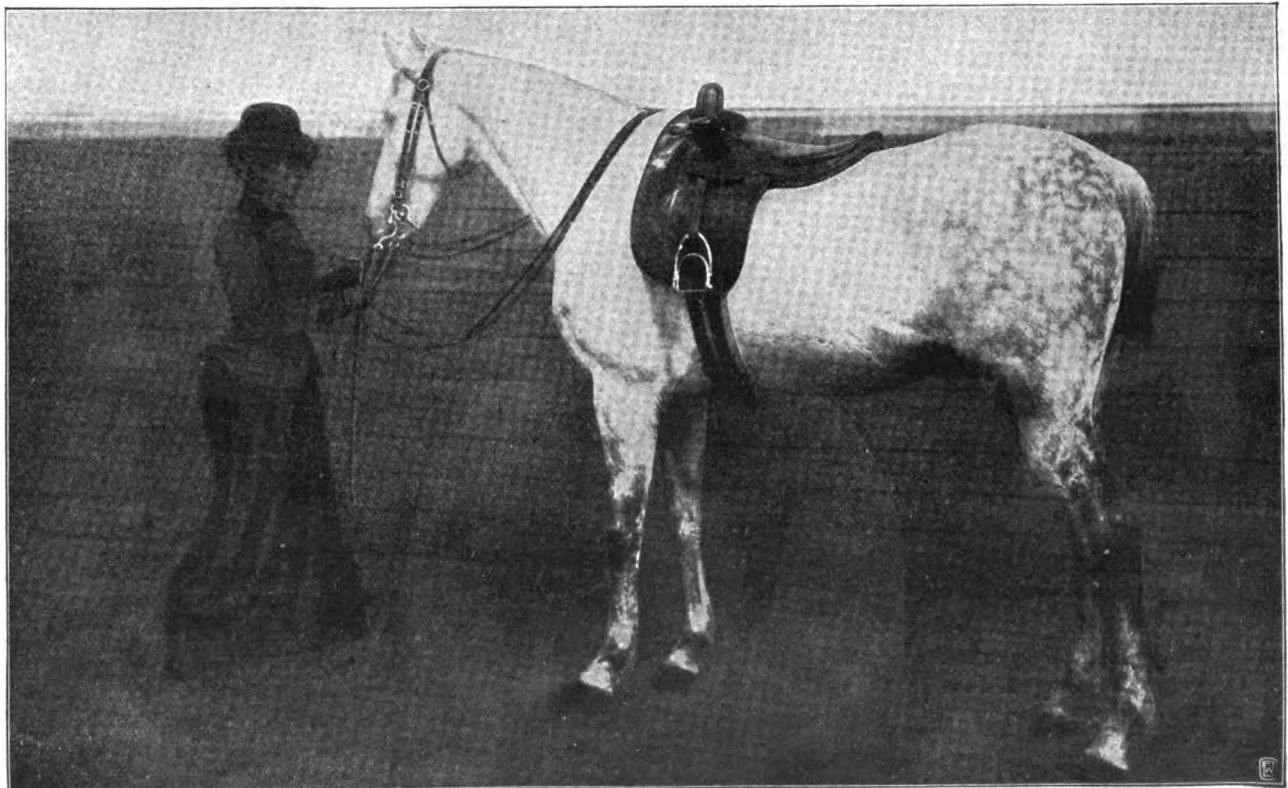
Semiramis, noch Dido, Cloelia, der persischen Königin Rhodoguna, Zenobia, Cäsonia, den Frauen des Caligula, Hiera, der schönen Myrtierin, den Frauen Palästinas u. s. w. Amianus Marcellinus scheint anzudeuten, daß die Frauen nur auf einer Seite des Pferdes, so wie heute, gesessen haben; indessen ist es wahrscheinlich, daß in früheren Zeiten des Altertums die Frauen nach Männerart zu Pferde saßen. Es heißt, daß Anna, die Tochter eines böhmischen Königs, angefangen habe, sich eines Quersattels zu bedienen, und daß dessen Gebrauch dann sehr allmählich nach Deutschland und Westeuropa überging. Noch im 13. Jahrhundert scheint er nun hier und da als vornehme Sitte gern aufgenommen und erst im 14. Jahrhundert allgemeiner geworden zu sein. Ein englischer Chronist zur Zeit Richards II.



Die Kaiserin.

erzählt, daß die damaligen Edeldamen hohe Mützen und Hüte und Roben mit langer Schleppe zu Pferde trugen und sich nach dem Beispiel der Königin Anna, die diese Mode zuerst in England einführte, des Seitensattels bedienten; „denn vordem ritten Frauen jeglichen Standes, gleichwie die Männer pflegen“. Der von Anna und ihren Nachfolgerinnen gebrauchte Sattel war übrigens nur ein einfaches Reitkissen, auf dem man wie auf einem Stuhl saß, wobei es die höfische Regel verlangte, daß die Reiterin das Gesicht gegen den Kopf des Tieres kehrte. In diesem Sitz, der ebenso unsicher wie unbequem, für die Führung des Pferdes ungeeignet war, sehen wir z. B. auf einem alten Kupferstich die neunzehnjährige Gemahlin des großen Kurfürsten Luise Henriette von Oranien abgebildet.

Uebrigens hat dieses Damenreiten, „gleichwie



Charlotte Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen (Photoillustration Hans Franke & Co.).

die Männer pflegen“, sich, wie aus Abbildungen mannigfacher Art zu ersehen ist, teilweise noch bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erhalten, Beweis genug, daß diese Sitte vor dem Zartgefühl auch einer vorgeschritteneren Zeit standzuhalten vermochte. So ist z. B. die Prinzessin Kunigunde zu Sachsen in dieser Weise im Schloß zu Koblenz abgebildet, und auch die Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen sehen wir auf einem alten Kupferstich im Herrensattel.

Es ist ganz zweifellos, daß der Damenreitsport in neuester Zeit immer mehr an Anhang gewinnt, ganz besonders in den höheren und höchsten Ständen. Das Erscheinen der Kaiserin bei den Paraden zu Pferde in dem kleidsamen Kostüm ihres Kürassierregiments, eine bisher ganz ungewohnte Sitte, entfesselt stets ein wahres Entzücken bei dem Publikum. Auch die Kaiserin Friedrich, die hier und da in der Uniform ihres Husarenregiments bei Paraden erschien, war eine vorzügliche Reiterin, ebenso wie ihre Tochter, die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen. Dabei kam es denn nicht ausbleiben, daß viele Damen der höchsten und hohen Stände dem gegebenen Beispiel mit Vergnügen folgen.

Allerdings sind dem Reitsport der Damenwelt, was seine Ausbreitung betrifft, Grenzen gezogen, denn der Kostenpunkt spielt dabei eine nicht unwesentliche Rolle, ebenso wie die geistige und körperliche Befähigung, die Figur und das Taktgefühl der Dame, also die Aesthetik — und zwar in weit höherem Maß, als bei den Herren. Wenn eine Dame nicht ganz einwandfrei reitet und dabei eine in Figur, Haltung und Kleidung tadellose Erscheinung zu

gefährlich wäre. Findet sich jedoch alles beisammen, ein gutes Pferd, eine elegante Figur mit grazioser Haltung, eine sichere Zügelführung, die jedes Unangenehmigkeitsgefühl vermissen läßt, eine schicke, sportgerechte Bekleidung und ein elegantes Reitajustement,



Prinzessin Alfons von Bayern.



Gräfin Hohenau.

so bildet sie unter allen Umständen eine der sympathischsten öffentlichen Erscheinungen, die man sehen kann. Dazu gehört allerdings der Seitensitz, an den sich das Auge gewöhnt hat und der auch für die Sicherheit der Amazone vom equestrischen Standpunkt aus der wichtigste ist.

Die Emanzipationsbestrebungen der Damen,

die neuerlich auf sozialen Gebieten und in so mannigfacher Beziehung sich bemerkbar machen, haben auch hier einen Angriffspunkt gefunden. Keine geringere als Fräulein Dr. Anita Augspurg hatte im vergangenen Jahr einen für den Reitsitz der Damen nach Herrenart plädierenden längeren Artikel im „Berliner Sozialanzeiger“ veröffentlicht, der die gesamte reitende Damenwelt mit „schlagenden Argumenten“ aufforderte, den üblichen Seitensitz aufzugeben und reumütig zu dem antiken Herrensitz zurückzukehren. Von einem Fachmann aber wurde dieser Angriff auf den üblichen Damensitz in so eingehender und sachgemäßer Weise widerlegt, daß damit



Kronprinzessin Marie von Rumänien.

Pferde bildet, so ist sie dem unliebsamen Urteil des Publikums, das vielfach instinktiv das Richtige trifft,

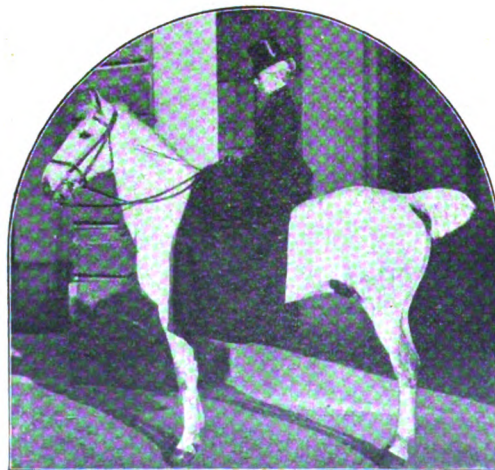


Prinzessin Klara von Bayern.



Prinzessin Reuss.

verfallen. Zeigt sich daher eine Dame öffentlich zu Pferde, so muß sie bereits in jeder Beziehung gefestigt sein und darf keine schülerhaften Allüren mehr an sich tragen, was beiläufig auch in Bezug auf ihre eigene Sicherheit



Marie Henriette Königin von Belgien.

diese Frage, wenigstens für die Allgemeinheit, erledigt zu sein scheint, und auch in England haben sich die hervorragendsten Reiterinnen, und speziell solche, die in schweren irischen Jagden mitreiten, gegen den Herrensitz erklärt.

Lillians Opfer.

Skizze von Henry F. Urban (Neuyork).

Die „Gesellschaft der politischen Frauen“ war ein sehr feiner Damenverein. Man beschäftigte sich viel mit Politik im verwegenen Sinn des Wortes: von der offenen Thür in China bis herunter zur offenen Thür der Schnapskneipen in Neuyork am Sonntag, die den Temperenzlerinnen so verhaßt ist. Sonderlich ernsthaft verfahren die klugen Damen dabei nicht. Die Mitglieder waren zum größten Teil Angehörige der besseren Stände, die nicht wußten, was sie mit der unendlichen Menge freier Zeit anfangen sollten. Denn je feiner die Amerikanerin ist, desto lieber vermeidet sie häusliche Pflichten als Gattin oder Mutter. So erschien es ihnen als ein ebenso moderner wie angenehmer Zeitvertreib, ein bißchen an Politik zu knabbern. Nebenbei waren sie stark frauenrechtlerisch angehaucht. Einige Agitatrices der Frauenrechtlerinnen hatten sich in den Verein aufnehmen lassen, wetterten gegen Frauenknechtschaft und verkündeten das Evangelium vom Stimmrecht der Frau. Ferner gehörten zu dem Verein einige verfrachtete Ehefrauen, alternde Mädchen, deren Fall hoffnungslos war, sowie mehrere Witwen. Die Witwen zerfielen in zwei Klassen. Die einen, meistens unangenehm oder alt, dankten Gott, daß sie „das Scheusal“ los waren, und wollten ihre Kenntnisse des miserablen Mannes in der Politik verwenden. Die andern, meistens angenehm oder jung, suchten in der Politik Trost für den Verlust des „Unvergeßlichen“. Wie zum Beispiel Lillian. Sie hatte sich auf Anraten ihrer Freundin, der Präsidentin, dem Verein angeschlossen und war mit Leib und Seele bei der Sache.

Nun war es abermals der Nachmittag, an dem einmal im Monat die politischen Damen zusammenkamen. Die Präsidentin hatte sich entschuldigen lassen, da sie zur Schneiderin zur Anprobe mußte. So rief die Sekretärin die erste Vizepräsidentin auf. Die erste Vizepräsidentin, so erklärte deren Freundin, konnte ebenfalls nicht kommen, da sie heftige Migräne hatte. Die zweite Vizepräsidentin war auf der Jagd nach einer Köchin. Die dritte Vizepräsidentin konnte nicht kommen aus Schmerz über das plötzliche Ableben ihres geliebten Charlies, eines Mopses, der klüger gewesen war, als zwei Männer, wie sie zu behaupten pflegte. Da man nur drei Vizepräsidentinnen hatte, wurde für die Sitzung eine besondere vierte Vizepräsidentin ernannt. Es war eine rundliche, rosige Dame, sehr harmlos und friedlich. Sie bedankte sich errötend für die Ehre, ergriff den reizenden Hammer mit der lilafarbenen seidenen Schleife und rief die Versammlung zur Ordnung. Infolge ihrer Unerfahrenheit schlug sie sich aber mit dem Hammer heftig auf das rosige Däumchen des linken Händchens und war einer Ohnmacht nahe. Sie mußte das Amt niederlegen, und man ernannte eine fünfte Vizepräsidentin, eine giftige Frauenrechtlerin mit einem knochigen, gelben, galligen Gesicht, einem goldenen Kneifer auf der Nase

und einem langen, dünnen Einschnitt unter der Nase anstelle des Mundes. Sie erteilte das Wort einer ehrwürdigen Dame mit grauen Löckchen, die ein verdächtiges Manuskript in der Hand hielt und daraus vorzulesen begann. Da sie sehr kurzichtig war, so sah man von ihr nichts als das graue Haar. Nur wenn sie eine Pause machte, um aus dem Glas neben ihr Wasser zu trinken, wurde ihr ehrwürdiges Antlitz sichtbar. Was sie ausführte, war folgendes.

Man stand in Neuyork vor einer neuen Bürgermeisterwahl. Die Macht hatte bisher in den Händen der Demokraten gelegen, die einer unerhörten Korruption Thür und Thor geöffnet hatten und die öffentlichen Gelder aus den Taschen der Steuerzahler in die eigenen steckten und die Spielhöllen schützten, um von ihnen Tribut zu erhalten. Es galt, diese Partei zu stürzen und an ihre Stelle die ehrlichen Kandidaten der Republikaner zu setzen. Wenn sie, die Frauen, nur stimmen dürften, so wäre das eine Kleinigkeit. Denn sie, die Frauen, würden natürlich nur für Ehrlichkeit in der Politik eintreten.

„Aber,“ so rief die Vortragende, „wenn wir auch leider noch nicht direkt stimmen können, so können wir’s doch indirekt, indem wir unsern Einfluß auf unsere stimmfähigen Männer, Onkel, Brüder oder Freunde geltend machen!“

„Wie ist’s mit dem Großpapa?“ rief eine lustige kleine Blondine mit einer angenehm unverschämten Stumpfnase. Alles lachte.

„Bitte um Ruhe!“ rief die Vizepräsidentin mit einer Stimme, die einer heiseren Dampfpfeife glich. Zugleich ließ sie den Hammer auf den Tisch sausen, als ob sie damit einen Frauenknechter zermalmen wollte.

„Ich schlage nun vor,“ fuhr die ehrwürdige Dame mit den grauen Löckchen fort, „ich schlage nun vor —“ sie fuhr aufgeregt mit der Nase in ihrem Manuskript herauf und herunter, denn sie hatte die Stelle verloren, wo sie stehen geblieben war. Endlich hatte sie’s. „Ich schlage nun vor, daß jede von uns für die Zeit der Wahlen eine Vereinigung von zehn Damen ihrer Bekanntschaft gründet, deren zehnte sie selbst ist. Von diesen muß sich jede einzelne verpflichten, je einen Mann für die Sache der Republikaner zu gewinnen, und zwar schriftlich. Da wir dreihundert Mitglieder sind, so ergäbe das schon eine beachtenswerte Anzahl Stimmen zu Gunsten der Republikaner und einer ehrlichen Stadtverwaltung.“

Die Vizepräsidentin brachte den Antrag des verehrten Mitgliedes zur Abstimmung. Er wurde einstimmig angenommen. Nun meldeten sich mehrere Damen zum Worte, um noch allerhand praktische Ratschläge zur Gründung der Zehnerklubs zu machen. Darunter Lillian. Gerade, als sie sprach, betrat die Präsidentin mit hochroten Wangen und ganz außer Atem das Versammlungslokal. Sie hatte ihr neues

Herbstkostüm an. Eine große Aufregung bemächtigte sich der Damen. Die Präsidentin trat vor die Versammelten und bat wegen ihres Ausbleibens um Entschuldigung. Uebrigens sei sie überzeugt, daß die geehrte Vizepräsidentin die Sitzung in idealer Weise geleitet habe. Dann nahm sie auf einem Stuhl neben der Vizepräsidentin Platz.

So hatte die Versammlung vollauf Gelegenheit, sich über ihr Kostüm zu ärgern. Am meisten ärgerte sich die Vizepräsidentin, die noch ihr ebenso geschmackloses, wie billiges Sommerkleid trug. Diese und jene sprach noch zur Sache. Aber niemand schenkte ihnen irgendwelche Aufmerksamkeit. Man besprach flüsternd das Kostüm der Präsidentin, den Stoff, den Besatz, den Sitz, die Farbe, den Preis und so weiter.

„Ich sehe,“ bemerkte die Vizepräsidentin endlich mit galligem Lächeln, „daß das wundervolle Kostüm unserer verehrten Präsidentin alles andere in den Schatten stellt. Um es noch besser bewundern zu können, wollen wir uns vertagen.“ Also vertagte man sich.

Eine der ersten, die auf die Straße traten, war Eillian. Es war ein klarer, frischer Herbsttag. Mancher Männerkopf wandte sich nach Eillian um. Sie war nicht gerade schön. Aber das sympathische Gesicht mit den großen, dunklen Augen, den frischen, roten Backen und dem feinen, kleinen Mund hatte etwas ungemein Apartes. Es war ein seltenes Gesicht, sehr ruhig, sehr ernst. Sie trug ein einfaches Kleid und ein offenes Jackett aus gleichem Stoff über einer mattblauen Seidenbluse. Dazu einen baretartigen Hut aus gleichem Stoff, ohne viel Zierat.

„Mhm — Raffeweib!“ sagte ein junger Fant im Vorübergehen zu seinem Freund.

Eillian hatte es gehört. Ihre feinen Nasenflügel erweiterten sich kaum merklich, die Mundwinkel zogen sich kaum merklich aufwärts.

„So allein in der Avenue?“ fragte jemand neben ihr und zog höflich grüßend den Hut. Sie erschrak. Dann errötete sie.

„Ah, Doktor Ahrens! Ich habe Sie schon' seit längerer Zeit nicht mehr gesehen! Wo haben Sie im Spätsommer gesteckt?“

„In den Bergen. Zur Erholung. Man ist das seinen Patienten schuldig. Ein gesunder Arzt leistet das Doppelte. Und Sie — machen Sie immer noch Politik?“ Er sah sie lachend von der Seite an.

„Ja — wenn Sie nichts dagegen haben.“

„Gewiß habe ich etwas dagegen. Es wirkt auf die Galle und auf den Magen und auf die Nerven und auf die Schönheit überhaupt. Darum halte ich mich ja von der aktiven Politik fern.“

Eillian lachte. Der gute Doktor! Eine Schönheit war er gerade nicht mit der langen, geraden Nase, die nach unten spitz zulief, den runden, grauen Neugelchen hinter dem Kneifer und dem dunklen Spitzbart. Er hatte etwas von einem vergnügten Raben an sich. Uebrigens wußte er ganz genau, daß er kein Apollo war.

„Sie gehören also immer noch zu der ‚Gesellschaft der politischen Frauen‘, meine Gnädige?“

„Ich komme geradeswegs von dort.“

„So? Was werden Sie mit Haiti machen?“

„Sie Spötter! Wir haben Wichtigeres verhandelt. Wir werden in den Wahlkampf eingreifen!“

„Ach nee! Das müssen Sie mir ausführlicher erzählen. Wollen Sie mir ein Opfer bringen?“

„Und das wäre?“

„Da drüben ist Café Martin. Trinken Sie eine Eimonade auf mein Wohl — erzählen Sie mir währenddem von Ihrer Versammlung. So viel Zeit hab ich.“

„Schön — gehen wir zu Martin!“ Sie sagte das wie jemand, dem etwas wie gerufen kommt.

Im Café nahmen sie an einem der kleinen Marmortische Platz. Eillian setzte sich auf einen Stuhl, Ahrens auf den schwellenden braunen Lederdiwan, der sich rings an den Wänden hinzog. Eillian bestellte einen „Amer Picon“ mit Zitronensirup, Ahrens wählte sein geliebtes Pilsener.

„Wenn mich jezt gewisse Damen aus unserm Verein sähen!“ meinte Eillian lachend. „Sie verloben allen Glauben an meine Rechtschaffenheit. Komisch, wie eng bei einander bei uns immer höchste Aufgeklärtheit und bornierteste Zurückgebliebenheit wohnen, besonders in den sogenannten echt amerikanischen Kreisen. Aber ich wollte Ihnen ja von unserer heutigen Sitzung erzählen.“ Und sie erzählte.

„Hochinteressant!“ meinte Ahrens, als sie geendet hatte. Und mit der ihm eigenen überzuckerten Bosheit, die zunächst süß schmeckte, fragte er: „Und nun haben Sie Unglückliche einen dieser Männer zu liefern, tot oder lebendig, der sich verpflichtet, für die Republikaner und eine ehrliche Stadtverwaltung zu stimmen? Da bin ich schön hereingefallen!“

„Wieso?“

„Nun natürlich soll ich mich Ihnen mit Haut und Haar verschreiben, weil ich ein verruchter Demokrat bin.“

„Wenn Sie so freundlich sein wollen.“

„Hat man Worte? Aber, das ist nicht so leicht, wie Sie sich das vorstellen. Unsere Politik ist ein Geschäft, wenn auch ein außerordentlich schmutziges Geschäft. Meine Stellung am Hospital habe ich nur durch den Einfluß demokratischer Politiker erhalten. Die meisten meiner Patienten habe ich aus dem mächtigen demokratischen Klub gewonnen, dem ich beigetreten bin. So bin ich den Herren verpflichtet. Ueberdies hat man mir eine vorzügliche Stellung in der Gesundheitsbehörde in Aussicht gestellt. Und nun soll ich Ihnen zuliebe für die andere Partei stimmen. Ich muß vor Schreck noch ein Pilsener trinken. Kellner, noch 'n Pilsener!“

Eillian schlug die Hände zusammen.

„Aber Sie sind ja ein politischer Sklave!“

Ahrens lachte.

„Natürlich sind wir das, allesamt, ganz gleich, zu welcher Partei wir gehören. Das Geschäft bestimmt unsere Zugehörigkeit zu einer der beiden Parteien. Nichts weiter.“

„Entsetzlich! Das wird und muß anders werden, wenn wir Frauen erst aktiv an der Politik Anteil nehmen werden. Wir werden die Politik reinigen.“

„Glauben Sie das wirklich? Oder wird nicht alles beim alten bleiben, weil die Frau immer so stimmen wird, wie es das geschäftliche Interesse des Mannes, Vaters oder Bruders gebietet?“

„Aber ich muß einen Mann für die Republikaner liefern, ich muß! Wenn ich Sie nun recht bitte und zu Ihnen sage: mein lieber Herr Ahrens, thun Sie mir den Gefallen und lassen Sie Ihren persönlichen Vorteil beiseite, ein einziges Mal, und stimmen Sie für die Republikaner! Können Sie das abschlagen? Ich glaube Ihrer so sicher zu sein.“

„Zu reizend. Aber warum?“

„Nun, weil Sie — ich dachte — Sie sagten einmal vorigen Sommer, als ich Sie im Seebad kennen lernte, Sie könnten mir nichts abschlagen.“

„Sagte ich das? Was für ein eisernes Gedächtnis die Frauen für angenehme Versprechungen haben. Aber damals dachte ich nicht an Politik. Und dann die Umgebung. Die ländliche Einsamkeit, das weite sonnige Meer. Und eine reizende Damenbekanntschaft. Wissen Sie noch, wie Sie an einem Nachmittag von einer Sturzwelle von dem Floß gerissen wurden und ich Sie ans Ufer bugsierte? Sie waren ohnmächtig. Ich brachte Sie wieder zur Besinnung und besuchte Sie noch auf Ihrem Zimmer. Sie waren meine erste Patientin. Erst wollten Sie mich nicht hereinlassen und —“

„Also Sie stimmen für die Republikaner?“

„Erlauben Sie — so schnell — ich muß mir das noch überlegen, sehr ernstlich überlegen.“

„Wie lange?“

Er dachte einen Augenblick nach, lächelte vor sich hin, als ob er einen guten Einfall hätte, und sagte: „Acht Tage mindestens!“

„Dann werden Sie sich endgiltig entscheiden?“

„Ich schwöre es bei Ihnen!“

„Danke! Aber jetzt muß ich nach Hause.“ — — —

Am nächsten Abend wurde Lillian am Telephon ihrer Wohnung angerufen. Es war Ahrens, der anfragte, ob sie ihn in eine wichtige Versammlung der Republikaner begleiten würde. Er wolle sich genau über die Anklagen der Republikaner gegen die Demokraten informieren. Es würde ihn sehr freuen, wenn sie ihm das Opfer brächte. Sie erklärte sich bereit, und er versprach, sie abzuholen. Nach der Versammlung lud er sie zu Hummern oder Austern in einem Ratskeller am Broadway ein, um das Gehörte zu besprechen. Es waren schwerwiegende Anklagen gewesen, die die republikanischen Redner gegen die Demokraten vorgebracht hatten. Ahrens bestritt das meiste.

„So schwarz,“ meinte er, „sind wir Demokraten denn doch nicht. Wie wollen Sie sich ein Urteil bilden, wenn Sie immer nur die eine Partei hören? Unmöglich! Audiatur et altera pars. Wie wäre es, wenn Sie übermorgen mit mir in eine Versammlung der Demokraten gingen? Wollen Sie mir auch dieses Opfer bringen?“

„Mit Vergnügen!“ sagte Lillian lachend. „Nur keine Einseitigkeit!“

Also brachte sie ihm ein weiteres Opfer und begleitete ihn in die Versammlung der Demokraten. Nach

der Versammlung begaben sie sich zu Delmonico, und nun bestritt Lillian, was die Demokraten den Republikanern vorwarfen. Man konnte sich nicht einigen, aber es war doch spaghaft, unendlich spaghaft, diese gemeinsame Bummelerei mit dem intimen kleinen Souper zum Schluß des Ganzen. Diese reizende Lillian erschien doppelt reizend mit ihrem gewaltigen politischen Eifer, der ihr so gar nichts Weiberrechtlerisches verlieh, sondern eher belustigend wirkte.

„Ja, es steht schlimm mit meiner Befehrung!“ sagte Ahrens, nahm sein Glas Chablis und stieß mit ihr an. „Zum Glück für Sie ist übermorgen abermals eine Versammlung der Republikaner, und zwar eine große, wo die Leuchten der Partei reden werden. Würden Sie mir das Opfer bringen, auch noch zu dieser Versammlung zu kommen? Vielleicht daß ich da endlich überzeugt werde!“

Lillian zeigte lachend die weißen Mausezähnen. „Es wird mir schwer, Herr Ahrens. Und was werden die Leute von uns denken — —“

„Ach was! Sie sind Witwe und Politikerin und eine Frau von heute, die sich dem Mann für gleichberechtigt hält. Nicht wahr?“

„Ja, das bin ich.“

Und so gingen sie auch noch zu dieser Versammlung, wo ihnen abermals haarflein bewiesen wurde, was für elende Spitzbuben die Demokraten wären. Nachher folgte das übliche Souper im Restaurant. Diesmal oben bei Martin in dem feenhaften Speisesaal. Ahrens hatte sich einen der kleinen Tische für Zwei auf der Galerie bestellt. Von hier konnten sie auf die Gäste herabblicken, die an den Tischen saßen mit den frischen Blumen darauf und dem glitzernden Krystall und den kleinen Leuchtern mit den rotseidenen Schirmchen über den Flammen. Alles sah so intim, so behaglich, so bezaubernd aus. Dazu die schmeichlerische, sanfte Musik des kleinen Orchesters über dem Stimmengewirr und dem Lachen heiterer Menschen. Es erzeugte eine traumhafte Stimmung, ein Gefühl von Glück und den Wunsch, dieses Glück zu genießen in jeder Sekunde. Ahrens war wieder nicht überzeugt worden. Auch die großen Redner hatten ihn nicht bekehren können.

„Welchen Zweck hat es,“ fragte er, „der andern Partei zur Herrschaft zu verhelfen? Man treibt immer nur den Teufel mit Beelzebub aus. Die Neuen mögen weniger unverschämt stehlen als die alten, aber stehlen thun sie auch. Das ist nun mal die Krebskrankheit unseres politischen Körpers.“

„Ich betrachte Sie als verloren!“ meinte Lillian scherzend. „Wenn nicht noch ein Wunder geschieht.“

„Ach lassen wir doch die dumme Politik!“ erwiderte Ahrens. „Hier ist es viel zu schön, um über Politik zu sprechen. Hören Sie, jetzt wird die reizende Cellowouverture gespielt. Dazu müssen wir etwas Schweizerkäse essen.“

Sie warf ihm zur Strafe für seinen gräßlichen Wiß lachend eine Nelke zu. Er steckte die Nelke ins Knopfloch, und sie summt die Melodie mit.

„Sind Sie glücklich?“ fragte er mit komischer Feierlichkeit. Sie nickte. „Wunschlos glücklich?“ Sie nickte

abermals. Er sah jetzt wieder mehr denn je einem vergnügten Raben ähnlich.

Am Nachmittag des nächsten Tages erklang in Eillians Wohnung das Telephon. Es war Ahrens, der wieder um ein Opfer bat. Er bat, ihr am Abend seine Aufwartung machen zu dürfen, in politischer Angelegenheit, wie er versicherte. Es wäre hochwichtig. Eillian erwiderte, daß er willkommen wäre. Sie empfing ihn in dem kleinen Salon, wo alles in meergrün gehalten war: die Tapete, die Vorhänge an den Fenstern, die Möbelbezüge, der Teppich, sogar der Papagei Johnny. Ahrens sah eleganter aus als je und noch nach Veilchen.

„Haben Sie sich endlich entschieden?“ fragte sie mit ihrer gewöhnlichen Munterkeit. „Und nicht wahr — zu meinen Gunsten?“

Er behielt ihre Hand in der seinen und sagte: „Ich habe mir alles noch einmal überlegt, und ich bin zu dem Schluß gekommen, daß ich für die Republikaner nur dann stimmen könnte, wenn ich ständig unter republikanischem Einfluß stände, wenn mir jemand die republikanischen Prinzipien unausgesetzt predigte, von früh bis spät. Ich wüßte niemand, der das besser könnte, als Sie. Pst! Kein Wort! Freilich müßten Sie, meine liebe Eillian, zu diesem Zweck Ihre Witwenschaft aufgeben und Ihren Namen ändern. Wollen Sie im

Interesse der republikanischen Partei und einer ehrlichen Stadtverwaltung und der Gesellschaft der politischen Frauen noch dieses Opfer bringen?“

Sie war feuerrot geworden.

„Für die republikanische Partei und eine ehrliche Stadtverwaltung und die Gesellschaft der politischen Frauen ist mir kein Opfer zu groß.“

Dann verschwand sie zwischen zwei langen Armen, und zwei gelbe Glacéhandschuhe lagen kreuzweise auf ihrem Rücken. — — —

Am nächsten Tag zeigte sie der Gesellschaft der politischen Frauen ihren Austritt an. Daran that sie weise. Denn als es herauskam, unter welchen Bedingungen Dr. Ahrens sich für die ehrliche Stadtverwaltung verpflichtet hatte, erhob sich unter den politischen Frauen ein Entrüstungsturm. Man berief eine besondere Versammlung. In dieser Versammlung las die kurzsichtige alte Dame, deren graue Lockchen vor Aufregung zitterten, eine Rede vor, in der sie Eillian des Mißbrauchs der Politik zur Förderung unlaunterer persönlicher Zwecke sowie des Verrats der heiligen Frauensache in der Politik anklagte. Man nahm eine Resolution in diesem Sinne an.

Eillian und Ahrens aber waren so bar aller frommen Scheu, sich über die Resolution der bitteren Damen vor Lachen förmlich auszuschütten.

Blumenpflege in der Volksschule.

Hierzu die photographische Aufnahme S. 1831.

Das Jahrhundert des Kindes hat man das beginnende Säculum genannt, und wahrlich nicht mit Unrecht. Noch nie hat das Kind so sehr im Vordergrund aller öffentlichen Interessen gestanden wie heute. Mit allen Pulsen neu erwachender Lebenslust und Kraft wendet sich die Menschheit, der Jugend zu. Das Kind ist Schlagwort geworden. Kunst für das Kind, Musik für das Kind, Theater, Wissenschaft, alles für das Kind. Die Idee, Schulkinder zur Blumenpflege zu erziehen, ist auf dieser selben Grundlage entstanden, und vielleicht war es eben diese gesunde Grundlage, die ihr zu so raschem Gedeihen verhalf.

Einer unserer Volkspychologen hat einmal gesagt: „Wo Blumen am Fenster blühen, waltet ein guter Geist im Hause.“ Es liegt eine tiefe Menschenkenntnis in diesem Ausdruck. Die Blume gehört zu jenen Freuden, die dem Menschen gewissermaßen freiwillig entgegenblühen. Sie sind da für jeden, er braucht nichts weiter als eben sich — daran zu freuen.

Es liegt ein hoher ethischer Wert in der Blumenpflege; man kann es nur mit Freude begrüßen, daß man ihr in der modernen Volksschule ein so weites Feld einzuräumen beginnt. Der Berliner Verein zur Förderung der Blumenpflege bei Schulkindern, eine Gründung des Stadtschulinspektors Dr. Zwick, besteht jetzt erst kaum fünf Jahre, und doch hat er schon die schönsten Erfolge gezeitigt. Als dieser Verein 1898 zuerst mit seiner Idee hervortrat, wurde sie von den Berliner Schulkreisen mit lautem Jubel begrüßt. Es schlossen sich ihm sogleich sechshundert Schulen an. 5894 Pflanzen kamen zur Verteilung. Im zweiten Jahr ließen sechs Schulen die Sache wieder fallen, es kamen aber sieben neue dazu, und die Zahl der verteilten Pflanzen stieg auf 6354. Das dritte Vereinsjahr brachte schon vierundvierzig Schulen mit 8000 Pflanzen. Heute ist die Zahl der Schulen nicht nur in Berlin gestiegen, auch in den Vororten hat die Idee der Blumenpflege Eingang

und Verwirklichung gefunden, ebenso in einer ganzen Reihe anderer Städte des Deutschen Reichs. In Königsberg trägt man sich jetzt mit der Idee, den Kindern auch Winterpflanzen zur Pflege zu geben. Auf der Gartenbauausstellung zu Gera hatten etwa fünfhundert Bürgerkinder an tausend selbstgezogene Pflanzen ausgestellt. Hannover, Gotha und manche andere Stadt wenden der Sache ihr ganzes Interesse zu. Die Verteilung der Pflanzen und der Blumenerde geschieht naturgemäß im Frühjahr. In der Botanikstunde giebt der Lehrer eine Anweisung von allem, was zur Pflege der Pflanze nötig ist. Das Umtopfen, Düngen und Gießen wird gleich an einigen Exemplaren gezeigt, die nun am Klassenfenster aufgestellt finden und während des Sommers von der Klasse gepflegt werden, zugleich aber auch noch weiter als Experimentierexemplare dienen, an denen der Lehrer das Entfernen der welken Blätter, Fruchtkapseln u. s. w. erörtert. Zum Semesterluß müssen die Kinder ihre Pflanzen wieder mitbringen, es folgt eine Ausstellung in der Aula — oder wie in Gera, Königsberg u. s. w. in Verbindung mit einer Gartenbauausstellung. Die bestgepflegten Töpfe werden prämiert.

Unser hübsches Bild führt uns nach Hannover und zeigt uns die kleinen Hannoveranerinnen, die eben mit ihren Pflänzlingen zur allgemeinen Besichtigung und Preisverteilung antreten.

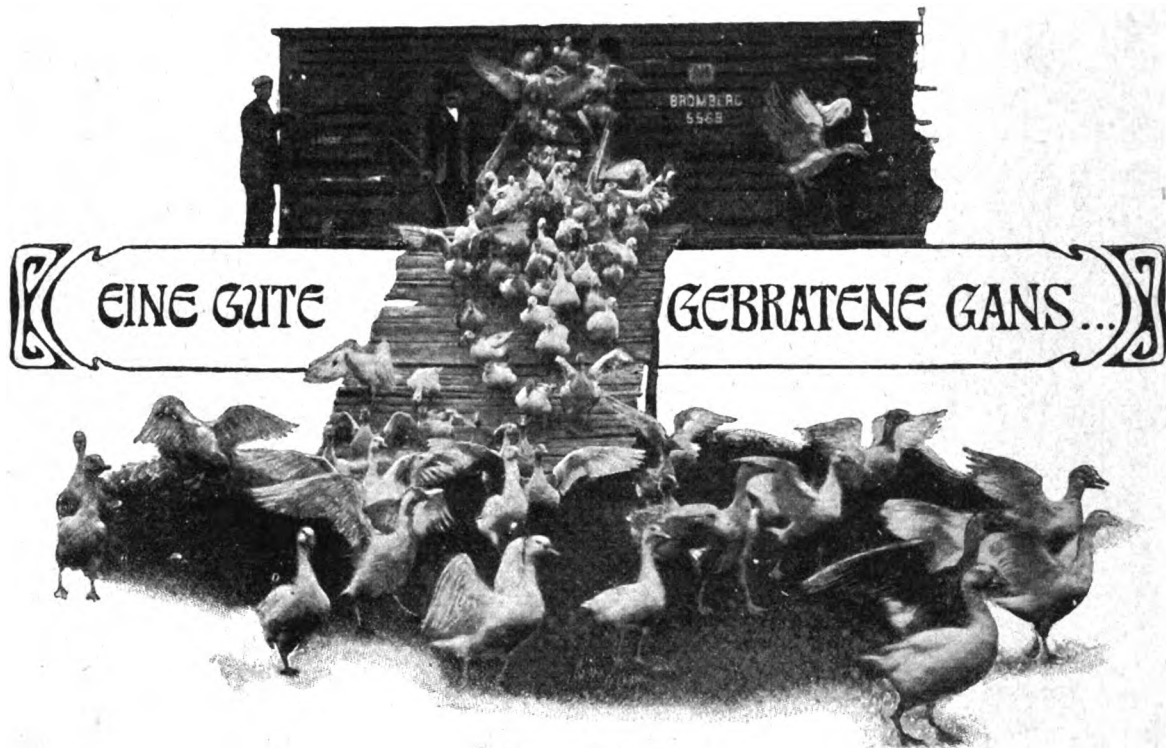
In verschiedenen Schulen hat man sich mit der häuslichen Blumenpflege allein nicht begnügt, man hat auch einen Schulgarten angelegt, in dem die Kinder ihre Beete bestellen und pflegen. Sie kommen im Frühjahr, graben den Boden um (bei zu schwerer Arbeit hilft der Schuldiener), säen und pflanzen. Jeden Tag zu bestimmter Stunde finden sie sich wieder ein, jäten und gießen, suchen die Raupen ab, wenn es dazu Zeit, thun überhaupt alles, was zur Pflege eines Blumen- und Gemüsegartens gehört.

D. Goebel.



Blumenpflege in der Schule: Ordnen der Kinder nach Pflanzengattungen auf dem Schulhof.

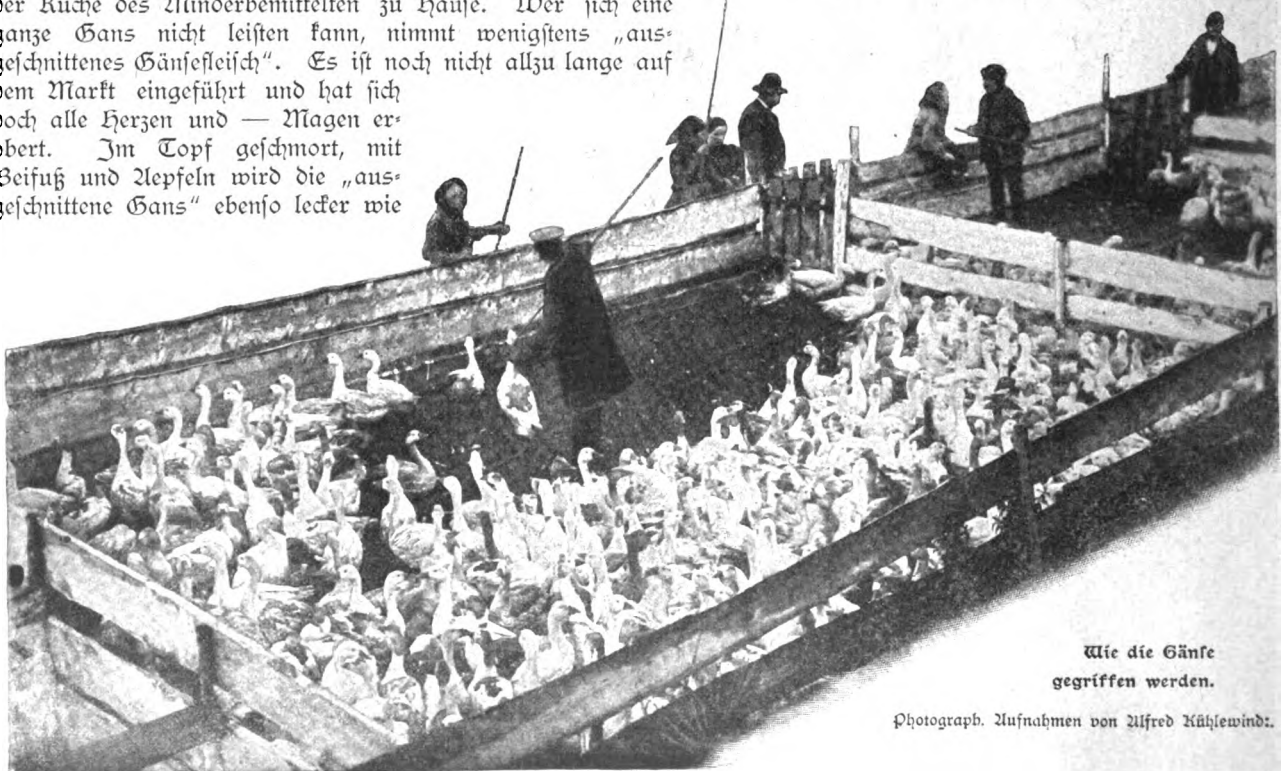
W. Wehrhahn phot.



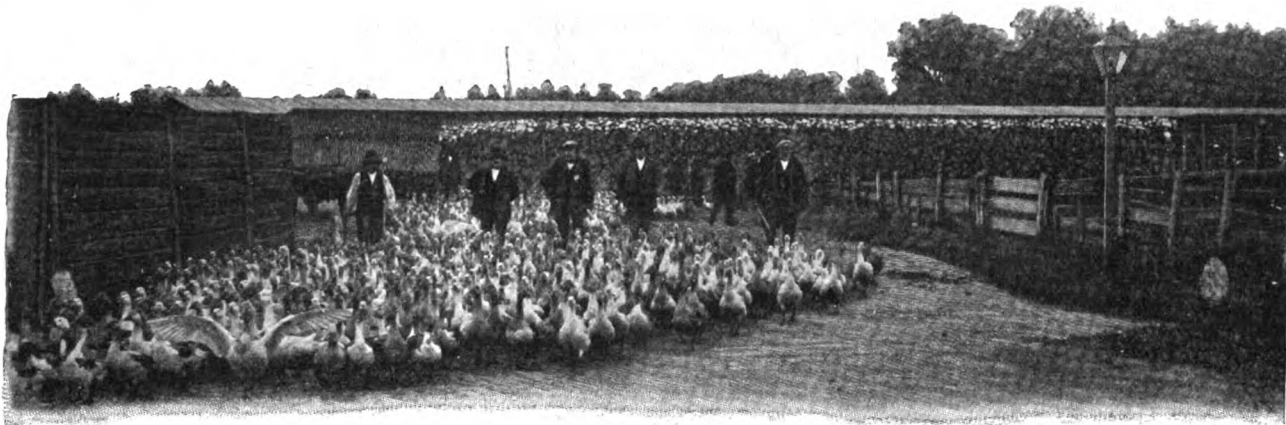
Alles aussteigen!

Nur noch wenige Wochen trennen uns von Martini, der schönen Zeit, in der selbst in den entsagungsfreudigsten Herzen der Wunsch nach einem leckeren Gänsebraten lebendig wird, in der wir in gar manchem Haus, das wir betreten, um die mittägliche Stunde den schönen Duft dieses — zumal wenn er gebraten wird — göttlichen Vogels mit den nötigen Zuthaten, Majoran und Schmor Kohl, verspüren. Und man verspürt ihn jetzt sehr oft. Die Zeit, wo die Gans ausschließlich den Tisch des reichen Mannes zierte, ist längst vorbei, der feine Gänseduft ist heut auch in der Küche des Minderbemittelten zu Hause. Wer sich eine ganze Gans nicht leisten kann, nimmt wenigstens „ausgeschnittenes Gänsefleisch“. Es ist noch nicht allzu lange auf dem Markt eingeführt und hat sich doch alle Herzen und — Mägen erobert. Im Topf geschmort, mit Beifuß und Äpfeln wird die „ausgeschnittene Gans“ ebenso lecker wie

ihre ungeteilte Schwester. Der Hausfrau, die rechnen muß, bietet die Einführung des „Pfundverkaufs“ indessen auch sonst noch Vorteile. Sie braucht sich nicht die Ausgabe eines großen Bratenvogels zu machen, wenn sie einmal Gänselein oder die noch delikater herrliche Gänseleber auf den Tisch bringen will. Beides ist auch im Einzelverkauf zu erhalten. Jedenfalls hat dieser Einzelverkauf des Gänsefleisches der edlen Ketterin des Kapitols die weitesten Kreise erschlossen und demgemäß auch den Ver-

Wie die Gänse
gegriffen werden.

Photograph. Aufnahmen von Alfred Kühewind.



Auf dem Wege zum Verkauf.

brauch von Gänsen bedeutend gesteigert. — Augenblicklich befinden wir uns gerade in der Zeit der großen Gänsetransporte aus Rußland. Ehe die nach vielen Hunderten zählen-

eine Lache dünnflüssigen Teers und gleich darauf über einen Grandhaufen getrieben, um dadurch gewissermaßen eine Sohle unter die Füße zu erhalten, damit das Wundlaufen der Häute verhindert wird. Um eine Einschleppung der gefürchteten Geflügelcholera oder einer andern unter den Tieren oft herrschenden Krankheit zu verhindern, werden die Gänse an der Grenze zunächst einer Quarantäne unterworfen, nach deren Beendigung sie mit den Treibern landeinwärts ziehen. Mehrere Männer, die mit langen Stöcken versehen sind, an deren Spitze ein besonders konstruierter Haken zum Einfangen der einzelnen Tiere befestigt ist, marschieren vor und hinter der Herde; ein wachsamer Hund begleitet die wandernde und laut schnatternde Schar, um sofort jeden Ausreißer, der etwa einen Schritt vom Weg riskiert, zur Herde zurückzubringen. Gegen Mittag wird Rast gemacht. Aus einem großen Hafersack erfolgt nun die Fütterung der Gänse, und zwar in der Weise, daß sich einer der Treiber mitten in die Herde stellt und das Getreide nach allen Richtungen hin ausstreut. In der Nacht werden die Tiere in eigens für sie hergerichtete weite Gärten gebracht, die zur größeren Sicherheit mit Drahtnetzen überzogen sind. Nach längerer, oft tagelanger Wanderung ist das Ziel erreicht. Die Tiere werden nun entweder in besondere Verschläge getrieben und dort bis zur Ankunft der Geflügelwagen, mit denen sie weiter nach den Gütern befördert werden, gefüttert oder von den Einwohnern gekauft und zur Mastung in besonders eingerichtete Käfige gesetzt, um zur Martinszeit auf die Märkte gebracht zu werden. Der Gänsetransport nach dem Westen scheint in diesem Jahr ganz besonders groß zu werden.



Das Verladen.

den Herden ihre weite Wanderung nach den deutschen Gauen antreten, werden sie, um den Strapazen einer solchen Reise gewachsen zu sein, „besohlt“, das heißt, sie werden durch

Eine deutsche Kolonie in Venezuela.

Von P. Schneider, Pfarrer der deutschen Gemeinde in Caracas.

Hierzu 2 photographische Aufnahmen.

Im Zeitalter der Jubiläen ist es vielleicht nicht unangebracht, unsere Landsleute in der Heimat auf ein Jubiläum jenseits des Ozeans aufmerksam zu machen, das in den nächsten Monaten, freilich ganz in der Stille, gefeiert werden wird. Der Jubilar ist die deutsche Kolonie „Covar“ in Venezuela, jene in Deutschland halb vergessene, aber im innersten Kern deutsch gebliebene Ackerbaukolonie, die im Anfang des Jahres 1843 von badischen Einwanderern gegründet, nun auf ein sechzigjähriges Bestehen zurückblicken kann. Ihre Geschichte

ist nicht reich an Thaten, und ihre Entwicklung ist hinter den ursprünglich gehegten Erwartungen zurückgeblieben. Still im bescheidenen Wirkungskreise, in völliger Abgeschlossenheit hat sie dahingelebt. Was uns aber mit Bewunderung erfüllen muß, und weshalb sie verdient, daß man ihrer in der Heimat nicht ganz vergißt, ist der Umstand, daß sie ihr Deutschtum, deutsche Sitten und Gebräuche, deutsche Sprache mit echt allemännischer Fähigkeit bis auf den heutigen Tag, das heißt bis in die dritte Generation treu und rein erhalten hat

Im Jahr 1840 faßte die venezolanische Regierung den Beschluß, in dem wenig bevölkerten Land — noch heut hat Venezuela, doppelt so groß wie Deutschland, nur 2¹/₂ Millionen Einwohner — Auswandererkolonien zu gründen, und wandte sich an den Geographen Augustin Codazzi, der sich damals in Paris aufhielt, mit der Bitte um ein Gutachten über die beste Durchführung ihres Planes. Codazzi war mit dem Plan durchaus einverstanden und beschloß, um dem Unternehmen den Erfolg zu sichern, die Ausführung selbst in die Hand zu nehmen. In einem Deutschen, dem Kupferstecher Alexander Benitz, der damals in Paris eine Karte von Venezuela stach, fand er dabei die beste Unterstützung. Denn dieser war es, der der zu gründenden Kolonie das Wichtigste, nämlich die Ansiedler, besorgte, indem er seine Landsleute aus dem badischen Schwarzwald veranlaßte, auf den Auswanderungsplan einzugehen. Mißernten hatten die Bewohner dieses Landstriches mehrere Jahre hindurch schwer heimgesucht, und Armut und Elend herrschten in ihren Häusern. Da mußte ihnen der Vorschlag ihres Landmannes wie eine Erlösung aus großer Not erscheinen, und gern gingen sie darauf ein. Aber andererseits wollten sie auch nicht voreilig den entscheidenden Schritt thun. Sie verlangten erst genaue Nachrichten über Land und Klima, die Lage und Beschaffenheit des Bodens, auf dem man die neuen Ansiedlungen zu gründen gedachte, ebenso auch über die politischen Verhältnisse und den Grad der Freiheit, deren sich die neuen Kolonisten erfreuen sollten. Benitz ging auf diese Forderungen ein und begleitete Codazzi auf dessen Reise nach Venezuela.

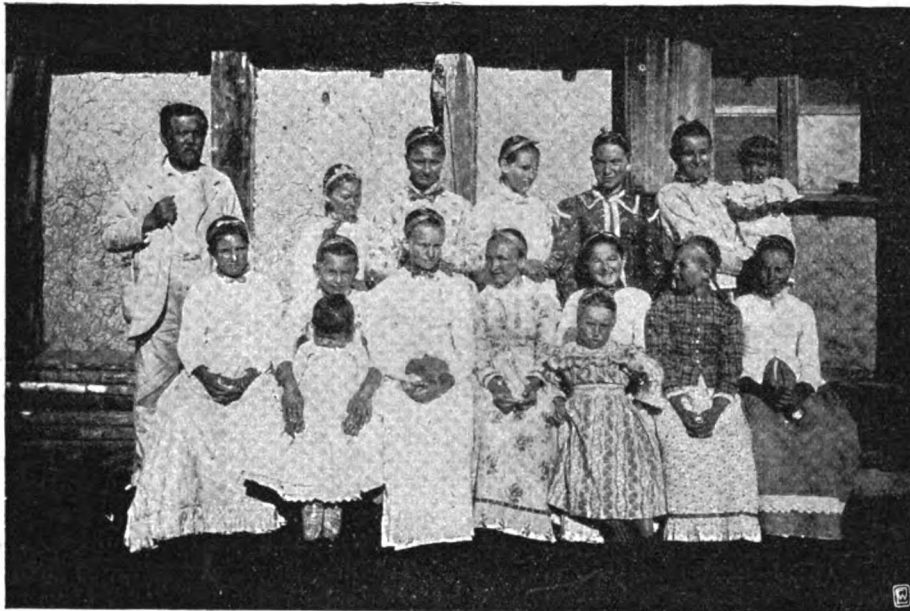
Hier handelte es sich zunächst darum, den geeigneten Platz für die neue Kolonie zu suchen, und nach mehreren

Entdeckungsreisen glaubte Codazzi den vorteilhaftesten in einem Hochthal der Küstenkordilliere zwischen La Victoria und dem kleinen Hafen Maya gefunden zu haben. Der Boden war fruchtbar und versprach reichen Ertrag. Die Durchschnittshöhe von 1800 Meter über dem Meeresspiegel, eine Mitteltemperatur von 16 Grad Celsius, ließen die Annahme

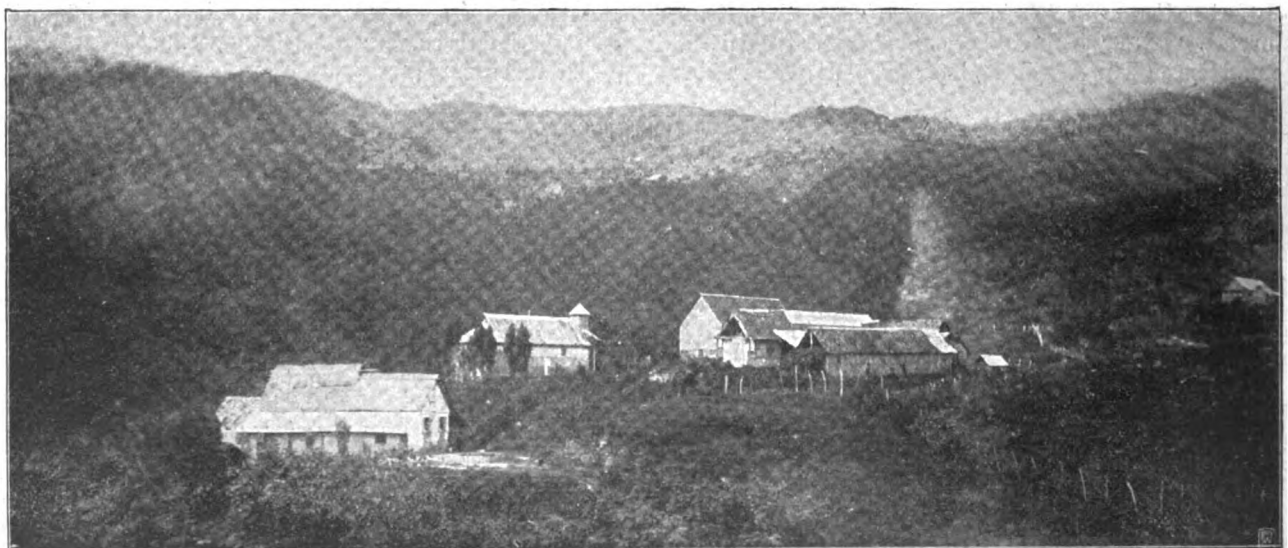
berechtigt erscheinen, daß hier Europäer, unbeschadet ihrer Gesundheit, nach heimischer Weise leben und den Ackerbau ihres Landes treiben könnten. Dazu kam noch, daß der Besitzer dieser bis dahin völlig unbekanntenen Gebirgsgegenden, für den sie selbst fast wertlos waren, Dr. Martin Covar, die Ländereien leihweise hergeben wollte. Später wurden sie von seinem Sohn den Kolonisten geschenkt.

Am 8. April 1843 trafen 374

Personen, 145 Männer, 96 Frauen und 133 Kinder in der neuen Kolonie ein. Zunächst wurden Häuser gebaut und Wege angelegt, vor allem der geradezu mustergiltige Weg durch den Urwald nach La Victoria. Große Abholzungen wurden vorgenommen und das dadurch gewonnene Land an die Kolonisten verteilt. Man baute eine kleine Kirche, die vom Erzbischof persönlich eingeweiht wurde, man richtete eine Schule ein, deren erster Leiter, ein Herr Teufel, mit hingebender Treue und unermüdlicher Sorgfalt seines Amtes gewaltet hat — kurz, als im April des Jahres 1844 eine Regierungskommission die Kolonie Covar besuchte, war sie mit Recht erstaunt, in einer rauhen, unbekanntenen Gebirgsgegend, inmitten eines Urwaldes, der bis vor kurzem noch von keinem Menschen durchquert war, weitab von jeder bewohnten Stätte ein blühendes Gemeinwesen zu finden. Aber diesem Aufschwung folgte nach wenigen Jahren ein schneller Niedergang. Eine Spaltung



Mädchenklasse mit ihrem Lehrer in Covar.



Kirche in Covar mit umliegenden Bauernhöfem.

teilte die Gemeinde in zwei Parteien und verhinderte jede gemeinsame Arbeit; mehrere Misernten untergruben den Wohlstand, und was noch übriggeblieben war, verzehrten die Revolutionen des Landes, deren Kriegsscharen mehrmals raubend und plündernd in unser abgelegenes Gebirgsdorf drangen. Die Kolonie hat sich von diesen Schlägen noch nicht wieder ganz erholt.

Von den vor 60 Jahren Eingewanderten leben nur noch 4 Männer und 11 Frauen. Im ganzen zählt Covar gegenwärtig 62 Häuser, die über eine Bodensfläche von 4000 Hektar zerstreut sind, und 450 Einwohner. Die Schule wird von 63 Kindern besucht, 43 Knaben und 20 Mädchen. Den Anbau europäischer Feldfrüchte, den man in den ersten Jahren betrieb, hat man nach bitteren Erfahrungen wieder aufgeben müssen.

Dafür sieht man aber jetzt in den Thälern überall Kaffeepflanzungen und auf den Höhen Mais und ver-

schiedene hiesige Feldfrüchte. Ganz seltsam und vielleicht einzig dastehend ist die Autonomie der Kolonie. Die venezolanische Regierung hat nicht das Recht, sich in die inneren Angelegenheiten der Gemeinde einzumischen. Die Kolonisten wählen aus ihrer Mitte den Vorsteher, der nur der Bestätigung der Regierung bedarf. Sonst sind sie, obwohl schon längst venezolanische Bürger, in jeder Beziehung selbständig, was auch daraus hervorgeht, daß sie nicht zum Militärdienst herangezogen werden dürfen. Von Anfang an war es den Ansiedlern streng verboten, eine Nichtdeutsche zu heiraten. Wer sich dieser Bestimmung nicht fügen wollte, mußte aus der Gemeinde ausscheiden und verlor alle Rechte an Grund und Boden.

Dieses Verbot ist bis jetzt ganz streng durchgeführt worden und hat wohl am meisten zur Erhaltung des Deutschtums beigetragen. Aber auf die Dauer wird man es kaum aufrecht erhalten können, wenn nicht Ersatz aus Deutschland kommt.

Was die Aerzte sagen.

Die Cholera-gefahr.

In Aegypten ist die Cholera ausgebrochen; die Seuche macht unheimliche Fortschritte und hat einen sehr bedrohlichen Charakter angenommen. Höchst wahrscheinlich wird der für Dezember in Kairo geplante medizinische Kongress verschoben werden müssen. Man hat bereits an maßgebender Stelle über die Schritte beraten, die geeignet sind, die Einschleppung der gefährlichen Krankheit nach Europa zu verhindern. Diese Aufgabe erscheint trotz des ziemlich regen Verkehrs zwischen der Nordküste Afrikas und Europas nicht schwierig, dank der weit fortgeschrittenen Ausbildung der öffentlichen Hygiene, deren wir uns besonders in Deutschland zu erfreuen haben.

Die Cholera ist eine typische Infektionskrankheit, die ihren Einzug durch den Mund hält und zunächst den Verdauungstraktus befällt. Die Nahrungsaufnahme ist es also vor allem, die die Gefahr der Infektion mit sich bringt. Es muß betont werden, daß ein absolut gesunder Magen, der eine normale Verdauungshätigkeit entwickelt, sogar imstande ist, die Choleraerreger abzutöten; daher ist die wichtigste Regel, sich so zu ernähren, daß der Magen in keiner Weise gestört, alteriert wird. Das heißt aber nichts anderes, als sich so ernähren, wie in Zeiten, wo eine Epidemie nicht

drohte. Jeder Erzeß in kulinarischer Beziehung kann den Magen angreifen und ihn unfähig machen, den Schutz gegen Infektion auszuüben, dessen wir bedürfen, denn es ist kaum denkbar, daß während einer Epidemie, wie sie damals in Hamburg herrschte, es bei aller Sauberkeit auch nur annähernd gelänge, jeden Cholerakeim von sich fernzuhalten. Nun herrscht aber unglückseligerweise im Volk der Glaube, man müsse in Zeiten, wo die Cholera drohe, sich ganz anders ernähren und könne durch reichlichen Genuß von Alkohol sich vor Infektion schützen; dieses Aberglaubens wegen sieht man auf den Straßen niemals so viel Betrunkene wie in der Cholerazeit. Das ist natürlich das allerverkehrteste, denn jeder übermäßige, oder besser gesagt nicht gewohnte Alkoholgenuß bringt einen mehr oder weniger heftigen Magenkatarrh hervor, also gerade das, was wir auf alle Fälle vermeiden sollten. Neueste Sauberkeit, Benutzung nur sterilen Wassers zum Trinken, Kochen und Waschen und Innehaltung der gewohnten Lebensweise sind die ersten Regeln für das Verhalten bei Choleraepidemien. Es ist sehr unwahrscheinlich, daß wir bei den heutigen hygienischen Maßnahmen wieder eine Epidemie erleben; sollte es aber der Fall sein, so schützt sich jeder nach obiger Vorschrift am besten und erfolgreichsten.

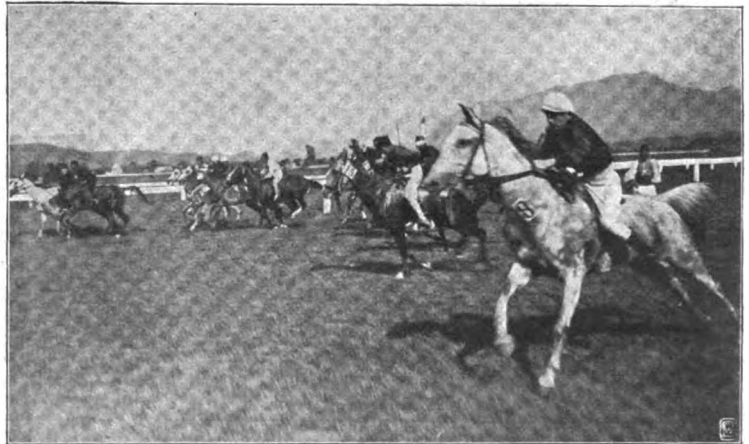
Bilder aus aller Welt.

Der Bewohner der interessanten europäischen Ecke, wo Völker und Sprachstämme in stetem offenem oder heimlichem Kampf miteinander stehen, hört die Bezeichnung „Halbasien“ für sein Vaterland nicht gern. Er sieht in dem ominösen

Namen nur den Vorwurf zurückgebliebener Barbarei. Und doch drückt der Mitteleuropäer mit „Halbasien“ zugleich Vorwurf und Bewunderung aus; er mischt im Geist Pariser Schick und Lebensfreudigkeit mit slawischer Knute und orientalischem



Der Sieger im Kaiserrennen



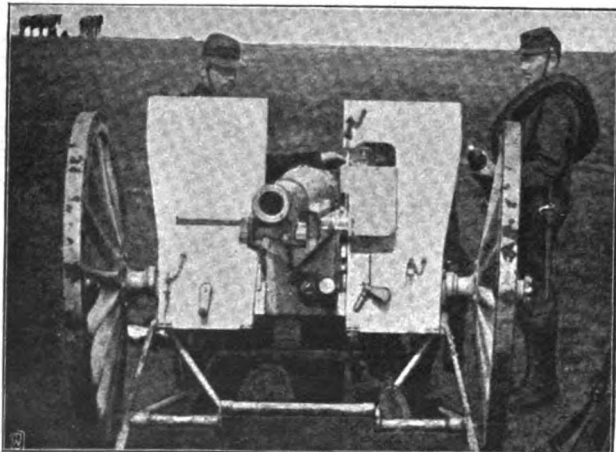
Pferderennen in Sarajewo. (S. Topic phot.)



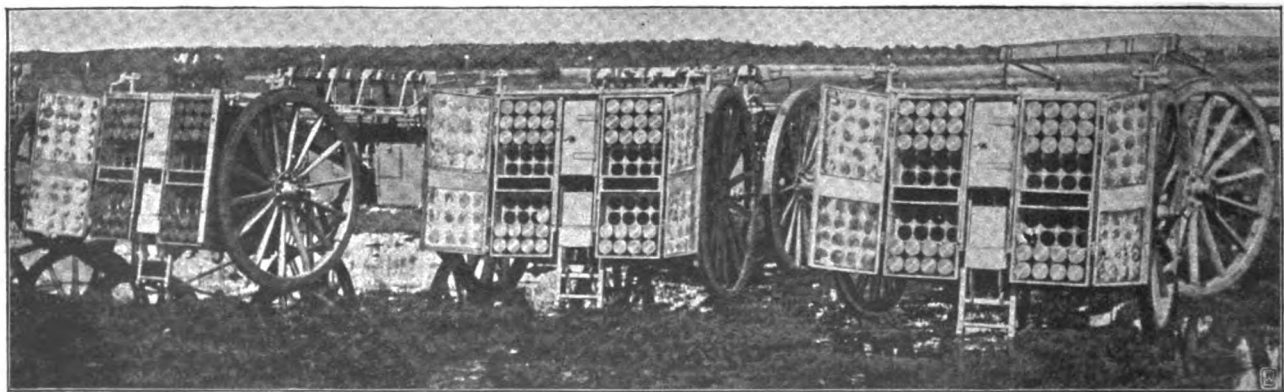
Von den französischen Manövern: Prinz von Asturien (1) und Generalissimus Brugère (2).
Phot. Chuffeau-Glaviens.

Schmutz. Und er hat mit dieser Vorstellung nicht ganz unrecht. Jedes Landeskind vom Balkan und da unten herum, jede Zusammenkunft des Volkes zu Fest oder Trauer zeigt ein eigenartiges, immer anziehendes Gepräge von gesteigerter Kultur und etwas Barbarei, von augenfälliger Sinnenfreude und merkwürdiger Gleichgiltigkeit gegen die uns naturnotwendigsten Kulturforderungen. Darum sind uns-Bilder aus jenen Gegenden stets interessant. Unsere Aufnahmen S. 1835 geben Momentbilder vom Pferderennen in Sarajewo, der Hauptstadt Bosniens, dessen gewaltige Kulturfortschritte unter österreichischer Herrschaft erst vor kurzem von uns gewürdigt wurden. Das Treiben auf dem Rennplatz ist bunt und farbenfroh, Zuschauer wie Reiter tragen originelle Kostüme.

Die Manöver haben allerorten ihr Ende erreicht. In



Das neue französische Schnellfeuerfeldgeschütz.



Geöffnete Munitionswagen der neuen französischen Schnellfeuerfeldgeschütze.
Bilder von den grossen französischen Manövern.
Phot. Gribaredoff.

Frankreich fanden sie unter dem Oberbefehl des Generalissimus Brugère in der Gegend von Toulouse statt. Besonders ein gemeinsamer Frontangriff des 16. und 17. Armeekorps gegen eine Anhöhe, die eine Division verteidigte, hinter der das Publikum sich aufhalten und den allseitigen Angriff des Feindes gut beobachten konnte, fand großen Beifall. Der Prinz von Asturien war der vornehmste der ausländischen Gäste, die die Manöverleitung geladen hatte; er wurde von der Bevölkerung überall

warm begrüßt, und sein Trinkspruch während des Manöverfestmahls in Toulouse auf den Präsidenten Loubet und die tapferen französische Armee fand freudigen Wiederhall. Großes Interesse zeigte der Prinz für das neue französische Schnellfeuerfeldgeschütz; das wir im Bild vorführen. Ein völlig abschließendes Urteil haben die

fachleute zwar noch nicht gefällt, aber die Möglichkeit, in der Minute bis zwanzig Schüsse abzugeben, durch eine sinnreiche Bremsvorrichtung den Rückschlag der Kanone beim Schuß zu verhindern und durch kugelsichere Stahlschilde die Bedienungsmannschaft zu schützen, bedeuten zweifellos große artilleristische Vervollkommnungen. Unsere Bilder zeigen das Äußere des neuen Feldgeschützes mit dem kugelsicheren Stahlschild und die Munitionswagen geöffnet, die die praktische Aufstapelung der Geschosse sehen lassen. Auch die

großen Sonderübungen der französischen Kavallerie unter der Leitung des Generals Donop in der Beauce verliefen zu vollster Zufriedenheit der Heeresleitung. Hier wurden namentlich die neuen Maschinengewehre, die auch wir in Deutschland eingeführt haben, auf ihre Beweglichkeit und schnelle Wirksamkeit erprobt.

Drüben, jenseits des großen Wassers, haben sie nicht nötig, allzuviel Zeit auf Kriegsspiel und Vorbereitung zum Ernstfall zu verwenden. Das amerikanische Interesse konzentriert sich mehr und mehr auf einen großen friedlichen Wett-



General Donop,
Leiter der franz. Kavalleriemänöver.



Henry J. Furber.



La Verne W. Noyes.



John Barton Payne.



Benjamin J. Rosenthal.



David R. Francis,
Präf. d. Weltausstellung v. St. Louis.

Das Komitee zur Vorbereitung der Olympischen Spiele in Chicago 1904.

kampf, auf die 1904 in St. Louis stattfindende Weltausstellung, zu der der Amerikaner wirklich die ganze Welt bei sich zu Gast sehn will. Die Ausstellung wird dem Land der unbegrenzten Möglichkeiten angemessen sein, sehr groß, überwältigend im Umfang, Qualität und Eindruck. Zugleich will man im Sommer 1904 die 1896 in Athen, 1900 in Paris abgehaltenen Olympischen Spiele in Chicago austragen. Wir bringen die Bilder des überaus rührigen Komitees für diese Olympischen Spiele und das Porträt von David R. Francis, des Präsidenten der zukünftigen



König Adwa (1) und König Deido (2) aus Kamerun.
Exotische Gäste in Hamburg.
Schaal phot.

Weltausstellung in St. Louis, für die bereits die größten Vorbereitungen getroffen werden. Um die Beteiligung Deutschlands an den großen Olympischen Spielen, die auf Anregung des Präsidenten besonders auch militärische Wettkämpfe zum Austrag bringen sollen, wird eifrig geworben; man erwartet von der deutschen Regierung eine Subvention von etwa 10 000 Mark und hofft, die noch nötigen 30 000 Mark durch Privatsammlungen in Deutschland und unter den Deutschamerikanern drüben ohne besondere Schwierigkeiten aufzubringen.



Die neue Drahtseilbrücke über den East River bei Newyork im Bau.



1. Klaeber, Landschaftsgärtner (Wannsee), 11. Dorf, 2. Weiß, Stadtobergärtner (Berlin), Schriftführer. 3. Wendt, Landschaftsgärtner (Berlin), Schatzmeister. 4. Stemmler, Gartenbaudirektor (Eiegny), Beisitzer. 5. Heiler, Stadtgartendirektor (München), Beisitzer. 6. Pleier, Parkdirektor (Branitz), Ehrenmitglied. 7. Gräger, Landesrat (Breslau). 8. Milch, Stadtrat, Promenadendecernent (Breslau). 9. Lejus, Stadverordneter (Breslau). 10. Heidenreich, Stadtrat (Lüßitz). 11. Schäpe, Obergärtner (Breslau). 12. Ertel, Kaufmann (Breslau). 13. Krätgen, Landschaftsgärtner (Halle). 14. Werner, Stadigartendirektor (Chemnitz). 15. Clemen, Redakteur (Berlin). 16. Richter, Gartendirektor (Breslau). 17. Kymak, Garteninspektor (Gleiwitz). 18. Schmidt, Stadtgärtner (Dormund). 19. Polzer, Stadigärtner (Mühlhausen). 20. Linke, Stadtgärtner (Magdeburg). 21. Hanisch, Landschaftsgärtner (Rattowitz). 22. Goerth, Königl. Obergärtner (Proslau). 23. Klar, Hoflieferant (Berlin). 24. Miesch, Garteninspektor (Köppitz). 25. Köchel, Garteninspektor (Wartenberg). 26. Janorsky, Landschaftsgärtner (Ob.-Glogau). 27. Schulz, Stadigarteninspektor (Stettin). 28. Jungclaufen, Baumschulenbesitzer (Frankfurt a. O.). 29. Dannenberg, Garteninspektor (Breslau). 30. Erbe, Stadt. Friedhofsinspektor (Breslau). 31. Schneider, Kunstgärtner (Breslau). 32. Heinze, Stadtobergärtner (Breslau). 33. Berndt, Baumschulenbesitzer (Zirlau). 34. Kellner, Gartenbauingenieur (Breslau). 35. Fischer, Obergärtner (Bresla). 36. Fischer, Friedhofsinspektor (Magdeburg). 37. Glum, Landschaftsgärtner (Berlin). 38. Engeln, Stadtobergärtner (Breslau). 39. Kurzmann, Hofgärtner (Sibirienort).

Gruppenbild von der XV. Generalversammlung der Deutschen Gartenkünstler in Breslau.

H. Schirdewan phot.

Von der Größe und Wucht amerikanischen Unternehmungsgeistes und zugleich praktischer Bethätigung kann der Riesenbau der neuen East-Riverbrücke in Newyork überzeugen, die ein würdiges Gegenstück zu der großen Brücke bildet, die ebenfalls nach Brooklyn hinüberführt (Abb. S. 1857).

Das obenstehende Gruppenbild vereinigt die Teilnehmer an der XV. Generalversammlung des Vereins deutscher Gartenkünstler, die in der Oderresidenz Breslau zusammengelassen

waren. Der künstlerische Gartenbau gewinnt ja immer mehr an Bedeutung, namentlich für die Großstadt.

Ein lustiges deutsch-afrikanisches Verbrüderungsbild giebt die Aufnahme vom Einzug der afrikanischen Könige Ukwu und Deido in Hamburg (S. 1857). Die exotischen Gäste beselzen sich mit regem Interesse unsere große Handelsstadt. Fritz Hallberg.

Schluss des redaktionellen Teils.

(Frei nach Körner.)

„Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?—
 Seh's näher und näher blinken!—
 Das sind die Zähne des Schlossfräulein,
 Die so blendend schimmern und blinken!—
 Und wenn ihr die junge Dame fragt:
 Das hat „Odol“ nur, „Odol“ nur gemacht!“



AP
30
W7
v.4

no. 27-39
July-Sept.
1902

DATE DUE		

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

